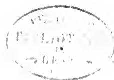
Didaskalia

4. Per.

† fk (24, Juli – Sept.



Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 179. Mittwoch, den 1. Juli 1846.

Das Schlafzimmer.

Nach dem Französischen des Arsène Houssaye.

1.

Friedrich von Marvillers, ein Mann von fünf und dreißig Jahren, hatte das Leben in vollem Maße genossen und sich keine der Thorheiten versagt, denen junge Leute von Vermögen und guter Geburt so eifrig nachjagen; indessen war er frühzeitig davon zurückgekommen, und Niemand sprach mehr von seinen Abenteuern, wohl aber von seinem entschiedenen Hange, denen Anderer nachzugehen. Dies geschah allerdings aus Neugier; aber es war die intelligente Neugier eines Mannes, der Geschmack an der Philosophie findet und selbst gehaltlosen Dingen eine ernstere Seite abzugewinnen weiß. Es machte ihm mehr Vergnügen, den Roman eines Freundes, ja selbst eines ihm Fremden, in seinem allmähligen Fortgange zu beobachten, als selbst einen solchen zu spielen, und mehr als ein Mal hatte ein zärtliches Stelldichein eines seiner Freunde den Schlaf von seinem eigenen Lager verscheucht. Das Leben war für ihn ein immer neues, immer aufgeschlagenes Buch, in welchem zu lesen er niemals überdrüssig wurde.

Nicht zufrieden, Antheil an den Liebeshändeln Anderer zu nehmen, nahm er ein eben so warmes Interesse an politischen und literarischen Intriguen. Bald machte er einen Gelehrten zum Gegenstande seiner Studien, der sich auf alle Weise bemühte, Mitglied der Akademie der Wissenschaft zu werden; bald einen Volksvertreter, welcher Jagd auf ein Ehrenamt in der Deputirtenkammer machte; er wußte die für den Zweck aufgewendete Geschicklichkeit vollkommen zu schätzen, belustigte sich aber ungemein, wenn plötzlich das Geschick einen Strich durch die feine Rechnung machte — das Geschick, das so oft unsere Kartenhäuser über den Haufen wirft und die Rollen, ja selbst den Geist und die Moral des gespielten Drama, gänzlich ändert. Kurz, er war ein eifriger Schüler des Erasmus geworden, der in Allem ein Schauspiel der Narrheit sah, in welchem er, für seine Person, aber keine Rolle übernehmen mochte.

Friedrich von Marvillers besaß ein Vermögen von vierzigtausend Franken Rente, war in den Kreisen der Vorstadt Saint-Honoré und der Vorstadt Saint-Germain sehr gern gesehen und gab in der großen Oper den Ton mit an. Er gehörte folglich jener Klasse Menschen an, die sich allenthalben treffen und vereinigen, wo es gilt, zwanzig Franken für einen öffentlichen, wohlthätigen Zweck, oder ein schönes Schauspiel auszugeben, die geborne Mitglieder einer Akademie sind, welche ihre Sitzungen überall hält, in der Kirche, wie im Theater. Friedrich war also unzweifelhaft ganz in der Lage, fast jeden Tag sich die angenehmste Aufregung verschaffen zu können, wie sie die Lektüre eines interessanten Romans in uns hervorbringt.

Uebrigens war der Instinkt für Alles, was schön, ausgezeichnet und edel ist, unserm Friedrich angeboren. Er liebte die Vollblutpferde, die Hunde reiner Race, seltene Blumen, Meisterwerke der Malerei. Daß er vom Kopf bis zu den Füßen ein Elegant von dem feinsten Tone war, versteht sich von selbst. Er war ein liebenswürdiger Spieler, der fast immer verlor, da er sich mehr Mühe gab, die Pläne seines Gegners zu errathen, als selbst gut zu spielen und zu gewinnen.

Man fand Friedrichs Gesicht schön, dennoch hätte der Kenner der Antike sein Profil nicht für ganz tadellos erklärt. Sein Gesicht gefiel mehr durch seine sanften und geistreichen Züge, als durch die Reinheit derselben. Mit eben so viel Anmuth als Stolz trug er ein wohlgeformtes braunes Schnurrbärtchen, das er während seiner philosophischen Meditationen gewaltig zu mißhandeln pflegte.

Dieser so eben geschilderte Friedrich von Marvillers ritt an einem schönen Junimorgen des vergangenen Jahres im Boulogner Wäldchen nahe bei Auteuil spazieren.

Diesmal aber war es weder die Begierde, irgend ein Abenteuer zu suchen, noch der Drang, einem solchen auf die Spur zu kommen, sondern einzig die schöne reine Luft, die erquickende Kühle, der wolkenlose Himmel, mit einem Worte, es waren die Reize eines schönen Sommermorgens, die ihn in's Freie gelockt hatten. Er nahm, wie schon erwähnt, seinen Weg nach dem Wäldchen von Boulogne. — Die noch im Morgenthau glänzenden Zweige hauchten Wohlgerüche aus, die Pferd und Reiter berauschten; dennoch war das Gehölz noch ganz verödet, da die Stunde, in welcher die vornehme Welt Luft zu schöpfen pflegt, noch nicht geschlagen hatte. Bekanntlich überlassen die Herrschaften ihren Dienern die schönsten Stunden des Tages, und kommen erst in das Wäldchen, wenn ihre Reitknechte den Staub der Alleen bereits aufgewirbelt haben.

Plötzlich fuhr eine zierliche Halbchaise an Friedrich von Marvillers vorüber. Der Kutscher schlug einen Seitenweg ein und hielt plötzlich, ungefähr zwischen Boulogne und Auteuil, an. Friedrich sprengte nach, um zu sehen, wer wohl der frühzeitige Waldbesucher seyn möge. Der Bediente sprang von seinem Sitze, öffnete den Schlag und fragte, ob der Wagen hier halten solle.

„Ja wohl," . . . . antwortete ein helles, sanftes Stimmchen, und in gleichem Augenblicke stieg eine junge Dame aus, deren Blässe unserm jungen Reiter sogleich auffiel. Aber nicht nur ihre Blässe, auch ihre Schönheit, ihr stolzer und edler Anstand erregten sein Erstaunen. — Sie trug ein einfaches weißes Barègekleid, einen schwarzen Spitzenshawl und einen lila Kreppht. Indem sie einige Schritte tiefer in den Wald ging, öffnete sie ein kleines rosa Sonnenschirmchen; sie wandte sich noch ein Mal um und rief dem Kutscher zu:

„Ich will jetzt ein wenig zu Fuß gehen, erwarten Sie mich hier, Wilhelm."

„Ist das nicht die Equipage des Grafen von Verneuil?" fragte

sich Friedrich. Sein Gedächtniß und das Wappen am Wagen hatten ihm auf die Spur geholfen, denn er war zufällig weder dem Grafen, noch der Gräfin je vorgestellt worden und kannte sie daher nur so, wie sich alle angesehene Leute in Paris kennen.

Unterdessen waren einige Minuten verflossen; die junge Dame, welche eiligen Schrittes irgend ein Ziel zu verfolgen schien, hatte beinahe schon das Ende der Allee erreicht. Friedrich gab schnell seinem Reitknechte das Pferd und folgte ihr in einiger Entfernung vorsichtig zu Fuße nach.

Jetzt war sie am Ausgange des Waldes angekommen, ohne sich auch nur ein einziges Mal umzusehen, da es ihr wohl nicht entfernt einfiel, daß ihr Jemand auf dem Fuße folge. Doch nun galt es, dem Anscheine nach, einen Weg aufzusuchen. Sie warf einen flüchtigen Blick auf die freundlichen Landhäuser, welche am Saume des Waldes zerstreut lagen, und wandte sich zurück, als ob sie Etwas suche. Plötzlich schlug sie einen Fußpfad ein, der sich zwischen Weinbergen hinaufschlängelte und zu einer Gitterthür führte. Wie es schien, war er wenig betreten, denn die kleinen, wohlgeformten Füße der jungen Spaziergängerin verwickelten sich mehr als ein Mal in dem Gestrüppe.

Je näher sie dem Gitterthor kam, desto zögernder wurden ihre Schritte. Gesenkten Hauptes, in Sinnen verloren, schritt sie langsam vorwärts, blieb stehen und — kehrte endlich wieder um. Sie blieb abermals stehen und blickte gen Himmel, gleichsam, als erwarte sie Rath von ihm. Mit anscheinend neu gewonnenem Muthe schritt sie nochmals auf die Thür zu; dies Mal erreichte sie solche wirklich. Sie legte ihre niedliche Hand an eine der beiden Akazien, die an beiden Seiten der Thür standen, gleichsam als bedürfe sie einer Stütze. Einige Augenblicke sah sie durch das Gitter, dann verhüllte sie ihr Gesicht mit dem Schnupftuche.

„Nein, nie, nie werde ich den Muth dazu haben," flüsterte sie — und dies Mal mußte ihr Entschluß unwiderruflich seyn, denn sie kehrte um, zwar langsamen Schrittes, und als ob ihr Entschluß sie gereue, doch ohne ernstlich zu schwanken. Bald hatte sie das Wäldchen wieder erreicht; ihre Stirn erheiterte sich; die sie beunruhigenden, düsteren Träume schienen zu weichen, und sie athmete wieder freier. Während sie immer langsam ihren Rückweg verfolgte, zog sie aus einer kleinen Brieftasche einen zerknitterten Brief und las ihn, obgleich er ziemlich lang war, und sie ihn ohne Zweifel schon mehrmals gelesen hatte. Dann setzte sie sich auf einen Baumstamm, um ein wenig auszuruhen. Aber kaum hatte sie Platz genommen, als ein Waldhüter sie durch sein Erscheinen aufschreckte und sie bestimmte, sich zu entfernen. Bald hatte sie ihren Wagen wieder erreicht, sie stieg ein und zog die Vorhänge zu.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Leitung deutscher Auswanderung nach Amerika.

. (Aus dem Großherzogthum Hessen, 10. Juni. — Corresp.) Eine recht herbe, von Vielen gemeinhin als wohlthätig bezeichnete Wahrnehmung ist die jetzt in mehreren deutschen Staaten in Masse vor sich gehende Auswanderung arbeitsfähiger, mitunter wohlhabender Mitbürger nach der neuen Welt, das Verlassen Vieler der geliebten Heimath, eines schönen Himmels, eines fast durchgängig fruchtbaren Bodens, das gewaltsame Zerreißen heiliger Familienbande, um, nach Irrfahrten voll Mühen und Unglück, das geträumte Reich innerer Zufriedenheit und erhöhten Wohlbehagens zu finden. Kein Verlust kann für das verlassene Vaterland trauriger seyn, als wenn der an Menschen zugleich mit Industrie und Kapitalien begleitet, und wenn für einen solchen Verlust keinerlei Ersatz geboten ist. Von Seiten der Gesammtheit deutscher Regierungen scheint bis jetzt Nichts geschehen zu seyn, um den bei dem so entschieden sich kundgebenden, durch Nichts zu hindernden Auswanderungstrieb vieler Deutschen verbleibenden einzigen, aber höchst wichtigen Vortheil bei Gründung und Pflege gegenseitiger Verbindungen und Beziehungen zwischen den Abziehenden und dem Mutterlande zu retten. Es müßte die schönste, die dankbarste Aufgabe der hohen deutschen Bundesversammlung seyn, das deutsche Auswanderungswesen, sowohl in Hinsicht auf die, die neue Welt suchenden Einzelnen, als in Rücksicht der angedeuteten großen Frage zum Gegenstande ernster Erwägung und wohlwollender Anordnungen hervor zu ziehen; Nichts könnte mehr geeignet seyn, den Beifall und die Sympathien aller verständigen und wohlgesinnten Vaterlandsfreunde zu erwecken, als eine warme Fürsorge für die fragliche, wahrlich sehr hochwichtige Sache, die, wenn sie auch von einzelnen Gliedern des in seiner Zusammensetzung so wichtigen und einflußreichen hohen Bundes mit Nachdruck aufgegriffen wird, nie zum gemeinsamen großen Ziele wird hingeleitet werden können. Die treffliche Druckschrift eines des Nestors der deutschen Diplomaten, des edlen Freiherrn v. Gagern, über die Mittel, wie die Regierungen die Auswanderungen verständig leiten sollen, der Bundesversammlung in ihrer 34. Sitzung vorgelegt, scheint den erwünschten Erfolg nicht gehabt zu haben, sollte jetzt aber als dringende Mahnung der Regierungen erscheinen, zu gemeinsamen Verbindungen im Interesse der dem Zufalle sich überlassen sehenden deutschen Auswanderer und des großen deutschen Vaterlandes zu schreiten. Zugleich ist es gewiß an der Zeit, daß sich warme Vaterlandsfreunde, Männer, welchen das künftige Wohl ihrer seitherigen Mitbürger, wie das des gemeinsamen Vaterlandes wahrhaft am Herzen liegt, sich einigen, um entweder mit oder ohne Mitwirkung der Behörden die große Sache unablässig ins Auge zu fassen und sie zu erreichen. Freie Vereine, Städte unter sich verbindend, sind das ergiebigste Mittel zur Erreichung des großen Zweckes, und gewiß ist es am Orte, zu näherer öffentlicher Besprechung derselben, wie hiermit geschieht, in einer Epoche aufzufordern, in welcher auf demselben Wege hier und da so Herrliches schon zu Stande gekommen, das Heiligste aber, Mitgefühl für scheidende Brüder und Freunde, für die Größe und Würde unseres Vaterlandes, von Vielen unterdrückt worden ist.

Mannichfaltigkeiten.

In einem Districte des Kaukasus ist nach einer zuvor stattgehabten Erderschütterung eine ganze Dorfschaft von ihrer ursprünglichen Stelle auf vier Werste weit fortgetragen und dadurch die frühere Gestaltung dieser Oertlichkeit völlig verändert worden. Gärten, Mühlen, Wein- und andere wirthschaftliche Vorräthe wurden dabei völlig zerstört, Menschen und Thiere hatten jedoch noch Zeit, sich zu retten.

Zur Abwehrung der häufigen nächtlichen Ueberfälle, denen die russischen Forts im Kaukasus von Seiten der Bergvölker ausgesetzt sind, hat man für die besten, solche abwehrenden Wächter jetzt eine eigne Art von Hunden erkannt, deren Aeußeres nicht schön ist, die ein zottiges Fell von schmutziggelber oder grauer Farbe haben und in der Größe einem mittelmäßigen Hühnerhunde gleichkommen. Sie haben ihre Häuschen dicht unter den Wällen des Forts und müssen abwechselnd den Schildwachenposten versehen. In der Feste Gagre, dicht am schwarzen Meere liegend, wurden sie zuerst dazu gebraucht. Unmittelbar hinter deren Wällen erheben sich die Berge in solcher Steile, daß die Feinde von ihren Gipfeln aus mit Leichtigkeit Steine von enormer Masse in dieselbe schleudern können; schon viele Krieger ihrer Garnison wurden auf diese Weise tödtlich getroffen. Seitdem sie sich aber dieser Hunde

als Schildwachen zu bedienen anfing, ist sie viel sicherer als sonst gestellt. Die Feste umgibt eine Schlucht, durch die der einzige Paß geht, der aus Awchasien längs der Küste zu den feindlichen Bergvölkern führt.

Lokalblätter enthalten folgenden Erlaß der Regierung des Donaukreises: „Da schon bisher häufig die Wahrnehmung gemacht wurde, daß die nothwendigsten Lebensmittel nicht in guter und gesunder Beschaffenheit und in gehörigem vollen Maße und Gewichte an die Konsumenten abgegeben wruden, so müssen die Polizeibehörden bei der gegenwärtigen, immer noch steigenden Theurung aller Lebensbedürfnisse doppelt sich aufgefordert finden, ernstliche Sorge dafür zu tragen, daß das Publikum in den gedachten Beziehungen nicht benachtheiligt werde. Man will daher die K. Oberämter angewiesen haben, den Ortspolizeibehörden nachdrücklichst einzuschärfen, der Beschaffenheit der Viktualien ihre ganze Aufmerksamkeit zu schenken, insbesondere aber die Qualität und beziehungsweise das Maß und Gewicht von Brod, Fleisch, Salz, Bier, Milch u. dergl. auf das strengste zu überwachen, und, wo es nöthig ist, ohne Nachsicht gegen die Schuldhaften die angemessenen Rügen und sonst geeigneten Maßregeln eintreten zu lassen. Ulm, den 12. Juni 1846."

(Darmstadt, 25. Juni.) Gestern wurde in einer General-Versammlung auf dem hiesigen Rathhause der Entwurf der Statuten des Central-Vereins der Wohlthätigkeits-Anstalten im Herzogthum Hessen berathen, und nach vierstündiger sehr genauer Prüfung mit mehreren Abänderungen angenommen. Das bisherige geschäftsleitende Comité erhielt zum Schluß den Auftrag, bei der Regierung um Genehmigung der Statuten einzukommen, und wenn diese, wie zu hoffen steht, erfolgt ist, die Wahl eines Vorstandes durch Abstimmung der Mitglieder zu veranlassen.

(Stuttgart, 27. Juni.) Eine Verordnung des Königs verfügt, um Gleichförmigkeit in den Eingaben von Privaten an Staatsstellen herbeizuführen, Folgendes: 1) die Anrede ist einfach Königlich (K.) z. B. K. geheimer Rath, K. Oberamt, 2) die Schlußformel ist a) bei dem Geheimen Rath und Ministerium: „Ehrerbietig"; b) bei den Central- und Mittelstellen: „Verehrungsvoll"; c) bei den Bezirksstellen: „Hochachtungsvoll", worauf alsdann ohne weitere Beisätze die Unterschrift des Eingebenden zu folgen hat.

Der Magistrat der Stadt Augsburg macht bekannt, daß er, um dem wieder sich erhebenden Wucher zu begegnen, gleichwie im vorigen Winter, Getreide ankaufen und zur Niederhaltung der Preise den Bäckern und Hückern so lange Abhülfe damit gewähren wird, als es die Umstände erfordern.

(Fulda, 26. Juni.) Die neueste Nummer unsers Provinzial-Wochenblattes enthält eine von der Polizei am 22. d. M. vorgenommene Prüfung der Backwaaren. Nach dieser haben von 22 Bäckern, bei welchen an diesem Tage Prüfung ihrer Waaren vorgenommen wurde, nur zwei derselben über ihr geliefertes Roggenbrod die Note gut, die übrigen theils ziemlich gut, theils mittelmäßig erhalten, und zwei davon sind, weil ihre Waaren viel zu geringer Qualität, nicht gehörig ausgebacken und daher nicht der Taxe gemäß waren, mit Recht zur Bestrafung angezeigt worden, während sich die Polizeidirektion noch nebenbei zu nachstehender Bekanntmachung veranlaßt sah: „Da das Ergebniß dieser Prüfung bewiesen hat, daß das Roggenbrod mehrerer Bäcker theils von geringer Qualität, theils schlecht ausgebacken war, weßhalb auch die Kontravenienten zur gerichtlichen Bestrafung gebracht worden sind, so wird, um jede Zuwiderhandlung der Bäcker gegen die bestehenden Vorschriften zur Ahndung zu bringen, erwartet, daß, wenn Personen von hiesigen Bäckern Brod erhalten, das nicht von taxmäßiger Qualität ist, sie alsbald Anzeige davon machen und das Brod zur Prüfung an Polizeistelle bringen werden. Der Ankaufspreis, welchen sie für nicht taxmäßiges oder zu leicht befundenes Brod gegeben haben, soll dann denselben ersetzt werden. Aus kurfürstlicher Polizei-Direktion."

(Kiel, 23. Juni.) Daß die beim Militär eingeführten Percussions-Büchsen und Flinten noch immer an Unvollkommenheit ihrer Einrichtung leiden, darüber hört man nicht selten Klage führen. Vor einigen Tagen verlor ein Jäger des hier garnisonirenden 5 leichten Bataillons sein rechtes Auge bei den Schießübungen nach der Scheibe, indem ein Stück des Kupferhütchens ihm ins Auge flog, als er abdrückte.

(Berlin.) Das hiesige Lokalblatt „die Stafette" erwähnt in seiner neuesten Nummer (72) eines Falles, der putzsüchtigen Damen zur Warnung und Lehre dienen kann. Es wird nämlich erzählt, daß neulich eine bis zu schaufensterlicher Fülle mit Putz und Schmuck überladene Dame am hellen Tage in ein Haus der Friedrichsstraße ging und daß ihr mehrere feine Herren folgten. Auf der Treppe ward die Dame plötzlich von hinten überfallen und ihr der Mund zugehalten. In Zeit von 13 Minuten war ihr aller Schmuck abgerissen und die Räuberbande verschwunden. Als sich die Dame nach einem viertelstündigen Verblüfftseyn erholt hatte, ging sie zu der Familie, die sie in dem Hause besuchen wollte, und kam dahinter, was ihr Alles entrissen war: ein silberner Pfeil mit Emaille aus dem Haar, eine sechs Mal herumgehende Granatkette mit Gold vom Halse, eine faustgroße Broche vom Busen, drei Armbänder, eine goldene Cylinderuhr mit goldener Kette, eine golden eingefaßte und mit Edelsteinen besetzte Lorgnette, drei Ringe und lange Ohrringe. Die Redaktion bemerkt, daß in diesem Schmucke der ganze jährliche Lebensunterhalt von wenigstens 25 Schullehrern enthalten war!!

(Potsdam, 22. Juni.) In unserer Stadt sind vor einigen Tagen mehrere junge Gäste aus der Ferne eingezogen, die ohne Zweifel geeignet sind, ein allgemeines Interesse zu erregen. Ein moldauischer Hauptmann führte nämlich dem hiesigen Cadettenhause neun moldauische Knaben aus Jassy zu, die hier vier Jahre verbleiben, dann zwei Jahre das Berliner Cadettenhaus besuchen und endlich noch drei Jahre in das preußische Heer eintreten werden. Nach dieser Frist kehren die jungen Männer entweder in ihr Vaterland zurück, oder nehmen Militärdienste, wo es ihnen beliebt. Es sind Söhne von moldauischen angesehenen und bekannten Bojaren; die Namen Stourdza, Gergel, Katardzin, Aslan, Milow sind besonders hervorzuheben. Bekanntlich ist das moldauische ungefähr 600 Mann betragende Militär nach der Rückkehr der beiden Söhne des Hospodar Stourdza, die vor einigen Jahren in Berlin sich zum Staatsdienste vorbereiteten, fast ganz auf preußischen Fuß gesetzt. Die Sendung der kleinen Cadetten, denen noch einige nachfolgen werden, beweiset unzweideutig, daß unseren preußischen militärischen Bildungsschulen und Einrichtungen selbst im Auslande die ehrendste Beachtung und Nacheiferung gewidmet wird.

Die Familie des Dr. Seidenstücker wird binnen 6 Wochen von Göttingen über Bremen ihrem vorangegangenen Vater nach in das neue Vaterland ziehen; der älteste Sohn studirte in Göttingen Philologie.

(Frankfurt, 27. Juni.) Am Donnerstag Abend neckte ein kleiner Junge auf der Straße einen alten Mann und schlug endlich demselben den Hut in den Kopf. Eine zugegen gewesene alte Frau gerieth über dies Benehmen in solchen Aerger und Eifer, daß sie hinfiel und auf der Stelle todt blieb.

Korrespondenz.

Köln, 1°. Juni.

Die trois jours mit ihren Complementair-Tagen nicht etwa einer neuen Juli-Revolution, sondern eines artistischen fröhlichen Festivals, des deutsch-vlämischen Sängerfestes, sie sind jetzt vorüber und Alles hat sich wieder zur gewohnten Ruhe pacifizirt. Ueber diese Riesen-Konzerte und die damit verbundenen Volksfestlichkeiten noch referiren zu wollen, hieße Oel in die Flamme gießen, da die Kölner Zeitung bereits Alles erschöpfend in ihren Spalten mitgetheilt hat. Wir erlauben uns daher blos einige flüchtige Bemerkungen. Durch dieses Fest ist im wahren Sinne des Wortes zwischen Deutschland, wenigstens zwischen allen Stämmen des ehrwürdigen Rheines, mit dem Volk der Maas und Schelde, mag es vlämisch, französisch oder wallonisch reden, eine innige, feste, amicale Allianz geschlossen worden; Völkerstämme mit den verschiedensten Tendenzen, Institutionen und Interessen haben sich brüderlich in Leben, Kunst und socialer Beziehung umarmt, und von den entschiedensten Erfolgen kann dieses Verhältniß auch in Betreff des politischen, commerciellen Triebrades begleitet seyn. — In rein musikalischer Hinsicht hat die Capitale des Rheinlandes, Köln, es bewiesen, wie fester Wille und Ausdauer auch bei zersplitterten, sich oft opponirenden Kräften und Gesinnungen Großartiges erwirken können und wirklich zu Stande gebracht haben. Trotz der jahrelangen inneren musikalischen Fehden und Zwiste in den getheilten Partien der neuen Gluckisten und Piccinisten (Häupter die HH. Weber und Born) hat der königl. Musikdirektor Fr. Weber im Vereine mit Mendelssohn alle geistigen Kräfte belebt und im Schach gehalten, während die übrigen Anordner der Festlichkeiten mit Energie und Umsicht ihren Weg gingen. Bekanntlich ist der musikalische Theil des Festes sehr befriedigend, ja glänzend ausgefallen, und Mitwirkende, wie Zuhörer sind in vollem Maße zufrieden gestellt worden. — Hoffen wir, daß durch dieses Fest allgemeiner Eintracht auch die innern Zänkereien und gegenseitig ertheilten Ohrfeigen unserer Kölner musikalischen Republik endlich endigen und daß man zur Einsicht gelange, wie wenig der Art Hader der Sache der holden Frau Musica nützen könne. — Wie es nun insgemein bei so absonderlichen Anlässen, wo Schaaren der Menschheit sich concentriren, geschieht, so folgt das Gemeine dem Erhabenen wie ein böser Schatten, und Prellerei, Ueberforderung, Gaunerei, nebst den vielfach modifizirten Abstufungen der Chevalier-d'Industrie-Kunst hielten auch diesmal hier eine reiche Ausbeute, wodurch mancher Fremdling und Gast beeinträchtigt wurde. Vor Allem aber müssen wir die unverschämten Ueberforderungen einiger Gastwirthe rügen, und verdiente solche Handlungsweise eine derbe Züchtigung, da die Ehre und Cordialität einer ganzen Stadt mehr oder minder darunter leiden müssen und man insgemein vom Individuum seine logischen Schlüsse auf das Ganze anwendet. Haben wir nicht seiner Zeit denselben Unfug in der Universitätsstadt bei Gelegenheit der Beethovenmonuments-Feier in den Journalen fast aller Sprachen in höchst erbittertem Tone lesen müssen! Nachträglich noch die Bemerkung, daß unser Dr. Weyden als Ceremonienmeister, Redner und Dichter, als das vermittelnde Medium zwischen all diesen verschiedenen Nationalitäten, wacker und thätig sein sich gestecktes Ziel erreicht hat, was wir lobend anerkennen. — Das Sinken des hiesigen Grundeigenthums, womit eine Zeitlang Hazardspiel getrieben wurde, wird mit jedem Tage bedenklicher und manchem Käufer hält es schwer, die Zinsen herbeizuschaffen, geschweige das Capital zu decken. Es stehen daher durch den Quadratfußschwindel manche Fallimente in Aussicht, da sie fast unausbleiblich sind. — Unsere hiesigen Industriellen entfalten tagtäglich neue Kräfte; besonders Mechanik und damit verwandte Künste vervollkommnen sich fast zusehend. Klavier- und Orgelbau finden hier ihre tüchtigen Repräsentanten. Maschinenbau nicht minder *), und allmälig wird die Güte „hiesigen" Fabrikates es verhüten, daß enorme Summen jährlich dem Auslande zufließen, statt der Industrie der Heimath zu gut zu kommen. — Der Speditionshandel Kölns steht im besten Flor, und durch geographische Lage, Eisenbahn und Rhein kann es nicht fehlen, daß Köln im Allgemeinen zu stets blühenderem Wohlseyn gelange. — Die schwülen Sommertage gewähren durch das Rheinbad manche Erholung, leider aber sind bereits durch Unvorsichtigkeit mehrere Unglücksfälle schon vorgekommen und haben Familien in Trauer versetzt. Eben so ist ein arger böser Flecken das unsinnige Rennen der Fiaker und Privat Equipagen durch die engen, belebten Straßen Kölns, und steht von der Polizei zu erwarten, daß sie diesem Unfug endlich auf energische Weise ein Ziel setze. — Unser Theater lebt noch immer in einem Zwitterzustande, und Vorstellungen werden gegeben, um die Mitglieder einigermaßen nicht in größte Verlegenheit gerathen zu lassen. Aber der schmale Besuch, zumal bei dieser afrikanischen Hitze, bringt nur sehr kleine Recetten zu Stande, wodurch aller Wahrscheinlichkeit nach der Musentempel bald gänzlich geschlossen werden dürfte. * * *

*) Eck und Lefevre, Fürth Sohn rc.

Ems, 27. Juni.

Auch die hiesige Saison scheint beim Beginne des Juli glänzend zu werden. Von nah und fern strömen Gäste herbei und erwarten hier Genesung; darunter, wie immer, viele Engländer, Franzosen — der Herzog von Richelieu — und Russen. Die heutige Kurliste zählt schon 1475 Personen und 375 durchgereis'te Fremde. Se. Durchl. der Erbprinz und Ih. großherzogl. Hoh. die Erbprinzessin zu Hohenzollern-Sigmaringen nebst Gefolge befinden sich noch hier, während die regierende Fürstin zu Sondershausen bereits abgereis't ist. — So freundlich auch Ems liegt und so viel auch die Natur schon zur Verschönerung beigetragen hat, indem sie die Lahn sich wie ein Silberband durch das Thal hinschlängeln ließ, so fehlt hier doch noch so Manches, um ein anziehendes Badeleben zu entwickeln. Wir wollen nicht von dem Mangel eines Theaters sprechen, das gewiß oft genug, besonders an regnerischen Abenden, besucht werden würde, auch übergehen, daß die Anlagen noch ziemlich neu sind und die Bäume auf manchem Theile der Promenade noch wenig Schatten gewähren; es fehlt hiesigem Badeorte, dessen Ruf doch so ausgezeichnet ist und dessen Heilquellen gewiß Jeder neue Kraft verdankt hat, an Geselligkeit und Gemüthlichkeit, wodurch sich die schlesischen Bäder auszeichnen. Kaum wagt man auf den Spaziergängen und bei Tische mit einander zu sprechen und bei einem zufälligen Zusammentreffen auf gemeinsamen Ausflügen sondert sich jede Familie — pour ainsi dire — ab, während durch Mittheilung eine allgemeine Heiterkeit hervorgebracht werden könnte. Das kommt aber von den verschiedenen hiesigen Elementen, die sich füglich nicht gut vereinigen, her. — Die hiesige Badedirektion hat übrigens Alles gethan, um den Kurgästen jede Bequemlichkeit zu verschaffen und Ordnung und Pünktlichkeit in Allem herzustellen. Die Schönheiten der Umgebung laden zu täglich neuen Ausflügen ein. Der belohnendste ist unstreitig nach Koblenz und Ehrenbreitstein, von wo man auf der Retour nach Stolzenfels fahren und nach einer angenehmen Ueberfahrt über den Rhein bald wieder die heimischen Thäler erreichen kann. Seit einigen Tagen war das Wetter sehr ungünstig, heute entsandte die Sonne schon wieder einige Strahlen und die nunmehr abgekühlte Luft läßt auf schöne Witterung wieder hoffen, die wir hiermit den lieben Bewohnern des freundlichen Ems von Herzen wünschen. S.

Dreisylbige Charade.

Erste Sylbe.

Bald mag sie dir zum Schutz gereichen
Und bald auch das Gesuchte zeigen.

Zweite und dritte Sylbe.

Wir sind Bewohner von Flecken und Städten,
Vereinigt zu streben, zu schützen, zu retten.

Ganzes.

Bekannt ist es im sächsischen Reiche,
Wie Abderiten, durch komische Streiche.

S.

Auflösung der Charade in Nro. 177:
Ehrenpreis (Veronica officinalis.)

Main-Wasserwärme: 30. Juni, Morgens, 8 Uhr: 16 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 30. Juni. Das bemoos'te Haupt, oder: der lange Israel, Lustspiel in 4 Abth., von R. Benedix. (Gastrolle) Alsdorf: Dr. Guntan, vom Stadttheater zu Augsburg.

Donnerstag, 2. Juli. Des Teufels Antheil, komische Oper in 3 Abth., nach dem Französischen von C. Gollmick, Musik von Auber.

Redacteur: J. L. Heller, — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 180. Donnerstag, den 2. Juli 1846.

Das Schlafzimmer.

Nach dem Französischen des Arsène Houssaye.

(Fortsetzung.)

Friedrich von Marvillers hatte sie während dieser ganzen Zeit genau beobachtet. Erst war er ihr in kurzer Entfernung gefolgt; dann, als sie zurückkehrte, hatte er sich hinter dichtem Gebüsche verborgen, und als sie den Wald wieder erreichte, hatte er sich tiefer in denselben zurückgezogen, um nicht von ihr gesehen zu werden. Jedenfalls hatte er genug gesehen, um außer Zweifel über den Zweck dieser Morgenpromenade zu seyn; denn ihre Unruhe, ihre Unentschlossenheit, ihre Eile hätten selbst einem weniger welterfahrenen Manne nicht entgehen können. Aber er, gewohnt, scharf zu beobachten, sah selbst da noch, wo Andere nichts mehr sahen, und wo auch er nicht mehr klar sehen konnte, machte er Schlüsse und errieth das Uebrige.

„Sie kommt sicher wieder," dachte er, gestützt auf seine Kenntniß der Schwachheiten des menschlichen Herzens.

Für dies Mal fand er es angemessen, die ungewöhnliche Erscheinung nicht weiter zu verfolgen. Er bestieg daher sein Pferd wieder und begab sich noch ein Mal an die Stelle, von wo aus er Zeuge dieses eben erwähnten Auftrittes gewesen war. Jenseits der Gitterthür erblickte er eine niedliche Villa; er umritt sie einige Mal. Das Haus war im italienischen Style erbaut und lag mitten in einem im englischen Geschmack angelegten Garten. Obgleich es nicht gerade ein ausgezeichnet schönes Gebäude war, so hatte es doch einen Anstrich von Eleganz. Alle Fensterladen waren geschlossen, und doch schien es bewohnt zu seyn. Der Weg, welcher zum Garten führte, war zwar verwildert, aber der Garten selbst in Ordnung gehalten; die Alleen waren frisch gebarkt, und auf die dichten Buchenhecken hingen Schneebälle und Judenkirschen in großer Fülle herab. Granaten und Orangenbäume schmückten die Freitreppe, welche zum Hause führte.

„Vortrefflich!" dachte Friedrich bei sich. „Das verspricht Etwas und kommt mir gerade gelegen, jetzt, wo ich der kleinlichen, einförmigen Coulissenabenteuer eben müde bin, deren Anfang man nur zu kennen braucht, um auch sogleich das Ende zu errathen."

Am Abend desselben Tages traf Friedrich im Theater français mit dem jungen Marquis von Berviers, einem seiner alten Jugendgenossen, zusammen.

Nachdem man, wie gewöhnlich, über den Verfall des Theaters gesprochen hatte, sagte Friedrich: „Bester Freund, die schönsten Schauspiele bietet uns doch die Natur."

„Die Natur?" wiederholte der Marquis, und brach in ein lautes Gelächter aus.

„Nun, — und warum nicht? In diesem Augenblicke besitze ich schon eine Wohnung in Auteuil. Ich sehe lieber Bäume, Wolken, Flüsse und Singvögel, als immer einen und denselben Menschen unter verschiedenen Gestalten."

„Welche Sentimentalität!" murmelte der Marquis.

„Eben fällt mir ein: Sie kennen doch alle Welt, folglich sind Sie gewiß auch bei dem Grafen von Verneuil eingeführt?"

„Ja wohl, und warum?"

„Frau von Verneuil, sagt man, sey ein wahrer Tugendspiegel."

„Gewiß."

„Auch ich bin davon überzeugt. Ich glaube, sie diesen Morgen in der Nähe von Auteuil gesehen zu haben; besitzt sie vielleicht ein Landhaus daselbst?"

„Ich glaube nicht, denn Herr von Verneuil ist Besitzer eines der schönsten Schlösser der Normandie."

„Frau von Verneuil gleicht einer Dame meiner Bekanntschaft ganz außerordentlich. Da ich diese nicht füglich fragen kann, ob sie es gewesen ist, die ich im Boulogner Wäldchen sah, so erzeigen Sie mir wohl die Gefälligkeit, die Gräfin zu fragen, ob sie zuweilen nach Auteuil gehe."

„Nichts ist leichter als dies," sagte Herr von Berviers, ohne sich darum zu kümmern, was Friedrich wohl für eine Absicht dabei haben könne, und ohne zu fühlen, daß seine Frage, wie er sie auch einkleiden möge, der Gräfin als eine Unbescheidenheit erscheinen müsse.

Nachdem sie noch eine kurze Zeit im Sprechzimmer auf und nieder gegangen waren, traten sie wieder in den Saal. Friedrich hatte seinen Platz auf der Gallerie, der Marquis in einer Loge. Der Leser kennt Friedrich jetzt schon hinreichend, um überzeugt zu seyn, daß die Zuschauer ihn ungleich mehr beschäftigten, als die Bühne. Nichts war daher natürlicher, als daß er augenblicklich die Ankunft einer hübschen jungen Dame bemerkte, die zwar etwas blaß aussah, aber dadurch nur um so reizender erschien. Es war Frau von Verneuil. Sie saß in der Vorderreihe einer Loge; doch wußte sie ihren Fächer so anmuthig zu handhaben, daß er ihr gewissermaßen Schutz gegen die Blicke der Menge gewährte.

Im Zwischenakte begab sich der Marquis von Berviers in ihre Loge. Friedrich dachte nun nicht mehr daran, in's Sprechzimmer zurückzukehren. Er verwandte kein Auge von der Loge der Gräfin, und so entging ihm nicht, daß sie sich erröthend abwandte, als der Marquis sie anredete. Sie suchte augenscheinlich eine innere Unruhe zu verbergen," indem sie mit Lebhaftigkeit ihren blühenden Strauß ergriff und begierig den Duft einsog, welchen die köstlichen Blüthen aushauchten.

Gegen Ende des Zwischenaktes suchte Friedrich seinen Freund auf.

„Nun," rief er ihm zu, — „es fügte sich ja ganz vortrefflich, daß Sie Frau von Verneuil so ungezwungen sprechen konnten! Hoffentlich haben Sie nicht vergessen, sie über Auteuil zu fragen?"

„Ich habe an gar nichts weiter gedacht. Sie haben da aber eine empfindliche Saite berührt, mein lieber Friedrich; denn ob-

gleich sie that, als verstehe sie nicht, was ich damit sagen wolle, so erröthete sie doch, sobald ich nur Auteuil nannte. Sie antwortete gar nicht auf meine Frage, sondern wendete sich der Bühne zu."

Friedrich konnte eine freudige Bewegung nicht unterdrücken. — „Das giebt einen Roman," sagte er zu sich — „einen Roman, wie für mich gemacht, den ich aber auch ganz allein lesen werde."

Die beiden Freunde trennten sich, nachdem der Marquis seinem Freunde das Versprechen abgenommen hatte, ihm den weitern Verlauf dieser Geschichte mitzutheilen, da sie interessant zu werden verspreche.

Von einem Schimmer von Hoffnung geleitet, dem Wagen der Frau von Verneuil wieder zu begegnen, durchstreifte Friedrich am folgenden Mittag abermals das Boulogner Wäldchen. Nach einem kurzen Ritte kehrte er wieder an den Triumphbogen zurück. Jetzt konnte er kaum noch hoffen, der geheimnißvollen Gräfin zu begegnen; da, plötzlich stieg in ihm der Gedanke auf, daß Frau von Verneuil ja auch einen andern Weg eingeschlagen haben könne, um ihr Ziel zu erreichen. Sogleich lenkte er sein Pferd nach der Villa, und richtig, an dem Ausgange des Waldes angekommen, setzte ihn der Anblick eines grünen Schleiers, den er auf dem Fußwege gewahrte und mit welchem der Wind sein muthwilliges Spiel trieb, in eine angenehme Bestürzung. Er hatte Glück; denn so muß man es nennen, daß er der Gräfin gerade an der entscheidenden Stelle wieder begegnete, wo er sie den Tag vorher so unentschlossen gesehen hatte! Sie hatte heute ihren Anzug geändert. Statt des zierlichen lila Krepphutes trug sie einen leichten italienischen Strohhut mit grünem Schleier, und doch erkannte er sie auf den ersten Blick, vielleicht an dem ungezwungenen, anmuthigen Gange, vielleicht auch, weil er zu dieser Stunde, außer ihr, Niemanden auf diesem Wege vermuthen konnte. Er hielt sich wieder am Saume des Waldes auf, unbeweglich still und mit klopfendem Herzen, gleich einem Zuschauer im Theater de la Gaité im fünfzehnten Akte eines Melodrama.

Das Schauspiel hier endigte bald, da Frau von Verneuil dies Mal nicht unentschlossen an der Thür stehen blieb. Ihr Entschluß war offenbar gefaßt. Sobald sie das Gitter erreicht hatte, öffnete sie es heftig, mittelst eines Schlüssels. Sie mußte aber ihre ganze Kraft dabei aufwenden, denn obgleich nicht massiv, war es doch schwerfällig.

„Wer in aller Welt muß nur der höfliche Mann seyn, der bei einem Rendezvous auf sich warten läßt!" murmelte Friedrich.

Frau von Verneuil verschloß die Gitterthür wieder und verlor sich unter den Bäumen des kleinen Gartens.

(Fortsetzung folgt.)

Das thüringische Kriegerfest zu Apolda.

Apolda, das freundliche, betriebsame Städtchen, war diesmal der Ort, in welchem die Erinnerung an die entscheidende Schlacht bei Waterloo durch die alten Krieger Thüringens festlich begangen wurde. Die Straßen der Stadt und öffentlichen Plätze waren mit Ehrenpforten und Guirlanden auf's schönste geschmückt und schon Wochen lang zuvor hatten der Stadtrath und die Bewohner Vorbereitungen getroffen, ihre zahlreichen Gäste würdig zu empfangen. Endlich erschien der ersehnte Tag; es war der 21. Juni. Kaum daß die aufgehende heitere Junisonne die Spitzen der Bäume vergoldete, so verkündigten auch schon zwölf auf einander folgende Kanonenschüsse und ein von dem Gesangvereine ausgeführter Choral der Stadt und der Umgegend die Eröffnung des Festes. Bald sah man auch alle nach dem Städtchen führende Straßen und Wege mit Schaaren von Menschen bedeckt, als ob es zu einer Wallfahrt ginge. Zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen näherten sich Alle, fröhlich scherzend und lachend, dem gemeinsamen Ziele.

Gegen 9 Uhr kamen auch von verschiedenen Seiten, abtheilungsweise, Mützen und Hüte mit grünen Büscheln geziert, die alten Krieger herangezogen, von denen jeder einzelne Zug mit Böllersalven begrüßt und von den Abgeordneten des Festcomité's nach dem allgemeinen Sammelplatze, dem Bürgerhause, geleitet wurde.

Um ½ 10 Uhr versammelten sich auf dem Markte, wo bereits eine Kopf an Kopf gedrängte Menschenmasse Posto gefaßt hatte und wo außerdem alle Fenster der ringsum gelegenen Häuser, bis zum Dache hinauf, doppelt und dreifach besetzt waren, das Bürgerschützencorps, die Mitglieder des Singvereins, die Strumpfwirkergesellschaft, bestehend aus Meistern und Gesellen, die Mitglieder des Comité's, mit landesfarbigen Schärpen geschmückt, die Mitglieder des Stadtraths, und die in der Stadt Apolda und dem angränzenden Amtsbezirke Niederroßle wohnenden Kameraden des Corps der alten Krieger, denen sich gegen 300 Mann Studenten aus Jena, die Führer mit Barrets und Degen begleitet, angeschlossen hatten.

Gegen 10 Uhr erfolgte der Abmarsch des über Tausend Mann starken Hauptcorps der alten Krieger vom Bürgerhause nach dem Marktplatze, wo es in die Reihen der apoldaischen Krieger aufgenommen wurde. Nachdem sich Alles ordnungsmäßig aufgestellt hatte, brachte der Hr. Legationsrath Weller aus Jena dem Großherzoge ein dreimaliges Lebehoch, welches einstimmig erwiedert wurde, worauf der Hr. Stadtrichter Schmidt das Kriegercorps mit einer kurzen Anrede herzlich begrüßte und sie im Namen der Stadt willkommen hieß. Dann sprach der Hauptführer des Corps, Hr. Fr. Martini aus Weimar: „Hochgeehrte Herren, werthgeschätzte Bürger dieser Stadt! Mit Ihrer Genehmigung und auf Ihre freundliche Einladung versammelten sich heute die alten Krieger Weimars, um das Erinnerungsfest an den Tag von Waterloo, um den heiß errungenen Sieg, in Ihren Mauern würdig zu begehen. Jene Tage, wo das deutsche Blut in Strömen floß, wo wir mit Heldenmuth die deutsche Freiheit und Selbstständigkeit erringen halfen, jene Tage des Ruhmes treten immer mehr in den Hintergrund der Vergangenheit zurück. Von Jahr zu Jahr lichten sich die Reihen Derer, welche für die deutsche Freiheit, für die geistige Auferstehung ihr Blut verspritzten, und bald werden jene Zeiten nur noch als ein geschichtliches Denkmal bestehen. Ueberschauen Sie, verehrte Anwesende, das Corps der alten Krieger; Alle sind dem spätern Mannesalter, ja Viele schon dem höhern Greisenalter anheim gefallen; jedes Jahr ruft der Oberkommandant mit gebieterischer Stimme sein „Marsch!" in ihre Reihen, und es wird keiner langen Zeit mehr bedürfen, so deckt alle diese Helden, welche dem deutschen Vaterlande den gold'nen Frieden mit erringen halfen, ein kühles Grab. Darum, hochverehrte Anwesende, erfasset die Zeit mit kräftiger Hand; noch sind die Tage unser, die uns der Herr gegeben; lasset sie uns genießen in inniger Freundschaft und steter Treue. Treten wir heute zusammen zu einem Vereine heiterer Festgenossen, um die Erinnerung an die dem Vaterland und der Freiheit gewidmeten Tage würdig zu begehen. Du aber, Vater über'm Sternenzelt, Du, einziger Lenker der Geschicke, segne Du uns und unsere heutige Feier und stärke in uns die Liebe zum Vaterlande!" Diesen mit Begeisterung gesprochenen und mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Worten folgte eine kleine Pause, welche der Führer der Apoldaischen Compagnie, Hr. Siedel, benutzte, um einige begrüßende Worte an sämmtliche Kameraden zu richten. Gleich darauf ertönte Musik und ein Zug Jungfrauen und Jünglinge, erstere mit weißen Kleidern, himmelblauen Schärpen und das Haar mit grünen Kränzen geschmückt, näherte sich den in einem Viereck aufgestellten Kriegern, und Fräulein Koch überreichte dem Hauptführer des Corps eine kostbare, mit dem Stadtwappen gestickte Fahne mit folgenden Worten: „Den würdigen Kriegern, welche in der Zeit der Noth und

Gefahr an dem Kampfe für deutsche Freiheit thätig Theil genommen haben, weihen die Jünglinge und Jungfrauen dieser Stadt diese Fahne und bitten, sie als ein Zeichen der Dankbarkeit und deutschen Gesinnung gütig aufzunehmen." Der Hauptführer des Corps nahm die Fahne in Empfang und erwiederte u. A.: „Gott, Fürst und Vaterland! war die Losung, als wir hinauszogen, die Sklavenketten zu zersprengen, welche der übermüthige Korse um Volk und Vaterland freventlich geschlungen; Gott, Fürst und Vaterland war das Panier, das uns zum Kampf und zum Siege führte! Ja, meine Theuren, es war ein schmerzlicher Augenblick, als der Ruf des Vaterlandes ertönte und wir uns losreißen mußten von all den Lieben, die uns so unermeßlich theuer waren. Doch der hohe Gedanke, das Vaterland von fremder Knechtschaft zu befreien, erweiterte unsere Brust und stärkte uns zu voller deutscher Manneskraft. Tausende opferten ihr Leben auf dem Altare des befreiten Vaterlandes und ihre irdischen Ueberreste ruhen dort in fremder Erde, wo der glorreiche Sieg die deutsche Freiheit entfesselte; ihre Geister aber blicken hernieder aus der Wohnung des ewigen Vaters, und sie Alle, die verklärten Helden, erflehen heute am Throne des Ewigen den Segen für Euch und für das gesammte Vaterland. Dich, heiliges Panier aber, dich herrliches Zeichen hochherziger Liebe und Dankbarkeit, dich weihe ich heute ein als Eigenthum der alten Krieger und als Eigenthum des deutschen Volkes; reihe Dich an, an die würdigen Paniere, welche uns schon früher Liebe und Dankbarkeit verehrten und beurkunde du noch den spätesten Geschlechtern, daß von jeher die Liebe und die Dankbarkeit in unserem Vaterlande zu den schönsten und edelsten Tugenden gehörten.

„Sey gesegnet, herrlich schönes Zeichen,
Das so freundlich uns entgegen winkt!
Laßt uns, Brüder, froh die Hände reichen,
Daß uns wahre Einigkeit umschlingt.
Sie nur ist's, die Alles wirkt und schafft,
Sie nur gibt dem deutschen Volke Kraft!"

Nach beendigter Fahnenweihe wurde ein Festlied gesungen nach der Melodie: „Nun danket Alle Gott", worauf Hr. Diaconus Facius ein bereit stehendes, mit Eichenlaub umwundenes Podest bestieg und mit Zugrundelegung des Textes (5. B. M. K 4. V. 9.): „Hüte dich nun und bewahre deine Seele wohl, daß du nicht vergessest die Geschichte, die deine Augen gesehen haben, auf daß sie nicht aus deinem Herzen komme, all dein Lebelang", tief eindringliche, wahrhaft patriotische Worte sprach.

Nach beendigtem Gottesdienst verließen die Züge in der früheren Ordnung wieder den Marktplatz. Die alten Krieger aber wurden nach militärischer Weise einquartirt und von den Bürgern Apolda's gastlich bewirthet. Hier gab sich die dem Thüringer eigene Gutmüthigkeit in seiner ganzen Größe kund, denn es entstand gleichsam ein Wetteifer um die Bewirthung der fremden Gäste, und die Zahl derselben war bei weitem nicht hinreichend, die Wünsche der gastfreundlichen Bürger zu befriedigen. Wäre in dieser Hinsicht nur die Hälfte, ja nur der vierte Theil der Bewohner Kölns bei Gelegenheit des deutsch-vlamischen Sängerfestes von gleichen Gesinnungen beseelt gewesen, dann hätten die herbeigekommenen Sangesbrüder nicht mit leeren Beuteln und hungrigen Magen abzuziehen brauchen, und nicht alle Blätter würden voll seyn der Schande, mit welch' geringer Aufmerksamkeit sie die geladenen Gäste behandelt haben.

Nachdem sich die alten Krieger durch Speise und Trank reichlich erquickt und sie sich von ihren zum Theil viele Meilen weiten Märschen ausgeruht hatten, ertönte um 2 Uhr Reveille, welche die Kameraden nach dem Markte rief. Von hier begaben sie sich in geordneten Zügen nach dem Schießplatze, außerhalb der Stadt, wo im Schatten kühler Lauben bei Sang und Klang und freiem Trank die Mittagsstunden fröhlich verbracht wurden. Hier war es auch, wo mancher Bund treuer Freundschaft geknüpft wurde, wo sich wackere Kampfgenossen nach langer Trennung wieder sahen und sich freudig in die Arme schlossen. Hier war es auch, wo man der traurigen Erlebnisse jener drangsalvollen Zeit gedachte, wo man der geschiedenen Kameraden sich erinnerte und ihrem Andenken eine stille Thräne weihte.

Ueberhaupt bot der Schießplatz ein so heiteres Bild bewegten Lebens dar, daß der kühnste Maler kaum im Stande seyn dürfte, Alles naturgetreu wieder zu geben. Von allen Seiten ertönte Musik, Gesang, Gläserklirren und Jubelton. Die in den verschiedensten Stellungen hier versammelte Menschenmenge wurde auf 15 bis 20,000 Köpfe geschätzt.

Obschon das Losungswort dieses Tages „Ruhe, Ordnung, Einigkeit" war, so wurde es doch nicht in seiner ganzen Bedeutung aufrecht erhalten. Zwischen den Studirenden, von denen zwei Parteien schon seit längerer Zeit auf gespanntem Fuße leben, brachen nämlich Feindseligkeiten aus, die so ernster Natur wurden, daß Tische und Bänke zerschlagen, mehreren die Kleider zerschlitzt und ein Student und ein Bürger nicht unbedeutend verwundet wurden. Dieser bedauerliche Auftritt kam um so unerwarteter, da die Studenten nur gegen eine schriftliche Versicherung zu dem Feste zugelassen worden waren, daß von ihrer Seite die Ruhe nicht gestört würde. Als es jedoch gelungen war, die streitenden Theile zu besänftigen und eine Partei zum Abzug zu bewegen, kehrte die frühere Heiterkeit wieder zurück, und Jedes bemühte sich, den betrübenden Vorfall zu vergessen.

Mittlerweile war die sechste Stunde herbeigekommen, wo die Trommel die Kameraden zum Abmarsch zusammen rief. Bevor dieses jedoch geschah, wurde mit Instrumentalbegleitung noch ein Festlied gesungen, worauf der Hauptführer abermals das Wort ergriff und zu den Bürgern Apolda's sprach: „Ihnen, hochverehrteste Männer dieser theuern Stadt, sage ich für Ihre aufopfernde Liebe und Aufmerksamkeit unsern besten Dank. Möge das Glück, was uns der theuer errungene Friede gebracht hat, auch über Sie fort und fort sein reiches Füllhorn ausgießen und der Himmel alle Ihre Unternehmungen mit dem besten Segen krönen."

Hierauf erscholl ein dreimaliges Hoch, und die meisten Abtheilungen zogen mit klingendem Spiele, unter tausend Abschiedsgrüßen ihrer Heimath zu. Viele Andere aber waren geblieben, um noch länger Zeuge zu seyn von der Lust und dem Frohsinn, dem sich alle Theilnehmer ergeben hatten. Erst spät in der Nacht verstummten allmählig die rauschenden Jubelklänge, und Eines nach dem Andern suchte schweigend den heimischen Herd.

So endigte ein Fest, das in dem Gedächtniß der Einheimischen und Fremden noch lange fortleben wird, und bei dessen Erinnerung Tausende der Anwesenden der freundlichen Aufnahme und gastlichen Bewirthung von Seiten der Bürger Apolda's mit Freude gedenken werden. Durch diese edle, menschenfreundliche Gesinnung hat sich diese kleine Stadt einen Namen, den Namen die „gastfreundliche" erworben, vor dem manche große, stolze Königsstadt erröthen muß.

Auch diese Blätter sollen bestimmt seyn, den edlen Bürgern Apolda's diesen Nachruf zu sichern, denn sie, unfern vom Ufer der bescheidenen Ilm, haben bewiesen, daß nicht Paläste und Reichthümer nöthig sind, um die edle Sitte der Gastfreundschaft zu üben; sie haben bewiesen, daß nicht der äußere Flitter, sondern daß nur ein edles Herz die Würde des Menschen begründet. Bewahrt sie, diese schöne Tugend, edle Bürger Apolda's, und Ihr könnt versichert seyn, daß man Eure Namen noch in den spätesten Zeiten stets mit Ehren nennen wird! F. S.

Mannichfaltigkeiten.

Paganini soll unter den konzertgebenden Künstlern die reichsten Konzert-Einnahmen gemacht haben. In Paris betrug die

Einnahme eines Konzertes nicht weniger als 21,000 Franken. Specifizirt man diese Summe, so kommen ungefähr auf jeden Takt, welchen der Künstler spielte, 24 Franken. Noch mehr verdiente Paganini bei seinem ersten Auftreten in London, nämlich 2000 Pfund (fast 14,000 Thaler). — Wie hoch mag sich wohl die Totalsumme der Einnahme sämmtlicher Konzerte belaufen, welche **Liszt** seit seinem ersten Auftreten bis auf den gegenwärtigen Augenblick gegeben?

Die Magd. Ztg. schreibt: **Bettina** beschäftigt sich mit der Herausgabe des Drama's von A. von Arnim, „die **Päpstin Johanna**." Einem sehr namhaften deutschen in Berlin lebenden Gelehrten ist der Antrag gemacht worden, sich hierbei zu betheiligen, doch hat derselbe diesem Ansinnen auf das Entschiedenste widerstanden. Wenn wir recht unterrichtet sind, so ist das derselbe Gelehrte, dessen Aeußerungen vielfach bei Ausarbeitung des Königsbuches der geistvollen Frau benutzt worden sind.

Korrespondenz.

Marburg, 25. Juni.

Wir haben so eben wieder ein neues fürchterliches Beispiel religiöser Verirrung zu berichten. In Wolfshausen, Dorf zwischen hier und Gießen, hieb sich eine Taglöhnerin, welche bei dem Ortsbürgermeister arbeitete und von demselben die mystische Weihe bekommen hatte, mit den Worten: „Aergert dich deine Hand, so haue sie ab und wirf sie von dir!" die eine Hand an der Wurzel kahl ab. Die Ueberzeugung, etwas Gottgefälliges gethan zu haben, ist ihr auch nach der That geblieben und von ihrem Lehrmeister genährt worden; sie wollte sich deshalb auch nicht verbinden lassen, schlug die Aerzte und konnte nur mit Gewalt entfernt und in das hiesige Landkrankenhaus gebracht werden. — Es ist dies seit Ostern der dritte Wahnsinnsfall in unserer Gegend. Von dem unglücklichen Gymnasiallehrer F. wurde bereits berichtet, nicht aber, daß ungefähr um dieselbe Zeit eine Bauersfrau durch mehrere Straßen hiesiger Stadt mit aufgelös'tem Haare ras'te, endlich vor der Thüre des Buchbinders G. niederstürzte und denselben laut und herzzerreißend als Lügenpropheten, der sie in's Unglück gebracht habe, denuncirte. Sie war nämlich nebst einer Anzahl Gläubiger in der Neujahrsnacht in der Lahn **wiedergetauft** worden und hatte zugleich über den dampfenden Häuptern der Frommen den heiligen Geist gesehen. Jetzt hatte sie alle Denkfähigkeit verloren. Wohin dies noch führen wird, ist wirklich nicht abzusehen und gewiß wird noch Aergeres kommen, wenn nicht die Gegensätze von fanatischem Mysticismus und dem leeren, kahlen, Alles negirenden Nichtsglauben und zugleich auch **Nichtswissen** schon im Keime erstickt werden, wenn nicht vor Allem eine zweckmäßigere Vorbildung und Amtsführung der meisten Schullehrer und Pfarrer bewirkt wird. Sie sowohl, wie die Gemeinden stehen unselbstständig und zwitterhaft, persönlich und amtlich unklar da. Den Volkslehrern mangelt geistige Selbstständigkeit und Charakter; sie müssen in ernsteren Studien, insbesondere philosophischen, ihre Lebens- und Berufsaufgabe schärfer durchdringen und ihre Gesinnung damit in Einklang setzen, und die Gemeinden müssen mehr freie Wahl ihrer Führer genießen, damit nicht, wie so oft, Pfarrer und Schullehrer wie Fremde zwischen ihnen stehen. Unsere Studenten der Theologie sind gewöhnlich in den ersten Semestern philosophische Freigeister, alsdann werden sie fromm und bekommen Stipendien. Wie hier, so treten auch unter dem Landvolke die Gegensätze in ihrer Weise hervor. Es ist wirklich schrecklich, zu hören, wie die Mystiker Reden, wie: „Laßt euch nur aus dem Becher (Kelch) zu trinken geben von euren Götzen und meint, Ihr wärt dadurch sündenfrei" — als ganz gäng und gebe im Munde führen. Und auf der andern Seite steht dagegen die Legion der Religion- und Gehaltlosen, deren Gott nur ihr Bauch und sie selbst sind.

Koblenz, 29. Juni.

Während an den Eisenbahnen große Gasthöfe ihrem Absterben nahe, nimmt der Verkehr auf dem Rheine mit jedem Tage zu. Ein neues Hotel: „der Rheinische Hof" wurde gestern hier eröffnet, worin der Hr. Oberbürgermeister der Stadt eine Rede hielt, in welcher er besonders hervorhob, wie die Fremden, wenn sie nur einige Zeit am Rheine gelebt, sich so schwer von seinen schönen Ufern trennten, und obschon der Gasthöfe ersten Ranges schon in ansehnlicher Zahl vorhanden, dennoch ein solches neues Etablissement einen guten Erfolg haben dürfte. Zwei Concurrenten waren bei der Mittagstafel anwesend, der Sohn des dem Hause gegenüberliegenden Riesen und der des Hotels zu den drei Schweizern, welcher letztere diese Gelegenheit benutzte, in einem Toast den Wunsch auszusprechen, daß der in Jahren vorgerückte, doch noch rüstige Oberbürgermeister viele Jahre an der Spitze der städtischen Verwaltung noch verbleiben möchte. Dieser Toast wurde durch ein dreimaliges donnerndes Lebehoch sanctionirt. Es bestieg nun der Oberbürgermeister mit mehreren Anwesenden das hohe Belvedere des Hauses, von wo man den weitschweifendsten Anblick über Rhein und Mosel genießt. Ein pensionirter Beamter nahm Veranlassung, die andauernde Beharrlichkeit des Gasthalters des neuen Rheinischen Hofes, Hrn. **Winter**, zu loben, dem es gelungen, trotz der Incidencien, womit er zu kämpfen, ein Gebäude erheben zu lassen, welches zu der Zierde von Koblenz wesentlich beitrage. Er sprach den Wunsch aus, daß es ihm gelingen möge, seine Anstrengungen belohnt zu sehen, welches hier an der europäischen Wasserstraße in diesem schönen Koblenz, nach dem Gesang rheinischer Jungfrauen in der rheinischen Musenstadt: „In Preußens Diadem der Diamant", unter den Segnungen des Friedens, bei billiger Behandlung der Reisenden, wohl erwartet werden dürfe. Während der Tafel, woran an hundert Personen aus allen Ständen der Stadt anwesend, wurden bei rauschender Musik drei ächt rheinische Lieder von der ganzen Gesellschaft abgesungen.

Offenbach, 30. Juni.

In Nro. 26 der kathol. Sonntagsblätter vom 28. d. M. wird unter der Rubrik: „Wochen-Chronik der neuesten kirchlichen Ereignisse", d. d. **Offenbach**, den 18. Juni 1846, ein amüsantes Histörchen von den Gefahren und Drangsalen eines durch diese Stadt gewanderten Ordensgeistlichen erzählt. — Der ungenannte Erzähler (den man zu kennen glaubt) **eckelt** sich, wie er sagt, die Verfolgungen, die dem erwähnten Geistlichen widerfahren seyn sollen, detaillirt zu berichten, legt aber die Frage vor: „Ob man schon erlebt habe, daß sich Katholiken erlaubt hätten, einen protestantischen Geistlichen in seiner Amtskleidung, oder einen sich durch seine Kleidung auszeichnenden Menoniten auf der Straße mit Koth zu bewerfen, anzuspeien und ihn anzurennen, daß er hinfalle?" — Was soll diese Frage anders seyn, als eben eine in Frageform gekleidete Beschuldigung der dem Fortschritte huldigenden Einwohner Offenbachs, denen er am Schlusse seiner lügenhaften Erzählung die lobenswerthe Toleranz der Katholiken gegen Andersglaubende vorhält. Die Erscheinung eines Kapuziners oder sonst eines Ordensgeistlichen ist in einer beinahe ganz protestantischen Stadt, wie O., allerdings etwas Seltenes, und es beschränkt sich der ganze Vorfall darauf, daß **Kinder** bei Ansicht des Geistlichen zusammenliefen und demselben unter dem Zurufe: „Seh' mal einen Kapuziner!" durch die Straße nachfolgten. Die Erzählung von dem Kothwerfen, Anspeien rc. ist eine gehässige Erfindung, die wahrscheinlich dazu dienen soll, daß nur Hetzerei zu stiften und die deshalb in den famosen **erbauenden** und **belehrenden** „Sonntagsblättern" eine bereitwillige Aufnahme und Ausbreitung findet. Der fragliche Geistliche wird durch das erwähnte „Kothwerfen" nicht so viel Flecken an seiner Kleidung gefunden haben, als es Flecken auf den Charakter eines Menschen wirft, der sich nicht scheut und schämt, dergleichen unbedeutende Vorfälle auf die ärgste Weise zu verunstalten und in seinem blinden Eifer so weit geht, die Einwohner einer Stadt der infamsten Gemeinheiten zu beschuldigen, resp. denselben anzulügen. Als Beleg der Toleranz (?) vieler, **nicht aller** Katholiken könnte man sich auf die Vorfälle bei Tarnowitz, Halberstadt, Berncastel, Gernsheim und ganz kürzlich in Rüdesheim beziehen; ohne sie hier en détail wieder zu geben, wird sie der Erzähler des hiesigen Attentates auf den Ordensgeistlichen wohl kennen und — **sich bei deren Kenntnißnahme wohl auch geeckelt haben**? — Der liebe Herr ist in O. nicht sehr bekannt, sonst würde er die **mannichfachen** Beweise wahrer, ächt christlicher Liebe und Einheit Seitens der Protestanten gegen Katholiken, und so umgekehrt, besser kennen und daraus die Ueberzeugung schöpfen, daß der christlich-religiöse Boden O's zu gut gepflegt wird, als daß solche Saat darin Wurzel fassen könnte und nicht von dem **vernünftigen** Theil **aller Confessionen** mit Verachtung oder mitleidigem Lächeln aufgenommen werden sollte.

Main-Wasserwärme: 1. Juli, Morgens, 8 Uhr: 17 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 2. Juli. **Des Teufels Antheil**, komische Oper in 3 Abth., nach dem Französischen von E. Gollmick, Musik von Auber.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 181. Freitag, den 2. Juli 1846.

Das Schlafzimmer.

Nach dem Französischen des Arsène Houssaye.

(Fortsetzung.)

2.

Der Graf von Verneuil, dessen Gemahlin eben in diesem Augenblicke Friedrich von Marvillers Stoff zu einem so interessanten Romane lieferte, war ein Mann von dreißig Jahren, eben so geachtet wegen seines Vermögens, als wegen seines Ranges und seiner Verdienste.

Unabhängig, wie er war, konnte er ganz seinen Neigungen leben. Im Winter gab er sich den Festen und Zerstreuungen der Hauptstadt willig hin; doch mit Anfang des Sommers eilte er auf seine Güter, um dort die einfachen, ländlichen Freuden zu genießen, die er über Alles liebte. Hier, umgeben von seinen Dienstleuten, war er mit Leib und Seele Landmann, und legte bei Gelegenheit selbst mit Hand an. Er war von allen seinen Nachbarn geliebt, und so kam es denn, daß man ihn bei der Deputirtenwahl, gegen Willen, mit auf die Wahlliste gesetzt hatte. Anfangs wollte er nichts davon wissen, und war fest entschlossen, seine Zeit einzig seiner Familie und der Verwaltung seines Vermögens zu widmen. Aber welcher Mensch, und wäre es auch der weiseste, ist ganz frei von Eitelkeit. Auch Herr von Verneuil konnte sich ihrem Einflusse nicht ganz entziehen, und so kam es denn, daß er endlich den Wünschen seiner Freunde nachgab. So willigte er denn vorläufig ein, Mitglied des Generalconseil zu werden, eine Auszeichnung, die gleichsam das Vorspiel zu größeren politischen Ehren ist. Er hoffte, als Mitglied der Kammer einst einen Wirkungskreis zu erhalten, der ihm Gelegenheit bieten werde, seine menschenfreundlichen Gesinnungen thätig zu zeigen. Der Glückliche macht ja so gern auch Andere glücklich! Und Herr von Verneuil war glücklich. Er besaß eine Gattin, die er innig und aufrichtig liebte, und die seine Liebe verdiente. Seit drei Jahren war er in ihrem Besitze ununterbrochen glücklich; wie hätte er an der Dauer seines Glücks zweifeln können? War es ja doch nicht blos ihre Schönheit, sondern auch ihre Anmuth und ihr Charakter, die sie ihm liebenswürdig machten.

Frau von Verneuil, geborne Blanche von Biancourt, galt nicht für eine Modedame; im Gegentheil, ihre Liebe zur Häuslichkeit wurde von Vielen übertrieben gefunden. Jedoch beeinträchtigte sie die Gesellschaft nicht in ihrem Rechte; sie gab ihr, was ihr gehört: ihre Anmuth, ihre Zuvorkommenheit, ihren Geist, den sie in reichem Maße besaß.

Doch, wir kehren wieder zu Friedrich zurück. Als er an jenem Morgen sah, in welcher Gemüthsverfassung Frau von Verneuil in den Garten trat, wie sie unruhig, ängstlich, und doch dabei entschlossen war, so suchte er alles in sein Gedächtniß zurückzurufen, was er gelegentlich über sie gehört hatte. Oft hatte er ihre Schönheit rühmen hören; stets aber als eine verschämte Schönheit, welche in der Ehe gleichsam Schutz sucht, nicht aber sie als Piedestal betrachtet, um sich darauf um so bequemer zur Schau stellen zu können. Alle die jungen reichen Müßiggänger, welche die hübschen Frauen von Paris umgaben, und deren Ruf in ihren Händen haben, verglichen sie, wenn sie ja im Vorbeigehen von ihr sprachen, mit einer seltenen Pflanze, die sich in der rauhen Atmosphäre unheiliger Leidenschaften niemals entfalten könne.

„Aber," sagte Friedrich bei sich, „die Welt ist ein schlechter Richter; sie spricht frei und verdammt aus Laune, und weiß zuweilen die heuchlerische Außenseite des Lasters von dem liebenswürdigen Sichgehenlassen der Tugend nicht zu unterscheiden."

Während dieser Betrachtungen hatte sich Frau von Verneuil unter den Bäumen unsichtbar gemacht.

Friedrichs Neugier war noch lange nicht befriedigt. Er sann nach, um irgend einen Weg zu entdecken, sein Abenteuer weiter verfolgen zu können. Da plötzlich fiel ihm ein Haus in die Augen, auf der andern Seite des Gitters gelegen, von welchem aus man den Garten, in welchem Frau von Verneuil verschwunden war, übersehen konnte.

Voll Ungeduld eilte er auf das Haus zu. Auf der Thürschwelle saß eine hübsche, von der Sonne gebräunte Gärtnerin, die beschäftigt war, Bohnen auszuhülsen. Auf seine Frage erfuhr er von ihr, daß das Haus, vor dem er sich befand, zu vermiethen sey, und daß, bei der schon vorgerückteren Jahreszeit, der Abmiether es so ziemlich in der Hand haben werde, die Miethe zu bestimmen. Für dreihundert Franken meinte sie, könne er jedenfalls das ganze Haus haben.

„Die Gegend hier herum ist also nicht sehr gesucht und bewohnt?" fragte er die Gärtnerin. „Wie ist es möglich, daß dieses kleine, nette Haus da drüben leer stehen kann?"

„Wie ich gehört habe, mein Herr, so ist es bewohnt."

„Wissen Sie, von wem?"

„Nein, ich bin erst vor sechs Wochen von Asniers hierher gekommen und kenne noch nicht ein Mal unsere Nachbarn. Aber so viel kann ich Ihnen versichern, mein Herr, daß Sie nichts zu fürchten haben; der Ort ist sicher."

Friedrich folgte der Gärtnerin, die ihm nach und nach alle drei Stockwerke des Hauses aufschloß. Diese Wohnungen, von dem ersten besten Baumeister eingerichtet, waren nichts weniger als wohnlich, und könnten höchstens dem angenehm erscheinen, der gewohnt war, seine Zeit am Fenster zuzubringen. Die Aussicht war lieblich und mannichfaltig: schöne, kräftige Bäume, die gerade in ihrem reichsten Blätterschmucke prangten, — helles, klares Wasser, — die Thürme von Paris in der Ferne, das Alles vereint, bildete ein schönes Gemälde für's Auge. Friedrich war jedoch zu zerstreut und zu eilig, um die einzelnen Schönheiten der Landschaft zu bemerken; eben so wenig bemerkte er die Mängel der Wohnung. Er bestimmte sich für das zweite Stockwerk, da

man von da aus den Garten und die Fenster des gegenüberliegenden Landhauses am besten übersehen konnte, während das erste Stockwerk zu sehr von Bäumen verdeckt war, um eine freie Aussicht zu gewähren, und das dritte einen Balkon hatte, von welchem aus man nicht beobachten konnte, ohne nicht zugleich sich fremden Blicken auszusetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibnitz.

Am Schlusse des zweiten Jahrhunderts, nach der Geburt des mit unvergänglichem Ruhme umstrahlten Philosophen Leibnitz, wo man sein Andenken in Leipzig festlich feiert und ihm ein Denkmal zu errichten beabsichtigt, dürften auch diese, in einem weiten Lesekreis in und außer Deutschland verbreiteten Blätter durch das erhabene Thema des Tages berufen seyn, freudig mit einzustimmen in eine Feier, die ein Fest nationaler Dankbarkeit ist gegen einen der glanzreichsten Namen in der deutschen Literaturgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts, gegen einen Namen, der fortleben wird, so lange die Wissenschaften auf Erden bestehen werden. Leibnitz gehörte zu jener kleinen Zahl von großen Geistern, die zum Unglücke des menschlichen Geschlechts nur zu selten geboren werden, um ihm in seinem Streben nach Fortschritt und Verbesserung wie höhere Genien hülfreiche Hand zu bieten. Sein ungeheures und Alles verzehrende Genie, das von einem außerordentlichen Gedächtnisse unterstützt ward, sagt Bossut in seiner Geschichte der Mathematik, umfaßte alle Zweige menschlicher Kenntnisse: Literatur, Geschichte, Poesie, Völkerrecht, die strengen Wissenschaften, Physik x. x. Der französische Historiker spricht dadurch nur eine notorische Wahrheit aus, zu der Leibnitz durch seine schriftstellerische Thätigkeit während seines langen Lebens die glänzendsten Belege des Genies geliefert hatte. Ein flüchtiger Rückblick auf sein Leben soll uns lehren, wie aus den zarten Keimen des jugendlichen Alters sich dieser Geistesheros zu den höchsten Höhen menschlicher Intelligenz schwang, auf denen er mit einem Newton um die Palme des Ruhmes ringen konnte.

Gottfried Wilhelm von Leibnitz ward geboren am 3. Juli 1646 zu Leipzig, wo sein Vater, Friedrich Leibnitz, Professor der Moral war. Schon in seinem sechsten Lebensjahre ward ihm der Vater durch den Tod entrissen und die erste Sorge seiner jugendlichen Erziehung ging nun auf die Mutter über, die als gebildete treffliche Frau einer so schönen Aufgabe gewachsen war. Die vom Vater dem Sohne hinterlassene ausgezeichnete Bibliothek ward bald für diesen eine reiche Fundgrube zur Bereicherung seines Wissens, aus welcher er die mannichfaltigsten gelehrten Kenntnisse mit der Gewandtheit und Sicherheit eines viel umfassenden Genies schöpfte, ohne seinen Geist zu verwirren oder auf Kosten der Gründlichkeit neue Schätze der Gelehrsamkeit zu den bereits erworbenen hinzuzufügen. Seine ersten systematischen Studien waren zunächst der Jurisprudenz gewidmet und in seinem zwanzigsten Jahre hatte er es bereits darin so weit gebracht, daß er sich zu Leipzig um den akademischen Grad eines Doktors der Rechte bewerben konnte. Was ihm der Dekan der dasigen Juristenfacultät (man sagt durch die Intriguen seiner Frau) hartnäckig verweigert hatte, ward ihm in demselben Jahre zu Altorf bereitwillig gewährt. Mehrere Dissertationen und Schriften erschienen von ihm, welche die empfangene akademische Würde vor der gelehrten Welt vollkommen zu rechtfertigen schienen. — Zur Begründung einer pragmatischen Geschichte des Hauses Braunschweig, in dessen Dienste er später trat, stellte er umfassende, mit Reisen im In- und Auslande verknüpfte Forschungen an, als deren Resultat er eine historische Sammlung in mehreren Bänden herausgab, welche schätzbare Urkunden und andere Nachweisungen von Werth enthält. Die eigentliche Geschichte des herzoglichen Hauses Braunschweig, die darauf folgen sollte, ist jedoch nicht erschienen. Seiner im Interesse der braunschweigischen Geschichte gemachten Reisen, von denen er im Jahr 1690 wieder nach Hannover zurückkehrte, verdankte auch der im Jahr 1693 erschienene Codex diplomaticus seine Entstehung, der eine reiche Sammlung von Urkunden und diplomatischen Verhandlungen enthält. Auf seinen Reisen in Italien wäre er beinahe ein Opfer des Aberglaubens und Religionshasses geworden; nur seine Geistesgegenwart und Kenntniß der italienischen Sprache rettete ihn. Auf der Seefahrt von Venedig nach Mesola begriffen, erlebte Leibnitz unterwegs einen heftigen Sturm, der dem kleinen Schiffe, auf dem er der einzige Passagier war, Gefahr zu drohen schien. In ihm, als einem Deutschen, glaubten die Schiffer einen Akatholiken und Ketzer zu erblicken, den man in's Meer stürzen müsse, um die erzürnte Gottheit zu besänftigen. Leibnitz, ohne aus der Fassung zu kommen, zog, obschon Lutheraner, einen Rosenkranz, den er zur Vorsicht bei sich führte, aus der Tasche und betete ihn mit aller Andacht eines Rechtgläubigen ab. Sein Leben und seine Reiseeffecten, auf die es von den räuberischen Schiffern hauptsächlich abgesehen war, war durch diesen verzeihlichen Kunstgriff gerettet. Diese unfreundliche Berührung mit Anhängern der römisch-katholischen Kirche in Italien vermochte jedoch nicht jene in ihm eigene philosophische Seelenstimmung zu stören, vermöge deren er die unterschiedlichen christlichen Confessionen aus dem höheren Gesichtspunkte eines Weisen betrachtete, dem Religionshaß eben so ferne liegt, als er die Tugenden der Duldung und allgemeinen Menschenliebe für die dringendsten Gebote eines wohlverstandenen Christenthums hält. In dem Briefe an Tentzel z. B. hat er den Orden der Jesuiten sehr milde beurtheilt, ohne jedoch den Werth der darauf Bezug habenden historischen Thatsachen, in so weit sie die Geschichte seiner Zeit lieferte, zu verkennen. Dabei war er dem lutherischen Glaubensbekenntniß, in dem er geboren, mit Aufrichtigkeit zugethan; denn als er auf einer seiner früheren Reisen in Paris zum Mitgliede der Akademie gewählt werden sollte, wenn er zur katholischen Kirche übertrete, lehnte er dieses Anerbieten ohne Bedenken ab. Als seine ausgezeichnetste theologische Schrift erscheint die von ihm im Jahr 1710 herausgegebene Theodicee, oder die Rechtfertigung der Absichten Gottes auf Erden. Ist man zwar gewöhnt, an Allem, was Leibnitz geschrieben, das Gepräge seines großen Genies zu erblicken, so sind es doch hauptsächlich seine philosophischen und mathematischen Schriften, welche seinen Ruhm für immer gegründet haben. Letztere zeigen ihn als scharfsinnigen Erfinder von eminentem Grade, und besonders ist es die Fortbildung der Analysis durch die von ihm in den Leipziger Actis eruditorum im Jahr 1684 zuerst bekannt gemachte Differenzialrechnung, welche als ein unvergängliches Denkmal seiner seltenen Geistesgröße erscheint. Das eifersüchtige England hat ihm zwar die Ehre dieser Erfindung rauben und sie seinem Newton zueignen wollen; allein, wie Arago ganz richtig bemerkt, bei Erfindungen in Künsten und Wissenschaften kann das Datum ihrer Veröffentlichung nur allein über die zweifelhaften Prioritätsrechte der Erfinder entscheiden. Und was diesen wesentlichen Punkt betrifft, so war Leibnitz gegen Newton entschieden im Vortheil, da des Letzteren berühmtes Werk: Philosophiae naturalis principia mathematica, erst zwei Jahre später, im Jahr 1686, erschien. Das äußere Leben unseres Leibnitz entspricht ganz dem hohen Range, den er als gründlicher Kenner und Erweiterer der Wissenschaften einnahm. Er stand mit ausgezeichneten Gelehrten des In- und Auslandes in einer weitverzweigten Correspondenz, die er neben seinen vielen Arbeiten mit Liebe und Eifer pflegte, und hatte außerdem auch die Genugthuung, von Fürsten gesucht und geschätzt zu werden. Unter andern ward Leibnitz auch von Peter I. von Rußland ausgezeichnet, und bei der Zusammenkunft mit dem mächtigen Selbstherrscher zu Torgau, im Jahr 1710, forderte ihn der thatkräftige Czaar auf, ihm geeignete Vorschläge zur Fortführung und Verbesserung des

begonnenen Civilisationswerks im russischen Reiche zu machen. Aus dem von Dr. Moritz Posselt im Jahr 1841 in dem Reichsarchiv zu Moskau aufgefundenen, späterhin der Oeffentlichkeit übergebenen Briefwechsel Peter des Großen mit Leibnitz ersieht man mit Mehrerem, in welcher Weise unser gelehrter Landsmann des Czaars vielumfassenden Absichten entgegen zu kommen bemüht war. Er macht darin dem Czaar herrliche Vorschläge zur besseren Civilisirung seines großen Reichs, und unter andern wies er auch auf die Nothwendigkeit einer Akademie der Wissenschaften zu Petersburg hin, die später wirklich gegründet wurde. Durch eigenhändig vollzogenes Dikret, d. d. Karlsbad, 1. Nov. 1712, ward Leibnitz von Peter I. in dem russischen Staatsdienst förmlich angestellt und ihm ein schöner Gehalt ausgesetzt. Er siedelte jedoch niemals nach Rußland über; dort schien man nur sein geistiges Wirken für die mannichfachen Interessen des großen Reiches zu begehren. Wir kehren einen Augenblick in seine frühere Lebensperiode zurück, um an diese die Bemerkung zu knüpfen, daß Leibnitz erst das 25. Lebensjahr erreicht hatte, als er seine beiden Abhandlungen über abstracte und concrete Bewegung herausgab, die der gelehrten Welt deutlich zeigten, was sie für die Folge noch von ihm zu erwarten hatte. Fortgesetzt den Wissenschaften befreundet und in ihnen mit rastlosem Eifer thätig, trat Leibnitz allmählig in das höhere Alter, in welchem die Kräfte nachlassen und die Gesundheit mannichfachen Erschütterungen unterworfen ist. Bei seiner Art zu arbeiten, die wahrhaft colossal war, indem ihm sein Sessel öfter als Bett diente, auf dem er nur wenige Stunden schlief, um dann mit seinen Untersuchungen von neuem zu beginnen; bei dieser Art seines gelehrten Geschäftsbetriebs mußte endlich seine robuste Gesundheit unterliegen und der Natur ihren Tribut entrichten. Er starb zu Hannover den 14. Nov. 1716. Sein Leichenbegängniß war glanzvoll und seines berühmten Namens würdig. Man hatte gehofft, die letzte Ehre dem großen Manne auch von Seite des Hofs, der eingeladen war, erweisen zu sehen, allein diese Hoffnung war zum Verdrusse seiner vielen Verehrer eine voreilige gewesen, da keine Person von Hof sich dabei eingefunden hatte.

Dr. Wilh. Dieffenbach.

Schützenfest der Aschaffenburger.

(Aschaffenburg, 30. Juni.) Unsere Zeitung enthält folgenden Bericht: Gestern Nachmittags 2 Uhr wurde das diesjährige Festschießen mit einem feierlichen Schützen-Auszug eröffnet. Derselbe bewegte sich, vom Magistratsgebäude ausgehend, durch die königliche Residenz, die Stein-, Schmieds- und Sandgasse auf die Schießstätte in folgender Ordnung: 1) Eine Abtheilung der Landwehr-Kavallerie mit ihren Trompetern. 2) Die Musik des k. Infanterie-Regiments Zandt. 3) Ein Polizei-Offiziant zu Pferde. 4) Eine Deputation des Stadtmagistrats zu Pferde. 5) Die Deputationen des Stadtmagistrats und der Herren Gemeindebevollmächtigten zu Wagen. 6) Der Schützen-Ritter. 7) Die Zieler mit dem Vogel und der Scheibe. 8) Eine Anzahl Knaben in den Landesfarben mit Scheiben. 9) Die Landwehr-Musik. 10) Eine Abtheilung der Landwehr-Schützen-Kompagnie. 11) Eine Anzahl Mädchen in den Landesfarben mit Fähnchen. 12) Zwei Träger mit den Schützenbüchern. 13) Die Schützenfahne. 14) Der Schützenherr zu Wagen. 15) Die beiden Schützenmeister zu Wagen. 16) Der Ausschuß des Schützenvereins zu Wagen. 17) Eine Abtheilung der Landwehr Schützen-Kompagnie. 18) Eine Abtheilung der Landwehr-Kavallerie. Kurz nach 3 Uhr verkündete der Donner der Kanonen die Abfahrt der Königlichen Majestäten und der übrigen höchsten Herrschaften aus dem k. Schlosse. Ein Zug der k. Landwehr-Kavallerie ritt vor dem sechsspännigen k. Wagen, in welchem Ihre Königlichen Majestäten Sich befanden, in den folgenden Wagen waren Ihre k. Hoheit die Frau Erbgroßherzogin von Hessen-Darmstadt, Ihre k. Hoheit die Prinzessin Paul von Würtemberg, Se. Hoheit Prinz Georg von Sachsen-Altenburg mit Prinzessin Georg königl. Hoheit, und dann die Herren und Damen des allerhöchsten Dienstes, worauf wieder ein Zug der Landwehrkavallerie folgte. Ihre Königlichen Majestäten wurden von dem Schützen-Ausschusse und dem Stadtmagistrate am Wagen allerehrfurchtvollst empfangen und begaben Sich an der mit Fahne und Musik als Ehrenwache aufgestellten Landwehr-Grenadier- und Landwehr-Schützenkompagnie vorüber durch das von den Kindern, mit Fahnen und Scheiben in den Händen, gebildete Spalier nach dem auf einer Anhöhe errichteten königl. Zelte, woselbst die königl. Kammerherren, königl. Kammerjunker, die hoffähigen Damen, und in dessen Nähe die königl. Civil- und Militär-Autoritäten, das Landwehr-Offizierkorps zum feierlichen Empfange versammelt waren. Se. Majestät der König geruhten, den Allerhöchstdenselben vom Schützenherrn, dem Hrn. Magistratsrathe v. Bauer, mit nachfolgenden Worten in einem goldenen Pokal gereichten Ehrentrunk, anzunehmen: „Geruhen Eure K. Majestät, den Ehrentrunk, welchen ich Namens des Schützen-Vereins Eurer K. Majestät anzubieten die allerhöchste Gnade habe, allerhuldvollst anzunehmen. Die Traube reifte im Bezirke der Stadt auf dem „Platze des Pompejanischen Hauses. Der Wein ist rein, wie die „Liebe und Treue, welche das dankerfüllte Herz eines jeden Aschaffenburgers durchströmt. Se. Maj. unser allergnädigster König „lebe hoch!" Ein dreimaliges Lebehoch erfolgte. Der k. Forstmeister und Kämmerer, der erste Schützenmeister, Hr. Baron v. Hertling, eröffnete für Se. Majestät den König das Festschießen auf den Vogel und schoß die Krone für Se. Majestät herab. Nachdem Sich Ihre Königl. Majestäten und die höchsten Herrschaften mit mehreren auf das Huldvollste zu unterhalten geruht und die Schützenbücher eingesehen hatten, begaben Sie Sich unter dem Jubelrufe, unter dem Donner der Kanonen und demselben Ehrengeleite wieder in die königl. Hofburg zurück.

Korrespondenz.

Darmstadt, im Juni.

Ein Rückblick auf den Lebenslauf des am 8. d. zu Mainz verstorbenen, in dieser Stadt am 26. September 1796 geborenen Hrn. Peter Joseph Weckers, dürfte vielen Lesern der Didaskalia, die wahren Menschenwerth unabhängig von dem monopolistischen Parteiinteresse des Tages zu würdigen wissen, nicht unwillkommen seyn. In dieser Voraussetzung, die in dem zahlreichen Kreise seiner Freunde und näheren Bekannten in und außerhalb Mainz ein bereitwilliges Echo finden dürfte, geben wir folgende authentische Notizen über sein Leben und Wirken. Seine Jugendbildung fiel in die verhängnißvolle Zeit, wo dem strebsamen jungen Manne unter Napoleons kriegerischer Regierung sich mancherlei Aussichten darboten, in der Welt sein Glück zu machen. Nachdem er die Realschule seiner Vaterstadt besucht, auch für seine weitere Ausbildung Privatunterricht erhalten hatte, fand er im J. 1810 in dem Bureau eines französischen Sous-Inspecteur aux Revues eine Anstellung, welcher im April 1812 seine Ernennung zum Secrétaire d'Etat-Major beim 11. Armeecorps folgte. In dieser dienstlichen Stellung verblieb er bis zum März 1813, wo er in derselben Eigenschaft erst zur Division Durutte, und dann, im August 1813, zum 13. Armeecorps versetzt wurde. Nach dem Pariser Frieden, in Folge dessen besagtes Corps Hamburg räumte und nach Frankreich marschirte, in die Heimath zurückgekehrt, ward ihm bei der preuß. Militär-Administration eine Anstellung in der Eigenschaft als Assistent eines Feld-Proviant-Amtes zu Theil, welche Stelle er bis zum Jahr 1817 bekleidete, wo er eine neue Bestimmung als Agent der Militärverpflegung zu Luxemburg erhielt. Nach Auflösung dieser Verwaltung, die im J. 1825 erfolgte, kehrte W. wieder in seine Vaterstadt zurück, wo seine Kenntniß der französischen Sprache und der Unterricht, den er darin ertheilte, ihm hinreichende Gelegenheit darbot, sich eine ehrenhafte Existenz zu gründen und auch für die Zukunft zu sichern. Der Werth seiner pädagogischen Wirksamkeit als Privatlehrer erhielt die öffentliche Anerkennung durch seine Ernennung zum Lehrer der französischen Sprache an der städtischen Realschule zu Mainz (1833), bei welcher er

schon im folgenden Jahre seinen Lehreifer und das uneigennützige Streben, der lernenden Jugend zu nützen, dadurch zu erkennen gab, daß er die, dem Lehrplane der Schulen von Mainz bisher fremd gewesene, englische Sprache in den Unterricht einführte, und zwei Jahre unentgeldlich darin Unterweisung ertheilte. Die städtische Realschule von Mainz ward im J. 1836 zum Range einer großh. Provinzial-Realschule erhoben, bei welchem Anlaß unser W. zum wirklichen Lehrer ernannt wurde. Leider setzte sein tragisches Ende seiner pädagogischen Wirksamkeit ein allzu nahes Ziel und entzog ihn einer Lehranstalt, zu deren Nutzen und Segen er noch viele Jahre hindurch hätte thätig seyn können. Daß er ein Mann von Befähigung und Thatkraft war, dies hat er bei mehr als einer Gelegenheit gezeigt, selbst auf die Gefahr hin, sich aus aufopfernder Hingebung für das allgemeine Beste Unannehmlichkeiten und Feindschaften zuzuziehen, wie wir bei der durch seine beharrliche Thätigkeit in Mainz gegründeten Actienbäckerei sattsam erlebt haben. Wie viel Zeit, wie viel anstrengende Arbeit hat er nicht diesem gemeinnützigen Unternehmen gewidmet, welches uns ihn in dem Lichte eines guten Bürgers, eines wahren Menschenfreundes erblicken läßt! Doch in Mitte der Kämpfe mit dem Leben und seinen sich durchkreuzenden Interessen ging allmälig in seinem Innern die erst durch die Ergebnisse der ärztlichen Untersuchung erklärte Veränderung vor, welche ihm das Leben als eine unerträgliche Last und den Tod als ein wünschenswerthes Gut erscheinen ließ. Wer kann diese furchtbare Seelenstimmung, die schrecklicher als der Tod selber ist, würdigen, wer will die aus ihr entspringenden Handlungen verdammen? Schenken wir lieber dem so aus der Welt Abgeschiedenen eine Thräne des Mitleids und des innigsten Bedauerns! Schließlich glauben wir, dem literarischen Verdienst des Verstorbenen durch die Bemerkung volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daß die von ihm herausgegebenen Unterrichtsbücher in der französischen und englischen Sprache sich in der Praxis als sehr zweckmäßig bewährt und den anerkennenden Beifall von bekannten Pädagogen schon längst erhalten haben. Nicht lange vor seinem Ableben hatte ihm die philosophische Facultät zu Gießen, in Anerkennung seiner philologischen Leistungen, den akademischen Grad eines Doctors der Philosophie ertheilt.

Aus Westphalen, 16. Juni.*)

Was für eine Stimmung, der Berliner Synode gegenüber, in den preuß. Rheinlanden und Westphalen herrschend ist, hat Ref. so eben auf einer Reise reichlich in Erfahrung gebracht. Mit Nächstem werden zahlreiche Proteste im Sinne der Magdeburger, Halberstadter, Königsberger, Berliner, Breslauer Denkschriften, namentlich von Pfarrvereinen ausgehend, hervortreten, wobei besonders diejenigen Protestanten, welche vor der Union als evangelisch-reformirte Kirchengemeinschaften bestanden, ihre alten Rechte in Anspruch zu nehmen gedenken, die ihnen selbst vom rein historischen Standpunkte aus — auf welchen bekanntlich die Symbolmänner ein so großes Gewicht legen — nicht streitig gemacht werden können. Obschon überall die höhere Allgemeinheit als Ziel einer Kirchenverfassung vorschwebt, so will man jedoch keineswegs stürmisch über die Gränzen des Bestehenden hinausgreifen, noch viel weniger aber sich in neue, ganz fremde Fesseln schlagen lassen. Dieses, glauben sie, würde aber geschehen, wenn das einberufene Reichsconcil die von Melanchthon redigirte, am 25. Juni 1530 dem Reichstage in Augsburg übergebene, 1531 in Wittenberg zuerst herausgekommene Confessionsschrift als Lehr- und Glaubensnorm für die evangel. Kirche in der Art feststellte, daß sowohl das kirchliche, als religiöse Bestehen des Protestantismus nur innerhalb dieser Gränzen gedenkbar sey, und darum haben die neueren Nachrichten hierüber hier so große Bedenken und Besorgnisse erregt und zu der Ueberzeugung geführt, daß wenn ein derartiger Beschluß die königl. Sanction je erhalten sollte, sie ihre geheiligten Rechte als Kirchengemeinschaft gekränkt erachteten. Wenn sich, wie kirchenhistorisch erwiesen (cf. Henke Kirchengeschichte, Bd. III., p. 400 ff.) die Lehrer der reformirten Kirche des 16. und 17. Jahrhunderts durch einen höheren Grad von Bildung auszeichneten und ihre freisinnigeren Ansichten vom Wesen und Zweck der Reformation bis auf die neueste Zeit von ihnen aufbewahrt und gepflegt worden sind (wir erinnern hierbei an den kurhessischen Symbolstreit), auch nur von diesem Standpunkt aus die Union beider protestantischen Kirchen als nützlich und erwünscht erscheint: so müssen auch der bei den Lutheranern fortgeerbte Begriff einer allein seligmachenden Kirche, der auf ihre Lehren übertragen wurde, und die übertriebene Verehrung Luthers, dessen Wort bald als gleichen Ursprungs, Werthes und Ansehens, bald als einerlei mit dem göttlichen betrachtet wurde, gerechte Würdigung finden, um so mehr, da ja bekanntlich der materielle Inhalt der Augsburgischen Confession vorzugsweise dem Augustinischen Systeme entsprungen ist. Von solcher Anthropolatrie hielten sich stets die Reformirten frei. Daher ist ihnen auch das protestantische Princip kein materiales, sondern ein blos formales, nämlich das Recht, die Bibel als Glaubensgrundlage nach Gewissen und den Regeln einer grammatisch richtigen und vernünftigen Interpretation auszulegen und ihren Inhalt ohne Rücksicht auf Systeme und dogmatische Formeln zu erforschen. Und wird dies Prinzip nicht, jetzt, wie zu Anfang der Reformation festgehalten, so war Luther auf dem Reichstage zu Worms, Zwingli in Zürich und ist überhaupt die ganze Reformation von 1517 im Unrecht, da sie lediglich ihrem formalen Princip ihren Ursprung verdankt und mit ihm steht und fällt. Es muß daher dies Palladium protestantischer Freiheit unantastbar bleiben und das neunzehnte Jahrhundert kann nicht zugeben, daß von der Augsburgischen Confession, welche nach eigenem Zeugnisse nichts anders als ein Ausdruck des damaligen Glaubens einiger Evangelischen seyn will, die Mitgliedschaft in der evangelischen Kirche abhängig gemacht werde.

(Schluß folgt.)

*) Wegen Mangel an Raum etwas verspätet mitgetheilt. D. R.

Wiesbaden, 28. Juni.

Allen Freunden des nassauischen Gewerbevereins und allen Denen, welche sich für denselben interessiren, insbesondere aber allen Denjenigen, welche sich in unserem Lande noch nicht dafür interessirt haben, empfehlen wir den im dritten Hefte der „Mittheilungen an die Vereins-Mitglieder" enthaltenen, mit eben so viel Wärme, wie Klarheit abgefaßten Rechenschaftsbericht des Vorstandes, welcher in der Generalversammlung am 11. Mai d. J. von dem Secretär des Vereins verlesen wurde. Das schöne Gedeihen unseres Gewerbevereins haben wir, nebst der lobenswerthen Thätigkeit der übrigen Vorstandsmitglieder und des Ausschusses, besonders dem regen Eifer des Secretärs, Hrn. Regierungs-Assessor Odernheimer, zu danken. Wir können nicht umhin, dies hiermit öffentlich auszusprechen. Wenn ein Mann neben seinen bedeutenden Berufsgeschäften noch einen großen Theil seiner Zeit und Thätigkeit dem öffentlichen Wohle mit so viel Theilnahme und so viel Liebe zum Opfer bringt, so verdient derselbe wahrlich den Dank und die Anerkennung seiner Mitbürger in hohem Grade. — Kommenden Mittwoch den 8. Juli soll in dem großen Saale des Kurhauses unter der Direktion des Hrn. Hofkapellmeisters Rummel ein Konzert zum Besten der hiesigen Kleinkinder-Bewahranstalt stattfinden. Ein gleiches Konzert, welches im vorigen Sommer ebendaselbst gegeben wurde, war sehr glänzend ausgefallen, sowohl in Betreff der Productionen, als auch des zahlreichen Besuches; denn es brachte dieses Konzert obengenannter Anstalt einen Reinertrag von circa fl. 700 ein. Da die Theilnahme an solchen Bewahranstalten allenthalben stets reger wird, auch die Liebe zu klassischer Musik, wie Hr. Rummel in seinen Konzerten sie bietet, noch nicht erkaltet ist, so steht zu erwarten, daß dieses Konzert, sowohl von Einheimischen, wie auch von Fremden, wieder eben so zahlreich besucht werden wird, wie das vorjährige. Auch wird der Vorstand obiger Anstalt, wir sind es überzeugt, dieses Jahr nicht verfehlen, den hiesigen Künstlern und Musikern denselben Dank und dieselbe Anerkennung zu Theil werden zu lassen, die er bei ähnlichen Veranlassungen den auswärtigen stets auf eine so lobenswerthe Weise bezeigt. — Die Reunions in dem Kurhause haben mit dem 27. d. M. ihren Anfang genommen und werden in den Wochen, in welchen ein großer Ball abgehalten wird, nur einmal, in den andern aber, wo kein Mittwochsball ist, zweimal stattfinden. Der Besuch dieser Reunions, wie der großen Bälle ist den nichttanzenden Herren im Oberrocke gestattet — Durch einen neuen Contract wurde Fräul. Rummel der hiesigen Oper erhalten, und Fräul. Kern, vom Hoftheater zu Schwerin, ist für die Stelle der Mad. Schmidgen engagirt. Unser Schauspiel aber trifft ein empfindlicher Verlust. - Die beiden Fräul. Heußer, die Lieblinge des hiesigen Publikums, besonders der Damen, verlassen uns mit dem 1. Sept. Sie haben den Aufenthalt in ihrer Vaterstadt (Mannheim) und in dem Schooße ihrer Familie dem hiesigen vorgezogen, und deshalb ein dreijähriges Engagement an dortiger Bühne angenommen. Im Einverständniß mit der Intendanz geschah von Seiten unserer Direktion alles Mögliche, um die liebenswürdigen Künstlerinnen dem hiesigen Institute zu erhalten; aber das glückliche Zusammentreffen günstiger Umstände war für die Schwestern zu wichtig und die vorliegenden Gründe natürlich zu triftig, als daß sie durch Gehaltserhöhung hätten überwogen werden können. Für das Fach der ältern Fräul. Heußer ist Fräul. G. Fürst, vom Hoftheater zu Darmstadt, bereits engagirt; das Fach der jüngern Fräul. Heußer aber ist bis jetzt noch unbesetzt. D.

Main-Wasserwärme: 2. Juli, Morgens, 8 Uhr: 17 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 182. Samstag den 4. Juli 1846.

Das Schlafzimmer.

Nach dem Französischen des Arsène Houssaye.

(Fortsetzung.)

„Da nehmen Sie das als Draufgeld," sagte er zu der Gärtnerin, indem er ihr einen Louisd'or gab. „Ich bin Ihr Miethsmann für diesen Sommer, und werde sogleich Besitz von der Wohnung nehmen."

„Aber, mein Herr, Sie können doch unmöglich hier ohne alle Möbeln wohnen! Sie können sich im Salon ja nicht ein Mal setzen!"

„Darüber machen Sie sich keine Sorge; wenn ich wünsche, auf dem Lande zu leben, so ist es natürlich nicht meine Absicht, auf der Stube zu sitzen: ich bringe meine Zeit entweder am Fenster zu, oder ich ergehe mich im Freien."

„Wie es Ihnen gefällig ist, mein Herr; ein Herr Ihres Standes hat immer Recht."

Indem sie dies sagte, verneigte sie sich artig und entfernte sich vergnügt. Im Stillen aber war sie nicht wenig erstaunt über die wunderliche Lebensweise Friedrichs.

Dieser aber stand noch lange wie an das Fenster gebannt, den Blick fest auf die geschlossenen Fenster des Landhauses gerichtet. Immer schien es ihm, als sollten sie sich öffnen; und doch blieben sie geschlossen.

Ringsum herrschte tiefe Stille; die Vögel hielten ihren Mittagsschlaf, kein Blatt bewegte sich, das Landhaus schien in Schlummer versunken, denn es gab auch nicht ein Zeichen des Lebens, und selbst der Garten theilte die allgemeine Stille, die ganze Natur schien in tiefem Schlafe zu liegen.

Friedrich war gänzlich abgestorben für Alles, was um ihn her vorging. Er hatte nur Einen Gedanken, und sah Nichts, als die gegenüberliegenden Fenster, von denen allein er Befriedigung für seine Neugier erwartete. „Es wird sich zeigen," sagte er zu sich, „daß sie nicht ohne Ursache hierher gekommen ist; entweder wird sie erwartet, oder sie erwartet Jemanden. Auch die Laden sind sicher nicht zufällig so fest geschlossen."

Auf ein Mal gewahrte er über einem dichten Gebüsche den wohlbekannten grünen Schleier. Sie war es!

Ja, er täuschte sich nicht, es war Frau von Berneuil, die langsamen Schrittes daher kam. Noch immer verriethen ihre Züge innere Unruhe, und fast bei jedem Schritte blickte sie ängstlich nach dem Gitter zurück. Jetzt stand sie gerade unter einem Baume. Friedrich athmete kaum, um keine ihrer Bewegungen zu verlieren. Sie stand einen Augenblick still, unbeweglich, gleich einem Marmorbild; dann senkte sie das schöne Haupt, blickte träumerisch vor sich hin und erhob langsam eine Hand, um eine Thräne zu trocknen, die ihrem Auge entquoll.

„Sie weint," sagte Friedrich vor sich hin. „Wie es scheint, soll ich Zeuge eines traurigen Auftrittes werden."

Frau von Berneuil schritt jetzt wieder langsam vorwärts; da plötzlich fesselte ein weißer Rosenstock ihre Aufmerksamkeit.

„Er ist es," sagte sie und blieb sinnend vor ihm stehen; dann beugte sie sich, um ihm eine seiner prächtigen Blumen zu rauben. Aber ehe sie es wagte, ihn zu berühren, sah sie ängstlich um sich, gleichsam als fürchte sie einen Zeugen bei einer so einfachen, natürlichen Handlung zu haben. Friedrich war allen ihren Bewegungen gefolgt. Noch nie hatte er einen reizendern Anblick genossen. Der Rosenstock, der fast unter der Fülle seiner prachtvollen, süß duftenden Blumen erlag, das junge, frische Grün, der ihn umgebenden Landschaft, die junge, schöne Gräfin, die erröthend und mit unsicherer Hand eine eben erblühete Rose brach, und dies Alles von den Strahlen einer heitern Juniussonne beleuchtet, konnte es wohl ein lieblicheres Bild geben? — Friedrich, mit seinem für alles Schöne empfänglichen Gemüthe, fühlte sein Herz merklich schlagen.

Die Gräfin ergötzte sich einige Augenblicke lang an dem Dufte der frisch gebrochenen Rose, dann entblätterte sie sie mit einem wehmüthigen Blicke und ging nach dem Landhause zu, hinter welchem sie verschwand; gleich darauf hörte Friedrich das Gitterthor öffnen und wieder schließen. Augenblicklich verließ er sein Observatorium und eilte vorsichtig der Gräfin nach, um sich zu überzeugen, ob sie allein oder in Begleitung den Garten verlassen habe. Umsonst aber strengte er seine Luchsaugen an; er konnte nicht entdecken, welchen Weg Frau von Berneuil eingeschlagen hatte.

„Sollte eine weiße Rose und nichts weiter sie so mächtig hierher gezogen haben?" dachte er bei sich. „Oder haben diese Blumen vielleicht ganz besondere, mir unbekannte Kräfte?"

Als er nach seinen vergeblichen Bemühungen wieder in den Garten zurückkehrte, fand er die Gärtnerin im Küchengarten beschäftigt, ihren Salat zu jäten.

„Sagen Sie mir, schönes Kind," redete er sie an; „glauben Sie, daß das freundliche Haus da drüben zu vermiethen seyn würde?"

„Wie ich gestern gehört habe, mein Herr, so soll es sogar verkauft werden. Es gehört einem armen Winzer hier aus der Gegend, der es gebaut hat, um sein Geld, nach seiner Meinung, gut anzulegen. Jetzt hat er das Geld nicht mehr, und das Haus ist auch nicht mehr sein; wenigstens muß er es in diesem Augenblicke Schulden halber verkaufen. Haben Sie den Anschlagzettel nicht gelesen? Wie man sagt, ist es aber gut vermiethet."

„Ach, es ist zu verkaufen!" rief Friedrich mit einem Tone, der seine Freude nur zu deutlich verrieth.

„Wollen Sie es vielleicht kaufen, mein Herr?"

„Es kaufen? das nun eben nicht, wohl aber es besehen," sagte

sich Friedrich im Stillen; laut aber fragte er: „Ist kein Hausmann darin?“

„Früher hat ein Gärtner in jener Hütte dort gewohnt, der den Hausmannsdienst zugleich mit versehen hat. Er ist aber weggezogen, wahrscheinlich, weil er in Neuilly eine bessere Stelle gefunden hat.“

„Wer hat die Schlüssel zu diesem Hause?“

„Wie ich gehört habe, so ist es an einen Herrn vermiethet, der es ungefähr auf dieselbe Weise bewohnen mag, wie Sie dieses zu bewohnen gedenken. Vorgestern habe ich einen Livréebedienten dort gesehen, der sich das Vergnügen machte, die Wege zu säubern. Ich denke wohl, der Notar zu Passy, der die Angelegenheiten des armen Colombet besorgt, wird einen zweiten Schlüssel zum Hause haben.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Erinnerungen eines alten Soldaten.

Die Mittheilungen über die „Erinnerungen eines alten Soldaten“ des preußischen Heeres (General Freiherr von Rahden) knüpfen wir an seine Erzählung über einzelne Vorgänge in den blutigen Gefechten an, welche in ihrer Gesammtheit die Schlacht von Bautzen bilden. Hier hatte sein Bataillon einen heißen Punkt zu behaupten. Der Verfasser erzählt unter Anderm: „Während einiger Stunden flogen die feindlichen Kanonenkugeln ungezählt und kaum 3 bis 4 Fuß über unser Bataillon dahin, so daß wir im Stehen alle hätten daran glauben müssen. Der allerkritischste Moment war aber der, als zwei russische Batterien, von denen bekanntlich jede zwölf Geschütze zählt, dicht vor uns auffuhren und ihr immer sehr wohlgenährtes Feuer eröffneten. Das ganze feindliche Geschoß entlud sich auf uns, da wir dicht hinter den Batterien standen oder vielmehr lagen. Glücklicherweise bleibt russische Artillerie gewöhnlich nicht sehr lange im Feuer; sie consumirt sehr schnell ihre Monution und zieht dann ab. So war auch die uns'rige in einer halben Stunde fertig, und zog sich dann wieder zurück. Das machte aber hinwiederum einen sehr widrigen Eindruck auf unsere, diese Taktik noch nicht kennenden Gemüther. Wir glaubten darin ein schlimmes Zeichen zu erblicken. Unsere Batterien in den nahen Schanzen arbeiteten unterdessen immer ruhig fort. Es war der tapfere Hauptmann von Reczynski, welcher eine halbe zwölfpfündige befehligte. Auch vor uns im nahen Grunde, zwischen den Wiesen und Seen von Kreckwitz, manövrirte und exercirte im scharfen Feuergefecht eine reitende Batterie, wie es nur irgend eine andere auf dem classisch gewordenen Terrain eines Exercirplatzes thun dürfte. Ich glaube, der Hauptmann von Tuchsen commandirte sie, und die Lieutenants von Strotha, von Eck und Lettgau fochten bei derselben. Mein Bataillon konnte die ganze vorliegende Schlacht leicht übersehen, und noch heute, nach 32 Jahren, vermöchte ich die regelrechten Abschwenkungen und Aufmärsche jener Batterie auf einem so coupirten Terrain, wie nahe bei Kreckwitz, wo kleine Teiche und Gebüsche der Artillerie nur hinderlich seyn konnten, aufzuzeichnen. Es war ein wahres Gaudium für uns Alle, das zu sehen; denn nicht allein wir Offiziere, sondern jeder Soldat verfolgte mit höchster Aufmerksamkeit die Thaten des braven Tuchsen und seiner vortrefflichen Offiziere und Soldaten. Ein Freudenruf wurde in unserer gerade nicht sehr bequemen Lage und Situation jedes Mal laut, wenn wir sahen, wie Tuchsen schoß, schnell aufprotzte, abfuhr, und jedes Gebüsch, jede Unebenheit des Bodens benützte, um eben so unerwartet wieder ganz nahe aufzumarschiren, abzuprotzen und den Feind in Flanke und Rücken zu beschießen.

„Es mochte Mittag seyn, etwa zwischen 2 und 3 Uhr, als uns von dem hinteren Treffen die Weisung zugerufen, oder vielleicht auch zugesendet wurde, „Tirailleurs einzuziehen und langsam zurück zu marschiren.“ Noch immer sausten die feindlichen Kugeln über und neben uns hin, setzten meistens 15 bis 20 Schritte vor uns auf, ricochetirten in ganz flachen Bogen über uns hinweg und schlugen in die hinteren Treffen. Demnach bewährte es sich, daß unser Commandeur die Aufstellung sehr richtig genommen hatte. Wie schon gesagt, die Kugeln gingen ganz dicht über uns weg und mäheten vollständig das herumliegende Terrain, besonders bis zur Schanze linker Hand, von welcher wir wohl 4 bis 500 Schritte entfernt standen. Lieutenant Klein, der österreichische Herr Camerad, fungirte, wie wir wissen, als Adjutant, und erhielt nun von v. Rathenow den Auftrag, die detachirten Tirailleurs selbst zu holen. Ohne allen Zweifel wollte Rathenow dem neuen Lieutenant auf den Zahn fühlen, wie man zu sagen pflegt; denn eben so gut konnte er durch die Trommel oder das Signalhorn die Compagnien zurückrufen. Die 800 oder 1000 Schritte, welche Klein bei dieser Expedition hin- und hergegangen ist, und wie er die schwere Aufgabe durchgeführt, hätte auf immer vergessen machen können, daß er nicht schon Jahre lang bei und mit uns gelebt und gefochten habe. Klein war groß und stark; jede seiner körperlichen Dimensionen war ein Hinderniß mehr für ihn auf diesem Gang zur Schanze. Die Feinde mochten auch unsere Rückzugsabsichten bemerken und verdoppelten ihr Feuer, so daß buchstäblich der Boden, worauf wir standen, wie rasirt wurde. Wir konnten gewiß von unserm Fleck aus einige Hundert jener Risse und Streifen zählen, welche eine dicht dahin sausende Kugel auf festem Erdreich macht, und es schien also unmöglich, daß Klein den Auftrag ausführen könne; jedes Auge verfolgte den Abgehenden. Klein mochte als guter Taktiker und Mathematiker den nächsten Weg; also die gerade Linie an's Ziel, sich vorgezeichnet haben, und er ist keinen Zoll breit davon abgewichen, obgleich ihn die Kugeln dabei oft gar unhöflich zu stören suchten. Aufrecht und ruhig, wie eine Palme, schritt Klein vorwärts und gelangte glücklich zur Schanze, und als er eben so glücklich die dort detachirt gewesenen Tirailleurs zurückbrachte, empfing ihn der Commandeur mit einem kurzen: „Gut, lassen Sie eintreten!“ Mancher von uns aber drückte dem ritterlich braven Cameraden die Rechte, und der Bruderbund war geschlossen.“

Von Hauptmann von Rathenow erzählt der Verfasser noch folgenden seltsamen Zug: „Vor der Schlacht von Bautzen war es auch, als quer über's Feld ein nettes schlankes Bürschchen daherwandert in seiner Bergmannskleidung, das glänzende Schurzfell, wie es dessen Bestimmung will, am Hintertheil, Ränzel und Patrontasche und Buch übergehangen, und ein grünes Eichenreis unternehmend und keck am blinkenden Caskett. Braungelockt und in frischester Jugendkraft, mit leuchtendem, freudestrahlendem Auge, naht er sich, wie ganz zufällig, unserm eben vorrückenden Bataillon, und begehrt mit sehr bescheidenen aber festen Worten Aufnahme in unsere Reihen, um sogleich gegen den Feind marschiren zu können. Der Bergknappe wurde mit in eine Jägersection gestellt, Neben- und Vordermann genannt, und so ging es rasch vorwärts in die Schlacht. Dieser Bergknappe, der noch in der Schlacht von Bautzen selbst zwei Mal, wenn auch nur leicht, von feindlichen Kugeln berührt wurde, stieg von Tag zu Tag in der Achtung seiner Vorgesetzten und der Liebe seiner Cameraden, denen er auch als heiterer Sänger und Erzähler werth geworden war. Als nun der Kaiser Alexander jedem preußischen Bataillon, welches bei Bautzen mitgefochten, einen Georgenorden fünfter Klasse übersandte, um den als den würdigsten Gewählten damit zu schmücken, erhob sich sofort von allen Seiten der Ruf: „der Bergknappe soll ihn haben! der Bergknappe soll ihn haben!“ Der Kapitän von Krosigk, welcher an Stelle des abwesenden Rathenow den Oberbefehl über das Bataillon einstweilen übernommen hatte, heftet ihm vor dem ganzen Bataillon das Ehrenzeichen auf die Brust. „Da saus't plötzlich“, erzählt der Verfasser, „wie ein Unwetter v. Rathe-

now auf hohem Schimmel herbei; in wenigen Minuten ertönen abermals drei dumpfe Trommelschläge; das Bataillon stellt sich in Linie unter's Gewehr; der Bergknappe wird vorgerufen, und auf demselben Fleck, wo eine halbe Stunde vorher dem Bergknappen der Orden angehangen worden, wird ihm derselbe durch einen commandirten Unteroffizier abgeschnitten, und mit den wenigen Worten: „Ich bin der Commandeur!" übergibt Rathenow das Kreuz einem andern Soldaten seiner eignen Compagnie. Und was that der Bergknappe? Leichenblaß, aber festen Schrittes naht er sich dem Commandeur, meldet militärisch, daß er nie vereidet, nie einen Groschen Sold, nie ein Kleidungsstück von der Compagnie — er hatte nie seine Bergmannstracht abgelegt — empfangen habe, also frei sey, wirft seine Büchse, die er bis jetzt dienstlich hoch im rechten Arm gehalten, leicht über die Schulter, ruft dem staunenden Bataillon zu: „Adieu, an euch Preußen werd' ich gedenken!" und verschwindet im nahen dunkeln Walde. Man hat ihn nie wiedergesehen!"

Dem freudelosen Daseyn Rathenows war jedoch ein nahes Ziel gesteckt. Auf dem Marsche des Kleist'schen Corps über Nollendorf, gerade in den Rücken der Armee Vandamme's, wodurch des letztern Niederlage und Gefangennahme bei Culm herbeigeführt wurde, erschien Rathenow ungewöhnlich sanft, lobte, was er sonst nie gethan, den von seinem Diener Johann bereiteten Kaffee, und war sogar so gütig, Hrn. v. Rahden eine Tasse anzubieten. Man will diese Umwandlung der Gemüthsstimmung häufig bei Kriegern vor einer Schlacht wahrgenommen haben, in der ihnen zu fallen bestimmt war; Krieger, die sich sonst durch den heitersten Lebens- und Schlachtenmuth ausgezeichnet haben, erschienen plötzlich melancholisch, still, ängstlich und schüchtern; barsche, heftige, wilde und jähzornige Charactere dagegen ungewöhnlich sanft, gütig, selbst weich. Auch Hr. von Rahden erzählt hievon mehrere Beispiele. Rathenow ist eins derselben. Er fiel vor Culm an drei Wunden, deren jede für sich tödtlich war. Hr. v. Rahden selbst besorgte das Grab des Tapfern unter dem Baume, der seinige blutige Leiche beschattete.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Leipzig, 25. Juni.) Gestern Abend hatten sich viele hundert Buchdruckergehülfen im großen Saale der Buchhändlerbörse versammelt, um am Tage Johannes des Täufers (dessen Name der Erfinder der Buchdruckerkunst, Gutenberg, trug), den Grund zu einem Verein zu legen, welcher höhere geistige Bildung ihres Standes bezwecken soll. Einer der Gehülfen sprach von der errichteten Bühne, vor der Gutenbergs geschmückte Büste stand, über Das, was ihrem Stande Noth thue. Dann hielt Direktor Vogel eine gelungene Rede, in welcher er die Versammelten ermahnte, der Erlernung der deutschen Sprache, der Naturwissenschaften und Mathematik, endlich der Ausbildung des Herzens und Charakters die nächste und vorzüglichste Aufmerksamkeit zu widmen. Zuletzt sprach der Oberälteste Naumann und legte ihnen dringend an's Herz, daß sie ihre Zeit nicht mit unnützen Dingen verschwenden und bei Meinungsverschiedenheit und Mangel an Bildung sich nicht der Parteiwuth in die Arme werfen sollten, damit die schöne Idee ihres Vereines nicht schon in Kürze zu Schanden werde.

(München, 20. Juni.) Fürst von Thurn und Taxis hat in Betracht des gegenwärtigen Nothstandes seinen minderbemittelten lehenspflichtigen Gemeinden neben dem vertragsmäßigen Nachlaß noch einen weiteren Fruchtgültnachlaß von 5 Proc. gestattet, und nebenbei noch Saatfrüchte unentgeltlich vertheilen lassen.

(Lommatzsch, 21. Juni.) Unsere Gegend ist in diesem Jahre bereits von mehreren bedeutenden Gewittern heimgesucht worden. Vor drei Wochen wurde bei einem solchen Gewitter im nahen Nieder-Lommatzsch eine — mit der Sense in der Hand — vom Felde heimgehende Frau vom Blitz erschlagen. Zugleich traf während dieses Wetters der sogenannte Rost bedeutende Getreidestrecken. Heute schlug während des Nachmittagsgottesdienstes der Blitz im nahen Pittschütz, in den Schafstall eines Landgutes ein, tödtete auf der Stelle 4 Stück der darin befindlichen Schafe, und setzte binnen kurzer Zeit sämmtliche drei Wirthschaftsgebäude in Flammen. Das Wohnhaus, so wie sämmtliches Vieh, ward glücklich gerettet. Zwei dicht neben dem getroffenen Gebäude stehende Linden, welche hoch über dasselbe emporragten, hatte der Blitz unberührt gelassen.

(Münster.) Die „Düsseldorfer Zeitung" macht folgende Mittheilung über ein am 22. d. M. zwischen zwei Offizieren vom 13. Infanterie- und vom 11. Husarenregiment stattgehabtes Duell: Die königl. Reitbahn in der Nähe des Schlosses war zum Kampfplatz außersehen. Wahrscheinlich ist es, daß das Duell in Folge des Ehrengerichts der Stabsoffiziere eintrat, und die Alternative entweder des Abschiedes oder des Duells mit einer Warnung in deren Erkenntniß gelegen hat. Das Duell selbst war also gestellt: Die Kämpfer traten sich frei ohne Binden und Bandagen gegenüber; sie sollten sich so lange schlagen, bis der Eine oder der Andere eine Verwundung erhalten, die ihn zur Fortsetzung des Kampfes unfähig machte; kleinere Wunden blieben unbeachtet. Trat der Fall ein, daß die Duellanten müde wurden, ehe die hindernde Wunde geschlagen war, so ruhten sie sich aus, und setzten den Kampf dann weiter fort. So empfing Hr. v. B. zwei leichte Wunden, während Hr. v. D., mehrfach verwundet, zuletzt den Kampf nicht ferner fortzusetzen vermochte. Der betreffende Ehrenrath war als Kampfgericht nach den neuen Duellgesetzen bei diesem Zweikampf zugegen. Nach Beendigung desselben haben die beiden Streitenden ihre Versöhnung zur Freude der Anwesenden gefeiert. (Solches geschah im Jahr — 1846 in Deutschland!)

(München, 27. Juni.) Kürzlich langten hier zwei Brüder, Kavaliere aus Hessen-Darmstadt an, und nahmen in einem Gasthof ihr Absteigquartier. Bald wurde der eine vermißt und vor einigen Tagen zog man dessen Leiche bei Ismaning aus der Isar. Man ist auf die Ermittlung dieses seltsamen traurigen Falles begierig.

Nach der Wiesbadener Kurliste belief sich am Johannistage, den man als den Anfang der eigentlichen Saison zu bezeichnen pflegt, die Zahl der Badegäste auf beinahe 3400; indeß dieselbe Liste mehr als 11,000 Fremde angibt, die den Kurort auf der Durchreise besuchten.

(Mensur und Censur.) Eine sehr wichtige Bemerkung macht der Stuttg. Beobachter über Baden, wenn er sagt: „Die badische Presse hat neben der Censur jetzt auch noch die Mensur auf dem Hals. Für das, was der Censor etwa stehen läßt, machen hernach duellustige Militärs den Journalisten verantwortlich."

Berthold Auerbach's „Dorfgeschichten" sind in's Englische übersetzt, von Meta Taylor; wie sich denn überhaupt die englischen schriftstellernden Damen vorzugsweise der deutschen Literatur bemächtigt haben. So gibt Mary Howitt im Athenäum eine treffliche Nachbildung von Freiligrath's „Requiescat."

Korrespondenz.

Aus Westphalen, 16. Juni.

(Schluß.)

Abgesehen von dem Vorhergehenden könnten aber auch die Reformirten hinsichtlich des Inhalts nicht zu diesem Bekenntnisse gezwungen werden. Dies ist schon oft genug nachgewiesen worden und wir erinnern nur an den zweiten Artikel, der von der Erbsünde handelt und der Taufe übernatürliche Wirkungen zuschreibt, wogegen die reformirte Ansicht (cf. Heidelberger Katechismus, Fragen 69, 72, 73) offenbar streitet und von jeher stritt; an den Art. 10, der beim Abendmahle die wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi behauptet, wogegen es Grundlehre der Reformirten ist (cf. Heidelberger Kat., Fr. 78 und 79), daß Brod und Wein bloße Wahrzeichen und Symbole sind; — endlich, daß sich die Reformirten wegen ihrer Ansprüche auf die Vortheile des Religionsfriedens nur auf Grund der 1540 herausgekommenen, von Melanchthon selbst in Anwendung des protestantischen Princips der fortschreitenden Verbesserung veränderten Ausgabe (Variata) zu Augsburger Confessionsverwandten erklärt haben. Dennoch waren, wie bekannt, bei den Verhandlungen des westphälischen Friedens die Lutheraner mehr als selbst die Katholiken gegen die Ausdehnung seiner Wohlthaten und ohne die Fürsorache des großen Kurfürsten würden sie wohl nie zu ihrem Genusse gelangt seyn. — In diesem Vollbewußtseyn halten die Reformirten des Rheinlandes und Westphalen ihre Rechte als geheiligte fest, berufen sich auf die königl. Cabinetsordre vom 28. Febr. 1834, woselbst König Friedrich Wilhelm III. dieselben in Bezug auf die Union anerkannt und bestätigt hat, so wie auf ihre Agenden, und weisen zugleich jene ächt katholische Consequenz einer eidlichen Verpflichtung auf Symbole, als nicht herkömmlich, entschieden zurück. Ihre Lehrer wurden nie auf Symbole vereidigt, auch ist weder in der pfälzischen, noch in der neuen preußischen Agende für Rheinland und Westphalen (cf. das Ordinationsformular Theil II. p. 28, 29 und Anhang p. 70, 71, der Amtseid) von einer Verpflichtung auf symbolische Bücher die Rede (die pfälzische hat gar kein Ordinationsformular) und im „Vorhalt" (Thl. II. p. 25) haben nur die apostolischen Schriften des alten und neuen Testaments als Glaubensnorm Geltung, selbst wenn das in Bezug auf die symbolischen Schriften eingeschobene „Nennen derselben, wie herkömmlich" etwas schlau aussehen dürfte. Ueberhaupt ist der Religionseid erst fast 100 Jahre nach dem Anfange der Reformation aufgekommen, indem ihn Kurfürst Christian II. 1601 in Sachsen einführte. Wöllner's berüchtigtes Religionsedict vom 9. Juli 1788 war fast 10 Jahre in Kraft, scheiterte jedoch gänzlich am gesunden Sinne des Volkes und seines Königs Friedrich Wilhelm III., welcher letzterer sofort öffentlich erklärte: „die Religion muß Sache des Herzens, des Gefühls und der eigenen Ueberzeugung seyn und darf nicht durch methodischen Zwang zu einem gedankenlosen Plapperwerke herabgewürdigt werden, wenn sie Tugend und Rechtschaffenheit befördern soll. Vernunft und Philosophie müssen ihre unzertrennlichen Gefährten seyn, dann wird sie durch sich selbst bestehen, ohne die Autorität Derer zu bedürfen, die es sich anmaßen wollen, ihre Lehrsätze künftigen Jahrhunderten aufzudrängen." — Sollte es nun in Preußen wirklich dahin kommen, daß die sogenannte Reichs-, General-, Landes-, u. s. w. Synode in ihrer bedenklichen Zusammensetzung sich in „methodischen Zwang" verirrte, sich als gesetzgebende Versammlung, als Vertreterin und Organ der gesammten evangelischen Kirche geriete, daß sie die Augsburgische Konfession als bindende Norm für die Gewissen, auch der Reformirten, hinstellte, so würde ihnen nichts anders zu thun übrig bleiben, als ihre Rechte und Grundsätze standhaft zu behaupten, sich als besondere Gemeinden zu constituiren, die sich des Bewußtseyns getrösten, dem Geiste der Reformation treu geblieben zu seyn. Heuchler wollen die edleren ihrer Lehrer nicht seyn, werden auch den allenfalls nachträglich geforderten Religionseid nicht leisten, sondern lieber ein anderes Vaterland suchen und auch finden. Trösten wir uns jedoch mit der Hoffnung auf die hohe Weisheit und Gerechtigkeit Friedrich Wilhelms IV., dessen königliches Wort bei mehr als einer Gelegenheit Gewissensfreiheit verkündigt hat und die gewiß allen und jeglichen unevangelischen Versuchen einer gewissen Partei die Genehmigung versagen wird. — Dies die Ansichten, Gesinnungen und Hoffnungen der Reformirten in den preußischen Rheinlanden und Westphalen.

Gelnhausen, 30. Juni.

Am 28. Juni d. J. wurde in Gelnhausen nach dem zweiten Gottesdienst der von der Obrigkeit bewilligte Turnplatz, gegenüber des Kaiser Barbarossa's Ruinen, auf eine solenne Weise eingeweiht. Indem vom Rathhaus die älteren Turner mit ihrer Fahne und Musik voran gingen, schlossen sich die Knabenturner an. Auf dem Turnplatz angekommen, bildeten sie sämmtlich einen Kreis, wo dann der Turnlehrer Scriba erst der Obrigkeit eine Danksagung brachte und gegen die falschen Meinungen, so wie den eigentlichen Nutzen der Turnkunst eine gehaltvolle Rede hielt, worauf ein Turnlied gesungen wurde. Das zahlreiche Publikum wurde über die Geschicklichkeit der Knaben in der Turnkunst sehr angenehm überrascht, zudem diese erst in einer kurzen Zeit sich geübt hatten. Das Fest wurde mit großer Zufriedenheit erst beschlossen, als die Sonne sich hinter die segenreichen Weinberge verloren hatte.

Mainz, 30. Juni. (Einges.)

Wenn man den Artikel in Nro. 169 der Didaskalia über die Bade-Anstalt des Hrn. Ohaus dahier liest, so fühlt sich ein Auswärtiger zu glauben geneigt, als sey nur diese Ohaus'sche Anstalt vorzüglich und empfehlenswerth. Nicht doch! Es existiren noch einige derartige Bade-Anstalten in unserem goldenen Mainz, die rücksichtlich der innern Einrichtung nichts zu wünschen übrig lassen.

Frankfurt a. M., 1. Juli.

Der für dieses Jahr auf den 12. Juli beabsichtigte größere Gebirgsausflug nach dem Feldberg wird in vielen Kreisen bereits lebhaft besprochen und schon stehen ganze Schaaren lebensfroher Sänger, Turner, Natur- und Volksfreunde, Frauen und Jungfrauen, nebst der munteren Schuljugend gerüstet da, um an dem heitern ländlichen Feste Theil zu nehmen. Besonders erfreulich für alle Diese, insbesondere aber für die Sänger, möchte die Nachricht seyn, daß der rühmlichst bekannte Frankfurter Blechmusikverein beschlossen hat, sich gleichfalls an Ort und Stelle einzufinden. Derselbe gedenkt um 11 Uhr Vormittags einzutreffen und wird zu den allbekannten Gesängen: „Brüder, reicht die Hand zum Bunde!" und: „Herbei, herbei, du deutsche Turnerschaft" die Begleitung blasen. Man darf hoffen, daß dort alsdann die anwesenden Turner sich zu kräftigen Ringübungen vereinigen werden, worauf dann die Anstimmung des Arndt'schen Liedes: „Was ist des Deutschen Vaterland" nach der bekannteren Weise von Cotta den würdigen Schluß bilden wird. Da es verlautet, daß auch noch andere Musikvereine, unter andern auch der zu Bornheim bestehende, erscheinen werden, so dürfte es an geselliger Unterhaltung bei Sang, Klang und Tanz nicht fehlen, so wie denn für Bewirthung nach einer früheren Anzeige der Commission für Erbauung eines Hauses auf dem Feldberge bestens gesorgt seyn wird.

Charade.

(Zweisylbig.)

Die Erste kämpfet ewig mit der Zweiten
Und bald muß sie, bald ihre Feindin unterliegen;
Doch kannst du mir den einen Fall wohl deuten,
Wenn sie sich einen, um die Erste zu besiegen?

G.

Auflösung der Charade in Nro. 179:

Schildbürger (Bewohner des Städtchens Schilda in der Provinz Sachsen.)

Main-Wasserwärme: 3. Juli, Morgens, 8 Uhr: 17 Grad.
M. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 4. Juli. Das Nachtlager in Granada, Oper in 2 Abth., Musik von C. Kreutzer. Jäger: Hr. Kelchner, als erster theatralischer Versuch.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 183. Sonntag, den 5. Juli 1846.

Das Schlafzimmer.

Nach dem Französischen des Arsène Houssaye.

(Fortsetzung.)

„Ich muß diesen Schlüssel haben!“ sagte Friedrich mit einem Eifer, als ob es sich darum handle, einen Schatz zu entdecken. „Gehen Sie sogleich zu dem Notar,“ fuhr er fort, und hielt ihr einen Louisd'or hin. „Da nehmen Sie, das wird Ihre Schritte beflügeln.“

„Aber, mein Herr, ich kann nicht dafür stehen, daß — —“

„Gehen Sie nur, ich werde auf Sie warten.“

Die Gärtnerin entfernte sich eilenden Schrittes, ohne sich auch nur die Zeit zu nehmen, ihre Schuhe anzuziehen.

„Er ist ein Narr, aber ein gutherziger!“ dachte sie bei sich. Nach einiger Zeit kehrte sie ohne den Schlüssel zurück.

„Nun?“ rief ihr Friedrich voller Ungeduld entgegen.

„Der Notar hat nicht daran gedacht, sich einen Schlüssel geben zu lassen. Er will gleich nach St. Germain zu der Tochter des Eigenthümers darnach schicken. Wenn es Ihnen also morgen gefällig ist ....“

„Bis morgen soll ich warten? Das ist ja eine Ewigkeit, aber dann kann ich doch sicher darauf rechnen, den Schlüssel bei dem Notar zu finden?“

„Sie können es bequemer haben, wenn Sie ihn bei mir in Empfang nehmen wollen. Der Notar will mir den Schlüssel schicken, damit ich Ihnen das Haus zeigen kann.“

„Vortrefflich! ich muß jedenfalls bis morgen früh um zehn Uhr das ganze Haus, vom Keller bis zum obersten Boden, in Augenschein genommen haben.“

„Ganz nach Ihrem Belieben, mein Herr.“

Friedrich war eben im Begriff zu gehen, als er einen Herrn gewahrte, der auf einem stattlichen Braunen vor dem Landhause auf und nieder ritt. Es war ein Mann von dreißig bis fünf und dreißig Jahren, fein gekleidet, von edlem Anstande. Zwei graue Windspiele, die ihm auf den Wink gehorchten, begleiteten ihn. Wie es schien, so wollte er Etwas erwarten, oder beobachten. Seine Züge verriethen Ungeduld; er machte mit seiner Reitpeitsche Lufthiebe, gleichsam als wolle er einer innern Unruhe Luft machen.

Als er Friedrich bemerkte, der ihn mit großen Augen betrachtete, warf er ihm einen stolzen, herausfordernden Blick zu. — Plötzlich jagte einer seiner Hunde, ein Rebhuhn spürend, auf ein fast reifes Kornfeld. Sein Herr pfiff ihm; das arme Thier gehorchte augenblicklich, und kam mit demüthiger Geberde zu seinem Gebieter zurück. Dieser, ohne auch nur das geringste Mitleid zu zeigen, empfing es mit einigen derben Peitschenhieben; dann gab er seinem Pferde die Sporen, um, wie es schien, sich den neugierigen Blicken Friedrichs und der Gärtnerin zu entziehen. In wenigen Augenblicken war er in einer Staubwolke verschwunden.

„Ist das nicht der Bewohner des Hauses?“ fragte Friedrich.

„Ich kann Ihnen nicht dienen, mein Herr; denn ich kenne denselben noch gar nicht.“

Friedrich kehrte nach Paris zurück, unterwegs sann er nach, ob er dem wenig freundlichen Kavalier nicht schon irgendwo begegnet sey.

Schon vor acht Uhr des andern Morgens begab sich Friedrich nach Auteuil, und zwar zu Fuß. Ein starker, ermüdender Marsch ist das beste Abkühlungsmittel bei heftiger Ungeduld, und Friedrich war in dem Fall, dieses Mittels zu bedürfen.

„So früh schon?“ rief ihm die Gärtnerin entgegen, als sie ihn so eilig kommen sah, und lief geschwind wieder zu dem Notar. Als sie zurückkam, war Friedrich schon auf seinem Observatorium. Er ging ihr entgegen, sobald er sie kommen hörte.

„Da haben Sie endlich die Schlüssel, mein Herr. Der Notar wollte sie mir eigentlich nicht geben, da er, wie er sagte, nicht wisse, in wie weit man Gebrauch davon machen dürfe; denn es sind Hauptschlüssel, die der Eigenthümer bei Vermiethung des Hauses an sich behalten hat. Nun, dem sey wie ihm wolle; hier sind sie. Der Notar läßt Ihnen sagen, Sie möchten, bevor Sie das Gitterthor öffnen, erst klingeln, für den Fall, daß der jetzige Bewohner vielleicht zufällig hier sey.“

„Kennt ihn der Notar?“

„Ganz und gar nicht; aber Vater Colombet wird diesen Abend zu ihm gehen, um ihm die nöthigen Aufschlüsse zu geben.“

„Ich will einstweilen immer das Haus besehen; da es zu verkaufen ist, kann ich dies ohne Bedenken thun,“ sagte Friedrich, und lenkte seine Schritte dem Gitter zu. „Wer weiß übrigens? die Renten stehen jetzt 122, da kann ich es schon wagen, ein Haus zu kaufen.“

Am Gitterthor angelangt, klingelte er. Keine Bewegung, kein Laut verrieth das Daseyn eines menschlichen Wesens. Er öffnete entschlossen die Thür, trat ein, verschloß die Thür hinter sich, und schritt, nicht ohne einiges Herzklopfen, der Freitreppe des Hauses zu. Die schönen, blühenden Gesträuche und die geschmackvollen Anlagen des Gartens erfreuten sich heute so wenig eines Blickes von ihm, als Tages vorher, wo er, vom Fenster aus, den Garten mit allen seinen schönen Einzelnheiten vor sich hatte, und also Muße genug gehabt hätte, Alles genau zu betrachten, vom himmelanstrebenden Baume an, bis zu dem bescheidenen Wiesenblümchen, das dem Rasen entsproß.

Er öffnete jetzt die Thür der Hausflur und trat in das Haus selbst, neugierig rechts und links blickend. Obgleich dieser Raum ziemlich dunkel war, so hielt er es doch für angemessen, die Thür wieder hinter sich zu schließen. Vorher hatte er jedoch mit lauter Stimme gefragt, ob Jemand da sey. —

Die Hausflur bot ihm nichts Besonderes dar; sie war, wie man sie in den meisten Landhäusern findet. Er trat in den Salon, der ganz einfach und fast gar nicht möblirt war; das Einzige,

was ihm in die Augen fiel, war ein Forte-piano. Er ging in die Hausflur zurück und bemerkte zwei Thüren, die eine rechts, die andere links. Zu seinem großen Erstaunen war die Thüre links ein wenig geöffnet. Nach einigem Zögern stieß er sie vollends auf, hob einen rothen Damastvorhang in die Höhe, der den Eingang im Innern verhüllte, und befand sich plötzlich in einem der seltsamsten Schlafzimmer.

Der erste Gegenstand, auf welchen sein Auge fiel, war ein Degen; weiter hin bemerkte er zwei Stoßrappiere, eine türkische Pfeife, ein Paar Pistolen und einen großen Säbel. Mit Einem Worte, es fehlte nichts, was es zum Schlafzimmer eines Kavallerieoffiziers stempeln konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Erinnerungen eines alten Soldaten.

(Schluß.)

Bemerkenswerth ist es, daß die Preußen wohl manche Treffen und Schlachten, wie die von Haynau, Großbeeren, Dennewitz (wo die Sache vor dem Eintreffen der schwedisch-russischen Hülfe bereits entschieden war), Wartenburg u. s. w. allein gewannen, daß aber im Laufe des Kriegs keine wirklich entscheidende Schlacht ohne sie geschlagen und gewonnen worden ist. Ueberall war ihnen, namentlich auf deutschem Boden, gegönnt, den Ehrenpreis der berühmtesten Schlachttage davon zu tragen. So wacker ihnen bei Kulm die Russen und Oesterreicher, so heldenmüthig ihnen bei Waterloo die Engländer, Niederländer, Nassauer und Hannoveraner vorgearbeitet hatten, so war es doch dort wie hier den Preußen vorbehalten, im günstigsten Moment bei Kulm, im gefährlichsten bei Waterloo, im Rücken des Feindes zu erscheinen und seine Niederlage zu vollenden oder herbeizuführen. War dies eine besondere Gunst der Vorsehung, in deren Plan es lag, das gedehmüthigte Preußen vor aller Welt zu verklären und es für seine heroischen Anstrengungen durch die höchsten Kriegsehren zu belohnen, oder ist dies überall hervortretende Eingreifen der Preußen allein dem Princip seiner Generale: vorwärts und drauf! zuzuschreiben? Auch den entscheidenden Angriff der Preußen bei Kulm hat man häufig nur einem glücklichen Zufall beimessen wollen, als sey es gar nicht die Absicht oder Erwartung des preußischen Generals gewesen, mit dem Feinde in jener Gegend zusammen zu treffen. Namentlich stellen französische Geschichtschreiber diese Operation von einem solchen Standpunkte des reinen Zufalls dar, und behaupten, General Kleist habe nur den Zweck gehabt, sich selbst zu retten und aus der Schlinge zu ziehen, und zu seiner eigenen Ueberraschung habe er sich plötzlich in die Schlacht verwickelt gesehen. Als ob der preußische General allen Umständen nach nicht wissen mußte, wo der Vandamme'sche Heertheil stand! Dagegen scheint der französische Feldherr aller Vorsicht bar gewesen zu seyn, indem er sich um die Stellung der Preußen gar nicht kümmerte, die bloße Möglichkeit, daß sie in seinem Rücken losbrechen könnten, eben so wenig als später Napoleon bei Waterloo in den Kreis seiner Berechnungen zog, und sich die Schnelligkeit und Energie, womit die preußischen Generale zu verfahren gewohnt waren, nicht zur Warnung dienen ließ. Nollendorf wurde von Vandamme nicht besetzt, und diese Verabsäumung einer Schüleraufgabe: „jedes Defilé unmittelbar im Rücken zu besetzen oder doch beobachten zu lassen", war sein Verderben. Daß General Kleist sehr wohl wußte, was er that, geht auch aus folgendem Bericht des Baron v. Rahden hervor. Er erzählt: „Am andern Morgen früh (den 30. August) riefen drei dumpfe Schläge auf das noch nasse Kalbfell die Herren Offiziere zur Fahne, von wo uns unser Regimentscommandeur, Oberstlieutenant von Funk, einige hundert Schritt vom Lager seitwärts abführte. Bald befanden sich alle Offiziere des Armeecorps versammelt, in ihrer Mitte der tapfere General Kleist, umgeben von seinen Unterfeldherren: Prinz August von Preußen, Ziethen, Klür und Pirch, und ihm dicht zur Rechten der treffliche Grolmann. General Kleist sprach allein, und wie gewöhnlich sehr leise, in aphoristischen Absätzen ungefähr Folgendes:*) „Königliche Hoheit und meine Herren! Sie wissen, daß wir von hier zwei Wege nehmen können, um zur großen Armee, von welcher wir jetzt vollkommen getrennt sind, wieder zu gelangen, nämlich den über Mariaschein und Geaupen, wo wir auf Gebirgsstegen, wie die Katze vom Taubenschlag, abziehen müssen, oder den ehrenvolleren, gerade über Nollendorf, in den Rücken der feindlichen Armee hinab. Nicht wahr, wandte er sich fragend an den Prinzen August (den nächsten nach ihm in der Anciennetät), wir wählen den letztern?" und ohne erst die Antwort abzuwarten, ergänzte er schnell: „Ja, wir wählen ihn!" Nach einigen Detailanordnungen in Betreff des zu bestimmenden Abmarsches hob General Kleist von neuem an: „Königliche Hoheit, wir müssen aber zu diesem Behufe, um in dem Rücken des Feindes kräftig auftreten zu können, unsern Marsch vom unnützen Troß befreien und natürlich bedeutende Opfer bringen. Wir müssen unsere sämmtliche Munitionscolonnen und auch die Privatbagage verbrennen." Ohne auch diesmal die Meinung des Prinzen August abzuwarten, welcher als tapferster Soldat des Heeres zu jeder Zeit mit Freuden das Weiße im Auge des Feindes aufsuchte, aber ungern von seinem schönen und bequemen Gefolge sich trennte, ergänzte auch diesmal General Kleist seine Rede, und befahl, 60 Munitionswagen und sämmtliche Bagage auf einen Haufen zusammen zu fahren und in die Luft zu sprengen. Ein dichter Nebel hatte sich über die ganze Gegend ausgebreitet, und kaum hätten wir unsern Bivouac wieder gefunden, wenn wir nicht dem Schalle der Trommel und den Stimmen der beim Frühstückkochen emsig beschäftigten Soldaten nachgegangen wären. In einer halben Stunde bewegten wir uns in links abmarschirten Brigadecolonnen, die zwölfte Brigade des Prinzen August an der Spitze, auf dem Rücken des Höhenzuges in östlicher Richtung. Der Nebel war so dicht, daß unsere Tirailleure, die Seitenpatrouillen bildend, kaum die auf fünfzig Schritte entfernten Bataillonsmassen erkennen konnten. Der Lieutenant von Piglowsky commandirte die Tirailleure des zweiten, ich die des ersten Bataillons, und unsere enthusiastische Spannung in Betreff der nächsten uns noch so geheimnißvoll verschleierten Ereignisse war so aufgereizt, daß wir jeden Augenblick in den immer neu sich gestaltenden Nebelbildern feindliche Cavallerie- und Infanteriemassen, ja die ganze französische Armee vor uns aufmarschirt wähnten. Nach mehrstündigem Marsche, mitten in den dichtesten Wäldern, gelangten wir auf einmal auf einen freien Platz. Wie durch Zauberschlag fiel der Nebel, die herrliche Sonne glänzte über uns am Firmament; dicht vor uns stand die kleine Kirche von Nollendorf, und rechts unter uns zu unsern Füßen, im fruchtreichen Thale von Töplitz, rollte der Kanonendonner, welcher uns die in ihren Folgen ewig berühmte Schlacht von Kulm verkündete. . . . Mannstiefe, steil eingeschnittene Gräben begränzten die gradlinige, bald spitz- bald stumpfwinkelig gebrochene, ungefähr 35 bis 40 Fuß breite, trefflich gebahnte Landstraße, welche zwischen hohen, dichten Tannen und Fichten sich auf eine halbe Stunde weit hinabzog. Links abmarschirt, ward unser Bataillon eines der ersten, welche die genannte Chaussee hinuntertrabten, unten am Débouché von allen Geschossen unter einander, Granaten, Paßkugeln, Kartätschen und kleinen Flintenkugeln, begrüßt und empfangen. v. Krosigk zog unsere Tirailleure vor und drang mit Hurrahgeschrei in den nahen Feind. Die

*) Da ich (sagt Rahden) als ganz junger Lieutenant in die äußern Kreise des dichtgeschlossenen Knäuels der Offiziere zu stehen kam, so kann ich das hier zu Erzählende dem Worte nach nur in sofern verbürgen, als einer unserer Adjutanten, welcher dicht an der Seite des Generals stand, diese Rede klar und deutlich vernommen und mir solche mitgetheilt hat.

Bataillone folgten, und der auf uns zuerst angestürmte Gegner nahm den schleunigsten Abzug. Augenblicklich war er hinter den Hecken und Steinhaufen verschwunden, welche hier die kleinen, vom Gebirge rasch herabrieselnden Bäche umgeben, und so diese bald unserm Auge entzogen, bald unser wildes Vorlaufen hemmten. An Ordnung war gar nicht mehr zu denken; alles lief mit Freudengeschrei vorwärts, denn die dichten Colonnen der Feinde suchten im unsichern Umherziehen nur mühsam ihre Angst und ihre Unruhe zu verbergen. Von vorne und hinten gedrängt und beschossen, müssen die tapfersten Soldaten endlich den Muth verlieren."

Von Interesse aus des Verfassers Bericht über die Vorgänge während und nach der Schlacht von Kulm ist noch folgende Stelle: „Wenn in den Tagen nach der Schlacht der Kaiser Alexander und unser ritterlicher König bei den Truppen vorüber kamen, und von denselben jubelnd begrüßt wurden, wiesen unsere Soldaten immer mit Fingern auf einen ganz jungen russischen Obersten oder General und Adjutanten des Kaisers, welchen die allgemeine Stimme als Denjenigen bezeichnete, der zum Gewinn der Schlacht an beiden Tagen, besonders viel beigetragen haben sollte. „Sieh, sieh Bruder! den jungen schönen Prinzen, mit dem schmucken Lockenhaar, der kwam neulich grade zur rechten Zeit mit seinen Tragunern und Karassieren. Es ist noch gar å junges Blut, und doch schon so brav und muthig." Das Lob des gemeinen Soldaten, welcher, beiläufig gesagt, immer das treffendste und sicherste Urtheil besitzt, galt dem Prinzen Leopold von Coburg, jetzigem Könige der Belgier, welcher damals in russischen Diensten war und in der Schlacht am 29. mit seiner Cavalleriedivision wacker gefochten hat, am 30. aber vom Kaiser Alexander entsendet wurde, die östreichischen Cavalleriereserven eiligst herbeizuholen, welche er auch sogleich auf den entscheidensten Punkt geführt hat, um so die herrlichsten Resultate zu erringen. (Allg. Ztg.)

Hauptversammlung des Gustav Adolph-Vereins in Oppenheim.

Mainz, 2. Juli.

Die am 1. und 2. d. in Oppenheim abgehaltene Hauptversammlung des Gustav Adolphs-Vereins für das Großherzogthum Hessen war sehr zahlreich besucht. Durch die anwesenden Mitglieder waren am stärksten vertreten die Zweigvereine von Darmstadt, Oppenheim, Mainz (50 Mitglieder), Alzei, Dornheim, Langen, Reinheim-Roßdorf, Wöllstein, Wörrstadt und Worms. Versammlungsort des Gustav Adolphs-Vereins war das Hrn. Fr. Hoffmann gehörige große Haus zur Krone in Oppenheim, in welchem Dr. M. Luther 1521, auf seiner Reise nach Worms, in dem Zimmer Nro. 13 gewohnt hatte. Es wurde hier an alle Anwesenden das Programm der Festlichkeiten, nebst den während denselben vorzutragenden Gesängen, vertheilt. Um 9 Uhr Morgens setzte sich der Zug von diesem Hause hinweg zur evangelischen St. Katharinen-Kirche in Bewegung, eröffnet durch Musik und den evangel. Gesangverein von Oppenheim. Das dem ursprünglichen Baustyle gemäß schön wiederhergestellte Gotteshaus war durch die lebendige Theilnahme der Bevölkerung der weiten Umgegend überfüllt, und auf's geschmackvollste mit frischen Laub- und Blumenverzierungen geschmückt, als Hr. Pfarrer Engel, von Dalheim, den Gottesdienst durch ein vom Herzen zum Herzen redendes Altargebet eröffnete. Die darauf folgende Predigt des Hrn. Pfarrers Hüffell, von Oppenheim, bezeichnete den Zweck, die Verbreitung und die Wirkung des Gustav Adolph-Vereins. Nach dem von Hrn. Engel gesprochenen Segen leerte sich die Kirche, und die Mitglieder der engeren Ausschüsse des Vereins sammelten sich in dem obenbezeichneten festlich eingerichteten Hause, von wo sie sich um 11 Uhr abermals zur Kirche begaben. Schöner vierstimmiger Gesang empfing sie hier. Hr. Rechnungskammer-Direktor Ludwig, von Darmstadt, eröffnete als Präsident die Verhandlungen durch einige Worte, und Hr. Pfarrer Weber, von Guntersblum, sprach ein einleitendes Gebet. Sodann stattete der Sekretär des Hauptvereins, Hr. Hofprediger Zimmermann von Darmstadt, einen eben so wichtigen als interessanten Bericht ab über die bisherige Wirksamkeit des Gustav Adolph-Vereins, sowohl im gesammten Deutschland, als in dem engeren Bereiche des Großherzogthums Hessen. Es ergiebt sich daraus, daß die Hülfsleistungen des Vereins sich nicht allein über ganz Europa, sondern auch über Amerika erstrecken. Im Großh. Hessen haben Seligenstadt, Bensheim und Gernsheim namhafte Unterstützungen erhalten. An 48 arme protestantische Gemeinden in Belgien, Frankreich und Oesterreich rc. hat 1844 der Zentralvorstand über 42,000 fl. vertheilt; 1845 sind 70 evangel. Gemeinden, wovon 54 in Oesterreich, mit 70,000 fl. unterstützt worden. Rechnet man noch dazu die von den einzelnen Vereinen verwendeten Summen, so ergiebt sich eine Gesammtunterstützung evangel. bedrängter Brüder von mehr als 120,000 fl. in einem Jahre. Die Statistik der einzelnen Zweigvereine im Großh. Hessen bietet eine Zahl von mehr als 26,000 beitragender Mitglieder, welche bis zu Ende des vorigen Jahres, sowohl an direkten Beiträgen, als an Kollekten, 10,540 fl. 47½ kr. bereits abgeliefert haben, wovon jetzt sogleich 8700 fl. verwendet werden sollen. — Nach diesem Bericht des hochverdienten und beredten Sekretärs richteten Hr. Pfarrer Schrader und Hr. Schöff Harnier, von Frankfurt, Letzterer als Deputirter des Hauptvereins der freien Stadt, und Ersterer im Namen des Gesammtvereins, einen herzlichen, tiefergreifenden Anspruch an die Versammlung, den Hr. Hofprediger Zimmermann, im Namen des Präsidenten, erwiederte. Dann trat Hr. Kirchenrath Schulz von Wiesbaden auf mit einer kurzen aber kräftigen Anrede an die zahlreich versammelten Mitglieder des Vereins, indem er diesen zu gleichzeitiger Glaubensfreiheit und Glaubenstreue mächtig anspornte. Hr. Gymnasiallehrer Dr. Wagner von Darmstadt hielt nun einen trefflich gedachten und gediegen geschriebenen, eben so belehrenden als anziehenden Vortrag über Gustav Adolphs Erscheinen am Rhein, die Bedeutung seines Namens für den nach ihm genannten Verein und die alleinige Bestimmung desselben, in einfach wahren und gewinnenden Worten. Nach dem im Namen des Präsidenten durch den Sekretär dem Vortragenden abgestatteten Danke wurde von dem Hrn. Hofprediger Zimmermann als Ort der nächsten Hauptversammlung im Jahr 1847 Friedberg in der Wetterau in Vorschlag gebracht, und nach einer beistimmenden Entgegnung des Hrn. Dr. Sell, einstimmig angenommen. Ein eben so tiefgefühltes als in offenen Herzen mit Liebe widerhallendes Gebet wurde am Schlusse der Verhandlungen von dem Hrn. Pfarrer Schmitt von Mainz gesprochen. — Bei dem Festmahl in dem am gelben Hause erbauten Brettersaal wurde der erste Trinkspruch im Namen des Präsidenten von dem Hrn. Zimmermann, „dem allverehrten, innig geliebten Landesvater" gebracht und mit Begeisterung durch ein lang widerhallendes Hoch aufgenommen. Dem Erbgroßherzoge, „der schönsten Hoffnung des treuen Hessenlandes", galt die zweite, von dem Hrn. Ober-Konsistorialrath Reidhardt gebrachte und enthusiastisch bewillkommte Toast. Die nun folgenden geistreichen und ergreifenden Trinksprüche der Herren Kirchenrath Schulz, von Wiesbaden, Pfarrer König, von Frankfurt, Freiprediger Ronnweiler, von Mainz, Willich, von Seckbach, Hofprediger Zimmermann und mehrerer Anderen galten der Eintracht, dem Streben und Wirken, dem Gedeihen, der Befestigung und ruhig-ernsten Uebereinstimmung aller einzelnen, den großen Gesammtverein der evangelischen Christen bildenden Gustav Adolphs-Zweigvereine. Einer der Stadt Oppenheim für den überaus gastfreundschaftlichen Empfang der zahlreichen Gäste, den Festordnern und dem Bürgermeister der Stadt gebrachte Toast wurde von dem letztern auf eine eben so sinnige als herzliche Weise er-

wiedert. — Der gegen Abend nach der Schwedensäule, bei Erfelden (2 Stunden östlich von Oppenheim), beabsichtigte Dampfschiff-Ausflug unterblieb, in Folge eines Mißverständnisses, welcher das Eintreffen des gemietheten Bootes verhinderte; er soll am folgenden Tage bewerkstelligt werden. Nach Absingung des zu diesem Zwecke von Hrn. A. Rodnagel gedichteten Liedes begaben sich die Versammelten, unter der freundlichen Leitung des Hrn. Eberhard, von Oppenheim, nach der Ruine des Schlosses Landskron, wo sich vor den erfreuten Blicken die herrliche Landschaft in magischer Abendbeleuchtung ausbreitete. — Am zweiten Tage (2. Juli) versammelten sich die Abgeordneten der Zweigvereine und der engere Verwaltungsrath in der St. Katharinenkirche. Nach der Eröffnung der Verhandlungen, durch den Präsidenten, und einem Gebet hielt Hr. Pfarrer Ritter, von Planig, einen Vortrag über die Hülfsbedürftigkeit der Protestanten in Italien, Belgien, der Moldau und Wallachei. Darauf folgten Vorschläge, Berathung und Abstimmung über die Verwendung der Jahreseinnahme des Hauptvereins; Besprechung eines Vorschlags des Decans Vielhauer über die Anschaffung des „Boten" aus der Kasse des Hauptvereins; Wahl von zwei Mitgliedern des engern Verwaltungsrathes und der Abgeordneten für die General-Versammlung zu Berlin; Vorlesung der Protokolle und Schluß der Versammlung durch Gebet, über welche Gegenstände morgen das Ausführlichere mitzutheilen ist.

General Zacharias Taylor

ist einer der ältesten (wie es scheint der älteste) und erprobtesten Offiziere unserer Armee. Er ist 56 Jahr alt, trat im Jahre 1808 in die Armee ein und zeichnete sich 1812 durch seine tapfere Vertheidigung von Fort Harrison aus, wofür ihn der Präsident Madison zum Major erhob; seine Bestallungsurkunde ist jetzt die älteste, welche in der Armee existirt. Im Jahre 1835 zum Oberst ernannt, wurde er mit seinem Regimente nach Florida geschickt, wo er immer auf den gefährlichsten Posten war. Dort war es, wo er mit 600 Mann theils regelmäßiger und theils unregelmäßiger Truppen (am 25. Dez. desselben Jahrs) durch die Sümpfe drang, hinter welchen 700 Indianer unter ihren bekannten Häuptlingen Alligator, Sam. Jones und Cooc-coo-che eine starke Stellung einnahmen, und nach einem der blutigsten Gefechte, welches mehr als drei Stunden dauerte und ihm mehr als ein Viertel seiner Leute kostete, sie endlich in die Flucht schlug und einen großen Theil derselben niedermachte. Für diese Waffenthat wurde er zum Brigade-General ernannt und ihm das Kommando der Armee in Florida übertragen. Im Jahr 1840 von dort heimgekehrt, erhielt er zuerst das Kommando der ersten Armeeabtheilung und im vorigen Jahre den Auftrag, im Namen der Unionsregierung Texas militärisch zu besetzen. General Taylor ist ohne allen Zweifel ein tapferer und erprobter Offizier und nach der Meinung Einiger zu einem Oberkommando in einem Kriege gegen die Mexikaner, die den Krieg so ziemlich auf Indianerart betreiben, sogar mehr geeignet, als General Scott, der ein strenger Anhänger der „alten Schule" und „regelmäßigen Taktik" sey.

Mannichfaltigkeiten

(Ulm, 2. Juli.) Unsere „Schnellpost" berichtet: „Es interessirt unsere Leser vielleicht, zu erfahren, daß am Turn-Fest im Gasthof zum „Schiff" netto zweitausend siebenhundert und achtundsechzig Maas Bier getrunken worden sind."

Ein gräßliches Unglück hat sich in Friesheim (Oberpfalz) ereignet. Das 16 Wochen alte Knäblein des Bauers Joseph Neumeier lag unbewacht in der Wiege, als ein Mutterschwein in die Stube kam und dem wehrlosen Kinde den Kopf abriß. Die unglücklichen Eltern fanden nur noch den blutenden Rumpf.

Literatur.

Kohnbeth, eine Auswahl gottesdienstlicher Vorträge, gehalten in der Hauptsynagoge zu Frankfurt a. M. von Leopold Stein, Rabbiner. (Frankfurt, Sauerländer.)

Ein Sophist läugnete vor Diogenes die Bewegung. Statt sich auf leeren Streit einzulassen, ging dieser vor ihm auf und ab. Man hat in Tagblättern den wackeren Rabbiner Stein mit leidenschaftlicher Ungerechtigkeit beschuldigt, nicht zu den Männern des Fortschritts zu gehören. Er hat es verschmäht, sich auf unwürdige Polemik einzulassen und eben die Predigten drucken lassen, welche von Leuten, die sie nie gehört, als Beweise gegen ihn angeführt wurden. Diese liegen jetzt dem Publikum vor und es ist sehr zu wünschen, daß nicht nur die Glaubensgenossen des Redners, sondern auch das größere Publikum Kunde davon nehme. Wärme der Ueberzeugung, wohlthuende Milde, ein von religiösen Gefühlen durchdrungenes Herz und ein ernstes Streben, die Religion und den Cultus der Israeliten von den Schlacken finsterer Jahrhunderte zu reinigen, sprechen sich überall darin aus und werden von einer sehr bedeutenden Rednergabe gehoben und unterstützt. Auch die poetische Natur des Verfassers gibt demselben ein eigenthümliches, wohlthuendes Gepräge. Er spricht gern in Bildern und hat eine gewisse Vorliebe für das Gleichniß, wodurch die Kanzelrede die Trockenheit verliert, welche so viele Vorträge, deren Inhalt allen Beifall verdient, durch die Form langweilig macht. Er selbst nennt das Gleichniß „den Thautropfen, in welchem sich das Erhabene abspiegelt", und wir sehen mit Vergnügen die Blumenlese seiner Vorträge reichlich mit diesem Thau befruchtet. Von besonderem Interesse für den nichtjüdischen Leser sind zwei Vorträge, von welchen einer, „das Vaterland ein Ganzes", das Verhältniß des Juden zum deutschen Vaterlande, der andere „die religiösen Bewegungen der Gegenwart" zum Gegenstande hat. In letzterem betrachtet der Redner die religiösen Streitigkeiten innerhalb der Christenheit von seinem eigenthümlichen Standpunkte als jüdischer Rabbiner der Neuzeit. Aus der ersten Rede mag hier ein kleines Bruchstück mitgetheilt werden, das uns geeignet scheint, den Lesern ein Bild von der Gefühls- und Betrachtungsweise des würdigen Mannes zu geben: „Unsern Vorältern war das Vaterland eine Stiefmutter; es mißhandelte sie als fremde Kinder, darum wendete sich ihr Herz von ihm ab; sie gedachten mit Sehnsucht des theuern, zu Grabe gegangenen Vaterlandes, harrten mit Sehnsucht der Wiedervereinigung mit ihm; Israel schwelgte in Erinnerung und Hoffnung. Uns aber ist das Vaterland die wahre, wirkliche Mutter; uns hat es als Bürger, als rechtmäßige Söhne anerkannt. Wenn uns nun hie und da noch Zurücksetzung kränkt, uns nicht mit derselben Innigkeit begegnet wird wie den übrigen Kindern, weil wir uns noch mehr veredeln müßten, um die Gleichstellung mit denselben zu verdienen, wohlan so lasset uns eifrig bemüht seyn, der Mutter Abneigung zu besiegen, ihre ganze Liebe zu erringen, daß sie endlich sich überzeuge, sie habe keine treueren Kinder als uns u. s. w. Wir werden zum Ziele kommen, wir werden siegen, Haß entwaffnen, Liebe gewinnen und das Vaterland wird uns den vollen Segen schenken, welchen ein gutes Kind von seiner Mutter erhalten kann; die übrigen Kinder des Hauses werden uns als Brüder in Liebe behandeln, das Gemeinwesen wird uns, wie wir es mit Liebe umfassen, denn eines Landes Vortheil liegt im Ganzen." ****

Main-Wasserwärme: 4. Juli, Morgens, 8 Uhr: 17 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samstag, 4. Juli. Das Nachtlager in Granada, Oper in 2 Abth., Musik von C. Kreutzer. Jäger: Hr. Kelchner, als erster theatralischer Versuch.

Sonntag, 5. Juli. Doctor Wespe, Lustspiel in 5 Abth., von R. Benedix. (Gastrolle) Wellstein: Hr. Gumtau, vom Stadttheater zu Augsburg.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 184. Montag, den 6. Juli 1846.

Das Schlafzimmer.

Nach dem Französischen des Arsène Houssaye.

(Fortsetzung.)

3.

Bei seinem Eintritt in das Zimmer hatte Friedrich tausenderlei Gegenstände verworren erblickt; bald aber erkannte er die zierlichen und seltsamen Dinge deutlich, selbst bis in ihre Einzelnheiten. Die Läden waren geschlossen, aber die Sonne sendete dennoch einige ihrer glänzenden Strahlen in das Zimmer, um es hinreichend zu erhellen, und so sah denn unser Philosoph eine Zimmerausschmückung, wie er sie bisher noch nicht gesehen hatte. Die Wände, im Geschmacke der Renaissance tapezirt, waren mit Waffen und Pfeifen der verschiedensten Arten bedeckt. Wohl nirgends konnte man eine so merkwürdige Vereinigung von Gegenständen so entgegengesetzter Art finden. Stilette, Hieber, Yatagans, Damascenersäbel, Hellebarden, Wurfspieße, Pfeile, Karabiner, Büchsen, Flinten, Panzerhemden, albanesische Pistolen, mailänder Stoßdegen, Schlachtschwerter, malaische Dolche, — kurz, eine vollständige Waffenzusammenstellung, die einschließlich einer vollen Ritterrüstung, welche gleichsam Wache an der Thür hielt, bildete den merkwürdigsten Kontrast zu der reichen Auswahl von Pfeifen, die friedlich neben den mörderischen Waffen hingen. Da unter andern war ein Narquilé, welches noch den Tombecky verrieth, der aus ihm geduftet hatte, — eine türkische Pfeife mit langem Rohre von Jasminholz, mit kostbaren Ringen verziert; und dergleichen Seltenheiten in Fülle.

„Ach!“ sagte Friedrich, „das ist ein Museum, das meine Lust eben nicht reizt, dem Herrn des Hauses in den Weg zu kommen. Ob Frau von Verneuil wohl hierher kommt, um fechten zu lernen, oder um einen Chibuk zu rauchen?“

Er machte einen Schritt vorwärts und befand sich vor einem einfach verzierten Bette. Eine brochirte Atlasdecke war darüber gebreitet, und breite rothe Vorhänge verhüllten es fast gänzlich. Ein prächtiges Leopardenfell mit silbernen Klauen legte Zeugniß ab von dem Hange des Besitzers zu raffinirtem Luxus. Vom Bette trat Friedrich zu dem Kamin. Der mit goldenen Fransen reich verzierte Sammetmantel, der es umgab, die schön gebundenen Bücher, die chinesischen Spielereien, die Menge kleiner allerliebster Gegenstände, die in geschmackvoller Ordnung darauf standen, — alles Dies machte es zu einer wahren Zimmerzierde.

„Der Henker,“ sagte Friedrich, und seine Gedanken verweilten bald auf Frau von Verneuil, bald auf dem von ihm selbst geschaffenen Bilde des Hausherrn. — „Ein Mann, der allein lebt, denkt nicht an dergleichen neumodische, kostbare Spielereien.“

Ein Pastellgemälde aus den Zeiten Latours, das in einem kleinen sammtenen Rahmen neben dem Spiegel hing, fesselte Friedrichs Aufmerksamkeit. Waren es nicht die Züge einer bekannten Person, die er vor sich sah, so war es jedenfalls eines jener Bilder, die einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen, wenn man sie auch nur flüchtig gesehen hat.

Er trat einen Schritt zurück, um es in einiger Entfernung zu betrachten. „Es ist Frau von Verneuil!“ rief er aus, „und ist sie es nicht, so ist es ein Bild, vielleicht vor hundert Jahren gemacht, das ihr so vollkommen gleicht, als ob sie selbst dazu gesessen hätte. Sonderbar!“ murmelte er vor sich hin, indem er nachdenkend im Zimmer auf und ab ging. „Fast sollte man glauben, daß dieses Zimmer noch gestern bewohnt gewesen sey.“

Wirklich sprach auch Alles für Friedrichs Vermuthung. Vor dem Bette standen noch die Pantoffeln, als ob sie eben erst gebraucht worden wären; ein aufgeschlagenes Buch lag auf der Bettdecke und eine von Tinte frisch geschwärzte Feder auf dem Kamine. Ein schwacher Geruch von der zuletzt gerauchten Cigarre war noch zu bemerken. Auf dem Teppich vor einem kleinen Schranke von Rosenholz stand noch eine Kerze, und eine Stange Siegellack lag daneben. Beides hatte vielleicht gedient, um einen Brief zu siegeln.

„Und welchen Brief!“ dachte er bei sich. „Vielleicht denselben, den Frau von Verneuil unter Thränen las. Aber,“ dachte er weiter, „warum sollte der Schreiber desselben gerade jetzt ausgegangen seyn, wo sie ohne Zweifel kommt, um den Brief mündlich zu beantworten?“

In diesem Augenblick warf die Sonne durch eine Spalte des Ladens einen glänzenden Strahl auf das Bild.

„Es ist wahrhaftig Frau von Verneuil, sie muß es seyn! wenigstens würde sie im achtzehnten Jahrhundert genau so ausgesehen haben; sie würde auch mit diesem sanften, mehr verführerischen als zärtlichen Lächeln gelächelt haben. Die Gräfin ist vielleicht weniger hübsch; aber sie fühlt vielleicht tiefer, als ihre allerliebsten Augen ahnen lassen. Der Bewohner dieses Hauses hat also zwei Geliebte in einer. Ich möchte wohl die Geschichte dieses Bildes kennen, das ich hier bewundere. Nun, es wird mir auch noch gelingen.“

In seiner Begierde, Alles zu ergründen, vergaß Friedrich einen Augenblick lang Frau von Verneuil, und blieb, in Betrachtung versunken, vor dem Bilde stehen.

„Sicher war es auch eine Gräfin,“ sagte er zu sich; „aber aus den Zeiten, wo die Gräfinnen unumschränkt herrschten. Wem mag dies reizende Bild wohl bestimmt gewesen seyn?“ fragte er sich weiter. „Galt dieses anmuthige Lächeln ihrem Gemahl, oder einem Geliebten? Und dieser Rosenstrauß, den sie gepflückt hatte, war er noch der Hoffnung geweiht, oder war er für dieses junge Herz schon ein wehmüthiges Andenken?“

So weit war Friedrich in seinen Betrachtungen gekommen, als er ein leises Geräusch vernahm. Er drehte sich, lebhaft erschrocken, um und ging gegen die Thür, sich fragend, was es wohl seyn könne.

Er lauschte, ohne zu athmen.

Er hatte die Gitterthür öffnen hören; bald hörte er an der Thür des Hauses das unangenehme Gekreisch eines Schlüssels, der im Schlosse bewegt wird.

„Jetzt komme zu meiner Hülfe, Philosophie!“ sagte er, und drehte verlegen seinen Schnurrbart.

Sein Entschluß war schnell gefaßt: er beschloß, seine Rolle fortzuspielen, und sich für einen Kauflustigen zum Hause auszugeben. Aber als er an einem leichten Husten erkannte, daß der ungelegene Besucher eine Frau, vielleicht gar Frau von Verneuil war, so konnte er der Versuchung nicht widerstehen, ein wenig zu lauschen. Er eilte hinter die Bettvorhänge.

Kaum war er hier verborgen, als Frau von Verneuil den Thürvorhang aufschob.

Friedrich begriff gar wohl, daß er in großer Gefahr war, eine unangenehme Viertelstunde verleben zu müssen; aber dennoch war seine Leidenschaft, Alles zu wissen, so groß, daß sie überwog. Er hätte sich nicht mehr von seinem Verstecke trennen können, selbst wenn er es noch unbemerkt hätte thun können.

„Da sie allein ist, so ist meine Lage noch nicht so trostlos,“ dachte er; „aber wenn vielleicht der Eigenthümer der Wohnung noch käme, um sie zu empfangen? Wenn sie sich dann tausenderlei zu sagen hätten?“

Frau von Verneuil trat mit leisen Schritten in's Zimmer, als ob sie den Wiederhall ihrer eigenen Fußtritte fürchte. Kaum war sie eingetreten, so warf sie sich in einen Lehnstuhl, es schien ihr die Kraft zu fehlen, sich aufrecht zu halten.

„Mein Gott!“ seufzte sie leise; „o mein Gott!“

Sie schien das Bedürfniß zu fühlen, ihr Herz auszuschütten; sie blickte um sich, als wolle sie, den Wänden und den Mobilien gegenüber, sich aussprechen.

„Ich hätte nicht geglaubt, daß ich jemals die Kraft haben würde, bis hierher zu gelangen,“ fuhr sie leise fort. „Und doch habe ich mehrere vergebliche Versuche unternommen.“

Sie stand auf, löste ihr Hutband und näherte sich dem Bett. Friedrich wagte nicht mehr zu athmen, viel weniger zu lauschen. Frau von Verneuil warf ihren Hut auf die Bettdecke.

Sie ging nach dem Kamin und blieb vor dem Pastellbilde stehen. Sie senkte den Kopf und schien mit einer Erinnerung zu kämpfen. Dann trat sie langsam einige Schritte zurück und brach in ein lautes Schluchzen aus. Wie sie so dastand in ihrem Schmerze, unbeweglich, die Arme herabhängend, das Haupt gesenkt, war sie wirklich schön, obgleich sie in Wahrheit mit ihren etwas unregelmäßigen Zügen, ungeachtet ihrer Pariser Anmuth und ihrer hübschen braunen Augen, nur für eine hübsche Frau gelten konnte.

Sie sank in den Sessel zurück, und schien ganz versunken in traurige Erinnerungen. Thränen rollten über ihre Wangen und fielen auf den Busen, ohne daß sie sich die Mühe nahm, sie aufzuhalten. Friedrich war auf das innigste ergriffen von diesem zugleich traurigen und lieblichen Bilde. Er bedauerte wohl ein wenig, eine Frau nicht trösten zu können, die des Trostes so würdig zu seyn schien, jedoch fand er andererseits einen wahren Genuß darin, ein Mal wahre, ächte Thränen vergießen zu sehen und, sagt das Sprüchwort, eine weinende Frau gleicht den Engeln.

(Fortsetzung folgt.)

Hauptversammlung des Gustav Adolph-Vereins in Oppenheim.

Mainz, 3. Juli.

Zweiter Tag.

Den 2. d., um 9 Uhr Vormittags, eröffnete der Präsident des Hauptvereins der Gustav-Adolph-Stiftung im Großherzogthum Hessen, Hr. Rechnungskammer-Director Ludwig, die Versammlung der Abgeordneten der Zweigvereine und des engeren Verwaltungsrathes in der evangelischen St. Katharinenkirche zu Oppenheim. Auch diese Verhandlungen fanden bei offener Thüre statt und nahmen in einem hohen Grade die allgemeine Aufmerksamkeit und Theilnahme in Anspruch. Nach dem von dem Stadtpfarrer Hrn. Stücker von Darmstadt gesprochenen einleitenden Gebete erörterte Hr. Pfarrer Ritter von Planig in einem gediegenen Vortrage die Frage: „Welchen Gemeinden außerhalb Deutschlands vorzugsweise die Unterstützung des Gustav-Adolph-Vereins zuzuwenden sey?“ Sodann stellte Hr. Pfarrer Matthy von Freilaubersheim den Antrag, „daß über die von dem engeren Verwaltungsrathe alljährlich zu beantragenden Summen für hülfsbedürftige evangelische Gemeinden des Aus- und Inlandes ein lithographirter Voranschlag vier Wochen vor der Hauptversammlung den einzelnen Zweigvereinen zugesandt werden möchte, damit dieselben, resp. ihre Abgeordneten, nicht unvorbereitet über diesen wichtigen Punkt bei der Hauptversammlung erschienen.“ Dieser Antrag, dem der Verwaltungsrath auf das bereitwilligste entgegen kam, wurde einstimmig zum Beschluß erhoben. — Es wurden nun die Vorschläge zur Unterstützung mehrerer Gemeinden, welche sich um solche bittend an den Verwaltungsrath gewendet hatten, von dem Hrn. Präsidenten verlesen und einer nach dem andern in reifliche Erwägung gestellt. Von verschiedenen Rednern unter den Abgeordneten der Zweigvereine wurde gleich anfänglich als Prinzip der Unterstützung festgestellt (was auch schon in den Statuten des Vereins ausgesprochen ist), daß man vorzüglich solchen Gemeinden Hülfe angedeihen lassen wolle, welche, abgesondert von andern evangelischen Gemeinden, in Mitte einer zahlreichen katholischen Bevölkerung sich befänden. Nach diesem Grundsatze wurden nicht nur die von dem Verwaltungsrathe beantragten Summen für die Gemeinden in Seligenstadt, Bensheim, Gernsheim, Seckmauern, Bingen, Hochheim, St. Vith und Olpen, sondern auch noch die ausgefallenen Summen, welche andern Gemeinden, deren Hülfsbedürftigkeit man diesmal nicht als dringend anerkannt, verweigert worden, obigen Gemeinden größtentheils noch zugestanden. Unsere rheinhessischen Abgeordneten freuten sich besonders über die Bereitwilligkeit des engern Verwaltungsrathes, wie sämmtlicher Deputirten der übrigen Zweigvereine, womit sie ihren Wunsch unterstützten und zum Beschluß erhoben, daß „nach vollendetem Bau der evangelischen Kirche zu Bensheim vor Allem mit dem Bau einer solchen Kirche zu Bingen begonnen werden solle.“ — In Betreff eines Vorschlages des Hrn. Dekans Vielhauer über die Anschaffung des „Boten des Gustav-Adolph-Vereins“ aus der Kasse des Hauptvereins wurde, nach kurzer Erläuterung durch den Präsidenten, den Sekretär und einige Abgeordneten, entschieden, „daß jeder Zweigverein vollkommen berechtigt sey, aus den von seinen Mitgliedern ihm zufließenden Beiträgen so viele Exemplare des Boten unmittelbar sich anzuschaffen, als er zur Beförderung des christ-evangelischen Zweckes für nothwendig erachten würde.“*) — Statutenmäßig mußten in diesem Jahre zwei Mitglieder des engern Verwaltungsrathes von demselben ausscheiden. Das Loos bezeichnete als solche die Herren Oberkonsistorialrath Ludwig und Stadtpfarrer Stücker, beide von Darmstadt. Durch die nun folgende Wahl wurden die beiden austretenden Mitglieder fast einstimmig wieder in den Verwaltungsrath gewählt. Zu Abgeordneten des Hauptvereins für das Großherzogthum Hessen, bei der im September dieses Jahres zu Berlin anberaumten Generalversammlung des Gesammtvereins, wurden ernannt: einstimmig der nicht genug für seinen rein christlichen Eifer, seine Thätigkeit und unbedingte Dahingebung für den heiligen Zweck des Vereins zu belobende Sekretär desselben, Hr. Hofprediger Dr. Zimmermann, und mit großer Mehrheit die

*) Der Jahrespreis dieses Vereinsblattes beträgt, bezogen durch die Buchhandlungen, 48 Kreuzer, und durch die Post, 54 Kreuzer rhein.

Herren Gymnasiallehrer Dr. Wagner und Dr. Palmer. Nach der Vorlesung des Protokolls der zweitägigen Verhandlungen, durch den Protokollführer Hrn. Dr. Wagner und nach vollständiger Genehmigung dessen Inhalts sprach Hr. Hofprediger Zimmermann ein schönes, ergreifendes Schlußgebet. Es wurde nun noch das Protokoll von den Abgeordneten der Zweigvereine und von den Mitgliedern des engern Verwaltungsrathes unterschrieben, wonach die Versammlung, eben so allgemein erbaut als befriedigt, mit gegenseitiger Glückwünschung sich trennte. Nicht genug hervorzuheben und zu verdanken war während diesen zweitägigen angestrengten Verhandlungen die unendliche Mühe und der rastlose, lebendige Eifer, womit der Sekretär, Hr. Hofprediger Dr. Zimmermann, nicht allein den ihm kraft seines Amtes obliegenden vielfachen Geschäften und Erläuterungen freudig sich unterzog, sondern auch noch die, womit er, dem Gesuche des unpäßlich gewordenen würdigen Präsidenten gemäß, die meisten Verrichtungen dieses Letzten übernahm und als weithin vernehmbares Organ der Bemerkungen und Erklärungen desselben mit wahrem Apostelmuthe diente. Ueberhaupt war das Verfahren des Verwaltungsrathes, sein eben so wohlwollendes als umsichtvolles Entgegenkommen bei allen gestellten Anträgen, Fragen, Erörterungen und Berechnungen so entschieden nur auf Beförderung des menschenfreundlichen und christlichen Zweckes des Vereins hinzielend, daß es in der Versammlung und außer derselben allgemein belobende Anerkennung fand. — Um 3 Uhr Nachmittags machten die noch anwesenden Mitglieder des Vereins eine, vom Vorstande der Stadt Oppenheim veranstaltete Fahrt nach der Schwedensäule bei Erfelden. Sie wurden auf diesem Ausfluge begleitet von Allem, was die gastfreundliche Stadt an ausgezeichneten Personen beiderlei Geschlechts verhältnißmäßig so zahlreich in sich umschließt. Die Gesellschaft, begleitet von dem Herren- und Damen-Gesangverein, unter Leitung ihres verdienstvollen Direktors Jost, und einem Musikcorps, füllte mehrere große Fahrzeuge, welche vom Oppenheimer Wäldchen rheinaufwärts gezogen wurden, beim Durchstich am Geier gegen den Altrhein sich wendeten und, nach einer zweistündigen Fahrt, nahe an 400 Personen an's Land setzten. An der Schwedensäule erwartete die Ankommenden die ganze Gemeinde Erfelden. Der Pfarrer derselben bewillkommte die ersten mit einer trefflichen Anrede auf dem historisch wichtigen Boden, den die schön erhaltene Säule schmückt. Zugleich deutete er auf das am Fuße dieser Säule aufgestellte Bild des großen Schwedenkönigs, welches seit der Mitte des 17. Jahrhunderts in Erfelden, in dem Hause aufbewahrt wird, worin während seines Aufenthaltes Gustav Adolph gewohnt. Sämmtliche Anwesenden stimmten nach Beendigung dieser Rede ein schönes, von A. Rodnagel eigens für diesen Zweck gedichtetes Lied, unter Musikbegleitung, an. Hr. Pfarrer Wichmann von Lych sprach nun in kräftigen, eindringlichen Worten über die eigentliche Bedeutung der Wirksamkeit des Schwedenkönigs in der evangelischen Sache. Darauf hindeutend, daß Nichts zu irdischem, sondern Alles zu höherm Zwecke geschehe, weil Gott es also will, machte er auf das gen Himmel gerichtete Schwert des schwedischen Löwen, welcher die Säule krönt, aufmerksam, und bedeutete den tief gerührten Anwesenden, daß, wie Gustav Adolph und die auf dem Schwedenkirchhofe am gegenüber befindlichen Rheinufer begrabenen Tapfern hinüber gegangen seyen, um Rechenschaft abzulegen über ihr irdisches Wirken vor dem höchsten Richter, so auch über kurz oder lang wir Alle, die wir in einer Gesinnung hier an dem Denkmale vereinigt ständen. Zu Glaubenskraft und Glaubenstreue ermahnend, schloß der Redner mit einigen Worten des Liedes: Ein' feste Burg ist unser Gott, wonach dies Lied selbst von allen Anwesenden vollständig gesungen wurde. Hr. Hofprediger Zimmermann brachte im Namen des Vereins, der Gemeinde Erfelden brüderlichen Dank für ihren herzlichen Empfang. Hr. Gymnasial-Direktor Axt von Kreuznach sprach nun noch ein von ihm verfaßtes sinniges Gedicht über Gustav Adolph und die zu seinem Andenken errichtete Säule am Rhein. Es wurde schließlich den lieben Bewohnern von Oppenheim die schuldige Erkenntlichkeit für ihre, nicht allein auf ihre Stadt sich beschränkende, sondern bis zum Fuße der Schwedensäule sich erstreckende Gastfreundschaft gebührend gezollt, worauf nach zwei eben so schönen als für die Theilnehmenden unvergeßlichen Tagen die Versammelten mit brüderlichem Gruß und Wiedervergeltungswunsch sich trennten.

Mannichfaltigkeiten.

Der „Stuttg. Beob." bemerkt: „Der Kelch einer Schriftstellerversammlung, wie sie durch Hrn. Dingelstedt in der Köln. Ztg. auf den Sept. d. J. ausgeschrieben worden war, ist an Stuttgart vorübergegangen und nun Weimar dieses Glück zu Theil geworden. Bei den eigenthümlichen Verhältnissen, welche Stuttgart bietet, wäre sicherlich gleich ein halb Dutzend junger literarischer Abenteurer hier hängen geblieben, um sein Glück durch Mittel zu versuchen, welche nicht eben sehr schwer zu errathen sind."

Zum Vorstande der würtembergischen Gesellschaft für Beförderung der Gewerbe wurde am 28. Juni Dr. Gustav Duvernoy, in den Ausschuß Dr. Moriz Mohl, der bekannte Verfasser der „gewerbswissenschaftlichen Ergebnisse einer Reise in Frankreich," gewählt. Gewiß ist die Hoffnung nicht umsonst, daß durch dieses neue Element neues Leben in die Gesellschaft kommen werde.

Unter den Zügen von Herzensgüte, welche man vom Kaiser Nicolaus bei seinem jetzigen Aufenthalte in Warschau erzählt, wird auch folgender von den polnischen Zeitungen hervorgehoben. Der Kaiser erblickte in einer Straße, durch welche er fuhr, einen Zusammenlauf von Menschen. Er fragte nach der Ursache und erfuhr, daß ein Maurergeselle vom Gerüste gestürzt wäre. Sogleich ließ er anhalten, stieg aus und begab sich auf den Hof des Hauses, in welchen der Unglückliche geschafft worden war. Hier blieb er, bis ein Arzt geholt wurde, bemühte sich inzwischen selbst um den Patienten, untersuchte dessen Zustand und verließ den Ort nicht eher, als bis der Arzt alle Hülfe für vergeblich erklärt hatte. Er erkundigte sich nach der Familie des Getödteten, und da man ihm sagte, daß dieser nur einen alten Vater hätte, einen verabschiedeten Soldaten der nächtlichen Polizeiwache, so ließ er diesem eine Unterstützung von tausend polnischen Gulden ($166^2/_3$ Rthl.) zukommen.

Literatur.

Staats-Handbuch für das Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach. Weimar, 1846.

Seit einer Reihe von Jahren gibt der großherzogl. wirkliche Kanzlei-Rath Ernst Müller in Weimar in geeigneten Zwischenräumen das oben angeführte Staats-Handbuch heraus, welches sich durch seine zweckmäßige, leicht übersichtliche Zusammenstellung, durch seine sorgfältige, correcte Bearbeitung, so wie durch seine elegante innere und äußere Ausstattung vor vielen andern derartigen Schriften vortheilhaft auszeichnet. Dasselbe enthält auf 390 Seiten gr. Octav nicht nur eine Menge auf amtliche Documente und sonstige Forschungen gestützte historische, geographische, topographische, statistische und andere Mittheilungen, sondern es gibt auch über sämmtliche Staats-, Lehr- und Kunstanstalten den gewünschten und zuverlässigsten Aufschluß. Demzufolge ist das Staats-Handbuch nicht nur für Einheimische, welche sich über die Verhältnisse ihres Landes zu unterrichten wünschen, von unschätzbarem Werthe, sondern es ist auch für Auswärtige, welche mit dem weimarischen Staat nur in irgend einer Beziehung stehen, ein unentbehrliches Hülfsmittel und verdient, in jeder Hinsicht auf's beste empfohlen zu werden. F. S.

orrespondenz.

Marburg, 24. Juni.

Unsere musikalischen Zustände bieten durch ihre Belebtheit und den Eifer von so vielen Seiten her einen recht erfreulichen Anblick dar. Freilich ist's im Augenblicke mehr ein Werden als ein wirkliches Daseyn, aber es wird von allen Vereinen mit tüchtigem Eifer geübt und das Bildende des Gesanges, die Erhöhung der Geselligkeit durch ihn recht lebhaft und glücklich empfunden. Mit nicht geringerem Interesse werden auch alle über dergleichen Tendenzen von außen kommende Nachrichten aufgenommen und es haben namentlich die Kölner Geschichten Gelegenheit zu fröhlicher Erinnerung an unser vorjähriges Gesangfest gegeben. „Da war's bei uns doch anders!" ruft man sich zu. Und so war's auch in der That! Die sich gern wiedergebärende Freude wird daher diesen Sommer an den betreffenden Tagen ein Erinnerungsfest bewerkstelligen. — Zur Eröffnung der seit einigen Jahren im Bau gewesenen reformirten Kirche sollte eine musikalische Aufführung stattfinden. Cantor Hainbuch hatte bereits eine große Cantate eigens componirt, Stimmen lithographiren und vertheilen lassen, man hoffte, der berühmte Organist Herstell in Kassel würde die neue Orgel introduciren, man sang schon im Geiste Hallelujah — allein es ist fortan jede derartige Feier durch Musik in den Kirchen Kurhessens von Kassel aus verboten und soeben insinuirt worden. Wenn ein On dit Recht hat, so ist diese Maßregel durch eine in Kassel mißfällig aufgenommene Kirchenmusik veranlaßt. Dürften wir hier zugleich eine Bitte hinzufügen, so wäre es die, dem hiesigen Schloßthurmwächter seine schaudererregende Musik, die wir täglich zweimal hören müssen, doch auch recht bald zu untersagen. Man denke sich für gewöhnlich ein Ventilhorn und eine Posaune — an besonderen Tagen bläs't noch ein Knabe ganz sanft ein Waldhorn in Octaven und Quinten dazu, welche Fortschreitungen, so wie aufwärtsgehende Quarten überhaupt vorherrschend sind, — man denke sich als Musikpiecen Choräle, die aber nichts weniger als diese sind und in keinem, selbst keinem der ältesten Choral- oder Gesangbücher stehen, — es sind nur eben langgehaltene Töne, zuweilen mit schnörkelhaften Doppelschlägen des Ventilhorns verbrämt, — man denke sich diese Execution täglich Vormittags um 11 und Abends um 6 Uhr und man hat ein Schattenbild dieses conservirten Conversatoriums auf dem Musengipfel des Lahnthales. — So eben bereitet der Männerverein „Orpheus" ein Konzert vor, dessen Ertrag für die armen Abgebrannten in Bonbaden bestimmt ist. Wir behalten uns einen nähern Bericht über dasselbe vor.

Mainz, 2. Juli.

Unsere Oper, welche in Straßburg entschieden reussirte, hat sich am 17. Juni nach Gent begeben, wo sich dieselbe ebenfalls der besten Aufnahme zu erfreuen hat. Die bis jetzt zur Ausführung gekommenen Opern: Freischütz, Zauberflöte und Figaro's Hochzeit haben sehr angesprochen; Mad. Pirscher, Fräul. Weixelbaum, so wie die Herren Reichel und Lehmann, welche die ersten Fächer bekleiden, erfreuen sich des größten Beifalls, wie dies auch nicht anders zu erwarten stand; die Chöre aber machen, wie in Straßburg, Furore. Uns hier kann es nur in jeder Beziehung angenehm seyn, daß Hr. Direktor Löwe mit der hiesigen Oper während der sterilen Sommermonate auswärts gute Geschäfte macht, da wir dadurch um so eher für den Winter wieder ein gutes Theater zu gewärtigen haben. Wie wir vernehmen, kommt Hr. Löwe Ende dieses Monats von Gent hierher zurück und hat dann noch den Monat August vor sich, um Oper, wie Schauspiel wieder vollständig organisiren zu können. Die Acquisition der Mad. Schmidgen und des Hrn. Lehmann hat man hier mit Vergnügen vernommen; indessen dürfte ein genügender Ersatz für Mad. Ahrens und Hrn. Abt, welche beide in Mannheim engagirt sind, so wie für Fräul. Steigerwald und Hrn. Börger, der Direktion schwer fallen, da genannte Mitglieder mit Recht hier sehr beliebt waren und Vorzügliches leisteten. Nous verrons!

Kelsterbach a. M., 4. Juli.

Den Freunden des Gesanges und des geselligen Vergnügens wird interessant seyn, zu vernehmen, daß Sonntag den 12. Juli, Nachmittags, der hiesige Gesangverein „Eintracht", unter Mitwirkung mehrerer anderer Sänger und Musikvereine, ein Gesangfest auf der durch historische Beziehungen denkwürdigen Schwedenschanze abhalten wird. Der auch durch seine schöne Lage und Aussicht ausgezeichnete Festplatz dürfte sich für den fraglichen Zweck mehr eignen, als irgend ein anderer, so wie wir überhaupt der Hoffnung leben, daß die, allem Anscheine nach, sehr zahlreiche Versammlung in ihren Erwartungen sich nicht getäuscht sehen wird. Es ergeht daher an alle Liederfreunde der Umgegend hiermit die höfliche Einladung zur Theilnahme. Bei ungünstiger Witterung wird das Fest vierzehn Tage später abgehalten.

Dreisylbige Charade.

1\. Er stellt sich aufrecht hin,
Keck fragt er alle Welt:
Wer hat sich je mit Lust
Entgegen mir gestellt?
Wer hat mich, eh' ich brach,
Wohl mühelos bekämpft?
Mit welchem Wasser hat
Mein Feuer man gedämpft?

2\. 3. Ich habe Eins besiegt,
Wenn ich mich festgemacht;
Ihr wißt, wie oft er brach
An meiner List und Macht;
Ich bin ein streng' Gesetz,
Dem Jeder gern gehorcht,
Wenn aus ihm selbst es kommt
Und er es nicht geborgt.

1\. 2. 3. Doch wenn die Beiden sich
Zu Einem nun verbinden,
Schnell sieht man allen Ernst
Aus ihren Zügen schwinden;
Nichts ist so leichten Sinns,
Geberdet sich so toll,
Und jubelt, singt und springt,
Wie süßen Weines voll.

Doch ist des Lebens Ernst
Erst über ihn gekommen,
Hat in die Schule ihn
Das Unglück dann genommen,
So wird bei guter Art
Ein Philosoph daraus;
Doch kommt der alte Schalk
Ihm immer noch in's Haus.

W.......n. B. Stemmler.

Auflösung der Charade in Nro. 181:

Nachtlicht.

Berichtigungen.

In dem gestrigen Artikelchen über General Taylor muß es in der zweiten Zeile heißen statt „unserer Armee" — „der nordamerikanischen Armee."

In derselben Nummer, in dem Literaturberichte, l. statt „Kohubet" — „Kohreleth."

Main-Wasserwärme: 5. Juli, Morgens, 8 Uhr: 18 Grad.

M. Gerlach; Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 5. Juli. Doctor Wespe, Lustspiel in 5 Akth., von R. Benedix. (Gastrolle) Wellstein: Hr. Gumtau, vom Stadttheater zu Augsburg.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 185. Dienstag, den 7. Juli 1846.

Das Schlafzimmer.

Nach dem Französischen des Arsène Houssaye.

(Fortsetzung.)

Indessen mußte er sich sagen, daß Frau von Verneuil unmöglich hierher gekommen seyn könne, nur um zu weinen. Er sann eben über die wahrscheinliche Ursache dieser so aufrichtig vergossenen Thränen nach, als sich an der Thür ein leises Geräusch vernehmen ließ. Friedrich konnte eine Bewegung nicht unterdrücken. Frau von Verneuil erblaßte. Sie stand unruhig auf, wandte sich nach dem Bett, dann nach der Thür; endlich, da eine tiefe Stille auf das leise Geräusch folgte, schüttelte sie den Kopf, gleichsam als wolle sie sich selbst sagen: es war Nichts, Du hast Dich geirrt.

Sie hatte sich aber nicht geirrt; ihre Aufregung hatte sie blind für Alles gemacht, was um sie her vorging. Nicht so war es mit Friedrich. Ihm war es nicht entgangen, daß ein Mann den Thürvorhang vorsichtig gelüftet und einen verstohlenen Blick in das Zimmer geworfen hatte. Zwar war es ihm unmöglich gewesen, die Züge des Fremden zu erkennen; jedoch hatte er genug gesehen, um schließen zu können, daß es ein feiner junger Mann sey. Die noch durch den Vorhang sichtbaren silbernen Sporen bestärkten ihn in seiner Vermuthung.

Seine Lage wurde immer bedenklicher, und er fing an, sich dessen vollständig bewußt zu werden. Er erschrak, wenn er bedachte, von welchem Auftritte er vielleicht Zeuge werde seyn müssen. Zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Erfahrungen, die man in den Wohnungen Anderer sich verschafft, leicht zu weit führen können, nahm er sich vor, künftig seine philosophischen und socialen Studien nur im Freien zu machen; allein für dies Mal war er fest entschlossen, Stand zu halten, es möge sich ereignen, was da wolle. Im Falle eines Angriffes hoffte er jedenfalls Zeit genug zu haben, sich eines Dolches oder eines Hiebers bemächtigen zu können. Unmittelbar über seinem Kopfe hing ein Degen. Gewiß, die Neugier ist nicht immer gefahrlos.

Frau von Verneuil hatte sich während dieser Zeit dem kleinen altmodischen, aber dennoch hübschen Schranke von Rosenholz genähert. Sie nahm ein ganz kleines Schlüsselchen aus ihrem Strickbeutel, um den Schrank zu öffnen.

„Jetzt weiß ich genug!“ dachte Friedrich. „Sie will sich in den Besitz der Geheimnisse ihres Liebhabers setzen.“

Als Frau von Verneuil den Schrank öffnete, trat der Fremde, welcher sich bis jetzt ruhig an der Thür gehalten hatte, geräuschvoll ein. Friedrich erkannte sogleich den Ritter, der Tages zuvor sein Windspiel so schonungslos geschlagen hatte.

Es war, wie schon früher erwähnt, ein Mann von schönem Wuchse und edlem Anstande, dem man gleich auf den ersten Blick Freimüthigkeit und eine Entschlossenheit ansah, die in außerordentlichen Fällen nichts Gutes verhieß.

Er ging gerade auf Frau von Verneuil zu, die sich erschrocken umwandte.

„Madame . . . .“

„Himmel!“ rief diese aus, und fiel vor ihm auf die Knie.

„Madame! bitten Sie Gott, daß er mir Kraft gebe, Sie zu tödten.“

„Mich tödten! Was sagen Sie? Mich tödten! O, mein Gott!“

Sie erhob die Hände mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes.

„Was können Sie Besseres für sich und für mich hoffen?“

„Aber, mein Herr, man hat Sie betrogen.“

„Und Sie wagen es, mir dies in's Gesicht zu sagen? Wollte Gott, ich hätte mich betrogen! Anfangs wollte ich meinen Augen nicht glauben: gestern bin ich Ihnen nachgefolgt, Sie waren in diesem Zimmer . . . . heute . . . .“

„Mein Herr, ich werde es über mich gewinnen, mich nicht zu vertheidigen. Tödten Sie mich, wenn Sie mich schuldig glauben!“

„Schuldig? Ich glaube, Sie wollen mich zum Besten haben. Wie! ich überrasche Sie in dem Zimmer Ihres Liebhabers, als Sie eben Ihren Hut auf das Bett gelegt haben, und seine Schränke öffnen . . . .“

Friedrich, so muthig und entschlossen er auch war, zitterte heftig bei diesem Auftritte.

„O, Madame! Madame!“ fuhr Herr von Verneuil in wüthendem und verächtlichem Tone fort.

„Um Gotteswillen, mein Herr, verdammen Sie mich nicht; nicht ein Wort mehr! wenn Sie wüßten, warum . . . .“

Herr von Verneuil, denn er und kein Anderer war es, stieß seine Gattin unsanft zurück, die händeringend noch vor ihm lag.

„Wohlan denn, kein Wort mehr!“ sagte er, indem er sich bückte, um in den Schrank zu sehen; „aber hier wird sich ohne Zweifel Ursache finden, Sie zu verdammen.“

Herr von Verneuil hatte Briefe in dem Schranke bemerkt. Er griff heftig nach dem ersten besten. Schon ehe er ihn öffnete, sah er, daß er nicht von der Gräfin geschrieben war; da es aber eine weibliche Handschrift war, so wollte er wissen, an wen der Brief gerichtet sey. Der Umschlag war jedoch nicht mehr vorhanden. — Es war einer jener tausend Briefchen, wie sie täglich von jungen, unbesonnenen Schönen geschrieben werden, die so leichtsinnig ihre Jugend vergeuden, ohne sich um den folgenden Tag zu kümmern. Es war ein allerliebstes Briefchen, in dem aber eben so wenig Gemüth und Wahrheit, als Orthographie zu finden war.

Herr von Verneuil warf ihr den Brief vor die Füße; die Gräfin, ganz außer sich, fast ohnmächtig, wagte nicht die geringste Bewegung zu machen.

„Lesen Sie, Madame! Lesen Sie diesen Brief! Sie werden die Gefühle einer Ihrer würdigen Nebenbuhlerinnen darin erkennen; ich setze wohl mit Recht voraus, daß Eifersucht Sie hierher geführt hat.“

Der Graf hatte noch nicht ausgesprochen, als er etwa sieben oder acht Briefe aus dem Schranke nahm, die mit einem weißen Bande zusammengebunden waren. Hier erkannte er sofort die Handschrift seiner Frau. Jetzt stieg sein Zorn auf das höchste; er ergriff wüthend die Hand der Gräfin und zerdrückte sie fast in der seinigen. Frau von Verneuil stieß einen Schrei aus und fiel rückwärts zu Boden.

Eigentlich war es fester Grundsatz von Friedrich, bei häuslichen Dramen nur ruhiger Zuschauer zu bleiben; dies Mal, das fühlte er wohl, mußte er sich auf der Bühne zeigen und eine Rolle übernehmen, gleichviel, ob gern oder ungern. Er folgte seiner edeln Regung, und stand mit Einem Sprunge vor Herrn von Verneuil, der schon einen Dolch erfaßt hatte. Nicht ohne sich selbst zu verwundern, sah er sich auf ein Mal mitten in eine Tragikomödie als Mitspieler versetzt, und der Graf und die Gräfin von Verneuil waren nicht weniger über sein Erscheinen in diesem fürchterlichen Augenblicke erstaunt. Trat er als Oberrichter, als Liebhaber oder als Räuber auf?

Der Graf warf ihm wüthende Blicke zu; die Gräfin verrieth ein immer wachsendes Erstaunen. Friedrich zeigte sich in dieser ernsten Lage als Mann von Muth und Entschlossenheit.

(Fortsetzung folgt.)

Der Postillon.

Von A. Vogtherr. *)

Mein Vater war ein Postillon;
Was könnt' ich Bess'res seyn?
Da gibt es freie Station
Und manches Schöpple Wein.
Da hab' ich täglich neu Pläsir;
Mir thut's kein Prinz nicht gleich:
Per Extrapost und per Kurier
Beschau' ich mir das Reich.

Mein Schatz erzählte traurig mir
Von Dampf und Eisenbahn. —
Mit Dampf und Eisen fahren wir,
Und haben's stets gethan:
Hier ist die Bahn, bergab, bergauf,
Auf Eisen läuft das Pferd;
Und steigt nicht Dampf vom Pferde auf,
Wenn's mit der Eilpost fährt?

Da kam einmal ein Partaschär **)
Mit Schusterskappen an;
Der schrieb und sprach wohl hin und her
Von einer Eisenbahn.
Es geht, wenn man dies Thal, sprach er,
Gleich mit dem Berge macht.
— Ja, wenn der Herr der Herrgott wär'!
Hab' ich ihn ausgelacht.

Doch bald kam auch ein langer Zug
Maulwürfe sonder Zahl;
Die Schaufel und der Spaten schlug
Des Berges Haupt in's Thal.

Bald stieg ein dürrer Damm hinauf,
Wo Feld und Garten stand;
Bald flog ein ruß'ger Wagenhauf'
Durch das verpfuschte Land.

— Herr Postallmeister, mit Verlaub,
Ich bitt' um meinen Lohn. —
Was willst du, Hans? du bist mir, glaub',
Der liebste Postillon. —
Schön Dank, Herr, doch die Eisenbahn
Braucht keinen Postillon?
— Die Post fährt, wie sie stets gethan;
Und du bleibst Postillon —

Herr Postallmeister, als Prophet
Spracht Ihr von uns'rer Post;
So lang ein Berg noch ruhig steht,
Fährt sie nach West und Ost.
Steht eine Stadt an Felsenwand,
Im Thal ein stiller Ort,
So lang trägt auch die Post in's Land
Die Menschen und das Wort.

Jetzt schau'n wir andre Bergeshöh'n,
Mein Gäulchen, ich und du!
Jetzt weckt mein lustig Horngetön
Ein and'res Thal aus Ruh'.
Wenn sonst ich große Straßen fuhr,
Fahr' ich die kleinen auch;
Ja, wo noch schön ist die Natur,
Da gilt kein Dampf und Rauch!

Mein Vater war ein Postillon;
Was könnt' ich Bess'res seyn?
Da gibt es freie Station
Und manches Schöpple Wein.
Da hab' ich täglich neu Pläsir;
Mir thut's kein Prinz nicht gleich:
Per Extrapost und per Kurier
Beschau' ich mir das Reich.

*) Aus: „Wochenblatt für das Transportwesen."
**) Postillons-Deutsch für Passagier.

Allgemeine Geschichte der christlichen Kirche
von ihrem Entstehen bis auf die Gegenwart, für das deutsche Volk, von Heribert Rau.

Wenn in der jüngsten Zeit ein Buch erschienen, welches für die Sache des Fortschrittes auf kirchlichem Gebiete von Wichtigkeit ist, so dürfte es wohl das vorliegende, aus dem Verlag der literarischen Anstalt in Frankfurt a. M. seyn. Wenn in früheren Zeiten die Schätze der Wissenschaft hinter Schloß und Riegel verwahrt lagen und nur dem Eingeweihten oder den Männern vom Fach zugängig waren, so sind sie jetzt zu einem Gemeingut geworden und Jedem ist es möglich, an ihnen seinen Geist auszubilden und sein Herz zu erweiten. Die Tage der einseitigen und dürren Stubengelehrsamkeit sind vorüber, und wie wir in Allem praktischer geworden, so auch in Literatur und Wissenschaft. Richtig bemerkt der Verfasser im Vorworte: „Die große Aufgabe der Gegenwart ist für das deutsche Volk: endlich einmal praktisch zu werden. Praktisch im edlen Sinne kann man aber nur seyn, wenn man ein vielseitiges Wissen besitzt, welches die Möglichkeit anhanden gibt, in die Angelegenheiten des Lebens zweckdienlich und mit Nutzen einzugreifen.

Nach diesem Wissen verlangt gegenwärtig die edle deutsche Nation, die längst mündig geworden ist, laut und entschieden. Es ist daher an der Zeit, daß alle Wissenschaften ihr zugänglich gemacht werden, und zwar vor allen Dingen diejenige Wissenschaft, die das Heiligste der Menschen, die Religion, behandelt."

Zum Verständniß ist hier die Geschichte unerläßlich, denn sie ist ein Spiegel der Vergangenheit und eine Lehrerin der Gegenwart. Vor ihrem Richterstuhle müssen Trug und Unwahrheit zerfallen, sowie die Scheinheiligkeit durch sie enthüllt wird; sie ist unpartheiisch und zeigt der Nachwelt den rechten Werth und die rechte Bedeutung vergangener Ereignisse, Thaten und Männer; sie schmückt die wahrhaft Edeln mit dem unverwelklichen Lorbeer und bezeichnet mit Schande die Unwürdigen. Daher ist sie für jeden Denkenden eine reiche Quelle von Belehrung, Trost und Erhebung. Dies gilt besonders von der Geschichte der Religion. Nun muß aber dem Denkenden bei der Anerkennung der Wichtigkeit religiöser Selbstständigkeit — besonders in unsern bewegten Zeiten — Alles daran liegen, mit sich über den Werth oder Unwerth seiner Religion in's Klare zu kommen; und wie könnte er dies besser bewerkstelligen, als wenn er das große Buch der Welterfahrung aufschlägt und sich darin über die Geschichte seiner Kirche belehrt. Eine solche Belehrung zu bieten, ist der Zweck des vorliegenden Werkes, welches auf 30 gr. Octavbogen das ganze Gebiet der Religionsgeschichte umfaßt und nicht nur die wichtigsten Hauptmomente, sondern auch die Einzelnheiten hervorhebt. Das Werk zerfällt in folgende Hauptcapitel: Geschichte des Urchristenthums, der Entartung der christlichen Kirche, des Papstthums, der ersten Reformation, der Bekämpfung der Reformation durch Rom, der Reformation außerhalb Deutschland, der getheilten christlichen Kirche, der christlichen Kirche in der neueren Zeit und der zweiten Reformation, welche wieder in viele Unterrubriken getheilt sind. Da es nicht unsere Aufgabe seyn kann, in eine kritische Analyse des vorliegenden Buches einzugehen, so dürfen wir uns auf allgemeine Andeutungen beschränken. Einzelne Abschnitte des Werkes sind bereits als Vorträge im vergangenen Winter in Frankfurt a. M. einem sehr zahlreichen Publikum zur Kunde gelangt und von demselben wie bekannt mit stets wachsender Theilnahme und gerechter Anerkennung aufgenommen worden. Vor Allem ist des Verfassers ernstliches Bestreben zu rühmen, sich auf den Standpunkt einer freien Anschauung zu stellen und die Dinge in ihrem wahren Lichte zu zeigen, sich von einseitiger Beleuchtung fern zu halten und gehässige Anfeindungen zu vermeiden. Die Sprache des Verfassers ist demnach ruhig und würdevoll und die Darstellung im edeln Sinne des Wortes populär, d. h. lebendig und anschaulich, klar und faßlich, warm und anregend. Die vielfachen Citate und Quellenangaben beweisen zur Genüge, daß Hr. Rau nicht oberflächlich, sondern gründlich gearbeitet und ein reichhaltiges Material zur Basis seiner Studien gemacht hat. Wo sich aber Quellenstudium, daraus hervorgegangenes selbstständiges Urtheil, lebensvolle Darstellung und eine dem Fortschritte zugewendete Gesinnung vereinigen, da gestaltet sich Gediegenes. Uebrigens muß bei Beurtheilung dieses Werkes der Zweck desselben im Auge behalten werden, welcher nicht darin lag, neue Resultate der Forschung zu Tag zu fördern, sondern die vorhandenen zusammen zu stellen und zu klarer Uebersicht zu ordnen, damit ein frisches Buch für's Leben und zur Belehrung des Volkes über seine wichtigsten Interessen hervorgehe. Als ein solches wird man das vorliegende gewiß gelten lassen, und wir wünschen, daß es in weiten Kreisen verdiente Aufnahme und fleißige Lectüre finden möge. Es wird dem religiösen wie dem vaterländischen Sinne zusagen, das Licht der Aufklärung verbreiten helfen und den Bestrebungen der Gegenwart zur Förderung gereichen. Das Bedürfniß einer freieren Bewegung in religiösen und kirchlichen Angelegenheiten ist zu sehr bei allen Ständen und an allen Orten erwacht, um ferner gehemmt werden zu können, und so möge Hr. Rau im Bewußtseyn, hierzu auch sein Scherflein beigetragen zu haben, den schönsten Lohn finden. Wir schließen unsere Anzeige dieses Werkes mit den schönen Schlußworten, welche also lauten:

„So ist mit dem Jahre 1844 für die Christenheit, und namentlich für die Völker Deutschlands, ein großer, herrlicher Ostermorgen angebrochen! Christus ist erstanden!! Freundlich lächelnd, ermunternd, tröstend, segnend wandelt er durch die Gauen unseres Vaterlandes und reicht versöhnend den Parteien die Hand und spricht:

Seyd einig und liebet Euch unter einander allzumal. Ihr Alle seyd Kinder eines Vaters, vor dessen Augen kein anderes Glaubensbekenntniß rechtfertigt, als das der Liebe und der guten That. Liebe und gute That können aber nur da wohnen, wo Wahrheit herrscht. Darum sey ein Jeder unter Euch wahr, ohne Menschenfurcht, und kämpfe für die Wahrheit mit der Macht der Ueberzeugung. Denn ich bin die Wahrheit und die Wahrheit wird Euch frei machen, und ich werde die Freien sammeln in einer großen Kirche und werde bei ihnen bleiben bis an's Ende der Welt!

Und in seinem Glanze möge endlich den Völkern das einzige Zeichen aufgehen, in dem da Heil für sie ist: die vollkommenste und unbedingteste geistige Freiheit, in der da alle Menschen, wes Glaubens sie auch seyen, sich als Brüder und Kinder eines Vaters umarmen.

Erst dann, wenn man die Frage nicht mehr hört: Bist du Katholik? Protestant? Jude? oder Mahometaner? — erst dann wird sich der Menschheit das Reich Christi, das Reich der Liebe erschließen." W.

Mannichfaltigkeiten.

Während der letzten heißen Tage hat man auf der holländischen Eisenbahn eine neue Einrichtung getroffen, wodurch der Staub, welcher die Reisenden so sehr belästigt, beseitigt wird. Man ist nämlich auf den Einfall gekommen, unmittelbar hinter dem Tender einen Wasserwagen, d. i., einen gewöhnlichen flachen Transportwagen mit großen eisernen Wasserkisten folgen zu lassen. Die Wasserkisten sind mit großen Krahnen versehen, an welchen sich eine Büchse von geschlagenem Eisen in der Größe einer gewöhnlichen Ofenpfeife befindet und welche wie ein Sieb durchlöchert ist. Diese Büchse nimmt die ganze Breite der Bahn ein. Während der Fahrt werden die Krahnen geöffnet, so daß die ganze Bahn wie von einem feinen Regen begossen und aller Staub entfernt wird.

(Belgien.) Kürzlich ist auf der Nordeisenbahn ein ganzer Waggon und damit das Gepäck von wenigstens 30 — 40 Reisenden abhanden gekommen. Unter den verlornen Sachen befindet sich auch ein dem Grafen von Saint J... gehörendes großes Portefeuille, die Vorarbeiten zu einer Eisenbahn enthaltend, von einem Werth von ungefähr 100,000 Fr. und einem Gewicht von 10 Kilo. Da das Gewicht nur deklarirt war, so muß die Direction, den Statuten gemäß, das Kilo mit 7 Fr. ersetzen. — Dagegen fand die Verwaltung vor wenigen Tagen einen unverschlossenen Koffer mit mehreren Millionen Eisenbahn-Actien, die ein Engländer verloren hatte. Der Eigenthümer hat sich gemeldet.

(Vermuthliche Witterung im Monate Juli 1846) Zu Gewitter und Regen geneigt mit Abkühlung bis 6., dann wieder warm bis heiß vom 7. bis 12; die erste Hälfte schließt mit Gewitter und kühlen Tagen bis 15. Westsüdliche Winde sind in derselben vorherrschend. Die andere Hälfte hat wieder warme Witterung vom 16. bis 19., wo die Hitze wieder Gewitter und

Regen herbeiführt vom 19. bis 22., zwischen heiter und heißen Tagen kann noch Regen eintreten am 26. und 27., dann am 30. und 31. Im Allgemeinen ist zwischen warmen und heißen Tagen eine nicht geringe Regenmenge und zwar öfters durch schwere Gewitter zu erwarten.

(Breslau.) In der Nähe des Bahnhofes zu Königszelt bei Schweidnitz hat man eine Menge alter Begräbnißurnen und in denselben auch Kinderspielwerk, Thränennäpfchen ꝛc. gefunden. Etwa 20 bis 30 Urnen sind gut erhalten; einige der besterhaltenen sind Sr. königl. Hoh. dem Prinzen Karl überschickt worden.

Der Vikar der katholischen Mission bei den Mantschuren und auf Corea, Verolet, erzählt folgende fabelhafte Geschichte von einer wunderbaren Pflanze in China: „Wenn alle Lebenskräfte eines Kranken erschöpft sind und der Tod sich nähert, bringt man dem Kranken einige Körner der Pflanze Dschen-Sen bei, wodurch die Kräfte zurückkehren und der Kranke noch einige Monate länger lebt. Dieses wunderbare Lebensverlängerungsmittel ist jedoch ein kaiserliches Monopol, in Privilegium gegeben und daher äußerst selten. Das Pfund kostet circa 500 Francs. Das Dschen-Sen kann auch verpflanzt werden, doch halten die Chinesen die alte von selbst wachsende Pflanze für die wirksamste, daher denn auch die in Corea gezogene weit niedriger im Preise ist, indem das Pfund nur 200 Fr. kostet. Bei'm Verkauf drücken die Mandarinen ein Auge zu, oder vielleicht beide." (Wahrscheinlich fällt dabei auch für sie etwas ab. Es wird nicht gemeldet, ob dem Vikar seine Absicht gelungen ist, einige Körner für Europa zu erlangen. Bis jetzt muß sich dieser Welttheil noch mit Hufelands Makrobiotik behelfen.)

(Landshut, 22. Juni) An der Sängerhalle zu dem am 12. und 13. Juli dahier stattfindenden Gesangfeste wird in rüstiger und unermüdeter Thätigkeit gearbeitet. Sie erhebt sich bereits in gothischer Form und imponirender Höhe an dem südlichen Ende des sehr geräumigen Bernlochner Gartens. Bis jetzt haben sich 16 Liedertafeln und 5 Gesangs-Vereine mit einer Gesammtzahl von 392 Sängern angemeldet, so daß bereits mit Einrechnung der hiesigen Liedertafel 450 Wirkende bestehen, und bis zum Festtage selbst sicherlich die Zahl von 500 Sängern gefüllt wird.

Zu Birmingham besuchte Ibrahim Pascha unter Anderm eine Jahrmarktsbude, worin die Haut eines Wallfisches vorgezeigt wurde. Kaum war er darin, als der Eigenthümer draußen von seinem Merry Andrew (Hanswurst) ausschreien ließ: „Der große Wallfisch aus der Südsee und Ibrahim Pascha aus Aegypten zugleich zu sehen — keine Preiserhöhung, der Pascha wird umsonst drein gegeben." Gleich drängte sich Alt und Jung herbei, und in wenigen Minuten zog Ibrahim mit seinem Gefolge ab. Nun muß man sich das frech-freie englische Volk in Gegenwart eines orientalischen Despoten denken, dessen Ansicht sie noch überdies mit ihrem Penny erkauft haben, und den Pascha von ihnen angeglotzt als das eigentliche Meerwunder, und beellbognet und betastet, und kein Caricaturist kann sich einen schönern Vorwurf wählen.

Korrespondenz.

Offenbach a. M., im Juni.

Die öffentlichen Lehranstalten in unserer Stadt bestehen in einer Real- und in einer Communalschule. Letztere Anstalt ist seit Anfang des Jahres 1830 an die Stelle der früheren Confessionsschulen getreten und hat unter Anderem namentlich den Beweis geliefert, daß sie den Confessionsschulen bei weitem vorzuziehen ist. Dies ist namentlich während der letzteren zwei Jahre, wo die Zeitbewegungen hier so laut, wie irgendwo, wiedrehallten, ganz besonders hervorgetreten. Denn hätten wir während der letzteren Zeit die früheren von einander getrennten Confessionsschulen gehabt, durch welche also schon die noch im Flügelkleide der Unschuld und Freude herumhüpfende Schuljugend in eine lutherische, deutsch-reformirte, französisch-reformirte, katholische (jetzt: römisch- und deutsch-katholisch) und in eine jüdische Jugend geschieden wurde, so wären Kinder-Religionskriege die natürlichste Folge jener unnatürlichen Trennung gewesen. Daran wird man nicht im geringsten zweifeln können, wenn man erwägt, wie an demselben Orte, wo verschiedene Kirchengemeinden bestehen, die gleichzeitig aus ihren Confessionsschulen kommende Jugend sich gegenseitig benommen hat, welche Zänkereien und Kämpfe entweder zwischen den protestantischen und katholischen oder, beide Parteien vereinigt, zwischen diesen und den jüdischen Kindern ausgebrochen sind. Namentlich diesem von der Zeit schon längst verurtheilten Unwesen ist man in unserer Stadt hauptsächlich dadurch kräftig begegnet, daß man die verschiedenen Confessionsschulen aufgehoben und dafür nur Eine Schule — die Communalschule — errichtet hat, welche, wie die Realschule, Kinder von allen Confessionen in sich vereinigt. Soll aber diese Vereinigung wirklich eine Vereinigung seyn und bleiben, so ist vor Allem durchaus nothwendig, daß der Direktor und die Lehrer der hiesigen Schulen bei all ihrem Thun und Lassen stets treu bleiben ihrem pädagogischen Standpunkte, sich also fern halten von allem Parteistreben namentlich in confessioneller Hinsicht, folglich bei dem Judenkinde, wie auch bei dem Christenkinde immer nur den von Gott gegebenen Menschen im Auge haben. Und daß dies bei fast allen hiesigen Lehrern wirklich der Fall ist, daran können wir eben so wenig zweifeln, als wir fest überzeugt seyn müssen, daß der Direktor der hiesigen Schulen, Hr. Dr. Schaumann, jenen von allem Parteistreben freien Standpunkt fortwährend behauptet. Dafür spricht ganz besonders die vortreffliche Rede, welche derselbe bei Gelegenheit der am Ende des vorigen Monats dahier stattgefundenen Schulprüfung gehalten hat und welche diesmal hauptsächlich den Zöglingen galt, welche aus der Schule zu treten im Begriffe standen. Besonders am Schlusse seiner von den sehr zahlreich versammelten Zuhörern mit entschiedenem Beifall aufgenommenen Rede sprach Hr. Dr. Schaumann mit augenfälliger Begeisterung, indem er die Abiturienten nicht allein nachdrücklichst aufforderte, wie an ihrem Gott, so auch an der Liebe zu allen Denen festzuhalten, die er nach seinem Bilde geschaffen habe, sondern dieselben auch in wahrhaft väterlicher Weise ermahnte, daß sie eben diese von der heiligen Schrift und der Moral gebotene Menschenliebe tief in ihre Herzen schreiben und gegen alle ihre Nebenmenschen üben, daß sie also Jedem, der es bedürfe, nach Kräften helfen und wohlthun möchten, ohne lange zu fragen: Ist er auch mein Landsmann? Glaubt er auch, was mir das Rechte scheint? „O möchte ich doch in diesem hehren Augenblicke" — so schloß er ungefähr — „das Gefühl der Liebe, mit welchem ich Alle willkommen heiße unter dem gastlichen Dache unserer Schulen und Alle ohne Ausnahme und Unterschied in meinen väterlichen Schutz nehme, die da herzutreten, um bei uns ihren Geist und ihr Herz an der Quelle der Wissenschaft zu laben, möchte ich doch dieses Gefühl der Menschenliebe in seiner ganzen Kraft und Größe auf euch Alle übertragen können, dann würde ich beruhigter seyn über euere Zukunft ꝛc." Und in der That, solche Worte, öffentlich gesprochen, geben wohl unbestreitbar die sicherste Garantie dafür, daß unsere Schulen dermalen von dem Geiste der ächten Humanität geleitet werden, und erklären wohl auch am deutlichsten, warum in unseren Schulen die Kinder aller Confessionen und Glaubensrichtungen friedlich neben einander sitzen, warum keine nur einigermaßen erhebliche Unannehmlichkeit vorkommen konnte und bei der bisherigen kräftigen und unparteiischen Leitung unserer Lehranstalten auch künftig nicht vorkommen kann. Möchte doch dieser Geist der ächten Humanität in allen Schulen wehen, alle Schulen von diesem Geiste geführt werden!

Main-Wasserwärme: 6. Juli, Morgens, 8 Uhr: 18 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 7. Juli. Die Hugenotten, große Oper in 5 Abth., Musik von Meyerbeere.

Redacteur: B. J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 186. Mittwoch, den 8. Juli 1846.

Das Schlafzimmer.

Nach dem Französischen des Arsène Houssaye.

(Fortsetzung.)

„Es scheint mir," sagte Friedrich, sich zu dem Grafen wendend, „daß Sie vor Allem erst die Aufklärungen anhören sollten . . . ."

„In Wahrheit, mein Herr," erwiederte Herr von Verneuil mit stolzer Verachtung und schlecht verhehltem Zorne, — „Sie hätten sich die Mühe ersparen können, sich zu zeigen; ich gehöre nicht zu denen, die sich hohnsprechen lassen."

„Aber, mein Herr . . . ."

„Still! ich bitte Sie, kein Wort mehr, ich weiß jetzt, was ich wissen wollte!"

Herr von Verneuil heftete den Blick auf seine Frau und fuhr fort:

„Und sie wagt es, sich zu vertheidigen, während ihr Liebhaber hinter dem Bettvorhange verborgen ist!"

Die Gräfin sprang jetzt mit der Leichtigkeit eines verwundeten Damhirsches auf.

„Was haben Sie gesagt? mein Herr . . . . O, mein Gott! . . . das bringt mir den Tod."

„Wenige sterben an der Liebe, Viele leben davon," sagte der Graf in schneidendem Tone, indem er die Hände seiner Frau heftig zurück stieß, die sie bittend zu ihm empor hob.

„Ach!" stöhnte sie, und ließ den Kopf verzweifelnd auf die Brust sinken. „Erst Beleidigung, dann Scherz! Gott! was habe ich denn verbrochen? wo bin ich denn?"

„Sie sind auf dem Zimmer Ihres Geliebten, wie ich Ihnen schon sagte, Madame."

Friedrich sah mit steigender Angst der Entwicklung dieser schrecklichen Scene entgegen. Er wußte nicht, was er vorbringen solle, um die Eifersucht des Grafen zu beschwichtigen und die Gräfin zu rechtfertigen und zu retten; bald näherte er sich dem Einen, bald der Andern; endlich wandte er sich an den Grafen, mit den Worten:

„Mein Herr, Sie verdammen zu schnell, bedenken Sie . . . ."

„Mein Herr, ich bin kein Ehemann, der sich auslachen läßt! Ich war eben im Begriff, dies Weib niederzustoßen, jetzt habe ich Sie, und das mag genügen. — Ihr Name, mein Herr?"

Friedrich von Marvillers überreichte dem Herrn von Verneuil seine Karte.

„Ah," murmelte der Graf vor sich hin, „der Name ist mir bekannt; es ist ein Frauenjäger."

Herr von Verneuil ging nach der Thür; Frau von Verneuil erhob sich, um mit ihm das Zimmer zu verlassen.

„Gestatten Sie mir, Ihnen Alles zu sagen. Ich bitte, verlassen Sie mich nicht." Mit diesen Worten hing sie sich an den Arm ihres Gatten.

„Sie sind allein hierher gekommen, Madame, darum werden Sie auch ohne mich gehen."

Er stieß die junge Frau heftig zurück und verließ wie wahnsinnig das Zimmer. Frau von Verneuil aber sank ohnmächtig auf die Schwelle der Thür nieder. Friedrich warf sich vor ihr auf die Knie, um ihr beizustehen.

4.

Wir verlassen jetzt Frau von Verneuil und Friedrich von Marvillers in ihrer zugleich ernsten und komischen Lage, um vorerst zu sagen, auf welche Weise Herr von Verneuil zur Kenntniß von der Morgenspazierfahrt seiner Frau gelangt war. Eine jener Zufälligkeiten, die sich in Paris gleichsam verschworen zu haben scheinen, um von jedem, auch dem kleinsten Geheimniß den Schleier zu heben, hatte auch ihm verrathen, was er nicht wissen sollte.

Herr von Verneuil hatte mit einigen Freunden ein Frühstück bei Tortoni verabredet. Als er mit einem seiner Freunde an der Magdalenenkirche vorüber ging, gesellte sich unerwartet der Marquis von Berviers zu ihnen.

„Ich bin erstaunt," sagte dieser, als er den Grafen erblickte, „daß Du mit von unserer Parthie bist."

„Warum?"

„Weil ich so eben, als ich aus der Militärschule zurück kam, wohin der General mich gerufen hatte, Deinen Wagen über das Marsfeld fahren sah; wenigstens glaubte ich, die stolze Haltung Deiner prächtigen Pferde wieder zu erkennen."

„Ja, ja," sagte der Graf, indem er seine Cigarre wegwarf, „es ist mein Wagen gewesen, denn er ist in diesem Augenblicke nach jener Gegend gefahren. Aber," — fügte er mit gezwungenem Lächeln hinzu, „ich bin nicht stets in meinem Wagen."

Der Graf frühstückte wacker, gleich den Andern. Nach einer Stunde verließ er plötzlich seine Gesellschaft und kehrte nach Hause zurück.

„Ist Frau von Verneuil zurück?" fragte er den Kammerdiener.

Als er erfuhr, daß sie erst vor kurzer Zeit ausgefahren sey, bestieg er ohne Verzug seinen Braunen und ritt nach dem Marsfelde, obgleich er eben keine große Hoffnung hatte, dem Wege auf die Spur zu kommen, welchen die Gräfin eingeschlagen hatte. Er war jedoch glücklicher, als er dachte. Das Marsfeld wird so selten von herrschaftlichen Wagen besucht, daß es ihm leicht wurde, auf seine Fragen genügende Auskunft zu erhalten. Einige Invaliden, die ihm begegneten, und an die er sich wendete, leiteten ihn gar bald auf die Straße von Auteuil. Durch weitere Fragen gelangte er bis zu dem kleinen Landhause, aber zu spät, um Frau von Verneuil zu begegnen. Hier war es, wo ihn den Tag vorher Friedrich gesehen hatte; denn der Leser wird nicht zweifelhaft seyn, daß es Herr von Verneuil war, der vor dem Landhause

hielt, als Friedrich mit der Gärtnerin sprach, und der seinem Verdrusse, von Friedrich beobachtet zu werden, dadurch Luft machte, daß er sein Windspiel ein wenig zu grausam behandelte.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das unschädliche Vorkommen des Arseniks in eisenhaltigen Mineralwässern.

Vielen, welchen in letzter Zeit Homburger, Sodener, Kissinger Mineralwasser u. s. w. verordnet worden, mochten die Gerüchte, daß in diesen und andern eisenhaltigen Säuerlingen Arsenik, und zwar in dem menschlichen Organismus durchaus nicht unschädlicher Menge gefunden worden wäre, daß die Nassauer Regierung den Quellenabsatz zu Soden, in welchem im Verhältnisse zu andern Quellen die bedeutendste Menge entdeckt worden, nicht mehr zu chemischer Untersuchung verabfolgen lasse rc. rc., allerdings im ersten Augenblicke beängstigende Besorgnisse erwecken, wodurch die Ungereimtheiten, womit diese Gerüchte ausgestattet waren, ganz übersehen wurden. Wiederholt wurden Fragen darüber seit einigen Wochen von hier und auswärts an mich gestellt, und während ich zwar von vielen Kurgästen auch die vernünftige Versicherung aussprechen hörte, daß dadurch ihre Zuversicht zu der verordneten Quelle nicht geschwächt sey, da ihnen dieselbe immer geholfen, und es ihnen ja gleich sey, was ihnen helfe, ob Eisen, Kochsalz oder Arsenik, so fanden sich doch auch Manche, welche, abgeschreckt durch jene Gerüchte, zu eignem Nachtheile das Wasser zu trinken unterließen oder es doch mit geschwächtem Vertrauen tranken.

Dem Werthe der Mineralquellen als Heilmittel kann durch solche Gerüchte nur geschadet werden, wenn sie ordentlich begründet sind. Gehen sie aber, wie hier, von Unkenntniß der wahren Sachlage aus und vergrößern sich dann von Mund zu Mund durch Zusätze müßiger Köpfe, so schaden sie hauptsächlich dem leidenden Theile des Publikums durch Schwächung der moralischen Kraft, mit welcher die Kur begonnen und fortgesetzt seyn würde. Dieses ist vorzüglich der Grund, warum ich es für meine Pflicht halte, die nähere Kenntniß, welche ich darüber besitze, hiermit zu veröffentlichen.

Am 29. Juni hatte Hr. Apotheker Frank dahier die Güte, mit mir die verschiedenen Homburger Mineralquellen auf das sorgfältigste auf Arsenikgehalt zu prüfen; wir fanden aber nicht die geringste Spur darinnen, während in einer concentrirten Lösung, welche wir nachher absichtlich mit einer Spur arseniger Säure versetzten, augenblicklich in gelblicher Trübung des Wassers sich das bekannte Rauschgelb (Schwefelarsen) zeigte. Wir gewannen die Ueberzeugung, daß Arsenik im freien Zustande, oder in einer löslichen, für den Organismus des Menschen aufnehmbaren Verbindung in dem Wasser nicht zu finden ist, überhaupt die Nachweisung desselben nur durch die genaueste Prüfung des unlöslichen Rückstandes möglich seyn könnte, und daß in diesem Falle die darin enthaltene Menge so klein seyn müsse, daß der Rückstand von vielleicht 1000 Maß Wasser wenigstens dazu gehöre, um nur eine Spur nachzuweisen.

Am 27. Juni erlaubte ich mir, Hrn. Geheimerath Professor Freiherrn v. Liebig, welcher 1836 und 1842 die chemischen Analysen von Homburger Quellen gemacht hatte, um nähere Auskunft über dieses einen Theil des Publikums beunruhigende Gerücht zu bitten. Da die letzten Untersuchungen von Mineralwässern jedoch nicht von diesem Gelehrten, sondern von Hrn. Dr. Will, Professor der Chemie zu Gießen, gemacht worden waren, so hatte er die Güte, Hrn. Prof. Will darum zu ersuchen, dessen freundlicher Bereitwilligkeit ich folgenden Aufschluß verdanke:

Herr Prof. Will untersuchte im vergangenen Winter mehrere Quellen des Schwarzwaldes, und fand in den sich in diesen Quellen absetzenden Eisenoxydabsätzen (Ocher) neben Spuren von einigen andern Metallen auch Spuren von arsenigsaurem Eisenoxyd. Theoretische Betrachtungen führten ihn darauf, Arsenikgehalt in dem Ocher aller eisenhaltiger Mineralquellen zu vermuthen, was sich auch bei denjenigen Quellen des Taunus bewährte, welche er bis jetzt darauf prüfte. Es rührt diese Arsenbeimischung von den immer Arsen enthaltenden Schwefelkiesen (Schwefeleisen) her, von welchen der Eisengehalt der salinischen Eisensäuerlinge kommt. Doch ist es nach ihm unmöglich, das Arsen in dem Wasser selbst nachzuweisen, weil nur der unlösliche Ocher-Niederschlag Spuren davon enthält, wovon man aber schon große Mengen haben muß, um es zu finden. Der Arsenik befindet sich nun in diesen Wassern, nach Zutritt der äußern Luft, immer nur in der Verbindung mit Eisenoxyd als arsenigsaures Eisenoxyd, welches aber ebensowenig als Gift auf den menschlichen Organismus wirkt, als das in diesen Mineralwassern ebenfalls vorkommende Kochsalz oder Glaubersalz, während dieses doch die ätzende, zerstörende Schwefelsäure und jenes in großer Menge das giftige Chlorgas in sich enthält. Wäre es aber nicht höchst komisch, wenn Jemand vor dem Gebrauch der Salzquellen warnen wollte, weil Chlor oder Schwefelsäure darinnen enthalten ist? — So wie ein Körper sich chemisch mit einem andern verbunden hat, so wirkt dieser neue Körper auf eine ganz eigenthümliche, von den Wirkungen der Grundkörper verschiedene Weise, welche allein in Betracht genommen werden kann. In unserm besondern Falle ist nun noch zu bemerken, daß man im arsenigsauren Eisenoxyd den Arsenik mit jenem Körper sogar verbunden hat, welchen seit der wichtigen Entdeckung von Berthold und Bunsen die Aerzte als sicheres Gegengift verabreichen, wenn sie unmittelbar, nachdem das Gift genommen, dem Vergifteten Hülfe leisten können, was also noch mehr geeignet ist, dem Laien die Gewißheit zu geben, daß er ohne Nachtheil eisenhaltige Mineralwasser trinken kann. Angenommen aber, diese Quellen wären eisenfrei, was sie nun nicht sind, aber doch arsenikhaltig, so fand Hr. Prof. Will die Menge des vorhandenen Arseniks doch so höchst gering, daß er sich zu dem Ausspruche veranlaßt finden konnte: „es kann eine Person einen ganzen Sommer hindurch reichliche Mengen von dem Wasser trinken, und sie wird in diesem Falle noch nicht so viel Arsenik in den Organismus einführen, daß dasselbe auf chemischem Wege gefunden werden könnte." Herr Prof. Will glaubt auch, daß in wenigen Jahren keine einzige Quelle existirt, in der man nicht eine Spur von arseniger Säure nachgewiesen haben wird.

Ich glaube, daß diese Mittheilung alle Beruhigung verschaffen wird, welche nöthig ist, jede Befürchtung zu beseitigen, und ängstliche Patienten, hoffe ich, werden sich wieder mit demselben Vertrauen zu der verordneten Quelle zu Homburg, Soden, Wiesbaden, Schwalbach, Kissingen, Karlsbad u. s. w. hinwenden, wie vorher, und mit jener freudigen Zuversicht das Wasser trinken, wie es zum glücklichen Gedeihen erforderlich ist.

Frankfurt a. M., den 6. Juli 1846. Dr. Pauli,
Landgr. Hess. Hofrath.

J. Kuranda und ein gefährlicher Industrie-Ritter.

Auch der Herausgeber der Gränzboten, Hr. J. Kuranda, ist mit dem literarischen Gauner von Alvensleben, von Sternberg, oder Trotta von Treyden, von Bangerow*), oder wie derselbe sich sonst nannte, zusammengetroffen.

*) Der angebliche von Bangerow ist ein gewisser Empacher aus Königsberg, welcher mehrere Jahre Kellner im Königsberger Rathskeller

Der Industrieritter trat in Leipzig schüchtern zu ihm ein, und begann dann sein Pumpgeschäft. Hr. Kuranda erzählt den weitern Verlauf in seinen Gränzboten in folgender Weise:

„Ach, sagte er endlich, ich habe ein sehr unglückliches Gedächtniß; ich hätte gern einen Ihrer Freunde als Schutzpatron für eine Angelegenheit angerufen, in der ich mich an Sie wenden muß und bin nun genöthigt, mich blos als Ehrenmann zum Ehrenmann, direkt an Sie zu wenden. — Sprechen Sie, sagte ich gespannt. — Ich bin in Verlegenheit, lispelte er mit fast weiblicher Schüchternheit, es ist das erste Mal, daß mir im Leben so was passirt. Ich habe mich unterwegs länger aufgehalten, als ich im Voraus dachte, meine Kasse ist fast zu Ende, wenn Sie mir den kollegialischen Dienst erweisen wollten, 10 Louisdor auf mein Ehrenwort vorzustrecken, so würde ich sie Ihnen, sobald ich auf dem Gute meines Schwagers angelangt bin, sogleich zurückschicken. — Zehn Louisdor, dachte ich, das ist auf dem Sklavenmarkt deutscher Manuskripte das Honorar von fast drei Druckbogen! Drei Druckbogen Unsterblichkeit! Drei Druckbogen Weltgeschichte! Drei Druckbogen, für die man zehn Jahre auf der Festung sitzen kann! Soll ich sie leichtsinnig in die Schanze schlagen? fragte ich mich im Stillen. Ich musterte den Fremden noch ein Mal und ich gestehe, daß mir aus der zehn Louisdor-Perspektive sein Wesen bedeutend verdächtig vorkam. Er saß mit niedergeschlagenen Augen da, und dies entwaffnete mich wieder. Es scheint ihm wirklich schwer zu werden, mußte ich mir selber sagen, und wenn er in der That aus dem Haag ist und in der angedeuteten Verlegenheit sich befindet, so ist es im Grunde doch eine kollegialische Pflicht, ihm zu helfen. — Haben Sie denn sonst keine Bekannte hier? Ihre Anverwandten sind ja, wie sie mir sagen, im nahen Anhaltischen begütert? — O, ich kenne hier sehr viele Personen; aber ich schäme mich, ihnen meine Verlegenheit zu eröffnen; zu Ihnen, als zu einem Kollegen, habe ich Vertrauen — Es ist mir sehr schmeichelhaft, und wenn's nicht grade zu Ende des Monats wäre, so daß ich ziemlich ausgesäckelt bin, so würde es mir ein Vergnügen seyn, Ihnen sogleich aus Ihrer Verlegenheit zu helfen, so aber muß ich Sie bitten, sich heute Nachmittag in die Verlagshandlung der Gränzboten zu begeben, wo mein Verleger mittlerweile von mir mit dem Nöthigen beauftragt seyn wird. — Ich glaubte, den besten Ausweg gefunden zu haben; ich wollte Mittag Erkundigungen einziehen. Kennt man in Leipzig meinen holländisch-preußischen Anlehensucher, so soll dem Manne bald geholfen seyn. Kennt man ihn nicht — so weiß ich, woran ich bin. Diese Logik aber war zu durchsichtig, als daß ihr mein Reisender nicht auf den Grund geschaut hätte. — Sie würden mich doppelt verbinden, wenn Sie mir gleich helfen könnten, sagte er noch immer mit niedergeschlagenem Blick; ich bin zu schüchtern, um bei fremden, unbekannten Personen Geld abzuholen. Vielleicht, wenn Ihnen die Summe unbequem ist, helfen Sie mir mit 6 Louisdor. — Ein Redakteur en chef eines Hofjournals, der schüchtern ist, zu schüchtern, um von einer fremden, unbekannten Person Geld zu holen! Bin ich denn etwa sein Bekannter? — Wie ich bereits die Ehre hatte, Ihnen zu sagen — antwortete ich laut, indem ich die Sitzung aufhob, wobei er rasch das letzte Glas der Flasche austrank — heute Nachmittag soll mein Verleger — Sollte es Ihnen nicht möglich seyn, mir einstweilen vier oder nur auch drei Louisdor vorzustrecken? sagte er mit eindringlicher Stimme. Dies war jedoch gar zu plump; entweder der Mensch ist ein honetter Mann, dachte ich mir, und dann soll er die 10 Louisdor vollständig geliehen bekommen, oder ist er ein Lump, und dann wäre ich ein Narr, mich auch nur um drei Louisdor prellen zu lassen. — Wie gesagt, auf Nachmittag! . . . Ich empfehle mich Ihnen . . . Adieu.

Mittags erkundigte ich mich auf dem Museum nach meinem Mann, und erzählte einem meiner nähern Freunde unter vier Augen die sonderbare Begegnung. Alvensleben! schrie dieser auf, das ist ja derselbe Mensch, der vor drei Wochen dem guten Heinrich König in Hanau (Fulda) gleichfalls eine namhafte Summe ausgefoppt hat, ein Betrüger! König hat es zu spät erfahren, daß er geprellt wurde und hat zur Warnung hierher nach Leipzig Nachricht davon gegeben. — Es versteht sich von selbst, daß meine Instruktionen an die Verlagshandlung jetzt anders lauteten. Indessen war die Vorsicht unnöthig. Hr. v. Alvensleben ließ sich kluger Weise nicht weiter sehen, wahrscheinlich sitzt er jetzt auf dem Rittergute seines Schwagers im Anhaltischen und redigirt dort das Journal de la Haye. (— Im fernen Ostpreußen hat ihn das Fatum in Gestalt eines Gensd'armen nun ereilt. —)"

keller gewesen, von wo er im Jahre 1839 oder 1840 wegen Fälschung von Privatschriften nach Wartenburg gebracht wurde und eine ihm zuerkannte neunmonatliche Zuchthausstrafe verbüßte. Später hat er bei mehreren vornehmen Herren in Diensten gestanden und mit diesen große Reisen nach P t ersburg, Konstantinopel, Neapel und der Schweiz gemacht und hat sich seit dem Anfang d. J. auf verschiedene Namen in Deutschland herumgetrieben.

Mannichfaltigkeiten.

(Speyer.) In der ersten badischen Kammer erfolgten kürzlich Beschwerden darüber, daß, seitdem die Eisenbahn hergestellt, man die Briefe und Zeitungen aus verschiedenen Gegenden später erhalte, als zuvor. Diese Bemerkungen sind leider nur allzu begründet. Früher erhielten wir z. B. zu Speyer Briefe aus Freiburg immer nach 24 Stunden; gegenwärtig langen dieselben gewöhnlich erst am dritten Tage an. Eben so trifft der, über Karlsruhe gehende Schwäb. Merkur meistens später hier ein, als vor dem Bestehen der badischen Eisenbahn. (Spey. Z.)

Man erzählt sich, die Königin von England habe an die Herzogin von Orleans die Einladung ergehen lassen, die Pathenstelle bei ihrer jüngst geborenen Tochter zu vertreten, die Herzogin aber habe hierauf geantwortet, sie könne nur durch Stellvertretung Pathe seyn, da sie gelobt habe, sich nie von dem Grafen von Paris zu trennen.

(Restauration.) — Ein Engländer las in einer londoner Zeitung, daß Palmaroli der größte Restaurateur in Rom sey. „Gott verdamme mich," sagte er, „bin ich nicht acht Tage in Rom gewesen, und habe kein einziges Mal bei dem Palmaroli gegessen; das muß ich nachholen!" Er reist Tag und Nacht nach Rom, sucht den berühmten Restaurateur auf, und findet zu seinem größten Verdruß, daß der Mann blos alte Bilder, aber keine britischen Magen restaurirt.

Eines der seltsamsten Geschenke soll neulich die gefeierte Jenny Lind in Hamburg erhalten haben. Es bestand nämlich in einem schön gearbeiteten silbernen Pokal, gefüllt — mit Mehlwürmern, bekanntlich die Lieblingsspeise der Nachtigallen.

(Stuttgart, 28. Juni.) Bei der Festoper Lichtenstein, womit das neue Theater nach des Kronprinzen Rückkunft eröffnet wird, sollen auch Nebelbilder nach der Art der Döblerschen in Anwendung kommen, die „Nebelhöhle" vorstellend, worin der Herzog Ulrich im Traum sieht, wie Stuttgart mit dem neuen Schloß, der Jubiläumssäule u. s. w. sich jetzt darstellt, der Rosenstein mit seinem Tunnel u. s. w. Ein hiesiger, sehr geschickter Mechaniker, Hr. Geiger, hat den Apparat dazu gemacht und ein Hr. Karl Witzmann ist zur Darstellung engagirt worden.

Korrespondenz.

Aus Würtemberg, 28. Juni.

Ueber unsere Eisenbahnbauten, so solide sie auch im Allgemeinen ausgeführt werden, hört man nachgerade doch so manchen Tadel aussprechen, worein sich, wie das bei solchen Gelegenheiten immer geht, nicht wenig Uebertreibung mischt, der aber zum Theil auch wohlbegründet ist. Unbestreitbar ist, daß unsere Herren Techniker sich darin gefallen, kostspielige Versuche und Kunstbauten zu unternehmen, die für Leute vom Fach sehr viel Lehrreiches haben mögen, die aber das Land so theuer zu stehen kommen, daß ihnen dasselbe wenig Dank wissen wird und die eben auch sonst nicht immer als sonderlich zweckmäßig sich erweisen. Dahin gehört vor allen Dingen der Rosensteintunnel, der schon auf dem letzten Landtag einen ziemlichen Sturm erregte, da er ganz leicht zu vermeiden gewesen wäre und man dadurch bedeutende Kosten erspart hätte. Nun aber zeigt sich als weiterer Nachtheil dieses Tunnels, daß dadurch die Bahn von hier bis Cannstatt abermals um ein halb Jahr später wird eröffnet werden können, da durch die Eigenthümlichkeiten der Gestaltung des Berges, der meist aus Kies und Steingerölle besteht, sich Schwierigkeiten ergeben haben, die ganz enorme Zeit und Kosten verursachen, welche sich voraussehen ließen. Was aber eben so sehr auffallen muß, das ist die Art der Ausführung des unmittelbar an diesen Tunnel stoßenden Neckarübergangs. In seiner gewandten Vertheidigungsrede in letzter Kammer hatte Oberbaurath v. Etzel unter Anderem in Betreff dieses Tunnels und des Neckarübergangs angeführt, man müsse auch der Schönheit ein Opfer zu bringen wissen und es gebe in der That nichts Malerischeres, Schöneres, als dieser herrliche Theil des Neckarthals, wenn die brausende Locomotive aus dem Tunnel unter dem wunderhübschen Lustschlosse Rosenstein hervorkomme, über den Neckar setze und auf der schönen Brücke dem Bahnhofe in Cannstatt zufahre. — Wenn wirklich dieser Tunnel zu entschuldigen ist, was wir nicht weiter erörtern wollen, so mag es allerdings dieser pittoreske Anblick thun. Wie indeß leider bei uns in Würtemberg nichts in vollkommen harmonischer Uebereinstimmung ausgeführt wird, sondern stets irgend etwas den schönen Totaleindruck stören muß, so auch hier. Die mit allem Aufwand technischer Kunstfertigkeit ausgeführten Steinpfeiler des Neckarübergangs sind, das muß der Neid selbst zugeben, von so vortrefflichen Proportionen, bei aller Festigkeit und Massenhaftigkeit doch so wenig plump, daß, was die Schönheit anbelangt, die dort sich zusammenfindenden großartigen Werke (Tunnel, Viaduct u. s. w.) als ein Meisterwerk erscheinen könnten, wenn nicht das Ganze durch abgeschmackt plumpes Balkenwerk verdorben würde. Hier ist dann plötzlich, wie es auch bei den Besoldungen der niederen Beamten der Fall, neben großartiger Verschwendung kleinlicher Geiz (nicht einmal wirkliche Sparsamkeit) aufgestellt. Um ein harmonisches Ganzes zu bilden, müßte das Balkenwerk von Gußeisen seyn, wie Baden es mit allen Eisenbahnbrücken im ganzen Lande macht, statt dessen ist plumpes Eichenholz genommen. Das ist allerdings für den Augenblick wohlfeiler, verursacht aber bedeutende Reparaturkosten und kommt daher im Laufe der Zeit doch theurer zu stehen. Im ganzen Lande hätte es vielleicht einen Unterschied von 1 höchstens $1^1/_2$ Million Gulden gemacht, die nicht nur nicht verloren, sondern dem Lande selbst wieder, nur unter einer anderen Position, der der Eisenwerke, zu gut gekommen wären, da der Staat selbst großartig eingerichtete Eisenwerke besitzt, an denen des geringen Zollschutzes wegen viel Geld verloren geht. Zudem vertheuert der bedeutende Eichenholzbedarf dem Privaten diese Holzgattung zum Häuserbau, ist also in doppelter Hinsicht unzweckmäßig.

(Schluß folgt.)

Aus dem Großherzogthum Hessen, 3. Juli.

Was Vater Rhein durch Schuld seiner größten Stadt fast verloren, das kostbare Kleinod des Ruhmes der Gastfreundlichkeit, hat ihm eine seiner kleinsten Städte wieder zu geben versucht. Das kleine Oppenheim hat geleistet, was das große Köln nicht zu leisten vermochte; es hat die aus der Nähe und Ferne zahlreich herbeigekommenen Festtheilnehmer zufriedengestellt und die gefährdete Ehre des Rheines gerettet. Nach Köln's festlichen Sängertagen von allen Seiten nur Klagen über Prellerei und Ungastlichkeit; nach Oppenheim's Feier der diesjährigen Hauptversammlung der Gustav Adolph-Stiftung in Hessen übereinstimmendes Lob der gastfreundlichsten Aufnahme. Allen Anwesenden werden die erhebenden Tage des 1. und 2. Juli d. J. stets im freundlichsten Andenken bleiben. Wir überlassen einer geübteren Feder die nähere Beschreibung des Festes und insbesondere die Schilderung des begeisternden Eindrucks, den die Feier des ersten und zweiten Tages in Oppenheim selbst und der gemeinschaftliche Ausflug zu Wasser nach der Schwedensäule bei Erfelden hervorgebracht hat; nur das ist der Zweck dieser Zeilen, öffentlich Dank zu sagen Oppenheims biedern Bewohnern für den gastfreundlichen, ächt evangelischen Sinn, den sie bei der Feier dieses Festes so schön an den Tag gelegt haben. Wird überall der Gustav Adolph-Verein bei seinen Versammlungen so freudig und gastfreundlich begrüßet, so wird es ihm nirgends an begeisterten Theilnehmern fehlen. Von einem Odenwälder.

Frankfurt a. M., 6. Juli.

Schon vor einigen Wochen hatten wir die Freude, in unserer Nähe in Fechenheim, einen Dorfturnplatz entstehen zu sehen. Gestern waren wir Zeuge einer ähnlichen erhebenden Feier, womit der zweite ländliche Turnplatz in dem benachbarten Oberrad eingeweiht wurde. Auf Anregung des jungen Bardorf (Sohn des dortigen Lehrers) hatten sich gegen 20 junge Leute zu einer Turngemeinde vereinigt und der Leitung des Frankfurter Turnlehrers die erste Einrichtung ihres Platzes und der Eröffnungsfeierlichkeit übertragen. Der Platz wurde von Hrn. Oeconom Haas unentgeltlich eingeräumt, noch andere wackere Gemeindeglieder schlossen sich dem Unternehmen mit ihrer Beihülfe an, die angehenden Turner selbst entwickelten bei der Planirung des Platzes und Aufstellung der Gerüste in ihren Feierstunden eine ausgezeichnete Thätigkeit, und es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir dem nunmehr bestehenden Turnplatz zu Oberrad unter seinen Brüdern auf dem Lande und bei kleineren Vereinen schon wegen seiner Lage zur Seite eines Wäldchens in der Nähe des Wasserhofs eine der ersten Stellen einräumen. Hier hatten sich nun gegen 250 Turner aus der Nachbarschaft versammelt. Passende Ansprache des Ortsgeistlichen, des Hrn. Pfarrer Märker, Gesang, Turnen, Vorstellung und Einführung der jungen Turngemeinde durch Ravenstein, den Turnlehrer von Frankfurt, und endlich einfach gesellige Unterhaltung und Erholung im Frankfurter Hof boten theils ernste, theils heitere, theils erhebende Augenblicke für die Turner, wie für die zahlreich versammelten Zuschauer dar. O möchten doch alle Diejenigen, welche die Ausbreitung des Turnwesens bis jetzt noch mit gleichgültigem Blicke ansehen, nur einmal ein solches Fest mit anschauen. Wir sind gewiß, der Sinn für Brüderlichkeit, Ordnung, Achtung vor dem Gesetz, die Mäßigkeit im Genusse nach geschehener Arbeit, die sie finden werden, muß sie gewinnen und ihre Herzen einer Sache zuwenden, die jetzt anfängt, sich von den Städten über die Dörfer und somit allmälig über das ganze Volk bildend, veredelnd und versittlichend zu verbreiten.

Charade.

1\. Er lustig.
2\. 3. Und sie so flatterhaft;
Sie immer beweglich, er voller Kraft.
1\. 2. 3. Doch wird sie mit ihm verbunden seyn,
Hat sie ihre Richtung gefunden:
Sie dreht ihm stets den Rücken zu
Und richtet sich dennoch in jedem Nu
Nach seinen windigen Launen.
Ist sie nicht ein Weib zum Erstaunen?

W.......n. B. Stemmler.

Auflösung der Charade in Nro. 184:
Muthwille.

Main-Wasserwärme: 7. Juli, Morgens, 8 Uhr: $16^1/_2$ Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 7. Juli. Er muß auf's Land, Lustspiel in 3 Akth., nach Bayard und de Balli, von W. Friedrich.

Mittwoch, 8 Juli. Die Hugenotten, große Oper in 5 Abth., Musik von Meyerbeer. Reverr: Hr. Andeé.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 187. Donnerstag, den 9. Juli 1846.

Das Schlafzimmer.

Nach dem Französischen des Arsène Houssaye.

(Fortsetzung.)

Noch an gleichem Abende saß Frau von Verneuil in einem ihrer kleinen Gesellschaftszimmer. Sie hielt ein Buch in der Hand, obgleich es unmöglich war, noch zu lesen, da schon längst der letzte Strahl des Tages erloschen war. Dennoch fiel es ihr nicht ein, Licht zu verlangen; sie schien zu sehr in Gedanken verloren, um die sie umgebende Dunkelheit zu bemerken.

Der Graf, der in das Zimmer trat, weckte sie aus ihren Träumen. Er fragte, was sie da so aufmerksam lese.

„Ach, Sie haben mich fast erschreckt," sagte sie zitternd.

„Blanche, machen Sie Ihr Buch zu, und erklären Sie mir vor Allem, woher diese außerordentliche Schwermuth, die sie seit zwei Tagen befallen hat?"

Frau von Verneuil schloß erröthend das Buch. Der Graf heftete einen forschenden Blick auf sie, und ihr Erröthen entging ihm nicht, trotz der sie umgebenden Dunkelheit.

„Nun, Sie antworten mir nicht?" sagte er, indem er ihre Hand ergriff.

„Ich suchte eben in Gedanken nach der Ursache," sagte sie zögernd.

„Wohlan! ich bin ganz Ohr."

„Ich weiß es selbst nicht," sagte sie endlich bewegt.

„Blanche, bedenken Sie, daß Sie mit mir sprechen. Unmöglich kann ich glauben, daß das Buch, welches Sie da in der Hand haben, Sie so traurig stimmt."

„Und warum nicht? wissen Sie nicht, daß die Phantasie sich zuweilen durch einen Roman hinreißen läßt, und er dann eine große Gewalt über unser Herz ausübt?"

„Romane! Romane! Sie lesen deren ja niemals."

„Ich gestehe, daß mir dieser zufällig in die Hände gefallen ist. Ihre Tante hat ihn gestern hier im Salon liegen lassen."

„Sie ist eine alte Närrin, deren Herz leer ist, und die sich selbst zu täuschen sucht. Bald hält sie sich für Indiana, bald für Valentine, bald wieder für Genovefa oder Johanna, oder für Gott weiß wen? Aber es handelt sich jetzt nicht um Romane; öffnen Sie mir Ihr Herz, Blanche."

Der Graf hielt noch immer die Hand seiner Frau in der seinigen; er zog sie jetzt langsam an seine Lippen. Die Gräfin lehnte sich mit der Stirn an die Schulter ihres Mannes; vielleicht wollte sie ihm ein Geheimniß anvertrauen, vielleicht auch hielt sie eine Unwahrheit für ihn in Bereitschaft. Wo wäre die Frau, und wäre es auch die rechtschaffenste, die nie auf den Abweg der Lüge sich verirrt hätte? In diesem entscheidenden Augenblicke kam ein Kammerdiener und setzte zwei brennende Kerzen auf den Kamin. Diese plötzliche Helle änderte mit einem Male die Stimmung der Gräfin. Es war, als ob das Licht sie einschüchterte; sie fand keine Worte, und wiederholte nur, daß sie traurig sey, ohne zu wissen, warum?

Auch der Graf fühlte sich wie verwandelt bei dem unerwarteten Lichtglanz. Sein Zartgefühl erlaubte ihm nicht, weiter in seine Frau zu dringen. Sicher war es die Furcht, sie nochmals erröthen zu sehen. Er stand auf und ging schweigend im Zimmer auf und ab. Frau von Verneuil entging die Unruhe ihres Mannes nicht. Sie erinnerte sich indessen, zu ihrer Beruhigung, daß er diesen Morgen mit einigen Freunden bei Tortoni gefrühstückt habe.

„Nun! fast scheint es, als wären auch Sie von einer plötzlichen Schwermuth befallen!" sagte sie zu Herrn von Verneuil.

„Es ist ohne Zweifel auch eine Traurigkeit ohne Ursache, wie bei Ihnen; nichts weiter."

Herr von Verneuil hatte am Morgen bei seinem Ritte von einem Schnitter gehört, daß eine Dame zu Wagen in Auteuil ausgestiegen, und allein bis zu dem kleinen Landhause gegangen sey, in welches er sie dann habe gehen sehen. Aber war diese Dame auch wirklich Frau von Verneuil?

Herr von Verneuil hatte so festes Vertrauen in die Treue seiner Frau, daß er es nicht über sich gewinnen konnte, sie schuldig zu glauben. — „Es ist zum toll werden!" rief er aus, und stampfte mit dem Fuße; „ich will jedoch Blanche nicht fragen, sondern den Ausgang abwarten."

Frau von Verneuil richtete den ganzen Abend kein Wort mehr an ihren Mann. Ehe sie sich in ihr Zimmer zurückzog, reichte sie ihm die Hand und wünschte ihm mit bewegter Stimme eine gute Nacht.

Den Morgen nach dieser unruhigen Nacht faßte Herr von Verneuil den Entschluß, seiner Frau zu folgen. Wie man bereits weiß, überraschte er sie in jenem Schlafzimmer.

Wir kehren wieder zur Frau von Verneuil und Friedrich von Marvillers zurück.

Unser neugieriger junger Held war Frau von Verneuil zu Hülfe geeilt, als sie ohnmächtig hinsank. Er bemächtigte sich sogleich mit einer etwas ungestümen Vertraulichkeit ihrer Hände, wozu die Lage der Gräfin ihn allerdings berechtigte; dann, nachdem er sie emporgehoben und ihren Kopf sanft auf ein Kissen gelegt hatte, öffnete er Fenster und Laden. Das volle Tageslicht und die erquickende Kühle des Gartens brachten die Gräfin bald wieder zu sich. Sie erhob sich schnell und schien mit den Augen Etwas zu suchen. Sie wollte das Zimmer verlassen, aber die Kraft fehlte ihr. Sicher wäre sie wieder auf den Teppich zurückgefallen, wenn sie sich nicht noch schnell genug an dem Thürvorhange erhalten hätte.

Friedrich näherte sich ihr.

„Erklären Sie mir, mein Herr . . . ".

„Madame, verzeihen Sie meine Gegenwart hier; aber es ist jetzt keine Zeit zu verlieren; vor Allem muß verhindert werden, daß er hierher kommt; denn wenn Ihr Gemahl . . . ."

„Was meinen Sie? von wem sprechen Sie?"

„Vergeben Sie Madame; aber ich habe noch ganz andere Dinge erlebt."

Frau von Verneuil sah ihn erschüttert, aber mit Würde an.

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr; von wem sprechen Sie?"

„Das wissen Sie besser als ich. Ich versichere Ihnen, Sie setzen durch Ihre Verstellung Alles auf's Spiel. Sagen Sie: ist er gekommen? ist er wieder fort? erwarten Sie ihn noch?"

„Ich wiederhole Ihnen, mein Herr, daß Sie vergessen . . . ."

„Bedenken Sie doch, Madame, daß er nicht mit Ihrem Manne zusammentreffen darf!"

„Aber, mein Herr, ich erwarte Niemanden hier; im Gegentheil, ich bin höchst erstaunt, Sie hier zu finden."

„Mein Gott, Madame, ich begreife Ihr Erstaunen nur zu gut; aber da ich nun ein Mal, ohne meinen Willen, Zeuge dieses Auftrittes geworden bin, so erlauben Sie mir, Ihnen einen Dienst zu erweisen. Sagen Sie: wo ist er? Ich will zu ihm, und ihm sagen, was hier vorgegangen ist."

„Ich setze voraus, mein Herr, daß Sie nicht wissen, mit wem Sie sprechen. Vielleicht waren Sie vergangenes Jahr hier, als Schauspielerinnen und andere Frauen dieser Art hier Zutritt hatten."

„Warum noch immer Verstellung? Alle Welt weiß, daß Sie die Fleckenlosigkeit selbst sind, und auch ich zweifle nicht daran. Aber dennoch muß ich ihn von der ernstlichen Gefahr benachrichtigen, welche das Leben von zwei tapfern Männern auf das Spiel setzt; denn Sie können versichert seyn, Ihr Gemahl würde ihn tödten."

„Wen?"

„Ihn."

„Aber wen denn?"

„Ihren Geliebten."

Frau von Verneuil zitterte vor Unwillen.

„Träume ich? Habe ich denn den Verstand verloren?" rief sie aus, und sank erschöpft auf einen Sessel.

Friedrich verstand sie immer weniger; er ging in großer Aufregung im Zimmer auf und ab, nicht mehr wissend, was er sagen, was er thun solle.

„Sonderbar," dachte er bei sich selbst, und betrachtete Frau von Verneuil verstohlen: „wenn man diese Frau sieht, sollte man sie für die Tugend selbst halten. — Sollte ich ihr vielleicht Unrecht gethan haben? Sollte ihr Erstaunen wirklich nicht erkünstelt seyn? Sie ist in der That zu jung, um schon so vollendete Schauspielerin zu seyn. Hier waltet ein Geheimniß ob, in das bis jetzt weder ich, noch ihr Mann haben durchdringen können."

(Fortsetzung folgt.)

Baden-Baden.

(Von Dr. Wilh. Dieffenbach.)

Nach einer kurzen Dampfbootfahrt von Gernsheim nach Mannheim in das Gewühl der dort nach allen Richtungen sich durchkreuzenden Reisenden versetzt, und von dem Wunsche beseelt, das äußerste Ziel meiner Reise: Baden-Baden, so schnell als möglich zu erreichen, machte ich mit meinen Reisegefährten in Mannheim nur so lange Rast, bis die Stunde zur Abfahrt mit der Eisenbahn schlug. Wir hatten uns zeitig genug im Bahnhofe eingefunden, um die Fahrbillete ohne Rippenstöße lösen und die übrigen Vorkehrungen zur Abreise mit Muße treffen zu können. Trotz der ansehnlichen Zahl der Mitreisenden, welche sich einzeln oder in Haufen einfanden, ging die Expedition der Personen und Güter in so rasch in einander greifender Ordnung von statten, daß nirgends eine Störung oder sonst Etwas zu bemerken war, was auf fühlbare Mängel in dienstlicher Beziehung hätte schließen lassen können. Das keuchende Stöhnen der Locomotive, welche sich marschfertig machte, und der sie accompagnirende Klang der Bahnhofglocke, wirkte plötzlich auf die sitzenden und stehenden Gruppen in den Wartesälen und in der Halle wie ein elektrischer Schlag: die Worte erstickten den Redenden in der Kehle, die Aufmerksamkeit ihrer Zuhörer war mit einem Male dahin, und Alle, nach Stöcken, Hüten, Reisetaschen, Sonnen- und Regenschirmen hastig greifend, begannen einen komischen Wettlauf nach der Wagenhalle, wo der eben abgehende Bahnzug nach Straßburg ihrer wartete. Der dicke Menschenknäul entwirrte sich schneller als ich geglaubt hatte, und in wenigen Augenblicken saßen die Theilnehmer der ansehnlichen Karawane auf ihren Classenplätzen. Noch einmal tönte die Bahnhofsglocke, und das wildschnaubende Dampfroß machte in wenigen Augenblicken seine allgewaltige Kraft geltend. Bald hatten wir den Bahnhof mit dem quadratischen Mannheim im Rücken und sahen Felder und Wälder, gleich Döbler'schen Nebelbildern, an uns vorübereilen. — Man hat schon öfter das menschliche Leben mit einer Reise verglichen; dieser Vergleich würde noch an Richtigkeit und Wahrheit gewinnen, wenn man statt der trägen Kutschen und Postwagen das bis jetzt unübertroffene Transportmittel der Eisenbahn als Gegenstand der Vergleichung wählen wollte. Gleich den schnell dahin schwebenden Bildern einer geschickt geleiteten Laterna magica folgen von der Wiege an in raschem und buntem Wechsel die unterschiedlichen Zustände des menschlichen Lebens, ohne einen andern Eindruck als den einer unbefriedigenden Erinnerung zurückzulassen, ohne für den menschlichen Blick eine andere Perspective zu öffnen, als den engen dunklen Raum, wo der Zauberer Döbler und seine dienstbaren Geister die vielfarbige Wunderlaterne bereits gelöscht haben, wo in dem Prisma der Hoffnung die Strahlen einer freundlich leuchtenden Zukunft sich nicht mehr brechen, und wo die Räume hinter den Coulissen ein undurchdringliches Dunkel zeigen. Wohl wahr, sagte ein neben mir sitzender Mann im mittleren Lebensalter, dem ich etwas der Art flüchtig bemerkte; allein sehen Sie, fuhr er fort, ich bin Provisionsreisender und muß darnach trachten, neue Kunden aufzusuchen und die alten bei guter Laune zu erhalten, wenn ich mein Fortkommen finden will. Dies ist meine Lebensphilosophie, mein Stein der Weisen, der mir bisher über die Widerwärtigkeiten des Lebens ziemlich leidlich hinüber geholfen hat. Alles Andere kümmert mich wenig oder nichts, und ich glaube, schloß er, daß man heutzutage nur durch eine weise Selbstbeschränkung im Denken sich glücklich fühlen kann. Den Schlußsatz seiner Bemerkungen mußte ich ihm unbedingt zugeben, und wer weiß, wohin uns unsere Phantasie in den Gebieten des irdisch Erkennbaren noch geführt hätte, wenn er mir nicht eine Probe seiner ächten Havannacigarren, worin er auch Geschäfte machte, offerirt hätte, und wenn wir nicht eben in den Bahnhof von Heidelberg gefahren wären.

Bald wurden wir inne, daß wir uns in der Nähe der berühmten Stadt befanden, wo die Weisheit von hohen Sitzen herab in allen Fächern des menschlichen Wissens gelehrt wird, wo die Theologie unfehlbar, die Philosophie Alles weiß, die Jurisprudenz — zum Unglück der Menschheit — für Alles Gesetze, Verordnungen und Präjudizien hat, und wo eine jede der übrigen Wissenschaften an der Beglückung des menschlichen Geschlechts ihren guten Theil anzusprechen kein Bedenken trägt. Sieht man aber, wie öfter Wissenschaft und Leben wie zwei unter sich ganz unbekannte Wesen kalt und stolz an einander vorübergehen, wie sie sich gegenseitig abstoßen und gar nicht zu kennen scheinen, so dämpft sich allmählig die Glut jener jugendlich kühnen Begeisterung, welche die Civilisation des menschlichen Geschlechts als ein sicher zu erstrebendes Ziel hell leuchtend vor Augen hat. — — Wer sind

die zahllosen starken und thätigen Arme, welche hier, zwischen Neckar und Rhein, diese blühenden Fluren angebaut, diese herrlichen Obsthaine angelegt, jene Weinberge auf den Hügeln gepflanzt haben. Nicht die Philosophen mit ihren luftigen Speculationen in einer kaum verständlichen Sprache, nicht die Juristen mit ihren ins Unendliche gehenden Subtilitäten und haarspaltenden Distinctionen, nicht die administrativen Plusmacher mit ihren Gesellen haben dies gethan, sondern der starke, nie ermüdende Arm des Volkes, der, durch nichts entmuthigt, Ueberfluß schafft und der schwindsüchtigen Minerva das Nöthige verabreicht, damit sie ihr armseliges Stubenleben fortsetzen und auf neue Träume, neue metaphysische Wahrheiten (!) und neue unfehlbare Weltbeglückungsplane sinnen kann. Ja, die Pflugschaar, dieser glänzende Schild, der die Civilisation für ewige Zeiten deckt, wird auch für die Folge Wunder zu thun nicht unterlassen. Wenn die Systeme eines Schelling, Hegel und ähnlicher Geister, welche im Rath der Gottheit zu sitzen wähnen, längst in das alte Chaos zurückgetreten und von ihm verschlungen seyn werden, so daß keine Spur der Erinnerung mehr davon übrig geblieben, wird die nimmer alternde Pflugschaar unter dem Gesange des Landmannes noch nach Jahrtausenden hoffnungsreiche Furchen ziehen und den kommenden Geschlechtern ihre Ruhe, ihre Zufriedenheit und ihr Glück verbürgen.

Andere Betrachtungen ließen sich noch anfügen, aber ich will bloß kurz bemerken, daß in dem Bahnhof von Heidelberg noch eine Anzahl Musensöhne einstiegen, welche frischer und lebensmuthiger als die Systeme aussahen, womit man sie die Woche über freigebig gefüttert hatte. Nach einer mühevoll durchlebten Woche in der Stubirgemächer dumpfiger Enge sehnten sie sich hinaus in das Freie, mit einer Sehnsucht, wie einst Faust, der tief philosophische, tief gemüthliche Günstling der Musen, ohne jedoch wie dieser in verwegener Absicht den Mephistopheles zu suchen, um mit ihm ein Bündniß zu schließen. Harmlose Freuden warteten ihrer zu Bruchsal, Durlach und Karlsruhe, wohin sie sich über den Sonntag zerstreuten, um, der grauen Theorie vergessend, köstliche Früchte von des Lebens goldenem Baum zu pflücken. Kaum hatten wir diese Städte berührt, so sahen wir sie auch schon hinter uns wieder verschwinden, und mit der gleichen Schnelligkeit näherten wir uns Rastadt und von da meinem äußersten Eisenbahnziel, nämlich dem Stationshof von Dos, von wo Baden-Baden kaum noch eine Stunde entfernt ist. Hier wünschte ich meinen Freunden, Dr. H** und M—r fernere glückliche Reise nach den Alpen in dem Berner Oberland, mit der wohlgemeinten Warnung, wofür sie mir gewiß in diesem Augenblicke noch danken werden, den dort ihnen begegnenden Mimili's in der verführerischen Landestracht nicht zu tief in die klaren blauen Augen zu blicken. Denn schon mancher reisende Deutsche wurde in der schönen Schweiz, die man nur sehen darf, um Anhänglichkeit an sie zu fühlen, in die weit verzweigte Eidgenossenschaft der Liebe (die weit fester zusammenhängt als die vor Jahrhunderten von Tell im Rütli abgeschlossene), für immer und ewige Zeiten aufgenommen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

St. Gallen ist sehr unglücklich mit seinen Staatsbeamten. Wegen Veruntreuungen von Staatsgut sitzen drei im Zuchthause, zwei sind in Spezialuntersuchung; den sechsten hat ein plötzlicher Tod von diesem Schicksal erlöst. Der gewesene Kriegskommissär Stähelin sel. genoß allgemein den Ruf eines biedern Mannes und treuen Beamten, und nicht bald war ein Leichenbegleit größer und zahlreicher, als bei der Beerdigung desselben. Leider hat der äußere Schein hier arg betrogen. Nach seinem Tode kamen eine Menge Reklamationen zum Vorschein, und bald stellte es sich heraus, daß auch dieser Beamte nicht unbedeutende Summen unterschlagen und in eigenem Nutzen verwendet hatte. Man spricht davon, daß auch noch Verfälschungen von Akten sich herausstellen werden. Ein neuer Beweis, daß man mit Kontrolirung der Beamten nicht strenge genug seyn kann, aber auch ein Fingerzeig für jene, welche aus bloßer Gutmüthigkeit längst verfallene Zahlungen nicht höhern Orts reklamiren, wenn der niedere Beamte sie nicht zu rechter Zeit befriedigen will. Dem Staate gegenüber soll der Private nicht Monate lang auf das ihm Gebührende warten müssen. (Zürich. Ztg.)

Der „Donaubote“ schreibt vom Fuße der würtembergischen Alp, ein dortiger Oberamtmann habe bei dem Mittagessen, welches er nach abgehaltener Amtsversammlung in Gesellschaft der Schultheißen seines Bezirkes einnahm, die Armen — hoch leben lassen! — Um's Hochlebenlassen bei reichbesetzter Tafel werden sich die Armen wohl wenig bekümmern: ein Stückchen Brod vom Ueberflusse dürfte ihnen wohl lieber seyn. Ist das, ruft das genannte Blatt aus, nicht ein Mann, der ein Herz hat für unser Volk?

(Berlin, 1. Juli.) Das galvanoplastische Institut des Frhrn. von Hackewitz, welches sich höheren Orts auch bedeutender Unterstützungen erfreut, findet bei uns wegen seinen überraschenden Leistungen allgemeine Anerkennung. Dem Vernehmen nach sollen unsere eisernen Kanonen in dieser Anstalt jetzt alle verkupfert werden, und hunderttausend Thaler zu diesem Behufe bereits angewiesen seyn. Es ist sogar der Vorschlag gemacht worden, das theilweise schon vollendete Gypsmodell zu dem großartigen Monument für Friedrich den Großen durch den galvano-plastischen Prozeß nur mit Kupfer zu überziehen, was allerdings sehr viel Zeit, Kosten und Mühe ersparen würde. Man soll höhern Orts dieser Idee auch gar nicht abhold seyn.

Badische Blätter enthalten eine vom Ministerium des Innern erlassene Warnung vor der Verwendung bleierner Röhren zu Leitungen von Trinkwasser wegen der für die Gesundheit dadurch hervorgehenden Nachtheile. Nach den von Sachverständigen angestellten Untersuchungen nämlich, sowohl von früherer als neuerer Zeit, löst sich das Blei der zur Leitung von Wasser verwendeten Bleiröhren als saures kohlensaures Bleioxyd im Wasser auf, und zwar um so mehr, je reiner das Wasser ist. Nur kohlensaure, schwefelsaure und in minderem Grade salzsaure Salze erschweren oder hindern diese Lösung. Aus diesen Gründen kann der Genuß des durch solche Röhren geleiteten Trinkwassers, namentlich wenn es die letztgenannten Bestandtheile nicht in genügendem Maße enthält, und sofern das Wasser nicht blos auf eine kurze Strecke durch solche Röhren fließt, für die Gesundheit sehr schädlich werden.

Korrespondenz.

Aus Würtemberg, 28. Juni.

(Schluß.)

Die neuen Bedingungen bei den Accordvergebungen bei Bahnstrecken, wo bei großen Conventionalstrafen strenge auf Einhaltung der Fertigungstermine gesehen wird, mögen jetzt das Gute haben, daß wir endlich einmal mit unserem Bau vom Flecke kommen, was bis jetzt zum großen Nachtheil des Landes noch nicht der Fall war. Hiernach sollen im Laufe des nächsten Jahres schon bedeutende Strecken der Nord- und der Südbahn in Betrieb kommen, nämlich der Bahn zwischen Ludwigsburg, Heilbronn und von Ravensburg bis Friedrichshafen. Nur wird darüber wiederholt Klage geführt, daß die Accorde vorzugsweise mit Ausländern (Schweizern und Italienern) geschlossen und Inländer gerne übergangen werden, wodurch viel Geld außer Landes komme und wenig Inländer beschäftigt werden. Auch darüber hört man Stimmen der Mißbilligung, daß bei Vergebung der Stellen an Inländer nur die geringe besoldeten kommen,

obgleich nach §. 44 der Verfassung bei gleicher Befähigung Inländer vorzugsweise zu berücksichtigen sind. So sey für die Maschinenmeistersstelle ein Preuße berufen worden, während sehr tüchtige inländische Mechaniker sich gemeldet hätten. — In Tübingen hält Professor Robert v. Mohl schon seit längerer Zeit in einer Gesellschaft von Bürgern, „dem Bürgerverein“ Vorträge über würtembergisches Staatsrecht. Alle acht bis vierzehn Tage werden die Mitglieder in das dazu bestimmte Local besonders eingeladen und die Zahl der Lernbegierigen soll ziemlich groß seyn. Die edlen Bestrebungen dieses Mannes, dem sich noch Andere, wie z. B. Oberreallehrer Kieß, durch Haltung gemeinnütziger Vorträge anschließen, verdienen die dankbarste Anerkennung und den besten Erfolg, der auch sicher nicht ausbleiben wird. Diese Vorträge, zu denen auch Nichtmitgliedern des Vereins der Zutritt nicht versagt ist, bilden ein vortreffliches Mittel, die Bürger von dem Schlafe, in welchem ein großer Theil derselben sich wiegt, aufzurütteln, ihnen Interesse für das allgemeine Wohl, für das öffentliche Leben beizubringen, das sie bisher wenig kümmerte. Mohl ist vollkommen der Mann dazu, seinen Mitbürgern die vaterländische Verfassung auf eine Weise auseinander zu setzen, daß sie einsehen lernen, daß es auch noch etwas Anderes gibt, als den eigenen Herd. Die Vorträge sollen stets sehr interessant, populär und verständlich seyn. — Der neue Roman Eugen Sue's: „Martin, das Findelkind, oder Denkwürdigkeiten eines Kammerdieners“, wird als ein Tendenz-Roman, der wichtige Zeitinteressen behandeln soll, bereits in mehreren Uebersetzungen angezeigt und soll nun zwei würtembergischen Blättern, dem „Stuttgarter Tagblatt“ und der „Ulmer Chronik“ gratis zum Extraeinbinden beigelegt und von den Verlegern beider in einer unerhört billigen Ausgabe, zu 3 Kr., sage drei Kreuzer das Bändchen, in großer Auflage verbreitet werden. Sue hat bei uns in Süddeutschland eine immense Popularität erlangt.

Braunfels, 6. Juli.

Gestern fand, begünstigt von dem herrlichsten Wetter, das zweite Sängerfest des Lahnbundes, bestehend aus den Vereinen von Gießen, Weilburg, Wetzlar und Braunfels, dahier statt. Des Vormittags 10 Uhr langten die auswärtigen Vereine an der am Eingange der Stadt errichteten, geschmackvollen Ehrenpforte an, wo sie von dem hiesigen Festcomité mit einer passenden Anrede empfangen wurden und sodann, unter Vortritt der Musikchöre der königl. 7. und 8. Jäger-Abtheilungen, ihren Einzug in die festlich geschmückte Stadt hielten, während 21 Kanonenschüsse abgefeuert wurden. Auf dem Markte angelangt, empfing sie ein Grußgesang des hiesigen Vereins, welcher von dem Vorsteher desjenigen zu Weilburg durch eine Anrede erwiedert wurde. — Nach eingenommenem Frühstücke ordnete sich der Festzug, unter Anschluß des hiesigen Vereins, von neuem und bewegte sich durch die Hauptstraßen der Stadt nach dem fürstlichen Schlosse, wo des regierenden Fürsten Durchlaucht und die fürstliche Familie seiner harrten und mit einem donnernden Hoch begrüßt wurden. Vom Schlosse ging der Zug sodann durch die geschmackvollen Anlagen am Schloßberge und den herrschaftlichen Garten nach dem am Eingange ebenfalls mit einer höchst geschmackvollen Ehrenpforte gezierten fürstlichen Park, welchen Se. Durchl. der Fürst zum Festlocale nicht nur auf das Bereitwilligste eingeräumt, sondern auch die ganze Einrichtung auf eigene Kosten auf das Schönste und Zweckmäßigste hatten treffen lassen. Hier, im Schatten des herrlichsten Eichwaldes, wurde vorerst die Generalprobe abgehalten, nach deren Beendigung die Sänger an den für 400 Gäste hergerichteten Tafeln zum gemeinsamen Mittagsmahle sich niederließen. Zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags begann sodann das Konzert, dessen einzelne Gesangstücke theils von sämmtlichen Sängern des Lahnbundes, theils von den verschiedenen Vereinen desselben, unter allgemeinem Beifall ausgeführt wurden und nach dessen Beendigung auf den beiden dazu eingerichteten, sehr geräumigen Plätzen der Tanz im Freien begann, welcher bis tief in die Nacht dauerte. Kein Unfall trübte dieses herrliche, in schönster Eintracht gefeierte Fest, dessen Theilnehmer von nahe und fern nach Tausenden zählten und welches gewiß Jeder befriedigt und voll Dank gegen den hochherzigen Fürsten verließ, dessen eben so gnädiger als thätiger Mitwirkung das Fest seinen Hauptglanz und seine Großartigkeit zu verdanken hatte.

Vom Rhein, im Juli.

Es würde sehr im Vortheil der Besucher der schönen Rheingegenden seyn, wenn die verehrlichen Dampfschifffahrts-Gesellschaften bei Asmannshausen eine sichere und geregelte Anfahrt etablirten, indem es angenehm und weit billiger wäre, wenn man bei der Bergreise seine Effecten an die respective Agentur Bingen durchgehen lassen, zu Asmannshausen aber aussteigen, die Burg Rheinstein besteigen, dann über Asmannshausen auf die herrlichen Höhen des Niederwaldes gelangen und von dort über Rüdesheim nach Bingen kommen könnte. Dadurch würde für die Reisenden Zeit und Geld gespart, was, im Interesse ihres Publikums, die Dampfschifffahrts-Gesellschaften gewiß gerne beachten werden, da es ohne besondere Kosten für sie recht gut ausführbar ist.

Bad Homburg, 6. Juli.

Wir sind nun in das Stadium der hohen Saison getreten, und nie erinnern wir uns eines so lebhaften, eleganten, wahrhaft brillanten Badelebens als in diesem Sommer, wo natürlich der herrschenden Theuerung wegen der geringere Bürgerstand nur wenig, die Crême der Gesellschaft aber in ihrer feinsten Auswahl hier anwesend ist. Außer vielen fürstlichen Personen aus allen Ländern sehen wir die haute volée der russischen Aristokratie, so wie die der englischen in zahlreichen Repräsentanten vertreten. Den 9. Juli wird nun Ih. königl. Hoh. die Prinzessin von Preußen zur Kur hier eintreffen; sie hat die schönen Appartements im trefflich eingerichteten Hause des Hrn. Justizrath v. Haupt gemiethet und die Anwesenheit dieser hohen Dame wird unserer Saison einen neuen Lüstre verleihen. — Die jüngste Réunion de danse, in der mit Recht die strengste Controlle in Bezug auf Costüme und Ballanzug geübt wird und zu denen nur vollständig ballmäßig costümirte Kurgäste Zutritt erhalten, war von der guten Gesellschaft sehr besucht; Sterne und Ordensbänder blinkten zahlreich an den schwarzen Fräcken, viele fremde Uniformen ergötzten das Auge, ja man bemerkte sogar einen Offizier in der halborientalischen Uniform der französisch-afrikanischen Armee mit griechischem Feß rc. — Die Soirées musicales unserer Kurkapelle erregen allgemeine Aufmerksamkeit und stets sieht man auf der schattigen Wiese, die den Musikpavillon unseres Kurgartens umgibt, zahlreiche Gruppen gelagert, die sich an der trefflichen Aufführung der neuesten Opernpieçen und Märsche erfreuen. Namentlich excellirte dies Orchester diese Woche in einem schönen Konzerte und trug die Ouvertüre aus der „Zauberflöte“ und die von Lindpaintner's „Paria“ mit vieler Präcision und Eleganz vor, so daß sich der anwesende Kapellmeister Lindpaintner sehr freundlich gegen die Direktoren dieser Kapelle, Garde und Koch, geäußert haben soll. Unser Orchester ist in diesem Jahre vollkommner als je, und mit Vergnügen hört man, daß es das ganze Jahr über hier verweilen wird. In demselben Konzerte, dem ersten in dieser Saison und durch Auswahl und Trefflichkeit der Leistungen ausgezeichnet, hörten wir den bekannten Violoncellisten de Munk aus Brüssel, eine spanische Sängerin, Garcia de Torres, deren Bolero wegen der Originalität und Frische der Nationalmelodie viel Anklang fand und den trefflichen Trombonisten Nabich, den französische Blätter wohl mit Recht den Paganini seines Instrumentes nennen. Er überwand alle Schwierigkeiten, die dasselbe bietet, mit vieler Geschicklichkeit und namentlich ein Duo, das er mit dem Pianisten Sachs aus Frankfurt spielte, fand lebhaften Beifall. — Unsere Stadt wird immer mehr verschönert, Neubauten steigen wie auf Zauberruf aus der Erde und neue Läden und Etablissements eröffnen sich aller Orten; so haben wir auch nun einen schönen geschmackvollen Goldladen, den Hr. Berkenbrink aus Frankfurt eröffnet hat und wo die Kurgäste, die Geld genug haben, wählen können nach Herzenslust. — Heute war es hier überfüllt und kaum eine Unterkunft zu finden. An der Table d'hote des Hrn. Deininger im Kursaale speis'ten mehr als 200 Personen und viele mußten weggeschickt werden, um in anderen Gasthöfen sich Platz zu suchen. — Für die dienstägige Réunion de bal sind schon mehr als 600 Einladungskarten ausgegeben und wird sie also wieder sehr besucht seyn. — Alle Hoffnungen haben sich realisirt und Bad Homburgs Glücksstern strahlt in diesem Jahre heller als je.

Main-Wasserwärme: 8. Juli, Morgens, 8 Uhr: 16½ Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 8. Juli. Die Hugenotten, große Oper in 5 Abth. Musik von Meyerbeer. Nevers: Hr. André.

Donnerstag, 9. Juli. (Neu einstudirt): Gebrüder Foster, oder: Das Glück mit seinen Launen, Charaktergemälde aus dem fünfzehnten Jahrhundert in 5 Abth., nach einem englischen Plan von Dr. Carl Töpfer. (Gastrolle) Stephan Foster: Hr. Hock, vom Hoftheater zu Karlsruhe.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 188. Freitag, den 10. Juli 1846.

Das Schlafzimmer.

Nach dem Französischen des Arsène Houssaye.

(Fortsetzung.)

Friedrich hörte jetzt Frau von Verneuil schluchzen.

„Ja, ja," rief er aus, „ich habe mich geirrt; ich habe geurtheilt, wie die Welt gewöhnlich urtheilt, ohne den Angeklagten zu hören, ohne ihn zu verstehen."

Er hörte, daß die Gräfin leise sprach, und horchte auf; da vernahm er die Worte:

„Gaston! Gaston! in welche Lage haben Sie mich gebracht!"

„Ach! das also ist der Name des Liebhabers? Wie treuherzig war ich doch, mir einzubilden, daß sie mit so löblichen Absichten hierher gekommen sey, als mit denen sie in die Kirche geht! Sicher, man muß an allen Frauen verzweifeln."

Er wendete sich zur Gräfin:

„Er heißt also Gaston, Madame? Warum läßt er Sie aber so lange warten?"

Diese spöttische Frage brachte auf Frau von Verneuil eine schreckliche Wirkung hervor; die arme Frau stieß einen lauten Schrei aus, und verbarg ihr Gesicht in beide Hände, gleichsam als fürchte sie eine Erscheinung.

Friedrich, der nun hoffte, endlich Etwas zu erfahren, fuhr fort: „Denn auch gestern haben Sie ihn hier erwartet, auch vorgestern — — —"

„Ich bitte, mein Herr, meinen Schmerz zu achten. Wenn die Thränen einer Frau Sie erweichen können, so suchen Sie meinen Mann auf, und bringen ihn dahin, daß er wieder hierher kömmt. Ich werde dieses Zimmer nicht ohne ihn verlassen."

Trotz des Reizes, den Friedrich darin fand, sich mit dem Räthselhaften in den Gesichtszügen, in den Thränen und in den Worten der Frau von Verneuil zu beschäftigen, so beeilte er sich doch, ihr zu versichern, daß er mit Vergnügen ihren Befehlen gehorchen werde.

„In Wahrheit, Madame, Ihr Gemahl muß zurückkommen. Man darf an Nichts verzweifeln, und es giebt Nichts in der Welt, worüber gebildete Leute sich nicht zuletzt noch verständigen könnten."

Er verbeugte sich tief und verließ das Zimmer, um dem Wunsche der Gräfin nachzukommen, obgleich er noch nicht wußte, wo er Herrn von Verneuil suchen solle.

„Keinenfalls wird er sich weit entfernt haben," dachte er bei sich. „Denn wenn ein Ehemann seine Frau auch ein Mal in voller Wuth verläßt, so ist doch Tausend gegen Eins zu wetten, daß ihn die Eifersucht in der Nähe festbannen wird. Was er auch schon wissen möge, — er wird doch noch mehr zu entdecken suchen."

Er lenkte folglich seine Schritte zuerst nach dem Wäldchen, und zwar gleich nach der ersten Allee, von welcher aus man die Aussicht auf die Thür des Landhauses hatte.

Während er eifrig bemüht war, Herrn von Verneuil aufzufinden, kam dieser, der sich, wie Friedrich ganz richtig vermuthete, in der Nähe aufgehalten hatte, wieder in das Landhaus zurück, gleichsam wie von einer innern Eingebung dahin gezogen. Als er wieder in das Schlafgemach eintrat, fand er Frau von Verneuil laut schluchzend und in der heftigsten Verzweiflung. Sobald sie ihn erblickte, schwieg sie, und gab ihrem Gesicht den Ausdruck ruhiger Würde.

„Komme, was da wolle," dachte sie bei sich; „ich bin auf Alles gefaßt, selbst auf den Tod; er hat mich zu tief verletzt!"

Herr von Verneuil ging auf seine Frau zu, ergriff ihre Hände, zog sie an seine Brust und küßte ihre Stirn.

Die Gräfin blickte ihn schweigend an; sie schien sein so ganz verändertes Benehmen nicht zu begreifen.

„Blanche, vergeben Sie mir die Beleidigungen, welche ich Ihnen zugefügt habe; ich hatte in Wahrheit den Verstand verloren. Ich kenne Sie ja genau genug, um zu wissen, daß Sie nicht strafbar seyn können; es ist ja ganz unmöglich!"

„Gott sey gelobt!" rief Frau von Verneuil in tiefster Bewegung aus und sank ihrem Manne in die Arme. „Unser Lebensglück ist gerettet, da Sie mich freisprechen, ohne noch meine Vertheidigung gehört zu haben! Aber, Sie sollen Alles wissen."

Sie umarmten sich innig, froh, einander wiedergegeben zu seyn.

In diesem Augenblicke kam Friedrich zurück, und wurde so Zeuge ihrer Versöhnung. Das Räthsel, mit welchem er sich abmühete, wurde für ihn immer unauflöslicher; denn was er jetzt sah, erklärte ihm das Vergangene auch nicht im mindesten. Er machte eine achtungsvolle Verbeugung, ohne sich eine Bemerkung zu erlauben.

Der Unmuth des Grafen, so eben durch die Thränen und Umarmungen seiner Frau erst beschwichtigt, regte sich auf's neue bei dem Anblicke Friedrichs.

„Das ist zum Verzweifeln!" murmelte er ärgerlich vor sich hin.

Friedrich, dem der Aerger des Grafen unmöglich entgehen konnte, wendete sich an Frau von Verneuil:

„Ich sehe wohl, Madame, daß ich jetzt überflüssig hier bin. Noch vor wenig Augenblicken wünschte ich mir Glück, durch einen so außerordentlichen Zufall Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, da ich hoffen durfte, Ihnen nützlich werden zu können. Jetzt, da sich das Mißverständniß so ehrenvoll für Sie aufgeklärt hat, müßte ich fürchten, Ihnen durch meine Gegenwart lästig zu werden. Es thut mir aufrichtig leid, in ein Geheimniß eingeweiht worden zu seyn, das mir hätte fremd bleiben sollen. Aber, Sie können versichert seyn, daß ich keinen Mißbrauch davon machen werde; ich will mich bemühen, ganz zu vergessen, daß ich jemals hier war. Gestatten Sie mir nur noch, ehe ich mich zurückziehe, Ihnen meine Anwesenheit in diesem Hause erklären zu dürfen."

Bei den letzten Worten wendete sich Friedrich an den Herrn von Verneuil.

„Vielleicht ist Ihnen unbekannt, trotz des Anschlagzettels, daß dieses Haus zum Verkauf ausgeboten ist. Dieser Umstand führte mich hierher. Ich gestehe, daß ich nicht so eigentlich den Vorsatz hatte, es zu kaufen, sondern nur die Gelegenheit benutzte, um es mit Anstand besehen zu können. Ich hoffte, aufrichtig gesagt, dabei auf etwas Außergewöhnliches zu stoßen, denn dies Haus hatte in meinen Augen einen ganz eigenthümlichen, geheimnißvollen Anstrich. Allerdings war ich weit entfernt, ein so ungewöhnliches Zusammentreffen auch nur ahnen zu können. Ich rechnete darauf, Lokalitäten, keineswegs aber Personen hier zu sehen. Verzeihen Sie einem Philosophen, wenn er seine Neugier nicht immer ganz zu beherrschen weiß. Uebrigens können Sie, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf, fest auf meine Verschwiegenheit rechnen; denn, dem Himmel sey Dank! bei aller Neu- und Wißbegierde bin ich doch stets verschwiegen gewesen."

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Erinnerungen eines alten preuß. Soldaten.

An der Schlacht von Leipzig — deren große Erfolge abermals durch die bei Möckern*) siegenden Preußen eingeleitet wurden — nahm Baron v. Rahden nur geringen Antheil, da er bereits am 16. Nachmittags gegen 6 Uhr verwundet das Schlachtfeld verlassen mußte. Der Verfasser erzählt: „Am 16. October früh um 6 Uhr versammelten und formirten sich die Bataillone und Regimenter des Kleist'schen Corps zwischen Gröbern und Güldengossa, und nachdem sie sich in Schlachtordnung gestellt hatten, setzten sie sich um 8 Uhr vorwärts über Crostewitz gegen Markleeberg in Bewegung. Die Bataillone bildeten Angriffscolonnen, und schon eine halbe Stunde darauf avancirte die Brigade des Prinzen August in zwei Treffen gegen die feindlichen Batterien. In kaum eben so langer Zeit waren wir in vollem Gefecht mit dem Feinde, d. h. unsere Artillerie arbeitete ebenfalls auf's heftigste, und das Kanonenfeuer, welches nun auf der ganzen Linie entbrannte, und unter welchem unsere Truppen immer vorwärts marschirten, hatte ein so betäubendes Uebergewicht gegen alle anderen Beziehungen und eben obwaltenden militärischen Verhältnisse genommen, daß ich mich nur noch erinnere, wie der Boden unter uns, die Luft über uns in einer fortwährenden Vibration gewesen ist. Besonders beängstigten uns die feindlichen Granaten, von denen gewiß alle fünf Minuten eine oder mehrere zugleich um uns herum oder auch ins Bataillon niederfielen und zerplatzten. Obgleich die meisten schon hoch über uns zersprangen, da die Franzosen, wie bekannt, ihre Projectile immer mit zu viel Elevation warfen, oder die Entfernung unrichtig schätzten, so bildeten sich doch schon ganze Züge von zurückeilenden Blessirten. Es hielt zugleich eine düstere Stimmung unsere Leute befangen, da unsere Bataillone einen so unverhältnißmäßig großen Raum auf dem Schlachtfeld einnahmen, daß wir rechts und links ohne Anhalt und wie isolirt dastanden. Wie dies eigentlich zugegangen, weiß ich nicht; aber diese Unruhe unserer Leute galt als eine gewisse Anzeige, daß selbst die Gemüther der Verstocktesten und Rohesten sich von der Einwirkung des ächt menschlichen Instinctes, der Furcht, nicht ganz frei machen konnten. Dies bewiesen auch die Menge von gerade nicht religiösen Liederbüchern und ganzer Haufen Spielkarten, welche von den Soldaten nunmehr weggeworfen und in alle Winde zerstreut wurden. Es wird bei diesem Sichentäußern solcher profanen Gegenstände von dem Soldaten fast immer eine gewisse abergläubische Form beobachtet, diese Dinge nämlich, ohne sich umzuwenden, über den Kopf rückwärts wegzuwerfen. In viel späterer Zeit hab' ich selbst in Spanien etwas ähnliches unter den Soldaten zu bemerken Gelegenheit gefunden. Jedes Gespräch verstummte, wir erschienen alle gleich den armen Opferthieren, die zur Schlachtbank geführt werden. Selbst in den Gesichtszügen und Mienen der intelligentesten Offiziere, welche deßhalb auch zu den nachhaltigst Braven gezählt werden müssen, konnte man sehr wenig von dem Enthusiasmus lesen, welcher zu großen Thaten begeistert. So lange der Soldat in der Schlacht nur als eine Maschine betrachtet wird, welche, wie auf einem Schachbrett, je nachdem die Combinationen der Spielenden es verlangen, vor-, zurück- und seitwärts geschoben wird, ohne ihm auch nur die mindeste eigene Handlungsfreiheit zu überweisen, so lange stellt diese Aufgabe, trifft sie einen denkenden Militär, denselben in das trockene Bereich eines gewöhnlichen Handwerks. Vereinigen sich damit, wie hier bei Leipzig, alle noch übrigen Calamitäten des Soldatenstandes, leerer Magen, von Ungeziefer bevölkerte Kleidung und ein das Innerste durchschauerndes Bad eines eisigen October-Nebels, so gibt es keine unangenehmere Situation in der Welt, als die, welche sich hier Stunden lang unserer Lebensgeister und physischen Thatkraft bemächtigt hatte. Unser kleiner Major ritt, in seinen weiten grauen Mantel gehüllt, dicht vor unserer Colonne herum, und suchte, obgleich es ihm selbst nicht behaglich zu seyn schien, den Muth der jungen Soldaten durch freundliche Zusprache zu heben. Die älteren Offiziere in der Colonne bemühten sich ebenfalls durch ihre möglichst ruhige Haltung den Soldaten Fassung einzuflößen."

Welch' eine andere Stimmung als die nach der Schlacht von Culm, von welcher der Verfasser schreibt: „Die Sonne war dem Untergehen nahe, ein herrlicher Abend und die Gewißheit des erfochtenen Siegs hatte jene wohlthätige Elasticität und Empfänglichkeit für alle Eindrücke, welche die Sinne und die Seele erheben, erzeugt, daß namentlich mir alle Erscheinungen und Vorkommenheiten des heutigen Tages wie ganz außergewöhnlich vor die innere Beschauung traten."

Sein Bataillon stand am 16. October dem Corps von Poniatowski gegenüber. Die Polen schlugen sich hier mit ihrer sprüchwörtlich gewordenen Tapferkeit. „Sobald einer von ihnen außer Gefecht gesetzt war", schreibt der Verfasser, „sprang sogleich ein anderer auf dessen Posten. Noch selten sah ich solche Nichtbeachtung der Gefahr. Es sprangen immer mehrere auf 50 bis 80 Schritte vor ihre Linien, zielten und feuerten, wie auf dem Schießplatz, und so haben sie auch alle unsere Tirailleuroffiziere und zwei andere noch, welche sogleich als Reserve eintraten, mit alleiniger Ausnahme des braven Lieutenant v. Langenthal (der, obschon leicht verwundet, das Bataillon nicht verließ) niedergeschossen. Hierunter befand sich der Lieutenant Breustadt von den freiwilligen Jägern, ein blonder, frischer und blühender Jüngling, wegen seines bescheidenen Wesens von uns allen herzlich geliebt. Eben erzählte er uns mit glühend aufgeregten Blicken, wie dort jener Pole unausgesetzt nach ihm feure, und schon viele Kugeln ihm dicht bei'm

---

*) Rahden sagt: „Der Sieg bei Möckern steht, meines Erachtens, vom taktischen Standpunkt aus beurtheilt, einzig und unübertroffen da." Der York'sche Heertheil, der diesen Sieg erfocht, wird überhaupt vom Verfasser mit den höchsten Ehren genannt. „Ich vermag nicht länger die Bewunderung zurückzuhalten", lauten seine Worte, „mit welcher ich und viele unserer Offiziere die Thaten des York'schen Corps anstaunten. Die Schlachten und Gefechte vor dem Waffenstillstand, die Schlacht an der Katzbach, die mörderischen Gefechte bei Goldberg, Löwenberg und Bischofswerda, die Erstürmung der Verschanzungen von Wartenburg, wo nach gethaner Arbeit der General York vor dem vorbeiziehenden (neumärkischen) Leib-Infanterieregiment ehrfurchtsvoll den Hut zog, aber vor allen die Schlacht bei Möckern am 16. Oct. vor Leipzig sind Thaten, wie wir andern preußischen Armeecorps wohl nicht aufzuweisen haben. Das dritte Armeecorps hat, vom Glück begünstigt, glänzende Siege tapfer erfochten, das zweite hat mit großen Ehren und ungeheuern Menschenverlusten mörderische Schlachten bestanden, aber militärisch großartige Heldenkämpfe hat gewiß vor allen andern das erste oder das York'sche Corps bestanden.

Kopfe vorbeigepfiffen wären; „der Kerl erschießt mich ganz gewiß", waren seine letzten Worte, denn eben durchbohrte das feindliche Blei seine jugendliche Brust. Er sank lautlos zusammen."

(Schluß folgt.)

Baden-Baden.

(Von Dr. Wilh. Dieffenbach.)

(Fortsetzung.)

Um sieben Uhr Abends trennten wir uns in dem Bahnhofe von Dos; meine Freunde flogen Straßburg entgegen, welches mit seinem hohen Münster noch so altdeutsch biederherzig über den Rhein zu uns herüber blickt. Deutschland fordert seine natürlichen Gränzen zurück, rief ich den weiter Reisenden nach, und bat sie, der französischen hohen Polizei zum Trotze, den guten Straßburgern für diese patriotische Ansicht Empfänglichkeit einzuflößen.

Eine hübsche Anzahl eleganter Omnibus stand an dem Bahnhof von Dos zur Aufnahme der Reisenden bereit; in wenigen Augenblicken waren sie besetzt, und nachdem das Gepäcke, die Futterale, Schachteln und Schächtelchen nebst hundert andern Kleinigkeiten der Damen geordnet waren, fuhren wir auf einer trefflich geebneten Straße in raschem Trabe Baden entgegen, wo wir in der Dämmerung ankamen. Ich nahm mein Absteigquartier im Darmstädter Hof und hatte Ursache, mit der Wahl dieses Gasthauses vollkommen zufrieden zu seyn.

Die Nacht und ein dichter Wolkenhimmel, der in öfter wiederkehrenden Regengüssen sich entleerte, verstimmte mich in etwas an dem ersten Abend meines Aufenthaltes zu Baden, obschon aus den palastähnlichen Gasthöfen das Licht von tausend Kerzen wiederstrahlte und in meiner nächsten Umgebung ein recht reges und munteres Treiben herrschte. Schon der kommende Tag sollte mich dafür reichlich entschädigen. Es war ein Sonntag, und — was für Baden von besonderem Belang ist — der Anfang der Glanzepoche des Badelebens, welches heute in seiner reichsten Mannichfaltigkeit sich entwickeln sollte.

Die Regenwolken hatten sich schon am frühen Morgen verzogen, die Sonne ging ungetrübt auf und wußte ihre Herrschaft bis an den Abend unangefochten zu behaupten. Geputzte Sonntagsgäste strömten aus der Nähe und Ferne herbei, und die Städte Straßburg, Rastadt, Karlsruhe 2c. 2c. hatten ihre respectablen Kontingente gestellt. Niemand schien hinter den Anforderungen des Tages zurückbleiben zu wollen, und die Wirthe wie ihre Gäste hatten sich schon im Voraus auf eine große gastronomische Schlacht gefaßt gemacht. Sie ward geliefert in dem Saale des Darmstädter Hofes mit musikalischer Begleitung und nach allen Regeln der Tafelstrategie.

In keinem der mir bekannten Kurorte am Ober- und Mittelrhein habe ich die Table d'hote mit einer größern Wucht von Speisen besetzt gesehen, als in Baden, und fast scheint es daher, als ob viele der ankommenden Fremden ihre Labung mehr an dem Gasthoftisch suchten, als an der Heilquelle selber, die in der neu errichteten Trinkhalle mit nie versiegender Kraft sprudelt. Dieselbe ist ein Kunstwerk der Architektur und Malerei, und in letzterer Beziehung unter des Hrn. Götzenberger's kunstfertigem Pinsel erst noch in der Entstehung begriffen. Zwölf bis vierzehn prächtige Frescogemälde, wovon mehrere schon vollendet, werden die Wand der hohen, schönen Säulenhalle schmücken. Den Stoff zu diesen Wandgemälden hat Hr. Gallerie-Direktor Götzenberger aus dem Sagenkreis der Gegend entlehnt und ihn mit dichterischem Pinsel glücklich zu verarbeiten gewußt. Zu den bereits fertigen Gemälden gehört: die Engels- und Teufels-Kanzel, die Nixe des Wildsee's und der Mummelsee. Jene Sagen hätten nicht leicht eine anschaulichere und romantischere Darstellung durch die Kunst des Malerpinsels finden können. Bei ihrem magischen Anblick schwärmte ich mit de la Motte-Fouqué und andern Romantikern, die das Mittelalter mit seinen Sagen und Abenteuern zum Gegenstande ihrer Dichtungen gemacht haben. Wirklich erregten die schon vollendeten Wandgemälde ein stets erneuertes Interesse bei dem Kurpublikum und wurden täglich besucht und in Augenschein genommen.

In unmittelbarer Verbindung mit der Trinkhalle steht der große schöne Trinksaal, dessen hohes Gewölbe von einer einzigen Marmorsäule getragen wird, aus dessen Postament die hieher geleitete Quelle fließt. Die öftere künstliche Zubereitung des Wassers durch Zusatz von Pulvern und andern Mitteln gibt dem Saale mit seinen Seitenkabinetten so ziemlich das Ansehen einer großen Apotheke, wo Dutzende von Gehülfen mit der Verfertigung von Heilmitteln beschäftigt sind. Man kauft hier die Gesundheit schoppenweise und ist schon zufrieden, wenn sie sich in ihren Wirkungen auf Quenlchen reduzirt. Thermen haben zwar schon öfter Wunder gethan; allein sie können unmöglich Allen Alles seyn. Die Kurgäste fangen ihren Tag auch hier an wie die alten Pythagoräer, d. h. mit Musik, welche in einem Pavillon an der Trinkhalle placirt ist. Ihre Lage an der Promenade öffnet schattige Alleen zu ausgedehnten Spaziergängen, welche an dem nahe gelegenen Conversationshaus bis nach den Bergen hinauf ziehen und zu Standpunkten hinleiten, wo man das reizende Thal, in welchem Baden liegt, mit den es umschließenden bewaldeten Hügeln und Bergen seiner ganzen Länge und Breite nach bequem überschauen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Ein Correspondent aus Paris will bemerken, daß der Anfang von Sue's neuem Romane: „Denkwürdigkeiten eines Kammerdieners" außerordentliche Aehnlichkeit mit dem „Verbrecher aus verlorner Ehre" von Schiller habe. Sollte Sue, so fragt er, die meisterhafte Erzählung Schiller's gelesen haben? Möge sie ihm, fügt er dann zur Antwort bei, wenigstens eingeben, wie die einfachste Thatsache durch ein edles, tieffühlendes Gemüth des Erzählers zum ergreifenden Kunstwerke werden kann, bei dem man zweifelhaft bleibt, was vollendeter ist: die Kenntniß des menschlichen Herzens, die darin waltet, die Schönheit der sprachlichen Form oder das Talent der dramatischen Darstellung.

(Landgütchen in Kalifornien.) Ein Landmann schreibt aus Kalifornien, wie es ihm dort ganz erträglich ergehe; im Besitz von 4000 Stück Rindvieh, 1700 Pferden und Mauleseln, 3000 Schafen und 3000 Schweinen habe er hinreichende Beschäftigung. Da für Viele zu sorgen sey, so könne er bei einer Ernte von 12,000 Buschel Waizen und verhältnißmäßiger Menge Gerste, Bohnen, Erbsen u. s. w. nicht klagen. Habe er mehr davon als er brauche, so kämen Russen und Sandwichinsulaner, um das Entbehrliche zu guten Preisen abzunehmen. Auf diese Weise könne er es dort immer noch eine Weile aushalten.

Um Abd-el-Kader endlich ein Mal zu fangen, schlägt das englische Witzblatt Punch dem Marschall Bugeaud vor, er solle sich von Abd-el-Kader einen Wechsel unterschreiben lassen und diesen dem berühmten Gerichtsboten Levi geben. Dessen weltbekannter Ausdauer und List werde es gewiß gelingen, den Emir zu attrapiren, und wenn er sich am äußersten Ende der Sahara verstecke.

(Vaterl.)

(Leipzig, 30. Juni.) Allem Vermuthen nach blüht in nächster Zeit wieder ein Mal ein amusanter Proceß. Bekanntlich hat die Kollmann'sche Buchhandlung hier in Folge eines mit Eugen Sue und dessen Verleger in Paris abgeschlossenen Vertrags das Recht erkauft, sowohl die Uebersetzung des neuesten Werk's von

Sue: „Martin, das Findelkind," als auch die französische Ausgabe einige Wochen früher in Deutschland ausgeben zu dürfen, als das Werk selbst in Paris ausgegeben wird. Da kommt nun plötzlich Hr. Philippi in Grimma noch früher, als in Paris der erste Buchstabe gedruckt erschienen ist, und bringt einige Bogen deutscher Uebersetzung, angeblich von Theodor Hell. Nach eingezogener Erkundigung ergiebt sich, daß Theodor Hell nichts davon weiß, daß also Hr. Philippi selbst den Namen dieses Schriftstellers gemißbraucht hat. Da es nun kaum denkbar ist, daß auf unrechtmäßigem Wege dem grimma'schen Verleger das französische Original zugegangen seyn sollte, so möchte sich bei strenger Untersuchung, die von Kollmann beantragt worden ist, wohl etwas ergeben, das einer Fälschung sehr ähnlich sehen dürfte.

Korrespondenz.

Stuttgart, 6. Juli.

Die Festoper: „Schloß Lichtenstein" erhält als interessante Beigabe auch Nebelbilder ganz in der Art der Döbler'schen, mit Gasbeleuchtung, welche, Traumgebilde Herzog Ulrich's in der Nebelhöhle zur Anschauung bringend, verschiedene Bilder aus der Gegenwart enthalten sollen, indem der Herzog im Traume die künftige Herrlichkeit seiner Enkel und Nachkommen sieht: da ist der Schloßplatz in Stuttgart mit der Jubiläumssäule, der Rosenstein mit dem Tunnel, aus welchem eben die dampfende Locomotive hervorgekommen und über den Neckar setzt; im Hintergrund, in der Ferne wird auf dem Rothenberge, wo einst die Stammburg Württemberg gestanden, die Kapelle sichtbar, die König Wilhelm zum Andenken an seine verstorbene Gemahlin, die Königin Catharina, die Schwester des Kaisers Nicolaus, dort hat erbauen lassen. — Wie man jetzt hört, wird der in der ersten Hälfte September stattfindende **Einzug des Kronprinzen** mit seiner jungen Gemahlin nicht so still und nur durch Hoffestlichkeiten allein abgehen, als man Anfangs geglaubt, weil der König der jetzigen Theuerung wegen die Stadtbehörden hatte wissen lassen, daß von Seiten der Gemeinde keinerlei Aufwand gemacht werden solle. Jedenfalls wird sich jetzt der Einzug über einen Theil der Stadt verbreiten und sich durch die Hauptstraßen bewegen, wofür bereits sehr großartige Vorbereitungen zur Verzierung der betreffenden Häuser gemacht werden. Besonders luxuriös sollen die Hotels einiger Gesandten, namentlich des russischen, Fürsten Gortschakoff, ausgestattet werden; eben so die Ministerien der Finanzen und des Aeußern und die dort am Wege liegenden Gebäude der Civilliste. Auch ein großes Carroussel soll im k. Reithause stattfinden, wie bei der Vermählung der Prinzessin Catharina mit dem Prinzen Friedrich. Dagegen zweifelt man an der Vollendung der Jubiläumssäule, da die Gußarbeiten, welche allein noch fehlen, wenigstens so weit sie in München gefertigt werden, nicht mehr rechtzeitig fertig werden sollen. — Bei unserem **Hoftheater**, das vom 15. d. M. in Cannstadt seine Vorstellungen schließt und sie erst wieder mit der Festoper „Lichtenstein" zur Einweihung des hiesigen neuen Hauses eröffnet, sind mehrere weitere Veränderungen im Personal vorgegangen. Mehrere Mitglieder wurden theils entfernt, theils pensionirt, theils ihnen eine andere Stellung und Wirkungskreis angewiesen. Unter den Pensionirten ist die bedeutendste Persönlichkeit Fräul. **Haus**, lange Zeit eine mit Recht bewunderte Primadonna und die Zierde unserer Oper, deren Zeit aber allerdings abgelaufen ist. Frühere große Gage machte es ihr möglich, sich ein Vermögen zu ersparen, von dem sie jetzt leben kann, denn ihre Pension ist nach so langen Dienstleistungen höchst unbedeutend und selbst bei mittelmäßigen Ansprüchen zu nicht mehr als der Toilette hinreichend. Entlassen sind einige sehr brave und solide Leute, die zahlreiche Familie haben, deren Kunstleistungen aber allerdings zu den mittelmäßigen gehören und die daher zu bedauern sind. Im Kunstinteresse mögen die vorgenommenen Veränderungen wohl fast alle seyn und deuten auf den festen Willen, die einmal für nöthig erkannte Reorganisation fest und consequent durchzuführen. Nur an der Zweckmäßigkeit einer Maßregel zweifeln wir, nämlich an der, daß die Anstellungen der Chormitglieder, die nach einer gewissen Dienstzeit lebenslänglich waren, durchaus keine festen mehr sind und daß denselben das Heirathen nicht mehr gestattet ist. Der Chor erneuert sich dadurch zwar häufig und bleibt ewig jung, aber diese Erneuerung dürfte, da nun gar keine Aussicht auf Versorgung mehr vorhanden ist, nur gar zu häufig werden und der alte Ruhm des Stuttgarter Chors, der mit seltener Präcision ineinander greift, an dieser öconomischen Maßregel verloren gehen. Wer wird sich an ein Kunstinstitut fesseln wollen, das gar keine Garantie für die Zukunft bietet; dahin kann nur augenblickliches Bedürfniß führen, muß aber veranlassen, schnell jede sich darbietende Verbesserung zu ergreifen.

Aus der Wetterau, im Juli.

Der diesjährige **Ausflug auf den Feldberg** findet auch in unserer Gegend Anklang. So werden die Turngemeinden von Friedberg und Butzbach nächsten Samstag eine **Turnfahrt** dorthin unternehmen und denselben sich Mitglieder der Gesangvereine und andere Freunde einer Gebirgsreise anschließen. — Die Turngemeinde zu Butzbach feierte am dritten Pfingsttag die **Einweihung ihres Turnplatzes**, an welcher Turner aus der näheren Umgegend und der Ferne, namentlich von Dillenburg und Siegen, Theil genommen hatten. Zu den mit Gewandtheit, Ausdauer und in größter Ordnung ausgeführten Turnübungen fanden sich viele Zuschauer ein, und das gemeinschaftliche Mittagsessen wurde durch ansprechende Trinksprüche und Reden gewürzt, unter welchen die des Turnlehrers **Ravenstein** von Frankfurt über den wahren Turner und seine Arbeiten hervorleuchtete. In Nro. 51 des Friedberger Intelligenzblattes findet sich eine ausführliche Beschreibung des Festes und man hofft, daß sie die Entstehung anderer Turngemeinden in der Wetterau fördern helfen wird.

Dreisylbige Charade.

Schön ich nur das Leben fand,
Wo die beiden Ersten ragen
In dem fernen Heimathland,
Wo die freien Schützen jagen;

Wo die Letzte ewig frei
Sich als Erstes stolz erhebet,
Kühner Kraft noch überschwebet
Jene mächt'gen ersten Zwei.

Ach, die Heimath mir entschwand!
Doch das Ganze lebt im Sange,
Tönt im wehmuthsvollen Klange
Auch in fernem, fremdem Land.

Rühret sein Zauberklang mein Herz,
Füllt die Brust mir heißes Sehnen
Und ich blicke unter Thränen
In die Ferne, heimathwärts!

E. Merz.

Auflösung der Charade in Nro. 186:

Windfahne.

Main-Wasserwärme: 9. Juli, Morgens, 8 Uhr: 17 Grad.

W. Seelach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 9. Juli. (Neu einstudiert): **Gebrüder Foster**, oder: Das Glück mit seinen Launen, Charaktergemälde aus dem fünfzehnten Jahrhundert in 5 Abth., nach einem englischen Plan von Dr. Carl Töpfer. (Gastrolle) Stephan Foster: Hr. **Hock**, vom Hoftheater zu Karlsruhe.

Samstag, 11. Juli. (Neu einstudirt): **Das Leben ein Traum**, Drama in 5 Abth., nach Calderon, von G. West. (Gastrolle) Roderich: Hr. **Hock**, vom Hoftheater zu Karlsruhe.

Redacteur: J. L. Heller, — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 189. Samstag den 11. Juli 1846.

Das Bergfest.

Am 12. Juli 1846.

(Von Ludwig Hub.)

„Zum Feldberg!“ heißt, wie oftmals schon, auch jetzt das Losungswort,
Und Tausende von Pilgern zieh'n hin zu dem Gnadenort.
Auf, Alle, die ihr Freiheit liebt und Bergluft, kühl und rein,
Auf, stellt euch dort am zwölften Tag des Monats Juli ein!

Ihr trefft da oben, was ihr sucht und auch noch etwas mehr;
Der tausendjähr'ge Greis entläßt wohl keinen Wand'rer leer.
Nicht kennt er Anseh'n der Person; seyd arm ihr oder reich,
Er theilt euch seine Schätze mit, vor ihm sind Alle gleich.

In weite Fernen dringt der Blick hin ohne Widerstand:
So sah einst Moses hochentzückt in das gelobte Land.
Wer zählt die Städt' und Dörfer all', die sich, ein stolzer Kranz,
Rings um den alten Riesen reih'n, bestrahlt von Sonnenglanz!

Dort unten liegt das gold'ne Mainz, ein lichtumfloss'ner Raum;
In ihm hat einst ein Gutenberg geträumt den Kindheitstraum,
Auch Kirchenfürsten, die voraus weit ihrer Zeit geeilt,
Sie haben segenspendend einst an dieser Stell' geweilt.

Hier könnt ihr Oppenheim erschau'n, die alte kleine Stadt,
Die sich noch erst in jüngster Zeit so groß erwiesen hat;
Die Metropole an dem Rhein, wie winzig steht sie da,
Seit Oppenheim bei sich den Bund des Heldenkönigs sah!

In Nebelferne ragt dort Worms, viel wack'rer Männer Sitz,
Wo einst der kühne Bergmannssohn geschleudert seinen Blitz.
Noch lodert hier die Flamme hell, die er einst angefacht:
Die Bürger sind geschwor'ne Feind' von Geistesdruck und Nacht.

Auch Gernsheim zeigt sich eurem Blick, gelagert an dem Rhein.
Dem Schrifterfinder baute es ein Denkmal auf aus Stein;
Durch Schöffer's Beistand ward gedruckt vordem das erste Buch:
Wenn hier nicht Licht und Duldung wohnt, dann ist's ein Widerspruch.

Im fernen Hintergrund erschaut ihr dort den Donnersberg;
Wenn man vom Taunus ihn erblickt erscheint er uns als Zwerg,
Doch lagern sich an seinem Fuß der edlen Städte viel,
Die für das Licht, die Freiheit glüh'n, für's schönste Erdenziel.

Ein Silberfaden sieht den Main das Eden man durchziehn.
An seinen Busen schmieget sich das edle Frankfurt hin;
Die Königin des Maingau's wird vor allen hoch geehrt,
Weil sie den längst erword'nen Ruhm durch neuen stets vermehrt.

Nicht weit von ihr ragt Offenbach; der Name mahnt an Licht,
Das hier, beschützt vom Fürstenhaus, sich kräftig Bahnen bricht.
Es reicht bis in das Baiernland fast hin der Augen Kraft,
Doch wird, wagt sich der Blick zu weit, die Aussicht nebelhaft.

Drum kehren zu der Nähe wir, vom Sonnenglanz verklärt,
Die freundlich, ohne läst'gen Zwang, den Anblick uns gewährt;
Es will das heutige Geschlecht gern Alles deutlich schau'n
Und hat nicht mehr zu Finsterniß und Nebel noch Vertrau'n.

„Dem freien, unbewölkten Blick, der Alles scharf durchdringt!“
Ihm schall' das erste Hoch, das ihr am Feldbergfeste bringt!
Es wird euch werden und dabei noch mancher Frohgenuß,
Drum stellt euch nur recht zahlreich ein am zwölften Julius!

Das Schlafzimmer.

Nach dem Französischen des Arsène Houssaye.

(Fortsetzung.)

Friedrich verneigte sich mit Anstand und wollte das Zimmer verlassen.

„Einen Augenblick, mein Herr,“ — sagte Frau von Verneuil; „ich bitte, bleiben Sie. Auch Sie müssen nothwendig erfahren, was mich hierher geführt hatte; ich bin es Ihnen und mir schuldig, Sie darüber vollständigst aufzuklären.“

„Ich gestehe Ihnen gern, Madame,“ erwiederte Friedrich, „daß ich Ihrem Befehle zu bleiben, mit Vergnügen nachkomme.“

„Jetzt, wo ich einer blinden Aufwallung, einem Herzen, das der Schmerz grausam machte, vergeben habe, soll auch Ihnen jeder Zweifel über mein Benehmen gelös't werden.“

Herr von Verneuil konnte einen Anflug von Ungeduld nicht ganz unterdrücken. In seinem Herzen verwünschte er den neugierigen Philosophen, der ihn bei einer häuslichen Scene belauscht hatte, und welchem der Zufall die volle Berechtigung gegeben hatte, die Vertheidigung seiner Frau mit anzuhören. Er war jetzt nicht mehr eifersüchtig auf einen Liebhaber, wohl aber auf einen Fremden, der so ohne weiteres in die Geheimnisse seiner Familie eingeweiht worden war, und vor dem seine Frau jetzt ohne allen Rückhalt sprechen sollte. Allerdings sah er auch ein, daß ihm, unter obwaltenden Umständen, nichts übrig bleibe, als sich in das Unvermeidliche zu fügen, wie unangenehm es ihn auch berühren möge.

Als Frau von Verneuil die Unruhe ihres Mannes bemerkte, schwieg sie einen Augenblick.

„Ach!“ fuhr sie niedergeschlagen fort; „hätte ich vor zwei Tagen es über mich gewinnen können, Ihnen das zu sagen, was Sie jetzt von mir erfahren sollen, so wären uns viele angstvoll

Stunden erspart worden. Vernehmen Sie jetzt, was ich zu sagen habe."

Friedrich nahm ganz behaglich in einem Sessel Platz. Die Gräfin, durch so starke Gemüthsbewegungen erschöpft, hatte sich auch gesetzt, und zwar neben den Schrank, in welchem ihr Gemahl die aufgefundenen Briefe wieder geworfen hatte. Herr von Verneuil allein blieb stehen und lehnte sich an den Kamin.

Das Fenster stand noch offen; ein in voller Blüthe stehender Mandelbaum, von der Sonne hell beleuchtet, warf den röthlichen Widerschein der Strahlen auf den Fußteppich. Das Schlafgemach, vor kurzem noch so düster und traurig, bot jetzt dem Auge ein heiteres, ja reizendes Bild dar.

Friedrich betrachtete Frau von Verneuil mit forschendem Blicke; er war höchst gespannt auf die verheißenen Mittheilungen. „Wenn ich nicht den Verstand verloren habe, oder wenn nicht das Ganze ein Zeitvertreib junger Eheleute ist, so weiß ich wahrlich nicht, was ich denken soll!" dachte er bei sich. „Der Graf scheint verliebter in seine Frau, als je. Weiß er denn nicht, daß sie gestern allein hierher gekommen ist? daß sie schon vorgestern am Gitterthore wieder umgekehrt, weil ihr der Muth fehlte, hier einzutreten? Und dann der Name Gaston, — und die abgepflückte Rose in der zitternden, das heißt in der strafbaren Hand, — und die Thränen, die mir einen so süßen Schmerz zu verrathen schienen, — und der Brief, den sie im Dunkel des Waldes in so großer Aufregung las! — — Alles dieses scheint mir doch laut genug gegen sie zu sprechen. Doch Geduld; ich werde ja Alles erfahren."

5.

Frau von Verneuil fing endlich an:

„Leider kann ich mich nicht so kurz fassen, als ich gerne möchte; und doch ist das, was ich zu sagen habe, so einfach! Doch Geduld, Sie sollen Alles hören; ich werde nichts verschweigen.

„Es mögen drei Jahre her seyn, als Herr Gaston d'Avrigny ...."

Bei diesem Namen stutzte der Graf; die Gräfin aber blickte ihrem Manne ruhig in's Auge.

„Es mögen drei Jahre her seyn," fuhr sie mit bewegter Stimme fort, — „als Herr Gaston d'Avrigny den Herbst mit uns in meines Vaters Schlosse zubrachte. Er ist mein Cousin, und wir kannten uns, wie Sie, Herr von Verneuil, wissen, von frühester Kindheit an. Als Kinder spielten wir mit einander, pflückten mit einander die Blumen des Parkes; kurz, wir genossen alle jugendliche Vergnügungen gemeinschaftlich. Gaston war später ein ächter Müßiggänger geworden; obgleich ohne Vermögen, entschied er sich doch für keinen Beruf. Er haßte jede ernste Beschäftigung, liebte dagegen das Reiten, das Jagen, das Umherstreifen; mit Einem Worte, er war so ziemlich der verlorne Sohn angesehener und achtbarer Eltern geworden. So kam es denn auch, daß er die Zeit der Jagd bei uns zubrachte. Alles dies hätte seyn mögen, wenn er sich nur mit den Vergnügungen in meines Vaters Hause begnügt hätte; so aber, — werden Sie es wohl glauben? — ließ er sich einfallen, sich sterblich in mich zu verlieben."

Herr von Verneuil konnte bei den letzten Worten einen Anflug von Eifersucht nicht unterdrücken.

„Beunruhigen Sie sich nicht, mein Bester! ich gab ihm keine Veranlassung dazu. Anfänglich war ich weit entfernt, es nur zu bemerken. Er hatte die neueren Romane gelesen und sprach immerwährend von heftigen, tiefen, unglücklichen Leidenschaften. Mir war das Alles fremd. Ich wünschte mir im Stillen einen Mann, der mich aufrichtig liebte, eine ruhige und glückliche Häuslichkeit, wie sie mir auch zu Theil geworden ist. Ach, auch er war früher ein ganz Anderer gewesen: einfach, kindlich, offen, liebenswürdig, ohne sich dessen bewußt zu seyn, so hatte ich ihn einst gekannt. Wie groß war daher mein Schmerz, ihn jetzt traurig, träumerisch, unglücklich wiederzusehen, — kurz, als eine Art Manfred oder Ravenswood. Der Arme! Das Alles hatten die Romanenschreiber verschuldet, die noch manches Andere auf ihrem Gewissen haben! — Er wünschte sich eine Neigung, von Stürmen und Ungewitten aller Art bedroht. Nach seinen Aeußerungen zu schließen, hätte man glauben sollen, er trüge einen Vesuv oder gar die Hölle in der Brust. Eifersüchtiger als Othello, schwur er, das ganze Menschengeschlecht wegen eines einzigen Blickes zu vernichten. Ich kann die Thorheiten gar nicht alle wiedererzählen, aus denen er sich gleichsam eine Atmosphäre bildete. Oft sagte ich ihm offen meine Meinung; ich sagte ihm, daß er ohne Verstand spräche, — daß er mit seinen Ansichten vollkommen reif für ein Tollhaus sey.

Noch immer sehe ich ihn den Park durchstreifen, mit dem stolzen Anstande eines Kastilianers, der die Stunde eines Rendezvous erwartet, in seinen Mantel gehüllt. Nach seiner Ansicht war gar kein Rendezvous anders möglich, als bei Mondenschein, und habe ich ihn sonst recht verstanden, so war der Mond sein wahrer und einziger Vertrauter. Mein Gott! ich lache nicht darüber; aber da ich ein Mal von ihm spreche, muß ich ihn doch darstellen, wie er war."

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Erinnerungen eines alten preuß. Soldaten.

(Schluß.)

Aus diesem, wie es dem Verfasser schien, heißesten Moment der Schlacht erzählt er uns folgende Scene, von der wir gern glauben, daß sie, wie Baron Rahden versichert, ihm stets in lebhafter Erinnerung geblieben ist. „Die Rechnungsführer der verschiedenen Bataillone, damals meist unter den älteren Offizieren ausgewählt, blieben gewöhnlich bei der Bagage zurück; denn ihnen lag nicht allein die Verpflichtung ob, den Offizieren ihre Koffer und Mantelsäcke, sondern auch die Munitions-, Medicin- und Cassenwagen zu schützen. In dem Gedränge unserer damaligen Operationen und raschen Märsche war dies eine gar schwierige Aufgabe, und die Rechnungsführer konnten deßhalb nur selten bei den Gefechten gegenwärtig seyn. Manche mochten dies vielleicht mißbraucht und sich absichtlich den Gefahren entzogen haben; so räsonnirten wenigstens die jüngeren Offiziere, welche so gern ins Gerathewohl hineinreden, um ihrem Unmuth Worte zu geben. Dem Premierlieutenant v. Fabian, damals Rechnungsführer von einem schlesischen Reserve-Bataillon, später Stabsoffizier im 23. Infanterieregiment, jetzt Oberstlieutenant a. D., mochte so etwas zu Ohren gekommen seyn, denn er erschien jetzt auf einmal mitten im schärfsten Feuergefecht zu Pferde bei uns Tirailleuren, ritt langsam an der ganzen Fronte herunter, zahlte jedem Offizier in der Brigade einen rückständigen Monatsgehalt aus, den er in Gold oder Papier bei sich trug, ließ sich mit Bleistift quittiren, da er dieses Geschäft für alle Infanterieoffiziere der Brigade freiwillig übernommen hatte, und so dauerte diese sonderbare Geldauszahlung gewiß einige Stunden. Fabian war auf der ganzen Linie der einzige Offizier zu Pferde, und daß die alten braven Sarmaten Hunderte von Kugeln auf ihn abgesendet haben mögen, darf ich wohl nicht erst hinzusetzen. Eben, als von Fabian seine letzte Quittung empfangen — sein Pferd war schon mehrmals getroffen worden — quittirte auch ihm der Feind; eine Kugel bohrte sich ihm in die Brust, und er ward nunmehr zurückgetragen." (Der damalige Premierlieutenant v. Fabian wurde wieder hergestellt und lebt noch jetzt als Oberstlieutenant a. D.)

Die Stimmung der Krieger hob sich natürlich, als sie nicht mehr in passiver Ruhe sich einfach todtschießen lassen durften, sondern selbst zum Angriff übergingen. Gegen 3 bis 4 Uhr bewegte sich die ganze Linie vorwärts, dicht zur Rechten jagten unabsehbare Massen Cavallerie mit Schlachtgeschrei und wildgeschwungenen Säbeln und Lanzen an den Infanteriebataillonen vorüber, diese fällten

das Bajonnet, drangen mit tausendstimmigem Hurrah in den Feind und bemächtigten sich eines Dorfes, um jenseits desselben einen kurzen Halt zu machen. Hierbei ereignete sich ein gewiß seltener Fall. Der Major und Kapitän eines Bataillons, letzterer von polnischer Abstammung und ein eben so tapferer als harter, gegen seine Untergebenen tyrannischer Mann, hatten am Abend vorher einen bedeutenden Wortwechsel gehabt; sie stritten, zum großen Vergnügen der überraschten Soldaten, um eine Zeltstange, die sie einander zu entreißen suchten, als der listige Kapitän plötzlich die Stange verließ und in Folge dessen der Major, ein kleiner runder Mann, rücklings auf den Boden stürzte. Er erhob sich sogleich wieder, trat ganz nahe an seinen Gegner und sagte zu ihm laut: „Morgen werden wir uns als Männer sprechen; hier waren wir Narren, und Sie, Kapitän, ein boshafter Narr." Der Kapitän erwiederte: daß er mit Vergnügen diese Einladung auf morgen annehme, heute aber gehöre die Stange ihm. „Freilich wohl", rief der Major, „aber morgen wird mein beschmutzter Mantel die Gränzen unseres Kampfplatzes bezeichnen." Bei dem vorerwähnten Angriff sah man, wie beide ehrenwerthe Männer offenbar an Kriegsmuth mit einander wetteiferten; das Bataillon folgte begeistert dem Commandowort des kleinen Majors: „immer fest und immer kräftig"; der Kapitän ist stets der Erste, um die Befehle des Majors auszuführen; in der dritten Stellung vertheidigt sich der Feind auf's äußerste, da stellen sich beide Männer an die Spitze des Bataillons, und der Feind wird abermals geworfen. Hierauf umarmen sich beide versöhnt, der Mantel des Majors umfängt sie, als plötzlich eine Kanonenkugel sie mitten in der Umarmung niederreißt.

Die preußischen Bataillone wurden wieder weit zurückgetrieben, setzten sich bei einer Schäferei und wiesen mehrere feindliche Angriffe zurück. Hier wurde v. Rahden durch eine Gewehrkugel in den Unterleib getroffen und gezwungen, das Schlachtfeld zu verlassen. Er berichtet wohl noch über Einzelheiten aus der Schlacht am 18., namentlich über den Kampf um das Dorf Probsthaide, welcher an Hartnäckigkeit noch bei weitem das Gemetzel bei Großgörschen übertraf, aber nicht als Augenzeuge und Mitkämpfer. Zu diesen Einzelheiten gehört die Geschichte von dem kleinen Tambour Karl Hoffmann, der damals, noch fast ein Knabe, sich bei den unaufhörlichen Angriffen auf Propsthaide stets an der Spitze der stürmenden Heersäulen befand und unausgesetzt den Sturmschritt (in der Soldatensprache „Plumpsack" genannt), aber eben so kräftig mit den pausirenden Trommelstöcken den Soldaten, welche nicht genug Muth zeigten, rechts und links in's Gesicht schlug. Der von Allen angestaunte Jüngling, der nicht die geringste Anwandlung von Furcht blicken ließ, erhielt für sein ausgezeichnetes Benehmen das eiserne Kreuz und den russischen Georgenorden. Auch berichtet er über Guido v. Lippe, einem gebornen Oberschlesier, welcher, der bravste unter den Braven des neumärkischen Dragonerregiments, den König von Neapel, um ihn zu fangen, und ohne eine bereits erhaltene Hiebwunde zu beachten, mit wilder Hitze verfolgte, bis ihm einer aus dem Gefolge des Königs den Degen durch den Leib rannte. (Allg. Ztg.)

Baden-Baden.

(Von Dr. Wilh. Dieffenbach.)

(Fortsetzung.)

Das Conversationshaus! Wer hat es nicht gesehen von Denen, die nach Baden kamen, dieses dem geselligen Vergnügen gewidmete Gebäude mit seinem stattlichen Porticus und seinen reizenden Umgebungen? Hier haben der Reichthum und der Luxus ihre Throne aufgeschlagen und wiegen sich in stolzer Ruhe, bisweilen schläfrig gähnend, bisweilen aber auch aufgeschreckt und mit funkelndem Auge zurückkehrend von dem Perpetuum mobile des Roulettisches, wo sie, spielend mit Goldstücken, als seyen es nur Bohnen oder Erbsen, mit wahrhaft großartigen Verlusten heimgeschickt wurden. Benazet's unsichtbarer Genius schwebt, freundlich lächelnd, über den drei oder vier Spieltischen wie über dem Ganzen des Conversationshauses, das im Innern mit verschwenderischer Pracht ausgestattet ist und kaum etwas vermissen läßt, was Luxus und Mode des Tages zu bieten scheinen.

Mit dem Eintritt des Abends, besonders den Sonntag und Mittwoch, lösen sich die vor dem Conversationshause und auf der Promenade zur Anhörung gewählter und meisterhaft ausgeführter Musikstücke versammelten zahlreichen Gruppen allmählig auf und ziehen sich nach den glänzend erleuchteten Räumen des Conversationshauses zurück, wo colossale Kronleuchter und unzählige Lampen ein blendendes Licht verbreiten und die Eintretenden zur beschaulichen Ruhe bei den tausend magischen Reflexen großer prachtvoller Wandspiegel einzuladen scheinen. Von der Höhe der Musikbühne herab läßt sich ein vollstimmig besetztes Orchester durch Aufführung ausgezeichneter Compositionen hören, während die 1000 bis 1200 Zuhörer in schweigender Ruhe auf den unzähligen Sopha's und Stühlen des Hauptsaales buntfarbig gruppirt sind oder in diesem und den Nebensälen zu größerer Annehmlichkeit auf und ab lustwandeln. Als ich diesen Anblick zum ersten Male hatte, gewahrte ich so täuschende Aehnlichkeiten, daß ich mich plötzlich wie durch einen Zauberschlag, in Mitte des großen Redoutensaales in der kaiserlichen Burg zu Wien während der Carnevalszeit versetzt glaubte, einem Orte des Vergnügens, wo das gewaltige Orchester eines Lanner oder Strauß seine musikalische Macht vor einer Gesellschaft von tausend und mehr Personen geltend machte.

An den Abenden, wo entweder bal paré oder Tanzreunion in dem Conversationshause ist, findet man da die Elite des Kurpublikums versammelt, welche das gesellige Europa in seinen Hauptnationen repräsentirt. Deutsche, Franzosen, Holländer, Engländer und Russen reichen sich hier freundlich die Hand, unbekümmert um die Politik ihrer Kabinette und die unterschiedlichen Wandlungen der Tagesgeschichte, welche die harmlosen Vergnügungen hingegebenen Gemüther in dem heiteren Thal von Baden minder empfindlich zu berühren scheinen. Selbst die Schweizer, die doch wahrlich jetzt keine politischen Feiertage haben, hatten ihre schweren vaterländischen Sorgen in dem zum Theil verfinsterten schönen Heimathslande mit heroischem Gleichmuthe zurückgelassen und schienen für die Dauer ihrer Anwesenheit zu Baden mit männlicher Resignation der Pflege ihrer Gesundheit und dem geselligen Vergnügen ungetheilt leben zu wollen.

Unter diesem europäischen Völkerausschuß, der ein Vorbote des allgemeinen und ewigen Friedens zu seyn scheint, bewegt man sich an Ballabenden in dem Hauptsaale des Conversationshauses, der bei solchen Anlässen mit Zierpflanzen und blühendem Gesträuch, in den sinnigsten Gruppen aufgestellt, ganz besonders festlich geschmückt ist. Und alles dies dient doch nur als Folie eines glänzenden geselligen Cirkels, in welchem Alles zur Schau getragen wird, was die neuesten Erfindungen des Luxus und der Mode nur zu bieten vermögen. Hier kann man die Kunst und die Natur in ihren reizendsten Schöpfungen studiren, und unter den Tanzenden von Frankreichs und Englands Töchtern sieht man bisweilen Gestalten, wie sie die Phantasie eines Malers nicht schöner und anmuthiger auf die Leinwand hinzaubern könnte. Die schöne Wirklichkeit mit ihren die Sinne bestechenden Reizen hat vor der Natur im Bilde immer große Vorzüge, und wer letztere mehr liebt als erstere, ist ein bloßer Dilettant des Schönen, ein emeritirter Bewunderer der Natur, der den frostigen gelben Herbst dem frisch grünenden Frühling oder dem glühenden Sommer vorzuziehen pflegt. Gesteigerte Lebenswärme und anregende Empfindung ist für ihn in den festlichen Salons des Conversationshauses nicht zu finden; er thut besser, einen Antikensaal zu besuchen und eine in Gyps gegossene oder aus carrarischem Marmor gemeißelte medicäische Venus

liebäugelnd zu betasten und mit antiquarischer Kennermiene nach den Regeln der Aesthetik zu bewundern.

Doch jene festlichen Abende in dem Conversationshause sind es nicht allein, wo man das Kurpublikum in dem Glanze äußeren Schmuckes erblicken kann. An schönen Nachmittagen ist die aus den Promenade-Anlagen nach Lichtenthal hinführende herrliche Allee, dem eigentlichen Corso von Baden, der gemeinschaftliche Sammelplatz der eleganten Welt, die in den zierlichsten Wagen, oder zu Pferd und zu Fuß, sich stundenlang auf und ab zu bewegen pflegt. An andern interessanten Ausflügen in die Gegend fehlt es übrigens nicht; man darf nur die, eine halbe Stunde von Baden entfernte Schloßruine besteigen, um auf diesem hohen Punkte die reizendste Fernsicht in die Rheingegenden zu genießen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Während sich bei der seltenen Witterungsgunst der gegenwärtigen Sommer-Saison die großen und kleinen Badeorte sehr zahlreichen Besuchs zu erfreuen haben, treffen auch nach altem Brauch die wandernden Virtuosen und Künstler ein, um dem Kurpublikum Konzerte zu bereiten und sogenannte Kunstgenüsse zu bieten. So beabsichtigen die Herren Menter, Mitglied der k. b. Hofkapelle und erster Violoncellist Sr. Maj. des Königs von Baiern, und Ernst Pauer, Pianist aus Wien, zu gleichem Zwecke die Taunusbäder zu besuchen, und haben wir bereits in einem Privatkreise in Frankfurt a. M. deren gediegene Leistungen anzuerkennen Gelegenheit gehabt.

Die Eisenbahn-Ztg. vom 5. Juli schreibt: Man hat für zweckmäßig erfunden, für die würtembergische Staatseisenbahn neben den achträderigen eine kleine Anzahl vierräderiger Personenwagen anzuschaffen. Es wird hiemit bezweckt, einen Nachtheil zu beseitigen, welcher mit der Benützung von blos achträderigen Wagen verknüpft ist und darin besteht, daß man häufig genöthigt ist, zur Unterbringung einer geringen Anzahl Passagiere einen schweren achträderigen Wagen dem Zuge anzufügen, und so das unnütze Gewicht des letzteren unnöthig zu vergrößern. Sind an jedem größeren Bahnhofe einige vierräderige Wagen als Reserve vorhanden, so wird dieser Anstand und hiemit eine der Haupteinwendungen beseitigt, welche man gegen das amerikanische System der Eisenbahnwagen geltend zu machen pflegt. Den vierräderigen Personenwagen wurde im Innern ganz dieselbe Einrichtung gegeben, wie den achträderigen derselben Klasse. Die vierräderigen Wagen zweiter Klasse erhalten 12 Sitze mit beweglichen Rücklehnen für 24 Personen, die der dritten Klasse Sitze für 32 Personen.

(Posen, 4. Juli.) Unser deutsches Theater wird jetzt sehr wenig besucht, es mußte sogar bereits 4 Mal hinter einander wegen Mangels alles Besuchs geschlossen werden. Wenn es so bliebe, so müßte Hr. Vogt die Direktion, welche er seit 25 Jahren führt, niederlegen und seine Gesellschaft auflösen.

Korrespondenz.

Wiesbaden, 6. Juli.

Dem hierorts in's Leben getretenen Turnverein ist dieser Tage von Seiten hoher Landesregierung auf den Grund der vorgelegten Statuten die gesetzliche Bestätigung ertheilt worden. Unter der anerkannt würdigen oberen Leitung zweier für Gemeinnützigkeit und kräftige Entwickelung sich interessirenden, sehr achtbaren Männer hat der hiesige Verein einen sicheren, geregelten Bestand erhalten und dürfte somit seinem Zwecke, körperliche Kräftigung, als Bollwerk gegen drohende Erschlaffung, immer näher rücken. Schon befindet er sich im Besitze eines nächst der Stadt gelegenen großen Turnplatzes, dessen Einweihung in nächster Woche zu erwarten steht. Dem nächsten Sonntag auf dem Feldberg stattfindenden Feste wird auch der hiesige Verein, in Verbindung mit den Biebricher Turnern, in der Mehrheit seiner, die Zahl 100 erreichender Mitglieder beiwohnen.

Soden, 8 Juli.

Der Besuch des hiesigen Bades ist in diesem Sommer viel zahlreicher, als es in allen früheren Jahren der Fall war. Die Ursache hierfür ist zunächst in der allgemeiner werdenden Anerkennung von der Wirksamkeit der Heilquellen Sodens zu finden, dann aber besonders darin, daß Soden bis jetzt wenigstens noch die Annehmlichkeit eines ruhigen, ländlichen Aufenthaltsortes gewährt, was nicht allein für die eigentlichen Kurgäste, sondern auch für Die, welche auf einige Zeit den Zerstreuungen der großen Städte entrinnen wollen, im höchsten Grade angenehm seyn muß. Dennoch hört man nicht selten Klagen, daß der Aufenthalt an hiesigem Orte langweilig sey, und wir können diesen Klagen in mancher Beziehung nicht Unrecht geben. Denn wenn auch der Kurgast, so wie Der, welcher aus dem Geräusche der Welt in die ländliche Stille hierher eilt, absichtlich die Gelegenheiten zur Zerstreuung, welche andere Bäder geben, zu vermeiden sucht, so will er darum doch nicht Isolirung, wozu er hier gezwungen ist, wenn er nicht schon einen Kreis von Bekannten vorfindet oder sich solche an einer Table d'hote zu erwerben sucht. Darum wäre sehr zu wünschen, daß das schon lange projectirte Kurgebäude, dessen Bau den Actionären des hiesigen Bades obliegt, seiner Entstehung recht bald entgegen sehen möchte, um den Kurgästen einen Vereinigungsort zu geben, dessen Mangel an solchen Tagen am fühlbarsten ist, wenn man durch schlechte Witterung auf das Zimmer gebannt wird.

Hrn. Hofapotheker Dr. Winkler in Darmstadt hatten wir, auf dessen Veranlassung und auf sein ausdrückliches schriftliches Ersuchen, die in Nro. 174 der Didaskalia enthaltene, aus Darmstadt datirte Notiz aufgenommen, auf welche von sehr achtbarer Hand*) eine Erwiederung aus Gießen erfolgte, die wir natürlich in völlig unpartheiischer Weise ebenfalls aufnahmen (siehe dieselbe in Nro. 178 der Didaskalia). Damit war dem Pro und Contra in einer wissenschaftlichen Streitsache wohl unserer und Anderer Meinung nach, hinlänglich Genüge geschehen. Hr. Dr. Winkler aber verlangte von uns nochmals die Aufnahme einer größeren Erwiederung, welche wir aus dem Grunde abweisen mußten, da, wie auch er jetzt öffentlich zugibt, diese Erörterungen „einen ganz fruchtlosen Streit weiter führen mußten, der nur das größere Publikum belästigen oder belustigen könnte.“ Hrn. Hofapotheker Dr. W. beliebte es jedoch, in Nro. 188 der Fr. OPAZtg. wegen der von unserer Seite abgelehnten Aufnahme einer nochmaligen Replik desselben, uns öffentlich in einer Nachschrift zu seiner Replik der Parteilichkeit zu beschuldigen. Wir aber fragen Hrn. Hofapotheker Dr. W., ob das „Partei ergreifen“ heißt, wenn man, wie wir, das Für und das Wider über ein und denselben Gegenstand in einem Blatte aufnimmt, das für solche wissenschaftliche Prioritätsstreitigkeiten durchaus nicht bestimmt ist? Dem größeren Publikum aber kann an dem Fortspinnen solcher Streitigkeiten gewiß nicht viel gelegen seyn!

Die Redaction der Didaskalia.

*) Wir werden den gefeierten Namen nennen, wenn wir dazu autorisirt werden. D. R.

Main-Wasserwärme: 10. Juli, Morgens, 8 Uhr: 17 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samstag, 11. Juli. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth., Musik von Lortzing. (Gastrolle) Czaar: Hr. Clement, vom Theater zu Grätz.

Sonntag, 12. Juli. (Neu einstudirt): Das Leben ein Traum, Drama in 5 Abth., nach Calderon, von G. West. (Gastrolle) Roderich: Hr. Hock, vom Hoftheater zu Karlsruhe.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 190. Sonntag, den 12. Juli 1846.

Das Schlafzimmer.

Nach dem Französischen des Arsène Houssaye.

(Fortsetzung.)

„Es war auf einer kleinen archäologischen Reise, wo er mir zuerst seine Liebe gestand. Unseee ganze Familie und einige unserer Freunde unternahmen sie gemeinschaftlich, theils zu Wagen, theils zu Pferd oder zu Fuß. Gaston ritt; er fand ein besonderes Vergnügen daran, den Gefaheen zu trotzen, oder vielmehr, sich Gefahren zu schaffen; denn für einen geschickten Reiter bot der Weg eben keine dar. Hier und da eine Furth, ein steiler Fußpfad, ein kleiner Fluß, der im Kahne überschritten werden mußte, kurz ein Weg, wie man sie so häufig findet. – Auch ich wae zu Pferde; ich war stolz auf mein schönes Roß und mein Reitkleid; und meine achtzehn Jahre und der blaue Himmel über mir, machten mich ganz glücklich.

Der Weg war gebirgig geworden; ich ritt auf einem Fußpfade und lauschte dem lustigen Pfeifen dee Amseln. Auf ein Mal lenkt mein toller Cousin sein Pferd gerade auf den ziemlich steilen Abhang des Weges, um nur neben mir zu reiten. — „Gaston, was machen Sie da! geben Sie doch Achtung!“ rief ich ihm zu. — „Fürchten Sie nichts, meine schöne Cousine,“ gab er mir zur Antwoet, indem sein Pferd, das er schlecht zusammennahm, sich bäumte; „ich bin ein Fatalist. Uebeigens,“ — fuhr er fort, und bog sich näher zu mir, — „wäre es nicht ein süßer Tod, hier unter Ihren Augen, an einem so schönen Tage zu sterben?“ — Ich war weit entfernt, dies für Ernst zu nehmen. — „Das ist wieder einer der Einfälle, Wie nur Sie haben können!“ rief ich aus. — „Ach! wenn Sie wüßten, wie ich Sie liebe,“ sagte er. — „Ich zweifle nicht daran; ich weiß es bereits seit achtzehn Jahren.“ — „Ach! meine theure Cousine, ich liebe sie nicht mehr, wie ich Sie als Kind liebte; meine Liebe ist zur Leidenschaft geworden, die mich verzehet. Glauben Sie mie, wenn ich nicht hoffte, Sie doch noch einst zu erweichen, so stürzte ich mich gleich jetzt mit meinem Pferde die Felsen hinab.“ — Der Ausdruck von Wahrheit, mit welcher er diese Worte speach, erschreckte mich. Einen Augenblick vorher würde ich durch ein lautes Gelächter geantwortet haben; jetzt wagte ich weder zu antworten, noch zu lachen. — „Bedenken Sie,“ fuhr er mit einem waheen Ausdruck von Verzweiflung fort: „Bedenken Sie, daß das erste Wort, das Sie aussprechen werden, mich dem Leben zurückgiebt, oder mie den Tod bringt! Seit fast fünf Wochen kämpfe ich mit mir, aber vergebens. Immer und immer steht Ihr Bild vor mie!... Ich schließe die Augen .... aber kann man denn auch das geistige Auge schließen?“ — „Mein bester Cousin, lassen wir das jetzt!“ unterbrach ich ihn; „ich lebe nicht so in poetischen Regionen, wie Sie.“ — Grausame!“ rief er aus, und blickte gen Himmel. „Sie lachen, wo ich weine; aber nue Geduld, ich werde dereinst gerächt werden! Es wied eine Zeit kommen, wo auch Sie hoffnungslos lieben und im Stillen leiden werden; denn nue jenseits finden sich wahrhaft gleichgesinnte Seelen. Doch,“ fuhr er fort, indem er meine Hand ergriff, die ich ihm aber gleich wieder entzog, — „man soll niemals verzweifeln.“

„Zu meiner großen Feeude hatte das Gespräch hier ein Ende, da nun eine Reihe junger Birken den Fußpfad einfaßte und Gaston also verhinderte, längee neben mir zu eeiten. Während der ganzen übrigen Parthie vermied ich sorgfältig, mich wieder allein mit ihm zu befinden.

„Ich verbrachte den Abend auf meinem Zimmer und beschäftigte mich eben im Geiste mit dem überspannten Wesen meines Cousins, als meine Gouvernante mir ein Billet von Gaston brachte. Sie fügte hinzu, er sey im Begriff abzureisen und bäte mich, die wenigen Zeilen zu lesen und nur mit zwei Worten zu beantworten.

„Ich schwankte, was ich thun solle. Mein erster Gedanke war, ihm den Brief ungelesen zurückzuschicken; mein zweiter, ihn meinem Vater mitzutheilen; endlich entschloß ich mich, ihn zu lesen, um jeden unnöthigen Auftitt zu vermeiden. Ich habe die meisten der vielen lächerlichen, sonderbaren und überspannten Redensarten vergessen, die den Brief anfüllten. Da war ich ein Engel; da gestand er mit Beschämung, daß die Leidenschaft, die ich ihm eingeflößt habe, seine Vernunft verwirre, und daß nur ich ihm Leben und Vernunft wieder geben könne, und was dergleichen Uebertreibungen mehe waren.

„Nachdem ich Kenntniß von dem Inhalte des Briefes genommen, war ich keinen Augenblick zweifelhaft, daß ich nichts Anderes thun könne, als der thörichten Leidenschaft Gastons schwesterliche Vorstellungen entgegen zu setzen. Ich antwortete ihm in diesem Sinn; sicher that ich nicht recht daran, aber ich sah keine Gefahr voraus, und so ließ ich mich denn, gewiß aber in der besten Absicht, hinreißen.

„Ich schrieb ihm, daß er vor allen Dingen erst daran denken müsse, eine angemessene Stellung in der büegerlichen Gesellschaft einzunehmen, ehe er sich einer solchen Leidenschaft hingeben dürfe; daß es dazu, bei seiner Jugend und seinen Befähigungen, nur seines festen Willens bedürfe. In einem fast mütterlichen Tone verwies ich ihm seine Unthätigkeit, seine Trägheit, seine Nachlässigkeit. Um meinen Worten noch mehe Nachdruck zu geben, ließ ich die Hoffnung durchblicken, daß mein Vatre ihm meine Hand nicht versagen, und daß ich meine Hand nie ohne mein Herz weggeben werde.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Ausflug auf's Land.

(Von Wilh. Wagner.)

Von einem Freunde, der rasche Entschließungen liebt, gedrängt, entschloß ich mich, einen ländlichen Ausflug zu machen. Es war Sonnabend und eben halte die sechste Stunde des Nachmittags geschlagen, als wir an Bord des „Delphin" uns einfanden, um auf demselben die gefahrlose Wasserreise von Frankfurt nach Mainz zu unternehmen.

Der rasche Entschluß hatte mich wohlthuend angeregt und wie mit einem Ruck aus dem Schlendrian des Alltags gehoben. Auf ein eben vorübergezogenes Gewitter mit heftigem Regen hatte der Himmel sich aufgeheitert und war die Sonne wieder in ihre vollen Rechte getreten. Ihr freundlicher Strahl auf den langen Häuserreihen der schönen Quais unserer Mainstadt, das bunte Leben und Treiben im Hafen, das Eilen und Drängen der Passagiere auf dem Dämpfer bildete einen frappanten Contrast zu dem friedlichen Abendgeläute, welches den morgenden Sonntag verkündete. Wir sehen täglich die Abfahrt und die Ankunft der Dampfschiffe und der Locomotive der Eisenbahnen, aber wir bleiben gewöhnlich nur gleichgültige Zuschauer. Ganz anders, wenn wir selber reisen! Wir spielen dann mit in dem Drama, haben selbst eine Rolle übernommen und sind den kleinen Leiden und Freuden, Hoffnungen und Erwartungen der Andern durch unsere eigenen verknüpft. Das alte Sprüchwort: „Reisen ist Leben!" wird immer wahr bleiben, wenn es auch nur selten eine Reise um die Welt gibt. Wir hatten bald die Gränzen unseres Freistaates überschritten und freuten uns, das Dampfboot, dessen regelmäßigen Fahrten zwischen Frankfurt und Mainz mit jedem Jahre mehr benutzt werden, gewählt zu haben. Der schnellen Beförderung durch die Eisenbahn unbeschadet, gewährt die Fahrt zu Wasser, besonders stromabwärts, viel Annehmlichkeiten und die Einrichtung der Boote, so wie die Billigkeit der Preise läßt nichts zu wünschen übrig. Die kurze Fahrt zwischen Frankfurt und Mainz bot nichts Erhebliches, was hier zu erzählen wäre; auch die Gegend ist bekannt. Es war schon dämmerig geworden, als wir in Mainz an's Land traten. Die Rheinbrücke war von Spaziergängern, welche hier den schönen Sommerabend genossen, belebt und auch wir trennten uns ungern von diesem reizenden Orte. Im Hotel Barth fanden wir gute Aufnahme und Bedienung und dann, was auf Reisen wichtig ist, gute Betten. Schon in der Frühe des nächsten Tages verließen wir unsere freundlichen und gefälligen Wirthe und deren gastliches Haus, um uns nach dem eigentlichen Ziele unseres ländlichen Ausfluges, dem benachbarten Kostheim, kaum eine halbe Wegstunde entfernt, zu begeben.

Im reinsten Strahle der Morgensonne lag das grünumhegte ländliche Kostheim still und friedlich vor uns. Sonntäglich geputzte Bewohner und Bewohnerinnen des Dorfes und lustwandelnde Soldaten der Bundesfestung begegneten uns. Wir sprachen über die Leiden und Freuden des Bauernstandes und waren der Meinung, daß derselbe, wofern seine äußere Lage nicht allzu drückend, glücklicher sey, als ein großer Theil der Städter. Der Bauernstand ist der wichtigste im Lande, indem von der sorgfältigen Benutzung des Bodens der Wohlstand und Reichthum des Staates abhängen. Der Landmann lebt in der freien Natur und genießt die gesunde Luft, während der Städter in enge Räume eingeschlossen ist und schädliche Dünste aller Art einzuathmen hat. Seine schwere Arbeit verrichtet Jener im Freien und nach ihr schmeckt ihm sein Stück Schwarzbrod besser, als dem Reichen seine köstliche Mahlzeit; seine Genüsse sind einfach, aber auch unschädlich und von manchen Plagen, welche der städtische Luxus erzeugt, wird er nicht heimgesucht. Ihm keimen und wachsen seine Saaten bei Regen und Sonnenschein und gedeihen zur reichen Ernte; er sieht mit Lust den selbst gepflanzten Obstbaum blühen und im Herbste mit schönen Früchten prangen; er freut sich des Weinstocks, der seine ländliche Wohnung umzieht und ihm den edeln Rebensaft spendet. Ich habe die Fürsten und die Mächtigen der Erde um ihre glänzenden Feste, ihre reichen Lebensgenüsse, ihre stolzen Paläste und um die Huldigungen, die man ihnen darbringt, noch nie beneidet, wohl aber um das Vorrecht, Segen zu spenden und Tausende beglücken zu können. Sie könnten den Göttern gleichen und dazu beitragen, ein irdisches Paradies um sich erblühen zu sehen; und wie viel bleibt ihnen, besonders in Bezug auf die Verbesserung der Lage des Landmannes, noch zu thun übrig!

Das freundliche Kostheim, wo Alles recht sonntäglich aussah, durchschreitend, gelangten wir an das Haus unseres Freundes S., welchem unser ländlicher Besuch galt, und dem wir eine Ueberraschung zugedacht hatten. Hätten wir ihm unsere Ankunft vermeldet, so hätte er vielleicht zum würdigen Empfang so hoher Gäste ein Festkomittée zusammenberufen und uns mit Böllerschüssen und Glockengeläute empfangen oder gar mit einer langen Rede über den Geist des Jahrhunderts und die Bestrebungen der Gegenwart, die wir dann eben so rhetorisch hätten erwiedern müssen, was für den einen oder den andern Theil hätte gefährlich werden können; denn freie Reden sind oft eben so gefährlich, als freie Thaten, und ein friedlicher Bürger spricht, wie mein Freund zu sagen pflegt, immer am besten, wenn er schweigt. So geschah unser Einzug ohne allen Pomp und in bescheidener Stille, ohne die Lorbeern und Rosen des Ruhmes, aber auch ohne dessen Wermuth und Dornen. Die Journalistik kommt dabei um einen brillanten Festbericht, wir aber gewannen einen friedlichen, von den Huldigungen des Volkes und den Befehdungen der Parteien ungestörten Tag. Wir wurden sehr freundlich aufgenommen. Bei'm dampfenden Kaffée und dem Aroma der kräftigen Cigarren knüpften wir Erinnerungen aus vergangenen Tagen an die Bilder der Gegenwart. Man verweilt ja so gerne in diesem Museum, worin die durch die Entfernung der Zeit verschönerten Ereignisse stehen. Jeder Lebenslauf, so wenig er auch nach außen hin bewegt seyn mag, hat doch der mannichfaltigen Verschlingungen, der kleinen Leiden und Freuden, der Kämpfe und Bestrebungen so viele, und in engen wie in weiten Kreisen giebt es des buntesten Wechsels nicht wenig. Damals waren wir noch Junggesellen, unruhig und wanderlustig, schwärmerisch und voll von Idealen, ungezügelt und überschäumend, weit ausgreifend und hochfliegend, jetzt sind wir Familienväter geworden, ruhig und bedächtig, bescheiden und entsagend, abgekühlt und nicht selten nüchtern, praktisch und egoistisch, ängstlich und besorgt. Die Kontraste sind grell, aber die Uebergänge waren so unvermerkt, wie die aus einer Jahreszeit in die andere es sind. Wir hatten uns viel zu erzählen, doch kürzten wir die Unterhaltung ab, und nahmen den Vorschlag unseres Freundes zu einem ländlichen Spaziergang gerne an.

Man macht oft große Reisen, um schöne Gegenden zu sehen, und dagegen ist nichts einzuwenden; aber auch in der Nähe kann man es haben, und die Welt ist überall schön. Auf einer Anhöhe in den Kostheimer Weinbergen angelangt, lag ein herrliches und liebliches Panorama vor uns, im vollen Glanze der schon hoch am Himmel stehenden und Alles mit ihrem goldenen Lichte überfluthenden Sonne. Im Vordergrunde das grün umhegte und von wogenden Saatfeldern umzogene ländliche Kostheim, der in den Rhein sich ergießende Main mit seinen grünen Gestaden, weiter hinaus Biebrich und Mosbach und ein Theil des gesegneten Rheingaus, links die jenseitigen Rheinufer, die Kaiserstraße, Mainz, mit seinen zahlreichen Kirchen und Thürmen, weiter hinauf Laubenheim an den Rebhügeln gelagert, und noch weiter in östlicher Ferne die Bergstraße und den Melibokus, rechts die Taunuskette und das buntschattirte Netz ihrer Dörfer, Thürme, Wälder und Felder; Alles so malerisch geordnet und so reizend gruppirt, — wer könnte dies reiche Panorama beschreiben! Wir hatten den Moment einer günstigen Beleuchtung getroffen, und auf diesen kommt es bei

allen Kunst-, Natur- und Menschenbeschauungen gar viel an. Man muß die Dinge im rechten Lichte sehen, wenn man sie recht genießen will, während bei falscher Beleuchtung auch das Schönste oft unvortheilhaft erscheint. Unter einem weitschattenden Nußbaum gelagert, versenkten wir uns in die Bilder der herrlichen Landschaft und vergaßen bis auf die Erinnerung das lärmende Gewühl und die Sorgen der Stadt. Im weiten und friedlichen Tempel der Natur hielten wir Morgenandacht und lobten den Herrn, der in allen seinen Werken sich so verständlich und so geheimnißvoll zugleich offenbart.

(Schluß folgt.)

Baden-Baden.

(Von Dr. Wilh. Dieffenbach.)

(Fortsetzung.)

Im Innern der Stadt Baden ist die Pfarrkirche und ihre nächste Umgebung besonders besuchenswerth. Auf der sehr abhängigen Bergterrasse, die sie schmückt, entspringt, neben der Antiquitätenhalle, die warme Heilquelle, welche durch eine unterirdische Leitung bis zu dem Orte ihres Ausflusses in der Trinkhalle geführt wird. Nahe dabei steht noch die alte schmucklose Trinkhalle, die einen auffallenden Kontrast mit der neuen bildet und in der That nicht viel besser ist, als eine geräumige Wildscheuer, wo man den Stürmen und allem Ungestüm der Witterung preisgegeben ist. Die eben erwähnte Antiquitätenhalle, welche im Jahr 1804 errichtet wurde, enthält eine Sammlung römischer Alterthümer, die in und um Baden aufgefunden wurden. Sie mögen wohl alle ihren besonderen geschichtlichen Werth haben, allein als Kunstwerke der römischen Sculptur wird sie wohl Niemand betrachten wollen. Gibbon hat in seinem bekannten Geschichtwerke auch dem Verfalle der Wissenschaften und Künste in dem weltgebietenden Römerreich einen interessanten Abschnitt gewidmet, und wenn man diesen gelesen hat, wird man sich wohl schwerlich noch wundern, daß die klassischen Ueberreste römischer Kunst, besonders im Fache der Sculptur, in Deutschland zu den seltenen gehören.

Baden-Baden dürfte auch noch in manch anderer Beziehung die Aufmerksamkeit der für die näher liegenden Interessen des bürgerlichen Lebens zunächst eingenommenen Reisenden erregen. Das große Thema des Tages: die landwirthschaftlichen Verbesserungen, ist auch hier im Schwange und wird nicht bloß auf dem Papier, sondern auch in der Praxis verhandelt. Hr. Regierungsrath Berolla zu Baden hat ein Versuchsfeld angelegt, wo die Wunder der chemischen Samen- und Pflanzendüngung, seiner Versicherung zufolge, in den erfreulichsten und überraschendsten Ergebnissen zu schauen sind. Er gelangte zu so glänzenden Resultaten durch chemische Behandlung des Samens und durch Anwendung des Dungpulvers, daß er auf ganz schlechtem Boden sowohl Halmfrüchte als Wurzelgewächse von ausnehmender Größe und Güte erzielte. Hr. Berolla hat über diesen Gegenstand auch eine besondere Schrift unter dem viel verheißenden Titel herausgegeben: „Neues Ackerbausystem, oder Befreiung des Landwirths von den Fesseln der Bodendüngung." — Wie bei allem Neuen, was sich im Leben Bahn zu brechen sucht, Widerspruch in der Regel nicht auszubleiben pflegt, so auch bei der in neuerer Zeit auf's Tapet gebrachten chemischen Samen- und Pflanzendüngung, welche warme Anhänger und Vertheidiger, aber auch hartnäckige Gegner gefunden hat, die Alles dahin Gehörige schlechthin verwerfen und es in keinerlei Beziehung gelten lassen wollen. Es scheint mir, daß man von beiden Seiten zu weit geht, und daß man besser daran thäte, erst die Ergebnisse größerer Versuche in Betreff der chemischen Samen- und Pflanzendüngung abzuwarten, ehe man über ein Verfahren unbedingt den Stab brechen wollte, welches bereits die Aufmerksamkeit großer Gutsbesitzer in England und in den Niederlanden erregt hat. Die mineralische Pflanzendüngung ist übrigens nicht neu und hat bei dem Klee und dem Wieswachs schon längst ihren praktischen Nutzen bewährt. Warum sollte diese Art von Düngung nicht noch weiterer Vervollkommnung fähig seyn? Professor Liebig, der den Stillstand nicht liebt, ist auch darin mit einem achtungswerthen Beispiel vorangegangen. Die unter seiner Leitung in England errichtete große Fabrik für ein mineralisches Dungmittel scheint dafür zu sprechen. Wenn die Anwendung desselben sich durch die Erfahrung im Großen vollkommen erprobt hat, so wird nicht allein die englische, sondern auch die deutsche Landwirthschaft eine neue Garantie ihres steigenden Flors erhalten haben. Man darf wohl in dieser Beziehung die besten Hoffnungen hegen, da nicht leicht anzunehmen ist, daß Professor Liebig eine große industrielle Unternehmung auf nichtige Voraussetzungen gründet, und daß Lords und andere große Güterbesitzer auf der britischen Insel Tausende von Pfunden einem durch theoretische und praktische Gründe nicht hinlänglich garantirten Unternehmen mit freigebiger Hand darzubringen geneigt seyn sollten. Warten wir also erst einen durch die Erfahrung hinlänglich verbürgten Erfolg im Großen ruhig ab, ehe wir den landwirthschaftlichen Neologen widersprechen und sie eines Besseren belehren wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Kurze Nachricht von der Beschießung und Uebergabe der Stadt Frankfurt am Main an die französischen Truppen im Juli 1796.

Wir theilen hier zur Erinnerung an den 50jährigen Gedächtnißtag der Beschießung und Uebergabe unserer Stadt ein zur damaligen Zeit hier im Druck erschienenes Flugblatt unsern Lesern wörtlich mit:

Am 11. und 12. Juli ging die ganze kaiserliche Armee unter Befehlen des Feldzeugmeisters, Grafen von Wartensleben, auf mehreren Schiffbrücken und durch hiesige Stadt, über den Main zurück, mit Ausnahme derjenigen Truppen, welche hier zur Garnison blieben, und sowohl die Wälle als unsere Mainbrücke mit Kanonen besetzten. Die französische Sambre- und Maas-Armee, unter Commando des Generals Jourdan, rückte sogleich nach, und der Vortrab kam am 12. Vormittags vom Friedberger Warththurm her in die Nähe der Stadt. Abends 6 Uhr begann zwischen den Franzosen und den Kaiserlichen eine lebhafte Kanonade vor dem Friedberger oder neuen Thor, welche ohngefähr eine Stunde dauerte und wobei die Franzosen mehrere Haubitzen in die Stadt warfen. Einige zündeten; das Feuer ward aber sogleich gedämpft. Bald darauf kam ein französischer Offizier nebst einem Trompeter mit verbundenen Augen herein, um die Stadt aufzufordern, erhielt aber sowie ein zweiter hereingekommener Offizier, von dem kaiserlichen Commandanten abschlägige Antwort.

Am 13. Morgens ¾ auf 2 Uhr fingen die Franzosen abermals an, aus zwei vor dem Eschenheimer und Friedberger Thor hinter Gartenhäusern errichteten Batterien, die Stadt zu beschießen. Einige Haubitzen zündeten; das Feuer ward jedoch bald gelöscht; viele Häuser aber wurden beträchtlich beschädigt. Eine Haubitze schlug in die Constabler Wache und tödtete einen Arrestanten; eine andere erschlug einen hiesigen Bürger am Friedberger Thor in seinem Zimmer. Mitten unter dem Kugelregen eilten Deputationen aus dem Magistrat und der Bürgerschaft zu der französischen und kaiserlichen Generalität, um Schonung der Stadt zu bitten. Der kaiserl. Commandant ward von den Franzosen neuerdings, wiewohl vergeblich, aufgefordert, und die Stadt mit einem abermaligen Bombardement bedroht.

Schnell verbreitete sich diese fürchterliche Nachricht durch die

ganze Stadt, und mit Ihr Furcht, Angst und Schrecken. Man befürchtete nicht nur Beschießung und Brand, sondern wohl gar einen Sturm und alle damit verbundenen Gräuel. Mehrere Tausend Personen jedes Alters, Geschlechts und Standes, besonders Weiber und Kinder, rafften in der Eile wenige Habseligkeiten zusammen, verließen unter lautem Jammern und Klagen die Stadt und flüchteten sich über den Main nach Offenbach, Hanau und andere nahgelegene Oerter. Der Mangel an Fuhrwerk und Pferden machte diese traurige Scene noch erschütternder. Greise und Matronen, schwache Mütter mit mehreren Kindern an der Hand und Säuglingen an der Brust, eilten zu Fuß aus der Stadt, und verließen Alles, um nur ihr Leben zu retten. Die Zurückgebliebenen retteten sich und ihre besten Sachen in die Keller, um sich vor dem mörderischen Geschütze zu sichern.

Noch schwebte man zwischen banger Furcht und Hoffnung, daß die neuerdings abgegangenen Deputationen vielleicht noch einen günstigen Erfolg haben möchten, um das gedrohte Bombardement abzuwenden, als plötzlich am 13. Nachts mit dem Schlag 11 Uhr eine fürchterliche Kanonade begann, und unsere Stadt in die größte Bestürzung und Angst versetzte. Eine Menge Haubitzen stürzten vom Eschenheimer und Friedberger Thor her, aus drei Batterien, in die Stadt; viele zündeten; an mehreren Orten brach Feuer aus. Eine gute Stunde dauerte das Bombardement, während welchem fast Niemand sich aus seinem Hause zum Löschen wagte, und so griffen die Flammen an mehreren Orten schrecklich schnell um sich. Auf der großen Eschenheimer Gasse brannte von zwei Häusern das Dachwerk ab. Auf der Friedberger Gasse wurden vom Gasthof zum gelben Hirsch das Hinterhaus, mehrere daran stoßende Hintergebäude, Scheunen und Gewölbe mit Waaren von vielen tausend Gulden Werth vom Feuer verzehrt. Der schrecklichste Brand betraf die Judengasse, die vom Eingang an der Bornheimer Pforte bis zur Synagoge, also zur Hälfte ein Raub der Flammen ward. Ueber 140 Judenhäuser liegen in der Asche; 24 Stunden lang brannte das Feuer ununterbrochen fort und konnte kaum durch die vereinigte höchste Anstrengung der Löschenden gedämpft werden. Selbst noch die folgenden Tage loderte die Flamme von Zeit zu Zeit aus den mit Waaren und Mobilien angefüllten Kellern hervor, und fürchterlich glühte der ungeheure Schutthaufen, in dem Millionen, die ganze Habe mehrerer hundert Familien, verzehrt liegen. — Schrecklich war der Anblick der himmelan strebenden Flamme in der finsteren Nacht; der ganze Horizont eine Glut, von brennenden Haubitzen durchkreuzt, die Tod und Verderben drohten und weder Rettung noch Löschen gestatteten.

Drei Personen sind bei diesem Brande erschlagen, viele beschädigt worden; mehrere werden vermißt. Ein großer Theil, ja die ganze Stadt war in augenscheinlicher Gefahr. Der Windstille, den guten Löschungsanstalten, den weisen Anordnungen der herbeigeeilten Magistratspersonen, der unermüdeten Thätigkeit aller Einwohner und der Unerschrockenheit der anwesenden Tschaikisten verdanken wir die Dämpfung des Feuers. Auch die französische Generalität schickte mit ihren Pferden aus den von ihr besetzten nahen Dörfern drei Spritzen herein. Außer den niedergebrannten Gebäuden sind viele Häuser durch die Haubitzen beträchtlich beschädigt, viele Dächer zerschmettert worden, besonders auf der Zeil, der Allerheiligen-, Friedberger-, Döngesgasse und Schnurgasse.

(Schluß folgt.)

K o r r e s p o n d e n z.

D a r m s t a d t, 9. Juli.

In B i r n h e i m verwandelte sich am vorigen Sonntag Nachmittag das Glockengeläute für die Nachmittagskirche plötzlich in ein Sturmgeläute, als Feuerruf mit der Nachricht erscholl, daß der W a l d l i c h t e r l o h b r e n n e und Dampfwolken emporwirbelten, deren Harzgeruch sich weithin verbreitete. Die Kirche ward sofort geschlossen und alle arbeitsfähige Männer machten sich auf den Weg nach dem Walde, wo, im Zusammenwirken mit benachbarten Gemeinden, die zur möglichst engen Begränzung des Feuerherdes erforderlichen Vorkehrungen getroffen wurden, die um so peinlicher waren, als die große Hitze des Tages (26¹/₂ Grad Reaumur, nach den Beobachtungen des großh. Katasterbureau's), in Verbindung mit der Gluth des Waldes, fast unerträglich war. Der Brand hat 1100 Morgen Wald verwüstet, und zwar dergestalt, daß die vom Feuer geschwärzten und am unteren Ende angebrannten Stämme alle gefällt werden müssen, welche einen Ertrag von 50,000 Stecken Kiefernholz geben sollen. Der furchtbare Brand begann Nachmittags 2 Uhr und dauerte bis in die Nacht hinein, ehe es gelang, dem weiteren Umsichgreifen der Flammen Gränzen zu setzen. Die ergiebigste Nahrung fand das Feuer in den Zweigen der hohen Bäume, wo es, vom Winde hin und her getrieben, einem hoch in der Luft schwebenden Feuermeere, welches bald die Erde leckte, bald in die Wolken schlug, zu gleichen schien. Der verbrannte Wald ist fiscalisches Eigenthum und so gelegen, daß weder eine fahrbare Straße, noch sonst ein gangbarer Weg hindurchführt. Die Vermuthung liegt daher sehr nahe, daß hier die Hand verwegener Frevler Feuer angelegt haben müsse. — Wie sehr besucht am vorigen Sonntag die Bergstraße durch das herrliche Transportmittel der E i s e n b a h n war, mögen Sie allein aus der Thatsache abnehmen, daß bei Hrn. D i e f e n b a c h zu Zwingenberg, wo man gut aufgenommen ist, die Table d'hote mit 150 Personen besetzt war. Wird erst die Main-Neckar-Bahn ihrer ganzen Länge nach befahren werden, dann dürften sich noch weit auffallendere Resultate in Betreff der Frequenz der interessantesten Orte der Bergstraße herausstellen. — Gestern Abend gaben die Herren H e r z ihre zweite musikalische Abendunterhaltung auf dem Chausseehause, die, gleich der ersten, alle Reize einer ausgewählten und glücklich executirten Musik in sich vereinigte. Schon seit Jahren haben diese Sommerkonzerte bei dem hiesigen kunstliebenden Publikum ungetheilten Beifall gefunden.

Den Freunden des auf den 12. d. M. stattfindenden Gebirgsausfluges, die auch in diesem Jahre nach Tausenden zählen, möchte die Nachricht nicht unerfreulich seyn, daß am 11., als am Vorabend des ländlichen Festtages, wieder ein Feuerwerk im Gebirge abgebrannt werden wird. Hoffentlich wird in diesem Jahre kein Unwetter die Feuerwerker in ihrem Unternehmen stören und so hoffen wir denn, am Samstag Abend 10 Uhr sowohl in Kronberg, als auf dem Falkenstein und auf dem Feldberg weit sichtbare Leuchtkugeln aufsteigen zu sehen: Verkündiger und Vorboten allgemeiner Lust, wozu Gott gutes Wetter bescheren wolle!

Auflösung der Charade in Nro. 188:

A l p e n h o r n.

Main-Wasserwärme: 11. Juli, Morgens, 8 Uhr: 17 Grad.

W. G e r l a c h, Schwimmlehrer.

T h e a t e r - A n z e i g e.

Samstag, 11. Juli. C z a a r u n d Z i m m e r m a n n, komische Oper in 3 Abth., Musik von Lortzing. (Gastrolle) Czaar: Hr. E l e m e n t, vom Theater zu Grätz.

Sonntag, 12. Juli. (Neu einstudiert): D a s L e b e n e i n T r a u m, Drama in 5 Abth., nach Calderon, von G. West. (Gastrolle) Roderich: Hr. H o c k, vom Hoftheater zu Karlsruhe.

Redacteur: J. L. H e l l e r. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 191. Montag, den 13. Juli 1846.

Das Schlafzimmer.

Nach dem Französischen des Arsène Houssaye.

(Fortsetzung.)

„Am folgenden Morgen erhielt ich einen mehrere Bogen langen Brief von ihm, den ich beantwortete, ohne ihn ganz gelesen zu haben. Gaston sagte darin, daß der einzige ihm gezeigte Hoffnungsschimmer ihn zu Allem begeistere, daß er muthig ausziehen werde, um die Welt zu erobern, — daß er auf eine Ministerstelle, auf die eines Marschalls von Frankreich, ja, wäre es möglich, auf die königliche Würde selbst hinarbeiten werde, — daß er, mit Einem Worte, zu Allem bereit sey, was ihn mit Ruhm, wenn auch nicht mit Glück, krönen könne.

„Ich schrieb ihm, daß das Glück gewiß dem Ruhme folgen werde; und da ich eben nichts Besseres zu thun hatte, ließ ich mich gehen und kritzelte mehrere große Seiten voll. Ich fand gewissermaßen Vergnügen daran, meinem Cousin gute Rathschläge zu geben, obgleich er neun Jahre älter war, als ich.

„Er verweilte noch acht Tage lang bei uns, und während dieser Zeit wechselten wir noch einige Briefe. Dieser fortgesetzte Briefwechsel fing aber bald an, mir lästig zu fallen. Der Ton in den Briefen Gastons wurde immer leidenschaftlicher, und ich fühlte wohl, daß ich Einhalt thun müsse, da ich mich in eine gefährliche Stellung begeben hatte, die zuletzt für mich unangenehme Folgen haben konnte, zumal ich sicher war, seine Gefühle niemals erwiedern zu können.

„Gaston, der durch den Tod einer Großtante genöthigt war, einige Familienangelegenheiten zu ordnen, reis'te ab, und zwar ungern und sehr verstimmt.

„Leben Sie wohl, Blanche," sagte er bei'm Abschiede, indem er meine Hand küßte: „nur Ihrer würdig, kehre ich zurück."

„Wir, mein Vater und ich, begleiteten ihn bis an das Ende der Allee, an welcher der Eilwagen, der ihn aufnahm, vorbei fuhr. Als ich ihn fortfahren sah, empfand ich ein seltsames Gemisch von Freude und Schmerz. Ich kann nicht leugnen, daß ich froh war, mich von meinem Cousin befreit zu sehen, der mich so hartnäckig mit seiner Liebe verfolgte; aber ein trauriges Vorgefühl sagte mir zugleich, daß ich ihn nicht wieder sehen werde.

„Bald hatte ich Spaziergänge, Briefe, ja den Romanhelden selbst vergessen. Ich kehrte nach Paris zurück, um, wie gewöhnlich, den Winter dort zuzubringen, und vielleicht, mein Herr . . . ."

Frau von Verneuil blickte ihren Gemahl bei den letzten Worten zärtlich an.

„Erinnern Sie sich," fuhr sie fort, „daß wir uns zuerst bei Madame C. trafen? Sie hatten in meinen Augen den großen Vorzug, weder mein Cousin, noch irgend ein Romanheld zu seyn. Doch, hier ist nicht der Ort, der ersten Zeit unserer Ehe zu gedenken," unterbrach sich Frau von Verneuil selbst. Dann fuhr sie fort:

„Schon längst dachte ich nicht mehr an meinen armen, thörichten Cousin; da kam vor drei Tagen ein Bedienter zu mir, und übergab mir, nachdem er sich überzeugt hatte, daß ich allein sey, einen Brief und zwei Schlüssel.

„Was soll dies bedeuten?" fragte ich ganz erstaunt.

„Ich weiß es nicht Madame, ich entledige mich nur eines erhaltenen Befehles."

„Ich drehte den Brief wohl zwanzig Mal um, ehe ich ihn entsiegelte, und eben so oft besah ich die Schlüssel. Endlich, mit heftigem Herzklopfen, erbrach ich ihn. Obleich ich mit keinem Gedanken an Gaston d'Avrigny dachte, so erkannte ich doch augenblicklich seine Hand. Ich ahnete sogleich irgend ein trauriges Ereigniß.

„Ich wußte erst seit einigen Monaten, daß Gaston, nachdem er Allerlei unternommen hatte, und alle seine Pläne fehlgeschlagen waren, als gemeiner Soldat in die Armee von Algier getreten war, wo er, beiläufig gesagt, den General Lamoricière kannte. Er war wie für den Krieg geschaffen; denn seine Haupteigenschaft war ein männlicher Muth. Bei dem letzten Angriffe gegen die Araber ist er auf dem Schlachtfelde von einer tödtlichen Kugel getroffen worden. Doch, dieser Brief wird hinreichen, Sie vollkommen über die Ursache meiner Gegenwart in diesem Zimmer aufzuklären."

Mit diesen Worten überreichte Frau von Verneuil ihrem Gemahl den letzten Brief Gastons.

Herr von Verneuil ergriff den Brief und zugleich die Hand seiner Gemahlin. Die Gräfin athmete tief auf, senkte das Haupt, und ihre Wangen überflog das sanfte Roth der Freude.

(Schluß folgt.)

Ein Ausflug auf's Land.

(Von Wilh. Wagner.)

(Schluß.)

Die auf dem höchsten Punkte ihrer Wanderung angelangte Sonne versendete glühenden Brand; auch hörten wir den einladenden Ruf der Mittagsglocke und traten daher den Rückweg an. Die sorgsame Hausfrau unseres Freundes S. hatte ein Mahl bereitet, dem man das Unerwartete unseres Besuches nicht anmerkte. Hausfrauen halten etwas auf die Ehre ihrer Küche und wissen sich in der Verlegenheit eines plötzlichen Ueberfalls durch besuchende Freunde immer zu helfen. Mein Reisegefährte, welcher bei öffentlichen und Privat-Festen gerne seine mit schönen Redefiguren verzierten Drachen steigen läßt, d. h. gerne Toaste bringt, ließ sich den auf das Wohl der Hausfrau nicht nehmen und verbreitete sich so ausführlich, daß er dadurch beinahe um den Genuß der süßen

Schüssel gekommen wäre, über den oft verkannten, aber schönen Wirkungskreis der Frauen, deren liebevolle Sorgfalt die trüben Tage uns erheitert, die Lust der freudigen verdoppelt, das Schöne und Anmuthige im häuslichen Kreise pflegt, den Wohlstand des Hauses erhält, der Freundschaft ein Asyl gewährt und den Kindern eine treue Führerin und ein Vorbild ist. Von der modernen Frauenemancipation wollte er aber nichts wissen und meinte, es sey genug, daß wir Männer unter dem Regimente des Pantoffels stünden, — gegen das einer Amazonenherrschaft mit Spornen und Reitgerte sollten und müßten wir protestiren. Als wir im Wechsel heiterer Gespräche auch auf die vielen vortrefflichen und segensreichen Vereine unserer Zeit kamen, nach deren Anzahl und Tendenz man erwarten sollte, daß bald ein Himmel auf Erden erscheinen und alle irdischen Unvollkommenheiten verschwinden würden, bemerkte die Hausfrau mit dem ihr eigenen Ausdruck liebenswürdiger Laune: „Ich will es mir gefallen lassen, daß Ihr in Eueren hundertfältigen Vereinen, Comité's, Sitzungen, Berathungen und festlichen Zusammenkünften das allgemeine Wohl der Menschheit zu fördern sucht und Euch durch Reden und Toaste wirklich und vielleicht eben so oft auch nur scheinbar begeistert; aber ich wünschte auch, daß Ihr diese edeln Entschlüsse, diese humanen Bestrebungen, diese hochherzigen Gesinnungen im häuslichen Kreise beibehieltet. Aus der Familie muß die Beglückung der Welt hervorgehen und wenn Ihr hier mürrisch, kalt, launig, hart und verletzend gegen Euere nächsten Umgebungen, keines Opfers fähig, egoistisch, hypochondrisch und wer weiß was Alles noch seyd, was nützen dann Euere schönen Reden dort in der Oeffentlichkeit, Euere philanthropischen Ideen, Euere Vereine und Emancipationen!" Die Rednerin hatte nicht ganz Unrecht und Mancher würde wohl besser thun, wenn er im öffentlichen Leben lieber etwas kleiner, aber im häuslichen dagegen größer zu erscheinen sich bestreben wollte. Nach Tisch fühlte Jeder von uns das Bedürfniß, durch eine kleine Siesta die etwas abgespannten Lebenskräfte zu stärken, um so mehr, als wir für den Nachmittag einen Abstecher in's Rheingau projectirt hatten. Dieser kam zu Stande, wurde jedoch nicht weiter ausgedehnt, als bis nach Biebrich; denn die Hitze war heute zu drückend. Wer kennt und liebt ihn nicht, den vielbesuchten und vielbesungenen Rheingau. Ein flüchtiger Blick auf seine Geschichte möge hier Raum finden!

Nach Vertreibung der Römer aus Germanien wurde der Rheingau, gleich wie die andern deutschen Ländertheile unter der Herrschaft der Merowinger und Karolinger durch eigene Grafen regiert. Vom zehnten Jahrhundert an gehörte er zu dem Erzstifte Mainz. Um das gesegnete Ländchen vor feindlichen Ueberfällen zu schützen, wurde im eilften Jahrhundert ein Verhag oder Pfahlgraben, das Gebück genannt, angelegt, welches man später an vielen Stellen mit Thürmen und befestigten Pforten versah.

Dieses also verwahrte und abgeschlossene Ländchen (vergl. der malerische Rheingau und seine Umgebungen von A. v. Stolterfoth) bildete auch durch seine eigenthümliche und höchst freie Verfassung ein für sich abgeschlossenes Ganze, einen kleinen Staat im Staate. Seine Bewohner, denen der fleißige Anbau und die Kultur schon berühmt gewordener Weine Wohlhabenheit, ja selbst so viel Reichthum verschaffte, um an frommen inländischen Klosterstiftungen den thätigsten Antheil zu nehmen, hatten sich, wie schon bemerkt wurde, nach und nach viele Rechte und Freiheiten erworben. Sie durften sich daher einer selbstständigen, von erzbischöflicher Einmischung ganz unabhängigen Verwaltung und Selbstregierung erfreuen.

Auch der zahlreiche inländische Adel und die Geistlichkeit hatten große Privilegien. Jener war frei von Personallasten und Abgaben, und hatten zum Theil eignen Gerichtsstand nebst freier Jagd und Fischerei. Aus seiner Mitte wurden seit dem Jahr 995 die Vicedome oder Statthalter des Rheingaus gewählt, obgleich auch noch die aus den frühsten Zeiten herstammenden Rheingrafen mit all' ihren von Kaiser und Reich verliehenen uralten Rechten und Vorzügen, bis zu ihrer Vertreibung durch Erzbischof Werner von Mainz, neben ihnen fortbestanden.

Die von den Bürgern des Rheingaus gewählten Schöffen und Schultheißen bildeten nebst den Aebten der Klöster die Vorstände des Landes, dessen Rechte und Satzungen nach uraltem Brauch und dem Landweisthum, so wie in frühster Zeit nach salischen, ripuarischen und alemanischen Völkergesetzen vertreten wurden. Auch eine eigene Landwehr hatte der Rheingau, denn jeder Bürger war Soldat. — Auf den Gaudingen (Landtagen, Gerichtstagen) wurde Recht gesprochen, nach alt hergebrachter Weise in bürgerlichen wie in peinlichen Sachen. Sie wurden zuerst auf der Grafen- oder Lützelsau zwischen Geisenheim und Winkel, sodann aber auf der sogenannten Wachholderhaide und auch über der Höhe bei dem Dorfe Rehren, vom vierzehnten Jahrhundert an aber beständig in Eltwill gehalten.

Diese Gaudinge wurden höchst feierlich unter freiem Himmel drei Mal des Jahres begangen. Glockengeläute verkündete die Stunde des Gerichts. Der Gaugraf, und nach dem Erlöschen dieses Titels der Vicedom des Rheingaus, eröffnete es mit bloßem Schwert und nach der Sonne gewendetem Antlitz, und die strenge Gerechtigkeit der Richter und Schöffen waren der Stolz des Landes.

Die Freiheiten des Rheingaus wurden von jedem Erzbischof von Mainz als Landesherrn bestätigt und erneuert; dafür huldigte es ihm denn auch wie jedes größere Land seinem Fürsten.

Die späteren Schicksale des Rheingaus lassen sich in wenig Worten erzählen. — 1635, nachdem es die Schweden wieder verlassen hatten, kam es in die Hände der Kaiserlichen, deren Feldherr Gallas die Stadt Mainz durch Kapitulation wieder erhalten hatte. Nach dem westphälischen Frieden trat eine kurze Ruhe ein, welche 1689 durch die französischen Raubhorden unter Bouflers, Melac und Louvois, auf die traurigste Weise unterbrochen wurde. Als späterhin die Stürme der Revolution ausbrachen und Mainz 1793 zur französischen Republik schwören mußte, wurde der Rheingau ebenfalls von den Feinden besetzt, und diese abwechselnd, weil das Ländchen gleiches Schicksal mit Mainz hatte, wieder von den Deutschen verdrängt. Nach der Auflösung des Erzstiftes Mainz kam endlich, wie bekannt, der Rheingau an das herzogliche Haus Nassau.

Am Ende der schönen Allee vor dem Biebricher Schlosse genießt man eine herrliche Aussicht über den Strom und auf die fruchtbaren Ebenen, Dörfer, Klöster, Landhäuser und Rebenhügel des gesegneten Rheingaues. Solche Naturbeschauungen sind für den, welcher den beengenden Räumen der Stadt entflohen, eine wahre Herzstärkung, und er vermag kaum! sich von ihnen zu trennen. Der großartige Park des Biebricher Schlosses mit seinen hochgewölbten Baumgängen, schattenreichen Promenaden, erfrischenden Springquellen, lieblichen Ruheplätzen, einsamen Pfaden und seiner üppigen Vegetation nahm uns gastlich auf, und wir verweilten lange in seinen weiten Räumen. In der That ein fürstlicher Park und ein reizender Aufenthalt für den sinnigen Naturfreund oder für einen Dichter, der hier in friedlicher Stille seine geistigen Schöpfungen besser gestalten und vollenden würde, als im Gewühle der Welt. Man denkt hier unwillkürlich an Belriguardo und an den von seinen Leonoren gekrönten unsterblichen Tasso. — In dem, wenn ich nicht irre, Müller'schen Gartenlokale in Mosbach verplauderten wir bei einem Glase Rheinwein ein Stündchen. Wir sprachen über die politische Dichtkunst der neueren Zeit, die wir nicht verwerfen, aber noch weniger überschätzen zu dürfen glaubten, wie letzteres wohl häufig geschieht. So ist auch der Geschmack der Mode unterworfen, aber das wahrhaft Gute und Edle bleibt immer schön.

Es war Abend geworden und die achte Stunde bereits vorüber; wir verfügten uns nach dem Biebricher Bahnhofe, trafen

gerade zu rechter Zeit des Abganges ein und waren eine Viertelstunde später im Kasteler Bahnhofe angelangt. Hier zeigte sich heute die Erfindung der Eisenbahnen in wahrer Großartigkeit. Der Bahnhof war nicht geräumig genug, alle Waggons des langen Zuges aufzunehmen, welche weit über die Barièren hinausreichten. Es war ein wirklich imposanter Anblick, diese Tausende von Menschen aus allen Ständen der Gesellschaft ein- und aussteigen zu sehen, und dabei ging Alles mit einer Ordnung und Ruhe von statten, der wir unsere aufrichtige Bewunderung nicht versagen konnten. Trotz des langen Zuges wurden wir im ungestörten Fluge nach Frankfurt befördert. Man macht manchen guten und schlechten Witz über die Eisenbahn-Manie unserer Zeit, aber so oft man mit dem schnaubenden Dämpfer fährt, fühlt man sich von neuem gedrungen, über die Großartigkeit einer Erfindung zu staunen, welcher nur die der Buchdruckerkunst an die Seite gestellt werden kann. Was diese in intellektueller, das ist jene in materieller Beziehung, und der Einfluß von beiden ist eben so weit ausgreifend als unberechenbar. Es mögen nun die geehrten Leser, bei denen wir uns verabschieden wollen, um diese flüchtigen Skizzen nicht über die Gebühr auszudehnen, unsere Betrachtungen fortsetzen und diese Fragmente mit Freundlichkeit und Nachsicht hinnehmen.

Baden-Baden.

(Von Dr. Wilh. Dieffenbach.)

(Fortsetzung.)

Das Schöne und Bessere ist selten ohne Widerspruch und Kampf in's Leben getreten. Wurde ja doch der berühmte Herschel, als er noch bescheidener Organist an der Kapelle zu Bath in England war und mit Himmelsbeobachtung und der Verfertigung von Fernröhren aus bloßer Liebhaberei sich zu beschäftigen begann, wegen dieses seines Strebens von der Alltagswelt verspottet und für einen wunderlichen Sonderling gehalten. Allein demungeachtet ging der bloße Dilettant der Sternkunde seiner hohen Bestimmung als Astronom ersten Ranges mit reißenden Schritten entgegen, und die ganze Welt bewundert jetzt die großen und fruchtbaren Entdeckungen eines Mannes, der seinen Namen für ewige Zeiten mit dem Strahlenkranze der Unsterblichkeit umgeben hat. Verkennen wir daher nicht das Walten des menschlichen Genius in höheren wie in niederen Dingen, und sprechen wir nicht eher ab, bis wir gründlich prüfen und urtheilen gelernt haben. Zu Beidem gehören aber in empirischen Dingen Kenntnisse und ein reicher Schatz von Erfahrungen, welche nicht unmittelbar durch einen Griff, sondern nur durch lange fortgesetzte Beobachtungen und Studien erlangt werden können.

In einem Kabinet der Trinkhalle betrachtete ich öfter eine Ausstellung von Gemälden, unter welchen mehrere von berühmten Meistern waren, wie die beiden Portraits von Erich XIV. und Karl Stuart, von van Dyk; Narcissus von G. Honthorst und eine Landschaft von Moucheron. Die beiden theuersten Gemälde waren der heilige Sebastian (Preis 5000 fl.), von A. Caracci, und die büßende Magdalena (Preis 1100 fl.), von Fr. Floris. Das dieselbe fromme Büßerin darstellende Gemälde von Guido Reni, welches Hr. Bandel zu Worms in seiner interessanten Sammlung besitzt, kann — ich glaube es zuversichtlich behaupten zu dürfen — eine Vergleichung mit der Magdalena von Floris ohne Gefahr aushalten.

Für Journalistik und Tagesliteratur ist zu Baden in dem Conversationshaus durch eine Buchhandlung und durch die nöthigen Leseeinrichtungen gehörig gesorgt. Schriften von anlockendem Titel waren zum Verkauf ausgestellt, z. B.: „Das enthüllte Rußland. Von Adolph Heller. 1845", und ein anderes Werk: „Aus Mehmed Ali's Reich. Von Pückler-Muskau, 1845." Ersteres machte mich sehr neugierig, letzteres aber glaubte ich füglich ungelesen lassen zu dürfen, da ich den Hrn. Fürsten Pückler-Muskau durch seine früheren egyptischen Berichte in der Augsburger allgemeinen Zeitung schon längst als einen Verehrer und begeisterten Lobredner der Regierung des Vicekönigs von Egypten kennen gelernt hatte. Ich will gerne zugeben, daß Mehemed Ali der bessere, wo nicht der beste der heutigen asiatischen Despoten ist; allein sein Regierungssystem trägt doch gar zu sehr das Gepräge des Egoismus und des schreiendsten Monopolismus, als daß von einer Volksbeglückung im Geiste der allgemeinen Staatsinteressen nur im entferntesten die Rede seyn könnte. Hr. Pückler-Muskau findet zwar in seinem Nachfolger, dem bekannten Eremiten von Gauting, Freiherrn von Halberg, einen treuen Bundesgenossen, was die Beurtheilung von Mehmed-Ali betrifft; aber auch er, so hellsehend er sonst ist, wie viele Stellen seiner „Reise in den Orient" beweisen, scheint bestochen von dem Nimbus der Macht des egyptischen Herrschers, der, gewandt und klug genug, die Rücksichten, welche man gegen europäische Bildung am Nil zu nehmen hat, gehörig zu würdigen und am rechten Orte auch anzuwenden weiß. Unser verehrter Eremit aus Deutschland, den man in dem civilisirten Baden-Baden im Sommer 1839 wegen seines langen Bartes und seines Anzugs polizeilich auswies, erregte wegen dieser unschuldigen Ausschmückungen seiner Person in dem „barbarischen Orient", in Egyptens Hauptstadt durchaus keinen Anstoß; er erfreute sich vielmehr der auszeichnenden Gunst, bei dem Vicekönig eine Audienz zu erhalten, mit ihm auf einem und demselben seidenen Divan zu sitzen, Kaffee zu trinken und Tabak zu rauchen. Welch' eine Herablassung orientalischer Hoheit gegen einen simplen europäischen Reisenden, der ohne alle Ansprüche den Boden Egyptens betreten hatte! Doch ist man Mehmed-Ali auch die Anerkennung schuldig, daß seine Bildung, und der Trieb, sich zu unterrichten, ihn den europäischen Reisenden so leicht zugänglich machen.

(Schluß folgt.)

Kurze Nachricht von der Beschießung und Uebergabe der Stadt Frankfurt am Main an die französischen Truppen im Juli 1796.

(Schluß.)

Am 14. Morgens 7 Uhr kam die hier unten folgende Capitulation zu Stande. Am 16. verließen die Kaiserlichen die Stadt, und die französischen Truppen rückten in bester Ordnung ein. Die Infanterie besetzte die Wälle, und viele Cavallerieabtheilungen patrouillirten durch die Straßen. Nachmittags lieferte die Bürgerschaft und die Stadtgarnison in Beiseyn französischer Offiziere, alle Waffen in das Zeughaus ab. Die französischen Generale und Offiziere geben sich alle ersinnliche Mühe, die strengste Mannszucht und Ordnung unter den Truppen zu erhalten. Commandant in der Stadt ist General Darnaud. Sowohl von diesem als von dem Divisionsgeneral Bonnard sind bereits mehrere Schreiben an den Magistrat, die Polizei betreffend, und hierüber von dem Magistrate Verordnungen an die Einwohner ergangen. Niemand soll gezwungen werden, Mandate anzunehmen. Die vom General Jourdan unserer Stadt auferlegte Kriegs-Contribution besteht in der ungeheuren und unerschwinglichen Summe von sechs Millionen Livres in klingender Münze, und zwei Millionen Livres in verschiedenen Naturallieferungen. Das erste Drittel soll binnen drei Tagen, das zweite Drittel den 27. Juli, und das letzte Drittel den 6. August, unter Androhung weiterer Erhöhung, ja selbst persönlicher Verantwortlichkeit, bezahlt seyn.

Die mehr als väterliche Fürsorge, die unermüdete Wachsamkeit und rastlose, Tag und Nacht anhaltende Thätigkeit unsers ganzen

Magistrats überhaupt, so wie insbesondere der niedergesetzten Kriegsdeputation in diesem für unsere Stadt so höchst unglücksvollen Zeitpunkt, ist über alle Beschreibung. Nichts kommt diesen wahrhaft patriotischen Bemühungen und Aufopferungen gleich, als der Dank, der jedem biedern Bürger und Einwohner zwar nicht von den Lippen fließt, aber um so feuriger im Herzen brennt.

Capitulation der Stadt Frankfurt, welche dermalen von den kaiserlichen Truppen besetzt ist, — zwischen dem kaiserlichen Obrist, Herrn Baron von Brady, bevollmächtigt von dem General der Artillerie und Oberbefehlshaber der österreichischen Armee am Niederrhein, Herrn Grafen von Wartensleben, — und zwischen dem Divisions- und commandirenden General des linken Flügels der französischen Sambre- und Maasarmee, Kleber, hinlänglich bevollmächtigt von dem General en Chef Jourdan, — geschlossen zu Bornheim am 26. Messidor im vierten Jahre der Republik (14. Juli 1796) unter folgenden Bedingungen.

I. Art. Von dem Augenblick der Unterzeichnung der hierin enthaltenen Bedingungen an beginnt ein Waffenstillstand von 48 Stunden zwischen der kaiserlichen und der französischen Armee, auf beiden Ufern der Kinz, welche ihnen zur Demarkationslinie dienen wird, und von ihrem Ausfluß in den Main bis zum Ausflusse des Mains in den Rhein.

Antw. Zugestanden.

II. Art. Nach Ablauf der 48 Stunden zieht der General der Artillerie, Graf von Wartensleben, die kaiserlichen Truppen aus der Stadt auf das linke Mainufer.

Antw. Nach Ablauf der 48 Stunden besetzen die Truppen der Republik sogleich die Stadtthore, mit Ausnahme des Sachsenhäuser Thors, welches ihnen nicht eher übergeben wird, als bis der Nachzug der kaiserlichen Colonne gänzlich die Stadt verlassen hat.

III. Art. Die dermalige Garnison von Frankfurt nimmt ihre Artillerie und Munition mit, und zieht mit Gewehr und Bagage aus der Stadt.

Antw. Zugestanden.

IV. Art. Das Eigenthum der Einwohner soll respektirt und gesichert werden. Wegen ihres vorherigen Betragens, soll ihnen weder Strafe auferlegt noch Vorwurf gemacht werden.

Antw. Die Einwohner haben sich in dieser Rücksicht auf die französische Großmuth zu verlassen, wovon sie die Gesinnungen in der Proklamation des Generals en Chef Jourdan an die Bewohner des rechten Rheinufers finden werden. Der Herr Obrist von Brady wird die Güte haben, ihnen einige Exemplare davon zuzustellen.

Diese Capitulation ist an dem oben angezeigten Tage, Morgens 7 Uhr, von beiden Theilen unterzeichnet worden.

Unterzeichnet: Baron von Brady, Obrist beim Regiment Murray.

Unterzeichnet: Kleber, Commandant des linken Flügels der Armee.

Dem Original gleichlautend: Pajol,
Adjutant und Obristlieutenant beim Divisionsgeneral Kleber.

Korrespondenz.

Mainz, 10. Juli.

Die verschiedenartigen Gerüchte, welche in den letzten Tagen über den hohen Brodpreis und über die Verwendung des im verflossenen Spätjahre vom städtischen Vorstande angekauften Korns und Mehls und deren Güte im Umlaufe sind, die Besprechung dieses Sachverhältnisses im öffentlichen Blättern gaben uns Veranlassung, über diesen Gegenstand die genaueste Erkundigung einzuziehen und wir können Folgendes als gewiß verbürgen: Im vorigen Spätjahre kaufte der hiesige städtische Vorstand 2,800 Malter Korn und 25 Malter Mehl, um bei der zu besorgenden Theuerung den weniger bemittelten Bürgern ein billigeres Brod liefern zu können. Nachdem die sogenannte Actienbäckerei am Ende Mai zu backen aufgehört hatte, die Getreidepreise aber im Steigen begriffen waren, so hielt der städtische Vorstand für angemessen, die aufgespeicherten Vorräthe der Consumtion zu übergeben. Nach reiflicher Berathung über die zweckmäßigste Art, weniger bemittelten Bewohnern dadurch eine Unterstützung zufließen zu lassen, wurde beschlossen, das Korn und Mehl den Bäckern zu einem Preise zu überlassen, der sie in Stand setze, wenn sie selbst $^1/_2$ Kr. gegen die allgemeine Taxe nachließen, wozu sie sich früher bereit erklärt hatten, den Laib Brod erste Qualität zu 15 Kr. abzugeben und ihn auch dann nicht höher zu steigern, wenn die Theuerung zunehmen sollte. Die Bäcker gaben hierzu ihre Zustimmung. Zum Empfange dieses billigern Brodes wurden Scheine an die dazu Berechtigten ausgegeben, welche die Bäcker empfingen und sie dann an den Stadtvorstand zurücklieferten, um ein Equivalent an Korn und Mehl zu dem übereingekommenen Preise dagegen zu empfangen. Nachdem die Bäcker während vier Wochen städtisches Mehl empfangen und verbacken hatten, vereinigten sich vor acht Tagen deren 50 freiwillig (denn wer hätte ihnen eine Zumuthung der Art machen sollen, wenn sie es ihrem Interesse nicht angemessen gehalten hätten) und kauften von der Stadt 1300 Malter Mehl zu dem Tagpreise und bezogen davon seitdem über $^4/_5$, ohne daß eine Klage über die Beschaffenheit des Mehls laut geworden wäre. Es ist zwar wahr, daß zwei Sorten Mehl (Nro. 4 und 5) unter den Mansarden lagen und einer großen Hitze ausgesetzt waren; aber daß sie deshalb verdorben, ist nicht wahr; sie wurden unter Aufsicht einer Gemeinderathscommission bearbeitet und gewendet und heute kann sich Jeder, dem es anliegt, noch überzeugen, daß das Mehl gut erhalten ist, was unterdessen auch von den Bäckern bescheinigt wurde. Da man, nachdem den Bäckern auf dringendes Verlangen freie Concurrenz gestattet worden ist, nunmehr in Maueranschlägen und Zeitungsartikeln wieder auf die Taxe zurückkömmt, so bemerken wir, daß nach dieser Taxe in der vergangenen Woche 4 Pfund Brod erster Qualität nicht 13 Kr., sondern 14$^1/_2$ Kr. gekostet hätten. Wir bemerken ferner, daß die Bäcker bei der größeren Theuerung des vergangenen Frühjahrs bisweilen um 1 Kr., bisweilen auch um $^1/_2$ Kr. unter der Taxe blieben und daß man ihnen daher nicht verübeln kann, wenn sie, um das Gleichgewicht herzustellen, nunmehr $^1/_2$ Kr. über der Taxe bleiben. Wie man hört so wollen die Bäcker, wenn heute keine Preissteigerung eintritt, morgen das Brod um 14$^1/_2$ Kr. verkaufen; daß dies nun geschieht, bezweifelt man, da das Korn in die Höhe gegangen ist. *) Wenn stickiges Brod hier gebacken und verkauft wurde, so ist das verdorbene städtische Mehl daran gewiß nicht schuld, sondern das Mehl, das aus dem in den letzten vierzehn Tagen aus Holland hier angekommenen beschädigten Waizen gemahlen und verbacken wurde. — So sind die Verhältnisse, und es ist daher unglaublich, wie man dem Gerüchte Glauben schenken konnte, das verdorbene städtische Mehl wäre Ursache am schlechten Brode, es wäre Ursache an der Theuerung u. dgl. mehr, Behauptungen, an denen kein wahres Wort ist.

*) Nach einer andern, aus Mainz uns gewordenen Mittheilung ist dadurch, daß von städtischer Seite der Rest ihres Vorraths von Brodfrüchten an die Bäcker zu einem entsprechenden Preis überlassen wird, es möglich geworden, daß diese die erste Sorte Schwarzbrod für 15 Kr. und jenes zweiter Sorte für 14 Kr. dem Publikum überlassen können.

Main-Wasserwärme: 12. Juli, Morgens, 8 Uhr: 16$^1/_2$ Grad.
M. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 12. Juli. (Neu einstudirt): Das Leben ein Traum, Drama in 5 Abth., nach Calderon, von G. West. (Gastrolle) Roderich: Hr. Hock, vom Hoftheater zu Karlsruhe.

Montag, 13. Juli. Der Barbier von Sevilla, komische Oper in 2 Abth., Musik von Rossini. (Gastrollen) Rosine: Fräul. Babnigg, vom königl. sächs. Hoftheater zu Dresden. Figaro: Hr. Clement, vom Theater zu Grätz.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 192. Dienstag, den 14. Juli 1846.

Das Schlafzimmer.

Nach dem Französischen des Arsène Houssaye.

(Schluß.)

Nachdem Herr von Verneuil den Brief entfaltet und mehrmals umgewendet hatte, las er mit lauter Stimme:

„Theure Cousine!

„Ohne Zweifel haben Sie in Ihrem Glücke den armen Gaston d'Avrigny längst vergessen, der Sie doch so sehr, ja ich darf wohl sagen zu sehr geliebt hat. Brauche ich Ihnen wohl erst zu versichern, daß, auch fern von Ihnen, Ihr Bild meine ganze Seele erfüllt hat? daß zwei lange Jahre der Trennung nicht vermocht haben, meine unglückliche Leidenschaft für Sie zu zerstören? Ach! Sie haben keine Ahnung davon gehabt, welch eine innige, jeder Aufopferung fähige Liebe ich für Sie empfand! Da es mir nicht vergönnt war, zu Ihren Füßen liegen, aus Ihren Augen, aus Ihrem Lächeln, aus dem Anblicke Ihrer Schönheit Lust und Liebe zum Leben schöpfen zu können, so mußte mein Daseyn ein frühes Ende nehmen. Ich habe Alles versucht, um mich selbst zu täuschen; ich habe mich, so lange mir noch einiges Vermögen blieb, den trügerischen Freuden des Pariser Lebens in die Arme geworfen. Aber mitten unter diesen Thorheiten und Täuschungen hat mich Ihr Bild niemals verlassen, — hat es mich immer, gleich einem Streifchen blauen Himmels aus düstern Wolken hervor, angelächelt. Was blieb mir übrig, als den Tod zu suchen? Ueberdies war, um Ihnen nichts zu verbergen, mein Vermögen so gut als aufgezehrt, und ich war zu sehr vom Kummer niedergedrückt, um in mir die Thatkraft zu fühlen, mich wieder empor arbeiten zu können. Der Selbstmord ist zu alltäglich geworden; aber auf dem Schlachtfelde findet ein Mann von Muth immer seine Stelle. Es giebt ja so Viele, die geliebt sind und die nach Afrika ziehen, um dort einen frühen Tod zu finden, warum sollte ich, dessen Tod Niemanden nahe gehen wird, mich nicht der Kugel eines Arabers bloßstellen, die sonst vielleicht einen Andern getroffen hätte, der das Leben noch liebt? Bald galt ich hier für einen Held. Haben Sie meinen Namen nicht in einem Berichte des Marschalls ehrenvoll erwähnt gefunden? So ist denn der Tag erschienen, den ich so lange ersehnt habe!

„Wenn Sie diesen Brief erhalten, bin ich nicht mehr. Ich schweige von meinem letzten Kampfe, dem mit dem Tode; ich war auf Alles gefaßt, und beklage nur, daß mich die Kugel nicht gleich tödtlich getroffen hat. Nur Eines beunruhigt mich, und Sie sollen es erfahren. Während jenes schönen und zugleich traurigen Herbstes, den ich in dem Schlosse Ihres Vaters zubrachte, haben Sie mir acht Briefe geschrieben. Diese Briefe haben mich damals zur Verzweiflung gebracht; dennoch habe ich sie wie ein Heiligthum aufbewahrt. In meinen düstern Stunden las ich sie wieder, und sie erfüllten mich stets mit süßer Wehmuth.

„In jener Zeit, als ich es darauf anlegte, den Rest meines Vermögens zu vergeuden, miethete ich auch ein kleines, artiges Landhaus in Auteuil, wo ich den vergangenen Sommer in lustiger Gesellschaft zubrachte. Es war dort gleichsam ein Zusammenfluß von Müßiggängern meines Schlages. Alle vergnügten sich, nur ich selbst nicht, obgleich ich mir auch das Ansehen gab. In meinem kleinen Schranke von Rosenholz, der sich in meinem Schlafzimmer befindet, habe ich Ihre Briefe verborgen, und, ich schäme mich, es zu gestehen, auch die zärtlichen Briefe, die ich während meines Aufenthaltes in Auteuil erhielt, sind von mir aus Unachtsamkeit mit in denselben Schrank gelegt worden. Verzeihen Sie mir diese Entweihung.

„Bevor ich im Herbste nach Afrika abreis'te, befand ich mich in Paris, konnte aber nicht die Zeit erübrigen, zuvor noch ein Mal nach Auteuil zu gehen. Ich übergab den Schlüssel zum Hause meinem Bedienten und befahl ihm, den Garten in Ordnung halten zu lassen, und zuweilen selbst nachzusehen, — einzig, um ihm glauben zu machen, daß ich jedenfalls zurückkehren werde. Ich kehre jedoch nicht wieder. Wie soll ich aber die acht Briefe in Ihre Hände zurück bringen, die mit so vielen andern sich in Auteuil befinden? Sie allein können sie heraussuchen. Ich habe Gläubiger, und weiß nicht, was nach meinem Tode geschehen wird; wie leicht könnten sie da in unrechte Hände fallen. Prüfen Sie sich, ob Sie den Muth haben, sie selbst zu holen. Ich schreibe nur an Sie und meinen Bedienten, der Ihnen die Schlüssel übergeben soll. Nach dem Ausspruche des Oberarztes habe ich noch zwei bis drei Tage zu leben. Mein Tod wird nicht augenblicklich in Paris bekannt werden, und so wird Ihnen die nöthige Zeit bleiben, um nach Auteuil zu gehen. Sie werden das Haus leicht erkennen. Es steht einsam am Saume des Waldes und leuchtet blendend weiß hinter den Weinbergen hervor; ein eisernes Gitter mit vergoldeten Spitzen umgiebt es. Dubois wird Ihnen den Schlüssel zu dem Gitter und der Hausthüre zustellen; die andern Thüren stehen alle offen, so viel ich mich erinnere. Leider habe ich vergessen, wo ich den Schlüssel zu dem kleinen Schranke hingelegt habe; vielleicht finden sie ihn auf dem Kamine. Sollten sie ihn auch nicht finden, so wird der Schrank doch leicht mit dem ersten besten kleinen Schlüssel zu öffnen seyn. Helfen Sie sich, wie Sie können, nur bringen Sie die Briefe wieder in Ihre Hände; sie sind dort in schlechter Gesellschaft.

„Wenn ich nach meinem Wunsche handeln dürfte, so würde ich bis zu meiner Todesstunde nicht aufhören, an Sie zu schreiben; aber was könnte ich Ihnen noch sagen, das Sie nicht auch errathen könnten? So empfangen Sie denn hiermit mein letztes Lebewohl, theure Cousine. Vergeben Sie mir, daß ich Sie noch mit diesem, meinem Herzen so theuern Namen nenne; aber bis zu meinem letzten Athemzuge werde ich nicht aufhören, meine schöne Cousine zu lieben!"

Hier zerknitterte Herr von Verneuil unwillig den Brief.

„Und damit schließt der Brief?“ sagte Friedrich, dessen Neugier noch immer nicht völlig gestillt war.

„Ja, mein Herr, damit schließt der Brief;“ erwiederte Herr von Verneuil trocken.

Die Gräfin schlug seufzend die Augen nieder. — Als aufrichtiger Berichterstatter aber wollen wir die letzten Zeilen des Briefes noch mittheilen, die der Graf bei'm Vorlesen unterdrückt hatte.

„Wenn Sie in das Landhaus gehen werden, bin ich todt. Vielleicht gestattet Gott dann meiner Seele, dort gegenwärtig zu seyn! Dieser Gedanke macht mich vor Wonne zittern . . . . jetzt erwarte ich den Tod ungeduldiger, als jemals . . . .

„Leben Sie wohl, leben Sie nochmals wohl! Im Garten steht ein Strauch weißer Rosen; als ich ihn vergangenes Jahr in der Blüthe sah, dachte ich immer an Sie, und nur an Sie, theure Cousine. Vergelten Sie die unendliche Liebe, die ich für Sie gefühlt habe, wenigstens damit, daß Sie eine dieser Rosen entblättern und dabei meiner freundlich gedenken.

Gaston d'Avrigny.“

Friedrich bemerkte, daß Herr von Verneuil die letzten Worte des Briefes unterschlug. Indem er aufstand, um sich zu beurlauben, las er mit einem flüchtigen Blicke die Worte: Strauch weißer Rosen.

„Jetzt weiß ich genug,“ dachte er, als er sich dem Grafen und der Gräfin bereits empfohlen hatte. — „Denn Frau von Verneuil hat eine weiße Rose gepflückt.“

Er erinnerte sich der Aengstlichkeit, der Aufregung, der Thränen der Gräfin, als sie die Rose pflückte, ihren Duft einsog und sie endlich entblätterte.

„Wer weiß?“ sagte er, „jetzt, da er todt ist, wird sie vielleicht noch in ihn verliebt.“

Als Friedrich fort war, warf Herr von Verneuil seiner Frau einen traurigen Blick zu und fragte:

„Haben Sie eine der weißen Rosen im Garten gepflückt, liebe Blanche?“

„Nein,“ antwortete sie, und umarmte ihren Mann.

Baden-Baden.

(Von Dr. Wilh. Dieffenbach.)

(Schluß.)

Das Kurblatt zu Baden, redigirt von Hrn. Hofrath Muhl, gibt eine fortlaufende Uebersicht der interessanteren Tagesereignisse und gewährt schon in so ferne eine anziehende Unterhaltung. Man ist übrigens in Baden nur an hohe Rangklassen gewöhnt; wer nicht „prince“ oder „comte“, „conseiller intime“ oder „ambassadeur extraordinaire“ und „ministre plénipotentiaire“ ist, darf nicht erwarten, in die Kurliste anders als simpler Reisender, d. h. mit dem Prädikat „Herr“ eingetragen zu werden. Dadurch wird die Kurliste ungenau und man weiß öfter nicht, wen man sich unter diesem oder jenem Namen vorzustellen hat. Man läßt übrigens zu Baden den simplen Reisenden die Gerechtigkeit widerfahren, daß ihre Louisd'or und Dukaten an der Spielbank und in den Gasthöfen zu demselben Tagescours angenommen werden, wie die der Eminenzen, Excellenzen und sonstigen, dort zur Badekur anwesenden Großwürdenträger aus den Staaten des In- und Auslandes. Was kann man mehr verlangen? Nur Eins hat mich wahrhaft gefreut (und ich habe daraus die wohlthuende Ueberzeugung gewonnen, daß die Spielsäle kein allgemeiner Tummelplatz der Leidenschaft der Gewinnsucht sind), nämlich die Wahrnehmung, daß Sonntags Landleute der wohlhabendsten Klasse, die aus dem Elsaß und vom Schwarzwald gekommen waren, um mit den Genien oder Dämonen, die Benazet's Spieltische bewachen, einen Gang zu wagen, unter dem Porticus des Conversationshauses von dem Portier, kraft der ihm ertheilten Macht und Gewalt, förmlich und unerbittlich zurückgewiesen wurden. O Zeit der Privilegien und Standesunterscheidungen! Welch' ein köstliches Vorrecht der höheren und gebildeteren Stände, ihr schönes Geld an den Spieltischen zu Baden ganz ungenirt verlieren zu dürfen, während der reiche Schwarzwälder oder Elsäßer Bauer, der der Glücksgöttin vielleicht eine Hekatombe opfern könnte, zusehen mag, wo er seine hundert Ochsen, die er zu viel hat, an irgend einem andern Roulet mit Anstand loswerden kann. Und wenn diese fetten Ochsen als unverkennbare Attribute des Reichthums ihres Besitzers, schön aufgeputzt und gut geführt, zu den glänzenden Spielsälen des Conversationshauses hineinbrüllten, so würde ihr Herr und Gebieter demungeachtet nicht eingelassen werden. Für diesen Preis kann der Landmann gerne auf das Vergnügen verzichten, in den Prachträumen des Conversationshauses zu wandeln und nebenbei seine Habe auf's Spiel zu setzen.

Wenn man in Baden dem Schloßberg hinauf geht und etwa bis zur Hälfte emporgestiegen ist, bemerkt man auf einer hervorspringenden Terrasse, von wo man eine herrliche Aussicht in das Thal von Baden und in die Rheingegenden hat, ein neues geräumiges Wohnhaus, das in einem eigenthümlichen Styl erbaut ist, der — weil diese Bauart ziemlich kostbar seyn soll, wohl schwerlich viele Nachahmer finden dürfte. Der Besitzer ist Hr. Lewald, Herausgeber der Zeitschrift „Europa“, der sich hier angesiedelt hat. Man rühmt übrigens des Hauses innere Einrichtung und die vielen Bequemlichkeiten, welche es darbieten soll. Von sonstigen Celebritäten auf dem Schloßberge, der vielleicht noch andere blühende oder verwelkende Kunsttalente hinter seinen schützenden Mauern birgt, hörte ich nicht reden.

Das Wochenblatt der Städte Baden und Bühl, das sonst nur Bekanntmachungen und andere öffentliche Nachrichten zu enthalten pflegt, hat jetzt auch ein gewisses literärisches Interesse, da es von Hrn. Berolla zur Veröffentlichung seiner Ansichten und Erfahrungen über die Wirkungen der chemischen Samen- und Pflanzendüngung benutzt wird. Derselbe hat erwähntes Blatt schon mit einer hübschen Anzahl von Aufsätzen über diesen Gegenstand versehen.

Mereffin's Name klang wie Aeolsharfenton durch die säuselnden Wipfel der Bäume eines einsamen Spazierganges herab, als ich eines Abends einer Anhöhe hinaufging und auf dem Plateau auf einer Ruhebank, unter dem Schatten weit überhängender Bäume, eine halb verschleierte junge Dame von ungewöhnlichen Reizen bemerkte, welche irgend ein mächtiges Gefühl, eine schwermuthsvolle Erinnerung zu bewegen schien. Ihr unbeschreiblich wohlwollender Blick hatte durch das Schmerzgefühl, in das er gehüllt war, eine wahrhaft tragische Bedeutung; ich erblickte in ihr das beklagenswerthe Opfer eines schrecklichen Verhängnisses, indem ich die ganze schauerliche Geschichte übersah, die für mich keiner weiteren Aufklärung mehr zu bedürfen schien. Wenn es erst dah'n kommt, daß es der Staatsgewalt gelingt, sich von den Einflüssen und Vorurtheilen der öffentlichen Meinung zu emanzipiren und ihre souverainen Rechte und Befugnisse ungeschmälert auszuüben, — dann erst werden wir die Wiederkehr so äußerst trauriger Geschichten, welche der Bildung unseres Zeitalters spotten, nicht mehr zu beklagen haben.

Mannichfaltigkeiten.

Bei der großen Anzahl von Engländern, welche Deutschland bereisen oder längere Zeit bei uns verweilen, ist ein recht praktisches Hülfsbuch zur Erlernung der deutschen Sprache zum Bedürfniß geworden und ein solches ist neuerlich in der Friedrich'schen Buchhandlung in Wiesbaden erschienen unter dem Titel: „Dr.

Schirms German Speaking Method" (Preis fl. 2. 24 kr.). Die Tendenz dieses Buches ist, die Engländer, welche noch nicht Deutsch gelernt haben, in möglichst kurzer Zeit dahin zu bringen, sich mit den Deutschen verständigen zu können und zugleich in den Besitz einer möglichst klaren Uebersicht der deutschen Sprache zu gelangen. Zu diesem Behufe hat der Verfasser mit Recht einen möglichst praktischen Weg eingeschlagen und alles überflüssige Regelwerk weggelassen. Mit den regelmäßigen Zeitwörtern wurde angefangen und mit den unregelmäßigen dann fortgefahren, wobei in den Uebungsaufgaben solche Wörter Anwendung fanden, die im gewöhnlichen Leben am häufigsten vorkommen. Stufenweise folgen dann die Formen, Abänderungen und nothwendigsten Regeln der übrigen Redetheile und als zweite Abtheilung des Werkes eine reichhaltige Auswahl von Lesestücken. Alle Erläuterungen sind klar und kurz gefaßt, die gestellte Aufgabe einer praktischen Methode nie aus den Augen verlierend. Dies Hülfsbuch entspricht seinem Zweck und darf den Lehrern wie den Lernenden bestens empfohlen werden.

(Von der Oberpfalz, 7. Juli.) Gestern zwischen 5 und 6 Uhr Nachmittags fand für die Angehörigen des Landgerichtsbezirks Tirschenreuth ein sehr betrübendes, tief eingreifendes Ereigniß statt. Ein heftiges Gewitter, begleitet von Hagel und Sturm, vernichtete in einer halben Stunde die Hoffnungen und den Fleiß von zweitausend Familien. Der Orkan war so heftig, daß selbst die Kartoffelfelder aufgewühlt und so jede Aussicht auf eine Aernte zerstört wurde. Bietet die Gegend ein Bild der Zerstörung, so ergreift noch mehr die stumme Trauer einer sehr armen Bevölkerung, deren einziger Unterhalt die Früchte des Feldbaues sind, da seit dem Bestand des Zollvereins jeder Verdienst aus dem Betrieb von Gewerben aufgehört hat. Selbst mehrere Menschen wurden beschädigt, und der Müller U. von M., in einer Retourchaise fahrend, mit dieser vom Sturm so heftig ergriffen und auf eine Wiese geschleudert, daß er augenblicklich seinen Geist aufgab. Vielleicht rächte hier die Nemesis einen Mord, den der Verunglückte, obwohl durch die Untersuchung nicht überführt, doch nach der öffentlichen Stimme an einem Müllerburschen verübt haben soll.

(Tettnang in Würtemberg, 8. Juli.) Die außergewöhnlich günstige Witterung, in deren Folge die uns südlich begränzenden Hochgebirge ihres Winterschmucks großentheils beraubt worden, läßt uns wieder einmal so recht den Vortheil unserer südlichen Lage fühlen. Seit Anfang dieses Monats haben wir hiergezogene ganz reife Abrikosen, und mit dem heutigen Tage beginnt allgemein die Korn-Ernte. Der Preis des Kernen ist zwischen den zwei letzten Ravensburger Wochenmärkten um nahe zu 4 fl. gesunken und ist noch mehr im Fallen. Bei dem sehr schönen Stand aller Getreidefrüchte dürfen wir auf einen reichlichen Ertrag hoffen.

(Warendorf, in Westphalen, im Juni.) Dem Vernehmen nach soll in unserer Stadt die Bildung eines Vereins vorbereitet werden, dessen Zweck es ist, dem kirchlichen Luxus zu steuern. Diese beabsichtigte Reform, die von allen Klassen nur freudig begrüßt und mit dem größten Danke aufgenommen werden wird, liefert den sichersten Beweis, daß der intelligentere Theil der Bürgerschaft noch nicht in jenen kirchlichen Indifferentismus versunken ist, dessen ihn die Geistlichkeit gerade jetzt mehr als je beschuldigt, daß er von der äußern glänzenden Schale des kirchlichen Lebens zu dem innern tiefer liegenden evangelischen Kerne vorzudringen bemüht ist. Wie verlautet, soll der Verein sich vorläufig darauf beschränken, alles überflüssige und kostspielige Schaugepränge bei Leichenbegängnissen, Anniversalien, Taufen, Kopulationen und sonstigen Veranlassungen abzuschaffen und alle die kirchlichen Handlungen auf die möglichste Einfachheit zu beschränken. Leider tritt der Unterschied der Stände in der kirchlichen Gemeinschaft fast noch schroffer hervor, als im bürgerlichen Leben; bei den geistlichen Amtsfunktionen werden Armuth und Reichthum mitunter auf eine Weise bezeichnet, die den Menschenfreund auf das tiefste verletzen muß. Es kann den Menschenfreund, den wahren Christen wirklich betrüben, wenn er die heil. Handlungen blos des blanken Metalls wegen verrichtet sieht; wenn er hören muß, daß man sogar mit Dukaten klingelt, die man für eine Taufhandlung erwischt hat, die der Taufherr von einem andern, aber nicht zugelassenen Geistlichen vollzogen wünschte; oder wenn bei einem Begräbnisse der gerade celebrirende, aber fremde Geistliche vor der Messe ein Geldstück von dem Opferteller nimmt und in die Tasche steckt, was für einen Andern bestimmt war. Den Mittelstand drücken die kirchlichen Abgaben am meisten; um der beißenden Kritik der Welt, der Kirchendiener, zu entgehen, macht er bei solchen Gelegenheiten, wo er die Ehre seines Hauses, seiner Angehörigen auf dem Spiele sieht, Anstrengungen, die seine Kräfte übersteigen; um den Seinigen mindestens im Tode eine üblich gewordene Ehre zukommen zu lassen, veräußert er auch das Unentbehrlichste, entzieht sich und den Hinterbliebenen nicht selten auch das Nothwendigste.*) (Barm. Ztg.)

(München, 6. Juli.) Im laufenden Sommer-Semester wurden an der hiesigen Universität bis zum 30. Juni laufenden Jahrs 1412 Studirende inscribirt, und zwar 1292 Inländer und 120 Ausländer.

(Königsberg, 6. Juli.) Unsere Zeitung sagt, daß der Rheinische Beobachter an Postporto nur den Betrag eines halben Bogens zahle, während er das größte Format aller deutschen Zeitungen besitze.

(Breslau, 7. Juli.) Hr. Lehmann hat auch seine zweite hiesige Luftreise glücklich zurückgelegt. Er erreichte dabei eine Höhe von mehr als 6000 Fuß und ließ sich bei dem Dorfe Rädlitz nieder. Ueberall, selbst vor der Stadt, wo sich das Publikum versammelt hatte, wurde eingesammelt und reichlich gegeben. Die Bauern von Rädlitz empfingen Hrn. L. mit Musik und geleiteten ihn mit Jubel nach dem Dorfe.

(Frankfurt a. M.) Unser Theater bereitet für die bevorstehende Messe tüchtige Novitäten in folgenden Opern vor: „Idomeneo" von Mozart, dessen Musik uns bisher nur aus Bruchstücken durch den hiesigen Cäcilien-Verein bekannt geworden; „Die Sennerhütte" von Adam, eine kleine lyrische Oper; und Halevy's „die Musketiere der Königin", eine dreiaktige Conversations-Oper, die in Paris und Brüssel noch fortwährend großes Aufsehen erregt, und mit deren deutscher Uebersetzung Hr. Gollmick beauftragt wurde. Auch „Titus" wird neu einstudirt.

Literatur.

Der Naturfreund, eine vergleichende Volksnaturgeschichte für Schule und Haus von F. M. Schach. Karlsruhe, Druck und Verlag von Gutsch und Rupp.

Wir besitzen zwar der Naturgeschichten mit und ohne Bilder sehr viele und auch nicht wenige, welche sich durch eine leichtfaßliche Darstellung für den Unterricht der Jugend eignen; nichtsdestoweniger wird die gegenwärtige ihre Anerkennung finden, da sie hinsichtlich der Billigkeit das Möglichste geleistet hat. Es sind bis jetzt 9 Lieferungen, die Säugethiere vollständig umfassend und einen für sich bestehenden Band ausma-

---

*) Ein Verein zur Steuerung des kirchlichen Luxus, besonders bei Begräbnissen, wäre überall gewiß eine sehr wohlthätige Erscheinung, nicht allein in katholischen, sondern auch noch in vielen evangelischen Gemeinden.

chend, erschienen und diese kosten nicht mehr als fl. 1. 48 kr., ein Preis, welchen man bei der saubern Ausstattung durch Druck und Papier und bei den sehr zahlreichen colorirten Bildern gewiß äußerst billig finden wird. Dies Buch wird demnach einem Bedürfniß der minder bemittelten Volksklassen abhelfen und sowohl im Familienleben, wie in Volksschulen gute Dienste leisten. Der Text bietet in ansprechender Weise eine belehrende Unterhaltung und ist gemeinfaßlich und einfach, ohne dabei die wissenschaftlichen Begränzungen ganz außer Acht zu lassen. Wenn wir daher die vorgenannte Naturgeschichte empfehlen, so geschieht dies in der Ueberzeugung, daß sie freundliche Aufnahme und vielseitige Benutzung finden und sich als ein sehr brauchbares Hülfsmittel beim Jugendunterricht erweisen wird.

Korrespondenz.

Wertheim, 6. Juli.

Gestern ward uns das Glück, JJ. MM. den König und die Königin von Baiern nebst JJ. kk. HH. der Erbgroßherzogin von Hessen, dem Prinzen Adalbert von Baiern, der Prinzessin Georg von Sachsen-Altenburg und S. H. dem Prinzen von Sachsen-Altenburg in unseren Mauern zu besitzen. Die Allerhöchsten Herrschaften waren, von dem schönsten Wetter begünstigt, um 3 Uhr Nachmittags zum Besuche Sr. D. des Fürsten Georg von Löwenstein in unserer mit badischen und löwensteinischen Fahnen geschmückten Stadt eingetroffen, wo das auf dem Marktplatze in Spalier aufgestellte Schützencorps sie erwartete und ihnen die militärischen Ehren erwies. Der Fürst, umgeben von mehreren hier anwesenden Verwandten, hatte die hohen Gäste an der Treppe seines Schlosses empfangen und sie in die für sie bereiteten Zimmer geführt. Nach kurzer Erholung ließen JJ. MM. sich den von Sr. k. Hoh. dem Großherzoge Leopold von Baden eigends hieher abgesandten Regierungsdirektor Schaaff, so wie die Mitglieder der fürstl. Collegien vorstellen und begaben sich hierauf zur Mittagstafel von 21 Gedecken, während welcher die von Würzburg hierher berufene treffliche Musik des Linienregiments König Otto von Griechenland sich hören ließ. — Nach aufgehobener Tafel führte der Fürst seine königl. Gäste, deren Wunsch gemäß, nach den in jeder Beziehung interessanten Ruinen des alten Schlosses. Schon beim Eintritt in den Burghof waren JJ. MM. und deren Gefolge von der Großartigkeit des Ganzen überrascht, und bei näherer Besichtigung erfreueten sich Allerhöchstdieselben immer mehr an dem Umfange, der Schönheit und Festigkeit dieses ehrwürdigen, zum Theil gut erhaltenen Denkmals aus grauer Vorzeit, von dessen Zinnen herab das Auge die Stadt Wertheim und die reizenden Thäler des Mains und der Tauber überblickt. Die Allerhöchsten Herrschaften gaben öfters ihre Freude hieran zu erkennen und bestiegen selbst Thürme und andere hohe Punkte, von welchen die Aussicht am schönsten ist, wenn gleich der Zugang zu denselben zwar — Dank der Fürsorge unseres Fürsten — gefahrlos, doch immer etwas beschwerlich bleibt. Beinahe zwei Stunden verweilten JJ. MM. in der alten Burg, welche der mit Recht berühmten Ruine von Heidelberg an die Seite gestellt werden kann, kehrten hierauf zu Fuß in das fürstl. Schloß zurück und traten um 8 Uhr Abends, unter dem Donner der Kanonen und unter dem Jubel einer zahlreichen Volksmasse, bei welcher die Erinnerung an die königl. Huld und Freundlichkeit noch lange fortleben wird, ihre Rückreise nach Aschaffenburg an.

Von der Bergstraße, 6. Juli.

Die Bewohner des großen Dorfes Lampertheim, im Großherzogthum Hessen, nach der badischen Gränze gelegen, wurden am gestrigen Sonntag Nachmittag plötzlich durch Feuerlärm erschreckt. Der, eine kleine halbe Stunde vom Orte entfernte fiscalische Wald, Wildbahn genannt, war an einem Ende in Brand gerathen und der von dieser Seite her wehende Wind trieb die Masse des Feuers immer mächtiger und immer tiefer in das Dickicht junger Tannen hinein. Die schauerliche Großartigkeit dieses Anblicks zu beschreiben — wie aus pechschwarzer Rauchwolke oft thurmhoch ein Meer von Flamme aufwirbelte — dazu fühlt Einsender dieses seine Feder zu schwach; auch ist es nicht dies, was er sich zum Zweck seines Aufsatzes gemacht hat. Er will blos darlegen, was die Ursache — nicht der Entstehung des Brandes, denn diese ist bis jetzt noch unbekannt — sondern des reißenden Fortschreitens der Flamme war. Es ist in den herrschaftlichen Wäldern nicht gestattet, die Nadeln, Tannäpfel, das trockene Moos, die von den Bäumen abfallenden dürren Aeste zu entfernen und es häuft sich darum eine Masse brennbarer Stoffe an, welche nur des geringsten Anstoßes bedarf, um ein so furchtbares Ereigniß wie das gestrige hervorzurufen. Sollte nicht jede Forstbehörde sich diesen Vorfall zur Warnung dienen lassen und für Entfernung dieser Stoffe sorgen, die namentlich dieses Jahr wegen ihrer vollkommenen Dürre noch gefährlicher sind als sonst? Einsender befand sich ganz nahe bei der Brandstätte und sah die erwähnten brennbaren Stoffe schuhhoch den Boden bedecken, dabei die noch an den Bäumen befindlichen dürren Unteräste, die das Feuer nährten und die Annäherung der Hülfeleistenden verhinderten. Er verzweifelte an der Möglichkeit, das wüthende Element zu überwältigen. Aber hier zeigte es sich, wie dem ernsten Willen und der vereinten Kraft der Menschen nichts unmöglich ist, denn ehe noch die Nacht herankam, war die Gefahr beseitigt. Wäre bei Ausbruch des Feuers nicht heller Tag und zwar Sonntag gewesen, an dem die Bewohner von Lampertheim nicht in der weitläufigen Gemarkung zerstreut waren, so ist mit Gewißheit anzunehmen, daß die ganze ungeheuere Waldstrecke von dem Feuer vernichtet worden wäre. Nur die übermenschliche Anstrengung der Arbeitenden, die von der Hitze der Sonne und des Feuers doppelt gedrückt wurden, nur eine Schnelligkeit, welche die des Windes überlief, konnte hier Hülfe leisten.

(Schluß folgt.)

Das Konzert des „Orpheus" zu Neu-Isenburg.

Der durch öftere Unterstützung edler Zwecke wohlbekannte Sängerverein „Orpheus" zu Frankfurt hat sein menschenfreundliches Anerbieten, zu Gunsten der hiesigen Kleinkinderschule ein Konzert zu geben, am 28. Juni d. J. realisirt. Die Anordnung und der ganze Verlauf dieses schönen Unternehmens kann als ein vollendetes Ganze betrachtet werden. Um 5 Uhr des Nachmittags begaben sich die wackeren Sänger in den mit Laub- und Blumengewinden geschmackvoll decorirten Konzertsaal im Isenburger Hof, woselbst sie durch die bereits anwesenden Comitémitglieder der Kleinkinderschule anerkennungsvoll empfangen und begrüßt wurden. Hierauf sprach Hr. Büchsel aus Frankfurt gegen das Auditorium mit Wärme über die Vortheile der Kleinkinderschulen im Allgemeinen aus und that insbesondere die Nothwendigkeit einer solchen Anstalt für Neu-Isenburg dar, indem er das Wohl derselben jedem Menschenfreunde und vornehmlich den Bewohnern des letzteren Ortes dringend an's Herz legte. Nun begann das Konzert. Zeugte die Wahl der Gesänge schon von vieler Einsicht, so war die Ausführung nicht minder gelungen. Die einzelnen Piecen wurden mit Kraft, Zartheit und Rundung vorgetragen. Nachdem die Töne des letzten Gesangstückes verklungen waren, trat Hr. Lehrer Kaut auf und sprach im Namen des Comité's Worte des wärmsten Dankes gegen den „Orpheus" und Alle, welche das Konzert mit ihrer Theilnahme unterstützt hatten, aus. Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß Hr. Weinreich, Direktor des „Orpheus" nicht wenig beitrug, durch seine geschmackvolle Begleitung der Soli's und Hr. Triebel durch die Hornbegleitung zum Glanze des Konzertes mitzuwirken. Die Wahl der Soli's, vorgetragen von den Herren Kniepß, Mai, Ferloisen und Pühlee zeugen nicht wenig zur Erheiterung des Abends bei. Der Reinertrag des Konzerts war fl. 103. Also endigte das schöne Fest, an welches sich noch jeder Anwesende lange Zeit mit Vergnügen erinnern wird.

Main-Wasserwärme: 13. Juli, Morgens, 8 Uhr: 16½ Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Montag, 13. Juli. Der Barbier von Sevilla, komische Oper in 2 Abth., Musik von Rossini. (Gastrollen) Rosine: Fräul. Babnigg, vom königl. sächs. Hoftheater zu Dresden. Figaro: Hr. Clement, vom Theater zu Grätz.

Dienstag, 14. Juli. Marie Anne, oder: Ein Weib aus dem Volke, dramatisches Gemälde aus dem Volksleben in 5 Acten, nebst einem Vorspiel: Der Hochzeitstag, nach Dennery und Mallian, deutsch von Drärler-Manfred. (Gastrolle) Bertrand: Hr. Hock, vom Hoftheater zu Karlsruhe.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 193. Mittwoch, den 15. Juli 1846.

Eine humoristische Vorlesung.

Da stehen sie in einer Reihe neben einander, die sechs kleinen Kerle, von denen es keiner in seinem Leben über drei Buchstaben Länge gebracht, und die doch so viel Lärm machen in der Welt, und uns seiner Zeit so arg chikanirt haben, als wir noch alle Tage konjugiren mußten: „Ich lerne nichts, du lernst nichts; er lernt nichts, wir lernen nichts, ihr lernet nichts, sie lernen nichts.“ Ueberall stoßen einem ein paar dieser sechs Brüder auf. Aus jedem Munde gehen sie täglich und stündlich, in allen Druck- und Schreibzeilen begegnen wir ihnen. Unter allen Wörtern sind sie die coulantesten, und eine Bedeutung haben sie sich in der Welt verschafft, deren sich kaum das Wörtlein „Geld“ rühmen kann, vor dem sonst alle Welt ein tiefes Kompliment zu machen pflegt.

Schaue sie ein Mal näher an, lieber Leser! eine ganze Welt liegt in den sechs kleinen Wörtchen; die ganze Menschheit bewegt sich ewig um sie herum, vor Allem um das erste, das sich durch sein bewundernswerthes Selbstgefühl, durch seine unverschämte Keckheit vorangedrängt hat. Das liebe Ich steht überall obenan. Ich, ich und wieder ich! Das ist das eigentliche Losungswort der Menschheit. Da sagt und denkt ein Jeder: Zuerst komm ich, dann kommt lange nichts und dann kommt — wieder ich. Es ist das Stich- und Schlagwörtchen der Selbstsucht, des Eigennutzes, der Eitelkeit, des Ehrgeizes, der Ruhmsucht und jeglicher Prahlerei. In allen Selbst- und Zwiegesprächen figurirt es am häufigsten. Nur die Könige und Fürsten, die von sich in der Mehrzahl sprechen; nur die Schriftsteller und einige Notäre sind nicht so egoistisch, sie schreiben — wir. Ganz frei von allem Egoismus sind einzig und allein die Kaufleute. Das liebe Ich tritt bei ihnen ganz zurück, denn sie schreiben: „Gestern habe frische Häringe und Sardellen erhalten.“

Neben diesem unverschämtesten und ungemüthlichsten der sechs Wörtchen steht sogleich das gemüthlichste derselben, das Du. Du ist das süße Wörtchen der Liebe und der Freundschaft. In diesem Du liegt alle Brüderlichkeit, alle Einfalt und alle Treue. Mit Du darf der arme Sünder wie der Heilige seinen Gott anreden; Du sagen die Kinder und die gemüthlichen Tyroler nicht nur zu Vater und Mutter, sondern zu aller Welt; Du besiegelt alle Smollis, alle Kameradschaften und jeglichen Bund. Mit Du reden sich alle Glieder kleiner Sekten an, um ihre innige Verbrüderung und die allgemeine Gleichheit vor Gott zu bezeugen, von denen die erstere nicht immer weit her ist. Du sagen sogar alle Korrespondenten und Leser zum Boten; gewiß ein Beweis von Herzlichkeit, von einem treuen Bündniß, für alle Zeiten geschlossen. Der Bote ist immer entzückt, wenn er das Wörtlein hört, wie ein Bräutigam, dessen geliebtes Gegenpart zum ersten Mal das süße, vertrauliche Du flötet. Vertraulich, ja, das ist das rechte Wort dafür; die Preußen haben's gefunden. Das vertrauliche Du, mit dem die Landwehrmänner von ihren Offizieren angeredet werden sollen, hat eine wahrhaft preußische Gemüthsbewegung hervorgebracht. Das ganze Volk war davon gerührt; selbst den Königsberger Lichtfreunden gingen vor Gemüthlichkeit die Augen über, als einer ihrer Prediger den Vorschlag machte, die Gemeindeglieder sollten sich mit Du anreden. Ein schönes Zeugniß für das Wörtlein Du. Nur eingefleischte Aristokraten und dunkelmännische Hierarchen wollen dem gemüthlich brüderlichen Du eine revolutionäre oder kommunistische Tendenz andichten, aber wer Sinn und Gefühl hat für Bruderschaften, wer Geist, Gemüth und Publizität in seinem Innern trägt, der ruft: Seyd umschlungen Millionen! der drückt die ganze Welt an's Herz, und sagt, im Hochgefühle brüderlicher Menschlichkeit und menschlicher Brüderlichkeit, selbst zu seinem Kutscher und zu seinem Hausknecht Du.

Er ist in der Anrede ein fatales Wörtchen, das nur in Deutschland auf die Beine kommen konnte. Es sieht kleingliedrig aus, und ist doch derb und plump, wie ein Holzschlägel. Es liegt eigentlich ein ganzes Wörterbuch der Geringschätzung darin. Für einen, der nicht an Pumpernickel gewöhnt ist, ist es schwer zu verdauen. Das nur ist gut daran, daß es nicht so übel gemeint und nun ein Mal Landes Art und Sitte ist. Das Er klingt nur da wahrhaft rührend, wo eine Frau sagt: „Er ist nicht zu Hause.“ Natürlich nennt sie damit ihren Mann; das ist der Er vorzugsweise. Freilich ist dabei nicht klar, ob sie ihn für die erste oder gar die dritte Person im Hause hält. Kurz, das Er kann selbst ein Friedrich der Große nicht schön machen, obgleich er damit weiter gekommen ist, als jetzt die Preußen mit ihrem Du.

Wir kommen zu Wir, das, wie bereits gesagt, nur für Potentaten, Bischöfe, Schriftsteller und andere hohen Häupter paßt. Es ist ein stolzes Wörtchen. Wer es gebraucht, hält sich wenigstens für noch ein Mal so viel als andere Leute. Und doch klingt es im Munde eines Königs besser als das Ich. Wenn ein König sagt „Wir befehlen,“ so lautet das nicht halb so stolz, als wenn es heißt „Ich befehle.“ Man denkt sich dabei gewissermaßen ihn und seine Räthe, wie man bei dem Wir eines Bischofs sogleich mit an sein Ordinariat denkt. Es bricht das dem Wir so zu sagen die stolze Spitze ab. Mir wenigstens klingt es viel milder, als wenn Verordnungen und Gesetze mit Ich anfangen. Bei allen andern Leuten, besonders bei den Schriftstellern, lautet es lächerlich. Doch nein, die meisten Schriftsteller haben Recht, wenn sie statt Ich Wir sagen. Gewöhnlich gehört ja Das, was sie schreiben, nicht ihnen allein an, sie haben Vieles gefunden, aber nicht erfunden, Vieles entlehnt und gestohlen, und haben also allen Grund zu sagen „wir meinen“ statt „ich meine.“

Ihr hat vor Alters einen guten Klang gehabt, obgleich es eben auch seltsam ist, daß man einen einzelnen Menschen so anredet, als ob er ein ganzes Dutzend wäre. Indeß liegt doch darin eine Art der Höflichkeit, die bei weitem nicht so abgeschmackt ist,

als wenn man einen einzelnen Menschen in der dritten Person der Mehrzahl, also mit Sie anredet, oder als wenn man von einem Abwesenden sagt: „Sie sind ausgegangen." Dieses Sie konnte auch nur in Deutschland erfunden werden, wie das Pulver; keine andere Nation hat einen ähnlichen Unsinn, alle gebrauchen sie das Du oder Ihr, wie es die Deutschen auch gebrauchten, als sie noch deutsch waren. Bei unserer fortgeschrittenen Kultur ist das Ihr so weit herunter gekommen, daß es noch weit unter dem garstigen Er steht. Wie mancher Er würde scheel dazu sehen, wenn man ihn mit dem kräftigeren und vernünftigeren Ihr anreden wollte. Sie ist jetzt das Hauptwort in der Welt, das unmittelbar nach dem Ich kommt; Sie ist das Zeichen der Bildung und der Achtung; Sie hebt den Menschen in seiner Würde; Sie ist der Schmeichel-Köder für Alle, die man fangen will; kurz, in diesem Sie zischt die ganze Schlange unserer modernen Höflichkeit. Sie entspricht unserm ganzen Zeitbewußtseyn, darum Sie und Sie für immer!

Reisenotizen von Darmstadt über Brüssel nach Paris. *)

(Paris, 6. Juli 1846.) Wohlgeborner Herr Redakteur. Es möchte manchem Leser Ihres Blattes beruhigend und nützlich seyn, die von mir auf meiner Reise nach Paris gemachten Wahrnehmungen zu lesen, deßwegen erlaube ich mir, Ihnen solche kurz anzuführen. — Die Feldfrüchte standen von Darmstadt aus bis vor die Thore von Paris allenthalben (mit wenigen Ausnahmen) ganz vortrefflich, das Korn zwar hier und da dünn, aber desto vollkommener in den Aehren; ein $^1/_5$ mag bereits geschnitten seyn und die andern $^4/_5$ bis Mitte dieses Monats der Sichel unterliegen; Gerste allenthalben wunderschön, eben so Hafer, Spelz und Waizen, und kommt jetzt noch ein guter Regen, dann bleibt zu deren Gedeihen nichts zu wünschen übrig. Der Reps ist allenthalben nach Hause gebracht, ja die Stelle bereits meistentheils wie Gartenland gepflügt und geeggt. Allein kein Gewächs steht so vortrefflich wie die Kartoffeln, außer einigen Aeckern zwischen Hahn und Gernsheim und zwischen Arras und Paris, habe ich, so weit meine Augen reichten, keine gesehen, wo auch nur ein Stock ausgeblieben sey, was gegen vergangenes Jahr, wo theilweise $^1/_3$ ausblieben, ein wohlthuendes Gefühl erweckte. — Der Magsamen stand namentlich zwischen Lille und Arras ebenfalls wunderschön. — Die auf dieser Reise gesprochenen Personen aus Nord- und Süddeutschland ꝛc. versicherten mich, auf ihren Reisen einen gleichen Segen auf den Feldern gefunden zu haben. — Die Heuernte war theilweise beendigt, theilweise dem Ende nahe. — Der Weinstock verspricht mit Gottes Schutz eine eben so reiche Ernte. — Diesem Allem unerachtet waren die Fruchtpreise in und um Paris noch nicht gefallen, da man in der Hoffnung einer guten Ernte kein theures Getreide beziehen will, was einen momentanen Mangel verursacht. — — — Was die Art der Reiseeinrichtung von Frankfurt, Mainz nach Paris betrifft, so rathe ich einen Platz in der großen Kajüte des Dampfbootes zu nehmen, der bis Köln circa 7 fl. kostet. Geht man mit dem Morgens von Mainz nach Köln abfahrenden Schiffe, so nimmt man sich gleich bei der Ankunft in Köln ein Billet auf den zweiten Platz der Eisenbahn nach Brüssel und fährt vom Dampfschiffe an den Bahnhof ab; auf diese Art erreicht man denselben Tag noch Aachen und kann sich bequem ausschlafen, Morgens Aachen ꝛc. ansehen und gegen Mittag nach Brüssel weiterfahren, wo man um 4 Uhr ankommt. Der Preis auf dem zweiten, noch sehr anständigen Platze, ist von Köln bis Brüssel 4 Thlr. 26 Sgr. Kommt man aber Abends nach Abgang des Eisenbahnzugs in Köln an, dann lasse man sich nur nicht abhalten, mit dem ersten um 6 Uhr Morgens abgehenden Zug abzufahren, denn mit dem zweiten kommt man erst um 9—10—11 Uhr Nachts in Brüssel an. Ist man um 4—5 Uhr in Brüssel angekommen, so esse man und fahre mit einem offenen Wagen (per Stunde um 2 Frcs.) mit zwei Pferden langsam durch die wichtigsten Straßen, dann um die Stadt nach Laeken ꝛc., suche aber einen Kutscher zu bekommen, der lokalkundig ist und ohne Hin- und Herfahren alles Merkwürdige zeigt und erklärt; man wird auf diese Art gegen halb 10 Uhr in die Stadt zurückkommen und solche wunderschön durch die Menge von erleuchteten Magazinen ꝛc. illuminirt finden. Wer gerne Bier trinkt, suche solches blos in den Haupt-Bierstuben auf dem Markt, sonst wird er unwillkürlich ein saures Gesicht beim Genusse machen. — Von Brüssel nach Paris kostet die zweite Classe 27 Frcs.; solche geht Morgens 7 Uhr ab, doch suche man immer eine halbe Stunde früher am Bureau zu seyn, um allem Gedränge zu entgehen, zumal das Fahren allein mit einem Fiaker nicht mehr als wie mit einem vollgestopften Omnibus (nämlich 10 Sous oder 14 kr.) kostet. Auch lasse man sich nicht von den langsamen Kellnern vom frühen Abgehen abhalten, bezahle seine Rechnung am Abend und blos das Trinkgeld Morgens, denn in Brüssel hört man kaum um 6 Uhr Bewegung im Hause. Da man unterwegs wahrhaft blos im Flug und im Raub etwas zu essen und zu trinken erhalten kann und hierbei doppelt und dreifach mehr als es werth ist, bezahlen muß, so rathe ich Jedem, in Brüssel (ebenfalls in Köln) eine Flasche Wein, etwas Brod und Fleisch mitzunehmen, um unterwegs etwas Genießbares zu haben. — Die Behandlung bei den Eisenbahnkassen ist schnell und höflich, auch praktisch, die Bahn von Köln bis Brüssel ganz vortrefflich, die Untersuchung in Verviers durch die Douaniers sehr schnell, lojal und artig, die Bahn von Brüssel, namentlich von Arras aus, noch etwas stoßend, die Behandlung der französischen Douaniers zu Valenciennes eben so honet, wie die der belgischen in Verviers, nur nehme man nach Frankreich nicht mehr wie zwölf Stück Cigarren mit. Sehr vermißt man auf sehr vielen Stationen die Aufschrift der Namen des Stationsortes, eine ins Auge fallende Uhr und die Bemerkung der Entfernung von der Hauptstadt des Landes, was Alles mit so wenigen Kosten zur Annehmlichkeit der Reisenden herzustellen wäre. Eben so vermißte ich, außer in Tirlemont, Mecheln, wo Alles schönst geordnet war, das Aufrufen des Namens des Stationsortes durch die Conducteure (auf der Straßb.-Bas.-Bahn geschieht es jedes Mal). — Zu einer Reise hierher nehme man blos 5 Frankenthaler mit, da man an allen Goldsorten und Papier viel und je nach dem man unter die Hände von Prellern kommt, sehr viel verliert. Will man nicht so schwer tragen, so nehme man Creditbriefe auf hier mit. — Bei meiner Reise sahe ich, daß auf der belgischen und französischen Bahn keine kantige Schwellen, sondern meistentheils gespaltenes 10—12 zölliges Holz genommen und die Schnittseite auf den Damm gelegt und die eisernen Schienenstühle auf der runden Seite eingelassen wurden, wodurch eine außerordentliche Holzersparniß erzielt wird, zumal jetzt schon, nach ungefähr zehn Jahren, die ersten Schwellen theilweise verfault herausgenommen und neu gelegt werden mußten. — Wer nach Paris reis't, suche es so einzurichten, daß bei seiner Ankunft ein Freund harrt, jedenfalls schreibe er sich vorher die Adresse des Gasthauses (Logement) deutlich auf ein Extrablatt in französischer Sprache auf, damit er es dem Droschkenführer vorzeigen kann, da die Aussprache sehr oft die Angabe undeutlich macht. — Ein Reisender, der den Weg auf angegebene Art einrichtet, kommt den ersten Tag von Darmstadt, Frankfurt, Mannheim und Gegend nach Köln, selbst Aachen, den zweiten bis Brüssel, den dritten um 8—9—10 Uhr Abends nach Paris, wo ihn die städtische Octroiverwaltung bei der Visitation ebenfalls schnell und human behandelt, und zahlt nur 7—9 fl., 4 Thlr. 26 Sgr. — und 27 Frcs. oder im Ganzen circa 28—29 fl. — In Paris fiel es mir auf, die Soldaten

*) Aus der „Hess. Ztg."

mit brennenden Cigarren im Munde auf die Wache ziehen zu sehen, doch wurde solche nicht durch einen Offizier commandirt. — Eilend und ergebenst zeichnet Ernst Emil Hoffmann.

Turn- und Sangfest auf dem Feldberg, am 12. Juli.

Geschrieben auf dem Gipfel des Feldberges.

Ungeachtet Nebel und Duft, ist das frische, freie Daseyn unserer wackeren Jugend recht lebendig und wacker auf der weitschauenden Höhe, welche die Natur in dem Mittelpunkte unseres herrlichen Rheinlandes aufgethürmt hat, um ihm zur Warte aller Zeiten und zum Propheten aller Witterungen zu dienen. Ist nun auch der heutige Tag gleich der Zeit, in der wir leben, etwas windig und unwirsch, die selbstbewußte Jugend kümmert sich darum wenig. Herbeigezogen in hellen Schaaren, von allen Sternen der Windrose, erschallte bei'm Empfange der einzelnen Turngemeinden der Jubelruf: „Hier Homburg! hier Usingen! hier Wiesbaden und Bieberich! hier Mainz (2 Gemeinden: E. Müller und Mämpel)! hier Frankfurt! hier Offenbach! hier Harmonie von Oberursel! hier Einzelne von Hanau, Gießen, Friedberg, Butzbach und vielen andern Orten! Musik, Heil- und Lebehochruf begrüßt sie alle, die rüstigen Turner, von welcher Seite sie den Berg ersteigen und unter welchen Landesfarben sie sich schaaren mögen. Es gibt ein Wort, das froh und stolz widerhallt in jeder Brust, dies Wort ist „Rheinland!" Es ist das Geburtsland fast Aller, die sich hier auf dem höchsten Punkte desselben, auf dem breiten, sonnigen Rücken des großen Feldberges, von gleicher Gesinnung beseelt, vereinigt finden. Alles Uebrige, neben solcher Gesinnung, ist Nebensache. Da es jedoch zur Abrundung des Bildes gehört, so seyen auch darüber einige Worte verloren. An Speise- und Trinkwirthschaften kein Mangel. Mit Ausnahme von zwei oder drei sind alle diese „Kneipen" unter freiem Himmel. Der Wind treibt ein neckendes Spiel mit den Leintüchern, welche man zu seiner Abwehr aufgespannt. Glücksspiele sonder Zahl, zur Ehre der immer mehr sich fortbildenden Verstandeskraft, wenig oder nicht umstanden; Leierkasten, allbekannte Melodien zu Mordgeschichten executirend; Kasperle und Faust im Himmelbettheater; ein Kunstspringer mit drei oder vier Knaben und Mädchen, einer Trompete und Pauke, vom Janhagel begafft, von denen aber die rings um den weiten Kreis der Turner und Sänger in fünf- bis zehnfachen Reihen sich geschaart haben, gänzlich unbeachtet. Sie, die Zeugen der Kraft und Eintracht unserer männlichen Jugend, haben Besseres zu sehen und zu hören, um für Gaukeleien noch Ihr Auge verwenden zu können. Denn in diesem Kreise spricht Ravenstein, der sinnige Turnmeister der freien Stadt, sprechen andere namhafte Männer von Mainz, von Homburg, Wiesbaden, Usingen rc. Was sie sprechen klingt einfach, aber tief an in allen Herzen und gewöhnt unser Volk an das Daseyn eines Sinnes und eines Strebens. — Die unsichere, drohende Witterung trägt die Schuld, daß das heutige Feldbergfest nicht so zahlreich besucht ist, als das am 6. Juli des vorigen Jahres. Doch läßt sich die Zahl der Anwesenden in geringster Schätzung immer noch auf 7,000 bis 8,000 Köpfe schätzen. Dagegen ist die Wagenburg, welche im letzten Jahre wahrhaft großartig war, indem sie aus mehr als 300 Fuhrwerken jeder Art bestand, heute kaum halb so groß. Interessant sind die einzelnen Gruppen der Gelagerten, Speisenden, Trinkenden, Schlafenden oder sich Ergehenden. Bei jeder derselben gibt es etwas zu bemerken, obgleich der Frohsinn im Allgemeinen weder so laut, noch so verschiedenartig ist, als er es 1844 und 1845 hier war.

Mannichfaltigkeiten.

(Stuttgart, 12. Juli.) Wie man aus Tübingen berichtet, sind dort die ersten Gerstengarben unter großen Feierlichkeiten in die Stadt eingeführt worden. Der Wagen war, wie das N. T. erzählt, mit vier Pferden bespannt, mit Blumenkränzen umwunden, die ganze Schuljugend, mit ihren Lehrern an der Spitze, zog vor demselben her; die Mädchen waren mit weißen Kleidern angethan und hielten Kränze in den Händen, die Knaben trugen Fahnen und sangen abwechselnd mit den Mädchen Danklieder. Die Mitglieder des Stadtraths und Bürgerausschusses gingen zunächst vor dem Wagen; neben demselben auf beiden Seiten Knechte in ländlicher Tracht mit Heugabeln, auf demselben saßen zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, gleichfalls in der Tracht der Landleute unserer Gegend. So bewegte sich der Zug bis vor die Kirche unter dem Geläute aller Glocken und dem Schalle der Posaunen vom Kirchthurme herab. Eine Garbe ward sofort vom Wagen genommen, von vier Knaben dem Zuge voran in die Kirche getragen und auf dem Altare niedergelegt, ein Dankopfer dem Herrn, der uns wieder von Mangel und Hungersnoth durch den Segen des Feldes erlöst. Jetzt begann ein feierlicher Gottesdienst; die ganze Gemeinde sang das Lied: „Lobe Gott, unsern Herrn," worauf Herr Oberhelfer Hauber eine schöne, der Feierlichkeit angemessene Rede hielt. Zum Schlusse ward das Lied gesungen: „Nun danket Alle Gott!" und mit gerührtem Herzen und dankbarem Gemüthe verließen die zahlreichen Hörer die Kirche. Möge der Herr des Himmels, so schließt der Bericht, auch die Herzen Derjenigen lenken, in deren Macht es liegt, uns vor ähnlicher großer Noth durch weise Vorsorge zu bewahren; Diejenigen aber, die mit Gottes Gaben schändlichen Wucher treiben, mit zerknirschtem Herzen zur Besserung stimmen! Von allen Seiten laufen Nachrichten über den großen Segen der bevorstehenden Ernte ein, und die Wucherer, welche ihre Früchte zu lange zurückgehalten, sind nun mit Verlusten loszuschlagen gezwungen, da es an jeder Schranne mit den Preisen abwärts geht. Immer aber ißt man noch jetzt in London wohlfeileres und ungleich schmackhafteres Brod als bei uns. (Beob.)

(Berlin, 10. Juli.) Nach einer im heutigen Justizministerialblatte enthaltenen Verfügung der Herren Minister der geistlichen rc. Angelegenheiten, der Justiz und des Innern soll die Absendung von Transporten von Verbrechern und Vagabonden des Civilstandes so regulirt werden, daß dieselben vor dem Sonn- und Festtage am Orte ihrer Bestimmung eintreffen müssen.

(Berlin.) Ein bis jetzt unbekanntes Frauenzimmer warf sich am 8. d. auf der Stettiner Eisenbahn, zwischen dem Gesundbrunnen und Pankow, von der Böschung auf das Schienengeleise. Der Maschinist, dies sehend, zog die Bremsen an, konnte jedoch den Zug nicht sofort zum Stehen bringen, und wurde der Unbekannten von den Rädern der Maschine und den Wagen der rechte Arm ganz abgefahren und die Brust so gequetscht, daß sie auf der Stelle todt war.

(Lyck, 3. Juli.) Auf den Antrag des hiesigen Magistrats hat die Lycker Stadtverordnetenversammlung es genehmigt, daß, in gleicher wohlwollender und anerkennender Zuneigung, in welcher Se. Maj. der König die noch lebenden Veteranen der Befreiungskriege, aus der letzten Steuerstufe, von der Klassensteuer, befreit haben, die in Lyck wohnenden Veteranen aus jener Zeit, 18 an der Zahl, von Seiten der Stadt auch von der Kommunalsteuer befreit seyn sollen.

Aus Pesth meldet die „Kölnische Zeitung": Der auf der Ofner Seite gelegene Bloksberg bot in den letzten Tagen ein gar

seltsames Schauspiel dar, welches an die von Cooper so glänzend geschilderten **Haidebrände** in Nordamerika gemahnen konnte, da plötzlich, durch eine weggeworfene Cigarre entzündet, das durch die sengende Sonnenhitze ausgedörrte Gras auf eine weite Strecke hin in Rauch und Flammen aufging und in der nächsten Umgegend keinen geringen Schrecken verbreitete. Doch bald gewann die Stimme der Besonnenheit die Oberhand, und man eilte zur Löschung herbei; da es aber an Wasser gebrach und die Hülfe schnell eintreten mußte, so geriethen die Bauern auf den originellen aber ganz praktischen Einfall, den Wiesenbrand mit Dreschflegeln zu ersticken, und so sahe man denn einige Viertelstunden hindurch die wackern Leute ganz emsig Feuer dreschen, das auch bald erlosch und später durch Wasserbeschüttung vollends getödtet ward.

(**Ein origineller Fluch.**) Einer der Beduinen, die sich in Paris aufhalten, und dem natürlich die Begrüßungsweise mit dem Hut auffallen mußte, weil sie der seinen so entgegengesetzt ist, bedient sich jetzt im Zorne des Fluches: „Möge deine Seele nicht mehr Ruhe haben, als der Hut eines Europäers."

Korrespondenz.

Von der Bergstraße, 6. Juli.

(Schluß.)

Wer die Thätigkeit und den Eifer der Lampertheimer Bauern hier beobachtete, wie sie die dürren Aeste von den Bäumen abhieben, wie sie Erde aufwühlten und die am Boden liegenden Brennstoffe damit bedeckten, der konnte sich eines Gefühls wahrhaftiger Achtung nicht erwehren, wenn er namentlich noch dabei bedachte, daß dies Alles für einen Walddistrikt geschah, von dem sie nicht den geringsten Nutzen ziehen, wo sie weder Moos und Nadeln zur Streu, noch dürres Reisig zum Brennen holen dürfen. Freilich war ihnen auch ein wackeres Beispiel gegeben durch die zweckmäßigen Anordnungen der Ortsbehörde und das Beispiel der anwesenden Forstbeamten, namentlich des in Lampertheim angestellten Revierförsters, Hrn. **Grünewald**, welcher, stets der Vorderste beim Feuer, keine Anstrengung, ja selbst keine Lebensgefahr scheute (seine Kleider wurden mehemals vom Feuer ergriffen) und durch unaufhörliche Ermunterung der Arbeitenden von Lampertheim, deren Achtung er genießt und verdient, einen wesentlichen Antheil an dem glücklichen Ende der Gefahr hat. Doch, wo Alles so von einem edeln Eifer beseelt war, ist es schwer, Denjenigen zu bestimmen, dem das beste Lob gebührt; es war Hülfe von allen Seiten zugeeilt, die Bewohner von Virnheim mit ihrem Revierförster, die von Lorsch nebst dem dortigen Forstinspector und Revierförster, außerdem noch die Gesellschaft der Turner von Mannheim und viele Rheinhessen. — Noch kann nicht bestimmt gesagt werden, wie groß der Flächeninhalt der abgebrannten Waldstrecke ist, aber das Gerücht gibt die Zahl der Morgen zwischen 1200 und 1800 an.

Heidelberg, 10. Juli.

Man lies't in dem hiesigen Journal: Heute überreichten die Mitglieder des Comité's zur Ausführung der Paulusdenkmünze, von Seite der Universität die Herren Tiedemann, Lewald und v. Reichlin-Meldegg, von Seite der Bürgerschaft Banquier Fries, Vater, Rath Küchler und Direktor Louis, dem hochverehrten Jubelgreise H. E. G. **Paulus**, dem unermüdeten Kämpfer für Licht und Recht, die von dem königl. baierischen Hofmedailleur Neuß in Augsburg vortrefflich ausgeführte, in Gold geprägte Medaille. Die Vorderseite der Münze enthält das sehr ähnliche Brustbild des Gefeierten mit der Umschrift: „Heinrich Eberhard Gottlob Paulus, geb. den 1. September 1761." Die Rückseite einen Immortellenkranz mit der Jahreszahl 1846 und der Umschrift: „von seinen Verehrern und Freunden." Hr. Geheimerath D. Tiedemann, als ältestes Universitätsmitglied, und Hr. Banquier Fries, Vater, als ältester Bürger, sprachen in passenden und herzlichen Worten die Gesinnung der Verehrung und Liebe gegen den Vortrefflichen im Namen seiner zahlreichen Verehrer und Freunde aus. Hr. Rath Küchler, als Vorstand der deutschkatholischen Gemeinde unserer Stadt, welcher Paulus seit ihrem Bestehen eine thätigwarme Theilnahme unablässig schenkt, überreichte ein schönes, zur Feier des Tages verfaßtes Gedicht, welches wir hier folgen lassen. In rührenden Worten erwiederte dankend der verehrungswürdige Greis. Möge der Edle, dessen 85stes Lebensjahr nun bald vollendet seyn wird, noch viele frohe Jahre zum Wohle der Menschheit in seiner rastlosen Wirksamkeit für den Fortschritt, der ungeschwächten Körper- und Geisteskraft genießen, deren Besitz ihm in einem nur wenigen Glücklichen beschiedenen Alter in so seltenem Grade vergönnt ist.

An H. E. G. Paulus am 10. Juli 1846.

Wenn der Feind mit wundem Rücken
Floh, und auf dem Siegesfeld
Steh'n des Vaterlandes Streiter:
„Tritt hervor, Du Kampfesheld." —

Ruft der Feldherr dann und reichet
Ihm das Ehrenzeichen dar,
Der vor Allen kühn gefochten,
Tapferster der Tapfern war. —

„Als der Feind in dichten Reihen
„Lanzenstarrend vor uns stand,
„Da hast Du die Bahn gebrochen:
„**Sieg** dankt **Dir** das Vaterland." —

Größer als mit Stahl und Eisen,
Kämpfen Geister manche Schlacht,
Kämpft die Wahrheit mit der Lüge,
Kämpft mit Licht die alte Nacht. —

„Frei der Geist, frei die Gewissen,
„Dem Gedanken stets sein Recht
„Auch im Glauben!" — also rufend
Standst Du **Erster** im Gefecht. —

Schwangest des Gedankens Waffe
Kühn voran dem Lichtes-Heer
Und es sank vor ihrem Blitze
Mancher Schild und mancher Speer. —

Dir nach in die Breche stürzte
Deiner Schüler freud'ge Schaar;
Wenn ein Sieg gelang, wir wissen,
Wer des Kampfes Erster war.

Drum nimm aus des Volkes Händen
Du dies Zeichen, greiser Held,
Der am Abend noch des Lebens
Riesen schlägt und Hydern fällt.

Blick' um Dich und sieh' das Leben,
Das Dein Odem angefacht,
Lichtgedanken, Morgenstrahlen,
Die da kämpfen mit der Nacht!

Und wenn einst die letzte Fessel
Bricht im deutschen Vaterland,
Dann wird bei des Kampfes Helden,
Paulus, Du zuerst genannt.

Küchler.

Main-Wasserwärme: 14. Juli, Morgens, 8 Uhr: 18½ Grad.
M. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 14. Juli. **Marie Anne**, oder: Ein Weib aus dem Volke, dramatisches Gemälde aus dem Volksleben in 5 Akten, nebst einem Vorspiel: **Der Hochzeitstag**, nach Dennery und Mallian, deutsch von Dräxler-Manfred. (Gastrolle) Bertrand: Hr. **Hock**, vom Hoftheater zu Karlsruhe.

Mittwoch, 15 Juli. **Griseldis**, dramatisches Gedicht in 5 Akth., von Friedrich Halm. (Gastrolle) Griseldis: Fräul. **Damböck**, vom k. Hoftheater zu Hannover.

Redakteur J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 194. Donnerstag, den 16. Juli 1846.

Der Sohn Solimans.

Eine Erzählung aus dem Englischen der Mrs. Erskin Norton, von R. Mogk.

Es war an einem lieblichen Abend im Frühsommer des Jahres 1553, wo man ein leicht bewaffnetes Fahrzeug unter venetianischer Flagge zwischen jenen Inseln hindurchsteuern sah, welche dicht am Ufer des adriatischen Meeres liegen. Still und sanft glitt es dahin, gleichsam als habe es ein Bewußtseyn von der Gefahr, die ihm von seinen türkischen Feinden drohte; denn die Republik und Soliman waren damals in offener Fehde.

Der Venetianer war, obgleich klein, doch wohl bemannt und bewaffnet, und ein schneller Segler. Man hielt ihm kein türkisches Fahrzeug von gleicher Größe für gewachsen, da er mit der größten Sorgfalt ausgerüstet worden war, um die verwais'te Tochter des vorigen Gouverneurs von Ragusa, sammt seinen aufgehäuften Schätzen hierher in die Heimath zu tragen.

Lavinia de Montero saß in tiefe Trauer gehüllt in ihren Kissen auf dem oberen Theile des Verdecks, mit vielem Antheil auf die bezaubernde, sanft an ihr vorüberfliegende Scene blickend. Sie war ein schönes Mädchen von 18 Jahren. Ihre Mutter war eine vornehme englische Dame gewesen, — die sich mit ihrem Vater vermählt hatte, als er Gesandter in England war, — und von ihr hatte sie „die großen blauen Augen, das schöne Haar und die schneeigten Hände" geerbt, die damals im Süden von Europa so selten gesehen und so hoch geschätzt wurden; aber die Form ihrer Gesichtszüge und der lebhafte Ausdruck derselben waren rein italienisch. Diese seltene Vereinigung wurde noch gehoben durch eine Gestalt von großer Anmuth und ausgezeichnetem Ebenmaße.

Waren in ihrem Aeußeren, in einem merkwürdigen Grade, die Züge englischer und italienischer Schönheit vereinigt, so hatte ihr Geist, mit gleichmäßiger Wirkung, nicht weniger Theil an den Eigenthümlichkeiten ihres Geschlechts beider Länder. Ihre englische Mutter, die sie zwei Jahre vor ihrem Vater zu verlieren so unglücklich gewesen war, hatte ihr die reinsten religiösen und sittlichen Gefühle eingeflößt, und so war das Feuer ihrer italienischen Natur gemildert, jedoch keineswegs erloschen; mit der würdevollen Einfachheit der englischen Lady vereinigte sie die warme Empfänglichkeit der Italienerin, und freudig und sorgsam stand sie dem stillen Kreislauf der häuslichen Pflichten vor, — mit einem Gemüthe, das voll von Liebe, durch Studium gehoben und für den Genuß alles dessen, was es in der Natur und Kunst Schönes und Großes giebt, gebildet war.

Lavinia hatte manches Jahr glücklich verlebt, — theuer dem Herzen ihrer gütigen Eltern, umgeben von Pracht und Luxus und die erste einer angenehmen und ausgesuchten Gesellschaft, die durch die gelegentlichen Besuche vornehmer Fremden einige Abwechselung erhalten hatte, und von denen in der letzten Zeit der Ruf von Monteros lieblicher Tochter sowohl zu Venedig, als an ihren eigenen Höfen verbreitet worden war. Freilich kehrte sie jetzt, jung und reich, in die Heimath ihres Vaters zurück, aber zu Verwandten, denen sie eine Fremde war, und zu einer Gesellschaft, die sie, nach Allem, was sie davon erfahren, eher fürchtete, als sich nach ihr sehnte. — Sie war ohne natürlichen Schutz, und fühlte sich verzagt und allein in der Welt.

Zwar hatten sich mehrere Anbeter in Ragusa und einige Engländer von edler Abkunft, die ihres Vaters Gäste gewesen waren, durch Lavinia's Schönheit und Reichthum angezogen, als Bewerber um sie eingefunden, aber bis hierher war ihr Herz noch frei geblieben, oder ward dennoch ihre Ruhe gestört, so war es durch eine höchst merkwürdige Persönlichkeit unter sehr außerordentlichen Umständen geschehen.

Die Republik hatte sich, ehe der Krieg wirklich ausbrach, über Streifereien beklagt, welche die Türken an ihrer dalmatischen Gränze zu machen pflegten, und die gewöhnlich durch gesetzlose Banden verübt wurden, deren einziger Zweck Plünderung war. Als diese nun zu einer bedeutenden Macht herangewachsen und ihrem eigenen Volke sowohl als den Italienern ein gleicher Schrecken geworden waren, fand man es für nöthig, sie zu strafen und ihnen Einhalt zu thun — das bedeutet in türkischer Sprache — sie zu vernichten.

Es traf sich gerade, daß zu dieser Zeit Mustapha, der älteste Sohn des Sultans, den Oberbefehl über die angränzenden Provinzen führte, und dieser beschloß, die Schlupfwinkel jener Räuber zu zerstören. Er besuchte die Gränzen in eigener Person, und hatte seine Maßregeln so gut getroffen, daß der Schlag fiel, ehe die Verbrecher seine Gegenwart ahnten.

Eine dieser Räuberbanden hatte, in der Hoffnung eines bedeutenden Lösegeldes, den Plan entworfen, die Tochter des italienischen Gouverneurs zu entführen, wenn sich dieser während der heißen Jahreszeit auf sein Landgut zurückgezogen hätte; und es war ihnen geglückt. Aber als sie mit ihrer Beute auf der Flucht begriffen waren, wurden sie von einer Abtheilung ihrer eigenen Landsleute, die Mustapha selbst anführte, umringt und zerstreut. Er rettete die Gefangene und brachte sie selbst mit der größten Fürsorge und Zartheit ihrem verzweifelnden Vater zurück, und reis'te erst nach einem zweitägigen Verweilen wieder ab.

Die Geschichte hat dem Charakter Mustapha's Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er war dem Sultan von einer schönen circassischen Sklavin geboren worden, die bei seiner Geburt gestorben war. Sein Vater hatte ihn mit Liebe und Sorgfalt erziehen lassen und als seinen Erben anerkannt. Selbst Roxelana, so mächtig sie auch war, hatte es nicht gewagt, ihm entgegenzuwirken, im Gegentheil war ihre wahre oder verstellte Zärtlichkeit gegen dies mutterlose Kind eines der vornehmsten Mittel, wodurch sie Solimans Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Welches auch immerhin ihre

Absichten oder Gefühle waren, oder in wie fern sich dieselben auch verändert haben mögen, als sie selbst dem ottomanischen Reiche mehrere Erben gegeben, — sie waren bis hierhin im tiefsten Geheimniß verborgen geblieben.

Mustapha war einer jener hohen Geister, die unabhängig von Stand, Vaterland, Erziehung und Religion, allein und über den andern ihres Geschlechts stehen. Er war weise, gerecht, barmherzig, großmüthig und tapfer; erfüllt von den wärmsten Gefühlen unserer Natur, aber fast frei von ihren Schwächen. Leutselig, ruhig und voll Majestät — flößte seine Gegenwart in gleichem Grade Liebe und Ehrerbietung ein. Seine Stirn war erhaben, geistreich und gebietend; sein Auge scharf und durchdringend, sein Lächeln mild und einnehmend, wie das eines Weibes.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich seit den letzten zehn Jahren.

Die Julisrevolution hatte eine Springfluth des französischen Geistes zur Folge, welche die halbe Welt überschwemmen zu wollen schien. Viele Franzosen glaubten damals bereits alles Ernstes, daß Paris hinfort das ausschließliche Privilegium habe, zu denken, zu philosophiren, zu reden, zu schreiben und zu dichten. Ich erinnere mich, in einem Buche, welches in jenen Tagen viel Aufsehen machte, weil sich die Zeit von allen Seiten her mit seltener Treue darin abspiegelt, in dem Livre des Cent-et-Un, einen Aufsatz über die Literaturzustände der Gegenwart gelesen zu haben, welcher sich von Anfang bis zu Ende um den Gedanken drehte, daß es außerhalb Frankreichs kein schriftstellerisches Talent mehr in Europa gebe. Der Verfasser warf nur einen mitleidigen Seitenblick auf Deutschland, dessen Musen seit Goethe und Schiller völlig verstummt seyen, und auf England, das mit Byron seinen letzten Dichter habe zu Grabe tragen sehen. Mit dem Gepränge des Triumphes wurden dagegen die berühmten Namen der französischen Literatur an dem Auge des Lesers vorübergeführt, der, wenn er ein Franzose war, das Buch unfehlbar mit der Ueberzeugung aus der Hand legte, der kleinste unter den Bannerträgern der französischen Literatur sey noch immer um eine volle Elle länger als die größten der lebenden Schriftsteller des Auslandes.

Es ist schwer, auf einen schmeichelnden Irrthum zu verzichten, und so hält denn die französische Meinung bis auf den heutigen Augenblick möglichst fest an jenem Urtheile über das Verhältniß der französischen zu der übrigen europäischen Literatur, und wenn es der Mühe werth wäre, so könnte ich eine Menge von Parallelstellen zu jenem Ausspruche des Livre des Cent-et-Un anführen, die den jüngsten Tagen angehören, zum Beispiel aus dem unlängst erschienenen Buch eines phantastischen Geschichtschreibers, oder besser eines geschichtschreibenden Phantasten, welcher der gläubigen Jugend mit patriotischer Salbung versichert: la pensée allemande est rentrée dans l'ombre; mit England steht es noch schlechter, Italien und die übrige Welt sind gar nicht zu zählen, das Licht der Idee leuchtet in Frankreich allein, unter dem auserwählten Volke, das mehr ist als ein Volk, nämlich ein Dogma, eine Religion.

Ich will dem französischen Geiste seinen verdienten Ruhm nicht schmälern, und ich erkenne gern an, daß er um 1830 eine Zeit lang an der Spitze des Fortschrittes der europäischen Intelligenz gestanden haben mag, seit zehn Jahren aber ist sein Gang augenscheinlich ins Stocken gerathen, und man darf dreist behaupten, daß er von mehr als einem seiner frühern Nachzügler weit überholt ist. Während der letzten zehn Jahre ist in der französischen Literatur eben so wenig wie in der Politik oder der Kunst irgend ein neuer Name von einiger Bedeutung aufgekommen, und mit den literarischen Berühmtheiten, die aus der frühern Zeit herrühren, geht es zusehens und fast ohne Ausnahme auf den Verfall. Beranger, der Dichter, ist längst so gut wie todt, Victor Hugo und Lamartine sind seit zwei Jahren verstummt, George Sand hat sich selbst überlebt, der Abbé Lamennais ist verschollen, Chateaubriand ist nichts mehr als eine ehrwürdige Ruine. Auch unter den ehemals populären Talenten untergeordneten und zum Theil sehr untergeordneten Ranges hat die Zeit arge Verwüstungen angerichtet. Was ist aus Balzac geworden? Man weiß kaum noch ob er lebt oder todt ist. An Scribe hat sich das Publikum endlich übersättigt, und Paul de Kock ist zuletzt sogar von den Getreuesten seiner Getreuen, von dem Corps der Kammerjungfern und Grisetten im Stiche gelassen. Wer kann mir eine schriftstellerische Leistung aus diesem Zeitraume nennen, auf die Frankreich Ursache hätte stolz zu seyn? Die Feuilleton-Romane eines Alexander Dumas, eines Eugen Sue und zweier oder dreier anderer Literaturfabrikanten sind in diesem Augenblick der höchste Ausdruck der belletristischen Fähigkeit in Frankreich. Neben und hinter den genannten Männern gibt es allerdings eine Anzahl von Schriftstellern, die in diesem oder jenem Fache der Literatur ein recht hübsches gefälliges Talent bewähren, aber kein einziges dieser Talente verspricht eine große Zukunft. Und, ich komme nochmals darauf zurück, weil mir dieser Umstand von großer Bedeutung scheint, keiner von allen den Schriftstellern, welche einen Namen in der Welt haben, ist während der letzten zehn Jahre aufgetaucht, keiner mit Ausnahme etwa von Ponsard, der indessen auch nicht gemacht zu seyn scheint, den Ruf zu behaupten, welchen er seinem ersten Bühnenstück verdankt.

(Schluß folgt.)

Turn- und Sangfest auf dem Feldberg, am 12. Juli.

Bericht eines zweiten Augenzeugen.

Auch in diesem Jahre hatte sich der von der Commission für Erbauung eines Hauses auf dem Feldberge angeregte größere Gebirgsausflug vieler Theilnehmer zu erfreuen. Ein warmer Freund dieser Feste und Turner zugleich will es versuchen, nach eigener Anschauung und Berichten Anderer die Haupt-Scenen zu schildern, welche den erwähnten Gebirgsausflug zu einem wahren Gebirgsfeste gestempelt haben. Sollte ihm hier und da etwas entgangen seyn, so bittet er um Nachsicht, da des Stoffes zu viel gegeben war, um überall das Einzelne richtig und vollständig erfassen und in die Beschreibung mit aufnehmen zu können. Das Fehlende zu ergänzen, findet sich Ein' oder der Andere wohl noch bereit.*)

Der 11. Juli ließ ziemlich günstiges Wetter erwarten. Nachmittags regte sich's denn auch gewaltig in den Städten und Städtchen im weiteren und näheren Umkreise des Feldberges. In ersteren sammelten sich die Schaaren der Sänger, Turner und Gebirgsfreunde, um theils zu Wagen, theils zu Fuß die Reise nach den Höhen des Taunus anzutreten; in letzteren rüstete man sich auf den Empfang und die Bewirthung so ungewöhnlicher zahlreicher Gäste, deren nicht Wenige sich für dieses Mal mit einer einfachen Streu für die Nacht behelfen mußten, wo denn natürlich der Kurzweil mehr als der Ruhe gepflegt wurde. Immer neu eintreffende oder auch schon in der Nacht nach dem Feldberge abziehende Schaaren lös'ten sich beständig ab. Turner von Frankfurt ließen Abends 10 Uhr gleichzeitig auf dem Falkenstein, Kronberg und Feldberg Raketen steigen, deren Leuchtkugeln in einem Umkreis von mindestens acht Stunden deutlich wahrnehmbar, den Vorabend des Festes verkündeten und würdig bezeichneten. Auf dem Feldberg selbst hatte sich ein nächtliches Feldlager ge-

*) Es ist uns bereits ein dritter Bericht über das Fest zugekommen, der morgen folgt. D. Red.

bildet, erleuchtet von zahlreichen Wachtfeuern und beschienen von dem in voller Klarheit aufgegangenen Monde. Der Sonnenaufgang auf dem Feldberge wird gewöhnlich viel zu hoch angeschlagen, und so hatten sich denn auch dieses Mal wieder Viele eingefunden, die Königin des Tages zu begrüßen, darunter nicht Wenige, welche, eingedenk der Hitze beim ersten und zweiten Feldbergfeste 1844 und 1845, in ziemlich leichter Bekleidung einherschritten. Als sich nun gegen 1 Uhr ein dicker Nebel auf den Berg lagerte, als der Nordwind schärfer pfiff, da brach gar Manchem der Muth. Dies war die Schattenseite des Tages. — Es sollte aber gar bald anders und besser werden: um 6 Uhr früh zerstreuten sich die Nebel, die Sonne brach durch, erwärmte die Erstarrten und weckte die noch in den Thälern Schlummernden; als sie später höher stieg, da breitete sich schützendes Gewölk vor ihr aus und milderte den Brand ihrer Strahlen. Nun füllte sich allmählig die breite Bergfläche. Da zogen Gesang- und Turnvereine auf mit wehenden Fahnen, wohl ihrer 600 Mann. Sie nahmen ihren Standort im Festkreis, der für sie hergerichtet war. Da zogen die Schaaren des Volkes, Männer, Frauen, Töchter und Kinder zu Fuß und zu Wagen heran, und es deckte die Fläche des weitschauenden Gipfels eine theils wogende, theils lagernde Menschenmasse, wie sie der Feldberg wohl selten gesehen haben mag. Hier ist aber auch der Ort zu einer so zahlreichen Vereinigung, und daß dies erkannt ist, beweis't die Dauer der Gebirgsfeste, deren drittes weder dem ersten noch dem zweiten irgend nachstand.

Gegen 11 Uhr rief die von Homburg in Turnkleidung erschienene Regiments-Musik die Sänger und Turner zum Festkreis, und bald ertönten die schönen Lieder: „Brüder reicht die Hand zum Bunde“ (beschlossen mit einem: „Gut Heil!“ für die Verbrüderung der Sänger und Turner) und: „Herbei, herbei du deutsche Turnerschaft!“ (beschlossen mit einem Hoch für das deutsche Vaterland). Die Führer und Vorsteher der verschiedenen Vereine traten nun zusammen; nach ihrer Wahl übernahm es Ravenstein aus Frankfurt, als Sprecher die erschienenen Turngesellschaften zu begrüßen, die älteren vorzustellen und neugebildete einzuführen. Von ersteren fanden sich vertreten Butzbach, Fechenheim, Frankfurt, Friedberg, Gießen, Hanau, Mainz, Oberrad und Usingen; als neue Turngemeinden begrüßte man diejenigen aus Bieberich, Homburg, Idstein und Wiesbaden. — Unter Leitung des hierzu gewählten Hanauer Turnwarts Schattner wurde dann gerungen, gesprungen, frei geturnt, gelaufen und in Masse ein Seilziehkampf ausgeführt. „Was ist des Deutschen Vaterland?“ bildete den Schluß. Einzelne Vereine sangen noch manch' schönes Lied; unter andern brachten die Mainzer ein von dem dortigen Gesang-Direktor Liebe componirtes Lied: „Gut Heil“, welches vielen Beifall fand. Deßgleichen fand die Homburger Regiments-Blechmusik, welche die Pausen durch ihr treffliches Spiel ausgefüllt hatte, die lebhafteste Anerkennung. Dem durchlauchtigsten Landgrafen von Hessen-Homburg, welcher jenen Musikern den nöthigen Urlaub ertheilt und auch in anderer Weise seine Theilnahme an den Bestrebungen der Turnfreunde im Allgemeinen und dem Gebirgsfeste insbesondere kund gegeben hatte, mußte man sich zum wärmsten Danke verpflichtet fühlen, der sich denn auch später in einer größeren Abschiedsversammlung der Turner in Kirchers Saal zu Homburg durch ein wahrhaft begeistertes Hoch Luft machte.

Gegen 2 Uhr begann der Rückzug. Wie in früheren Jahren, mochte auch dieses Mal das näher wohnende Landvolk am längsten ausgeharrt haben. Der Schreiber dieses schloß sich dem Zuge nach Homburg an, und er hatte Ursache, mit dieser Wahl zufrieden zu seyn. Die Homburger Turner mit ihrer Musik bildeten natürlich den Kern, dann zogen mit die Butzbacher und Friedberger Turner in größerer, und die Hanauer, Frankfurter und Gießener in kleinerer Zahl. Geführt von den Homburgern, verlebten sie in Kirchers Garten einige jener schönen unvergeßlichen Stunden, welche noch am Abende des Lebens gleich leuchtenden Sternen in der Reihe der Bilder aus einer dann längst entschwundenen Zeit unauslöschlich erglänzen. Auch der Homburger Turnplatz wurde nicht nur besucht, sondern auch thatkräftig in Anspruch genommen. Als es zum Abschied gieng, ließ es sich die Blechmusik nicht nehmen, die ganze Gesellschaft noch bis an die Gränze des Homburger Weichbildes zu geleiten, und zeigte dadurch eine wahrhaft turnerische Ausdauer. Wie sich die Rückreisen über Kronberg, Königstein u. s. w. gestalteten, kann Schreiber dieses vorerst nicht angeben, doch mögen auch sie nicht ohne ähnliche Reize gewesen seyn. Vielleicht bringen diese Blätter hierüber noch Einiges.

Um nun zuletzt noch des projektirten Hausbaues auf dem Feldberge zu gedenken, so hatten sich zwar mehrere Mitglieder der deßfallsigen Commission aus Frankfurt an Ort und Stelle eingefunden. Sie fanden aber die Umstände zu einer Geldsammlung unter einer so großen, fast in beständiger Bewegung befindlichen Menschenmasse (es mögen am 11. und 12. Juli wohl mindestens 10,000 Menschen den Berg besucht haben) nicht günstig, und verzichteten demnach auf jeden deßfallsigen Versuch.

Mannichfaltigkeiten.

Die Berliner Zeitung erzählt folgenden Vorfall: „Ein junger Pole, Wladislaus v. Wenglenski, hat sich am 4. Juli auf schauderhafte Weise durch die Locomotive tödten lassen. Der erste Personenzug von Berlin nach Köthen hatte eben das sogenannte Katharinenhölzchen hinter Koswig erreicht, als man vor dem Zug einen Mann bemerkte, der, nachdem er Rock und Hut abgeworfen, mit schnellen Schritten auf den Schienenstrang zueilte. Da man sogleich ein Unglück ahnte, wurde das Signal zum Bremsen gegeben, doch der Fremde legte sich, als er dasselbe hörte, kaltblütig mit dem Hals auf die Schienen, das Gesicht dem Zuge zugekehrt. So erreichte ihn die nicht so rasch aufzuhaltende Maschine, und der Bahnräumer derselben fuhr ihm gerade in den Mund, zerriß ten Kopf, daß das Gehirn umherspritzte und warf den Körper von den Schienen.“

Der Londoner „Charivari“ meint, die Ursache, warum geliehene Bücher häufig nicht zurückgegeben würden, wäre wohl die, daß es weit leichter sey, die Bücher selber als deren Inhalt zu behalten.

Latour-Maubourg verlor in der Schlacht ein Bein. Bei der Operation sagte er zu seinem weinenden Diener: „Weine nicht, künftig brauchst Du nur Einen Stiefel zu wichsen!“

Literatur.

Nur angenehm kann es dem größeren, sich für die kirchlichen Bewegungen der Gegenwart interessirenden Publikum seyn, wenn es von Zeit zu Zeit auf die hauptsächlichsten Erscheinungen der kirchlichen Literatur aufmerksam gemacht wird, da es bereits zur Unmöglichkeit geworden, die ganze Fluth derartiger Schriften tagtäglich auch nur durchzugehen, um das Wichtigere herauszufinden. In dieser Voraussetzung empfehlen wir hier das Schriftchen, welches der unermüdlich-thätige Vorsteher der deutsch-katholischen Gemeinde zu Heidelberg, Hr. Dr. J. Küchler, vor wenigen Tagen der Oeffentlichkeit übergeben, und welches den Titel: „die badische Gesetzgebung und die Deutschkatholiken“ trägt. In ruhiger, würdevoller, aber zugleich entschiedener Sprache, so wie mit juristischer Schärfe zeigt der Verfasser hier, wie die großh. bad. Ministerialverfügung vom 20. April l. J. nicht nur den Gesetzen der Billigkeit und Duldsamkeit, sondern auch der badischen Verfassung und der Wiener Bundesakte geradezu entgegen laufe. Aber der Verfasser zeigt dies nicht blos in leeren Worten, sondern er beweis't es auch staatsrechtlich und

führt, was von groſer Wichtigkeit, die hauptſächlichſten hierauf bezüglichen Geſetze und Verordnungen, vom Paſſauer Vertrag (2. Aug. 1552), dem Osnabrücker Frieden, dem Reichsdeputationsbeſchluß bis auf die Gegenwart (natürlich nur in Beziehung auf Baden) an. Dieſen Geſetzesſtellen folgen die bezüglichen, zwiſchen groſſh. Miniſterium und der Gemeinde Heidelberg bis dahin gewechſelten Actenſtücke, worauf allgemeine Betrachtungen den Schluß bilden. Letztere ſind trefflich gehalten und beweiſen das Vollbürgerrecht der Deutſchkatholiken in jeder Hinſicht ſo klar und bündig, daß nur Böswilligkeit oder vorgefaßte Meinung für einen ſolchen Beweis blind ſeyn können. Sehr zu wünſchen wäre es daher, wenn das gedachte Schriftchen eine recht groſe Ausbreitung gewinnen würde, auf daß die Bevölkerung des deutſchen Vaterlandes immer klarer über das Rechtsverhältniß werde, in welches die Deutſchkatholiken, gleich den Bekennern jeden anderen chriſtlichen Glaubens, kraft rechtsgültiger, von den einzelnen Staaten und dem deutſchen Bunde angenommener Geſetze, zu treten haben. R.

Korreſpondenz.

Aus der Provinz Starkenburg, 10. Juli.

Ihr Bericht über die Feſtlichkeiten in Oppenheim bei Gelegenheit der Verſammlung des Guſtav Adolph-Vereins erwähnt nichts von der Rückfahrt von der Schwedenſäule in das gaſtfreundliche Oppenheim. Da ſie übrigens höchſt intereſſante Momente darbot, die ſich würdig an den Schluß des Ganzen anreihen, ſo dürften Sie wohl der nachträglichen kurzen Beſchreibung derſelben ein Plätzchen in Ihrem vielgeleſenen Blatte verſtatten. Die ehrenwerthen Mitglieder, namentlich des engeren Verwaltungsraths des G. A.-V. aus Darmſtadt, hatten uns gegen Abend verlaſſen, begleitet von den herzlichſten Wünſchen der noch weilenden Verſammlung, die ſich nur allmälig in dem geräumigen Marktſchiff zur Rückfahrt wieder einfand. Ehe das Schiff abging, hielt es noch am Ufer ſtill, wie wenn es an dem Anker einer unſichtbaren Macht zurückgehalten würde, wie wenn man ein für den Proteſtanten heiliges Land, das man nicht ſo bald wieder ſehen werde, nicht ſo ſchnell verlaſſen dürfe. Alle Blicke, alle Herzen wandten ſich zum Abſchied der Schwedenſäule zu, als ginge von ihr eine überſchwengliche Lebenskraft in den Proteſtantismus über, als wolle Jeder im Aufſchauen zu dem groſen Könige ſich ſeiner noch gröſeren Sache, für die er ſiegend ſtarb, noch einmal für immer widmen. Es trat eine feierliche Stille ein; ſie unterbrach ein Mitglied noch auf dem dieſſeitigen Ufer mit den Worten: „Wir verlaſſen die Schwedenſäule — darum dem groſen König Guſtav Adolph ein Hoch!“ in das Alles mit Begeiſterung einſtimmte. „Nein! wir verlaſſen nicht“, (ſprach dann in längerer Rede vom Ufer aus ein Geiſtlicher aus dem Odenwald) „die Schwedenſäule; was wir verlaſſen, nehmen wir mit zum bleibenden Gedächtniß in treuer Bruſt; wir fahren dahin, nicht aber der Geiſt eines Guſtav Adolphs, nicht das Licht, die Kraft und die Freiheit des Proteſtantismus, die in Jedem leben und nach ſeinen eigenthümlichen Verhältniſſen ſich thätig erweiſen werde.“ Dieſe Worte verfehlten ihren Eindruck nicht und es war charakteriſtiſch, daß hierauf der Religionslehrer der Judengemeinde zu Oppenheim das Wort ergriff und in beredter Sprache auf die groſe Wohlthat der evangeliſchen Freiheit hinwieß, an der auch der Israelit ſeinen Theil habe und von der eine gröſere Duldung ausgegangen ꝛc. — Hierauf erſt verließ das Schiff das Ufer; Muſik und Geſang wechſelten mit ſinnreichen Toaſten und kurzen Reden ab. So ſprach unter Andern ein Mitglied *) in ſchön gehaltener Rede von den Vorzügen des deutſchen Volkes in der wahren und edlen Bedeutung des Wortes. „Keine Provinz Starkenburg mehr“, (rief ein anderer Redner); „kein Oberheſſen, kein Rheinheſſen — nur Ein Heſſen — Ein Brudervolk!“ was mit Begeiſterung aufgenommen wurde. — Unter den angenehmſten Eindrücken ſchien man doch zu ſchnell auf dem langſamen und ſchwerbeweglichen Schiff das Ufer zu erreichen. Ein Geiſt harmloſer Heiterkeit hielt die Geſellſchaft noch im gelben Hauſe zuſammen, bis endlich die unerbittliche Zeit zur Trennung rief. Lange wird dieſes Feſt noch in freundlicher Erinnerung bleiben. Während der zwei Tagen nirgends eine Störung, eine unangenehme Regung, nirgends ein Mißton, ein verletzendes Wort; überall Herzlichkeit, Frohſinn und doch Anſtand und Würde, wie es der hohe Zweck des Feſtes gebot, das, verherrlicht durch den gaſtfreien und ächt-proteſtantiſchen Sinn der Oppenheimer, ſich gewiß an die ſchönſten und erhebendſten reiht, die der Vater Rhein an ſeinen Ufern geſehen.

*) Wir bedauern, da wir auf dem Nachen, der dem Marktſchiff folgte, uns befanden, nur kurz referiren und nicht die Namen der ehrenwerthen Redner angeben zu können. R.

Aus der Provinz Oberheſſen.

Die fürſtl. Thurn und Taxiſche Poſtadminiſtration hat in den letzten Jahren in ihrem wohlverſtandenen Intereſſe mehrere Poſtcourſe eröffnet, welche die lobenswertheſte Anerkennung des Publikums verdienen. Dahin gehören die täglichen Poſtcourſe zwiſchen Gießen und Fulda und zwiſchen Marburg und Hersfeld. Der erſtere Poſtcours, der ſchon länger beſteht, rentirt ſich, wie zu erwarten ſtand, vollkommen und wird dies in Zukunft noch viel mehr thun, wenn die Frankfurt-Kaſſeler Eiſenbahn im Gange iſt. Eine beſondere Beachtung dieſer umſichtigen Verwaltung dürfte es verdienen, dem Verkehr jetzt ſchon, ehe die Eiſenbahn gebaut iſt, auch nach andern Richtungen beſtimmte Direktionen zu geben, ſelbſt wenn ſie vorerſt mit Opfern verbunden ſind. Wir zählen dahin ganz beſonders die Herrichtung eines täglichen Poſtcourſes von Gießen über Marburg, Biedenkopf nach Battenberg. In Biedenkopf muß der Poſtcourier nicht nur mit der Ankunft des Laasphee Localcouriers correſpondiren, ſondern es muß ſich ein weiterer nach Dillenburg daran anreihen. Von Battenberg muß ſich dieſer Courier an die preußiſche Poſt anſchließen und der von Marburg nach Arolſen gehende Courier von Battenberg aus über Vöhl expedirt werden. Hierdurch würde der Gießen-Arnsberger Poſtcours und die zwiſchen Battenberg und Vöhl beabſichtigte Localpoſt überflüſſig und dem Verkehre aus einem groſen und ſehr gewerbreichen Theile von Weſtphalen, aus dem Waldeckiſchen und Siegen'ſchen nach der Eiſenbahn (Marburg) eine Direktion gegeben, die von unberechenbaren Folgen iſt. Die preußiſche Poſtadminiſtration würde ſicher die Herrichtung dieſer Courſe dadurch gerne unterſtützen, daß ſie einen vermehrten Poſtcours von Arnsberg nach Battenberg einrichtet.

Bad Ems, 10. Juli.

Unter den Bädern Deutſchlands behauptet das Bad Ems fortdauernd ſeinen wohlbegründeten Ruf als eines der vorzüglichſten in jeder weſentlichen Beziehung, und namentlich durch ſeine ſo höchſt wohlthätigen Heilquellen, ſeiner freundlichen Lage und der guten adminiſtrativen, ärztlichen und wirthſchaftlichen Behandlung und Bedienung der aus der Nähe und Ferne herbeiſtrömenden Kurgäſte. Deſto auffallender iſt es aber zu bemerken, daß die betkommende Adminiſtration nicht gehörige Sorgfalt darauf zu verwenden ſcheint, daß für die zunehmende Menge der Gäſte eine hinreichende Anzahl von Bäder zu haben ſind, indem die Badegäſte nur mit groſer Mühe, und oft gar nicht, ſolche erhalten können. Dies muß um ſo mehr befremden, da es eine Thatſache iſt, daß am linken, dem Kurhauſe entgegengeſetzten Ufer der Lahn, wo viele vorzügliche Wohnungen gelegen ſind, eine Heilquelle nicht benutzt wird, und es gewiß nicht nur in dem Intereſſe der Badegäſte, ſondern auch der Adminiſtration ſelber wäre, dieſe Quelle zu benutzen, um dem jetzt unſtreitig ſehr fühlbaren Mangel abzuhelfen. v. B. aus Kopenhagen.

Main-Waſſerwärme: 15. Juli, Morgens, 8 Uhr: 17 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 15. Juli. Griſeldis, dramatiſches Gedicht in 5 Abth., von Friedrich Halm. (Gaſtrolle) Griſeldis: Fräul. Damböck, vom k. Hoftheater zu Hannover.

Donnerſtag, 16. Juli. Die Montecchi und Capuleti, Oper in 4 Abth., Muſik von Bellini.

Montag, 20. Juli. (Zum Vortheil der Penſions-Anſtalt, neu einſtudirt): Titus, Oper in 2 Abth., Muſik von Mozart. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 195. Freitag, den 17. Juli 1846.

Die Eisenbahn.

(Festlied zur Eröffnung der Main-Neckar-Eisenbahn.)

Elemente, zischet lauter
In des Kampfes Gluthendrang!
Elemente, kündet lauter
Menschengeistes Siegesgang!
Flügel hat der Mensch gefunden,
Und des Raumes Schranke fällt;
Alle Fessel ist verschwunden, —
Groß das Leben, klein die Welt.

Langsam schritt der Erdgebieter
Und verzagt sein Reich entlang;
Müde ruhten oft die Glieder
Nach dem kurzen Stundengang.
Und oft von der Wieg' zum Grabe
An die Scholle festgebannt,
Griff er nie zum Wanderstabe,
Schaut' er nie ein fremdes Land.

Bis vom Strahle heit'rer Sterne
Des Gedankens Feuermacht,
Glücklich einend Näh' und Ferne,
In des Menschen Geist erwacht.
Bis der Herr der Erdenrunde
Sein versäumtes Recht erkennt,
Und im allgemeinen Bunde
Jeden Ort den seinen nennt.

Welches Wunder muß ich sehen
Auf der Erde weitem Feld!
Welcher Wechsel ist geschehen
Mit der alten Menschenwelt!
Das sind nicht die alten Länder,
Nicht ein ähnliches Geschlecht,
Nicht der Sitten alte Bänder,
Des Verkehres altes Recht.

Rings ein Eisennetz geschlungen
Um das ganze Menschenland!
So die Mutter Erd' bezwungen
Von des Sohnes Riesenhand!
Städte sind des Netzes Knoten,
Diamant'nen Sternen gleich:
Und mit Fluges Eilgeboten
Herrscht der Mensch durch dieses Reich.

Sieh', durch's große Leben waltet
Er, ein Schüler der Natur:
Wo sich Herrliches gestaltet,
Folgt er edlen Wissens Spur.
Seines Auges Blike reichen
Ueber ferne Länder hin;
Göttern mag er sich vergleichen
Mit dem aufgeschloss'nen Sinn.

Welches Schaffen, welches Regen!
Wie sich kreuzet Hand und Wort!
In des Lebens raschen Schlägen
Sprühen Kräfte hier und dort.
Auf und nieder steigt die Welle,
Thätigkeit ist Menschenpflicht:
Jeder findet seine Stelle,
Und die Größe bringt zum Licht.

Was der Länder Zonen bieten,
Was der Völker Kunst erdacht,
Allen ist es zugeschieden
In der Fülle Zauberpracht.
Denn der Schlagbaum ist gefallen,
Vor der Eile Flügelschlag,
Und des Festes Lieder schallen,
Zu bekränzen diesen Tag.

Sieh', der Mensch ist frei, er ziehet
Leicht und muthig durch die Welt;
Wenn ihm hier sein Stern entfliehet,
Bleibt er, wo's ihm sonst gefällt.
Tief in's Herz ist ihm geschrieben
Duldsamkeit und Bruderpflicht:
Seine Heimath mag er lieben,
Aber überschätzen nicht.

Menschenbildung, Geistesklarheit
Ist der Völker Eigenthum,
Wissenschaft und hehre Wahrheit
Ueberall ein Heiligthum.
Vor des Geistes Schwurgerichte
Sank des Wahnes schnöde Macht,
Vor des Wissens Sonnenlichte
Aberglaubens Todesnacht.

In die Kreise regen Lebens,
In der Freiheit schwindelnd Glück,
In den Wirbel mächt'gen Strebens
Zog den Menschen das Geschick.

Dampfkraft gab dem Körper Flügel,
Druckschrift schenkte sie dem Geist:
Mensch, wo ist der Hemmezügel,
Der dich stille stehen heißt?

Vieles hat dir Gott gegeben,
Nütze deine heil'ge Kraft:
Edel ist das reiche Leben
Nur, wenn Edles es erschafft.
Ist dir noch dein Herz geblieben
In dem bunten Lebensspiel?
Lerne deine Brüder lieben,
Friede sey dein hohes Ziel!

Elemente, zischet lauter
In des Kampfes Gluthendrang!
Elemente, kündet lauter
Menschengeistes Siegesgang!
Land und Meer ist überwunden,
Jede Schranke ist gefällt,
Alles rings ist eng' verbunden, —
Groß das Leben, klein die Welt.

Heidelberg. Schere.

Der Sohn Solimans.

Eine Erzählung aus dem Englischen der Mrs. Erskin Norton, von R. Mogk.

(Fortsetzung.)

Kindliche Liebe und Gehorsam waren ein Hauptzug in Mustapha's Charakter. Er liebte in Soliman seinen Vater, ehrte ihn als seinen Gebieter und sah in ihm mit Stolz einen der am höchsten begabten Männer seiner Zeit.

Das war der Mann, in dessen Hand Lavinia ihr seltsames Schicksal unter so gefährlichen und romantischen Umständen gebracht hatte; so war er, dessen verbotenes Bild wieder und wieder in ihrem Gedächtniß auftauchte, wenn sie des Landes, das sie zu verlassen im Begriff war, gedachte, und unverwandt nach seinem verschwindenden Ufer blickte. Es war ihr, als tönten ihr wieder seine Abschiedsworte in's Ohr, mit ihrem sanft tiefen Tone und fremden Accent:

„Ich danke Euch, Lady; Ihr habt mir gelehrt, Euer Geschlecht zu achten. Wahrlich, ich habe von seinen hohen Eigenschaften der Weisheit und Tugend gehört und gelesen, aber nie — bis jetzt — habe ich ihren Einfluß gesehen oder empfunden. Möge unser Aller Vater Euch segnen! möget Ihr glücklich seyn, umgeben von Liebe und Frieden! Verschmähet nicht Dies — es gehörte einst meiner Mutter," — und er hing ihr eine Kette von Juwelen, von der eine kleine Zierrath herabhing, um den Hals, — „möge es Euch zuweilen an Einen erinnern, der Euch nie vergessen kann, obgleich eine Kluft uns trennt, unübersteigbar wie die, welche die Al-Swats-Brücke überspannt."

Als Lavinia im Stillen diese wohlbehaltenen Worte wiederholte, fühlte sie nach jener kleinen Zierrath, welche auf ihrem Herzen lag. Die Kette hatte ihren Platz unter ihren andern Juwelen erhalten, aber dies trug sie verborgen, an einem fast unbemerkbaren schwarzseidenen Faden um den Hals geschlungen. Es war augenscheinlich ein Amulet, das künstlich eingefaßt und mit arabischen Chiffern beschrieben war, — und nur darum, so entschuldigte sie sich vor sich selbst, trug sie es.

Lavinia ward aus ihrer Träumerei durch ein plötzliches Geschrei aufgeschreckt, — sie sahen sich, indem sie eben ein hohes und felsiges Vorgebirge umsegelten, fast Seite an Seite mit zwei türkischen Kriegsschiffen, das eine, eine Brigg von ihrer eigenen Stärke, das andere eine Fregatte von viel bedeutenderer Größe.

Kaum war noch Zeit, die Frauen in größter Eile an einen verhältnißmäßig sicheren Ort zu bringen, als schon ein Schuß des Feindes über das Verdeck hinstrich. Da der venetianische Befehlshaber einsah, daß Widerstand mehr schaden als nützen würde, strich er seine Flagge, und in wenigen Minuten war das Schiff mit bewaffneten Türken angefüllt. Ihr Anführer war hoch erfreut, als er nach geendigter Durchsuchung fand, daß er zugleich mit einem so schönen Fahrzeuge in Besitz einer werthvollen, und was ihm noch wichtiger war, einer so reichen Gefangenen gelangt war, deren Schätze sich sämmtlich an Bord befanden. Er befahl, die Lady auf sein Schiff zu bringen und an Bord des Venetianers eine genügende Wache aufzustellen.

Lavinia stand blaß und zitternd inmitten ihrer schreienden und verzweifelnden Frauen. Sie bat, dieselben nicht von ihr zu trennen; man antwortete ihr, sie habe Freiheit, Alles, was sie bedürfe, mit sich zu nehmen, aber keine Begleitung, weder männliche noch weibliche. Alles, was sie daher thun konnte, war, die Fürsorge und den Schutz des türkischen Offiziers, dessen Aufsicht sie überlassen blieben, für sie anzuflehen, und sie that es auf ihren Knieen.

Wenige Minuten nachher saß Lavinia de Montero in der Kajüte ihres Räubers, wahrscheinlich auf immer durch einen plötzlichen überwältigenden Schlag der Freiheit, ihres Reichthums und Schutzes beraubt.

Der türkische Capitain war ein alter Mann, mit ernsten, doch milden Gesichtszügen. Nachdem der Augenblick der Aufregung vorüber war, setzte er sich, seine Pfeife rauchend, so ruhig und gelassen zu seinem Sorbet nieder, als ob nichts vorgefallen wäre. Der Anblick Laviniens hatte ihn genügend überzeugt, daß sie ihm entweder einen sehr großen Gewinn bringen, oder doch als ein glänzendes Geschenk von Nutzen seyn würde. Er räumte ihr seine eigene Kajüte ein, die auf verschwenderische Weise eingerichtet war, und gab ihr einen bejahrten Diener, der, nebst einer Schildwache, seinen Platz außen vor ihrer Thüre einnahm, und den Befehl erhielt, ihr Alles zu verschaffen, was sie verlange und das Schiff nur aufzubieten vermöge. Er versicherte ihr, daß sie in jeder Hinsicht mit aller Achtung werde behandelt werden, daß sie sich in vollkommener Sicherheit befinde, — und empfahl ihr, sich nicht zu grämen, weil darunter ihre Schönheit leiden würde, die doch jetzt ihr einziges Gut sey. Deshalb möge sie sich auch um so sorgfältiger unter ihrem Schleier verbergen, da, wenn es bekannt würde, daß ihr Gesicht auch nur von der Schildwache gesehen worden sey, dies ihren Werth verringern würde.

Welche Beweggründe auch die Handlungsweise ihres Entführers bestimmen mochten, so wurde doch dadurch Lavinia's Gemüth vor der Angst einer unmittelbaren Gefahr befreit. Auf den Knieen liegend, stellte sie mit Demuth ihr Schicksal der Vorsehung anheim, und flehte um den Schutz derselben, insbesondere für Die, von denen man sie so grausamer Weise getrennt hatte. Wahrlich, jener Schicksal lag ihr schwerer auf dem Herzen, als ihr eigenes. „Meine Reichthümer sind dahin — mögen sie es seyn!" rief sie mit der Sorglosigkeit der unerfahrenen Jugend, die nie Entbehrung gekannt, noch sich die bleiche Trübsal der Armuth schrecklicher als die geringeren Grade derselben vorstellen konnte, die zu erleichtern sie bisher gewohnt gewesen war. „Was mich anbetrifft," fuhr sie in demselben Tone jugendlicher Hoffnung fort, „ich werde gewiß Mittel finden können, ihn zu benachrichtigen — meinen edlen und großmüthigen Beschützer, — und dann bin ich gerettet. Aber jene Unglücklichen, von denen man mich gewaltsam getrennt hat — o! wie blutet mein Herz um diese!" Und ohne im geringsten der Ermahnung des alten Capitains zu gedenken, weinte sie lange und heftig. —

Mit Tagesanbruch fand eine Zusammenkunft der beiden türki-

schen Befehlshaber statt, in der sie übereinkamen, daß die Brigg ihre Prise in einen Hafen von Albanien bringen, das andere Schiff aber mit möglichster Schnelligkeit nach Konstantinopel steuern solle. Hier sollte alsdann der Capitain desselben seinen ganzen Einfluß aufbieten, um ihnen den Besitz ihrer Beute zu sichern, indem er sie weit unter ihrem wirklichen Werthe darstellen solle, u. s. w. Aber worauf sie bei der Erreichung ihres Zwecks am meisten rechneten, war die Absicht, ihre werthvolle Gefangene der Sultanin vorzustellen, welche, wie man wußte, eine gebildete Europäerin, die besonders in den Künsten der Musik und Stickerei geschickt war, theils zu ihrer Gesellschafterin, theils zur Lehrerin ihrer Töchter wünschte.

Die Fahrzeuge segelten in Gesellschaft, bis sie Aviona erreichten, wo die Brigg mit ihrer Prise in den Hafen einlief, während das Schiff, an dessen Bord sich Lavinia befand, weiter nach Konstantinopel steuerte.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich seit den letzten zehn Jahren.

(Schluß.)

Wie mit der schönen Literatur, so steht es in Frankreich auch mit der Wissenschaft. Die alten Träger derselben werden unbrauchbar und sterben hinweg, ohne einen entsprechenden Nachwuchs hinter sich zurückzulassen. Seit vielen Jahren ist keine große wissenschaftliche Idee, keine wichtige Erfindung — wenn man das Daguerreotyp nicht für eine solche gelten lassen will — von Frankreich ausgegangen, ist kein bedeutendes wissenschaftliches Buch, kein Buch, das Epoche macht in der Geschichte der Wissenschaft, in Frankreich geschrieben. Dieselbe Erscheinung zeigt sich im Reiche der Künste. Wo ist das musikalische oder das Malergenie, von welchem man seit den Auber und den Ingrès und ihren Zeitgenossen hätte reden hören? Hoffentlich wird mir Niemand den Namen Felicien Davids einwenden, denn Felicen David ist nichts als ein Glückspilz, der seinen augenblicklichen Ruhm bloß dem Geschmack am Sonderbaren verdankt. Selbst das Theater ist in einem fortschreitenden Verfall, der am auffallendsten an der Nationalschaubühne, dem Theatre Français, zum Vorschein kommt, das nur noch von zwei oder drei Veteranen und einem ganz vereinzelt dastehenden jungen Talent gehalten wird.

Auf dem Gebiete der Politik und des öffentlichen Lebens ist der Stillstand gleichfalls seit langer Zeit an der Tagesordnung. Hr. Guizot ist der letzte Staatsmann, und Hr. Thiers der letzte Redner, den Frankreich hervorgebracht hat. Unter allen Männern jüngern Ursprungs, welche in beiden Kammern sitzen oder durch das Ministerium gegangen sind, findet man keinen einzigen, an dessen höhern politischen Beruf sich glauben ließe, der durch die Gewalt seines Willens und seines Worts zur Herrschaft über die Geister bestimmt wäre, zu dem das Land oder auch nur eine Partei aufrichtiges Vertrauen hätte. Um die Mittelmäßigkeit der Köpfe in der Deputirtenkammer darzuthun, bedarf es nur Eines Worts: Hr. Odilon Barrot ist seit vielen Jahren das anerkannte Haupt der Opposition.

Und die französische Presse, die feurige, beredte, geistvolle Presse von 1830 und den nächstfolgenden Jahren, sie ist heutiges Tags kaum noch der Schatten ihrer selbst, und beim Anblick ihrer Jammergestalt gewärtigt man sich unwillkürlich, daß sie demnächst in die Lüfte verschwinde wie die weiland Nymphe Echo. Leere Köpfe, matte Herzen, stumpfe Federn, abgenützte Redensarten und ein völlig gleichgültiges Publikum, das sind die wesentlichen Elemente der heutigen Preßzustände in Frankreich. Ohne ihre belletristische Zugabe würden die Zeitungen an ihrer eigenen Nichtigkeit zu Grunde gehen. Daß das geringe Interesse, welches die Lesewelt den Zeitungen noch widmet, beinahe ausschließlich dem Feuilleton gilt, das wird zur handgreiflichen Gewißheit durch die große Abonnentenzahl des Siècle, des fadesten, langweiligsten, inhaltlosesten politischen Blattes, das je in französischer Sprache geschrieben ist, das aber keine Opfer scheut, um sein Publikum für die unerhörte Abgeschmacktheit seiner politischen Redaktion durch pikante Feuilletonromane aus beliebten Federn zu entschädigen.

Ich verzichte darauf, aus allen diesen Thatsachen Folgesätze zu ziehen, lege aber zugleich Verwahrung gegen den Gedanken ein, daß daraus geschlossen werden solle, es gehe mit der französischen Nation auf die Neige. Der französische Geist ruht aus, ich weiß nicht, ob aus Trägheit oder von Ermüdung, zum Glück aber ist diese Ruhe wenigstens noch kein Vorbote der Altersschwäche, an welcher die Völker früher oder später unterzugehen bestimmt sind. Wie dem indessen auch sey, die europäische Hegemonie ist erledigt, oder doch nahe daran, erledigt zu werden, und wenn sie lange offen bleibt, so liegt es nicht an der Kraft und der Fähigkeit, sondern an dem Muth und dem Selbstgefühl dessen, der zum Nachfolger Frankreichs bestimmt ist. (Allg. Ztg.)

Turn- und Sangfest auf dem Feldberg, am 12. Juli.

Bericht eines dritten Augenzeugen.

Wer zählt die Städte, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammen kamen,
Vom Taunus, von des Maines Strand,
Aus Hessen- und aus Preußenland,
Von allen Enden kamen sie
Zu hören auf des Feldbergs Höhe
Der Sängerchöre Melodie.

Ihr geehrtes Blatt hat so unendlich viel von Gesanges-, Musik- und Turnfesten aus allen Gegenden des weiten Deutschlands zu berichten, daß es geboten ist, selbst unsere erhabenen Feldbergfeste nur zu skizziren und nur das Bezeichnendste zu erwähnen. Wünschenswerth wäre es allerdings, wenn eine geübte Feder das Ganze im Interesse des ferneren Blühens und Fortschreitens der mit unwiderstehlicher Gewalt das ganze deutsche Volk ergreifenden und durchdringenden und sich in rühmlichen Thaten beurkundenden Nationalgesinnung dem großen Leserkreise dieser Blätter in lebendiger Darstellung vorführen wollte. Dies ist nicht meine Absicht, eben so wenig, als nur ein Wort zum Schutze des neuen herrlichen Turner- und Sängerlebens zu sagen, indem ich es für unnöthig halte, eine Sache zu erheben, welcher die edelsten Männer unserer Nation, wie z. B. E. M. Arndt, Uhland und der treffliche Meyern in seinem Werke „Dya-Na-Sore" das Wort geredet haben und über deren Schönheit und Nützlichkeit kaum noch ein Zweifel besteht.

Nach diesem wohlgelungenen dritten Feste scheinen dieselben für lange Zeit gerettet und die klagenden Worte des großen Lessing: „Die Nationalität der Deutschen besteht darin, keine zu haben", sind heute keine Wahrheit mehr. Wie verschieden, wie ganz anders war die Feier dieses hohen Tages im Vergleiche zu dem ersten Feste am 23. Juni 1844 und dem Knabenfeste am 6. Juli des vorigen Jahres; wie viel anders in seinen Einzelnheiten und im Ganzen doch vielleicht noch durch die Mitwirkung vieler Turngemeinden aus kleineren Städten, wie z. B. Idstein, Usingen, Butzbach, volksthümlicher! Wie reich an erhabenen Einzelnheiten! Denn als die Turnerschaaren im Kreise gelagert waren und die Gemeinden einzelner Städte auf den Ruf des Hrn. Ravenstein sich einzeln erhoben, damit ihre Vertreter vom ganzen Volke gesehen würden, so war es wahrhaft feierlich und rührend, als der Redner die beiden, früher verfeindeten Turngemeinden von Mainz aufforderte, sich nicht einzeln zu erheben, sondern zusammen wie Ein Mann! Die Leitung des Ganzen war wie vor zwei Jahren dem ehrenwerthen Hrn. Schattner von Hanau vergönnt

und die mehrere Stunden in mannichfaltigster Abwechslung fortgesetzten Turnspiele boten häufig den Anblick so riesenmäßiger und mit Schönheit gepaarter Kraftanstrengung dar, wie sie uns die Geschichte von Griechen und Römern und den Deutschen des Mittelalters erzählt, wie man denn auch häufig Männergestalten sah, die in Haltung und Benehmen an den Götz von Berlichingen und Leute seines Schlages erinnerten. Die Anordnung war, wie zu erwarten, meisterhaft; die Gesänge der Sänger und Turner: „Brüder reicht die Hand zum Bunde", „Herbei, herbei du deutsche Turnerschaft" und „Was ist des Deutschen Vaterland?" brachten die Wirkung hervor, die sie nie verfehlen, wo deutsche Herzen schlagen für das Vaterland. Die Schlußrede des Festordners Hrn. **Schattner**, aus dem tiefsten Herzen kommend und Alles erwägend, was das neue Leben zu hoffen oder zu fürchten hat, schlug an das Herz der mit Spannung horchenden Tausende. Glücklich preise ich mich, diesen kurzen Abriß mit der Nachricht schließen zu können, daß, so viel ich sehen und beobachten konnte, nicht die leiseste Störung vorfiel, daß keine unlautere Tendenz irgend einer Art sich geltend zu machen suchte, daß eine heitere Fröhlichkeit sich über die versammelten Tausende verbreitet hatte, welche sie den scharf wehenden Ostwind und die Strapatzen der schlaflosen Nacht und des Emporsteigens, sowie den elenden Reifenberger Kaffee vergessen ließ, für welch' letzteren Uebelstand bei vielen andern ehrbaren Getränke- und Speisewirthen reichlicher Ersatz zu finden war.

Dr. Martin Luther's Ankunft auf der Wartburg den 4. Mai 1521.

Bekanntlich hat der geschickte großh. weimar'sche Hofkupferstecher **Schwerdgeburth** zwei herrliche Stahlstiche aus Luther's Familienleben (das erste darstellend: wie er zu Wittenberg am Christabende 1536 im Kreise seiner Familie weilt; das zweite: Luther's Abschied im Jahre 1546, den 23. Jan. zu Wittenberg) durch seinen Grabstichel hervorgebracht, die überall von den zahlreichen Verehrern des großen Reformators willkommene Aufnahme fanden. — Jetzt ist ein drittes Bild von ihm erschienen: **Luther's Ankunft auf der Wartburg** den 4. Mai 1521, welches Bild folgende Geschichtsscene darstellt:

Luther war zum Reichstag nach Worms beschieden, wo er ohngeachtet der großen Gefahren, denen er entgegen ging, den 16. April 1521 zum großen Schrecken seiner katholischen Widersacher ankam und seine Sache mit Muth und Bescheidenheit vertheidigte, so, daß man ihn in Nichts widerlegen konnte, sondern nur von Widerruf sprach. Mehrere Große baten ihn, aus Besorgniß für seine Person, er möchte suchen, diese wichtige Angelegenheit in Güte beizulegen, doch er sagte: „Ist meine Sache nicht aus Gott, so wird sie über zwei oder drei Jahre nicht währen; ist sie aber aus Gott, so wird man sie nicht dämpfen können." Luther erhielt nun den Befehl, sich unter sicherem Geleite aus Worms zu entfernen, und trat am 26. April seine Rückreise an. Das eifrige Bemühen der Papisten, ihm beim Kaiser zu schaden, bewog den Churfürst von Sachsen, diesen theuren Mann zu beschützen, und Luther wurde auf seiner Rückreise den 4. Mai 1521 auf Befehl des Churfürsten bei Altenstein, einem Schlosse vier Stunden von Eisenach, von zwei verkappten Reitern, Hanß von Berlepsch, Amtshauptmann zu Wartburg, und Burkhard Hund von Wenkheim mit ihren Dienern aufgehalten; sie setzten ihn auf ein Pferd und eilten auf die Wartburg, wo sie gegen Mitternacht ankamen. Man mußte diesen beschwerlichen felsigen Weg zu Fuß steigen, doch Luther fand am Ziele die freundlichste Behandlung und Pflege, zwei Pagen wurden ihm zu seiner Bedienung gegeben. Das Bild zeigt hier die Ankunft auf der Wartburg, Hanß von Berlepsch geleitet Luther an der Hand in das Innere der Burg, während die übrigen Begleiter noch zum Burgthor einreiten, theils die ledigen Pferde fortbringen. Es wurde Alles aus Vorsicht so heimlich wie möglich vollbracht, daß selbst die übrigen Bewohner der Wartburg nicht wußten, wer der neu Ankommende war.

Mannichfaltigkeiten.

(**Mannheim**, 14. Juli.) In der hiesigen „Abendzeitung" spricht heute die **Familie Seidensticker's**, bevor sie Europa verläßt, aus vollem Herzen ihren innigsten Dank allen den verehrten Mänern aus, welche zu der von Hrn. v. Itzstein für dieselbe mit edelster Menschenfreundlichkeit angeregten, mit so vielem Erfolge unternommenen Sammlung beitrugen, dadurch ihre Besorgnisse für die nächste Zukunft hinwegnahmen, ihren Muth und ihre Zuversicht stärkten und ihr halfen, dem endlich freigewordenen, so lange schmerzlich vermißten Familienvater nach Amerika zu folgen.

(**Mannheim**, 10. Juli.) Das am 7. l. M., Nachmittags, hier stattgehabte Pistolenduell giebt zu mancherlei Betrachtungen Veranlassung. Es entstand, weil der eine Theil einem Sänger Beifall zollte, und der andere demselben durch Zischen sein Mißfallen zu erkennen gab. Es hatte zur Folge, daß Derjenige, welcher den Beifall gezollt hatte, einen Schuß in den Unterleib erhielt, welcher, wenn auch im Augenblicke nicht tödtlich, ihm doch bis an's Ende seines Lebens fühlbar bleiben wird. Diejenigen Begriffe von Ehre, welche zu solchen Resultaten führen, dürften wohl eben so wenig vor dem Gerichtsstande des gesunden Menschenverstands, als vor demjenigen des Gesetzes, der Moral und der Religion zu verantworten seyn. Große Selbstüberhebung liegt wahrhaftig in der Handlungsweise, welche wegen eines Beweises von Beifall oder von Mißfallen, der einem Sänger gezollt wird, das Leben und die Gesundheit eines Mitmenschen und das eigene gefährdet!

(**Spekulation.**) Der „Stuttg. Beob." erzählt: In einem Orte in der Nähe Tübingens war ein Kind mit Klumpfüßen, das von den Eltern benutzt wurde, an der Straße zu betteln. Einige Tübinger Frauen legten Geld zusammen, um das Kind nach Cannstadt zu thun, indem der Chirurgus erklärte, in ein paar Wochen lassen sich die Füße heilen; allein das gemeinschaftliche Amt, dem das Geld zugeschickt wurde, bezeugte keine große Lust; die Eltern aber erklärten, sie gäben das Kind gar nicht her: **es trage ihnen so mehr ein.**

Main-Wasserwärme: 16. Juli, Morgens, 8 Uhr: 17 Grad.
W. **Gerlach**, Schwimmlehrer.

Redacteur: J. L. **Heller**. — Druck und Verlag von **Heller und Rohm**.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 196. Samstag den 18. Juli 1846.

Der Sohn Solimans.

Eine Erzählung aus dem Englischen der Mrs. Erskin Norton, von R. Mogk.

(Fortsetzung.)

Es war an einem heitern Morgen, als die Fregatte mit einer frischen, balsamischen Prise in den Bosphorus einlief. Lavinia eilte von einer Seite ihres Zimmers zur andern, um durch ihre halbgeschlossenen venetianischen Blenden so viel als möglich den Anblick der vorüberfliegenden Schönheit und anziehenden Neuheit der Scene zu genießen, durch welche das Schiff sich mit reißender Schnelligkeit hinbewegte. Da kreuzten sich Fahrzeuge von allen Nationen mit ihren verschiedenen Flaggen, von dem furchtbaren Kriegsschiff bis herab zu der kleinen Handelsbrigg; dazwischen Boote, von der vergoldeten, bemalten Barke mit ihren lustig flatternden Wimpeln bis zum Marktschiff, das mit frischen Früchten, Blumen und Gemüsen beladen war, — Alles daherfluthend auf einer azurblauen See, die sich kräuselte und funkelte unter den Strahlen einer unumwölkten Sonne. Einen schönen Anblick gewährte mit ihrem wellenförmigen Umriß und reichen, zarten Farben die etwas entfernte asiatische Küste. Auf dem europäischen Gestade begränzten grüne Hügel und Wälder das Auge, aus denen hier und dort kühle, erfrischende Bäche hervorblickten, die sich gleich Silberfaden unter dem schützenden Laubdach hinwanden, oder Blasen und Schaum aus marmornen Springbrunnen aufspritzen. Die Fluth stand hoch, doch lag der Wasserspiegel an diesem Ufer so tief, daß die überhängenden Zweige der Bäume die Masten der entlanggleitenden Fregatte berührten. Kleine Moscheen mit ihren silbernen Halbmonden, glänzende Villen, Bäder und Alkoven von jeder Gestalt und Farbe lagen zerstreut zwischen Lustwäldern und Ziergärten.

Darauf erblickte man zunächst die Mauern der Stadt, und nachdem sich die Fregatte durch das Labyrinth von Fahrzeugen hindurchgewunden hatte, öffnete sich das Land mehr den bisher beschränkten Blicken Lavinia's. Die Küste von Asien näherte sich beträchtlich, bis sie wohl nicht mehr über eine Meile von der europäischen entfernt war, und nun konnte sie genau einige Dörfer auf derselben unterscheiden, die, umgeben von bebautem Felde, zwischen malerischen Hügeln lagen.

Aber heftig schlug Lavinia's Herz, als sie sich herumwandte, um die türkische Seite zu betrachten: die finstern Mauern des Serails, im tiefen Schatten auf der Halbinsel sich hinziehend, stiegen sammt seinen ausgedehnten Gärten, in denen sich fast ein Wald von Palmen und Cypressen erhob, vor ihren Blicken auf. Sie konnte von ihrem Standpunkte aus einen flüchtigen Blick in das Innere der nach vorn liegenden Gemächer werfen, die der Seeluft geöffnet waren, und ihr Auge streifte gerade über mit Stück verziertes und vergoldetes Täfelwerk, über Kronleuchter und Spiegel.

Die Fregatte salutirte die kaiserliche Standarte, die, da sie in die Höhe gewunden war, die Anwesenheit des Sultans andeutete, und gleich darauf ließ man den Anker fallen und reffte die Segel ein.

Sobald die Fregatte fest lag, sah Lavinia den Capitain in sein zur Seite liegendes Boot steigen und nach dem Pallaste rudern.

Ihr Gemüthszustand während der zweistündigen Abwesenheit des Capitains ist nicht zu beschreiben; sie selbst wagte nicht, sich einen klaren Aufschluß darüber zu geben, obgleich sie sich bemühte, es zu beruhigen. Bestürzung ob ihrer sonderbaren Lage, Hoffnung, Furcht, Kummer, Freude und die Spannung, nicht zu wissen, woran sie festhalten sollte, beherrschten sie abwechselnd.

In diesem Augenblick entschleierte sich ihr das Geheimniß ihres Herzens, und vergebens bemühte sie sich, ihre Augen vor dem Bilde, welches es darstellte, zu verschließen. Zeit, Trennung, Vernunft, und vor Allem die völlige Hoffnungslosigkeit mochten jenes Bild verwischt haben, aber jetzt vereinigte sich Alles, es wieder zu beleben und zu begünstigen: — Mustapha — war der höchste ihrer Gedanken, alle andern gingen in ihm auf, als ihren einzigen Beschützer. Vielleicht horchte er in diesem Augenblick hinter jenen Mauern der Erzählung ihrer Gefangenschaft; sie konnten sich wieder begegnen, vielleicht jetzt gleich, — was würde die Folge davon seyn? Konnte er, wenn er es überhaupt wollte, sie in ihr Vaterland zurückführen? Das Alles war zweifelhaft; und manchmal drängte sich ihr ein schrecklicher Gedanke auf — sie könnte herzlos an einen Fremden verkauft werden, ohne daß Mustapha jemals etwas von ihr hörte.

Aus diesem Zustande peinlicher Ungewißheit erweckte sie das Wiedererscheinen von des Capitains Boot, das eben vom Ufer abstieß. Ihre scharfen Augen entdeckten, trotz der rasch zunehmenden Dämmerung, bald, daß er von Niemanden begleitet sey. Nachdem er sich an der Thür ihrer Kajüte hatte anmelden lassen, zog sie den Schleier über und stand bereit, ihn zu empfangen.

„Lady," sagte er mit großer Ehrerbietung, „Friede sey mit Euch! Was wir für ein Unglück halten, wird von Allah oft zum Guten gewendet. Ihr weintet, daß Ihr eine Gefangene und Eures irdischen Reichthums beraubt wäret: sehet! eine Gefangenschaft ist Euch bereitet, die besser als Freiheit ist, (besonders für eine Eures Geschlechts), und Ehre und Ueberfluß wartet Euer in Zukunft, wie Euer Reichthum Euch nicht verschafft haben würde. Die Sultanin, die wirkliche Gemahlin des großen Soliman," (er beugte sich bis auf den Boden), „des Königs der Menschen und Herrn der Könige, des Sterns des Morgenlandes, hat geruht, Euch aus diesen Händen zu empfangen, nicht als eine Waare, die man kauft und verkauft, sondern als ein freies und ehrenvolles Geschenk. Machet Euch sogleich bereit."

Die Sonne war schon untergegangen, als Lavinia, so eingehüllt, daß sie kaum zu athmen vermochte, von dem Capitain in seinem eigenen Boote an's Land gesetzt ward, und sich einem alten

Nubier und zwei verschleierten Frauen übergeben fand. Der Capitain verbeugte sich tief und zog sich zurück. Die Frauen nahmen sie jede stillschweigend an der Hand und folgten dem Nubier.

Nachdem sie mehrere Höfe und Gänge durchschritten hatten, wo jeder Mann, dem sie begegneten, entweder auf die Seite sprang, oder, indem er ihnen den Rücken zuwandte, sich mit dem Gesicht zur Erde warf, gelangten sie an eine Thür, die sich auf ein Zeichen des Nubiers öffnete und in eine sehr lange bedeckte Gallerie führte, die beträchtlich erhöht von der Erde, auf beiden Seiten vergittert und sorgfältig mit wohlriechenden Sträuchern überzogen war. Der Fußboden war von Marmor, und hier und da erfrischten kleine Wasserstrahlen die Luft und erfreuten durch ihr liebliches Gemurmel und ihre perlende Kühle. Dieß war die gewöhnliche Promenade der Frauen, wenn sie nicht die Gärten des Harems vorziehen mochten. Am andern Ende des Gangs stand eine niedrig gewölbte Thür zum Empfang der Fremden offen, und durch diesen traten sie in den eigentlichen Harem ein.

Hier wurde Lavinia von dem Nubier unterrichtet, die Sultanin habe befohlen, daß sie gleich zu ihr geführt werden solle. Dieser Befehl entsprang ohne Zweifel aus dem Wunsche, die Fremde ohne alle Vorbereitung in ihrem europäischen Kostüme zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Assisengericht in Mainz.

Anklage auf Mord.

Präsident: Hr. Obergerichtsrath Aull; Staatsbehörde: Hr. General-Advokat Crève; Vertheidiger Hr. Anwalt Kirstein.

** Mainz, 14. Juli. — Corresp.

Vorgestern wurde die Assisensitzung des dritten Quartals eröffnet. Die wichtigste der diesmal vorkommenden Criminalprozeduren, eine Anklage wegen verübten Mords, wurde heute verhandelt und erregte lebhafte Theilnahme.

Der Angeklagte, ein junger Mann vom Lande, Jakob Valentin, 25 Jahre alt, geboren in Bechtolsheim, wohnhaft in Weinolsheim, nicht weit von Oppenheim, ist beschuldigt, am 22. März l. J. den Handelsmann Löb Stadecker in Weinolsheim mit Vorbedacht so mißhandelt zu haben, daß derselbe wenige Stunden hernach an den Folgen dieser That starb.

Die Tafel vor den Richtern ist ganz belegt mit Ueberführungsstücken; sie bestehen in verschiedenartigen Kleidungsstücken, in einem Paar Stiefel, einer Schachtel mit einem Menschenschädel, einer langen Latte u. dergl.

Der Angeklagte ist groß und schlank, aber von starkem Körperbau; sein Gesicht ist braun, dabei auffallend blaß; dicke, schwarze Haare bedecken den Kopf und die besonders niedere Stirn; seine Kleidung ist einfach und seinem Stande gemäß; seine Haltung verräth Ruhe und Besonnenheit.

Dem Anklage-Akte zufolge brachte der Handelsmann Löb Stadecker einen Theil des Abends am 25. März in dem Wirthshause des Martin Ebeling in Weinolsheim zu und begab sich von dort kurz nach 10 Uhr nach Hause. Als er in seinen Hof trat, sah er an dem Laden seines Stalles zwei Männer stehen, die, wie er seiner Frau erzählte, bei seinem Eintritte in den Hof folgendes Gespräch führten: „Ist er's?" fragte der Eine, worauf der Andere mit „Ja" antwortete.

Beide kamen nun auf ihn zu und einer derselben schlug ihm mit einem Bengel so heftig auf den Kopf, daß er augenblicklich zu Boden stürzte. Die beiden Männer liefen hierauf eiligst nach der Seite von Dolgesheim weg. Nachdem Stadecker wieder zu sich gekommen, raffte er sich auf und machte augenblicklich dem Adjunkt Laubenheimer die Anzeige von der ihm zugefügten Mißhandlung. Hierauf begab er sich nach Hause, woselbst ihm seine Frau die Wunden auswusch, wo er jedoch schon nach wenigen Stunden starb. — Der ärztliche Fundbericht constatirt, daß sein Tod die nothwendige Folge jener Mißhandlung war.

Als kurz nach der Mißhandlung die Frau des Stadeckers zu ihrem Manne in den Hof eilte, sagte ihr derselbe, daß er den Jakob Valentin aus Weinolsheim auf das bestimmteste als Denjenigen erkannt, der ihn mißhandelt habe. Dieser Erklärung blieb Stadecker bis zu seinem Ende getreu, und außer seiner Frau hörten Johann Stumpf, Sebast. Kaiser, Philipp Link und Niklaus Ebeling diese Bezüchtigung des Angeklagten.

Auch bei dem Adjunkt Laubenheimer erklärte Stadecker, daß unter den beiden Männern, die ihm aufgelauert, der eine der Angeklagte gewesen sey.

Einige Monate vor der Ermordung Stadeckers war zwischen diesem und dem Vater des Angeklagten bei Gelegenheit eines Gerstenhandels eine Mißhelligkeit vorgekommen, in Folge deren der Angeklagte gegen den Bruder des Stadecker äußerte, er würde seinem Bruder einmal die Rippen im Leibe entzweischlagen. Einige Wochen vor dem 22. März fuhr der Angeklagte mit einem leeren Karren an der Wohnung des Stadeckers vorbei, bei dieser Gelegenheit ersuchte letzterer denselben, er möge ihm einen Sack mit nach Waldülversheim nehmen, worauf dieser jedoch erwiederte, daß er keinem Juden etwas fahre. Hierüber entspann sich zwischen beiden ein Wortwechsel, in welchem der Angeklagte, wie der 10jährige Knabe des Stadecker aussagt, dem Stadecker die Aeußerung machte, ich werde Dir einmal, wenn Niemand dabei ist, eine Hand voll Finger ins Gesicht werfen, daß Du nicht mehr siehst und hörst; dann kannst Du hingehen und mich verklagen. An demselben Tage, an welchem der Angeklagte diese Drohung ausgestoßen hatte, begegnete er dem Sohne des Stadecker und bedrohte dessen Vater auf ähnliche Weise.

An dem Abende der Ermordung des Löb Stadecker war der Angeklagte zugleich mit ihm in dem Wirthshause des Martin Ebeling und verließ dasselbe etwa zehn Minuten früher als Stadecker; er konnte also wissen, wann und wo Letzterer zu treffen war.

Bei der am Tage nach der Ermordung des Stadecker vorgenommenen Lokalbesichtigung fanden sich auf einem in der Nähe des Stadecker'schen Hauses, in der Richtung nach Dolgesheim gelegenen Acker noch frische Blutspuren, in welche die Stiefeln des Angeklagten genau paßten. Es schien sogar, daß sich in diesen Fußtritten Abdrücke von Nägeln zeigten, die sich an den Stiefeln des Angeklagten vorfanden. Der Angeklagte, dem die vorgesetzte Behörde kein ungünstiges Zeugniß gibt, ihn aber als etwas roh bezeichnet, stellt das angeschuldigte Verbrechen gänzlich in Abrede. Er versichert, am fraglichen Abende um 10 Uhr aus dem Wirthshause des Ebeling mit Jakob Müller fortgegangen zu seyn und sich direkt nach Hause begeben zu haben, von wo er sich an demselben Abende nicht mehr entfernt habe. Er erklärte ferner, daß er an dem besagten Abende keine Stiefel, sondern Schlappen getragen habe.

Dieser Einreden ohngeachtet wurde die Anklage aufrecht erhalten und sie lautet dahin, daß Jakob Valentin am 22. März 1846 mit Vorbedacht und in der Absicht zu tödten, rechtswidrig gegen die Person des Handelsmanns Löb Stadecker solche Beschädigungen verübt habe, welche als wirkende Ursache den Tod desselben herbeigeführt hätten.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Eine Schnell-Reise. — Vom Bodensee, 6. Juli.) Als Beweis, welche Mittel jetzt zu Gebote stehen, um schnell rei-

sen zu können, möchte es nicht uninteressant seyn, die Beschreibung nachstehender Tour Ihren Lesern mitzutheilen. Ich verließ vorigen Mittwoch früh 5 Uhr Konstanz (Großherzogthum Baden) mit dem Dampfschiffe, war in einer Stunde in Uttwyl (Kanton Thurgau), wo ich kurze Zeit verweilte; in weitern $1^1/_4$ Stunden in Rorschach (Kanton St. Gallen), wo ich mich ebenfalls eine Zeit lang aufhielt und hierauf einen eben abfahrenden Omnibus bestieg, der mich in einer Stunde nach Heiden brachte (Kanton Appenzell). — Hier benutzte ich eine influirende Fahrgelegenheit, um nach Eschen (souveraines Fürstenthum Lichtenstein, Vaduz) zu kommen, war von da Nachmittags 3 Uhr in Bregenz (Kaiserthum Oesterreich), eine Stunde später per Schiff in Lindau (Königreich Bayern) und von da nach zwei Stunden in Effratsweiler (Fürstenthum Hohenzollern-Sigmaringen); um zehn Uhr Abends befand ich mich in Friedrichshafen (Königreich Würtemberg). Ich habe also in einem Tage neun verschiedene Staaten bereis't, 42 geometrische Stunden zurückgelegt, und die ganze Tour kostete 6 fl. 36 kr.! Vor noch nicht so gar viel Jahren hätte man wenigstens $2^1/_2$ Tag gebraucht, und 33 fl. ausgeben müssen. M.

(Aus Kurhessen, 5. Juli.) Der Leser wird sich wohl noch erinnern, wie im Anfang dieses Jahres durch den Einsturz einer Mauer in Marburg drei kleine Kinder das Leben verloren und mehrere beschädigt wurden. Es war schon damals ein dunkles Gerücht im Volke, als sey hinsichtlich des Einsturzes irgendwie ein Versehen oder eine Nachlässigkeit der administrativen Behörde an der Universität vorgefallen, und ein Bürgersmann, der ein paar Verse auf den Trauerfall veröffentlichte, sprach dieses offen aus. Und in der That erschien bald ein vom Ministerium zu Cassel bevollmächtigter Ministerialrath und leitete in Marburg eine Untersuchung ein, welche sich den Verhältnissen nach hauptsächlich gegen den Vorstand der Administrationsbehörde, gegen den Geheimerath und landesherrlichen Bevollmächtigten M. richten mußte, welcher das ganze Vertrauen der Regierung immer besaß; um so mehr war man auf den Ausgang gespannt, da man wußte, daß jener Bevollmächtigte über das Ergebniß der Untersuchung sehr ungehalten war. Endlich kommt die Entscheidung, welche das Versehen in ziemlich starken Ausdrücken hervorhebt und den Schuldigen in eine Strafe von 25 Thalern verurtheilt!

Die „Epoque", jenes skandalöse Riesenblatt, das Alles unter die Füße treten wollte, den kolossalsten Lärm schlug und an Unverschämtheit alle Gedenkbarkeit überstieg, ist bereits so herunter, daß die Actien auf 10 Frcs. stehen und die Kasse erschöpft ist. Das Blatt ist zu verkaufen! Jetzt speculirt Hr. Granier de Cassagnac auf die Deputirtenkandidatur in Toulouse, Hr. Solar auf einen Wahlbezirk der Gironde.

(Fahrgeschwindigkeit auf englischen Bahnen.) Die Direktionen der englischen Railswege haben, nach erlangter Ueberzeugung, daß die Erzielung einer unter den gehörigen Vorsichten gesteigerten Geschwindigkeit dem wahren Zwecke solcher Bahnen immer mehr entsprechend ist, nun allgemein die Schnelligkeit ihrer Fahrten um ein Bedeutendes erhöht. So legen sämmtliche Eilzüge auf den Bahnen jenes Landes seit dem 15. Juni d. J. eine Strecke von 60 englischen (etwa 12 deutsche) Meilen in der Stunde zurück. Wir wollen diese Nachricht übrigens nicht verbürgen.

Nach dem „Journal de Lille" ist Mlle. Rachel in Folge einer Vorstellung auf dem dortigen Theater am 3. Juli von einer sehr heftigen sporadischen Cholera befallen worden.

(Erfurt.) Es hat das hohe Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten zu Berlin unter dem 9. Juni d. J. sich bewogen gefunden, die im Verlage von G. Wilh. Körner hieselbst erscheinende neue Auflage des evangelischen Choral-Melodienbuches, vierstimmig ausgesetzt, mit Vor- und Zwischenspielen von M. G. Fischer, für den Gebrauch zu jedem Gesangbuch erweitert, mit Angabe der Registerzüge und der Pedal-Applikatur, so wie mit einem Vorwort versehen von dem Musikdirektor und Domorganisten A. G. Ritter zu Merseburg, sämmtlichen königl. Konsistorien und Provinzial-Schul-Kollegien der Monarchie zu empfehlen, und diese Behörden zu veranlassen, dasselbe zur Anschaffung den betreffenden Kirchen-Presbyterien und Schullehrer-Seminarien anzuordnen. Wir bringen dies mit um so größerem Rechte zur öffentlichen Kenntniß, als sich ohne weitere Anpreißung die Vortrefflichkeit und allgemeine Brauchbarkeit dieses Meisterwerkes daraus ersehen läßt.

Am 27. Juni Nachts ging in Döbeln (Sachsen) während der Arbeit ein Bäckergesell hinaus nach dem Hof, holte die Axt und erschlug damit in aller Ruhe den mit ihm arbeitenden Lehrjungen, worauf er demselben den Kopf abhieb. Als dies geschehen war, ging er hinaus auf die Straße, holte den Gendarmen, sagte ihm, was er gethan, ließ denselben ein Licht anzünden und zeigte ihm die in Blut schwimmende Leiche. Als Motiv gab er an, daß dem Lehrling gewiß noch viel Trauriges bevorgestanden, von dem derselbe nun erlöst sey; er selbst aber sein Leben am gottseligsten im Zuchthause still beschließen wolle. Daneben kamen Bibelsprüche, so daß kein Zweifel darüber seyn kann, daß der Mensch an religiösem Wahnsinn leidet.

(Breslau, 8. Juli) Der junge Dichter Gottschall, welcher auf einer Reise nach der Schweiz begriffen, jetzt hier in seiner Vaterstadt sich befindet, las gestern vor einem großen Kreise sein neu gedichtetes Drama: „Thomas Münzer", unter großem Beifalle vor. Wegen der scharfen politisch-socialen Tendenzen dieses Stücks dürfte es nicht leicht zur Aufführung auf einer deutschen Bühne zugelassen werden, wohl aber bald in den Buchhandel kommen. Nach der Vorlesung fand ein fröhliches Mahl statt, welches Reden und Toaste würzten. Bei dem Arrangement des Ganzen betheiligte sich namentlich der Professor Nees v. Esenbeck.

Frankfurter Theater.

Am 12. d. M. gab man Calderon's klassisches und nie alterndes Drama: „das Leben ein Traum." Hier ist Alles vereinigt, was zur Vollendung eines dramatischen Meisterwerkes gehört. Eine große, vielumfassende Idee liegt zu Grunde, denn das Leben mit tausend seiner wechselnden Erscheinungen, mit seiner ganzen Bedeutung, mit all seinen Idealen und den Beschränkungen seiner Wirklichkeit, mit seiner Bestimmung und mit seinem Streben entfaltet sich hier, und wir sehen ein eben so imposantes, als ergreifendes Bild. Nicht minder anziehend ist die Handlung, denn Begebenheit reiht sich an Begebenheit, That an That und man muß erstaunen, im engen Raume so viel zusammengedrängt zu finden. Dann wieder bemerkt man die dichterische Einsicht, welche Alles so weise zu vertheilen gewußt, welche Jedes an die rechte Stelle gestellt, welche nichts ungleichmäßig hervorgehoben, nichts zu sehr zurückgesetzt hat; jede Scene ist ein Selbstständiges für sich und zugleich ein dem Ganzen wesentlich nothwendiger Theil. Ferner vortrefflich ist die Charakteristik, und jede der hier handelnden Personen vertritt irgend eine Richtung des geistigen oder sittlichen Lebens, vorzüglich Roderich, die Hauptperson des Stückes. Was die Einzelnheiten betrifft, so findet man hier überall Schönheiten, einen geistreichen Dialog und eine blühende, bilderreiche Nüancirung. Um uns kurz zusammen zu fassen, so ist dies Drama im Ganzen, wie im Einzelnen ein Meisterwerk, über welches schon viel geschrieben und kritische Studien aller Art gemacht worden sind; aber das Schöne bedarf keines weiteren Commentars, da es jeden sinnigen Beschauer bewältigt, erfreut, rührt und erhebt. — Ein wenn auch nur kleines Häuflein von Freunden der edeln Kunst verdankte der Darstellung des genannten Stückes einen genußreichen Abend. Den Roderich gab als Gast Hr. Hock, vom Karlsruher Hoftheater, ein bereits bekannter und geschätzter Künstler. Da detaillirte Berichte außer unserem Bereiche liegen, so sey hier nur bemerkt, daß Hr. Hock, welcher

sein Gastspiel als Stephan Foster bereits mit sehr günstigem Erfolge eröffnet hatte, sich auch heute als ein einsichtsvoller und besonnener Darsteller zeigte. Er hob die Leidenschaftlichkeit, den kräftigen Geist, den energischen Willen in bestimmten Umrissen hervor und wußte die häufigen Uebergänge der wechselnden Situationen und Empfindungen wohlnüancirt geltend zu machen. Die berühmten Monologe im ersten und dritten Acte sprach er sehr schön. Wiederholter lebhafter Beifall und zweimalige Hervorrufung bewiesen dem Gaste, daß man sein Talent würdigt und seinem Rufe auch hier die verdiente Anerkennung nicht versagt. Den weiteren Darstellungen des Hrn. Dock sieht man mit Vergnügen entgegen.

Die in jüngster Zeit so häufigen Gastspiele in Oper und Schauspiel zu besprechen, verstattet der Raum nicht. Zwei angehende Sänger, die Herren Kelchner und André, fanden Beifall, ersterer besonders wegen seines gewandten und ausdrucksvollen Spieles und letzterer wegen seines correcten und von guten Vorstudien zeugenden Gesanges. Auch Hr. Clement, vom Theater zu Grätz, sprach in der Rolle des Czaar Peter in Lortzing's Oper sehr an und soll, wie wir vernehmen, auf Engagement gastiren. Dies zur gedrängten Ergänzung der jüngsten Theater-Novitäten. W.

Korrespondenz.

Aus der baierischen Pfalz, Anfang Juli.

Wie die gemäßigten Katholiken das Streben der Ultramontanen ihrer Geistlichkeit zu würdigen wissen, davon gab jüngst ein Vorfall in Amberg einen evidenten Beweis; man ersieht daraus, daß die Erfüllung ihrer Hoffnungen, das Uebergewicht zu erhalten, noch in weiter Ferne steht. Ein angesehener, seit einer Reihe von Jahren in Amberg lebender protestantischer Kaufmann wurde krank und äußerte das Verlangen, einen Geistlichen seiner Confession zu sprechen; es wurde auch ein solcher von einem zwei Stunden weit entfernten Dorfe herbeigeholt und ein katholischer Geistlicher, allbeliebt in Amberg, lieh zu diesem Behufe seine Equipage her, was einige Erörterungen mit einem seiner Standesgenossen veranlaßt haben soll. Der Mann starb; bei der Anordnung des Leichenbegängnisses ergaben sich einige Schwierigkeiten; namentlich verweigerte die Geistlichkeit das Glockengeläute der Kirchen, an denen der Zug vorbeigehen sollte. Die hinterlassene Wittwe, Katholikin und mit den angesehensten Familien der Stadt vielfach befreundet, beklagte sich über dieses Verfahren gegen ihren verstorbenen Gatten, der auch Offizier der Landwehr war, und es gelang ihrem energischen Auftreten, daß man die Erlaubniß gab, mit vier Glocken zu läuten, da sie erklärt hatte, daß das Läuten mit zwei Glocken, die man doch zugestehen wollte, ihr nicht genüge. Die Sache kam unter das Publikum; was an und für sich unbedeutend ist, wurde zu einer Demonstration benutzt, aus allen Ständen schlossen sich Theilnehmer an den Leichenzug an, der dadurch so ansehnlich wurde, wie man solche nur selten in Amberg zu sehen gewohnt ist. Bekanntlich darf kein protestantischer Pfarrer den katholischen Kirchhof functionirend betreten, was auch einen protestantischen Pfarrer in der Nähe Nürnberg's vor wenigen Jahren veranlaßt haben mag, einem katholischen Geistlichen, der einen in Jenes Sprengel verstorbenen Katholiken den Gebräuchen seiner Kirche gemäß beerdigen wollte, den Eintritt in den der protestantischen Dorfgemeinde angehörigen Gottesacker zu verweigern und die Einsegnung der Leiche selbst vorzunehmen. In Amberg war schon längere Zeit kein Protestant mehr begraben worden und man war nun gespannt, was der functionirende katholische Geistliche, der den Zug, ohne das Zeichen seiner geistlichen Würde (die Stola) umgehängt zu haben, begleitet hatte, thun werde. Nach Ablesung des sogenannten Lebenslaufes des Abgeschiedenen sprach er: Laßt uns für die Seelen der Abgestorbenen aus der Verwandtschaft (resp. der Wittwe) beten, worauf er das übliche Gebet begann, nach dessen Beendigung er sich entfernte.

Mainz, 13. Juli.

Die heutige Nummer der „Didaskalia" enthält einen von hier aus unterm 10. d. M. datirten Artikel, worin den im „Frankf. Journal" enthaltenen Behauptungen, daß das hiesige städtische Mehl stickigt und dadurch das aus demselben gebackene Brod unschmackhaft geworden sey, widersprochen und geradezu erklärt wird, dieselben seyen nicht wahr. Es gehört nicht nur Muth, sondern eine unerhörte Dreistigkeit dazu, so etwas auszusprechen und sich dadurch in die unangenehme Lage zu versetzen, daß die größere Mehrzahl der Einwohner einer bevölkerten Stadt möglicherweise mit einem einstimmigen Zeugniß des Gegentheils aufträte. Damit sich nun jener etwas dreiste Berichtiger überzeuge, daß wir über jene in jeder Weise trostlose Mehl- und Brodgeschichte gut unterrichtet sind, möge hier Nachstehendes mitgetheilt werden. Die Frucht- und Mehlvorräthe, welche die Stadt anzuschaffen beschloß, belaufen sich auf 2800 Malter Korn und 2500 Malter Mehl. Was das Mehl anbetrifft, so war der Preis desselben auf dem letzten Markte vor Abschluß des Ankaufs, nämlich am 26. Sept. 1845, pr. Malter 11 fl. 40 kr. Der Ankauf wurde am 1. Oct., also fünf Tage nach dem letzten Markte, für 12 fl. 30 kr., und 12 kr. Thorgeld für den Malter, d. h. für 12 fl. 42 kr. pr. Malter, abgeschlossen, jedes Malter demnach um 1 fl. 2 kr. theuerer bezahlt, als der letzte Marktpreis stand, was bei 2500 Malter schon ein ganz hübsches Sümmchen ausmacht. Warum aber gab man diesen höheren Preis? Weil das Mehl gut seyn, besonders weil es sich bei der Aufbewahrung in gutem Stande erhalten mußte, und solches Mehl liefert die hier in der Nähe gelegene Walzmühle. In den Preiszetteln der Walzmühle wird ausdrücklich bemerkt, daß das Mehl ohne Gefahr aufbewahrt werden kann; wenigstens lesen wir in einem vom 7. Juli d. J. datirten Preiszettel folgende Bemerkung: „Da das Getreide trocken gemahlen wird und bei der Mahlung keine Erhitzung erleidet, so kann das Mehl ohne Gefahr aufbewahrt werden (besonders Nro. 1, 2 und 3)" — mithin konnte man sich den höheren Preis schon gefallen lassen. Gegen Ende des Monats Januar wurde das letzte Mehl aus der Walzmühle in die Stadt geschafft, und siehe, trotz der in den Preiszetteln schwarz auf weiß gegebenen Versicherung, war das Mehl Ausgangs Mai schon so verdorben, daß man rasch 14 Arbeiter anstellte, jedem täglich 1 fl. Arbeitslohn gab und mit Hacken und sonstigen Instrumenten das Mehl verarbeiten ließ, um die feste Masse, in welches sich „das trocken gemahlene" Mehl verwandelt hatte, zu zerschlagen. Die Zahl der Malter, die auf solche Weise behandelt werden mußte, beläuft sich auf 14 bis 1500, und man wird zugestehen, daß davon schon eine recht nette Quantität „stickiges" Brod gebacken werden kann. Es ist also nur das schlechte städtische Mehl, das, wie nachgewiesen, 1 fl. 2 kr. pr. Malter mehr kostete als der Marktpreis, an dem stickigten Brod schuld, nicht aber das Mehl, „das aus dem in den letzten vierzehn Tagen aus Holland hier angekommenen beschädigten Waizen gemahlen wurde", denn bereits vor vier Wochen, als der Laib Brod 19½ kr., dann 18 kr. kostete, war dasselbe stickigt und nicht erst in den letzten vierzehn Tagen. Was hier gesagt wurde, ist buchstäblich wahr und kann durch Schriften und die Zeugnisse achtbarer Männer bewiesen werden, und wenn diese der Verf. des Berichtigungsartikels vom 10. Juli wissen will, so soll er sie erfahren, ja wir können ihm dann auch noch mittheilen, in welcher Weise die Walzmühle jede Fuhre Mehl, die aus 20 Säcken oder 25 Maltern besteht, liefert, und in welch abweichender Weise die Fuhren der städtischen Mehlvorräthe geliefert worden sind. Wir besitzen darüber sehr zuverlässige schriftliche Notizen, die von sachverständigen, mit der fraglichen Mehlablieferung genau bekannten Männern verfaßt sind, und können jeden Augenblick, wenn es der Hr. Berichtiger wünscht, damit dienen. Wie es schließlich zugegangen, daß das Mehl von der Walzmühle, „das ohne Gefahr aufbewahrt werden kann", schon nach vier Monaten in wirkliche Gefahr kam und sich in einen wirklich üblen Geruch brachte, darüber wissen wir keine sicheren Gründe anzugeben. Gerüchte wollen wissen, es sey bei der Lieferung auch Mehl von den Walzmühlen in Nackenheim und Ginsheim gewesen; indeß sind dies nur Gerüchte, denn in den beiden genannten Orten gibt es in diesem Augenblick keine Walzmühlen, und anzunehmen, daß sich dort rasch einige solcher Mühlen etablirt hätten, um an der Lieferung des städtischen Mehls Antheil zu nehmen, wäre eine sehr gewagte Sache. Genug, es ist ein Räthsel, wie das Dampfmehl, „das ohne Gefahr aufbewahrt werden kann", so schnell verdorben ist. Man meint, die nächsten Sitzungen des Karnevalsvereins, in denen oft die räthselhaftesten Localangelegenheiten gelös't werden, würden auch zur Lösung dieses Räthsels beitragen.

Main-Wasserwärme: 17. Juli, Morgens, 8 Uhr: 17 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samstag, 18. Juli. (Auf Verlangen): Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth., Musik von Albert Lortzing. (Letzte Gastrolle) Czaar: Hr. Clement, vom Theater zu Grätz.

Montag, 20. Juli. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt, neu einstudirt): Titus, Oper in 2 Abth., Musik von Mozart. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 197. Sonntag, den 19. Juli 1846.

Der Sohn Solimans.

Eine Erzählung aus dem Englischen der Mrs. Erskin Norton, von R. Mogk.

(Fortsetzung.)

Lavinia's Herz pochte lebhaft; kaum bemerkte sie die langen Corridore und glänzende Zimmer, durch welche sie in die Gegenwart jener außerordentlichen Person geführt wurde, von der nun ihr Schicksal abhing, und deren kleine aufgestülpte Nase die Gesetze eines Kaiserreichs überwältigt hatte; die, von unedler Geburt, sich von einer Sklavin des Harems zur Theilnehmerin des ottomanischen Throns aufgeschwungen hatte, die ihren Einfluß auf den Staatsrath eines mächtigen Volkes ausdehnte, und seit Jahren, ja noch jetzt, mit wachsender Macht den Willen des mächtigsten und fähigsten türkischen Herrschers, welchen die Geschichte unsern Blicken vorgeführt hat, leitete. Daß dem so sey, war in Europa genugsam bekannt, und das Studium von Roxolana's Charakter ward als ein wesentliches Erforderniß für alle politischen Agenten am ottomanischen Hofe angesehen. Jedoch war dieser Charakter verschieden dargestellt worden, und so hatte sich denn in Lavinia's Geist keine klare Vorstellung von derselben gebildet.

Endlich zeigte ihr ein erleuchtetes Vorzimmer, in welchem Sklavinnen, in allen Farben gekleidet, mit Weben und Nähen beschäftigt waren, welches beides sie jedoch vernachlässigten, um die europäische Gefangene anzustarren, — daß die Flügelthüren, welche sich auf der entgegengesetzten Seite in ein glänzend erleuchtetes Gemach öffneten, sie wahrscheinlich vor die Sultanin führen würden. Sie suchte sich zu sammeln und bot ihre ganze Entschlossenheit auf.

Sie trat in einen prachtvollen Saal, so hell als der Tag. Der Fußboden von Marmor, die Wände, welche von Alabaster zu seyn schienen, reich vergoldet und bemalt. Aus Fontainen sprangen Strahlen von Rosenwasser, kostbare Vasen, mit Blumen gefüllt, Sofa's und Ottomanen von reichem Atlas, mit Gold gestickt und verbrämt, standen rings an den Wänden umher. Gruppen von Frauen und Kindern waren durch das Gemach zerstreut. Die Dienerinnen waren an ihrer ganzen Kleidung zu erkennen — überaus weite Hosen, lange offene Obergewänder, und Turban, einfach von weißem Muslin; eine farbige seidene Schärpe umschloß die Taille, während die Stirnbinde des Turbans und die unverzierten Pantoffeln von derselben Farbe waren. Die schöne Einfachheit dieser Kleidung kontrastirte sehr mit dem prachtvollen Anzug von ungefähr fünfzig anwesenden Damen, deren Gewänder, Turbane und Pantoffeln auf das reichste mit bunter Seide, die weißen Muslin-Hosen und Unterkleider aber mit Gold oder Silber gestickt waren. Sie hatten sich mit den herrlichsten Juwelen geschmückt, und trugen sämmtlich in ihren prächtigen Gürteln kleine Dolche, deren Griff mit kostbaren Steinen besetzt war. Die Kinder waren auf dieselbe Weise gekleidet, nur trugen sie anstatt der Turbane seidene, mit Quasten verzierte und gestickte Hauben. Das Ganze dieser prachtvollen Scene wurde durch mehrere venetianische Spiegel von außerordentlicher Größe und Vollkommenheit zurückgestrahlt.

Lavinia trat ein in ihrem einfachen Morgenkleide, „das, wenn unverziert, am schönsten geschmückt ist;" denn so einfach und dunkel es auch zwischen all' diesen glänzenden Anzügen erschien, hob doch die lange, knappe, spitzzulaufende Taille desselben, von der ein Rosenkranz von Ebenholz herabhing, die anmuthigen Umrisse ihrer jugendlichen Gestalt mit bewundernswerthem Vortheil heraus; die weiße Halskrause umgab einen Hals von ausgezeichneter Schönheit, und der lange, schwarze, durchsichtige Schleier, mit Locken vom hellsten Braun vermischt, erhöhte eher, als er beschattete, die blendende Schönheit und zarte Blüthe ihres Teints.

Einige Augenblicke schweiften ihre Augen verwirrt durch den Saal, bis sie zuletzt auf einer Gruppe im Mittelpunkte desselben haften blieben, wo auf den Kissen einer prachtvollen Ottomane eine Dame von einer Schönheit ganz besonderer Art ruhte. Ihre Figur war schlank, von einer außerordentlich sanften und feinen Rundung; ihre Gesichtsfarbe vom blassesten Olive, wie man es im Süden von Rußland findet, aber ihre Haut so zart und durchsichtig, daß das „beredte Blut" so hell auf ihrer Wange sprach, als auf der schönsten Europäerin. Ihr Haar war rabenschwarz, wellenförmig, dicht und sehr lang, jedoch von so feiner Textur, daß, wenn man es in der Hand zusammenfaßte, die Menge, die sich dem Auge so üppig darstellte, bei der Berührung fast zu verschwinden schien. Ihre Augen waren groß und schwarz, der Ausdruck derselben gewöhnlich sanft und gedankenvoll, doch stets frei von der leeren Mattigkeit, die den Augen der morgenländischen Frauen so gemein ist. Wenn sie sprach, leuchteten sie auf, und strahlten von Geist und Lebhaftigkeit, wenn etwas ihren Antheil erweckte; aber sie funkelten von lebendigem, überwältigendem Feuer, wenn sie vom Zorne erregt wurden. Ihre Lippen, welche Zähne von vollkommener Schönheit sehen ließen, waren vollgebildet und von schöner Färbung, die aufgezogenen Winkel derselben nebst der kleinen, aufgestülpten Nase, gaben ihrem Gesicht jenen Charakter von Schalkhaftigkeit und Laune, welches so schön übereinstimmte mit der anmuthigen Leichtigkeit des Anstandes, mit der lebendigen, gewandten Sprache und dem lebhaften Mienenspiel, womit sie in den Stunden, die der thätige Soliman dem Kriege und den Geschäften stahl, um sie ihr zu widmen, so sehr den Reiz ihrer Gesellschaft zu vermannichfaltigen wußte. Roxolana war nicht mehr jung; sie war bereits Mutter von erwachsenen Söhnen, und auf einem Kissen zu ihren Füßen saß ihre Tochter, ein liebliches Mädchen von 14 Jahren. Indeß diese Thatsache hatte Lavinia keineswegs durch das Zeugniß ihrer Sinne erfahren, sie hatte sich davon unterrichten lassen, und trotz allen Versicherungen konnte sie derselben kaum Glauben beimessen. (Fortsetzung f.)

Schicksal der Auswanderer nach Brasilien und Texas

[I.]

Wir lassen hier die Schilderungen folgen, welche der „Elberf. Ztg." aus Dünkirchen vom 6. Juli über die Lage der dort sich anhäufenden Auswanderer eingesandt worden: „Ihnen das Elend zu beschreiben, worin sich gegenwärtig fünfhundert deutsche Auswanderer hier befinden, würde ich vergebens versuchen. Die Straßen sind voll ausgehungerter Weiber, Kinder und Greise, welche die Vorübergehenden in einem herzzerreißenden Tone um ein Almosen anflehen. Die Kirchthüren sind förmlich belagert von fremden deutschen Bettlern, und man meidet die öffentlichen Plätze und die Thore, um sich dem Jammer zu entziehen, dem man ja doch nicht zu steuern vermag. Mit jedem Tage wächst das Uebel, denn bald haben auch die, welche noch etwas haben, ihr letztes Stück veräußert. Etwas zu verdienen, ist hier wenig Gelegenheit; einige sind zwar mit Erdarbeiten an dem Ableitungs-Canale beschäftigt, aber der Tagelohn von einem Franken genügt nicht, sich mit einer Familie von vielleicht 6—10 Kindern durchzubringen. Die hiesigen Damen beweisen ihre Mildthätigkeit in hohem Grade; aber außer den 500, die bereits 4—5 Monate hier liegen, kommen fast täglich neue Schlachtopfer aus Deutschland an, und das ermüdet auch die Wohlthätigsten. Das Haus Delrue wird Keinen fortschaffen, ohne daß er bezahlt hat; es wählt sich aus der Masse die aus, welche bezahlen können, um eine Schiffsladung zu ergänzen. Der preußische Consul weiset die Leute fortwährend ab, weil sie aufgehört hätten, preußische Unterthanen zu seyn! Viele von den Unglücklichen sind zu mir gekommen, aber die Briefe und Contracte sind theils gar nicht unterschrieben, theils in solchen allgemeinen Ausdrücken abgefaßt, daß der humanste Advokat die Sache nicht annehmen wird. Es bleibt nichts übrig, als sich an die Regierungen zu wenden, daß sie eine Untersuchung einleiten, der Sache auf den Grund zu kommen. Ich habe deßhalb vorgestern an den Unterpräfecten geschrieben und ihn gebeten, sich meiner verführten unglücklichen Landsleute anzunehmen. Ich habe ihn hingewiesen auf das vor Augen liegende Elend, und ihm ohne Umschweife das Haus Delrue als den Urheber desselben denuncirt. Das Wesentliche habe ich Ihnen schon in einem früheren Schreiben angedeutet. Dieses Haus hatte einen Contract mit der brasilianischen Regierung abgeschlossen, wonach es 600 Deutsche unter für sie günstigen Bedingungen anwerben sollte. Es sandte nun eine große Anzahl Exemplare dieses Contracts an seine Agenten in Deutschland, die meist in den Regierungsbezirken Coblenz und Trier, im Nassauischen, Darmstädtischen, Birkenfeldischen wohnen; unter ihnen nenne ich einen gewissen Mengden zu Ingelheim und einen gewissen Diel zu Bacharach. Sogleich machten viele Familien ihre liegenden Gründe zu Gelde, und seit dem April 1845, wo das erste Schiff mit Auswanderern von hier auslief, hat das Haus Delrue 13 Schiffe mit 2097 Auswanderern expedirt. Offenbar war hiermit die Anzahl von 600 Arbeitern, für welche contrahirt worden war, überschritten, und da die bras. Regierung nur für diese verbindlich war, so waren die überzähligen einem ungewissen Schicksale preisgegeben. Jedenfalls war der Contract nun abgelaufen, und das Haus Delrue hätte sich verpflichtet fühlen müssen, dies seinen Agenten anzuzeigen und durch sie den Auswanderungslustigen ankündigen zu lassen, daß Niemand ferner nach Brasilien expedirt werden würde, der nicht die Reisekosten vorausbezahlte. Beides ist nicht geschehen, vielmehr hat es bekannt gemacht, nur wegen des Winters habe es seine Expeditionen nach Brasilien suspendirt, mit dem Frühling würden sie wieder beginnen; von veränderten Bedingungen ist keine Rede, auch nicht mit einer Sylbe, und seine Agenten rufen den Leuten unaufhörlich zu: „Eilet! Verkauft eure Güter! Macht euch fertig, sonst kommt ihr zu spät!" Nun kommen die Hunderte, ohne zu wissen, daß es keinen brasilianischen Contract mehr für sie giebt; sie werden auf die Ankunft eines Schiffes vertröstet, das sie transportiren soll, und bis es kommt, haben die Meisten ihr Hab und Gut verzehrt, und darum giebt es für sie keinen Raum, sondern nur verzweiflungsvolles Elend, und die hinüberkommen, werden es vielleicht nicht besser haben. Ich habe also mich an die französische Regierung gewendet, daß sie sich mit der preußischen benehmen möge, wie diesen schändlichen Betrügereien ein Ziel gesetzt werden könnte. Vorläufig bitte ich Sie, und ich möchte alle Redactionen rheinischer Blätter bitten, diese Zeilen so schnell als möglich zu veröffentlichen, damit noch Manche zeitig genug sich warnen lassen und nicht, statt auf die goldenen Berge, welche ihnen die Agenten verheißen, in den Strudel des Verderbens gerathen, der sich hier täglich weiter aufthut. — Vorgestern früh ist endlich das erste Schiff, die englische Goelette „Albert", mit 90 Auswanderern unter Segel gegangen. 65 von ihnen hatten schon in Deutschland das Reisegeld voraus bezahlt, die übrigen wurden aus der Masse ausgesucht. Sie gehen nach San Leopoldo, der deutschen Colonie in der Provinz Rio Grande in Brasilien, unter dem 30. Grad südl. Breite. Das Haus Delrue wollte 116 einschiffen; wir wandten uns an den Gerichtshof, und es mußte sich einen Abzug von 26 Personen gefallen lassen, da offenbar das Schiff nicht mehr faßte. Am Abende vor der Abreise bekam ich von der Gesellschaft ein Dankschreiben; sie bitten mich auf's dringendste, ihre Sache in einer deutschen Zeitung zur Sprache zu bringen, damit nicht noch mehr Menschen unwissend und gutwillig dem Hrn. Delrue und dessen Agenten in die Falle gehen. Unterschrieben haben es P. Proß (Lehrer), P. Conrad, M. Franz, N. Bonrath, sämmtlich aus Altweidelbach, H. P. Bauermann und P. Peiter aus Pleizenhausen, Georg Bender aus Horn, Andr. Füller aus Klosterhumold, G. Sirel aus Budenbach, H. Proß und Pet. Emmel aus Mörsbach, G. P. Bauermann und J. Jak. Reuther aus Bergenhausen, Franz Pira aus Rheinböllen, Schwarz aus Mutterscheid, alle bei Altsimmern, Reg.-Bez. Coblenz, Nik. Bingemeier von Spang im Kreise Wittlich, Reg.-Bez. Trier, P. K. Klein und J. J. Buß aus Eichweiler, F. K. Licht aus Buhlenberg und J. K. Sohne aus Hambach, Fürstenthum Birkenfeld. — So eben vernehme ich vom Polizei-Inspektor, daß die französische Regierung die hier befindlichen armen Deutschen nach Algerien schicken will. So wäre denn diesen geholfen, freilich auf eine Weise, die ihnen unter andern Verhältnissen gar wenig zusagen würde. Leicht werden sie es in Algerien besser haben, als gegenwärtig hier in Dünkirchen, aber auch so gut, als an der Mosel und am Rhein? Wann werden doch die Deutschen wieder des alten Sprüchleins inne werden: Bleibe im Lande und nähre Dich redlich? Aber indeß muß geholfen werden, und so lange die Regierungen es nicht thun, mag die Presse zum Heile von Abertausenden laut reden und zeugen." — So weit der Correspondent der „Elberf. Ztg." Wir fragen aber: wie lange wollen die deutschen Regierungen die Presse umsonst reden lassen? Wir haben seit einem Jahre wieder und wieder gemahnt, — aber noch keine Sylbe tröstlicher Zusicherungen ist uns geworden, und eben so wenig ein beruhigendes Wort der Belehrung und Berichtigung.

Assisengericht in Mainz.

Anklage auf Mord.

** Mainz, 14. Juli. — Corresp.

(Fortsetzung.)

Das Zeugenverhör erregte im Allgemeinen das Interesse nicht, wie es sonst bei Kapitalanklagen der Fall ist. Keiner der Zeugen war bei der That selbst gegenwärtig; was sie darüber deponirten,

beruhte auf Hörensagen. Diesen Angaben setzte der Angeklagte das bestimmteste Abläugnen jeder Theilnahme entgegen; die Prozedur beschränkte sich demnach auf den Indizienbeweis. Auffallend viele Fragen richteten einige Geschworne unmittelbar an die Zeugen, ein Verfahren, das der Gerichtshof den gesetzlichen Anordnungen nicht für angemessen erklärte, wobei die einschlägigen Gesetzstellen verlesen wurden.

Interessant war die Aussage des Gerichtsarztes Hrn. Dr. Samsreuter von Oppenheim. Das Instrument (sagte er), mit dem der Schlag auf den Kopf des verstorbenen Stadecker geführt worden ist, eine 8 bis 9 Schuh lange Spalierlatte, scheint wenig geeignet, einem starken Manne, wie Stadecker, im kräftigsten Mannesalter, dessen Kopf mit einer Kappe bedeckt war, einen lebensgefährlichen Streich zu versetzen; nur durch den Schwung derselben lasse es sich erklären, daß mit einem Schlage die Hirnschale gespalten und die Blutgefäße im Gehirne so verletzt werden konnten, daß durch eine allmählige Anhäufung des Bluts im Gehirn, wenige Stunden nach der Mißhandlung, ein Schlagfluß eintrat, der den Tod herbeiführte.

Nach beendigtem Zeugenverhöre erhielt die Staatsbehörde (Hr. General-Advokat Crève) das Wort.

Die Beweise für den objectiven Thatbestand fand er in den Verletzungen, welche theils die Zeugen, theils die Gerichtsärzte am Kopf des Stadecker wahrgenommen und welche eine sehr heftig einwirkende Gewaltthätigkeit auf den Schädel des Stadecker, eine dieser Gewaltthätigkeit entsprechende Erschütterung des Gehirns und als wirkende Ursache den Tod herbeigeführt haben. Diese Gewaltthätigkeit, sagte die Staatsbehörde, muß ausschließlich einem Schlage auf den Kopf beigemessen werden und kann namentlich mittelst einer Spalierlatte, deren zerbrochene Stücke zur Prozedur erhoben wurden, beigebracht worden seyn. Die Staatsbehörde entwickelte hierauf eine Reihe von Gründen, daß die tödtliche Verwundung des Löb Stadecker nicht durch einen Fall entstanden seyn könne. — Die Beweise der Schuld des als Thäter angeklagten Jakob Valentin fand die Staatsbehörde: 1) in der vier Wochen vor der Mißhandlung von dem Angeklagten bei Gelegenheit eines Gerstenhandels, wobei er seinen Vater für benachtheiligt hielt, gegen Jakob Stadecker ausgestoßenen Drohung: „Er werde ihm die Rippen entzweischlagen“; 2) in der vierzehn Tage vor der That von Seiten des Angeklagten ausgesprochenen Weigerung, dem Stadecker auf seinem leeren Karren einen Sack mit Wicken nach einer benachbarten Gemeinde mitzunehmen, äußernd, er fahre für keinen Juden etwas, was den Stadecker zu einer unflätigen Antwort gegen Jakob Valentin reizte, die dieser mit einer Drohung von Gewaltthätigkeit gegen die Person des Stadecker erwiderte; 3) in dem ungefälligen Benehmen des Angeklagten gegen den 10jährigen Sohn des Stadecker einen Tag nach dieser Drohung, mit dem Ansügen, er werde an diesem oder an einem der folgenden Abende in das Haus des Stadecker kommen und diese Drohung durch die That verwirklichen; 4) darin, daß Jakob Valentin am Abende des 22. März sich in dem Ebeling'schen Wirthshause in Weinolsheim befand, wo auch Stadecker war; daß er ohngefähr ¼ Stunde früher als dieser wegging, nachdem er erfahren hatte, daß derselbe bald nach Haus gehen würde; 5) darin, daß Stadecker unmittelbar nach der That sowohl seiner Ehefrau als mehreren Nachbarn den Angeklagten mit der größten Bestimmtheit als den Thäter bezeichnete. Hier suchte die Staatsbehörde mit Rücksicht auf die physischen Eigenschaften, auf die Seelenkräfte des Löb Stadecker, mit Rücksicht auf den Zustand, in welchem er sich zur Zeit seiner Wahrnehmungen befand, darzuthun, daß seiner Aussage voller Glauben beizumessen sey, und zwar um so mehr, als dieselbe genau mit dem Resultate anderer Beweise übereinstimme; 6) fand die Staatsbehörde einen Beweis für die Schuld des Angeklagten in den Fußspuren, die man auf dem Felde wahrgenommen, welches die Thäter auf der Flucht nach der That durchlaufen haben, und daß diese Fußspuren ein getreuer Abdruck der Stiefel des Angeklagten gewesen; 7) endlich darin, daß man in der Nähe und auf diesem Felde noch zwei Stücke Spalierlatte fand, wovon das dritte Stück an dem Orte der That aufgefunden wurde, nachdem Stadecker erklärt hatte, der Prügel, mit dem er geschlagen worden, müsse an dem Orte, wo das Verbrechen geschehen, zurückgeblieben seyn. Den Beweis des Vorbedachts führte die Staatsbehörde aus dem zwischen den beiden Thätern am Orte der That bei Ankunft des Stadecker geführten Gespräche, aus dem Auflauern, sowie aus dem Umstande der Verbindung zweier Personen zur Verübung des Verbrechens. — Ueber das Vorhandenseyn der Absicht zu tödten trug die Staatsbehörde die aus der Verhandlung sich ergebenden Verdachtsgründe vor, reihte jedoch an dieselben auch diejenigen Momente, welche mindestens starken Zweifel über die Absicht zu tödten übrig ließen. — Dieser lebhafte Vortrag wurde mit ungetheilter Aufmerksamkeit von der stets an Zahl zunehmenden Versammlung angehört.

Nach dem Hrn. General-Advokaten erhielt der Vertheidiger, Hr. Anwalt Kirstein, das Wort. Er begann seine Rede damit, daß er die Geschwornen auf die Wichtigkeit der heutigen Verhandlung aufmerksam machte und hervorhob, daß, wenn Jemand das Unglück gehabt, von der Hand der Gerechtigkeit ergriffen zu werden, um auf der Anklagebank über die ihm zur Last gelegte Handlung Rechenschaft zu geben, wenn das Schwert der Gerechtigkeit über dem Haupte des Angeklagten drohend schwebe, wenn nach dem Sinne der Anklage der Kopf des Angeklagten durch das Beil der Guillotine von seinem Rumpfe getrennt werden solle, dann sey es die heilige Pflicht der Vertheidigung, den Angeklagten in dieser Todesgefahr wie ein schützender Genius zu umschweben, mit aller Kraft und allen ihm zum Gebote stehenden Mitteln mit der Anklage in Kampf zu treten, die Schwächen derselben zu erspähen, um ihr mit Erfolg eine Niederlage zu bereiten. Dieser Pflicht der Vertheidigung entspringe aber auf der andern Seite die Pflicht der Geschwornen, bei einer so schweren Anklage die Sache mit der größten Aufmerksamkeit zu beurtheilen. In dem Institute der Geschwornen habe das Staatsoberhaupt sich eines sehr wichtigen Theils eines Hoheitsrechts entäußert, die Entscheidung über die größten und edelsten Güter seiner Unterthanen in die Hände von freien und unabhängigen Staatsbürgern gelegt, und je größer daher das ihnen anvertraute Gut sey, um so gewissenhafter müsse man bei dem Gebrauche der delegirten Gewalt seyn. Die Geschwornen seyen das wahre Paladium für die bürgerliche Freiheit, weil auf sie als unabhängige Bürger keine Einwirkung von oben wegen ihrer Meinung und Ansicht statt haben und der Unglückliche deshalb die große Beruhigung fühlen könne, das unparteiischste Recht zu erhalten. Die Vertheidigung wünscht den Staaten Glück, die sich eines so vortrefflichen Instituts erfreuen und hofft dessen baldige Einführung auch Jenseits und überhaupt so weit die deutsche Zunge erklingt.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Eine deutsche Antwort.) Der deutsche Schriftsteller A. Weil erwiederte unlängst im Salon der Frau von Ancelot in Paris einem französischen Schriftsteller, der über die deutsche Sprache spöttelte und sie eine Pferdesprache nannte: „Darum können sie die Esel auch nicht lernen.“

Die Garderobe Georgs IV. war so reich, daß jedes Mal drei Wagen dazu gehörten, um sie von Windsor nach London zu schaffen. Ihr Werth wurde auf nicht weniger als 15,000 Pfd. Sterl. geschätzt.

Korrespondenz.

Aus dem Großherzogthum Baden, 10. Juli.

Badische allgemeine Versorgungs-Anstalt.

Seit dem Bestehen (1835) der oben genannten Anstalt haben wir jedes Jahr über den Fortgang derselben in diesen allgemein geschätzten und weitverbreiteten Blättern Bericht erstattet. Dies glauben wir nun in diesem Jahre um so weniger unterlassen zu dürfen, als die Theilnahme an der Anstalt auch im Auslande immer mehr wächst, und selbst in Ländern, wo neuerlich ähnliche Anstalten errichtet wurden. Bei dieser unserer Darstellung legen wir den Rechenschafts-Bericht für das Jahr 1846 und den Vortrag des um die Anstalt hochverdienten Direktors derselben, des Hrn. geheimen Referendärs Freihrn. v. Stengel, zu Grunde, welchen er bei Vorlegung dieses Berichts in der am 27. Mai 1846 in Karlsruhe abgehaltenen General Versammlung gehalten hat. — Der Activstand des Vermögens beträgt 4,672,870 fl. (Zugenommen hat dasselbe im Jahre 1845 343,369 fl.) Der Zins der auf hypothekarische Sicherheit angelegten Capitalien beträgt durchschnittlich 4 fl. $27\frac{1}{3}$ kr. Die Zahl der Einlagen aller Jahresgesellschaften betrug ursprünglich 38,417; davon sind seit dem Jahre 1835 abgegangen 2,504. Die Zahl der Einlagen beträgt also jetzt 35,913. Die letzte Jahresgesellschaft (1845) zählt 1836 Einlagen mit einem Einlagecapital von 99,929 fl.; davon fallen 617 Einlagen mit einem Einlagecapital von 36,231 fl. auf das Ausland. Ein besonderes günstiges Ergebniß gewährt die Hinterlegungskasse. Der Reinertrag derselben ist 14 819 fl. An den Mitteln, welche durch die Statuten zur Bestreitung der Verwaltungskosten bestimmt wurden, hat sich im letzten Jahre ein reiner Einnahms-Ueberschuß von 34,277 fl. ergeben, welche dem Specialreserve- und Beneficien-Fonds der einzelnen Jahresgesellschaften zugeschrieben worden sind. Die höchsten Renten betragen von einer Einlage von 200 fl. für das Jahr 1846 in der Jahresgesellschaft 1835 212 fl. 54 kr.; in jener von 1836 184 fl. 22 kr; in jener von 1837 71 fl. 31 kr.; von 1838 104 fl. 34 kr.; von 1839 46 fl. 43 kr.; von 1840 36 fl. 15 kr.; von 1841 22 fl. 49 kr.; von 1842 16 fl. 24 kr.; von 1843 12 fl. 58 kr.; von 1844 12 fl. 39 kr. Die niederste Rente beträgt schon in dem ersten Jahre des Bezuges statutenmäßig 7 fl. von einer Einlage von 200 fl Indem wir, was das Einzelne angeht, auf den Rechenschafts-Bericht selbst verweisen, welcher bei den Geschäftsfreunden unentgeldlich in Empfang genommen werden kann, glauben wir, noch anführen zu müssen, daß in allen bedeutenderen Orten unseres Großherzogthums Geschäftsfreunde angestellt sind, und im Auslande in Frankfurt a. M., Stuttgart, Ludwigsburg, Heilbronn, Calw, Ellwangen, Ravensburg, Reutlingen, Ulm, Hanau, Kassel, Wiesbaden, Darmstadt, Aarau, Worms. Wir schließen unseren Bericht, indem wir den aufrichtigsten Dank den verehrlichen Mitgliedern des Verwaltungsrathes und Ausschusses, so wie den wackeren Geschäftsfreunden aussprechen. Denn der besonnenen Umsicht, der ausgezeichneten Geschäftserfahrung und unermüdeten Thätigkeit dieser Männer hat die Anstalt es zu verdanken, daß sie bei einem Vermögen von etwa fünf Millionen auch in diesem Jahre, so wie in allen früheren, keinen Verlust an ihrem Capitalvermögen erlitten hat.

Nürnberg, im Juli.

Unser Theaterdirektor hat uns im Laufe des Sommers eine Anzahl wohlrenommirter Gäste vorgeführt und sich dadurch den wärmsten Dank aller Kunstfreunde verdient, leider aber nichts weiter, denn die Einnahmen waren mit wenig Ausnahmen nur sehr kärlich. Nur Hr. Hassel, den Sie mit gerechtem Stolz den Ihrigen nennen, füllte Anfangs des Sommers bei seinem mit brillantem Erfolg begleiteten Gastspiel die Kasse und jetzt Hr. Bosch aus Wien mit seinen optischen Licht- und Spiegelbildern. In dem Zeitraum von acht Tagen fanden sechs Vorstellungen statt, und wer den Besuch des Nüenberger Theaters in den Sommermonaten kennt, der kann aus dieser kurzen Notiz entnehmen, welch immenses Aufsehen diese Productionen erregen. Was in den Mährchen der Prinzessin Scheherezade der Phantasie zugemuthet wird, von zauberischen Landschaften, Prachtgebäuden 2c., den Sinnen vorzuspiegeln, das ist hier zur Wirklichkeit geworden, die aber auch das Publikum auf eine Weise enthusiasmirt, daß der lärmendste Beifall während der ganzen Vorstellung kein Ende nehmen will. Hrn. Bosch ging ein großer Ruf von Wien voraus und er hat ihn wahrlich auf's Ehrenvollste gerechtfertigt. — In den nächsten Tagen wird Genast aus Weimar und später, wie es heißt, Grunert aus Stuttgart erwartet. Erwähnen wir nun, daß außer einigen kleineren Göttern uns in dieser Saison Hassel, Lehr, Schunk, Sigl, Leithner, Lang, die Diez und die Schröder-Devrient vorgeführt wurden, so muß man unserem Ferdinand Röder gewiß alle Anerkennung seiner Thätigkeit zu Theil werden lassen. G. W.

Wiesbaden, 15. Juli.

Hr. Chrudimsky, vom Frankfurter Nationaltheater, setzte in letzterer Zeit sein Gastspiel auf hiesiger Bühne fort; wir sahen ihn als Edgard in „Lucia di Lammermoor" und gestern als Raoul in Meyerbeer's Hugenotten. Die vereinigten Vorzüge eines edeln, seelenvollen Gesanges mit ausdrucksvollem Spiel sichern Hrn. C. überall einen glänzenden Erfolg, also auch hier. Als Edgard hatte derselbe der herrlichen Momente viele; besonders effectvoll war sein Gesangsvortrag im Piano und Pianissimo. Fräul. Rummel sang die Partie der Lucia mit bedeutender Virtuosität. Hr. Reinhardt (Asthon) wirkte durch die Fülle und den Wohllaut seiner Stimme. In der gestrigen Oper, die zum Vortheil von Fräul. Rummel (Margarethe von Valois) statt fand, bildeten mit der Beneficiantin Mad. Schmidtgen (Valentine) und Hr. Chrudimsky (Raoul) ein Trifolium, das für Manches entschädigen mußte, was die Aufführung in den übrigen Theilen zu wünschen übrig ließ. In der Schlußscene des vierten Actes entfaltete der Gast mit Mad. Schmidtgen eine Meisterschaft, die zur Bewunderung hinriß, und wofür Beiden stürmischer Applaus und Hervorruf zu Theil ward. Daß eine Tenor-Celebrität, wie die in Rede stehende, für die hiesige Oper bleibend gewonnen wird, gehört in das Reich der frommen Wünsche. Die Stelle eines ersten und Helden-Tenors ist noch immer dahier vacant, und die zum Zweck der Wiederbesetzung unternommenen Entdeckungsreisen unseres technischen Theaterdirektors sind bis jetzt erfolglos geblieben. Möchten daher die Götter der nächsten Entdeckungsreise ihren speciellen Beistand verleihen!

Frankfurt, 16. Juli.

Das gestrige Konzert, welches die Herren Ernst Pauer, Pianist aus Wien, und Joseph Menter, erster Violoncellist Sr. Maj. des Königs von Baiern, im Salon des Hauses Mozart gaben, war ein in Wahl der Stücke, wie im Vortrag höchst ausgezeichnetes. Selten wird es uns vergönnt seyn, einen Violoncellisten zu hören, wie Hrn. Menter, der mit der gewandtesten Technik so viel Poesie und geistige Auffassung und mit unvergleichlicher Reinheit des Tons die seltenste Präcision vereinigt. In schönem Gegensatze zu dem pikanten Humor stimmte er durch den klagenden Gesang das Auditorium wahrhaft zur Rührung. Er ist mit einem Worte ein Meister der Kunst, den der lauteste Beifall und ein Dacapo-Ruf, wie gestern, wohl ehren, aber nicht höher erheben kann, als er bereits steht. — Hr. Ernst Pauer hat seit seinem letzten Hierseyn an Bravour im Vortrag sehr zugenommen, ohne der Eleganz seines Spiels deshalb Eintrag zu thun, welches außerdem Ruhe und Sicherheit besonders auszeichnen. Seine Fantasie eigener Composition ist ein schönes Lebensbild, ein treffliches Konzertstück, dessen Abwechselung in den Tempi den Zuhörer nicht ermüden läßt und sich bis zum Ende wirksam steigert. Auch die Begleitung des Hrn. Pauer ist anzuerkennen; sie schmiegt sich an, ohne zu dominiren, was gerade bei dem gestrigen Konzerte um so schwieriger seyn mochte, als Hr. Menter ein Künstler, der bei seiner selbstständigen Auffassung der Tonstücke nur schwer zu begleiten ist. — Unter den Gesangpiecen dieser Soirée musicale waren auch „Maria's Auge" und „Lebe wohl", zwei gemüthvolle Compositionen Seiner hochfürstlichen Durchlaucht des regierenden Hrn. Fürsten von Hohenzollern-Hechingen, dessen Kunstsinn allgemein bekannt ist.

Main-Wasserwärme: 18. Juli, Morgens, 8 Uhr: 17 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samstag, 18. Juli. (Auf Verlangen): Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth., Musik von Albert Lortzing. (Letzte Gastrolle) Czaar: Hr. Clement, vom Theater zu Grätz.

Sonntag, 19. Juli. Muttersegen, oder: Die neue Fanchon, Schauspiel mit Gesang in 5 Abth., nach dem Französischen des G. Lemoine von W. Friedrich, Musik von H. Schäffer. (Gastrollen) Marie: Fräul. Damböck, vom k. Hoftheater zu Hannover. André: Hr. Franzmüller, vom Stadttheater zu Aachen.

Montag, 20. Juli. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt, neu einstudirt): Titus, Oper in 2 Abth., Musik von Mozart. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 198. Montag, den 20. Juli 1846.

Der Sohn Solimans.

Eine Erzählung aus dem Englischen der Mrs. Erskin Norton, von N. Mogk.

(Fortsetzung.)

Als Lavinia eintrat, näherten sich die durch den Saal zerstreuten Gruppen der Ottomane der Sultanin, die sich bei'm Hervortreten der Fremden aus ihrer ruhenden Lage erhob und dieselbe unverwandt anblickte. Als sie nahe genug war, verbeugte sich Lavinia tief und ehrerbietig; die Sultanin lächelte und, freundlich ihre Hand fassend, zog sie sie auf ein Kissen neben ihre Tochter, und knüpfte augenblicklich auf italienisch, das sie so ziemlich redete, ein Gespräch mit ihr an. Sie that viele Fragen in Betreff ihrer Eltern, des Lebens, das sie bis hierhin geführt, und über die Einzelnheiten ihrer Gefangennehmung. Sie schloß damit, daß sie ihre große Freude darüber ausdrückte, sie von edler Geburt zu finden, indem ihr der Namen ihres Vaters wohlbekannt sey, und versicherte sie ihrer größten Gunst und ihres Schutzes, so daß sie ihre Gefangenschaft nur dem Namen nach als eine solche ansehen solle. „In Eurem eigenen Lande," fuhr die Sultanin fort, „seyd Ihr eine Fremde, und Ihr werdet daher das, welches Euch jetzt adoptirt, um so schneller lieben lernen. Eure Eltern sind nicht mehr, und Eurer noch lebenden Verwandten, sagt Ihr, erinnert Ihr Euch nicht mehr: wir wollen Euch Eltern und Verwandte seyn. Ihr habt Euern Reichthum verloren — sehet um Euch, und erblicket zum Ersatz die Schätze eines Kaiserreichs! Wir wollen Euren religiösen Gebräuchen nicht entgegen treten, ja sogar Eure europäische Kleidung mögt Ihr beibehalten, solltet Ihr dieselbe vorzuziehen fortfahren. Ihr werdet alle die Freiheiten genießen, die unsere Gesetze und Gewohnheiten Eurem Geschlechte zugestehen; diese aber können zu Euren Gunsten nicht verändert werden, welches Vertrauen wir auch in Eure Klugheit und Tugend setzen mögen; immer werdet Ihr sie nicht so streng finden, als Ihr in Gemeinschaft mit andern Christen ohne Zweifel zu glauben verleitet seyd.

Zwei Zimmer, nahe den Gemächern der Sultanin, wurden zur Aufnahme der Fremden bestimmt. Sie öffneten sich auf einen vergitterten Balkon, der unmittelbar hinab in die Gärten sah, von dessen einer Ecke man aber einen Schimmer des Bosphorus auffangen konnte. Eine alte Sklavin ward zu ihrer Dienerin bestellt, und man zeigte sich ihr in Allem gütig und willfährig. Ihre Zimmer wurden so viel als möglich nach ihrem Geschmacke arrangirt; Bücher, in europäischen Sprachen, so viel man deren auf bieten konnte, nebst musikalischen Instrumenten, Materialien zum Schreiben, Zeichnen und Sticken wurden augenblicklich herbeigeschafft, Anderes erst von entfernteren Hauptstädten kommen gelassen.

Die Stille und Regelmäßigkeit ihrer neuen Lebensweise machte einen um so größeren Eindruck auf Lavinia, da sie sich mitten in einer großen, handeltreibenden und kriegerischen Stadt — von Personen ersten Ranges, die mit den wichtigsten Angelegenheiten beauftragt waren, von Intrigue und Gewaltthätigkeit, von einer Land- und Seemacht, von Gesandten und Verbindungen aus allen Gegenden der Erdkugel umgeben — eingeschlossen fand. Trompeten schmetterten, Geschütze donnerten, Glocken läuteten, Pferde rasselten hin und her, Schiffe ankerten und Boote landeten, — während sie, mitten dazwischen, wie in einer Einsiedelei verweilte. Früh Morgens durfte sie dicht verschleiert und mit Begleitung in den Gärten sich ergehen; hier in den langen, schattigen und stillen Gängen begegnete ihr nichts, als frische Blumen und einzelne zwitschernde Vögel, dann und wann eine Dame aus dem Harem, gleich ihr verhüllt und begleitet, die mit einer einfachen Höflichkeitsbezeigung vorüberging. Zwei Mal des Tags wurden ihr auf einer Art Präsentirteller Erfrischungen gebracht. Ungefähr eine Stunde vor Mittag erhielt sie gewöhnlich eine Aufforderung, der Sultanin und ihrer Tochter aufzuwarten, wo sie zwei oder drei Stunden in der Beschäftigung mit verschiedenen Zweigen der Wissenschaften verweilte. Während dieser Zeit wurde keine andere Unterhaltung geduldet, und darauf kehrte sie zu ihrem einsamen Mahle zurück. In der darauf folgenden Stunde der Siesta war es durch den ganzen Palast und dessen Umgebung so ruhig, wie um Mitternacht. Wenn nachher die Sultanin den Sultan in einer Sänfte oder Barke begleitete, oder er mit ihr die Gärten des Seraglio besuchte, war der jungen Fremden die Begleitung erlassen, sonst aber folgte sie gewöhnlich der Sultanin auf ihrem Spaziergange in den Gärten, oder in der bereits beschriebenen Gallerie. Dann pflegten die andern Frauen sich entfernt zu halten, oder war eine Begegnung unvermeidlich, so zogen sie sich auf die andere Seite zurück und verbeugten sich bis zur Erde, während die Sultanin sie eines nachlässigen Kopfnickens würdigte. Zuweilen fand des Abends eine Zusammenkunft statt, ähnlich der, in deren Mitte Lavinia zuerst eingeführt worden war. Bei diesen Gelegenheiten waren nicht allein die Damen des Serails, sondern auch die Frauen des Vezirs und anderer Staatsbeamten zugegen, um der Gemahlin ihres Herrschers ihre Huldigung darzubringen, die sich von den andern (Gemahlinnen des Sultans) als Sultanin unterschied, indem es vom Augenblick ihrer wirklichen Vermählung an keiner sonst noch erlaubt war, diesen Titel zu führen, obgleich es vorher, und dies ist noch immer so, allen Müttern von Kindern des Sultans gestattet war.

Während Laviniens Aufwartung bei der Sultanin und ihrer Tochter, zur Stunde des Spazierganges oder an den Abenden, an denen der Sultan oder seine Söhne erwartet wurden, ward die Unterhaltung geflissentlich auf allgemeine Gegenstände beschränkt; keine Betrachtung über öffentliche oder Privatangelegenheiten wurden gemacht, nie ward der Name des Sultans, noch der seiner Söhne, oder irgend eines andern männlichen Gliedes der kaiserlichen Familie erwähnt; eben so wenig wurde jemals eine Anspielung auf die Frauen des Harems oder deren Kinder gemacht,

welche die Sultanin gewiß nie, außer bei den bereits beschriebenen Prunkgelegenheiten sah. Lavinia wußte nicht, auf welche Weise sich Mutter und Tochter in den Stunden beschäftigten, in denen sie nicht zugelassen wurde, und die sie in der Einsamkeit ihres eigenen Gemachs verbrachte, indem sie mit Niemanden, außer ihrer Dienerin, Verkehr hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Schicksal der Auswanderer nach Brasilien und Texas.

II.

* (Würzburg, 16. Juli.) Ueber die deutsche Colonie in Texas enthält die heutige „Würzburger Zeitung" eine offene Entgegnung auf den aus „Wiesbaden, 10. Juli" datirten Artikel des „Rheinischen Beobachters" (s. Journal Nr. 192). Diese Entgegnung bemerkt, Hr. Altstädter, einer jener Neun vom belgischen Schiffe „Dyle", die mit diesem Schiffe von Texas herüber gekommen seyen, werde gar nicht wissen, wie er zu der Berühmtheit komme, mit Verunglimpfungen Anderer den sogenannten Adelsverein ganz und gar weiß zu waschen. Es sey aber nicht einzusehen, was solche Entstellungen bewerkstelligen sollten, denn die Colonisations-Versuche des Vereins seyen bisher noch wenig geglückt, und zu sagen, daß schamlose Lügen ausgestreut worden, wenn man doch selbst gestehen müsse, daß viele Leute nicht befördert wurden, sey doch zu arg. Die Auswanderer waren durch das Nichtweiterbefördern immerhin auf einen öden, holzleeren Fleck Landes gebannt gewesen, dort gutes Wasser entbehrend, ohne anderes Obdach, als Zelte, Laubdächer oder Erdhöhlen. Die Leute blieben jedoch guten Muthes, weil sie wußten, daß eine bessere Zukunft ihrer warte, und weil sie bereits das Land zu schätzen wußten; darum auch müsse man gegen Uebertreibungen des Elends zu Felde ziehen. Allein kein Grund sey vorhanden, die früheren Berichte schamlose Lügen zu nennen und sie der Speculation zuzuschreiben. Auch sey es nicht wahr, daß es sich nur um einen Theil der Auswanderer handelte. „Es war" (sagt der Gegner in der Würzb. Ztg.) „die ganze Zahl der Auswanderer des Jahres 1845 in Indian Point zurückgehalten bis auf Wenige, die sich selbst forthalfen oder nach anderer Richtung sich wendeten. Nur die Auswanderer des Jahres 1844 befinden sich in der bereits angelegten Stadt Neu-Braunfels. Es ist ferner nicht recht, den Stellvertreter des Vereins, Hrn v. Meusebach, zum Nachtheil des Kaufmannes Kläner ganz freisprechen zu wollen. Man vergesse nicht, daß es sich um wenigstens 8 bis 9 Monate handelt, während welcher Nichts geschah. Konnte Hr. v. Meusebach so lange im Zweifel gewesen seyn, ob der Vertrag erfüllt worden, oder nicht? Wenn ja, so ist erwiesen, daß er nicht da war, wo er seyn sollte; wenn nein, warum schaffte er alsdann nicht Abhülfe? Hr. Kläner mag zu beschuldigen seyn, daß er großen Nutzen zu ziehen sucht, aber da er dem Vereine theilweise auch mit seinem Credite dient, so mag in einem Lande, wo der Zinsfuß oft so hoch ist, dies eher hingehen, als gänzliche Pflicht-Vernachlässigung. Er konnte keinen Vortheil davon haben, die Leute in Indian Point zurückzuhalten, denn auch nach dem Innern des Landes hätte er sie verproviantiren müssen, weil da noch wenig wächst. Ich sage übrigens damit nur, daß er nicht straffällig werden konnte bei gehöriger Aufsicht, oder daß er nicht der am meisten Straffällige war.

„Das Wahre an der Sache ist, daß die Colonisation eines Landstriches, der an sich noch gar keine Hülfsmittel darbietet, und dessen Gränzen, zumal mit Gepäck und Lebensmitteln, nur nach einer beschwerlichen Wanderung durch Prairiegras, Sumpf, Bäche und Ströme zu erreichen sind, keine leichte Sache ist, daß man sie aber etwas leicht nahm. Die Absichten des Vereins sind unbezweifelt redlich, und dessen Bestrebungen der Anerkennung würdig; auch scheut er keine Geldopfer, und da das Land ist, was es für den deutschen Einwanderer seyn soll, so werden ihm diese auch sicher gelingen; er wird das Glück aller thätigen Leute gegründet sehen. Jetzt, wo er weiß, um was es sich handelt, wird er sich auch weniger in seinen Werkzeugen vergreifen. Im Grunde dreht sich Alles um den kleinen Punkt, daß Texas noch gar nichts leisten kann, daß Alles von Auswärts beigebracht, und Alles erst geschaffen werden muß, was zur Gründung einer Ansiedelung nothwendig ist. Es war von vornherein thöricht, für so viele Tausende von Menschen im Lande Fuhrwerke, Zugthiere und was weiter nöthig, auftreiben zu wollen, und es ist klar, daß die stattfindenden Verzögerungen, d. h. die Verköstigung einer so großen Menge Menschen während derselben, immer das Geld wegfressen mußte, das zu andern Zwecken, nämlich zur Fortschaffung oder zur Befriedigung der Emigranten dienen sollte. Es bedarf da wahrlich weder einer weithergeholten, noch weniger einer Erklärung, womit gröbliche Beschuldigungen anderer Leute verbunden sind."

Assisengericht in Mainz.

Anklage auf Mord.

** Mainz, 14. Juli. — Corresp.

(Schluß.)

Die Vertheidigung machte sodann die Geschwornen darauf aufmerksam, daß bei der Wichtigkeit der heutigen Verhandlung, bei dieser Kapitalsache, die Beweise zur Unterstützung der Anklage um so stringenter und präciser seyn müßten; sie, als Geschworne, seyen zwar vom Gesetze nicht an bestimmte Beweismittel gebunden, sondern es bleibe ihnen vielmehr überlassen, ihre moralische Ueberzeugung auf irgend eine Weise, wie es ihnen gut dünke, zu begründen, und sie seyen deßhalb nicht dem Gesetze, sondern nur ihrem Gewissen Rechenschaft schuldig; allein als Richter der That hätten sie nichts desto weniger, wie die Richter des Gesetzes, die Verpflichtung, ihr Urtheil doch allein nur aus Demjenigen, was in öffentlicher Sitzung verhandelt worden, zu schöpfen, und der Maßstab für ihre Ueberzeugung sey demnach auch nicht wesentlich verschieden.

Die Vertheidigung ging hierauf auf die Anklage selbst ein und beleuchtete nach dem Systeme derselben vorerst den objectiven, dann den subjectiven Thatbestand des fraglichen Verbrechens. Bezüglich der ersten Frage glaubte die Vertheidigung allerdings zugestehen zu müssen, daß nach dem Fundberichte des Hrn. Dr. Samsreuter und dessen wiederholter mündlicher Aussage, der Tod des Stadecker die Folge der an dem Schädel desselben aufgefundenen Verletzung war, und daß auch nicht geläugnet werden könne, daß ein stumpfes und festes Instrument die Ursache dieser Verletzung gewesen sey; jedoch widersprechen müsse sie, daß es gewiß sey, daß ein Schlag auf den Kopf des Stadecker diese Verletzung hervorgebracht; einmal, weil der Gerichtsarzt selbst an der Möglichkeit zweifle, ob vorliegendes Lattenstück, welches nicht dick und zerbrechlich sey, geeignet war, eine absolut tödtliche Verletzung hervorzubringen, und er selbst, die Beurtheilung dieser Frage der Weisheit der Geschwornen überlassend, auch nicht in Abrede stelle, daß ein Fall des Stadecker mit seinem Kopfe auf einen harten Körper eben so gut die Verletzung hervorbringen konnte; zweitens sey es nicht erwiesen, daß Stadecker wirklich einen Schlag erhalten habe, indem hiefür nur der verstorbene Stadecker ausgesagt habe. Auf den subjectiven Thatbestand nunmehr übergehend, bemerkte die Vertheidigung, daß heute kein Zeuge erschienen sey, welcher aus eigner Wahrnehmung behaupten könne, daß der Angeklagte einen Schlag auf den Kopf des Stadecker geführt habe; die Urquelle für alle dahin bezüglichen Belastungszeugen sey lediglich

der verstorbene Stadecker, welcher zwar den Angeklagten als den Thäter bezeichnet habe, allein ohne deßhalb vor einer gerichtlichen Behörde die Deposition gemacht zu haben. Die vernommenen Belastungszeugen, namentlich die Ehefrau Stadeckers, seyen nur Zeugen von Hörensagen, welche als solche, wenn nicht andere unterstützende Momente sich hinzugesellten, die Anklage nicht zu fundiren vermöchten. Die Aussage, von Stadecker gemacht den Belastungszeugen, habe insbesondere auch deßhalb keinen Werth, weil das diesseitige Prozedurverfahren nur einer mündlichen, in der Sitzung gemachten Zeugenaussage Glauben beilege, aber auch selbst nicht einmal eine schriftliche Erklärung von Stadecker vorliege. — Bei dieser Gelegenheit hob die Vertheidigung namentlich die Vorzüge des öffentlichen und mündlichen Verfahrens, insbesondere in Strafsachen, hervor und zeigte, wie sehr oft schriftliche Zeugenaussagen aus der Voruntersuchung in der öffentlichen Sitzung, wenn die Zeugen durch den Eindruck der Gesammtverhandlung zur Gewissenhaftigkeit angespornt werden, wesentliche Abänderungen erleiden. Die Vertheidigung ist überzeugt, daß, wenn es möglich gewesen wäre, den verstorbenen Stadecker heute erscheinen lassen zu können, er gewiß, nach genauerer Prüfung und Ueberzeugung, Abweichungen von seiner ursprünglichen Aussage gemacht haben würde, wie dieses ja auch größtentheils bei den heute vernommenen Belastungszeugen der Fall gewesen sey, zumal Stadecker nach dem Schlage jedenfalls sehr betäubt und zu richtiger Auffassung einer Erklärung unfähig gewesen.

Die Vertheidigung beleuchtet hierauf noch den Werth der einzelnen Belastungszeugen-Aussagen und behauptet, daß aus denselben kein Beweis für die Schuld des Angeklagten gefolgert zu werden vermochte; ja, sie behauptet sogar, daß sie durch die Entlastungszeugen die Unschuld des Angeklagten auf das evidenteste nachgewiesen habe. Der Angeklagte wie der verstorbene Stadecker seyen an dem fraglichen Abende zusammen in der Wirthschaft von Ebing gewesen und Ersterer sey kurz vor Stadecker, gegen 10 Uhr, nach Hause gegangen; man habe den Angeklagten auf der Straße in seine Wohnung, welche 4 bis 500 Schritte von jener des Stadecker entfernt sey, ruhig und allein gehen sehen. Der Unfall sey dem Stadecker beim Nachhausegehen an seiner Wohnung sogleich nach 10 Uhr zugestoßen und die Zwischenzeit so kurz gewesen, um vom Angeklagten annehmen zu können, daß er Derjenige gewesen, welcher dem Stadecker aufgelauert habe; zudem habe der Zeuge Nikl. Ebeling, welcher den Stadecker nach Hause begleitete, weil sein Weg an der Wohnung des Letztern vorüberführt, keinen Menschen in dem nach der Straße ganz offenen Hofe des Stadecker bemerkt.

Die Vertheidigung behauptet außerdem aber auch, daß keine sonstige unterstützende Momente für die Belastungszeugen vorlägen; namentlich seyen die von der Anklage behaupteten, auf dem Felde aufgefundenen Fußspuren, welche mit den Stiefeln des Angeklagten übereinstimmend gefunden wurden, ganz irrelevant, weil einmal die Anklage nicht bewiesen habe, daß die Fußspuren erst aus jener Nacht herrührten, und zweitens nicht bewiesen sey, daß der Angeklagte an dem fraglichen Abende die zur Prozedur erhobenen Stiefel getragen habe. Die Aussage des Zeugen, welcher diese Stiefel gefertigt, lasse übrigens aber auch den größten Zweifel bestehen, ob die Fußspuren von dem Angeklagten herrühren müßten, da der Schuhmacher erklärt habe, daß er über den Leisten des Angeklagten für noch viele andere Personen in der Gemeinde Weinolsheim Stiefel verfertige.

Die Aeußerungen und Drohungen, die der Angeklagte früher, vor mehreren Wochen und Monaten, gegen den verstorbenen Stadecker gemacht, welche die Anklage theils zur Unterstützung des subjectiven Thatbestands, theils zum Beweise des angeblichen Vorbedachts Seitens des Angeklagten beibringt, hält die Vertheidigung bei dem Stande der Parteien, und namentlich bei dem Umstande, daß sie stets von Stadecker provozirt waren und daß ein so langer Zwischenraum bis zur That dazwischen gelegen hatte, für ganz irrelevant; die Vertheidigung glaubt vielmehr, daß kurz vor der That durch unzweideutige Handlungen ein solcher Entschluß sich hätte kund geben müssen, um einen Vorbedacht annehmen zu können.

Von einer Absicht, zu tödten, wie sie ebenfalls dem Angeklagten zu Last gelegt werde, sey heute nicht mehr die Rede, indem die Anklage selbst auf diesem Punkte nicht weiter beharre.

Die Vertheidigung ist unter solchen Verhältnissen der Ansicht, daß gegen den Angeklagten durchaus kein Beweis vorliege, und selbst wenn sie noch einen Schritt rückwärts gehen und die Sache sogar als zweifelhaft annehmen wolle, so bewege sie sich immer noch auf einem ganz günstigen Terrain, indem der Gesetzgeber mit goldnen Buchstaben den Grundsatz in das Gesetzbuch eingegraben habe: „Im Zweifel, für die Unschuld." — Daß aber jedenfalls ein solcher Zweifel bestehe, erhelle aus dem Umstande, daß ein ganzes Gerichts-Colleg, die Rathskammer, in der Voruntersuchung den Angeklagten wegen Mangel an Beweisen freigegeben habe, wiewohl auf eingelegte Opposition Seitens der Staatsbehörde gegen diesen Beschluß selbiger wieder sey aufgehoben worden. Dieses Entgegenstehen von Ansichten beurkunde nichts desto weniger aber den angeregten Zweifel; die Vertheidigung sey deßhalb auch so sehr überzeugt, daß die Geschwornen den Angeklagten frei sprechen würden, daß es ihr scheine, als wenn auf ihren freundlichen Mienen das Nichtschuldig schon jetzt geschrieben stände. — Der Eindruck, den dieser Vortrag auf die Anwesenden machte, war sehr günstig. Nach einer lichtvollen Darstellung der Verhandlungen durch den Präsidenten begaben sich die Geschwornen in ihr Berathungszimmer, das sie nach einer halben Stunde wieder verließen und den Angeklagten für Nichtschuldig erklärten, der sogleich in Freiheit gesetzt wurde.

Mannichfaltigkeiten.

(München, 15. Juli.) Ihre k. Hoh. die Herzogin von Leuchtenberg ist von ihrer Besuchsreise in Hechingen und Stuttgart zurückgekehrt, und hat sich gleich darauf nach ihrem Landhaus in Ismaning begeben. — Wie unlängst auf der Berliner Hofbühne „die Quitzow's", ward gestern auf der hiesigen ein vaterländisches Drama „Plinganser" zum ersten Mal aufgeführt. So hieß bekanntlich ein Ingolstädter Student, der bei der österreichischen Besetzung Bayerns zu Anfang des vorigen Jahrhunderts sich an die Spitze der insurgirenden Landleute gestellt und den Volksaufstand geleitet hat. Die patriotischen Intentionen des Stücks und die Beziehungen auf München, wo es spielt, konnten ihre Wirkung auf ein bayerisches Publikum nicht verfehlen, und der talentbegabte Verfasser (Rechtspraktikant Knorr) wurde nach jedem Acte vorgerufen. Uebrigens ward derselbe Stoff schon früher vom Grafen v. Soden und verschiedenen andern Dichtern dramatisch behandelt, die fraglichen Stücke aber sind, als (nach damaliger Ansicht) für die Darstellung ungeeignet, zurückgewiesen worden.

(Nürnberg, 16. Juli.) Das freundliche Erlangen bot gestern ein in der That interessantes heiteres Bild der lebendigsten Regsamkeit und Theilnahme an der Eröffnung des Ludwigkanals dar. Die Häuser waren festlich geschmückt, Tausende froher Menschen durchzogen die Straßen, und es herrschte allenthalben ein frohes Leben und Treiben. Kaum war man im Stande, die Massen zu durchdringen, welche in den Straßen, die zu dem Festplatze führten, hin und wieder wogten, und war man endlich doch dahin gelangt, so waren es wieder Tausende, die von der entgegengesetzten Seite her das Weiterschreiten hemmten, bis endlich durch das ausgerückte Bürgermilitär ein Carré geschlossen

wurde und die geladenen und mit Eintrittskarten versehenen Gäste die Umgebungen mit Muße betrachten konnten. Das **Monument**, 45′ lang und eben so hoch, war noch in einen bis auf ein Drittel der Höhe herabhängenden weiß und blauen und mit zierlichen Draperien versehenen Schleier gehüllt, und die demselben sich links und rechts anschließende 14′ hohe Stützmauer mit Geländern und Tribünen (für die Damen und das Sänger- und Musikchor) versehen. Der felsigen Terrasse des Burgbergs hatte die Kunst nachgeholfen, und die kahlen Stellen mit Gesträuchen, Bäumen und Blumen fast ganz bekleidet. Auf der großen Eiche, welche im Mittel des Monuments situirt ist, befand sich eine Riesenflagge aufgepflanzt, welche um 50′ diese Eiche selbst überragte. Dem Monumente gegenüber, in einem parallelen Abstande von 70′, erhob sich eine durchschnittlich 16′ hohe grüne Spalierwand mit blauem Hintergrund. Längs derselben in Zwischenräumen von 16′ waren 26′ hohe, weiß und blau umwundene Stangen mit Wimpeln angebracht, welche die Wappen der acht Kreisstädte, dann der Städte Nürnberg, Fürth, Erlangen und Bamberg, von grünen Kränzen umzogen, trugen. Die Fahnenstangen selbst erhielten, durch Laub und Blumenguirlanden verbunden, einen malerisch-schönen Zusammenhang. Der mittlere Theil der Wand, dem Monumente gegenüber, erhob sich in einer Breite von 18′ bis zu einer Höhe von 30′. Eine 3′ im Durchmesser haltende Blumenkrone prangte an der Spitze dieser Wand über dem 7′ Fuß hohen, aus Blumen gewundenen Namenszug des Schöpfers des Ludwigkanals, der wieder von Blumenguirlanden und Kränzen eine Einfassung erhielt. Die k. Kanalbaubehörde hatte den zwischen dem Monumente und der eben beschriebenen Spalierwand hindurchziehenden Kanal schon früher in einer Länge von 100′ überwölbt. Derselbe war nun für die Feier des Tages 98′ auf- und abwärts mit einer festkonstruirten hölzernen Ueberbrückung versehen, und dadurch ein freier Platz geschaffen, der mehr als 3000 Personen zu fassen im Stande war. In der Mitte dieses Raumes, gerade dem Monumente gegenüber, stand eine 24′ ins Gevierte haltende, 2 Stufen hohe Estrade für den Herrn Stellvertreter Sr. Maj. und die übrigen Kommissionsmitglieder rc. Eine vorzügliche Zierde und eine ganz neue Zugabe des Monuments bildete der Laufbrunnen mit einem erzenen, großen Löwenkopfe (ein Gebilde unseres wackern Meisters Burgschmiet). Die aus metallenen Röhren bestehende Wasserleitung desselben wurde in der unglaublich geringen Zeit von 10 Tagen auf das solideste ausgeführt, die Quelle selbst befindet sich in einer Höhe von 80′ über der Kanaloberfläche, auf dem Burgberge. (Des feierlichen Aktes der Enthüllung des Monuments wurde gestern schon gedacht.)

Das neue Drama von Prutz „der Bauernkönig Erich“ ist bis jetzt nur auf einer einzigen deutschen Bühne gegeben worden, und zwar auf der Kölner. —

Lamartine hat an die Redaktion der Presse seine Confidences um 40,000 Fr. verkauft; sie dürfen aber erst nach zwei Jahren erscheinen. —

Korrespondenz.

Salzhausen, 5. Juli.

Den Lesern Ihres geschätzten Blattes, welche fast täglich durch Nachrichten aus anderen größeren Bädern unterhalten werden, dürfte es gewiß nicht ohne Interesse seyn, auch über das Leben und Treiben in dem hiesigen Soolbade einige Nachrichten zu erhalten. Einsender dieses, selbst ein Kurgast, fühlt sich um so mehr zu dieser Mittheilung aufgefordert, als er seine eigenen Erwartungen hinsichtlich des Aufenthalts dahier weit übertroffen gefunden hat. Denn wenn einerseits die zweckmäßige Einrichtung der Bäder, die Eleganz der Zimmer in dem schönen und großen Kurgebäude, so wie eine vortreffliche Wirthschaft, welche den größten Etablissements dieser Art an die Seite gestellt werden kann, in der That nichts zu wünschen übrig lassen, so bietet auf der andern Seite jedem Freunde der Natur und geselligen Unterhaltung eine wirklich reizende und großartige Parkanlage, das ungezwungene und familiäre Zusammenleben der Kurgäste unter sich, so wie das nahe gelegene Städtchen Nidda, dessen Casino mit anerkennungswerther Liberalität den Besuchern des Bades geöffnet ist und woselbst in diesem Sommer ein allen billigen Anforderungen entsprechendes Theater unter Direction des Hrn. Geyser besteht, hinlänglichen Stoff zu sonstiger Unterhaltung dar. Größere Ausflüge nach den schönsten Punkten der Umgegend, begünstigt von einem herrlichen Wetter, gewährten außerdem in der vergangenen Woche eine angenehme Abwechselung. Eine Ueberraschung eigenthümlicher Art wird insbesondere noch lange in der Erinnerung des Einsenders fortleben. Geführt von dem dermaligen Saline- und Bergwerksverwalter, Hrn. Oberbaudirections-Accessisten Pfannmüller, besuchten nämlich vor einigen Tagen ungefähr vierzig Damen und Herren das unter dessen Leitung stehende nahe Braunkohlenbergwerk. Nach langem Umherwandern in den labyrinthischen Gängen dieser Trümmer vorweltlicher Urwälder, deren Großartigkeit ein noch erhaltener Stamm von 13 Fuß Durchmesser beurkundet, ertönten plötzlich in den tiefsten Räumen, wie durch Zauberei hervorgerufen, die harmonischen Klänge einer in einem Seitengang verborgenen Musikbande, welche sich unter Abspielung eines Marsches an die Spitze des langen Zuges stellte. Ein allgemeiner Ausruf der Ueberraschung wurde plötzlich vernommen, als im Weiterschreiten beim Umbiegen um eine Ecke sich dem erstaunten Blick eine lange gedeckte Tafel darstellte, deren blendendes Weiß mit den schwarzen Kohlenwänden lebhaft contrastirte, mit vielen Kerzen beleuchtet und mit einladenden gefüllten Flaschen besetzt. Die Ueberraschung wich jedoch bald der Freude, und unter Gesang und Becherklang verflog rasch eine Stunde, welche alle Anwesenden für eine der schönsten ihres Lebens erklärten, und einstimmig wurde dem Hrn. Accessisten Pfannmüller, dessen Bemühung für Unterhaltung der Kurgäste überhaupt anerkannt wurde und welchem solche auch diese Ueberraschung verdankten, ein Lebehoch gebracht. Indem ich meinen Bericht für diesmal hiermit beschließe, bin ich überzeugt, daß, wie bei mir, so bei den meisten der diesjährigen Besucher Salzhausens, der Aufenthalt daselbst noch lange in freundlichem Andenken bleiben wird.

Erbach im Odenwalde, 9. Juli.

Aus dem Odenwalde waren nur sechs Deputirte des Erbacher Männergesang-Vereins in Köln bei dem deutsch-vlämischen Sangfeste gewesen; kein einziger von diesen konnte der Hauptversammlung der Gustav Adolphstiftung für's Großherzogthum Hessen in Oppenheim beiwohnen. Wenn deshalb in Nro. 186 der Didaskalia Ihr Korrespondent aus dem Großherzogthum Hessen, der sich ein Odenwälder nennt, eine Vergleichung der Gastfreundschaft Kölns mit der Oppenheims anstellt, so möchte man doch fragen, ob er dies aus eigener Anschauung thun kann. Kann er es nicht, so ist jedenfalls **seine** Vergleichung sehr gewagt und den in Köln anwesend gewesenen Odenwäldern gegenüber sehr übereilt. Mindestens könnte aus dem Artikel entnommen werden, als wenn wir **Odenwälder**, die wir in Köln waren, uns über die dortige Aufnahme unzufrieden geäußert hätten. Nichts weniger wie dies; wir müssen uns kräftig gegen eine solche Auslegung verwahren. Was wir in Köln sagten, was wir hier und überall sagten, müssen wir jenem Odenwälder gegenüber — und gewiß zu seiner eigenen Beruhigung — hier wiederholen: **wir fanden die freundliche Aufnahme in Köln, wie wir sie erwartet hatten, und unsere Wünsche fanden allerseits ihre beste Befriedigung.** Daß man es nicht Jedem recht machen kann, ist ein alter, wahrer Satz. ***

Main-Wasserwärme: 19. Juli, Morgens, 8 Uhr: 17 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 19. Juli. **Muttersegen**, oder: Die neue Fanchon, Schauspiel mit Gesang in 5 Abth., nach dem Französischen des G. Lemoine von W. Friedrich, Musik von H. Schäffer. (Gastrollen) Marie: Fräul. **Damböck**, vom k. Hoftheater zu Hannover. André: Hr. **Franzmüller**, vom Stadttheater zu Aachen.

Montag, 20. Juli. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt, neu einstudirt): **Titus**, Oper in 2 Abth., Musik von Mozart. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 199. Dienstag, den 21. Juli 1846.

Der neue Sisyphus.

An die dritte R......rversammlung in Br.....n.

O Marterstrafe, den gewalt'gen Stein
Im Schweiß des Angesichts bergan zu wälzen!
Jahrtausende schon währt die Höllenpein,
Und noch bricht jede Kraft am Zauberfels:n.

Und Ihr, — Ihr wagt den traurigen Versuch?
Was längst begonnen, glaubt Ihr zu vollenden?
Durch Klugheit wähnet Ihr den alten Fluch
Vom eigensinn'gen Felsen abzuwenden?

Zu Staub und Sand habt Ihr den Stein erweicht,
Die Kraft verschwendend nicht am Felsgewichte.
Ein Sandkorn nach dem andern schleppt sich leicht.
So, denkt Ihr, macht den Zauber Ihr zu nichte.

Ja, schleppet nur, und dünkt Euch wunderklug,
Und laßt Euch von bethörter Menge loben!
Wähnt nur, die Mitwelt habe Zeit genug,
Zu warten, bis das letzte Sandkorn oben!

Es drängt die Zeit. Wozu das eitle Spiel?
Geht! laßt den alten, schweren Plunder liegen!
Ein schöner, glatter Weg, er führt zum Ziel.
Auf ihm nur könnt den Zauber Ihr besiegen!

Der Weg der Wahrheit ist's. — Er geht sich leicht.
Frohlockend eilen Schaaren Euch entgegen.
Wollt nur! Ja, wollt! Bald ist das Ziel erreicht. —
Der alte Fluch — er wird von selbst zum Segen!

Ein Jude.

Der Sohn Solimans.

Eine Erzählung aus dem Englischen der Mrs. Erskin Norton, von R. Mogk.

(Fortsetzung.)

Lavinia's Erstes war, einige Kenntniß der Sprache zu erlangen, und sie ließ sich dies beständig angelegen seyn. Mit einigem Beistande der Sultanin und hauptsächlich der alten Lolah schritt sie bald so weit vor, um allen nöthigen Zwecken genügen zu können, und Lolah erlangte rasch eine Fertigkeit darin, ihre gebrochenen Ausdrücke zu verstehen, dieselben erläuternd und korrigirend.

Im Anfang war die Dienerin schweigsam und gleichgültig, mit einer blos mechanischen Aufmerksamkeit auf ihre Pflichten, aber nach und nach schien sich ihr Herz gegen ihre Herrin zu erwärmen und ihre Theilnahme und Mitgefühl wuchs in dem Grade, als sie fähiger wurden, sich zu unterhalten. Indeß war doch Lolah so vorsichtig und zurückhaltend, wie wohl von einer Person, die von Jugend auf in den Umgebungen des Serails, die Bogensehne beständig vor Augen, gelebt hat, zu erwarten ist.

Dies ist ein Umriß der seltsamen und melancholischen Lebensweise, wie sie die Gefangene während der ersten wenigen Wochen zwischen den Mauern ihres glänzenden Gefängnisses führte.

Den Grad von Interesse, den die Neuheit gewährt, vermindert bald die Gewohnheit, aber in Lavinia's Lage verhinderte ein besonderes Interesse, daß sie unter der niederdrückenden Eintönigkeit derselben litt. Der Gedanke an Mustapha, die Absicht zu entfliehen, das Gefühl mehr als der Glaube, daß sie am Rande großer Begebenheiten stehe, dies alles — zwar in ihrem Gemüthe gewiß etwas verwirrt untereinander gemischt — hielt es jedoch in einem Zustande der Spannung, bereit, zum Handeln berufen zu werden, und scharf aufmerksam auf Alles, was sich ereignete.

Eines Abends, als sie, auf ihrer Laute sich zu einer kleinen ausgesuchten italienischen Arie – einem Lieblingsgesange der Sultanin — accompagnirend, neben Roxolana und der jungen Mirza saß, hatte sie, gleich dem ächten Kinde Italiens, in ihre Kunst versunken, nicht bemerkt, wie gewisse andeutende Blicke und Lächeln zwischen Mutter und Tochter gewechselt wurden, und sie war daher auf's äußerste erschrocken, als sie, nach Beendigung ihres Gesangs im Begriff sich zu erheben, um das Instrument fortzulegen, einen jungen Mann in glänzender türkischer Kleidung dicht an ihrer Seite stehen sah. So stark war bereits die Macht der Gewohnheit worden, daß sie auffuhr, erröthete und den Schleier niederlassen wollte, aber Roxolana verhinderte sie daran, und sagte, ihre Hand nehmend, mit dem bezauberndsten Lächeln: „Ihr seht, daß wir es wagen, Euch nach Euern eigenen Gewohnheiten zu behandeln. Mein ältester Sohn, Selymus, hegte großes Verlangen, unsere liebliche Fremde zu sehen, und ich war überzeugt, wir würden Euch nicht beleidigen, indem wir ihm dieses Glück gestatteten." Lavinia sammelte sich augenblicklich wieder und verbeugte sich vor dem Prinzen, der, seine großen dunkeln Augen begierig auf sie geheftet, den Gruß leicht erwiederte.

Roxolana führte, verschiedene interessante Gegenstände berührend, mit ihrem gewohnten Takte die Unterhaltung, und Lavinia stimmte anfangs mit ihrer gewöhnlichen Freimüthigkeit, Bescheidenheit und Heiterkeit ein; aber allmählich fühlte sie sich beklommen und in Verwirrung gesetzt, als sie bemerkte, daß, obgleich seine Mutter sich häufig zu ihm wandte, Selymus nur mit einsylbigen Worten oder einer Neigung des Kopfes antwortete, indem er sie beständig mit einem frech forschenden, starren Blicke fixirte. Er schien aufmerksam zu lauschen, wenn sie sprach, aber er nahm offenbar weniger Antheil an dem Gegenstande, über den sie redete, als an den Geberden und Wechseln ihres ausdrucksvollen Gesichts;

ja sogar, wenn sie durch seine gespannte Beobachtung augenscheinlich gepeinigt wurde und davor zurückbebte, hatte er entweder nicht die Einsicht, oder nicht das Gefühl, davon abzulassen. Er war sehr schön, groß, seiner Mutter ähnlich, aber es fehlte ihm gänzlich die Stärke ihres geistigen Ausdrucks; man konnte in seinen feingebildeten Gesichtszügen nur den des Stolzes und der Sinnlichkeit entdecken.

Am folgenden Morgen zur gewöhnlichen Stunde der Zusammenkunft, begrüßte die Sultanin Lavinia mit einem wohlwollenden Lächeln, einen Kuß auf ihre Stirn drückend. „Meine zweite Tochter, seyd glücklich! Mirza, begrüßet Eure Schwester! Dieser Blick des Erstaunens, meine Lavinia, wird sich, so hoffe ich fest, in den der Freude und Dankbarkeit verwandeln, sobald Ihr hört, daß mein geliebter Sohn Selymus, der Sohn des großen Soliman, Herrn des Osten und Ersten der Herrscher dieser Erde, daß er, nachdem er Euch gesehen, Euch seinen Beifall schenkt, Euch bewundert und liebt! Daß er auf den Knieen mich gebeten hat, Euch ihm zu geben, um Euch zur Königin seines Harems, zur Geliebtesten seines Herzens zu machen, um dem Blute Solimans und vielleicht" — hier dämpfte sie ihre Stimme und sah sich vorsichtig um — „und vielleicht seinem Throne Erben zu schenken! Welcher Luxus, welche Pracht, welche Glückseligkeit ist Dein, Lavinia! und wie gesegnet bin ich, daß ich im Stande bin, meinem Sohne eine Jungfrau von edlem europäischen Blute zu gewähren, auf das Seltenste und Reichste begabt an Herz und Geist und Gestalt! — Eine, die ich liebe und die mich liebt! Ist's nicht so? O! dies übersteigt meine lebhaftesten Hoffnungen!" Roxolana hatte in dem laisser aller ihrer unzweifelhaften Zuversicht und Freude ihren Arm um Lavinia's Taille geschlungen und ihre Hand gefaßt, aber, als sie rasch die letzten Worte sprach, wuchs der leichte Druck an ihrem Arme, und die kalte, blasse Wange Lavinia's sank auf ihre Schulter. „Sie ist ohnmächtig geworden," fuhr die Sultanin fort, „ohnmächtig geworden durch das Uebermaß der Freude — rufe nach Beistand, Mirza!"

„Der ist nicht nöthig, meine Schwester," rief Selymus, hinter der Draperie, die eine kleine Thüre verdeckte, hervortretend, „es ist Hülfe bereit," und ohne weitere Umstände nahm er die leblose Gestalt Lavinia's aus den stützenden Armen seiner Mutter und sie in die seinigen schließend, küßte er sie ungestüm.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutschen Kolonisten in Texas.

(Auszug eines Schreibens von einem Ausgewanderten.*)

Galveston, 16. April 1846.

— — Der Plan des Vereines: eine deutsche Kolonie in Texas zu gründen, ist lobenswerth, jedoch hat derselbe zur Beseitigung der der Ausführung dieses Planes entgegenstehenden Hindernisse und Schwierigkeiten nicht die gehörigen thatkräftigen Beamten gewählt. Ein anderer Uebelstand ist, daß die Statuten nicht mit Strenge aufrecht erhalten werden, und daß in Folge dessen Leute als Kolonisten sich hier eingeschlichen haben, welche besser in Europa geblieben wären. Es sind z. B. Seiltänzer und ähnliche arbeitsscheue Subjecte hier angekommen, welche dem Vereine zur Last fallen und im äußersten Falle sich mit Räubereien durchzuschlagen suchen. In Neubraunfels, welches fünfzig Meilen von San Antonio de Bexas liegt, sind noch wenig Einwanderer, und trotz ihrer geringen Zahl sollen sie schon ganz demoralisirt seyn. Des Kolonisten Beruf zur angestrengten Arbeit scheint diesem sorglosen Völkchen ziemlich ferne zu liegen und sie ziehen es daher lieber vor, sich von dem Vereine verproviantiren zu lassen. Da wegen der schlechten Wege die Proviantransporte daselbst nicht immer zur rechten Zeit eintreffen können, so sollen wegen dieser Verzögerung schon verschiedene Excesse stattgefunden haben. Hr. v. Meissenbach, welcher Direktor der Kolonie ist, und seither die Leitung der Kolonisation besorgte, hat, wie man hört, Neubraunfels, wo er wohnte und sich nicht mehr sicher wußte, verlassen und soll sich gegenwärtig zu Houston und Austin aufhalten. Von den Schiffen, die voriges Jahr von Bremen wie von Antwerpen ausliefen, sind sämmtliche Passagiere, ungefähr 3000 an der Zahl, noch in India Point an der Labaca Bay; ein Theil derselben befindet sich schon seit October 1845 dort. In India Point ist nun eben so wenig für den Einwanderer gesorgt und müssen sich die Leute, um wenigstens Schutz gegen die Witterung zu haben, entweder Höhlen graben oder sich Holz zu Hütten auf eine Entfernung von circa 10 Meilen herbeiholen. Da in India Point weder ein Agent noch sonst ein Beamter ist, so sollen auch hier schon alle mögliche Schandthaten vorgefallen seyn. Den ganzen Winter über haben circa 2500 Personen in India Point gelegen und, wie angeführt, liegen augenblicklich noch 3000 daselbst. Seither, das heißt vom October vorigen Jahres an, konnten die Einwanderer, wegen der heftigen Regengüsse, wodurch die Straßen unwegsam wurden, nicht fortgeschafft werden. Nun denken Sie sich den Zustand einer solchen Masse Menschen unter freiem Himmel. Blieben die Proviantfuhren von Galveston aus, was zu jener Jahreszeit bisweilen der Fall war, so trat auch sofort Mangel ein und die obdachlosen Eingewanderten mußten dann zur Flinte greifen, um, gleich den nomadisirenden Wilden in den Urwäldern, ihren Hunger von dem Ertrágniß der Jagd zu stillen. Diese unregelmäßige Lebensweise, verbunden mit dem schlechten Wetter, hat verschiedene Krankheiten hervorgerufen. Das Elend in India Point ist groß, es mag, obgleich die größte Verantwortlichkeit den Verein trifft, doch auch Vieles den Einwanderern zur Last fallen. Der Verein hätte nach allgemeiner Beurtheilung vor allen Dingen dafür sorgen müssen, daß die Wege zu passiren waren und daß es an der erforderlichen Zahl von Wagen für die Passagiere nicht gefehlt hätte. Der Verein hat aber keine eigene Wagen, sondern muß sie erst leihen, was mit Schwierigkeiten verknüpft ist, und zwar des Credits wegen, der sehr abgenommen hat, da einzelne Farmer für ihre Fuhren vom vorigen Jahr bis jetzt noch keine Bezahlung erhalten haben. Aus diesem Grunde ist der Preis dieser Lohnfuhren merklich gestiegen. — Disponibles Geld hat der Verein nicht; die Gelder aus Europa bleiben aus; das Grundcapital des Vereins ist zu klein, denn die Ausgaben, welche der hiesige Agent den Winter über hatte, nämlich für Verproviantirung und Ueberschiffung von hier nach India Point, betragen allein schon mehr als jenes ganze Stammvermögen (?) — Der hiesige Agent, Hr. H. D. Kläner, verproviantirt jetzt die Einwanderer aus eigenen Mitteln. Hier, in Galveston, spricht man viel über den Verein und zwar nur Nachtheiliges; dies rührt indessen nur von der so schlecht getroffenen Einrichtung bezüglich der Fortschaffung der Passagiere, her. — Selbst hier, in Galveston, lagen den Winter über gegen 800 Personen, und zwar ganz ohne Obdach; jetzt sind indessen zwei große Bordhütten für die Einwanderer errichtet worden. Gegen heftige Regengüsse taugen jedoch diese Hütten nichts, und da am zweiten und dritten Tage unserer Ankunft solche Regengüsse stattfanden, so waren wir genöthigt, uns ein Zim-

---

*) Einsender dieses bemerkt ausdrücklich, daß ihm der Verfasser persönlich bekannt ist, daß er von seiner Wahrheitsliebe die beste Meinung hat, ja sogar überzeugt ist, daß derselbe mit den freudigsten Gefühlen günstigere Nachrichten über die deutsch-texanische Ansiedelung mitgetheilt haben würde, wenn die Umstände ihn hierzu berechtigt hätten. Noch fügt Einsender die Bemerkung hinzu, daß er diese Nachrichten mit wahrer Betrübniß entgegen genommen hat, da er sich für das Emporblühen der deutschen Kolonie in Texas besonders interessirt und für dieselbe bei mehr als einer Gelegenheit geschrieben hat.

mer zu miethen, welches monatlich 6 Dollars (14 fl. 24 kr.) kostet. — Der Proviant, welcher von Hrn. H. D. Kläner hier ausgetheilt wird, ist gut, d. h. es ist Schiffskost, nur mit der alleinigen Ausnahme, daß die Person täglich 1/2 Pfd. Fleisch erhält. — Um auf die Fortschaffung der Passagiere wieder zurückzukommen, so sollen eben wirklich einige Fuhren zu hohen Preisen gedungen worden seyn. Da indeß die Wege äußerst schlecht sind, und die Wagen mit zehn bis zwölf Ochsen bespannt werden müssen, so geht es langsam vorwärts. Manchmal führt der Weg durch Moräste mit einem Aufenthalte von mehreren Tagen. Mehr als vier Stunden des Tags kann auf diese Weise nicht gemacht werden, wodurch die Reise sich sehr in die Länge zieht. Ist man indessen mit einem Pferd versehen, so kann man ganz gut des Tags 50 Meilen zurücklegen. Die eintreffenden Einwanderer werden nicht mehr ausschließlich nach Neubraunfels gewiesen, sondern sie theilen sich zwischen dieser Kolonie und einer neuen Ansiedlung, 50 Meilen weiter, am Pierdenales, wohin nun dieselben zum Theil geschickt werden sollen. — Auf dem Grand von Fischer und Compagnie befinden sich bis jetzt noch keine Kolonisten: der ganze District ist noch zur Zeit Jagdrevier der Camanches. Es wird hier viel von den Räubereien dieser Wilden gesprochen, und die aus dem Innern von Texas hier ankommenden Reisenden wissen mehr oder weniger davon zu erzählen. Die Indianer sollen indessen Kolonisten in Masse nicht angreifen, wenn sie nicht gereizt werden. Wenn man einmal festen Fuß gefaßt und sein Haus gehörig befestigt hat, so soll man ganz friedlich mitten unter ihnen leben können. Die Camanches, welche hauptsächlich das Vereinsgebiet durchstreifen, finden sich jedoch in großer Anzahl nicht vor, sondern sie zeigen sich nur von Zeit zu Zeit. — Viele Einwanderer, welche, anstatt vom Schiffe aus direkt nach India Point gebracht zu werden, erst hierher, nach Galveston, geführt wurden, haben es vorgezogen, bei längerem nothgedrungenem Aufenthalt in unserer Mitte, auf die Weiterreise zu verzichten und bei uns zu bleiben, wozu sie sich einestheils durch die über die Kolonie zu ihrer Kenntniß gelangenden bösen Nachrichten, anderntheils aber durch die Möglichkeit: hier ihren Broderwerb zu finden, sich bestimmt sahen. Viele dieser hier gebliebenen Leute fahren Karren und werden gut bezahlt, andere treiben ihr Handwerk. — Sollte es mir nicht gelingen, am Pierdenales, wo, wie bemerkt, ein zweiter Anhaltspunkt gegründet wird, mich festzusetzen, so bin ich geneigt, den Empfehlungsbrief des Herrn H . . . . in Anspruch zu nehmen, um so mehr, da die Kolonie von Kastro in einem bessern Zustande seyn soll, und der Boden, wie versichert wird, dieselbe Güte hat, wie am Pierdenales. — Freilich gibt es hier in Texas noch viel unbebautes Land, welches man zu einem mäßigen Preise haben kann. Inzwischen gehören immer Mittel dazu, und nur derjenige Mann, welcher diese besitzt, kann in kurzer Zeit sich ein schönes Vermögen erwerben. Derjenige jedoch, der auf seiner Hände Arbeit beschränkt ist, kann froh seyn, wenn er in den ersten Jahren nur so viel bebaut, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen. — Seither, das heißt, so lange der Verein noch Credit hatte, wurden die Einwanderer in Neubraunfels noch vom Verein aus verproviantirt. Dies soll nun, nach Aussage Mehrerer, welche von Neubraunfels zurückkamen, für die Folge nicht mehr der Fall seyn. — Wann ich Galveston verlasse, ist noch unbestimmt, jedenfalls aber mit dem ersten Dampfboot. Meine Effekten werde ich indessen einem hiesigen Kaufmanne zur Aufbewahrung übergeben, und nur meine nothwendigsten Sachen, wie Weißzeug rc. mitnehmen, um in India-Point nicht aufgehalten zu seyn, und die Reise ins Innere des Landes sogleich fortsetzen zu können. Nachträglich glaube ich noch die Bemerkung hinzufügen zu müssen, daß Eingewanderte, welche, dem Credit des Vereins vertrauend, vor ihrer Abreise aus Europa entweder in Mainz oder Antwerpen Geld deponirt hatten, dasselbe weder hier noch in Neubraunfels bis jetzt haben zurückerhalten können. Was nach dieser Sachlage zu thun sey, liegt klar vor Augen, und es muß bald geholfen werden, wenn nicht viele Leute ins Verderben geführt werden sollen.

So weit der Briefschreiber, der, was sein Geschick betrifft, immer noch von guten Hoffnungen belebt zu seyn scheint.

Mannichfaltigkeiten.

In der Nähe von Sachsengang am Marchfelde stieß ein Bauer auf einen harten Gegenstand, der dem eingerammten Pflocke nicht weichen wollte, und als deshalb nachgegraben ward, fand man eine Urne mit ungefähr 700 Stück römischer Münzen aus der Zeit, wo die Legionen die Donaugegenden gegen die Einfälle der Quaden und Marcomannen zu schützen hatten und in Carnuntum und Vindobona feste Lagerplätze hatten. Der Fund ist um so bedeutender, als sich unter den Münzen auch goldene befinden sollen, die bekanntlich sehr selten sind.

(Landau, 14. Juli.) Nachdem in der Untersuchung wegen **Vergiftung einer ganzen Familie in Essingen**, wovon wir neulich Mittheilung gemacht haben, der inhaftirte Tochtermann des Verstorbenen gestern ein volles Geständniß seiner Schuld abgelegt, auch daraufhin in Essingen selbst, wohin ihn der Untersuchungsrichter führen ließ, alle nähern Umstände angegeben, namentlich die Stelle gezeigt hatte, wo er sich heimlich in das Haus geschlichen, um das Mehl zu vergiften, — hat sich derselbe in letzter Nacht mittelst mehrerer zusammengedrehter Fäden an dem Kloben seiner Gefängnißthüre erhängt. Nach seiner Aussage, soll die Frau keinen Theil an dem Verbrechen haben.

(Sp. Ztg.)

Korrespondenz.

Hamburg, 12. Juli.

„Gestern eröffnete Hr. Sontheim, vom großherzogl. Hoftheater zu Karlsruhe, als Othello sein Gastspiel auf hiesigem Stadttheater mit dem ausgezeichnetsten Erfolge und wir können sagen, daß uns seit Wild, der bekanntlich diese Partie zu seinen besten Leistungen zählen konnte, Niemand so sehr angesprochen hätte als Hr. Sontheim. Der Timbre seiner Stimme ist mit der Wild's in seiner Glanzperiode zu vergleichen und es zeigte derselbe in seinen Coloraturpassagen eine solche Sicherheit, daß die ausgezeichnet gute Schule nicht zu verkennen war. Hr. Sontheim hat durch seine jugendlich-kräftige Stimme das zahlreich anwesende Publikum so enthusiasmirt, daß derselbe im Verlauf der Vorstellung dreimal gerufen wurde und man höchst gespannt seinem ferneren Auftreten entgegensieht.“

Ed. W....r.

Vom Rheine, 12. Juli.

Den Freunden der Philosophie wurde in diesen Tagen durch die Erscheinung des ersten Heftes von Noack's „Jahrbüchern für speculative Philosophie“ die angenehmste Ueberraschung bereitet. Dem verdienstvollen und rühmlich bekannten Herausgeber ist es gelungen, eine bedeutende Anzahl der tüchtigsten speculativen Kräfte Deutschland's zur frischen und begeisterten Wirksamkeit zu concentriren. Unter den Mitarbeitern befinden sich die Mitglieder der Berliner philosophischen Gesellschaft, die sich als solche durch ihren Ausschuß bei der Zeitschrift vertreten läßt. Der Beitritt der meisten hessischen Philosophen, an deren Spitze der gelehrte und geistvolle Historiker der Philosophie und der deutschen Nationalliteratur, Dr. Hillebrand, und der gründliche und scharfsinnige Forscher auf dem Gebiete der Religionsphilosophie, Pfarrer Conradi, stehen, berechtigt uns zu der Hoffnung, daß jenes Unternehmen auch in unserem speciellen Vaterlande vielseitigen Anklang und freundliche Aufmunterung finden werde. — Was die Tendenz der Jahrbücher betrifft, so beabsichtigen sie, in einer Reihe von Abhandlungen und Kritiken nicht blos die Philosophie im engeren Sinne des Wortes nach besten Kräften fortzubilden, sondern auch ganz vorzüglich auf die speculative Durchdringung der empirischen Wissenschaften hinzuarbeiten und die noch immer zwischen dem philosophischen Gedanken und dem wirklichen Leben aufgerichtete Scheidewand hinwegzuräumen. Eine philosophische

Schule soll hier nicht ausschließlich repräsentirt werden, wie schon das Verzeichniß der Mitarbeiter, unter denen sich Hegelianer verschiedener Fractionen, Anhänger Herbart's, Krause's u. s. w. neben einander befinden, auf den ersten Anblick darthun kann. Vielmehr werden die Theilnehmer an diesem Werke der freien Forschung vor Allem darauf bedacht seyn, ohne Parteilichkeit und Vorurtheil, unbeengt durch den Glauben an die Auctorität eines philosophischen Meisters, nach Ergründung der Wahrheit zu streben, die ja noch in keinem der bisher aufgestellten Systeme ihren vollkommenen Ausdruck gefunden hat. Als ihre Grundlage werden sie hierbei die gesammte Geschichte der Philosophie ansehen und dieselbe zum lebendigen Eigenthum der Gegenwart zu machen suchen. — Die meisten Aufsätze des ersten Heftes rühren von Gelehrten des mittleren und südlichen Deutschlands her; dagegen wird das zweite Heft, dem Vernehmen nach, seine Mittheilungen hauptsächlich dem Norden zu verdanken haben. Die Berliner philosophische Gesellschaft hat sich mit rühmlicher Selbstverleugnung, um die große Sache des wissenschaftlichen Gedankens zu fördern, dem Redacteur untergeordnet, und es steht zu erwarten, daß sie der Zeitschrift fortwährend die ganze Begeisterung und Energie ihres Strebens zuwenden werde.

Erbach im Odenwalde, Anfangs Juli.

Manchem der verehrten Leser der Didaskalia dürfte der von Hrn. Dr. Ed. Duller in Darmstadt gedichtete Sängergruß willkommen seyn, welcher von dem Erbacher Männergesangverein dem deutsch-vlämischen Sängerbunde bei dessen erstem Sangfeste in Köln dargebracht wurde.

Gruß vom Odenwalde.

Vom Odenwald, vom Odenwald,
Wo durch den traulich stillen Grund
Die Sage tönt, das Lied erschallt,
Ein froher Gruß dem Sängerbund!
Es sendet ihn der kühne Held,
Der Siegfried an den Rhein:
Hochherrlich stets vor aller Welt,
Mein Deutschland sollst du seyn!

Vom Odenwald, vom Odenwald,
Der Eginhard und Emma barg.
Die Sage tönt, das Lied erschallt,
Ein leiser Gruß aus ihrem Sarg.
Der Gruß zieht, wie die Mimling rauscht,
Das holde Thal entlang:
O Treu', da Herz um Herz sich tauscht,
Dich künde der Gesang!

Vom Odenwald, vom Odenwald,
Wo klug das Reh aus Büschen schaut,
Die Sage tönt, das Lied erschallt,
Der Mühlbach braus't, die Drossel baut
In grüner, duft'ger Einsamkeit,
Stimmt froh der Mensch auch ein:
Gesegnet sey für alle Zeit,
Du Sängerbund am Rhein!

Vom Odenwald, vom Odenwald
Das Volk, den Bruderstämmen treu,
Ruft, daß der Gruß zum Rhein hin schallt:
Hoch Deutschlands Aar und Belgiens Leu!
Mit Adlerflug zum Licht hinan
Und löwenstark für's Recht!
Den Wahlspruch stimm' als Festlied an,
Germanisches Geschlecht!

Dieser Sängergruß, von den Gebrüdern Eduard und Feodor Kehrer dahier mit künstlerischer Hand in kalligraphischer Form ausgeführt, mit der Ansicht von Erbach in entsprechenden Randverzierungen getragen, wurde am zweiten Festtage nach der Vertheilung der Medaillen auf dem Rathhause in Köln dem Festcomité übergeben und mit Acclamation aufgenommen, Tags darauf sodann vor zahlreicher Versammlung vorgetragen und in Hunderten von gedruckten Exemplaren an die Gesangvereine vertheilt. ***

Elberfeld, 15. Juli.

Allen Freunden des Männergesanges wird die Nachricht erfreulich seyn, daß Wilh. v. Waldbrühl (Zuccalmaglio) die Sammlungen deutscher Volkslieder, welche er schon in früheren Jahren herausgegeben, nochmals durchgesehen und in Wort und Weise vervollkommnet; ferner daß Musikdirektor Jul. Rietz diese Weisen für vierstimmigen Männergesang bearbeitet hat und nun diese Sammlung hierselbst in der Arnold'schen Musikalienhandlung in einer so schönen, als billigen Ausgabe erscheint. Der deutsche Männergesang ist Volksgesang geworden; mithin verlangte die deutsche Liedertafel ein Werk, wie das vorliegende, in welchem das Volkslied eine so umfassende, als zweckmäßige und geistreiche Bearbeitung gewonnen hat, eine Bearbeitung, welche sich in die Reihe jeder ähnlichen Sammlung stellen kann, welche ein Nationalwerk werden muß, sobald die Nation ihren Reichthum, ihren Liederhort erkannt haben wird.

Offenbach, 17. Juli.

Ihre Leser wird es vielleicht interessiren, über manche durch Ihr geschätztes Blatt mitgetheilte Nachrichten von hier bestätigende Ergänzung zu erfahren. So darf ich Ihnen mittheilen, daß, wie schon geschehen, noch von vielen Familienvätern hier, sobald deren Kinder die Klassen erreichen, in welchen Lehrer Reich den Religionsunterricht ertheilt, Protest wird erhoben werden. Es mag manchem Leser hart erscheinen, so entschieden gegen einen Mann auftreten zu sehen, welcher doch das Recht hat, eine eigene Richtung zu verfolgen. Wohl! aber diese eigene Richtung wollen wir unseren Kindern nicht eingeimpft wissen. Auch schwindet jeder Schein von Anmaßung und Härte, wenn man weiß, daß Reich derselbe ist, welcher lehrte: „die Juden könnten nicht selig werden“, in Folge dessen ihm der Religionsunterricht bereits vom Jahre 1840 bis 1843 entzogen war. Wie er wieder dazu gelangte, ist uns unbekannt; gewiß aber nicht durch eine Aenderung in den Ansichten, denn Reich ist in der letzten Zeit durch Schriften noch schroffer herausgetreten, hat seine individuelle Ansicht zu einer öffentlichen gemacht und solche der Beurtheilung des Publikums vorgelegt. Alle Diejenigen also, welche seine Ansichten nicht theilen und ihre Kinder seinem Einfluß entziehen, sind in ihrem vollen Rechte. — Der von Ihnen angedeutete Entschluß des bei weitem größeren Theiles der französisch-reformirten Gemeinde dahier: die Kinder dem Religionsunterrichte des Hrn. Pfarrer Heber entziehen zu wollen, ist bereits in Erfüllung gegangen und haben die Betheiligten ihm dies in einem Schreiben angezeigt. Hr. Heber war früher ein allgemein beliebter Redner und wurde als solcher von der Gemeinde gewählt; erst später ist er durch physische Beschwerden in diesen krankhaften Zustand hineingerathen und ließ, da er verreis'te, den Gottesdienst in der Kirche durch einen der Gemeinde nicht angehörigen, aber einer gewissen Gemeinschaft zugethanenen Mann an der Kirchthüre absagen. — Auch auf die Freimaurer richtet unser Publikum in der letzten Zeit sein Augenmerk; denn wenn von dorther auf den Geist gewirkt werden will, so hat das Publikum vollkommen Recht, die Leute in ihrem öffentlichen Erscheinen näher zu beobachten, um zu sehen, in wie ferne sie sich vortheilhaft auszeichnen. Es ist überhaupt eine Frage, ob die Freimaurer, die so heimlich thun, dem Bedürfnisse unserer Zeit entsprechend wirken können? Wie kann z. B. ein Freimaurer für Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens reden? Man könnte ihn wenigstens sehr leicht zum Schweigen bringen. Viele alten Gebilde wird der Strom der Zeit mit seinem mächtigen Wellenschlage losreißen von ihrem Nothanker — der altherkömmlichen lieben Gewohnheit — und wird sie wider Willen mit in die Bewegung hineinziehen.

Main-Wasserwärme: 20. Juli, Morgens, 8 Uhr: 17 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Montag, 20. Juli. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt, neu einstudirt): Titus, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart. Servilia: Fräul. Steinebach. Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 21. Juli. Der ewige Jude, dramatisches Gemälde in 5 Abth., nach dem Französischen des E. Sue; für die deutsche Bühne bearbeitet von Carlschmidt. (Gastrollen) Adrienne von Cardoville: Fräul. Damböck, vom k. Hoftheater zu Hannover. Jacob Rennepont: Hr. Franzmüller, vom Stadttheater zu Aachen.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 200. Mittwoch, den 22. Juli 1846.

Der Sohn Solimans.

Eine Erzählung aus dem Englischen der Mrs. Erskin Norton, von K. Mogk.

(Fortsetzung.)

Diese Gewaltthätigkeit rief ihre Sinne, die durch das Uebermaß von Erstaunen, Schmerz und Schrecken einen Augenblick entschwunden waren, bald wieder zurück. Durch eine plötzliche Anstrengung sich losreißend, entsprang sie ihm mit einem Blicke des Abscheus und Unwillens, und warf sich zu den Füßen der Sultanin: „Meine gütige Beschützerin! bei Allem, was Euch theuer ist, beschwöre ich Euch, diese Schmähung meiner weiblichen und christlichen Gefühle nicht zu dulden.“ Sie hielt plötzlich ein, denn, als sie ihre Augen zu Roxolana's Antlitz erhob, fand sie den Ausdruck desselben so äußerst verändert, daß es kaum wieder zu erkennen war. Die arme Bittende wagte nicht weiter sich zu entschuldigen, sondern bedeckte ihre Augen mit den Händen, stürzte, in der hoffnungslosen Angst des Augenblicks mit einem Schrei sich aufraffend, aus dem Gemach und floh in das ihrige. Sie verschloß die Thür und warf sich auf ihr Bett, wo ein plötzlicher Thränenstrom sie von der überwältigenden Heftigkeit ihrer Aufregung befreite.

Lolah näherte sich freundlich dem Bette und wagte, als Lavinia wieder gefaßter war, sie um die Ursache ihres Kummers zu fragen.

„Sie ist einfach, diese,“ erwiederte die zürnende Lavinia, „Selymus verlangt mich für seinen Harem, und ich wollte lieber sterben, als dorthin gehen.“ Dann setzte sie kurz auseinander, was vorgegangen war.

Lolah horchte in Furcht und Bestürzung und rang die Hände, wobei sie ausrief, daß Lavinia verloren und gerichtet wäre: „Machet Euch bereit — machet Euch bereit, mein Kind! Jeder Augenblick kann bringen“ — und sie umfaßte ihren Hals, um die Todesart zu bezeichnen, die ihr bevorstehe.

„O nein, nein!“ rief Lavinia, „so grausam werden sie nicht seyn! Der getäuschte Selymus vielleicht — in den ersten Augenblicken seiner Wuth, — aber die Sultanin, die bisher so milde und gütig war, — sie wird mich schützen!“

„Sie!“ murmelte Lolah, „die Tigerin! In Selymus Wuth mag Hoffnung liegen, aber dort ist keine — keine in dem tödtlich finsteren Blick Roxolana's,“ und wie sie sprach, rief sich Lavinia jenen tödtlich finsteren Blick zurück und seufzte, indem sie wiederholte: „Keine, keine! Nein, Du hast Recht, Lolah; wenn ich sterben muß, so will ich mich darauf vorbereiten.“ Sie erhob sich vom Bette, ordnete ihren verwirrten Anzug, entfernte die Spuren der Thränen und ließ, Lolah ersuchend, im äußeren Zimmer zu verweilen, den Vorhang, der sie von einander schied, herunterfallen; dann wandte sie sich dahin, wo allein Hoffnung und Gnade zu erwarten war.

Während Lavinia so beschäftigt war, störte ein leichter Schlag an die Außenthür die niedergeschlagene Lolah auf; sie öffnete dieselbe vorsichtig, zog sie aber weit auf und warf sich nieder, als sie die Prinzessin Mirza mit einer einzelnen Begleiterin erblickte. „Wo ist Eure Herrin?“ flüsterte sie. Lolah schritt vorwärts, die Prinzessin durch Zeichen zu folgen ersuchend, und, indem sie den Vorhang etwas lüftete, zeigte sie auf die knieende Gestalt Lavinia's. Thränen traten in die Augen der jungen Mirza, und ihr erster Antrieb war, sich eine zeitlang zurückzuziehen; jedoch sich erinnernd, daß ihr nur wenige Minuten vergönnt waren, trat sie näher. Lavinia blickte sich um und erhob sich von den Knieen.

„O, Prinzessin! Ihr könnt es nicht seyn, die meinen Todesbefehl bringt!“

„Allah verzeiht, meine Lavinia!“ erwiederte Mirza; „ich habe wenigstens eine Frist für Euch erlangt. Morgen, zur Stunde unserer gewöhnlichen Abendversammlung, sollt Ihr Eure entscheidende Antwort senden oder bringen.“

„Dank Euch — auch hierfür!“ entgegnete Lavinia; „es wird mir mehr Zeit zur Vorbereitung geben.“

„Vorbereitung, wozu?“

„Zum Tode.“

„Ich sagte nicht, daß der Tod Eurer Weigerung folgen würde — wenigstens — nicht — nicht unmittelbar.“

„Nicht!“ rief Lavinia mit einem forschenden Blicke; „was denn?“ Mirza schlug die Augen nieder und schwieg. „Sey es, was es wolle,“ fuhr Lavinia ruhig fort, „meine Antwort soll zur bestimmten Zeit erfolgen; und ich danke Euch wiederum und nochmals, Prinzessin —“ Sie ward unterbrochen durch das lebhafte Geläute einer schrilltönenden Glocke, deren Schall nach dicht über ihren Zimmern, welche sie sich, früher gehört zu haben, nicht erinnerte. Unmittelbar darauf erfolgte ein Kanonenschuß. Mirza fuhr zusammen und ward bleich. „Was ist das?“ frug Lavinia.

„Es ist das Zeichen einer Ankunft, welche nicht viel dazu beitragen wird, die gute Laune meiner Mutter wieder herzustellen,“ antwortete Mirza seufzend; „doch meine Zeit ist um. Möge Allah Euch richtig leiten, Lavinia! Ich fühle Gram und Mitleiden um Euch, aber über das hinaus, was ich gethan habe, wage ich weder Euch zu rathen, noch zu helfen.“

Lavinia hob der Prinzessin Hand an ihre Lippen und begleitete sie schweigend auf den Corridor.

Als sie wieder herein trat und die Thür wieder befestigt hatte, bemerkte Lavinia, wie die alte Lolah sich umher bewegte, und ihre Hände mit dem Scheine unaussprechlicher Freude zusammenschlug.

„Ach, Lolah!“ rief Lavinia traurig, „freue Dich nicht zu sehr wegen meiner! Die gütige Prinzessin ist kein Bote der Gnade, sondern nur des Aufschubs gewesen; mein Schicksal ist noch bis morgen Abend in meinen Händen.“

„Bis morgen Abend!" wiederholte Lolah, „dann kann noch etwas gethan werden, aber da ist keine Zeit mehr zu verlieren."

„Was meint Ihr?"

„Höret Ihr nicht jene Glocke, Herrin? — O, diese Glocke! sie geht mir stets zu Herzen, denn sie tönt nie als bei seiner Ankunft oder Abreise."

„Bei seiner! Bei wessen?" forschte Lavinia begierig.

„Bei der meines Pflegekindes — meines Pflegekindes, Herrin," und Lolah richtete sich stolz empor, — „des Sohns des großen, unbesiegbaren Soliman, des Erben dieses mächtigen Reiches; der Liebling der Herzen seines Volks — bei der Ankunft oder Abreise Mustapha's! Und kann irgend Jemand Dich retten, Herrin, von Schande und Tod, er kann's, er wird es durch meine Vermittlung."

(Fortsetzung folgt.)

Das Ludwigkanal-Monument.

D (Nürnberg, 18. Juli.) Die Enthüllung des Kanalmonumentes am 15., welche zugleich die Uebergabe des Ludwigs-Kanals an die Actionäre bezeichnete, geschah unter angemessenen Feierlichkeiten. Die Theilnehmer fuhren in hübsch decorirten Schiffen von Nürnberg nach Erlangen, wo sie von Behörden und Bürgermilitär empfangen, zu dem eine Viertelstunde vom Kanalhafen entfernten Monumente sich begaben, nach dessen Enthüllung ein Festmahl die geladenen Gäste vereinigte. Der Stellvertreter Königs Ludwigs, auf dessen persönliche Anwesenheit man früher gehofft hatte, war der Präsident von Mittelfranken, Frhr von Andrian; unter den Anwesenden bemerkte man den geh. Oberhofbau-Intendant v. Klenze, den Präsidenten der Kammer der Abgeordneten Frhrn. v. Rotenhan, Bürgermeister Thon-Dittmer und Abgeordneter Reuffer von Regensburg, Decan Göß, Bürgermeister Lenzguth von Hersbruck ꝛc. Zur Theilnahme an der Festivität und am Festmahle, gegeben von König Ludwig, waren bloß die Repräsentanten der Behörden und Stände geladen, welche unmittelbar mit dem Kanale durch amtliche Stellung oder Geschäft in Berührung kommen und zu thun haben. Das Monument, durch die Munifizenz König Ludwigs entstanden, gewährt durch seine Auffassung, colossale Größe und Wahl des Aufstellungsplatzes einen wahrhaft prachtvollen Anblick. Der Hintergrund desselben bildet ein mit Gesträuchen und uralten Eichen bewachsener, ziemlich steil emporsteigender Berg (die bekannte Gartenanlage des verdienten Professors Fleischmann). Das Monument, an dessen Fuße eine zweckmäßig gefaßte Quelle sich aus einem brüllenden Löwenkopfe ergießt, ist 48' hoch und 42' breit, die beiden liegenden, auf Urnen sich stützenden Figuren der Main und die Donau, welche sich die Hände reichen, sind 18' lang, die stehenden Figuren, die Schifffahrt und den Ueberfluß bringenden Handel versinnlichend, haben eine Höhe von 14'. Die Symetrie des Ganzen und seine Anordnung, beruhend auf richtigem Erkennen der gebotenen Verhältnisse, läßt nicht den leisesten Tadel zu, die colossalen Verhältnisse schwinden ganz in einiger Entfernung, daher die Täuschung, in welche der Berichterstatter im Corresp. v. u. f. D. verfiel, der die Höhe des Monnmentes auf die Hälfte schätzte und die der Figuren als etwas größer als gewöhnliches Menschenmaß angab. Die Formen der Figuren sind ungemein correct und edel, der Antike gleich kommend; besonders schön ist die Donau, deren Haltung und Lage wahrhaft graciös genannt werden darf. Schwanthaler hat durch dieses Meisterstück, dessen Erfindung und theilweise Ausführung man ihm verdankt, gezeigt, daß er Bedeutung und Zweck der allegorischen Darstellung, der Thorwaldsen in neuerer Zeit wieder ihr Recht verschafft hat, im umfassendsten Sinne das Wort sinnig tief erfaßt hat. — Die Festlichkeit hatte eine Masse von Fremden herbeigelockt; von Nürnberg gingen außer den gewöhnlichen täglichen vier Fahrten auf der Eisenbahn noch zwei Extrazüge ab; um acht Uhr Abends wurden in drei nach einander abgehenden Zügen gewiß allein an 2000 Menschen nach Nürnberg und Fürth befördert. Auf dem Festplatze, den man durch Ueberbrückung des am Monumente sich vorüberziehenden Kanals erweitert hatte, wurde eine vom Vorstande der Kanal-Verwaltung, Regierungsrath Hartmann, verfaßte Denkschrift vertheilt, in welcher Andeutungen über die Entstehung des Kanals, seinem Baue und Nutzen gegeben sind. Die hübsche Ausstattung desselben macht der Campe'schen Druckerei alle Ehre; dasselbe gilt auch von dem Festgedicht, eines im Bureau der Kanal-Verwaltung Angestellten, Wies, das ebenfalls vertheilt wurde. Hart am Festplatze lag das geschmückte Schiff des Rangschiffers Sieber aus Bamberg vor Anker; es ist dieses Schiff das erste, welches von Bamberg nach Nürnberg bei Eröffnung dieser Strecke im Jahre 1843 fuhr, sowie es auch zuerst mittelst des Kanals nach Regensburg kam, wofür der thätige Schiffer dort eine Ehrenflagge mit den Farben und Wappen der Stadt erhielt. Die Stelle, wo das Monument steht, ist eine der merkwürdigsten des ganzen Kanals, sie erforderte einen Aufwand für eine Strecke von beiläufig einer halben Stunde von mehr als 800,000 fl., auf einer Seite läuft die Regnitz, auf der andern erhebt sich etwa 60 Schritte von dem Flusse entfernt der Berg, durch den die Eisenbahn sich zieht. Der Berg mußte, da die Hauptstraße nach Bamberg den engen Raum noch beschränkt, abgegraben werden, die Stützmauern, welche die dadurch entstandenen Wände halten sollten, wurden mehreremale durch den Druck der andringenden Erdmasse beschädigt, jetzt sind sie terrassenmäßig aufgeführt. Hier steht nun das Kanal-Monument, zu dessen Unterbau man einige Steinblöcke verwendete, welche an 500 Centner wiegen und von Kelheim nach Erlangen auf der Achse hergeschafft wurden.

Die Hauptarbeit der Mitglieder der elften Generalversammlung der Actionäre war die Bestimmung des Tarifs für die Güter, welche auf dem Kanal verschifft; dieser soll bedeutende Modificationen und Abänderungen erlitten haben, was dem Unternehmen nur förderlich seyn kann, da über den bis jetzt geltenden, wegen ungleichen Ansätzen, die lautesten Klagen vernommen werden.

Darmstadt's nähere Umgebungen.

Eine Schrift ist in Darmstadt im Druck und wird ehestens ausgegeben werden, auf welche wir die Leser aufmerksam zu machen, für unsere Schuldigkeit halten. Sie heißt: „Der Führer in die Rhein-, Main- und Neckargegend, mit besonderer Berücksichtigung der näheren Umgebungen der Taunus-Eisenbahn, Main-Neckar-Eisenbahn und badischen Eisenbahn von Mannheim und Heidelberg bis Karlsruhe, sowie der malerischen Punkte des Taunus, des Rheingaus, der Bergstraße, des Odenwaldes und des Neckarthals von Heidelberg bis Heilbronn, und Planen zu Excursionen in denselben." Die Nutzbarkeit der Schrift zu erhöhen, ist nicht nur durch eine dazu gegebene, von A. Ravenstein entworfene Taschenkarte, Vorkehrung getroffen, sondern es gestattet auch das Format, die Schrift bei sich ohne Unbequemlichkeit in der Rocktasche zu tragen. Und neben der Nutzbarkeit erfreut dabei das Auge die hübsche Ausstattung, welche, nebst dem Uebrigen, der Anstalt, aus welcher sie hervorgeht (Bauerkellers Prägeanstalt, Jonghaus und Venator) zu aller Ehre gereicht. Wir geben nachstehend als Probe der Darstellung eine Stelle aus der Schrift:

„Seit einer Reihe von Jahren ziehen sich freundliche Anlagen vom Neckar- bis zum Mainthor; eine breitschattende alte Lindenallee verbindet das Rheinthor mit der „Tanne", und eine jüngere in stolzer Kraft heranwachsende führt vom Neckarthore bis in

die Nähe von Bessungen. Wer den Weg nach dem letzteren Orte über den Riedesel'schen Berg wählt, kommt an schönen Gärten mit Gesträuchen, Blumen und plätschernden Springbrunnen vorüber, mächtige Baumgruppen sind ihm wie Visirstäbe nach Rheingebirg und Donnersberg, und wenn die eine schöne Häuserreihe mit ihrem Lichtglanze seinem Auge wehe thut, so nimmt ihn die Akazienallee mit ihren Schatten auf der andern Seite auf. Ja auch die erwähnte „Tanne", ein zu beiden Seiten der Straße nach Mainz sich eine kleine Stunde Wegs hinziehender Kiefernwald, hat seine Verehrer, und er verdient sie, theils der Anlagen, des Laubgebüsches und der jungen Eichenallee wegen, die in ihm eine Stelle fanden, theils weil der Weg immer fest und selbst nach starkem Regen immer gehbar ist. Wünscht man aber freiern Umblick und will man über den Umkreis der Anlagen oder der früher erwähnten Gärten hinaus, so bietet dazu insbesondere die südliche, östliche und nord-östliche Umgegend Darmstadts die beste Gelegenheit. Denn dort hat sich nicht bloß die Gegend zur Wellenform gehoben, sondern auch der Boden ist aus Sand zu Kies und zu schwerem gutem Ackerfeld geworden. Südöstlich führt der Martinspfad, der Heerdweg, der Kiesweg und gibt hübsche Blicke theils zurück auf die Stadt, theils auf den eine Viertelstunde davon sich hinziehenden langen Waldessaum und die ersten Vorhöhen des Odenwaldes; man geht zwischen Gärten, zwischen Feldern, und kann eine Menge Abwechselungen in der Richtung seines Weges eintreten lassen. Mehr östlich ist der Busenberg mit der Rosenhöhe (auf welcher ein dem Prinzen Karl von Hessen nunmehr zustehendes Landhaus) und der am Fuße der letzteren nach Erbach führenden Chaussee. Nächst dieser, fast dem Eingang zur Rosenhöhe gegenüber, befindet sich der ältere Garten der Knabenarbeitsanstalt, und dreißig Schritte davon zeigt die eine noch stehen gebliebene Linde dem Wanderer die drei Brunnen. Damit hat man aber zugleich den Saum des Waldes betreten, der, wie ein schöner, grüner Ring oder Halbring, bald heller und bald dunkler, in einem Umkreis von 5 bis 6 Stunden sich um Darmstadt herumschlingt. Ja, es gibt Städte, die von größerem Leben rauschen, stolzere, prangendere Flußstädte, aber zusammenhängendere Buchen- und Eichenwaldungen mit größerem Reiz der Abwechslung, Punkte der umfassendsten Aussicht, welche so ohne Mühe zu ersteigen sind, einerseits weite Panoramen und andererseits kurze Blicke in nahe grüne Waldnacht, Bosket, englischer Garten, bequeme breite Kieswege und doch auch wieder der vertraute unebene Fußpfad, Gelegenheiten zum Ausruhen und Raum für die stolzen Carossen, Möglichkeit des freien Sich-Ansiedelns, um das Mitgebrachte zu genießen oder sich weiter zu bereiten, alles Das ist nirgend so, wie bei Darmstadt zu treffen. Es ist wahr: der Wald ist nicht ganz nahe bei Darmstadt; der Fußgänger wird in den meisten Fällen eine halbe Stunde oder selbst etwas mehr brauchen, um ihn zu erreichen. Aber theils ist der Weg gut und mehr oder minder schattig, theils gibt der Blick auf den Wald schon im Voraus angenehmen Genuß, theils ist die neue Fiakereinrichtung ganz dazu gemacht, hier angenehme Verkürzungen eintreten zu sehen. Hat sich diese doch (östlich von Darmstadt) nach den Felsenkellern (Böttinger, heiliger Kreuzberg u. s. w.) und folgeweise nach der Fasanerie hin förmlich organisirt, besonders an heiteren Sonn- und Festtagen, wo durch die junge Platanenallee nicht nur halbe Tage lang Tausende von Fußgängern hin- und herwogen, sondern auch Fiaker und Omnibus ohne Aufhören dazwischen jagen. Der eben erwähnte Weg, welcher in seinem weiteren Verfolge nach Dieburg, Babenhausen, Seligenstadt oder Aschaffenburg führt, kann übrigens auch vom Busenberg aus erreicht werden.

Gehen wir nun nach dieser allgemeinen Schilderung zu Einzelnem über! — — — —

Der Schrift ist beigegeben eine: „Uebersicht der wichtigeren Transport-Anstalten der Städte Frankfurt a. M., Wiesbaden, Biebrich, Kastel, Mainz, Darmstadt, Heidelberg, Mannheim, Karlsruhe und Heilbronn." (Vaterl.)

Mannichfaltigkeiten.

In Berlin ist ein merkwürdiger Diebstahl begangen. Ein Kalkulator, der als Stellvertreter des auf einer Badereise begriffenen Rechnungsrathes K— der Revision einer Kasse beiwohnen mußte, hat bei dieser Gelegenheit ein Packet mit Staatspapieren im Betrage von 26 bis 30,000 Thlr. unter seine Schriften zu praktiziren gewußt. Schon am andern Tage aber entdeckte der Rendant den bedeutenden Verlust. Er eilte, dem Kurator davon Anzeige zu machen. Der Kalkulator wurde verhaftet und hat bereits eingestanden, daß er den Diebstahl begangen, einige Tausend Thaler von dem Betrage bereits ausgegeben habe, aber noch im Besitze von einigen zwanzig Tausend Thalern des entwendeten Papiergeldes sich befinde.

(Schwerin, 14. Juli.) Vor einigen Wochen entsprang aus dem hiesigen Arbeitshause ein gefährlicher Verbrecher, Namens Rackwitz, der so eben erst eine fünfjährige Zuchthausstrafe zu Dreibergen abgesessen hatte. Einer bekannten Diebesfamilie, deren Stammvater einst aus Schlesien nach Mecklenburg eingewandert war, angehörig, ermordete er auf der Straße nach Lübeck, bei Lame im Schönberg'schen, um sich andere Kleidung zu verschaffen, einen Müllergesellen durch viele Messerstiche. Von dort aus wandte er sich in's Holsteinische, wo er an einem Sonntag-Nachmittage, auf dem Wege von Pinneberg nach Eidelstadt, auf einen Menschen schoß, der eine Jacke mit silbernen Knöpfen auf der Schulter trug. Schon an demselben Abende wurde er jedoch durch einen Polizei-Offizianten in Pöseldorf bei Hamburg, wohin das letztere Attentat bereits gemeldet war, nach hartnäckiger Gegenwehr (er führte zwei geladene Pistolen und ein scharfgeschliffenes Messer bei sich) verhaftet, worauf er nach Pinneberg, und nach erfolgter Recognition nach Schönberg ausgeliefert worden ist. Von letzterem Orte aus wird er nun wohl sein altes Quartier zu Dreibergen auf Lebenszeit beziehen müssen, wenn nicht vielleicht gar das Beil des Henkers seinem ruchlosen Leben ein Ende macht.

Literatur.

Sagen des Neckarthales, der Bergstraße und des Odenwaldes. Aus dem Munde des Volkes und der Dichter gesammelt von Friedrich Baader.

Während der schönen Sommertage, an welchen die Reiselust aller Orten erwacht ist und man so gerne Wald und Flur durchstreift, von Bergesgipfeln weites Land überschaut oder unter dem verfallenen Gemäuer von Burgruinen weilt, dürfte es an der Zeit seyn, auf eine unlängst in der Bassermann'schen Buchhandlung in Mannheim erschienene und sehr reichhaltige Sammlung von Dichtungen hinzuweisen, welche den obigen Titel führt. Die genannten Gegenden stehen keinen andern in Deutschland nach an Erinnerungen aus vergangenen Zeiten, geknüpft an bleibende Reize der unvergänglichen Natur. Von den vorgeschichtlichen Jahrhunderten her gibt der reiche Sagenstoff Kunde von der Religion der Urväter und zieht sich in dem buntesten Wechsel von Bildern und Gestalten durch das romantische Mittelalter bis in die neuere Zeit. Den Genuß der herrlichen Natur mit den Erzählungen der Sage und der Geschichte zu verbinden, den Reiz des Gesehenen zu erhöhen durch die Anknüpfung an das Geschehene, ist die Aufgabe, welche sich der Herausgeber dieses Buches gesetzt hat und es war ihm nicht darum zu thun, Stoff zum Forschen und Studieren zu sammeln, sondern nur solchen, der den Genuß der Naturanschauung erhöhen und dieser eine höhere Bedeutung und vielseitigere Beziehung geben könnte. Solche Absicht ist nicht verfehlt und die Sammlung enthält so viel anziehende Dichtung aus

dem Sagenschatz alter und neuerer Zeit, daß sie dem Reisenden ein freundlicher und belehrender Führer und dem von der Wanderung Heimgekehrten ein liebes Erinnerungsbuch seyn wird. W.

Korrespondenz.

Köln, 14. Juli.

Maler Kleinenbroich von hier entwarf im Jahr 1845 in Düsseldorf für die Fastnachtstage ein großartiges Bild, welches er mit mehreren andern Malern in der Absicht ausführte, es während des Faschings dem Publikum gegen die Entrichtung von einigen Groschen zugänglich zu machen. Das Bild, welches den Triumph des Hanswurstes vorstellte, wurde von der königl. Regierung mit Beschlag belegt und dem Maler bis jetzt vorenthalten. Auf die vielfachen Verwendungen des Künstlers hat die Regierung jetzt nach anderthalb Jahren den Bescheid erlassen, daß sie nun dem Künstler das Anstößige des Bildes anzeigen werde, damit er dasselbe abändern und dann das Bild in Empfang nehmen könne. Kleinenbroich hat aber gegen diesen Ausspruch Protest eingelegt, behauptend: daß ihm nun an dem Besitze des harmlosen Bildes nichts liegen könne, da es lediglich nur auf den Karneval 1845 berechnet gewesen, daß er aber von der Regierung die Bezahlung dessen fordere, was das Bild in den fraglichen Tagen, wo es confiscirt geworden, werth gewesen sey. Einem Gerüchte zufolge erfolgte die Confiscation damals eher aus Künstlerneid, als aus einem andern, geschweige einem triftigen politischen Grunde. Daß besonders alle Künstler auf den Ausgang dieses Streites gespannt sind, darf nicht erst in Erinnerung gebracht werden.

Worms, 15. Juli.

(Von einem katholischen Reformfreunde.)

Die Nummer des Frankfurter Journals vom 15. d. stellt in einem Artikel aus Darmstadt den Deutschkatholiken baldige Ueberlassung evangelischer Kirchen in Aussicht; der Autor dieses Artikels sieht sonach ruhig davon ab, daß dieser junge christliche Verein vorerst doch noch einige Differenzen zu ordnen haben wird, ehe er sich in den Kirchen seiner liebevollen evangelischen Brüder so recht zu Hause finden könne. Wenn gleich das deutsch-katholische, aufrichtige, ehrliche Wollen jedem Menschen nur Freundliches und Liebes in's Herz lispeln will und kann; so fehlen doch, gestehen wir es offen (die gute Sache der Deutschkatholiken ist ja schon mächtig genug), manche der deutsch-katholischen Geistlichen darin, daß sie den Deutschkatholizismus als den Sieg der Vernunft über den Glauben proclamiren. Es ist wohl richtig, auch Pflicht der Deutschkatholiken, daß sie sich zur heiligsten Aufgabe stellen, über den Buchstabenglauben hinwegzukommen; will man aber den strts wachen und noch so sehr feindseligen Gegnern alle Waffen endlich entreißen, so lasse man es auch bei solchen Exclamationen in erhabener Schrift an der nöthigen Beleuchtung nicht fehlen. Es klingt sonst das Gesprochene beinahe (und das sagen unsere evangelischen Freunde mit gerechter Besorgniß), als wollte die junge Kirche, dem klaren Apostel Paulus zum Trotz, behaupten, das Christenthum müsse vorerst mit der Vernunft aufgefaßt werden; während dieser scharfsinnige, glaubensstarke Apostel mit ernsten Worten sagt: „So diene ich nun mit dem Gemüthe dem Gesetze Gottes"; ferner: „Denn ich habe Lust an Gottes Gesetz nach dem inwendigen Menschen"; — und noch mehr: „Denn ihr habt nicht einen knechtischen Geist empfangen, daß ihr euch abermal fürchten müßtet; sondern ihr habt einen kindlichen Geist (einen Gemüthsgeist) empfangen. Derselbe Geist (der Gemüthsgeist) gibt aber Zeugniß unserem Geist (unserer Vernunft), daß wir in Christo Gottes Kinder sind." — Besorgen wir also nicht, daß unsere leider zu oft verfinsterte Vernunft nicht die rechte Stelle habe: sie darf und soll vielmehr messen, was aus Christo kommt! Und stünde das Christenthum nicht allezeit ernst und beharrlich Rede, so wäre dies eben so erbärmlich, als es erniedrigend für dasselbe ist, zu behaupten: der Christ dürfe nie zur Meisterschaft gelangen, er müsse ewig gegängelt und nur, wie die Kinder, mit Milch und Weck gespeis't werden.

Seligenstadt, 17. Juli.

Am 14. d. M. waren in der zehnten Abendstunde die Allerhöchsten Herrschaften, I. M. die Königin von Baiern, II. kk. HH die Erbgroßherzogin von Hessen, der Prinz Adalbert von Baiern, der Prinz und die Prinzessin Georg von Altenburg, nebst hohem Gefolge, von Biebrich kommend, hier eingetroffen und, nachdem im Gasthaus zum „Frankfurter Hof" von der hier liegenden königlichen Relais umgespannt war, nach Aschaffenburg weiter gereis't. Der vorderste Wagen mit einem Vorreiter, welcher eine brennende Laterne trug, kam glücklich weiter. Die zwei hintersten Wagen (völlige Dunkelheit war inzwischen eingetreten und ein Gewitter drohte, über unsere Stadt sich zu entladen) fuhren durch die hier sehr dunkeln Straßen, lenkten bei jener großen Dämmerung von der Hauptstraße ab, und so geschah es denn, daß beide Wagen an einer offenen Bach, welche hier durch unsere Stadt fließt, um ein Haar breit ein Opfer gewesen, wenn nicht zu den Ohren der Fahrenden der Hülferuf um Rettung gedrungen wäre. Der Geistesgegenwart des Wagenführers hauptsächlich haben die Allerhöchsten Herrschaften ihre glücklich vollbrachte Rettung, welche damit verbunden war, zu verdanken. Es wäre deshalb sehr zu wünschen, daß unser Ortsvorstand für Beleuchtung sorgen möchte, damit solche gefährliche Fälle nicht mehr vorkommen.

Frankfurt a. M.

Unsere Mainlust wird in dieser Woche bei hoffentlich günstiger Witterung eines zahlreichen Besuchs sich zu erfreuen haben. Der Liederkranz in Gemeinschaft mit den übrigen hiesigen Sängervereinen wird nämlich am kommenden Freitag den 24. d. ein Konzert zum Besten unserer Mozartstiftung daselbst veranstalten, und ist nach dem bereits entworfenen Programm ein recht genußreicher und heiterer Abend für alle Besuchenden zu erwarten. Der Gesammtchor der vereinten Sänger wird nahe an 400 Stimmen zählen. Besonderes Interesse für den Musikfreund wird es hierbei gewähren, neben den vom Gesammtchor unter Mitwirkung des anwesenden Orchesters vorzutragenden Gesangstücken auch die Leistungen der einzelnen Vereine zu hören. Festliche Beleuchtung des Gartens, Feuerwerk auf dem Main und die anerkannt gute Küche und Keller des Hrn Ried werden gewiß auch das Ihre zur Erhöhung des Genusses beitragen.

Logogryph.

Fünf Glieder hab' ich, vom Kopf bis zur Zeh',
Und einen Ring in der Mitte.
Mein Erstes und Letztes gebrauchet zum Thee
Der Deutsche so gut, wie der Britte.
Tilgst du das Erste, dann siehst du nur Roß,
Polust du auch sonder Ermüden.
Nimm noch das Zweite, dann siehst du nur Ost
Im Westen und Norden und Süden.
Und, o! das Folgende ganz allein
Erwächs't in bekümmerten Herzen.
Auch sät's in das Schöne und Gute sich ein,
Und keimet aus Wunden und Schmerzen.
Die beiden Letzten — St! — nachgedacht! —
Erzwingen bei Damen selbst Stille.
Ein Trost ist das Ganze bei Tag und bei Nacht.
Lies, Oedip — bedarfst du der Brille?

N—st. P. Port.

Main-Wasserwärme: 21. Juli, Morgens, 8 Uhr: 17 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 21. Juli. Der ewige Jude, dramatisches Gemälde in 5 Abth., nach dem Französischen des E. Sue; für die deutsche Bühne bearbeitet von Carlschmidt. (Gastrollen) Adrienne von Cardoville: Fräul. Damböck, vom k. Hoftheater zu Hannover. Jacob Rennepont: Hr. Franzmüller, vom Stadttheater zu Aachen.

Donnerstag, 23. Juli. Alessandro Stradella, Oper in 3 Abth., Musik von Flotow. (Gastrolle) Alessandro: Hr. Röder, herzogl. sachsen-coburg-gothaischer Kammersänger.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 201. Donnerstag, den 23. Juli 1846.

Der Sohn Solimans.

Eine Erzählung aus dem Englischen der Mrs. Erskin Norton, von R. Mogk.

(Fortsetzung.)

Einige Augenblicke war Lavinia durch die Ueberraschung der Freude fast eben so überwältigt, als sie es an diesem verhängnißvollen Tage bereits durch eine Ueberraschung von sehr verschiedener Art gewesen war. Wieder Meister ihrer Gedanken, überlegte sie klüglich, daß es besser seyn würde, da kein halbes Zutrauen zu schenken, wo ihre Rettung wahrscheinlich gänzlich davon abhing; sie erzählte daher der erfreuten Lolah das sonderbare Ereigniß, welches sie bereits mit Mustapha bekannt gemacht hatte, und am Schlusse ihrer Erzählung zog sie das verborgene Amulet aus ihrem Busen. Lolah erkannte es augenblicklich wieder; sie knieete nieder und berührte es mit Stirn und Lippen.

„Nun wundere ich mich nicht länger, daß mein Herz wider meinen Willen für Dich erglühte, Herrin, — obgleich Du eine Frankin und Christin bist; — jetzt sehe ich, es war dieser kostbare und geheiligte Zauber, der mich anzog. Ich kenne es (das Amulet) wohl: diese Hände lös'ten es der todten Mutter ab, (der schönen Fatime — O! wie trauerte der Sultan um sie!) und befestigten es um den Hals ihres Säuglings."

Nach kurzer Berathung beschlossen sie, Lolah solle zur Stunde der Siesta Gebrauch von ihrem Vorrecht als Amme machen und sich in des Prinzen Gemächer begeben. Sie war sicher, daß man ihr den Zutritt gestatten, und daß ihr Besuch keinen Verdacht erregen werde. Sie wollte ihm das Amulet zeigen, um ihn von dem Schicksal der Eigenthümerin und der kritischen Lage, in der sie sich in diesem Augenblicke befand, benachrichtigen.

Zur bestimmten Zeit legte Lavinia mit klopfendem Herzen Kette und Amulet in Lolah's Hände und wartete ihrer Rückkehr mit eben so viel Zweifel, Furcht und Ungeduld, als unser Sänger vom Arion die Julie darstellt, wie sie die Wiederkehr eines ähnlichen Boten in ziemlich ähnlichem Auftrage erwartet.

Eine lange, lange Stunde verging; endlich hörte Lavinia's scharfes Ohr den leisen, langsamen Schritt ihres rückkehrenden Boten. Sie öffnete leise die Thür und guckte hinaus, in der Erwartung, daß wenigstens ein Schimmer in Lolah's Gesicht sie über den Erfolg ihrer Sendung beruhigen werde; aber hierin hatte sie sich getäuscht, die alte Lolah war sorgfältig verschleiert. Bei ihrem Eintritt legte sie Kette und Amulet in Lavinia's zitternde Hände zurück, und sie auf die Wange küssend, flüsterte sie: „Es ist Alles gut, mein Kind. Mit Erstaunen, Freude und Angst erkannte er das Andenken, und horchte auf Alles, was ich ihm erzählte. Zuweilen schien er zornig, und ich konnte hören, wie er mit den Zähnen knirschte, aber er sagte nichts, bis ich geendigt hatte; dann sprach er nach kurzem Bedenken ruhig und bedachtsam: „Seyd mit der Dame morgen zur gewöhnlichen Stunde des Frühgangs bei dem großen Cypressenbaume, dicht am Bache, am Ende des zweiten Gangs, der sich von der Hauptallee abzweigt." Darauf that er verschiedene Fragen über Euch, und lauschte allen meinen kleinen Einzelnheiten mit großer Theilnahme und Aufmerksamkeit. Ich hätte noch eine Stunde lang fortfahren können, doch er wollte es nicht zugeben und entließ mich, indem er mich daran erinnerte, daß Ihr im Zustande großer Ungewißheit und Unruhe seyn müßtet."

Lavinia warf sich auf die Knie und dankte dem Himmel für diesen Strahl von Hoffnung und Befreiung. Bald darauf begab sie sich zu Bett, um nach den mancherlei Erschütterungen des Tages wo möglich einiger Ruhe zu genießen und sich für diejenigen zu kräftigen, welche wahrscheinlich morgen ihrer harrten.

Frühzeitig erhoben sie sich wieder und gingen, wie gewöhnlich, verschleiert und verhüllt, hinaus. Der Morgen war schön. Sie wandelten zuerst die Hauptallee hinab, einer andern Dame und deren Begleiterin folgend; dann, als sie dem bestimmten Seitenwege nahe kamen, hemmten sie ihre Schritte und betraten denselben ganz unbemerkt. Athemlos vor Unruhe, eilten sie darauf entlang; der Pfad wurde enge, voller Windungen und sehr dicht beschattet; sie hörten das Rieseln des Bachs, und eine Minute später befanden sie sich unter der großen Cypresse, welche über ihm hing. Es war ein dunkler, verborgener und abgelegener Winkel, wohin Lavinia noch niemals gedrungen war. Niemand war dort, sie blieben wartend in ängstlichem Schweigen stehen; endlich verrieth ein leichtes Rauschen der Blätter eine Annäherung. Es war ein alter, schwarzbrauner Nubier, welcher anhielt und sie aufmerksam betrachtete; dann zeigte er Lolah einen Siegelring und winkte ihnen zu folgen. Sie thaten es, und nachdem er sie einige Schritte durch das Reisholz geführt hatte, wo kein Pfad mehr war, kamen sie plötzlich vor ein etwas verfallenes Sommerhaus. Auf der Flur standen drei breite, tiefe, hölzerne Tragen, von denen eine mit einer Quantität Mus'ine und anderer Stoffe beladen und mit einem fransenbesetzten, scharlachrothen Tuche bedeckt war. Die beiden andern waren nur leicht beladen, aber neben denselben lag eine Menge derselben Artikel dem Anschein nach zum Einpacken bereit. Der Nubier gab Lolah ein Zeichen, sich in eine dieser Tragen niederzulegen, was sie ohne Zögern that; dann fing er an, sie zu bedecken, indem er die Zeuge und Musline so leicht und geschickt über sie hinschüttelte, daß es — ohne den entsprechenden Inhalt — den Schein einer bedeutenden Ladung erhielt; über das Ganze ward eine mit Fransen besetzte, gelbe Decke gezogen. Darauf gab er Lavinia achtungsvoll zu verstehen, sich in die andere Trage zu legen, was sie ebenfalls augenblicklich that; und sie konnte, trotz ihres Zitterns, ein Lächeln über die sonderbare und bequeme Art, wie sie eingepackt wurde, nicht unterdrücken. Ueber ihre Trage ward eine grüne Decke gebreitet. Als beide nun bereit

waren, ging der Nubier hinaus und rief dem Anschein nach einigen etwas entfernten Personen zu. Lavinia besaß Kenntniß der Sprache genug, um ziemlich genau zu verstehen, was gesagt wurde: „Wie lange soll ich noch warten, bis Ihr gefrühstückt und Eure Pfeifen geraucht habt! Haben wir nicht Befehl, diese Sachen bald fortzutragen?"

Sechs Träger traten ein, und wurden gemäß ihrer Kraft und Größe an den verschiedenen Tragen angestellt. Als sie sich bückten und die ledernen Riemen über den Nacken legten, um die Tragen aufzuheben, bemerkten die beiden, welche Lavinia trugen: „Diese ist schwerer, als sie aussieht."

„Ja," antwortete ihr Aufseher, „die enthält mitten einige massive Stücke geschliffenen Glases; geht gerade und vorsichtig, oder Ihr könnt leicht ein Unglück anrichten."

„Wenn jene da massives Glas enthält," sagte einer der Träger, welche die alte Lolah aufhoben, „so soll es mich wundern, welchen festen Stoff diese in sich hat?" Doch als die Tragen erst ein Mal ihre richtige Lage erlangt hatten und der gewöhnliche Ruck gethan war, wurden sie von den eingewöhnten und erfahrenen Trägern schnell und stetig fortgetragen.

(Fortsetzung folgt.)

Leben in Darmstadt.

(Geschrieben am Sonntag den 19. Juli.)

Seitdem das Eisenbahn-Glockengeläute unsere Stadt durchtönt und die Omnibus-Schelle das Accompagnement dazu bildet, hat unser geselliges Leben, trotz der seitherigen glühenden Sonnenhitze, einen mächtigen Aufschwung genommen. Man wartet nicht mehr die kühleren Abendstunden ab, um unter des Buchwaldes schattigem Dach, auf Ludwigshöhe, in der Fasanerie und zu Kranichstein, die Annehmlichkeiten des scheidenden Tages zu genießen, sondern zieht es lieber vor, gleich Morgens oder Nachmittags dem Bahnhofe in Masse zuzuströmen und einen näheren oder entfernteren Punkt der Bergstraße zum Ausfluge zu wählen. Dies ist besonders an Sonntagen der Fall, und an dem heutigen macht z. B. der Mozart-Verein eine große musikalische Excursion nach den Schloßruinen von Alsbach und Auerbach, wo bei Musik und Gesang und anderen geselligen Vergnügungen der schöne Tag heiter und vergnügt verlebt werden soll. Wer nur irgend kann, sucht jetzt an Sonntagen das Weite, mit den Flügeln des Dampfes nach der Ferne strebend, nach Frankfurt, nach Homburg, Mainz oder Wiesbaden; Orte, die man jetzt mit Benutzung der Eisenbahn in kurzer Zeit erreichen kann. Unser Publikum bezeigt sich dankbar gegen das neue Transportmittel durch dessen fleißige Benutzung, welche übrigens in ihren Resultaten doch nur eine unvollkommene Vorstellung von der Lebhaftigkeit des Verkehrs gibt, der in dem Augenblick eintreten dürfte, wo die Main-Neckar-Bahn ihrer ganzen Länge nach befahren wird. Schon durch die bisherigen Localfahrten hat z. B. die größte, dabei aber auch die stilleste Straße unserer Stadt, die Rheinstraße, ein verändertes Ansehen gewonnen. Sah man darin sonst nur einen Post-, Stadt- oder Reisewagen über das glatte Pflaster rollen, oder eine Abtheilung Soldaten unter Trommelschlag nach dem Exercierplatze taktgerecht sich bewegen, oder einen unter der Last der Staatsgeschäfte erliegenden Kanzleidiener einen ungeheuren Actenstoß, als augenfälliges Zeugniß deutscher Gründlichkeit, zu fernerem gedeihlichem Wachsthume der Luft und dem Licht aussetzen — hatte man sonst nur auf der Hauptstraße unserer Stadt diese ziemlich einförmigen Erscheinungen, welche uns die bürgerliche Gesellschaft in ihrem Alltagskleide zeigen, so gewahren wir dagegen jetzt, zu unterschiedlichen Tagesstunden, daselbst einen lebhaften Verkehr durch die Reisenden, welche auf der Eisenbahn kommen oder abgehen. — Vor dem Rheinthor, wo der Bahnhof gelegen, hörte man sonst nur den eintönigen Trommelschlag des exercirenden Militärs, oder das Geschmetter des öfter stotternden Posthornes, während einsame Spaziergänger in den beiden Lindenalleen in dem schwermüthigen Nachgefühle der üblen Geschäftslaunen des Tages mit der Tabakspfeife in der Hand nach dem Walde wanderten, oder spielende Knaben theils in dem Sande wühlten, theils nach Käfern und Schmetterlingen emsig haschten. Diese ländlichen Scenen, die einen Hölty oder Salis begeistert haben würden, sind wie verwischt durch die großartige Erscheinung der Eisenbahnbewegung, welche die Gegend vor dem Rheinthor mit ihren hübschen Promenade-Anlagen zu dem besuchtesten Orte in der Umgebung der Stadt gemacht hat. Der Bahnhof ist unser Hafen, die Eisenbahn unser Fluß, und wenn das dampfende Admiralschiff, die Locomotive, mit seinen zahlreichen Begleitern heranbraust und sich durch das Schiffscommando des Pfeifens ankündigt, so ergreifen uns unwillkürlich die Gefühle der Bewunderung für eine der schönsten Erfindungen des menschlichen Geistes, welche an die unvergeßlichen Namen Savary und Watt erinnert. Dr. D.

Christi Geist.

(Nach einer Thatsache.)

Wenn ich Sonntags Morgens zur Kirche geh'
Und das strafende Aug' des Herrn Pfarrers seh'
Und höre, wie er die Sünder verdammt
Zu dem Pfuhle, wo Pech und Schwefel flammt:
Dann ist es mit meiner Erbauung zu End'
Und ich wünsche den Pfarrer — Kreuz Sapperment! —
Mit Schwefel und Pech und Teufel und Höll'
Weit weg von der heiligen Gottesstell'
In's Land, wo der schwarze Pfeffer wächs't. —

Was Kukuk geht mich der Glaube an?
Ein Jeder glaub', was er glauben kann,
Und handle dabei rechtschaffen und treu,
Und zeig' durch die That, daß ein Christ er sey.
So hat auch der Mann, dem mein Liedlein gilt,
Die reine Lehre des Meisters erfüllt.
Ich hab' ihn mein Lebtag zwar selbst nicht geseh'n,
— Was thut's auch zur Sach'? die That ist gescheh'n,
Und der mir's gesagt, war kein Lügenmaul.

Nun höret: Im Dorf — wie heißt es doch gleich?
— Weiß wahrhaftig nicht mehr, sonst sagt' ich es Euch, —
Im Dorf — also herrscht' 'ne Hungersnoth,
Fast Keiner mehr hatte noch trocken Brod;
Die Schuld davon war ein Hagelschlag,
Der das schönste Korn vom Halme brach,
Als es just fast reif zur Ernte war,
Und so voll: — man glaubte, ein gutes Jahr
Gäb' unser Herrgott dem Bauersmann.

Und nun — was that der Pfarrer am Ort?
Er gab, was er hatte — sein tröstendes Wort,
Und von zweien gab er den einen Rock her,
Denn, wie er lehrte, so handelte er;
Und er ging mit innigem Christussinn
Zu den Thüren der fremden Reichen hin,
Und Mancher war, der ihm fröhlich gab;
Und so trocknet er viele Thränen ab.
Und er that es still, bescheiden und fromm. —

Nun begab's sich, daß ihn ein Reicher schalt,
Wie er so warm die Noth der Gemeinde malt.
Der Bittende ließ mit Bitten nicht nach,
Und wie er immer beredter sprach,
Da schrie der Geizhals von Bettelei
Und drohte wohl gar mit der Ortspolizei; —
Der Prediger blieb — da schlug ihn der Wicht
In das liebevolle Ehrengesicht,
Und schnaubte: „Fort, scheer' dich hinweg, du Lump!

Und der Pfarrer, — der schlug doch wieder? — Ach nein!
Auch flucht er den Mann nicht zur Hölle hinein;
Er lächelte, schaute ihn milde an.
„So, Herr, das habet Ihr mir gethan;
Was gebet Ihr meiner Gemeinde nun?
Was werdet Ihr meinen Armen thun?"
So sagte er sanft und ohne Groll;
Sein Herz war ja ganz von Liebe voll
Für Die, so sein Gott ihm anvertraut.

Da wurde der Reiche roth vor Scham,
Wie ein Kind, das der Mutter Ruthe bekam
Und die Ruthe nun küssen soll obendrein.
Er bat den Pfarrer, er möcht' ihm verzeih'n,
Er sey von gar hitzigem Temperament,
So, daß er nicht immer sich meistern könnt';
Und er nahm seine Börse, von Golde schwer
Und gab sie dem wackern Manne her.
Der ging voll Dankes und froh nach Haus. —

Jetzt nennt mir den, dem mein Lied nicht gefällt!
Ich habe nur treu nach der Wahrheit erzählt;
Ist schlecht auch der Reim, — gut war es gemeint,
Und den Pfarrer nennte ich gern meinen Freund:
Ich hasse zwar jegliche Kriecherei,
Verachte die schleichende Gleißnerei;
Mich ekelt das Jesuitengezücht,
Und Frömmler und Mucker — die mag ich nicht!
Mein Pfarrer aber hatte — Christi Geist.

Julius Tucht.

Mannichfaltigkeiten.

Als Goethe im Jahre 1775 in Karl August's Dienste trat, ward überall das Murren der Uebergangenen und die Kabale über die schnelle Beförderung laut; der Herzog selbst gab folgende schöne Erklärung zu den Akten: „Das Urtheil der Welt, welches vielleicht mißbilligt, daß ich den Dr. Goethe in mein wichtiges Kollegium setze, ohne daß er zuvor Amtmann, Professor, Kammerrath oder Regierungsrath war, ändert gar nichts. Ich werde nie einen Platz, welcher in so genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner gesammten Unterthanen steht, nach Anciennetät, ich werde ihn immer nur nach Vertrauen vergeben." Trotz dieser Erklärung blieb Goethe's Stellung am weimar'schen Hofe bis zu seiner italienischen Reise eine so eigenthümliche und mißliche, daß man in Weimar lange bezweifelte, ob er von Italien wieder zurückkehren werde.

(Schwarzenfels, 16. Juli.) Heute hatte man Gelegenheit, an einer sehr sonnig gelegenen warmen Wand einer Wohnung hier von einem Weinstock vollkommen reife Weintrauben zu pflücken.

Die Eisenbahnen schaffen mitunter neue Handelsartikel. So wird, wie wir vernehmen, Trinkwasser von Heidelberg nach Mannheim gebracht, und daselbst zu drei Kreuzer die Maß verkauft.

(Heppenheim an der Bergstraße, 18. Juli.) Heute wurden dem Einsender die ersten blauen Trauben von den Spalieren aus dem Garten des Gemeinderaths Molitor dahier vorgezeigt, was gewiß als das günstigste Prognostikon für den demnächstigen Herbst, wenn anders die Witterung nicht umwendet in der entscheidendsten Zeit, betrachtet werden kann!

Die „Aachener Zeitung" berichtet vom 15. Juli: Seit einigen Tagen befand sich im hiesigen Gefängnisse ein Franzose, welcher bei einer Versicherungsgesellschaft, deren Beamter er war, sich soll Unterschleife haben zu Schulden kommen lassen und deßhalb die Flucht ergriffen hatte. In Aachen verhaftet, sollte er auf Requisition der französischen Behörde ausgeliefert werden, welchem Schicksale er sich jedoch gestern Nacht zu entziehen wußte, indem er eine starke Portion Arsenik, die er, in einem Buche verborgen, bei sich trug, verschluckt. Kurz vor 7 Uhr Abends war er todt.

(Mannheim, 20. Juli.) Ueber die Personenfrequenz und die Einnahme unserer badischen Eisenbahn im Laufe des Monats Juni ist uns folgende offizielle Mittheilung zugegangen: Zahl der Personen 256,049; Personentaxen 124,602 fl. 39 kr.; unterwegs erhobene Fahrtaxen 280 fl. 45 kr.; Gepäcktaxen 7197 fl. 11 kr.; Gütertransporttaxen 52,004 fl. 15 kr.; Lager = Gebühren 119 fl. 41 kr.; Equipagentransporttaxen 4847 fl. 11 kr.; Viehtransporttaxen 1430 fl. 40 kr.; Gewicht der abgegangenen Güter 162,677 Centner 67 Pfund; Summa der Einnahme 190,482 fl. 15 kr.

Das neue Drama von Prutz „der Bauernkönig Erich" ist bis jetzt nur auf einer einzigen deutschen Bühne gegeben worden und zwar auf der Kölner. —

(Wiesbaden, 17. Juli.) Mit dem 15. d. hat, wie alljährlich, die eigentliche Kulminations=Zeit unseres Badelebens begonnen. Indeß ist es gegenwärtig weder so glänzend, noch so lebendig, als in früheren Jahren. Die Zahl der eigentlichen Kurgäste, welche seit dem Anfang des Mai in unserer Stadt sich befanden, beläuft sich noch nicht auf 6000, während die der Durchgereis'ten, d. h. solcher Fremden, die nur eine oder zwei Nächte hier verweilen, bereits über das Doppelte obiger Summe gestiegen ist. Der eigentliche Mittelstand bleibt (wie dies auch im Bad Homburg nur zu fühlbar bemerkt wird) dießmal leider größtentheils aus, was für uns, wie im Allgemeinen, kein gutes Zeichen ist. Auch an reichen und vornehmen Herrschaften ist ein fühlbarer Mangel; die uns versprochenen zahlreichen russischen Familien sind noch nicht eingetroffen. Engländer, Franzosen und Holländer kommen der Zahl der Deutschen fast gleich; berühmte, oder sonst ausgezeichnete Namen gehören bei ihnen bis jetzt jedoch zu den Seltenheiten. — Unser Herzog läßt zum Andenken seiner verstorbenen Gemahlin eine Todtenkapelle in byzantinischem Style auf den Vorhügeln, oberhalb der Steinhöhle, seitwärts vom Geisberge, erbauen. Der zu errichtende Gedächtnißtempel soll eine Zierde der Gegend werden. Mit Ausnahme von Soden sind die übrigen nassauischen Bäder in diesem Jahre eben so mittelmäßig besucht, als Wiesbaden. Cronthal und Weilbach zählen verhältnißmäßig wenig Gäste. Stärker ist die Zahl derselben in Schlangenbad und Langen=Schwalbach. In Ems zählte man gestern für die bisherige Saison noch nicht 3000 Gäste, während Soden schon über 860, und darunter viele solche hat, die sich bereits seit einem Monate dort aufhalten.

(Frankfurt, 18. Juli.) In dem Hause eines hiesigen Schuhmachers entstand vor einigen Tagen plötzlich zur Nachtzeit,

während es auf dem Pfarrthurme gerade zwölfe schlug, ein ganz entsetzlicher Spektakel, der sich mit Rappeln und Rumpeln, durch Krachen und Klappern und durch dumpfe Schläge äußerte. Entsetzt sprangen alle Bewohner des Hauses aus dem Bette und liefen unbekleidet auf die Gänge, in der Meinung, daß das ganze Haus zusammen stürzen würde. Die Dienstmagd war in ihrem Bette in die Höhe gesprungen, wodurch dasselbe zusammen gebrochen und der Lärm noch vermehrt worden war. Alle aus dem Schlaf so unangenehm Geweckten standen nun im Dunkeln auf den Gängen; doch der Rumor hatte sich gelegt — Alles still — nur die Athemzüge der ängstlich Lauschenden waren vernehmbar. Endlich brachte ein Geselle Licht und mit dem Licht kam die Aufklärung. Das Haus hatte eine gewundene Stiege, wo man durch die Mitte von oben bis unten sehen kann. Im dritten Stockwerke stand nun ein Repositorium mit ohngefähr 400 Leisten, und dieses war umgefallen und hatte seinen Inhalt mitten in die Stiege herabgeschüttet. Daß die in allen Ecken und Enden widerprallenden Leisten einen ganz gehörigen Lärm anstellten und dieser alle Schläfer des Hauses wecken mußte, ist leicht begreiflich. — Da Niemand durch diese Spukgeschichte Schaden erlitten, so endigte das Ganze mit fröhlichem Gelächter. (Berz. d. Fr.)

Korrespondenz.

Bad Homburg, 20. Juli.

Das Badeleben.

Mit Recht nennt ein geistreicher Arzt die freundliche Najade Homburgs „die liebliche Beschließerin des quellengesegneten Taunus, die als keusche Naturpriesterin, das Köpfchen an die sanfte Abdachung der Berge gelehnt, den crystallenen Schlüssel in der Hand hält, jederzeit bereit, der leidenden Menschheit die geheimnißvolle Werkstätte der segenschaffenden Quellengeister zu erschließen.“ Und wahrlich — nicht als Luxusbad allein hätte Homburg den Ruf erlangt, den es jetzt genießt; die Heilkraft seiner herrlichen Quellen, die frische, stahlkräftige Luft seiner Berge, das italisch-üppige Grün seiner Wiesen ist es, was so viele Leidende hierherzieht, die Genesung von langem Siechthum suchen und — finden. Und wie viele Annehmlichkeiten vereinigt unser Kurort in sich, den andere Bäder nur isolirt aufzuweisen haben. Die Nähe des reichen Frankfurts mit seinem großartigen Städteleben, das durch die mannigfaltigsten Verbindungen uns so nahe gerückt ist, der Comfort des feinsten Badegesellschaft-Verbandes, Bälle und Reunions, die jedem anständigen Kurgaste gratis zu Gebote stehen und wo man die gewählteste Gesellschaft in den verschiedenartigsten Elementen vertreten findet; ein Lesecabinet, wo nicht allein deutsche, französische und englische, sondern sogar auch russische und holländische Zeitschriften und politische Blätter aufliegen und das in seiner coziösen Reichhaltigkeit an die Etablissements dieser Art in Paris erinnert (dasselbe steht ebenfalls jedem Fremden gratis zu Gebote); die Konzerte und Soirées musicales, in denen alle Celebritäten, die in die Nähe kommen, dem Kurpublikum vorgeführt werden; ein treffliches Orchester, von dessen Leistungen und herrlichen Ensembles alle Fremde mit Beifall sprechen, wo findet man mehr vereinigt, um das Badeleben angenehm abwechselnd und mannigfaltig zu gestalten? Dabei die herrlichste Naturumgebung, Oreaden, im lieblichsten Bunde mit den freundlichsten Thalnymphen, schattige Abhänge und sonnige Thäler, wo sich der die Natur in ihrer Stille liebende Kurgast von jedem Geräusch der Societé isoliren kann und dann die gemüthlichen Morgen am Brunnen, wo jeder gesellschaftliche Unterschied der Stände schwindet. Einen herrlichen, wenn auch in großartigerem Genre gehaltenen Anblick gewähren die jeden Dienstag stattfindenden Bälle im Conversationshaus. Draußen im Garten und auf der Terrasse wogt es von Zuhörern und Zuschauern, die die liebliche Nachtluft dem Ballgewühle vorziehen; der rauschende Klang der Tanzmusik tönt aus dem glänzenden Saale, der sein Lichtfarbenspiel bis in die fernsten Partieen des Gartens wirft, und drinnen, welcher Glanz und welcher Luxus! diese hellerleuchteten Säle, die durch die Flamme der großen crystallenen Kronleuchter in mährchenhafte Lichtpracht gehüllt sind, diese Toiletten und Coiffüren, dieses Gewoge der Tanzenden, wahrlich, es lohnt der Mühe, einen solchen Ballabend mit seinen vielen psychologischen Beziehungen, Gestalten und Schatten vorübergaukeln zu sehen, man kann Stoff daraus zu mancherlei Betrachtungen ziehen. — Im Laufe dieser Woche sind viele neue Fremde von Bedeutung hier eingezogen, namentlich sind es die Russen und Engländer, die in dieser Saison hier dominiren; besonders die Anwesenheit Ih. k. Hoh. der Prinzessin von Preußen, so wie vieler anderer fürstlichen Personen, verleiht dem Badeleben einen ungewöhnlichen Glanz. — In dem jüngsten Konzerte hörten wir den jungen, talentvollen Violinspieler Oswald aus Stuttgart, der ein Beriot'sches Konzert mit vieler Präcision vortrug; Dem. Oswald vom Frankfurter Theater sang eine Arie aus Tell und Reissiger's „Ave Maria“, und ihre herrliche Stimme errang die Palme des Abends. Sie wurde, was hier selten ist, gerufen und empfangen. Der Baritonist Clement sang das Czaarenliedchen mit vielem Feuer. Sehr gut ward von unserer Kapelle die Ouverture zum Freischütz executirt, und ein englischer Pianist, Gibbson, trug russische Themate mit Geschmack vor. Nächsten Freitag singt Breiting auf Verlangen vieler Russen; auch Bohrer und Menter werden wir hören.

Von der Kinzig, 20. Juli.

Am 14. d. M. waren die Bewohner unseres Kinzigthales in freudigster Bewegung. Sie galt dem festlichen Einzuge des regierenden Hrn. Grafen Karl zu Ysenburg und Büdingen in Meerholz mit seiner ihm am 9. v. M. zu Castell angetrauten Gemahlin, der Gräfin Johanna Constanze Agnes Helene zu Castell. Schon am frühen Morgen belebten sich die Straßen nach Meerholz, wo die Betrachtung der von der Gemeinde erbauten imposanten Ehrenpforte und der festlich und geschmackvoll decorirten Gebäude, so wie die an öffentlichen Orten aufgestellten Musikcorps den frühzeitig Angelangten reichliche Unterhaltung darboten. Gegen 1 Uhr setzte sich der Festzug, an der Spitze desselben mehrere erlauchte Anverwandte des Hrn. Grafen, von Meerholz nach der Gränze der Standesherrschaft hin in Bewegung. Er bestand aus fast 200 Dienern, Erbbeständern, Pächtern und andern Unterthanen des gräflichen Hauses zu Pferd und 40 mit Dienern und Ortsvorständen, so wie sonstigen Personen besetzten Wagen. Der Hr. Graf kam an der Seite seiner in der Fülle jugendlicher Schönheit prangenden Gemahlin gegen 3 Uhr an der auf der Landesgränze errichteten Ehrenpforte an und wurde daselbst im Namen seiner sämmtlichen Unterthanen von dem Pfarrer Rentzel vom Berge mit einer passenden Anrede begrüßt. Schon hier verweilte eine große Menge, welche sich bald in dem nahen Orte Neuhaßlau noch vermehrte. Das erlauchte Paar freute sich sichtbar der in ländlicher Einfachheit geschehenen Ausschmückung der von dem Festzuge berührten Straße dieses Orts und der an der Ehrenpforte bei Niedermittlau in einfachen Worten von einem Gliede des Vorstandes Namens der Gemeinde dargebrachten Huldigung. Von dort ging der Festzug in Begleitung vieler Hunderte von Menschen und unter beständigem Kanonendonner nach Meerholz, wo der Bürgermeister, so wie die Ortsbürger, an der Ehrenpforte versammelt waren und Namens derselben der Bürgermeister deren ehrfurchtsvolle Bewillkommnung aussprach. Wahrhaft großartig wurde der Festzug von da bis zum gräflichen Schlosse, da in der freundlichen und festlich geschmückten Neugasse eine zahllose Menge harrte und in ununterbrochenen Lebehochs ihre freudige Theilnahme aussprach. Bald nach dem Einzuge überreichte eine Anzahl Jungfrauen aus sämmtlichen zur Grafschaft gehörigen Orten dem hohen gräflichen Paare ein Festgedicht, und ihnen folgten in festlichem Aufzuge die Singvereine von Meerholz, Lieblos, Rothenbergen, Niedergründ und Himbach, welche im Schloßhofe in heiterem Gesange ihren Bewillkommnungsgruß darbrachten. Die allgemeine freudige Theilnahme an dieser Festlichkeit, das allgemeine Bestreben, zu deren Verherrlichung beizutragen, die große Ordnung, welche bei dem wohl von mindestens 10,000 Menschen umgebenen Festzuge ohne irgend bemerkbare polizeiliche Anordnung herrschte, — die allseitige freundlichste, unverkennbar herzliche Bewillkommnung des erlauchten Paares beweis't unwiderlegbar, daß es dem Hrn. Grafen wohl gelungen ist, sich die Liebe seiner Unterthanen und die allgemeine Verehrung zu erwerben.

Main-Wasserwärme: 22. Juli, Morgens, 8 Uhr: 17 Grad.
M. Seelach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 23. Juli. Alessandro Stradella, Oper in 3 Akten. Musik von Flotow. (Gastrolle) Alessandro: Hr. Réer, herzogl. sachsen-coburg-gothaischer Kammersänger.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 202. Freitag, den 24. Juli 1846.

Der Sohn Solimans.

Eine Erzählung aus dem Englischen der Mrs. Erskin Norton, von R. Mogk.

(Fortsetzung.)

Die Träger schritten gerade und ungefragt auf den Haupteingang des Serails zu; die scharlachene Bahre voran, die grüne in der Mitte und die gelbe hinten. Hier wurden sie von dem diensthabenden Offizier angehalten.

„Was enthalten diese Tragen?"

„Hauptsächlich Stoffe und Musline," erwiederte der Führer.

„Wem gehören dieselben?"

„Dem Prinzen Mustapha."

„Wo werden sie hingetragen?" fragte der Offizier weiter, seine Hand auf die scharlachbedeckte Trage legend.

„Eine ist ein Geschenk für den Capitain, auf dessen Fregatte der Prinz gestern anlangte; die andern beiden sind für seiner Hoheit Harem."

„Mahmud!" rief in diesem Augenblicke eine Stimme, welche Lavinia's Herz erzittern machte, „Ihr kommt etwas spät, und werdet die Fluth versäumen. Mein Herr," sich an den Offizier wendend, „wollt Ihr so verbindlich seyn, zu gestatten, daß die Tragen ohne fernere Examination von hinnen ziehen?"

„Mein Gebieter!" rief der erschrockene Beamte sich verbeugend aus, „ich — ich — ich —" dann zurücktretend gab er Befehl, weiter zu ziehen.

„Ist's irgend etwas von Bedeutung," forschte Mahmud, „was auf den Tragen an Bord gebracht wird?"

„Durchaus von keiner," erwiederte Mustapha sorglos, und die Tragen gingen vorüber.

Sie waren ungefähr fünf Minuten lang rasch vorwärts geschritten, als ein kurzer Halt gemacht wurde, um die scharlachbedeckte Tragbahre der Obhut einer Person zu überliefern, welche darauf lauerte, dieselbe in ein Boot zu eskortiren.

Alsdann bewegten sie sich eine Viertelstunde lang in demselben raschen Schritte weiter, bis sie angerufen wurden, und nachdem das Losungswort gegeben war, traten sie in ein dem Anschein nach tiefes und luftiges Gewölbe und gelangten von da, durch gepflasterte Höfe und Gänge, über Treppen und verschiedene Zimmer entlang. Endlich wurden die Tragen auf einer mit Teppichen bedeckten Flur vorsichtig niedergesetzt; Mahmud bückte sich wieder und sprach leise mit Lolah, worauf er sich mit den Trägern entfernte.

Sobald sich Lolah herausgewickelt hatte, befreite sie auch Lavinia aus ihrem leichten Gefängniß. Sie umarmten sich in Freude und Dankbarkeit, und sich umblickend, fanden sie sich in einer Reihe von prachtvollen Gemächern. Sklaven waren da zur Bedienung, ein Bad war in Bereitschaft, die kostbarsten Kleider und Juwelen lagen auf Ruhebetten zur Schau und Erfrischungen standen bereit.

Während der ersten zwei Stunden fühlte Lavinia nichts, als die unverwischte Glückseligkeit über ihre Erlösung von Selymus Liebe und Roxolana's Rache. Der außerordentliche Wechsel, welcher in ihrem Schicksal stattgefunden, war so plötzlich und unerwartet gewesen, die Gegenstände, welche auf dem Spiele standen, — Ehre und Leben — waren von so großer Bedeutung, daß kein anderer Gedanke als der an die augenblickliche Rettung bei ihr aufsteigen konnte. Als jedoch die erste Aufregung vorüber war und Lavinia's Gemüth sich zu beruhigen und zu sammeln anfing, lagerte sich nach und nach ein sinnender Ausdruck auf ihre Stirne, und Zweifel und Angst bemächtigten sich ihrer Gedanken.

Sie konnte sich zwar wegen des Schritts, den sie gethan, nicht verdammen, er war nicht nur zu entschuldigen, sondern sogar zu rechtfertigen in der Lage, in die sie versetzt war; aber sie beklagte die Nothwendigkeit desselben. Es kam ihr vor, als habe sie sich freiwillig in den Harem (sie schauderte bei dem Worte) des türkischen Prinzen begeben; sie war bonâ fide hier eben so gut eine Gefangene, als im Seraglio, mit dem peinlichen Unterschiede, daß sie dort unter weiblichem Schutz gestanden hatte, und hier nicht; sie fühlte, daß sie einzig von Mustapha's Treue und Ehrgefühl abhing. „Und hierin will ich unbedingtes Vertrauen setzen," rief sie in ihrem Innern aus; „so lange ich über mein eigenes wunderliches Herz strenge Wache halte, so lange ich seiner Hochachtung würdig bin, wird dieselbe auch mein Schild seyn. Jene stürmischen, ungerufenen Gefühle, welche sich hier erhoben haben, (wobei sie die Hände auf den Busen drückte), müßen hier für immer begraben werden! Kein Wort, kein Blick, nicht die leiseste Regung darf ihr Daseyn verrathen! Dankbarkeit ist Alles, was ich ausdrücken mag: die entscheidende Abreise wird rasch bewerkstelligt werden und der Kampf dann bald vorüber seyn."

Lolah bemerkte wohl den Wechsel in der Gemüthsstimmung ihrer Herrin, aber sie vermied es mit der bescheidenen Demuth einer morgenländischen Dienerin, dies durch eine Frage oder Bemerkung darzuthun, sich jedoch zugleich darüber wundernd, wie es möglich seyn könne, jetzt noch betrübt zu seyn.

Kaum waren am Abend die Zimmer erleuchtet, als die Annäherung des Prinzen angekündigt wurde. Lolah stand auf, um sich zurückzuziehen, aber Lavinia gab ihr ein Zeichen zu bleiben, während sie selbst bis nahe an den Eingang vortrat, um ihren Wohlthäter zu empfangen. Als er eintrat, verneigte sie sich tief; er trat näher, nahm ihre Hand und rief mit Blicken voller Freude, Zärtlichkeit und Bewunderung: „Lavinia!"

„Mein Herr!" wandte sie sich zu ihm, „ich weiß meinen Dank nicht auszudrücken, meine tief im Herzen gefühlte Dankbarkeit, für die unermeßlichen Dienste, welche mich mein Schicksal zwei Mal in meinem Leben — ja sogar unter persönlicher Gefahr und Wagniß für Euch — aus Euren Händen empfangen ließ!"

„Sprechet nichts mehr darüber, — das ist die beste Weise, mir zu danken," erwiederte der Prinz, sie zu der Ottomane führend, in deren Nähe Lolah stand. „Ah! meine alte Amme; ich bin erfreut, Euch hier zu sehen! Dies ist für die Zukunft Eure Heimath, und Euer spätes Alter soll so glücklich seyn, als ich es zu machen vermag!"

„Möge Allah Dich segnen, mein gnädiger Gebieter! mein theures Kind! mächtigster Prinz! mein Pflegekind!" schluchzte die arme Lolah heraus, deren Verehrung gegen den Prinzen fast durch ihre Ammenliebe für das Kind ihres Busens überwältigt worden war.

„Genug, gute Lolah! Ich werde Euch bald wieder sehen, aber für den Augenblick wünsche ich eine geheime Unterredung mit dieser Dame zu haben — Ihr mögt Euch zurückziehen." Lolah blickte Lavinia an, welche nach augenblicklichem Bedenken einwilligend nickte; dann entfernte sie sich.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bilder Ulrichs von Hutten und Franzens von Sickingen.

(Ein Aufruf an deutsche Künstler.)

> „Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen waren Männer von solcher Charaktergröße, daß wir Deutsche im Hinblick auf diese Dioscuren den Besten der Griechen und Römer zurufen können: „Weichet! hier ist mehr als Griechenland und Rom!" Herder.

Es gereicht mir zu großer Freude, einem längst gehegten Wunsche Worte unseres lieben Herder voranschicken zu können, dem in unsern Tagen, wo Deutschland durch die Erkenntniß der großen Männer, die es erzeugt hat, sich seiner Macht und welthistorischen Bestimmung bewußt wird, die Ehre eines Nationaldenkmals zu Theil werden soll, wie sie den übrigen geistigen Heroen Schiller, Jean Paul, Goethe rc. rc. bereits geworden. Herder, in jeder Beziehung seines Wirkens groß, ist es darin besonders, daß er die Deutschen unablässig ermahnte, einig zu seyn, sich als Nation zu fühlen und ihre Wohlthäter, ihre Erretter und die Repräsentanten ihrer Nationalgröße nicht zu vergessen. So sehr Herder die ganze Menschheit liebte, so sehr war er auch deutscher Patriot, und vielleicht ist sein früher Tod durch die Schmach beschleunigt worden, die er über Deutschland hereinbrechen sah. Namentlich ist Herder in verschiedenen Schriften aufgetreten, um das Andenken Huttens und Sickingens zu erneuern, und die erste Sammlung der sämmtlichen Schriften des hochherzigen Verbannten ist sein Werk. Wer unsere Geschichte genug kennt, um sich ganz in jene Zeit zu versetzen, vermag allein den Abstand der damaligen und jetzigen Zeit zu ermessen. Vor fünfzig Jahren waren erst die furchtbaren Wunden des dreißigjährigen Kriegs vernarbt, die deutsche Sprache sprengte die Fesseln der Ausländerei und die Meister des Wortes bewiesen der erstaunten Welt, daß sie sich der griechischen stolz vergleichen dürfte; unsere Poesie begann den Wettkampf mit der britischen, der heute noch unentschieden ist und es vielleicht immer bleiben wird. Aber es war die Zeit der Aussaat, und die kühnsten Hoffnungen damaliger Patrioten reichten nicht an die Bestrebungen unserer Tage, wo Hutten der gefeiertste Name ist aller Streiter für Recht, Licht und Nationalgröße, für Handelseinheit, öffentliche Gerichte, eine Nationalflagge und gegen Jesuitenthum und Reaction in jeder Beziehung, wo ein Dichter in glühendster Begeisterung ruft:

„Wir brauchen einen großen Schatten,
Deß Geist um uns're Fahnen schwebe,
Der, wenn im Kampfe wir ermatten,
Uns Blut von seinem Blute gebe.
Wie lang mit Lorbeern überschütten
Wollt' ihr die korsische Standarte,
Wann hängt einmal in deutschen Hütten
Der Hutten statt des Buonaparte?"

Nie ist vielleicht ein deutscher Name mehr gefeiert worden als unser Hutten in heutigen Tagen. Die Meister der sogenannten politischen Poesie, Herwegh, Freiligrath, Prutz haben ihn zum „ersten Liebling ihres Herzens" erkoren; der leider seinem Volke zu früh gestorbene Ernst von Brunnow hat das reiche Leben unseres Helden allen Ständen zugänglich gemacht in seinem preiswürdigen Buche: „Ulrich von Hutten, der Streiter für deutsche Freiheit", welches allen Lese-Vereinen dringend zu empfehlen ist. Die allerliebsten Statuetten Huttens und Sickingens, aus der Werkstätte des talentvollen Emil Kauer zu Kreuznach, sind weit und breit bekannt, aber je erhebender diese Huldigungen edler Geister sind, um so betrübender ist es, daß keine einzige Kunsthandlung zu Frankfurt im Stande ist, die Brustbilder beider Dioscuren weder in Kupfer oder Stahlstich, noch in Steindruck zu liefern, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil dieselben nirgends existiren. Ich bin überzeugt, daß die deutsche Kunst, die heute wie zu Lessing's Zeit, nach Brod geht, kaum ein Unternehmen beginnen könnte, welches eines bessern Erfolges gewiß wäre, als dies, um so mehr, wenn es eben so meisterhaft ausgeführt würde, als die Offenbacher Steindrücke von Ronge und Dowiat. Möchte diese Bitte gehört werden! möchten die deutschen Künstler immer mehr und mehr zur Förderung der nationalen Richtung mitwirken, und möchte es dem Unternehmer eine Ermunterung seyn, daß sich der Verfasser dieser Zeilen im Falle des Gelingens auf 25 Lithographien subscribirt, und um so bereitwilliger, wenn sie mit den Worten Herders oder den Versen neuerer Dichter geziert sind.

Fr. Emminghaus.

Ein Monument für Senefelder.

Das „Journal für Buchdruckerkunst, Schriftgießerei und die verwandten Fächer" enthält in seiner neuesten Nummer einen Aufruf an Alle, welche sich mit Aloys Senefelder's Erfindung, mit der Lithographie, beschäftigen, oder welchen ihre Erzeugnisse Vergnügen oder Nutzen gewähren, der, von dem hiesigen rühmlichst bekannten Lithographen B. Dondorf verfaßt, mit schöner Sprache das Leben Senefelder's und die Geschichte seiner Erfindung schildert. Leider sind wir wegen dem beschränkten Raum unseres Blattes nicht im Stand, unsern Lesern den ganzen Aufsatz mitzutheilen; es mögen daher hier nur die Schlußworte eine Stelle finden, aus denen wir leider ersehen, daß Senefelder seiner Familie Nichts hinterlassen konnte, als seinen großen Namen. „Er vergaß für sie zu sorgen", heißt es dort, „nicht aus Mangel an Liebe und Arbeitslust — er war der herzlichste und biederste Mensch, arbeitete von früh bis in die tiefste Nacht — nicht aus Mangel an Einsicht — sondern weil der Eifer und die Liebe zu seinen Forschungen und Versuchen so weit ging, daß er Alles dafür auf's Spiel setzte; er sah es oft ein, daß er anders verfahren sollte, aber er konnte nicht, ein innerer Drang riß ihn fort, ein wahrhaft genialer Eifer beherrschte ihn, willenlos mußte er seiner Leidenschaft folgen. Er konnte nicht für seine eigene Familie sorgen, da er dem Allgemeinen seine Kräfte widmete; er theilte Allen mit, was er wußte, es blieb ihm keine Zeit, an seinen Vortheil zu denken! — Die Jünger seiner Kunst, Alle, welchen seine große Erfindung Ehre, angenehme Beschäftigung, Vortheil, Vergnügen gewährt, haben die Verpflichtung zur Anerkennung seines edeln, gemeinnützigen Wirkens auch zur Unterstützung seiner Familie, seiner zwei Töchter, welche er ohne Mittel hinterlassen. Möchten alle Zeichner auf

Stein, alle Besitzer lithographischer Anstalten nah und fern, sich dieser Angelegenheit mit Wärme annehmen, in jeder Stadt zusammen treten und eine Sammlung veranstalten — gewiß wäre es von Interesse, wenn in Gesellschaften von Kaufleuten, Künstlern, Gelehrten, Proben der verschiedenen Leistungen der Lithographie vorgelegt würden und deren Ausführung erläutert — auch die kleinsten Gaben würden bei der mächtigen Ausbreitung der Lithographie ein großes und würdiges Resultat erzielen. — Die auf dem Privatwege in Frankfurt a. M. gesammelten Beiträge haben in wenigen Tagen das schöne Resultat von fl. 298. 36 kr. bewirkt; möchte nicht bloß in deutschen Schwesterstädten, sondern in allen Ländern, in allen Städten, wo Lithographen leben, ein Gleiches geschehen! Es wäre dies gewiß das schönste Monument für Senefelder. Seine Erfindung ist in alle Länder übergegangen, es wird gewetteifert, wer das Gelungenste leistet — möchten auch alle Länder ihren Tribut zollen und wetteifern in Erfüllung menschenfreundlicher Anerkennung!"

Mannichfaltigkeiten.

(Constanz, 12. Juli.) Am 6. d. M. waren es 431 Jahre, daß Johannes Huß in Constanz wegen religiösen Freimuthes den Feuertod erlitt. Die deutsch-katholische Gemeinde dahier nahm dabei Veranlassung, Sonntags den 12. Juli, diesen Gedächtnißtag im Conciliumsaale auf festliche Weise zu begehen. Der Vorsteher der Gemeinde entwickelte in einem längeren Vortrag die Lebens- und Leidensgeschichte des gefeierten Mannes, wobei er die geschichtlichen Hauptzeugnisse eines Stumpf, v. Wessenberg's u. s. w. wörtlich citiete, und namentlich heraushob, wie der edle Freiherr v. Wessenberg in seiner Conciliengeschichte, trotz seines Standpunktes als Reformfreund innerhalb der römischen Kirche, der Wahrheit das Zeugniß gebe, und Huß als ein Opfer des Unrechts, der Treulosigkeit und Gewaltthat bezeichne. Er schilderte Hussen als den blutigen Vorläufer von Luther, als den wahrhaft frommen heldenmüthigen Bahnbrecher des segenvollen Lichtes der Reformation, kurz als einen Mann, der immerhin, möge man auch weit davon entfernt seyn, alle seine Ansichten zu theilen, die hohe Verehrung aller Derjenigen verdiene, die es wissen, welcher Glaubens- und Charakterstärke es bedürfe, seinen ein Mal als wahr erkannten Grundsätzen treu zu bleiben, selbst auf die Gefahr hin, Schmach und Tod zu erdulden dafür. Die Heiligkeit des Fürstenwortes in Kaiser Sigismund, ein Palez und Michael de Caussis wurden nach Gebühr gewürdigt, und wie ein Engel des Lichtes nahm sich der ehrenfeste Ritter v. Kulm neben der finsteren Gruppe der mordsüchtigen Rotte aus. Uns fielen während der Rede verschiedene Vergleichungen ein zwischen Einst und Jetzt, die wir aber bei uns behalten wollen, — weil wir leider müssen. Im Innern wahrhaft gekräftigt und erhoben durch den Anblick des gottgläubigen Streiters und heldenmüthigen Dulders, trennte sich die Versammlung, und feurige Wünsche gaben sich kund, die Schmach, die Huß vor vierhundert Jahren in Constanz erlitten, möchte bald, recht bald von den Constanzern des neunzehnten Jahrhunderts auf eine Weise getilgt werden, sowohl ihrer als des starkmüthigen Vorkämpfers für Gewissensfreiheit würdig!

Ein der Person wegen, welche dabei die Hauptrolle spielte, fast tragikomisch wirkender Prozeß wurde in den letzten Tagen vor den Pariser Assisen entschieden. „Ein armer Teufel", ein Gazeweber, Namens Daloz, befand sich am 18. April 1846 mit noch etwa zwanzig Leuten in einem Saal des St. Ludwighospitals, wo die von den Pariser Hospitalärzten dahin geschickten Kranken unentgeltlich Dampfbäder erhalten. Man unterhielt sich über das kurz vorher von Lecomte begangene Attentat auf die Person des Königs. Da sagte Daloz mit frecher Erhebung der Stimme: „Man hat auf den König geschossen und hat ihn gefehlt; sie werden diesem Tyrannen nie etwas anhaben; wenn ich dazu Gelegenheit hätte, ich würde ihn schon treffen; ich würde nach seinem Gesichte zielen, denn er ist am ganzen Körper gepanzert." Des Herzogs von Orleans gedachte er in den empörendsten Ausdrücken. In dieser Weise tobte der Mensch anderthalb Stunden fort, obschon ihm die darüber empörten Zuhörer bemerklich machten, er solle sich in Acht nehmen, man könne ihn arretiren, worauf er erwiederte, er werde Alles läugnen. Dies that er denn auch vor dem Instructionsrichter, doch meinte er: es könnten ihm vielleicht die Dämpfe des Bades ein wenig zu Kopfe gestiegen seyn. Der Majestätsbeleidigung und der Beleidigung der königlichen Familie angeklagt, erschien der Armselige vor den Assisen der Seine, ein Mann „mit kleinen und seltsam tiefliegenden Augen, mit dünnen und zitternden Lippen, mit einer Sprache, die in ihrer schnell herausgestoßenen Weise den exaltirten Charakter des Mannes erkennen läßt." Trotz der Zeugen läugnete er auch vor den Assisen Alles, sein Läugnen half ihm aber eben so wenig, als der Präsident seine Entschuldigung, daß ihm vielleicht die Dämpfe zu Kopf gestiegen seyn könnten, gelten ließ. Daloz wurde zu einem Jahr Gefängniß, zu 500 Fr. Geldstrafe und in die Kosten verurtheilt.

(Regensburg, 15. Juli.) Ueber den Gemeinsinn, die rege Theilnahme, die Herzlichkeit und Gastfreundlichkeit, welche die Einwohner von Landshut im Verlaufe des Sänger-Festes bethätigt haben, ist nur eine Stimme des Lobes und der Anerkennung zu vernehmen. Die Sänger wohnten zumeist in Privathäusern, und die Bürger stritten sich förmlich darum, einen Festgast in's Quartier zu bekommen. Aber auch solche, die in Gasthäusern Unterkunft suchten, beklagten sich nicht über Bevortheilungen. Ja manche zahlten fabelhaft billige Zechen, ein ehrenwerther Gegensatz zu einer bekannten Stadt am freien Rhein, wo die Gastwirthe neulich bei ähnlicher Gelegenheit sich durch das unverschämteste Prellen verewigt haben. — Das nächste Gesangfest ist hier.

(Ein düsteres Bild.) Der „Courrier français" äußert in Bezug auf den jetzigen gesellschaftlichen Zustand in Frankreich: Freisinnigkeit ist die erste Pflicht der Zeitungen; bestimmt, das Land aufzuklären, alle Lichtstrahlen in Einem Central-Brennpunkte zu sammeln, würden sie ihre Mission verletzen, ihre Rolle fälschen, ihrer moralischen Gewalt entsagen, wenn sie mit Illusionen, mit Lügen die Bilder befleckten, die von allen Punkten des Horizonts ihren zurückstrahlenden Spiegel treffen. Wohlan!, im Namen der Freisinnigkeit, im Namen unserer gebieterischen Pflicht bezeichnen wir die tiefe Gleichgültigkeit und Gefühllosigkeit, welche in Frankreich herrscht. Das Privat-Interesse ist jetzt das einzige, das höchste, das allgemeine Gesetz. Seine Felder zu düngen und abzurunden, seine Werkstätten auszudehnen, seine Capitalien zu vervielfältigen, sein Haus zu zieren, seine Tafel zu verfeinern, zu glänzen und seine Nachbarn zu übertreffen, glänzende Freundschaften zu erringen, einige Stufen der gesellschaftlichen Leiter zu erklimmen, seine Person zu erheben, dies ist die Triebfeder, der Zweck, die beständige Beschäftigung der großen Mehrheit der Franzosen, welche sich die Oberherrschaft in der gesellschaftlichen wie in der politischen Ordnung angemaßt haben. Sie sind zufrieden; wessen bedarf Frankreich mehr?

(Der preußische Helm.) In der englischen Armee soll jetzt eine dem preußischen Helme ähnliche Kopfbedeckung eingeführt werden; der von dem Gemahl der Königin in müßigen Stunden erfundene sogenannte „Albert-Hut", ein pseudo-tyrolisches Ungeheuer, hat sich als durchaus unangemessen erwiesen. (Hamb. Corr.)

(Die Ruinen von Ninive.) Die in den Ruinen Ninive's durch die HH. Bocca und Eugene Flandin gemachten Entdeckungen nehmen fortwährend die Wißbegierde der Gelehrten in hohem Grade in Anspruch. Die Ueberreste eines weitläuftigen Palastes, welcher 15 an einander stoßende Säle enthält, sind, nachdem sie 2500 Jahre lang von Erde bedeckt der Vergessenheit anheim gefallen waren, durch die emsig fortgesetzte Arbeit von zwei Jahren wieder zu Tage gefördert. Von den 15 Sälen des Gebäudes sind 9 vollkommen erhalten.

(Frankfurt, 17. Juli.) Die zuletzt erschienene Nummer 13 der Frankfurter gemeinnützigen Chronik enthält einen mit Carl Heinrich Ehrt unterzeichneten Artikel in Betreff der hiesigen Gewerbeausstellung, welcher für jeden Druck- und Weberwaaren-Fabrikanten, so wie für Solche, deren Geschäfte mit denselben in Beziehung stehen, von nicht geringem Interesse ist. Es werden darin die großen Vortheile und guten Zwecke dergleichen Ausstellungen anerkannt, allein zugleich auch einer Sache gedacht, die vielleicht für das weitere industrielle Deutschland von größerer Wichtigkeit erscheint, als für Frankfurt selbst, und es wäre sehr löblich, wenn alle Redaktionen verbreiteter Blätter diesem Gegenstande ihre Aufmerksamkeit zuwendeten. Hr. Ehrt richtet nämlich an alle Industrie- und Gewerbevereine die Bitte, mit vereinten Kräften auf ein zureichendes Schutzrecht oder Gesetz zu wirken, welches die Aussteller eines Produktes, namentlich in Druck- und Weberwaaren, oder überhaupt aller durch Dessins und Muster charakterisirter Stoffe oder Waaren vor der schleunigsten Nachmacherei ihrer zurückstehenden Conkurrenten schützen würde, mögen dies nun eigene oder durch Ankauf erworbene Ideen seyn. Es ist unbestreitbar, daß ohne solchen Schutz die Fabrikanten bei der jetzigen starken Conkurrenz in ihrem ohnehin schwachen Nutzen geschmälert und somit ihnen die Früchte ihres Denkens zum Theil, wenn nicht ganz entzogen werden. Dieser großen Schattenseite aller deutschen Industrie-Ausstellungen könnte wohl ohne Patente, die hierbei nicht anzuwenden sind, begegnet werden, wenn man die Waaren durch Stempel bezeichnen ließ, welche das Datum der Verfertigung trägen, was hinreichend, um nöthigenfalls den Beweis zu führen, wer der erste oder rechtliche Besitzer eines Dessins sey. Obendrein würde dies in Staaten, wo derartige Industrie weit stärker betrieben wird als hier, den Finanzkassen wesentliche Vortheile gewähren, wenn nur das Verhältniß der Stempeltaxen ein richtiges wäre, welche übrigens Jeder, für den seine Ideen Werth haben, gern entrichten wird. Zum Schlusse meint Hr. Ehrt, daß durch ein solches zureichendes Schutzgesetz die Industrie eben so wohl gefördet würde, wie dies in ähnlichem Fall bei Geistes-Erzeugnissen im Gebiete der Literatur, Musik rc. geschehe. Ganz richtig ist seine daran geknüpfte Bemerkung, daß durch Förderung der materiellen Interessen dem Staate ebensowohl gedient sey, als mit der der geistigen, weil, fügen wir hinzu, der Staat am besten gedeiht und am längsten glücklich ist, wo für beides zugleich gesorgt wird, ohne eins oder das andere auf Kosten eines derselben vorab zu begünstigen.

Korrespondenz.

Mainz, 21. Juli.

Erlauben Sie mir, daß ich Ihre einheimischen und auswärtigen Leser mit einer „Bäcker-Geschichte" unterhalte, die, wie ich mir schmeichle, allen Denen nicht langweilig erscheinen dürfte, die keine passive Rolle darin spielen. Diese Geschichte hat sich hier, und zwar gestern Abend, zugetragen, und das Zeitwort, das in dieser kurzen Geschichte den Ausschlag gibt, ist das zusammengesetzte Wort „Wegnehmen." Das Activum heißt: ich nehme weg; das Passivum aber: mir wird weggenommen. Wem also das Letztere in der Geschichte begegnet, der spielt gewiß eine passive Rolle. Es war gestern nach sechs Uhr, da hielten die hiesigen Herren Bäcker in einem öffentlichen Lokale, genannt der „kleine Karthäuser-Hof", zusammen Rath, wobei ohne Zweifel über einen der vorzüglichsten materiellen Gegenstände, über „Brod", debattirt ward. Erst vor einigen Tagen hatten wir einen kleinen Brod-Krawall gehabt, und so konnte man vermuthen, die Herren beriethen miteinander, wie ähnlichen Auftritten vorzubeugen sey. Die Versammlung hatte aber noch gar nicht lange gedauert, als plötzlich mehrere Mitglieder derselben in größter Hast über die Augustinerstraße (in dieser liegt das obengenannte öffentliche Local) dahineilten, denen bald andere in eben so großer Hast folgten. Ich trat in einen offenen Laden in derselben Straße, um mich zu erkundigen, ob irgend ein Brod-Spektakel wieder im Anzuge sey; da erfuhr ich aber, daß der thätige Polizeicommissär, Hr. K...n, in mehreren Bäckerläden, deren Besitzer eben an der Berathung Theil nahmen, Visite gemacht, und gleich im ersten Laden fünfzig Laib Brod confiscirt hatte, weil es zu leicht war. Hr. K machte seinen Besuch in fünf Läden, traf überall zu leichtes Brod, was jetzt freilich nur 18½ kr. der vierpfündige Laib kostet; indeß schon im sechsten Laden fand er kein Brod mehr, denn man war auf seinen überraschenden Besuch vorbereitet. Die unvorhergesehene Polizei-Visite soll, wie von sachkundigen Männern versichert wird, auf die schleunige Aufhebung der Versammlung wesentlich eingewirkt haben. Die Moral dieser Geschichte ist: Man muß nicht zu leichtes Brod backen, wenn man ruhig an einer Berathung Theil nehmen will.

Konzert zum Besten der Mozart-Stiftung auf der Mainlust.

Freitag den 24. Juli 1846.

Erste Abtheilung. 1. Chor, vorgetragen von sämmtlichen Vereinen: Hör' uns, Allmächtiger, von Klein, mit Orchester-Begleitung. 2. Chor, vorgetragen von dem Verein „Frohsinn": Jägerchor aus Euryanthe, mit Horn- und Posaun-Begleitung. 3. Chor, vorgetragen von dem „Hermanns-Verein": Walzer, von Abt. 4. Chor, vorgetragen von dem „Liederverein von Sachsenhausen": Wer ist unser Mann. 5. Chor, vorgetragen von sämmtlichen Vereinen: Vaterlandslied, von Marschner, mit Orchester-Begleitung. Zweite Abtheilung. 1. Doppel-Chor, vorgetragen von sämmtlichen Vereinen: Haltet Frau Musica in Ehren, von Rochlitz, mit Orchester-Begleitung. 2. Chor, vorgetragen von dem Verein „Arion": Hessisches Volkslied. 3. Chor, vorgetragen von dem Verein „Orpheus": Gute Nacht, allen Müden sey's gebracht. 4 Chor, vorgetragen von sämmtlichen Vereinen: Frei wie des Adlers mächtiges Gefieder, von Marschner, mit Orchester-Begleitung. Dritte Abtheilung. 1. Chor, vorgetragen von sämmtlichen Vereinen: Wohlan, heran, von Spamer. 2. Chor, vorgetragen von der „Liedertafel": O Isis, von Mozart. 3. Chor, vorgetragen von dem „Liederkranz": Gesang und Kuß und Rebenblut, von Mangold. 4. Chor, vorgetragen von sämmtlichen Vereinen: Was ist des Deutschen Vaterland, von W. Speyer. — Die Mainlust wird um 4 Uhr geöffnet. Die Gesänge beginnen um 7 Uhr. — Eintrittskarten à 30 kr. sind bei Hrn. C. A. André auf der Zeil, bei Hrn. P. C. Quilling auf dem Liebfrauenberg und Abends an der Kasse zu haben. Bei ungünstiger Witterung findet das Konzert Samstag den 25. Juli statt.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 200.
Trost.

Main-Wasserwärme: 23. Juli, Morgens, 8 Uhr: 17 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 23. Juli. Alessandro Stradella, Oper in 3 Abth., Musik von Flotow. (Gastrolle) Alessandro: Hr. Röer, herzogl. sachsen-coburg-gothaischer Kammersänger.

Samstag, 25. Juli. Die Puritaner, große Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. (Gastrolle) Elvire: Fräul. Babnigg, vom königl. sächs. Hoftheater zu Dresden. Richard: Hr. André.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 203. Samstag den 25. Juli 1846.

Der Sohn Solimans.

Eine Erzählung aus dem Englischen der Mrs. Erskin Norton, von R. Mogk.

(Fortsetzung.)

„Ihr sprecht von Eurer Dankbarkeit gegen mich, Lavinia," sagte der Prinz, sich ihr zur Seite niederlassend und ihre Hand nehmend, „für die Dienste, die Euch zu erweisen zu meinem Glück in meiner Macht stand: Ihr wißt es also nicht, oder wollt es nicht glauben, daß ich diese so verwendete Macht als den glücklichsten Umstand meines Lebens ansehe."

„Ich bin vollkommen überzeugt," erwiederte Lavinia, ihre Hand zurückziehend, „daß die Ausübung der Macht, Gutes zu thun, Euch die höchste Freude des Daseyns gewesen ist und stets seyn wird. Ich habe nur ausgedrückt, was ich warm und aufrichtig fühle. Aber so wie wir die, denen wir große Wohlthaten erzeigen, noch begieriger machen, so möchte auch ich noch eine andere erbitten."

„Sprechet!" stieß Mustapha mit zusammengepreßten Lippen und auf den Boden gehefteten Blicken aus.

„Daß Ihr keinen Augenblick verlieren wollt, mein Befreier, einen Plan zu meiner geheimen Entfernung von hier zu ersinnen, um mich meinem Vaterlande und meiner Heimath wiederzugeben —" sie hielt zögernd ein.

„Noch weiter etwas?" forschte Mustapha.

„Ja, daß Ihr mich nicht für undankbar halten wollt, —" und sie erhob ihre mit Thränen gefüllten Augen zu den seinigen, — „wenn ich im Gefühl der eigenthümlichen Zartheit meiner Lage unter Eurem Dache — und ich bin überzeugt, Ihr müßt sie mitfühlen — Euch bitte, mich nicht öfter zu besuchen, als die Nothwendigkeit erfordert, und dann nur im Beiseyn Lolah's." Es war ihr schwer geworden, diese Worte herauszubringen, und obgleich sie, wie sie fortfuhr, einigermaßen mehr Standhaftigkeit gewann, zitterte sie doch, und ihr Herz schlug fast hörbar.

Mustapha lächelte. „Ich verstehe Euch, Lavinia; aber ich bin der Verfeinerung und der Zurückhaltung Eures Geschlechts so ungewohnt, daß ich unwissentlich dagegen verstoßen mag, und vielleicht habe ich es bereits gethan. Es ist daher," fuhr er ernst fort, „besser, daß ein vollkommenes Verständniß zwischen uns herrsche; ich will Euch mein Herz ganz öffnen, was auch der Erfolg seyn mag. Aber höret mich, Lavinia, ich weiß nichts von den stehenden Redensarten der Schmeichelei; das Gewimmer und Seufzen und die närrische Selbsterniedrigung Eurer europäischen Liebhaber ist nicht für mich. Ihr seyd jung, lieblich, und ein Weib; nichtsdestoweniger seyd Ihr ein vernünftiges Wesen. An diesen edleren Theil Eurer Natur richte ich mich hauptsächlich, wenn ich gestehe, daß ich Euch liebe, daß der Eindruck, den Ihr in Eures Vaters Hause auf mich gemacht, unauslöschlich ist, daß ich seitdem jedes Weib, das mir begegnete, mit Euch verglichen und mich stets mit Schmerz und Verdruß abgewandt habe. Ihr seyd mir einige Entschädigung schuldig, Lavinia, denn ehe ich Euch sah, war ich glücklich in meiner Unwissenheit; Schönheit übte ihren gewöhnlichen Zauber, und während der kurzen Knechtschaft meiner Sinne war mein Herz frei. Aber Ihr habt mir eine neue Quelle des Gefühls eröffnet, und von Euch allein hängt es ab, ob ihr Strom süß oder bitter seyn soll. Seit meiner Zusammenkunft mit Lolah habe ich mich bemüht, hinsichtlich Eurer jede nur mögliche Nachricht zu erlangen, und so habe ich denn — zusammengenommen mit den Einzelnheiten Eurer Gefangennehmung — erfahren, was Ihr selbst noch nicht geahnt habt — das Entkommen Eures von der Brigg unter Bewachung gestellten Fahrzeugs; es entkam durch Ueberwältigung der zu schwachen und nachlässigen Wache, die am Bord desselben aufgestellt war, und richtete seinen Lauf nach Venedig, wo Euer Schicksal natürlich viel Interesse und Mitleiden erregt hat. Es ist beschlossen worden, daß, solltet Ihr in zehn Jahren nicht wieder erscheinen, ein Theil Eures Eigenthums unter Eure Untergebenen vertheilt und der Ueberrest zum öffentlichen Nutzen verwendet werden solle. Jetzt sprecht nur das Wort, Lavinia, und Ihr sollt sicher und augenblicklich Eurem Vaterlande zurückgegeben werden, wo Reichthum, Ehre und — so vermuthe ich — hinsichtlich der Ehe unabhängige Wahl (so weit dies überhaupt irgend in eines Frauenzimmers Macht gegeben ist), Euch erwartet. — Was habe ich hier dagegen zu bieten? Meine wahre und heiße Liebe, nur auf dem einen Wege bewährt, der einen Beweis zuläßt, durch eine Heirath nach Eurem und unserm Ritus und durch deren öffentliche Anerkennung bei meiner Thronbesteigung. Doch — denn ich will Euch in Nichts hintergehen — diese Nachfolge ist nicht mehr so sicher, als es einst geschienen: der mächtige Einfluß der listigen und nichtswürdigen Roxolana und des Vezirs, den sie durch Versprechung ihrer Tochter für sich gewonnen hat, ist geschäftig, mich in meines Vaters Liebe zu untergraben und ihrem eigenen Sprößling die Nachfolge zu sichern. Ich hoffe und glaube, daß ihr dies nicht vollkommen gelingen werde, da ich, über ihre Umtriebe unterrichtet, mich darauf vorbereite, dieselben zu verhindern; daß es ihnen aber bereits bis zu einem gewissen Grade gelungen ist, davon bin ich leider! durch die kalte, zweifelhafte und argwöhnische Weise, in welcher ich gestern und heute von meinem Vater empfangen ward, nur zu sehr überzeugt. Ich habe es für recht gehalten, Euch von allem diesem in Kenntniß zu setzen, damit Ihr klar einsehen könnt, zwischen was Ihr zu wählen habt. Soliman's Thron ist ein blendender Gegenstand; aber ich habe demselben zu nahe gestanden, um nicht die Sorgen und Gefahren zu erkennnen, die um ihn her lauern. Zwischen mir und ihm ist noch eine große und gefährliche Kluft, und nur Allah weiß, ob ich ihn jemals sicher besitzen soll. Indeß dem gewöhnlichen Laufe der Dinge gemäß, vertraue ich darauf, daß noch viele, viele Jahre vergehen werden, ehe ich berufen bin,

den glorreichen Herrscher und gütigen Vater zu ersetzen, der ihn jetzt verhüllt! So, Lavinia, bin ich denn kühn und selbstisch genug, zu verlangen, daß Ihr die Freiheit für ein glänzendes Gefängniß, und Sicherheit für wahrscheinliche Gefahr dahingeben möget. Alles, was ich versprechen kann, ist, daß im Fall meines Verhafts oder Todes solche Maßregeln getroffen werden sollen, welche Eure augenblickliche Flucht sicher stellen werden." Er hielt ein und blickte sie an. Sie saß bewegungslos da, die Hände auf ihrem Schoße gefaltet, die Augen zu Boden geschlagen und bis über die Lippen sogar so weiß wie Marmor. Er fühlte sich entmuthigt, und mit einem tiefen Seufzer fuhr er fort: „Je mehr ich meinen Vorschlag erörtere und vor Euern und meinen Augen hinstelle, um so weniger gerecht und vernünftig, und um so hoffnungsloser erscheint er. Ich fürchte sehr, Eure Lippen eine Verneinung aussprechen zu hören; denket über Alles, was ich gesagt, einen Tag lang nach, und sendet mir dann schriftlich Eure Antwort." Er erhob sich, als er so schloß, drückte ihre Hand und wandte sich mit der Miene tiefer Niedergeschlagenheit von ihr ab.

„Meine Antwort ist bereit," erwiederte Lavinia mit leiser, doch fester Stimme, „ich will sie Euch jetzt gleich geben." Er fuhr krampfhaft zusammen und wandte sich wieder zu ihr; ihre Blässe war verschwunden, und eine tiefe Röthe breitete sich über das ganze Antlitz; ihre Augen strahlten mit ungewöhnlichem Glanze durch die Thränen, die noch an ihren Liedern zitterten, und um ihre Lippen schwebte ein Lächeln der Freude und Liebe. „Mustapha, ich bin Dein! im Kerker oder auf dem Throne, im Leben und im Tode. Mache mich zu Deinem angetrauten Weibe."

(Fortsetzung folgt.)

Schweizers Heimweh.

Dorten, wo im Schneegewande
Tausend Silberhörner blinken;
Wo von dunklem Felsenrande
Leuchtend grüne Matten winken;
Wo die eis'gen Gletscher wallen,
Und die dumpfen Donner hallen;
Dorten, dorten nur allein
Werd' ich wieder glücklich seyn!

Könntest du die Hüttlein schauen,
Die da hoch von Berges Rücken
Nach den See'n, den ewig blauen,
Lieblich lächelnd niederblicken;
Hörtest du die Wasser brausen,
Die da rings hernieder sausen,
Würdest rufen: Dort allein
Läßt sich's froh und glücklich seyn!

Liebchen, sähest du die Höhen,
Wo die Alpenrosen glühen,
Dunkle Fichten schattend wehen,
Und die bunten Herden ziehen;
Hörtest du der Glöcklein Tönen
Und der Schneelavine Dröhnen;
Würdest lispeln: Dort allein
Laß, o laß uns glücklich seyn!

Knabe ruft es unter Thränen;
Aber ach! die Liebste schweiget;
Und der Wehmuth heißes Sehnen
Wird zur Qual, die täglich steiget.
Da verläßt er Lieb' und Habe,
Wandert fort am leichten Stabe:
In der Heimath nur allein
Kann er wieder glücklich seyn.

Friedrich Luck.

Der Ludwig-Kanal.

Im „Nürnb. Kurier" lesen wir bei Veranlassung der feierlichen Eröffnung des genannten Kanals einen Bericht, dem wir Nachstehendes als für das handeltreibende Publikum von Wichtigkeit entnehmen:

„War auch der Schifffahrts-Betrieb auf dem Ludwig-Kanale bis zu der erst in den jüngsten Tagen eingetretenen Herstellung eines normalen Wasserstandes in allen Theilen des Kanals einschlüssig der Altmühl noch beschränkt, hinsichtlich der benützbaren Strecke sowohl, als der Ladungsfähigkeit der Schiffe, — war auch in Folge dieses Verhältnisses der Verkehr fast ausschließlich auf die Verfrachtung der längs der Kanallinie erzeugten Rohstoffe und der im Bereich derselben konsumirten Waaren angewiesen, — so war gleichwohl das Ergebniß der theilweisen Benützung des Kanals ein überraschendes und die kühnsten Hoffnungen weit übertreffendes. Schon im ersten Jahre der theilweisen Benützung wurden zwischen Nürnberg und Bamberg vom 9. Mai bis letzten Dezember 918,035 Centner verladen und in dem Zeitraume vom 18 März bis 1. Dezember stieg dieses Quantum auf 1,490,063 Centner. Im verflossenen Jahre 1845 konnte die Schifffahrt wegen der Dammbrüche oberhalb Bamberg nicht vor dem 1. Mai in der Strecke zwischen dieser Stadt und Nürnberg, resp Wendelstein, wieder eröffnet werden; gleichwohl betrug die Summe der Frachten vom 1. Mai bis 25. August 629,824 Centner und nach der an diesem Tage eingetretenen Benützung der ganzen Kanallänge für den Rest des Jahres noch 1,316,136 Centner innerhalb vier Monaten. Im laufenden Jahre wurde die Schifffahrt in der nördlichen Hälfte des Kanals am 18. März, in der südlichen Hälfte aber am 30. desselben Monats begonnen und beträgt die Masse der Frachten bis zum letzten Juni bereits 933,588 Centner. Es sind sonach seit der theilweisen Eröffnung des Kanals 5,287,646 Centner Waaren und Frachten aller Art transportirt worden. Darunter befanden sich in der ersten Zeit namhafte Quantitäten geringer Gegenstände, indem der Kanal bei Gelegenheit des Baues der Süd-Nord-Eisenbahn häufig zu Beischaffung von Erde, Kies und Bausteinen benutzt wurde; dagegen finden sich solche Gegenstände von geringerm Werth unter den Betriebs-Ergebnissen des vorigen und laufenden Jahres nur wenige vor. Das obige Gesammt-Quantum von nahe an $5^1/_3$ Millionen Centner begreift mehr als den dritten Theil, nämlich 2,203,735 Centner, Kolonial-Waaren und Handelsgüter, dann 819,736 Centner Holz, theils geschnittenes, theils Bau- und Brennholz in Stämmen und Klaftern, ferner 980,248 Centner Getraide. Die segensreichen Wirkungen dieses kaum eröffneten Verkehrsmittels sind schon jetzt zu eben so allgemeiner als dankbarer Anerkennung der zunächst betheiligten Gegenden gelangt. Durch die Zufuhr der Brennstoffe, deren Konsumtion und Theurung bei den raschen Fortschritten der fränkischen Industrie in progressiver Zunahme begriffen war, wurde theils eine Ermäßigung ihrer Preise herbeigeführt, theils dem fernern Steigen derselben kräftig vorgebeugt. Durch die Herbeischaffung ungeheurer Getraidevorräthe auf dem Kanale wurde selbst wirklichem Mangel gesteuert, und durch die Verschiffung von Holz, Steinen und Kalk aus den damit besonders gesegneten Angrenzungen des Kanals eröffnete sich diesen eine bis dahin verschlossene Quelle des Reichthums. So groß und bedeutungsvoll aber auch diese näher liegenden Resultate der segensvollen Schöpfung des Ludwig-

Kanals seyn mögen, so sind sie doch unverkennbar nur ein schwacher Fingerzeig seiner einstigen und nach nunmehriger Vollendung des ganzen Baues mit Riesenschritten sich entwickelnden Größe. Kaum hat die Kunde von der bevorstehenden Eröffnung dieser neuen Welthandelsstraße sich in die Ferne verbreitet, und kaum fängt das Mißtrauen an zu schwinden, womit zaghafte Gemüther vom beschränkten Standpunkte aus das Gelingen des großen Unternehmens beurtheilten, so zeigt sich schon in fernsten Ländern die regste Theilnahme für den Ludwig-Kanal und eine richtige Auffassung seines unermeßlichen Einflusses auf den künftigen Gang des Welthandels. Nicht auf Bayerns, nicht auf Deutschlands Gränzen beschränkt sich die Anziehungskraft der neuen Bahn. Schon sind direkte Sendungen überseeischer Produkte aus den niederländischen Häfen durch den Ludwig-Kanal in die untere Donau verschifft worden, und im gegenwärtigen Augenblicke befinden sich Schiffe unterwegs, welche den ersten unzweifelhaft gelingenden und von namhaftem Nutzen begleiteten Versuch einer unmittelbaren Schifffahrt von Amsterdam bis Wien zu machen bestimmt sind. — Die Bestandtheile der großen in Pesth aufzustellenden Kettenbrücke werden demnächst, von London kommend, den Ludwig-Kanal passiren. — Ungarn wird einen großen Theil seines Reichthums an Naturprodukten auf diesem Wege in den Weltmarkt bringen; schon im vorigen Jahre lag dort die immense Quantität von fast einer halben Million Centner Reps zur Versendung auf dem Ludwig-Kanale bereit, und nur die Aengstlichkeit der Spediteure, welche nicht daran glaubten, daß die Schiffbarkeit des Kanals auf seiner ganzen Länge im abgewichenen Herbst erreicht werde, gab Veranlassung, daß diese Sendung den weiten, gefährlichen und kostspieligen Umweg über Fiume zur See nach den Mündungen des Rheins nehmen mußte. In Odessa wurde schon im April l. J. der Ankunft eines neuen Dampfschiffes entgegen gesehen, welches die ausschließliche Bestimmung hat, zwischen diesem Platze und Galatz eine regelmäßige Verbindung im Anschlusse mit der österreichischen Donau-Dampfschifffahrt zu unterhalten; aller Wahrscheinlichkeit nach ist die genannte Verbindung im gegenwärtigen Augenblicke schon ins Leben getreten, so daß vermittelst der nun höchst erfreulicher Weise in die Hände der k. Regierungen übergegangenen bayerischen Donau-Dampfschifffahrt eine ununterbrochene Verbindung zwischen Regensburg und dem schwarzen Meere hergestellt, sowie auf der andern Seite des Ludwig-Kanals Dampfschiffe auf dem Main und Rhein und die neu begründete Schlepp-Schifffahrt zwischen Frankfurt und Rotterdam, welche sich des glücklichsten Fortgangs erfreut, die direkte Fahrt zwischen Würzburg und der Nordsee vermitteln. Wir nicht zu bezweifeln, werden die Dampfschiffe demnächst an die Mündungen des Ludwig-Kanals bei Kelheim und Bamberg anlegen. Ist der Ludwig-Kanal als ein wesentliches und nothwendiges Mittelglied in der großen Handelsstraße zwischen Ost und West berufen, einen namhaften Theil des unermeßlichen Verkehrs in sich aufzunehmen, der England, Holland, Belgien und das nördliche Frankreich mit den Ländern an der untern Donau und dem schwarzen Meere, selbst mit Egypten und Indien verbindet, so ist er kaum minder wichtig für die Vereinigung des Südens mit dem Norden von Europa. Bald wird die Donau mit dem mittelländischen Meere durch die Wien-Triestiner Eisenbahn verbunden seyn, und in wenigen Jahren wird das nördliche Ende des Ludwigkanals durch die Eisenbahnen von Bamberg nach Hof und Leipzig und von Lichtenfels über Koburg mit dem weitverzweigten Netze der norddeutschen Bahnen, sowie mit den Flußgebieten der Weser und Elbe zusammenhängen. Diesen großen Beruf zu erfüllen, ist der Ludwig-Kanal durch seine Lage und Richtung, wie durch seine Dimensionen und Wasserreichthum vollkommen geeigenschaftet, und gewiß wird er ihn erfüllen zum unberechenbaren Segen des dankerfüllten Vaterlandes, wie zum unvergänglichen Ruhm seines erhabenen Gründers."

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin.) Während vorgestern einer unserer berühmtesten Physiker in der Vossischen Zeitung gelehrt auseinandergesetzt, wie Berlin als Centralpunkt vieler Eisenbahnen keine starken Gewitter mehr bekommen könne, weil die Schienen und Lokomotiven der Elektrizität nicht gestatteten, sich anzusammeln, erschlug gerade an diesem Tage der Blitz aus heiterem Himmel dicht vor den Thoren einen Schiffer auf dem Kahn.

Die U. Kronik erzählt von der Erndtefeier in Tübingen eine artige Anekdote. Eine Frau, welche mit dem Zuge ging, machte die Bemerkung: „Da vornen laufen Viele, welche den Preis der Früchte emporgehalten, jetzt gehen sie ihrem Wucher selbst zur Leiche!"

Das pennsylvanische Gefängnißsystem und die Angriffe seiner Gegner.

Um mehrseitig an uns ergangenen Wünschen zu entsprechen, entnehmen wir mit einigen Abkürzungen den nachstehenden Artikel dem Mannheimer Journal. Da der hier besprochene Gegenstand eine wichtige Tagesfrage erörtert, so dürfte das Nachfolgende für viele unserer Leser nicht ohne Interesse seyn. Gehen wir nun zum besagten Artikel über:

In den letzten Monaten ist in mehreren Zeitungen eine ziemliche Anzahl von Artikeln über die in Preußen beabsichtigten Gefängnißreformen erschienen. Ihre Tendenz ist fast durchweg dem pennsylvanischen oder Trennungs-System feindselig, der Ton ist der unbedingtester Bestimmtheit in allen Angaben und Urtheilen, der Standpunkt endlich der — vollkommener Unkenntniß. Auf dies letztere Urtheil legen wir ein besonderes Gewicht, weil es entscheidet. Freilich ist es eben ein charakteristisches Kennzeichen jener Artikel, daß man kaum je Erfahrungen, Thatsachen oder Zahlen in ihnen antrifft, dafür aber desto mehr allgemeine wegwerfende, auf nichts gestützte Urtheile und hohle Redensarten. Wir wollen, um an einem Beispiel jenes, deutscher Gründlichkeit und Ehrlichkeit total widerstreitenden, wegwerfenden Raisonnements das Gesagte darzuthun, uns heute an einen Artikel der „Bremer Zeitung" halten, welchen diese kürzlich unter der Ueberschrift „Berlin, den 17. April" geliefert hat. Wir wählen diesen Artikel vor anderen deßwegen, weil er einer sonst mit Recht geachteten Zeitung entnommen ist, in anderen Tageblättern wiedergegeben ward, und sich durch Kürze und Bündigkeit auszeichnet. Er scheint übrigens derselben Berliner Fabrik entsprungen, wie die Artikel, welche wir in jüngster Zeit hier und da über die große Wirkung einer Schrift des Hrn. Appert zu lesen bekamen. Unter scheinbar recht eindringlichen Vergleichen sucht jener Artikel dem pennsylvanischen Haftsystem kurz und bündig alles mögliche Schlimme aufzuladen, mit apodiktischer Bestimmtheit tritt er auf, und dennoch sind alle Angaben, bis auf eine, gänzlich falsch. Die einzig wahre Angabe ist die, daß das Gerücht falsch ist, nach welchem in Folge eines von dem französischen Gelehrten Hrn. Appert herausgegebenen Buches das in Berlin im Bau begriffene große Gefangenhaus nach pennsylvanischem System nicht vollendet werden solle, sondern daß der Bau vielmehr unausgesetzt fortschreitet. Das ist allerdings sehr richtig: das neue Berliner Strafhaus nach dem Trennungssystem geht rasch seiner Vollendung entgegen, trotz der Reiseeindrücke des Hrn. Appert. Der Grund gegen das pennsylvanische System, welcher sich in dem Artikel der „Bremer Zeitung" bei weitem am ausführlichsten behandelt findet, ist der Kostenpunkt. Es heißt: die Kosten sind bei dem pennsylvanischen System glücklicherweise so enorm hoch, daß schwerlich ein zweites Gefängniß dieser Art erbaut werden dürfte. Bis zum Anfang dieses Jahres hat der Bau der Berliner Bastille (für 520 Gefangene) die dafür ausgesetzten 720,000 Rthlr. erfordert, mindestens aber wird er eine Million bis zur gänzlichen Vollendung beanspruchen." Es ist dies ein großer Irrthum. Bis zu Anfang dieses Jahres sind nicht 720,000 Rthlr. verausgabt gewesen, sondern 200,000 Rthlr., auch wird der ganze Bau bei seiner Vollendung weder jene 720,000, noch gar eine Million Rthlr. kosten, hat doch selbst der Bau des gleich großen Mustergefängnisses in Pentonville bei London, welches mit außerordentlichem Luxus erbaut ist und als erster Bau der Art, an dem natürlich gar Mancherlei ein- und hergeändert ward, mehr als jeder spätere gekostet hat, nur 530,000 Rthlr. in Anspruch genommen. Gleich große Gefängnisse im Innern Englands kosten 400,000, in Paris 430,000 und in den andern Städten Frankreichs 320,000 Rthlr., und in

Berlin sollten sich die Kosten auf eine Million belaufen! Das lautet zwar recht schreckenerregend, es ist aber eben falsch — (Auch in Münster, Ratibor und Königsberg werden pennsylvanische Strafhäuser erbaut, der Flügel des Arresthauses in Köln ist bekanntlich bereits vollendet.) Die Hauptkraft des Angriffs concentrirt sich in folgendem Satz: „Es kommt „daher auf ein Experimentiren mit menschlichen Wesen an, vor dessen „fürchterlicher Bedeutung man wohl Grauen empfinden mag, das aber „ganz den Ueberzeugungen der Vertheidiger des Systems entspricht, die „von dem Gedanken durchdrungen sind, nur in dieser Weise, durch eine „gänzliche Einsamkeit, Arbeitslosigkeit und Vernichtung der Außenwelt „könne Reue und Buße und dadurch Besserung erwirkt werden. Darum „soll dies Gefängniß sogar in seinen engen vergitterten Maueröffnungen, zu denen kein Gefangener hinaufreichen kann, matt geschliffene „Scheiben erhalten, damit selbst der Zug der Wolken oder die Bläue des „Himmels die Gedanken der Unglücklichen nicht von dem Besserungswerk „ihres Innern abziehe."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz.

Weimar, 17. Juli.

Gestern fand hier die erste allgemeine Hauptversammlung des Gustav-Adolph-Vereins statt, dessen auswärtige Mitglieder durch je zwei Abgeordnete vertreten waren. Nach einem früheren Beschlusse des Vorstandes des hiesigen Hauptvereins sollte der hehre Tag der Versammlung so feierlich als möglich begangen werden, weshalb auch schon früh 6½ Uhr einige Choräle mit Posaunenbegleitung auf dem Markte gesungen und die Schulen an diesem Tage geschlossen bleiben sollten, damit Lehrer und Schüler desto ungehinderter sich an dieser Feier betheiligen könnten. Dieses Alles hat aber einer hohen Verfügung zufolge unterbleiben müssen. Vor 8 Uhr versammelten sich die Abgeordneten und die hiesigen Mitglieder des G.-A.-V. vor dem Rathhause und zogen von hier, ohne Glockengeläute, paarweise nach der Stadtkirche, in welcher ein feierlicher Gottesdienst abgehalten wurde. Hr. Konsistorialrath M. Krause hielt eine eben so ansprechende, als tief zum Herzen dringende Festpredigt, in welcher er den wohlthätigen Zweck des G.-A.-V. mit begeisternden Worten hervorhob und auf die große Wirksamkeit hinwies, welche dieser Verein seit seinem Bestehen an unseren bedrängten Glaubensgenossen im In- und Auslande bereits bethätigt habe. Um 10 Uhr begann die berathende Versammlung im großen Saale des Stadthauses, welche von dem Vorsitzenden des Vereins, Hrn. Oberconsistorial-Präsidenten Dr. Peucer, mit einer herzlichen Bewillkommnungsrede eröffnet wurde. Hierauf wurden die betreffenden Geschäftsberichte vorgelesen und eine kurze Geschichte über die Bildung der 32 im Lande bestehenden Vereine mitgetheilt. Nachdem die nöthigen Beschlüsse gefaßt worden waren und Kirchenrath Dr. Schwarz aus Jena einige belobende Worte über die Feierlichkeiten der Hauptversammlung des Gustav-Adolph-Vereins in Stuttgart gesprochen hatte, wobei er nicht unerwähnt ließ, daß fast alle Straßen mit Guirlanden geschmückt gewesen wären und die ganze Stadt ein festliches und dem Tage würdiges Ansehen dargeboten hätte, wurde die Versammlung geschlossen. Den Rest des Tages verbrachten die Mitglieder bei einem heitern Mahle im Saale des Schützenhauses, in welchem die Büsten Luther's, Gustav Adolph's und Bernhard's des Großen in geschmackvoller Umgebung aufgestellt waren. Die sämmtlichen Vereine des Großherzogthums zählen ungefähr 18,000 Mitglieder, deren jährliche Beiträge sich auf ungefähr 2000 Rthlr. belaufen. Uebrigens wurde während der Versammlung bemerkt, daß die Gesammtsumme der jährlichen Beiträge aller in Deutschland bestehenden G.-A.-V. sich von Jahr zu Jahr steigere, so daß laut Rechenschaftsbericht des Central-Vereins in Leipzig die eingegangenen Beiträge im Jahre 1844 eine Summe von 30,000 Thalern und im Jahre 1845 eine Summe von 60,000 Thalern ergeben hätten und es sey wahrscheinlich, daß der Jahresbericht von 1846 ein noch weit günstigeres Ergebniß liefern werde.

Aus Preußens Osten, im Juli.

Ich fange mit Königsberg an, dessen inneres Leben eine immer wichtigere Bedeutung gewinnt. Wie früher schon, so haben die Königsberger Stadtverordneten, wie Sie bereits erfahren haben, abermals eine Adresse an die Berliner General-Synode erlassen, um die Freiheit innerhalb des kirchlichen Lebens sich zu sichern. Gegen den Redacteur eines Localblattes, das bei dieser Gelegenheit äußerte, die Communalbehörde Königsbergs habe sich dadurch in den Augen des Publikums blamirt, ist eine Untersuchung bei dem Inquisitoriat extrahirt. Diese Behörde war es auch, die dem Oberlehrer Witt bei seiner früheren, durch die Redaction der Hartung'schen Zeitung erfolgten Suspension die zweite Hälfte des ihm entzogenen Gehaltes aus Communalmitteln zusicherte. Die Erlaubniß zur Uebernahme der verantwortlichen Redaction der genannten Zeitung erwartet jetzt der Dr. phil. Thomas. — Gegen alle die Lehrer, die sich an der freievangelischen Gemeinde betheiligen, sind nunmehr strengere Maßregeln ergriffen. Man erwartet indessen auch hierin eine Milderung, im Fall die Resultate der Berathungen der Synode in Berlin günstig ausfallen sollten. — Dr. Rupp hat sich einstweilen noch von der neuen Gemeinde zurückgezogen und gedenkt, ein 21 Bogen starkes Werk zu seiner Vertheidigung vom Stapel laufen zu lassen. Mehrere Mitglieder dieser Gemeinde treten entschieden gegen ihn auf; sie sind nicht damit einverstanden, daß Dr. Rupp zur Zeit noch Divisionsprediger ist, sich überdies zum Prediger der deutschreformirten Gemeinde gemeldet und gleichzeitig auch die Functionen eines Seelsorgers der freievangelischen Gemeinde verrichtet hat; er soll nicht Diener dreier Herren, sondern allein Prediger der freievangelischen Gemeinde seyn oder ganz von ihr zurücktreten. Die Erklärung des Dr. Rupp soll nun dahin ausgefallen seyn, daß, wenn seine Gemeinde darauf bestehen wolle, er gern geneigt wäre, die Recurs-Instanz in ersterer Angelegenheit fallen zu lassen und sein Seelsorgeramt bei der neuen Gemeinde allein zu verwalten. — Der Uebertritt des Dr. Hrabrowski zum Deutschkatholicismus wird für die gute Sache von den wohlthätigsten Folgen begleitet seyn; er ist ein hochgeachteter, freisinniger Mann, der sich früher schon durch verschiedene gediegene Verträge in der „Gesellschaft der protestantischen Freunde" ausgezeichnet hat. Auch verliert die Universität viel an ihm dadurch, daß er hier seine Vorlesungen hat einstellen müssen. Zwar besitzt sie in der philosophischen Facultät mehrere Docenten, die der freievangelischen Gemeinde angehören, z. B. die Doctoren Rupp, Herbst und Lobek; allein die Vorlesungen dieser Männer sind blos historisch-philosophischer Natur, während Hrabrowski ausschließlich Docent der Theologie ist. — Die Nachricht, daß Professor Dr. Rosenkranz von der theologischen Facultät zu Leipzig zum Doctor der Theologie ernannt worden, hat unter seinen zahlreichen Freunden große Freude erregt. Seine neue Ernennung verdankt er unstreitig seiner vortrefflichen „Encyclopädie der theologischen Wissenschaften", einem Werke, das bereits in seiner zweiten Auflage vergriffen ist. — Die gedruckte Erklärung über die Veröffentlichung des Briefes von Wislicenus an den Subrector Wechsler, die hier in allen Kreisen noch viel besprochen wird und zu harten, aber gerechten Urtheilen gegen den Verbreiter jenes Privatbriefes Veranlassung gibt, ist in 100 Exemplaren den Laien der Berliner Synode zur weitern Veranlassung eingesandt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Düsseldorf, 17. Juli.

Musikdirektor Rietz hat der hiesigen Musikgesellschaft gekündigt und wird noch im Herbste von hier nach Minden übersiedeln, wo er die Stelle als städtischer Musikdirektor übernommen; seine letzte Composition, die Schiller'sche „Dythirambe", für Männerstimmen mit Orchester, hat allgemein eine besondere Würdigung gefunden und liefert auch in der That einen Stoff, der bei größeren Männergesangfesten nur willkommen seyn kann.

Bad Homburg, 23. Juli.

Zum Besten der Stiftung des allgemeinen Krankenhauses in Homburg wird eine Gesellschaft Dilettanten Samstag den 25. Juli, Abends, im großen Kursaale ein Konzert geben. Wir glauben auch das entferntere Publikum davon in Kenntniß setzen zu müssen, indem wir im Stande sind, einen genußreichen Abend versprechen zu können.

Main-Wasserwärme: 24. Juli, Morgens, 8 Uhr: 17 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samstag, 25. Juli. Die Puritaner, große Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. (Gastrolle) Elvire: Fräul. Badnigg, vom königl. sächs. Hoftheater zu Dresden. Richard: Hr. André.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 204. Sonntag, den 26. Juli 1846.

Der Sohn Solimans.

Eine Erzählung aus dem Englischen der Mrs. Erskin Norton, von R. Mogk.

(Fortsetzung.)

Es war zu einer späteren Stunde desselben Abends, als die Sultanin verschleiert, vermummt und unbegleitet durch verschiedene finstere Durchgänge glitt, um in einem kleinen, abgelegenen Zimmer mit dem Bezier zusammen zu kommen. Sobald er ihren Tritt hörte, warf er sich nieder und verharrte während der ganzen Zeit der Zusammenkunft in einer kriechenden Stellung, während sie sich auf einem kleinen gepolsterten Stuhl niederließ, dem einzigen Geräthe im Zimmer, das durch eine in eine Ecke gestellte Handlampe erleuchtet wurde. „Habt Ihr die Briefe von den Pascha's abgegeben?"

„Euer Diener hat sie abgegeben," war die von einer tiefen Verbeugung begleitete Antwort. „Und haben dieselben ihre Wirkung gethan?"

„Wohl, Herrin, wohl. Der Sultan las den ersten und zweiten mit finsterer Miene, als er aber zu den andern schritt, gerieth er in Hitze und endlich in Wuth. „Es ist gut für mein Volk," rief er aus, „daß mein Nachfolger so sehr nach ihrem Geschmacke ist! Diese Briefe, Bezier," (und er lächelte bitter), „strotzen von seinem Lobe und der Betheuerungen der Anhänglichkeit an ihn; — sie wollen für ihn sterben! wollen ihn vertheidigen bis auf den letzten Blutstropfen! Er ist ein Muster von Tugend, Edelmuth und Tapferkeit, — weiser als das weiseste der Menschenkinder, und würdig, den Thron Solimans auszufüllen! — Vielleicht" fuhr der Sultan fort, „würdiger wie Soliman selbst — ha! kann dem nicht so seyn? — Was sagt Ihr, Bezier?"

„Hierauf, Herrin, goß ich das Gift, Tropfen nach Tropfen, in sein Ohr! Ich war voll Ungewißheit, Furcht und Zweifel — scheinbar sagte ich nicht halb so viel, als ich dachte, erzählte nicht die Hälfte von dem, was ich wußte; wagte viel in Verringerung — kurz, Herrin, wenn Ihr diesen Augenblick ergreifen könnt, und schmiedet, so lange das Eisen heiß ist, so ist unser Werk gethan."

„Genug, Bezier; ich fühle, es naht sich seiner Vollendung. Dieser glückliche Tag hat uns noch auf eine andere Weise unterstützt: die italienische Sklavin ist verschwunden — gerade am Morgen nach des Prinzen Ankunft, und mit seiner Amme Lolah. Man erzählt sich, sie wären schon von früher her Freunde, als ihr Vater Gouverneur von Dalmatien war und er in den anliegenden Provinzen befehligte. Wir können hieraus eine Geschichte von verrätherischem Verkehr zusammenstellen, außerdem noch die offenbare Verletzung der Heiligkeit des Harems durch die Entführung eines Frauenzimmers, besonders eines, das der Sultan sowohl, als ich selbst, unserem ältesten Sohne bestimmt hatte."

„Seyd Ihr sicher, Herrin, daß sich die Sache so verhält?"

„Fast bin ich gewiß, daß ich den rechten Leitfaden erfaßt habe, und meine Kundschafter sind geschäftig."

„Wann findet die Musterung statt?"

„Sie beginnt übermorgen. Das Lager ist beinahe vollendet; die Zelte des Sultans und des Prinzen sind einander nahe aufgeschlagen; das des Prinzen ist auf sein eigenes Verlangen von seinen Lieblingstruppen umgeben." „Dann ist unsere Zeit, Bezier! dann oder niemals! Sind unsere Leute vorbereitet?"

„In hohem Grade, Herrin. Winke sind ausgestreut worden, sie seyen für unwürdig gehalten, mit ihren kriegerischeren Brüdern, die unter dem Prinzen gedient hätten, in einen Rang gestellt zu werden; man fängt bereits an, die Namen des Sultans und seines Sohnes von einander zu unterscheiden und unter eine und die andere Standarte zu stellen. Unsere ganze Sache ist gut vorbereitet, und viel kann durch das Ereigniß mit der italienischen Sklavin gewonnen werden."

„Ueberlaßt das mir," erwiederte Roxolana, „es soll zu seinem gänzlichen Verrathe eingerichtet werden." Nachdem sie die Zeit ihrer nächsten Zusammenkunft bestimmt hatte, erhob sie sich, um sich zurückzuziehen, als der Bezier näher zu ihr herantrat und, indem er ein Knie zur Erde beugte, eine Frage nach der königlichen Jungfrau, seiner ihm verheißenen Belohnung — zu flüstern wagte. „Sie ist wohl," erwiederte die Sultanin, „und sendet Euch dies," — sie zog eine Rose aus ihrem Gürtel. Der Bezier drückte sie zuerst an seine Stirn, dann an die Lippen, und verweilte in seiner demüthigen Stellung, bis der leichte Schritt Roxolana's nicht mehr zu hören war.

Früh am folgenden Morgen hatte Mustapha mit Lavinia eine Unterredung von wenigen Minuten, bevor er seine Residenz verließ, um den Sultan zur Moschee und in den Staatsrath zu begleiten, und sich in all' die drückenden Geschäfte des Tages zu werfen. „Ich fürchte, meine Geliebte," rief er aus, als er sie in die Arme schloß, „ich werde Euch nicht eher — ja nicht für einen Augenblick während des Tages — sehen können, als am Abend, dem glücklichen Abend, der Euch zu der Meinigen machen soll! Ich werde bei der Anordnung, die zur Vollziehung der Ceremonie nach unseren Gebräuchen nöthig ist, eben keine Schwierigkeit zu überwinden haben, denn diese sind sehr einfach, und die Religion hat nur geringen Antheil an ihnen, indeß was unseren Gefangenen, den alten christlichen Priester, dessen ich schon erwähnt habe, betrifft, so will ich ihm die Sache vorstellen, und dann wird es besser seyn, ihn zu Euch zu schicken; er wird um Mittag hier seyn, und kann hier verweilen, bis die Zeit ihn erfordert. Er ist ein ausgezeichnet würdiger Mann, ein Segen seiner Mitgefangenen, und mir ergeben und dankbar. — Möge unser gemeinschaftlicher Vater im Himmel Euch beschützen, meine Geliebte, bis wir uns wiedersehen!" Sie umarmten sich, als sollten sie nicht auf einen Tag, sondern auf ein Jahr sich trennen, und mit Mühe riß er sich los. —

Lavinia fühlte sich glücklich, aber auch sehr geängstigt. Es war ihr, als sey der Becher des Glücks nicht von einem Zephyr, sondern durch einen Wirbelwind so rasch an ihre Lippen gehoben. Der hellste Sonnenschein und das tiefste Dunkel umgaben sie; in jenem lächelte Liebe und Freude, in diesem lauerten Furcht und Zweifel. Die Nachricht von des Priesters Ankunft brachte Trost und Hoffnung.

Ein ehrwürdiger Mann ward zu ihr geführt, mit einem milden und wohlwollenden Gesicht, in dem aber die Züge des Grams tief eingeprägt waren. Als er eintrat, legte er den langen Mantel, in den er eingehüllt war, ab und erschien in seiner Ordenstracht; ein Rosenkranz hing von seinem Gürtel herab, und die zurückgeschlagene Mönchskutte ließ den tonsurirten Scheitel mit seinem Kranz von weißen Haaren sehen. Lavinia kniete nieder, seinen Segen zu empfangen, und die Feierlichkeit desselben ergriff ihr Herz. Darauf führte er sie zu einem Sitz: „Meine Tochter, ich komme auf den Wunsch des Prinzen Mustapha; was habt Ihr mir zu sagen?“ Sie erzählte ihm rasch Alles, was sich seit ihrer ersten Begegnung mit dem Prinzen bis zum gegenwärtigen Augenblick zugetragen, bekannte ihre Liebe, zeigte den Edelmuth desselben, wie er ihr Schicksal ihr selbst anheimgestellt habe, und machte ihn mit ihrer Entscheidung bekannt.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Taunusbädern.

Der Besuch der Heilquellen und Mineralbäder findet sich schon in den ältesten Zeiten und ist in der Natur der Sache begründet. Die Griechen und Römer hatten ihre Nymphen, welche jene Quellen hervorriefen, segneten und beschützten, und im Mittelalter waren sie dem Schutze der Heiligen empfohlen; viele Sagen und Legenden über ihre Entdeckung und wunderthätige Kraft gingen von Mund zu Mund und haben sich, von Dichtern gepflegt, erhalten und oft verjüngt. Man darf annehmen, daß die Kraft der Heilquellen in früheren Zeiten noch wirksamer war als jetzt, weil sie damals vom Glauben unterstützt war, und es ist bekannt daß der Glaube schon manches Wunder gethan hat. Erst in neuerer Zeit entstand der Gebrauch, die Badeorte zugleich zum Wohnsitz des Luxus und des Vergnügens zu machen, zu Vereinigungspunkten der großen Welt während der Sommermonate und zum Ziele der selbst bei den mittleren Ständen Mode gewordenen Badereisen. Es wurden nun bequeme Hotels und pallastartige Wohnungen erbaut; die Kurorte gewannen nach und nach ein großstädtisches Aussehen; glänzende Bazars wurden eröffnet, Reunionen und Bälle gehalten, Konzerte gegeben, und die Verführungen der Spielbänke griffen immer weiter um sich. So kamen viele Heilquellen zu einem durch alle Welttheile gehenden Rufe und zogen Tausende von Besuchern, von Kranken und Gesunden aus allen Ländern und aus allen Ständen heran. Während der drei jüngstens Friedens-Decennien erreichte der Bäderbesuch seinen höchsten Punkt und steigerte sich die Concurrenz mit jedem Jahre. Zu Dutzenden tauchten neue Heilquellen auf und jede neuentstandene suchte einer früheren den Vorrang streitig zu machen. Dazu kamen noch die Wasserheilanstalten, Gasbäder, Molkenkuren, Dampfbäder und andere die Gesundheit oft fördernde und oft zerstörende Veranstaltungen. Bei solcher Concurrenz konnte eine Vertheilung der Besuchenden nicht fehlen und war es natürlich, daß der Reiz der Neuheit und die den Wechsel liebende Mode ihre Antipathien und Sympathien geltend machen mußten. Nichts desto weniger haben die Taunusbäder ihren Ruf bewahrt und ihre Berühmtheit zu behaupten gewußt und sind mit den Anforderungen der Zeit fortgeschritten, ihre Einrichtungen verbessernd, ihre Räume erweiternd und ihre Anlagen verschönernd.

Wie sehr auch in der heurigen Saison das herrliche Wetter die Wanderlust und den Badebesuch begünstigt, so macht sich doch anderseits die aller Orten herrschende Theuerung fühlbar, welche namentlich den Mittelstand zwingt, alle nicht gerade nothwendigen Ausgaben zu vermeiden. In Homburg, Wiesbaden und Ems ist dies durch die Zahlenangaben der Kurlisten bestätigt. Das ländliche Soden, welches man sehr richtig das Nizza der Frankfurter genannt hat, bewährt seine Anziehung und ist im Verhältniß zu den größeren Taunusbädern sehr besucht. Luft und Wasser sind hier vortrefflich; das Land entfaltet sich in wahrhaft idyllischer Schönheit, sowie es auch an Sonnenlicht und Wärme nicht fehlt, und somit sind hier alle Elemente des Lebens vereinigt. Soden ist für die Frankfurter, und mehr noch für die Frankfurterinnen, ganz unentbehrlich geworden und wird es bleiben, so lange es aus der Sphäre seiner ländlichen Einfachheit und seiner billigen Preise nicht herausrückt. Ist erst die Eisenbahn zwischen ihm und Höchst eröffnet und steht es dann mit Frankfurt in unmittelbarer Verbindung, so wird man es als eine Sommervorstadt oder als ein Stück äußeren Boulevard betrachten können. — Die Nymphe von Weilbach ist von jeher eine sehr bescheidene, obgleich ihren Schwestern an Vorzügen keineswegs nachstehende gewesen. Von ihr hört man nur selten reden, während jene gepriesen und besungen werden. Uebrigens ist es der Wahrheit gemäß, daß Weilbach in keinem der früheren Jahre so viel Besucher gehabt hat, als im heurigen, wozu die neu errichtete Kaltwasserheilanstalt das ihrige beiträgt, an deren Spitze der bekannte englische Arzt Dr. Mayo aus London wirkend steht. Neben dem englischen Arzt, der sich ausschließlich mit dem Gebrauch der Kaltwasserbäder befaßt, wirkt der neue Brunnen-Arzt Dr. Genth mit vielem Erfolg für den Gebrauch des Schwefelwassers und dessen Bäder. Hr. Seebold, Besitzer des Kurhauses, hat mit rühmlichem Eifer und bedeutendem Kostenaufwande diese Kaltwasserheilanstalt in seinem geräumigen Hause errichtet; auch äußere Verschönerungen hat er angebracht, denen sich eine vor dem Hause befindliche Fontaine, in Verbindung mit einem eleganten Süßwasserbrunnen zum Gebrauche der Kaltwassergäste anreiht. Ferner haben sich die Anlagen in der zur Heilquelle gehörigen herz. nassauischen Domaine durch Bewilligung von größeren Geldzuschüssen bedeutend erweitert, und Hrn. Brunnenverwalter Dodell gebührt das Verdienst, solche entworfen und unter seiner Leitung zur Ausführung gebracht zu haben. In einigen Jahren werden diese neuen Anlagen schattige Lust- und Waldpartien bieten und zur Erhöhung des ländlichen Vergnügens der Kurgäste, welche hier ausschließlich auf Naturgenüsse hingewiesen sind, nicht wenig beitragen. Der Debit des Weilb. Schwefelwassers, welches weithin versendet wird, war seither ansehnlich. — Das quellenreiche Kronthal gehört, wie Soden und Weilbach, zu den stilleren, aber gerade darum für den Naturfreund um so anziehenderen Aufenthaltsorten, und auch es wird von den Bewohnern Frankfurts gerne und häufig besucht. Seine herrlichen Kastanienwälder und üppig grünenden Hügel mahnen an Italien, und seine Quellen werden mit Recht geschätzt.

Wer ein geräuschvolleres und imposanteres Leben liebt, den verweisen wir auf Wiesbaden, wo die Königin der Taunus-Nymphen thront. Ihre Thermen sind weltberühmt, und an ihrem Kochbrunnen, in ihren ausgedehnten Promenaden, in den prangenden Sälen und Hallen ihres Kurhauses, an den Tafeln ihrer Hotels, auf ihren Bällen und Reunionen findet man die Repräsentanten aller Nationen und aller Stände. In Wiesbaden ist die ganze Scala des Badelebens enthalten, vom Einfachsten und Billigsten bis zum höchsten Luxus und zum Kostbarsten; von dem schlichten Fußgänger bis zur stolzen Karosse, von der bescheidenen Mahlzeit in der Garküche bis zum Raffinement der Gastronomie, von der Blouse des Landmanns bis zur feinsten Eleganz der Toilette, von dem harten Strohlager bis zu dem weichen Polster des Divans, von der ärmlichen Mansarde bis zum fürstlichen Salon. Die Schönheiten der Natur in den herrlichen Umgebungen der

Stadt stehen aber Allen unentgeltlich offen, und eben so fragt die Najade nicht nach Rang und Vermögen Derjenigen, die bei ihr Genesung suchen. Wiesbaden hat sich so ausgedehnt, daß man sich nicht wundern darf, wenn seine Wohnungen und großartigen Etablissements nicht immer mit Gästen gefüllt sind. Die Concurrenz ist hier überaus groß, und so erklärt es sich, daß mitunter auch Klagen von Seiten der Concurrenten vernommen werden. — Die Bäder von **Schlangenbad**, **Schwalbach** und **Ems** fangen erst jetzt an, sich recht zu beleben, und behalten wir die seitherige günstige Witterung, so werden ihre Kurlisten von Woche zu Woche inhaltreicher werden.

Diese flüchtigen Skizzen aus den Taunusbädern mögen für die noch in der Ferne weilenden Freunde derselben als Einladung gelten, und man sieht ihrem Besuche um so gewisser entgegen, als die heutigen Verbindungs- und Transportmittel kaum noch etwas zu wünschen übrig lassen und an die Siebenmeilenstiefel im alten Volksmährchen erinnern. W.

Der Wachenberg bei Birkenau.

Wenn die Umgebungen von Birkenau noch nie von Dichtern besungen, ja kaum noch in öffentlichen Blättern erwähnt wurden, so fühlt man sich beinahe versucht, den Grundsatz hier anzuwenden, daß dasjenige Weib das beste ist, von welchem am wenigsten gesprochen wird; denn das sogenannte Birkenauer Thal mit seiner malerischen Einfassung und mit seinen wahrhaft entzückenden Stellen dürfte wohl mancher gepriesenen Schwester den Rang streitig machen. Die ausführlichere Begründung dieser Ansicht einer geübteren Hand überlassend, erlaube ich mir, Ihnen kurz den Eindruck zu schildern, den eine mit mehreren Freunden auf den nahen Wachenberg unternommene Morgenwanderung in mir zurück ließ.

Zwei verschiedene Pfade führen von Birkenau diesen gewaltigen Beherrscher der Umgegend hinan. Unter smaragdnen Kuppeln, rauschend im Wohllaute des Morgenwindes, und unter dem Jubel der gefiederten Waldesbewohner erreichten wir ohne besondere Anstrengung die um den oberen Theil des Berges führende, von der badischen Gemeinde Hausen auf Anregung des Hrn. Bezirksförsters v. Weibel mit rühmlicher Uneigennützigkeit und Bereitwilligkeit erst kürzlich angelegte Terrasse. Schon hier, noch mehr aber auf dem bald erstiegenen Gipfel, überraschte uns die entzückendste Fernsicht. Aber wer beschreibt ein solches Gemälde, wie es sich unsern Blicken darbot? — Wie weit bleibt jede Schilderung hinter der Wirklichkeit zurück! — Auf der nordöstlichen Seite schweift das Auge über das friedliche, von zahlreichen Bächen durchschnittene Weschnitzthal mit blumigen Auen und wogenden Saatfeldern, beherrscht von dem freundlich herüberwinkenden Lindenfels, und wie mit einem Rahmen von dunkel bewaldeten Höhen eingeschlossen, hinter welchen in bläulicher Ferne der heimathliche Otzberg hervorlugt. Mit Wohlgefallen ruht der Blick gegen Osten und Süd-Osten auf dem gelb durchwobenen schwarzen Teppich der steilen Abhänge des südwestlichen Odenwaldes, über welchen der Kaiserstuhl grüßend sein kühnes Haupt erhebt.

In einem schönen Halbkreise von Süd-Ost nach Nord-West begränzen das vom Donnersberg überragte Hardtgebirge und der Taunus den Horizont und verhindern die weitere Aussicht. Aber innerhalb dieser Gränzlinie — welch' buntes Panorama! Lachend heiter ist sein Charakter. Welche Menge von Städten und Flecken, Dörfern und Höfen! Welche heitere Abwechslung von Flüssen, Wäldern und Fluren! Hier ein schimmernder Bogen des Neckars, dort der deutsche Rhein, der als ein langer Silberstreifen dem schmelzenden Blicke sich entfaltet. Doch warum beschreiben, was sich nicht beschreiben läßt? —

Einen pitoresken Anblick gewähren nach Nord-West die ehrwürdigen Ruinen der altergrauen Starkenburg, ernst mahnend an die stürmischen Jahre, welche dort vorüber gezogen.

Kehrt das Auge endlich gesättigt von seiner Fernansicht zurück und blickt hinab auf das malerisch gelegene Weinheim, über welchem Windecks Ruine trauert, hinunter in den wild-romantischen Thalkessel, wo mit Zornesbrausen die geknechtete Weschnitz mehrere herrliche Mühlen treibt und, froh der erlangten Freiheit, Weinheim zueilet, und hin auf das paradiesische Birkenau: dann erweitert sich das Herz, das höher dem Schöpfer entgegen schlägt, weil hier Kraft und Milde, Größe und Anmuth gepaart sind.

Stunden verweilten wir auf dem Wachenberg, und um einmal recht vertraulich zu werden mit Busch und Pflanzen, mit Gestein und Moos, so übereilten wir uns beim Hinabsteigen durchaus nicht, sondern suchten die verschlungensten Pfade auf.

Indem ich meine kurze Schilderung hier abbreche, erlaube ich mir den wohl zur Genüge gerechtfertigten Wunsch, daß die Main-Neckar-Eisenbahn, deren Eröffnung auch wir mit lebhafter Spannung entgegen sehen, von recht vielen Naturfreunden zum Besuche der hiesigen Gegend benutzt werden möchte. Es muß schließlich noch bemerkt werden, daß durch das Birkenauer Thal seit etwa zwei Jahren eine herrliche Kunststraße führt, und daß es in Birkenau keineswegs an Veranstaltungen zum Amusement gebricht, indem dort namentlich das wegen seiner ausgezeichneten Lage berühmte Etablissement „zum Birkenauer Thal" winkt, wo man Güte und Billigkeit der Bedienung vereint findet. J. Heiß.

Mannichfaltigkeiten.

(Aus dem Großherzogthum Hessen.) Die allgemeine geistliche Wittwenkasse des Großherzogthums hatte — zufolge des jetzt veröffentlichten Rechnungsabschlusses — im J. 1844 eine ordentliche Einnahme von 61,819 fl.; die ordentlichen Ausgaben betrugen 31,053 fl., darunter 26,134 fl. Wittwenpensionen an 150 Wittwen und 2181 fl. Waisenpensionen an 13 Waisen.

(**München**, 14. Juli.) Die Verhältnisse an unserer Akademie der bildenden Künste, in etwas gestört durch den Abgang Jul. Schnorr's, sind noch nicht wieder geordnet. Dem Gerücht nach, beabsichtigt man den Genremaler, Prof. **Becker** aus Frankfurt, an Schnorr's Stelle zu berufen, etwas, das als eine vollkommene Systemsänderung zu betrachten wäre. Schnorr fährt indessen mit der Ausschmückung der Nibelungensäle im neuen Königsbau fort, durch welche er sich für Jahrhunderte ein ehrenreiches Andenken bereitet.

Das pennsylvanische Gefängnißsystem und die Angriffe seiner Gegner.

(Fortsetzung.)

Das angebliche Experimentiren mit menschlichen Wesen ist ein großer Irrthum. Man hatte sich vielfältig überzeugt, daß wo in den Gefängnissen die Sträflinge unter einander verkehren, sie in ihrer unendlichen Mehrzahl das Strafhaus noch viel tiefer verderbt verlassen, als sie es betreten haben. Man suchte deshalb jene verpestende Mittheilungen dadurch aufzuheben und die Strafhäuser aus Lasterschulen in Besserungshäuser umzuwandeln, daß man die Gefangenen Nachts, jeden in einer besonderen Zelle, schlafen ließ, sie zwar bei Tage in den Arbeits-, Eßsälen und Spazierhöfen vereinigte, ihnen aber unbedingtes Stillschweigen auferlegte (Schweigsystem oder auburn'sches System). Wurden dabei die Sträflinge zugleich in kleinere Abtheilungen je nach der Stufe ihrer Moralität geschieden, so nannte man dies das Classifications- oder Genfer-System. Dies System hat aber den davon gehegten Erwartungen nicht

entsprochen. Trotz enormer Strenge, ja Grausamkeit, ist das Stillschweigen nirgends wirklich erzielt worden. In Amerika hat in den auburn'schen Anstalten jeder Wärter das Recht Befugniß und Auftrag, jede Uebertretung des Schweiggebots mit Peitschenhieben zu bestrafen; trotz der verschwenderischsten Anwendung derselben wird das Stillschweigen nicht erzielt. In Europa war man milder. In Belgien, Frankreich und England, wo dies System consequent durchgeführt ward, stand das Strafrecht nur dem Direktor der Strafanstalt zu, körperliche Züchtigungen waren Ausnahmen; man kam aber nicht voran damit, man verzweifelte und beschränkte sich zuletzt auf die Bestrafung nur der störendsten lauten Uebertretungen; dennoch gelangte man in Frankreich in einem 1200 Sträflinge zählenden Strafhaus in dem Jahr zu mehr als 10,000 Disciplinarstrafen allein wegen Bruchs des Stillschweigens; in einem andern mit beiläufig 300 Köpfen stiegen die Strafen wegen derselben Uebertretung im Jahre 1843 auf beinahe 6000. Stillschweigen ward nicht erzielt, Krankheit und Sterblichkeit nahmen bedeutend zu. — Ein ähnliches Verhältniß finden wir in England; so kamen in den drei auburn'schen englischen Strafanstalten, welche so ziemlich für die besten gelten, auf 1000 Gefangene im Gefängniß

in Wackefield	täglich	36	Bestrafungen,
in Colstatyfields in London	„	46	„
in Westminsterbritewell in London	„	62	„

Trotz dieser Strafmenge ließ sich das System in Wahrheit nicht durchführen; der gehoffte Erfolg fehlte gänzlich, von Besserung der Gefangenen war keine Rede, die Zahl der Verurtheilungen wegen Verbrechen nahm nicht ab, das Verhältniß der Rückfälle stieg vielmehr, und je consequenter die Einführung des Schweigsystems, des auburn'schen Systems, der moralischen Absonderung, oder welche Namen sonst es erhielt, versucht ward, um so mehr stieg die Zahl der Krankheiten und Todesfälle. Nicht erfolgreicher hat sich das Classificationssystem gezeigt. Die Regierungen und Parlamentscommissionen von Frankreich, England und Belgien haben höchst ausführliche offizielle Berichte darüber erstattet, daß dies System total fehlgeschlagen hat, weshalb sie alle denn auch das pennsylvanische theils vorgeschlagen, theils bereits eingeführt haben. Von jenen wichtigen Regierungsactenstücken, welche mit ihren einzelnen Nachweisen gar manche Folianten einnehmen, so wie von der großen Masse bestätigender Werke von mit dem Gegenstande vertrauten Schriftstellern haben aber die Verfasser jenes Artikels und manchen ähnlichen wohl nie etwas zu hören, noch viel weniger etwas zu sehen bekommen. Unter diesen Umständen, da der Versuch mit dem Schweigsystem fehlgeschlagen, eine Abhülfe der alten Mißstände aber unbedingt nothwendig war, wandte man sich natürlicherweise zu dem Haftsysteme, das seit dem Jahre 1829 in Philadelphia eingeführt war und dort den vortrefflichsten Erfolg gezeigt hatte. Vom Jahr 1830 an waren von fast allen europäischen Staaten Staatsmänner, Juristen, Philanthropen, Aerzte und Baumeister nach Nordamerika geschickt worden, um die dortigen Strafsysteme mit eigenen Augen zu beobachten und an der Quelle zu studiren; sie alle ohne eine einzige Ausnahme (Tocqueville, Beaumont, Crawford, Pringle, Mondelet, Neilsen, Julius, Demetz, Blouet), obgleich viele davon dagegen eingenommen waren, berichteten, daß nur das pennsylvanische Isolirungssystem zweckentsprechend und nachahmungswürdig sey. Das System, welches nun seit sechzehn Jahren in dem für zu langjähriger Strafhaft Verurtheilte bestimmten Staatsgefängniß von Philadelphia bei einer Zahl von durchschnittlich 400 Gefangenen in Anwendung gebracht wird und daselbst von sehr vielen Gefängnißkundigen beobachtet wurde, ist seitdem in vielen Gefängnissen Pennsylvaniens und in etlichen anderen Staaten Nordamerika's eingeführt worden. Von da ward es nach England übergesiedelt, woselbst seit 1834 zu keinem anderen Gefängniß mehr, als zu pennsylvanischen, von der Regierung Bauerlaubniß ertheilt worden ist, und woselbst gegenwärtig 44 solcher Gefängnisse mit 6000 Einzelzellen bestehen. Dann fing Frankreich an, dieses System einzuführen, vorerst wenigstens in allen neuen Arrest- und Justizhäusern; in vielen andern Staaten sind einzelne Abtheilungen mehrerer Gefängnisse nach diesem System eingerichtet worden. Von einem Experiment mit etwas Unbekanntem kann also die Rede gar nicht seyn, wenn der König von Preußen, der das pennsylvanische System durch eigene Anschauung kennen gelernt hat, es nun auch in seinen Staaten einführen will.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz.

Aus Preußens Osten, im Juli.

(Fortsetzung.)

Zwei junge Theologen, Dietlein und Hahn, sind seit Ostern Privatdocenten an der Universität. Obgleich sie, der orthodoxen Ultra-Partei angehörig, noch niemals so angefüllte Auditoria gehabt haben, daß man Gedrückte und Erstickte hätte hinaustragen müssen, so trösten sie sich für dieses Defizit durch die Kandidaten-Suite, welche sie pfarreschmachtend umkatzenbuckelt. Uebrigens ist der Stoicismus zu bewundern, mit welchem diese jungen Gottesgelahrten von Repräsentanten der andern Glaubenspartei die indirekten Sticheleien der in diesem Punkte keineswegs rücksichtsvollen Königsberger ertragen. — Dr. Gottschall, dem man das Dociren an der Universität versperrte, wird mit 500 Rthlr. als Dramaturg beim Theater angestellt. Die bisher von ihm geschriebenen dramatischen Werke sind: „Hercus Monte, der Preußen Heeresfürst", „Robespierre" und „Thomas Münzer." — Die städtische Ressource in Königsberg beschäftigt sich jetzt, da bei der strenggehandhabten Censur freisinnige Vorträge nicht mehr durchdringen können, mit der Einführung „gemeinnütziger Zwecke." So machte der Kaufmann Kuhr, der den Grundsatz feststellt, daß der Pauperismus lediglich aus Mangel an Vertrauen entspringe, den Vorschlag zur Begründung einer „Bürgerbank", aus welcher bedürftige Handwerker und Gewerbtreibende der Stadt 5 — 100 Rthlr. Anleihen gegen 5 Procent Zinsen beziehen könnten. Man wünscht, daß die Ausführung dieses gutgemeinten Planes glücklicher vor sich gehen möchte, als der von Walesrode in der früheren „Bürgergesellschaft" gemachte Vorschlag zur Begründung einer Gesellen-Unterstützungs-Kasse, die sich bereits ganz aufgelöst hat. — Vor etwa einem halben Jahre wurden einer Buchhandlung 300 Rthlr. gestohlen. Vor Kurzem entdeckte man bei dem Diener eines Offiziers eines jener gestohlenen größeren Geldstücke. Der Verdächtige wurde arretirt, und am Morgen darauf fand man ihn an den Traillen seines Gefängnisses hängen. — Es hieß, daß der Referendar Geekowski, das Haupt unserer amerikanischen Auswanderer, unterwegs bereits gestorben sey. Ein englischer Seefahrer, der dem Auswanderungsschiff auf der Nordsee vorbeisegelte, soll diese Nachricht von dem Kapitän der Brigg „Fritsch" erhalten und nach Königsberg mitgebracht haben. Eine ächte Schiffernachricht, die jedenfalls aus unlauteren böswilligen Absichten erlogen und verbreitet worden! — Weniger unglaublich scheint die Nachricht zu seyn, daß Gerichts-Direktor Reuter, der durch seine hiesige Censur-Verwaltung in sehr unangenehme Conflicte mit dem Publikum gerathen, nun selbst auf seine Versetzung angetragen habe. Man vermuthet, daß Dr. Reuter eine höhere Charge in Berlin bekleiden werde. — Die Schwarzenbacher-Gungl-Haepf'sche Kapelle gibt zahlreiche Konzerte im Freien. Das Entrée der Damen ist auf nur 2 Sgr. berechnet; daher laufen sie aus Dankbarkeit in Schaaren hinaus, um den jungen, hübschen Kapellmeister Harof zu hören? — nein, zu sehen. — Uebrigens ist auch hier die Polka-Manie eingerissen, seitdem sie auf dem Theater und in Konzerten einmal zum Vorschein gekommen, namentlich durch jene Kapelle veranlaßt. Nicht nur Polka-Hüte und Mützen, sondern auch Polka-Hosen, Stiefeln, Schuhe, Bänder und Stöcke, Polka-Kuchen und Pfefferkuchen, ja sogar Polka-Schweineköpfe und Polka-Prügel gibt's auf dem gegenwärtigen Jahrmarkte, letztere am meisten und unverfälscht, so daß Gendarmen dem Dinge ein Ende machen müssen.

(Schluß folgt.)

Main-Wasserwärme: 25. Juli, Morgens, 8 Uhr: 17 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samstag, 25. Juli. Die Puritaner, große Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. (Gastrolle) Elvire: Fräul. Badnigg, vom königl. sächs. Hoftheater zu Dresden. Richard: Hr. Andeé.

Sonntag, 26. Juli. (Neu einstudirt): Endlich hat er es doch gut gemacht, Lustspiel in 3 Abth., von Albini. (Gastrolle) Mengler: Hr. Koch, vom Hoftheater zu Kassel. Hierauf folgt (zum Erstenmale): Der Dachdecker, Posse in einem Act und 4 Tableaux, von Angely. (Gastrolle) Petzolt: Hr. Koch.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 205. Montag, den 27. Juli 1846.

Der Sohn Solimans.

Eine Erzählung aus dem Englischen der Mrs. Erskin Norton, von R. Mogk.

(Fortsetzung.)

Nach wenigen Minuten der Ueberlegung erwiederte der Vater salbungsvoll: „Der Charakter des Prinzen Mustapha ist mir wohl bekannt. Wäre er ein Christ, er würde vielleicht der Vollkommenheit so nahe kommen, als es unserer schwachen Natur gestattet ist. Es ist möglich, daß der Wille des Himmels Euch, meine Tochter; auderseben hat, dies große Ereigniß zu vollenden, auf daß durch ihn der gute Saamen gesäet und ein ganzes Volk zu rechter Zeit erlös't werden möge. Gott verhüte, daß ein Hinderniß auf Eurem Pfade stehen sollte! Meine Lippen sollen den ehelichen Segen aussprechen, — und möge er sich für Millionen noch Ungeborener als Segen erweisen.“

Hierauf folgte die Feierlichkeit der Beichte, und Lavinia lauschte der Ermahnung des heiligen Vaters und vereinigte sich mit ihm zum Gebete.

Gegen Abend schmückte sie sich, nicht wie eine türkische Braut, sondern mit den weißen Gewändern einer christlichen Jungfrau, und ein Kranz von schneeweißen Blumen umschloß ihre reine, unschuldige Stirn.

Sie saß in ihrem Kabinet allein, mit klopfendem Herzen, auf jedes entfernte Geräusch, jeden nahenden Fußtritt lauschend; endlich erscholl er, jener Schritt! — die Thüre ward leise geöffnet, und schweigend drückte sie Mustapha an's Herz. Er staunte sie an mit leidenschaftlicher Bewunderung, und dann mit einem Schleier sie bedeckend, ohne ein Wort zu sprechen, trug er mehr, als er sie führte, in ein Gemach, wo die türkische Ceremonie eilig vollzogen ward; von da in ein anderes, wo der christliche Priester ihrer wartete, um sie zu verbinden und zu segnen.

Als die Dienerschaft im Begriff war, sich zurückzuziehen, ward Lolah berichtet, daß eine der Sklavinnen, welche bei beiden Ceremonien zugegen gewesen, vermißt werde; indeß sie hielt es für angemessen, für jetzt ihrer Gebieterin dieses verdächtige Ereigniß zu verbergen.

Am folgenden Morgen wurden Sänften für Lavinia und Lolah in Bereitschaft gesetzt, um den Prinzen in das Lager zu begleiten, wo sie die drei Tage während der großen Heerschau verweilen sollten. Sie langten gegen Mittag auf einer geräumigen Ebene an, auf deren Hauptpunkt das Lager stand. In der Mitte desselben erhob sich das prächtige Zelt des Sultans, und nahe diesem, kaum weniger glänzend, stand das des Prinzen. Von diesen beiden liefen, einen Halbkreis bildend, zur Rechten und Linken die Zelte der höchsten Offiziere aus; hinter diesen waren die übrigen in geordneten Reihen aufgeschlagen, das letzte lehnte sich an den Fuß eines Hügels, welcher die Ebene in dieser Richtung schloß.

Obgleich sorgfältig jedem Blicke verborgen, merkte Lavinia doch an dem kriegerischen Geräusch um sie her, daß sie ihren Bestimmungsort erreicht hatten. Der Prinz, welcher den Sänften unmittelbar voran ritt, ward unter dem lautesten Zuruf empfangen, und rasch öffnete sich ein Durchgang für ihn und seinen Zug. Sie befanden sich bald darauf im innern Gemach des Zeltes, das mit jedem denkbaren Aufwande ausgestattet war, und wo die junge Herrin desselben sehr zärtlich bewillkommt ward. Nach einer Erfrischung und der gewohnten Siesta bereitete sich der Prinz, auf der Ebene, wo verschiedene militärische Spiele gespielt wurden, um den Rest des Tages auszufüllen, mit dem Sultan zusammenzutreffen. Ehe er Abschied nahm, führte er seine junge Frau und ihre Begleiterin in das nach außen gelegene Zimmer des Zeltes, wo ein großer, nach Belieben beweglicher Lichtschirm von Drahtgeflecht und dünner Gaze, — ohne daß man selbst gesehen werden konnte — Alles, was vorging, zu beobachten gestattete. Eine reiche Ottomane stand für Lavinia bereit; auf einem Kissen in einiger Entfernung saß die alte Lolah mit gekreuzten Beinen, und mit Erlaubniß der Herrin ihre kleine Horka rauchend; einige junge Sklaven-Mädchen, welche auf der feinen Matte, die den grünen Fußboden bedeckte, umherkrochen, freuten sich voller Fröhlichkeit und Gekicher — (nur durch die Umgebung, in der sie saßen, in Schranken gehalten) — der neuen und interessanten Scene. Das Zelt war von Wachen umgeben, und einige argusäugige Nubier schlichen, wachsam auf ihren Dienst, um dasselbe herum.

Dicht an den Schirm herantretend, hatte Lavinia eine ungehinderte Aussicht auf das Zelt des Sultans. In der vorderen Seite desselben war ein dem ihrigen ähnlicher Schirm gezogen, und als sie genau hinsah, konnte sie die Umrisse von Gestalten bemerken, die sich dahinter auf und ab bewegten, und zuweilen traf der Schall weiblicher Stimmen ihr Ohr. Man sagte ihr, daß die Frauen der vornehmsten anwesenden Personen von der Sultanin eingeladen seyen, sich während der drei Nachmittage, an denen die Truppen zusammengezogen wären, in ihrem Zelte zu versammeln. Lavinia zog sich instinktmäßig zurück, zitternd, sich ihrer mächtigen und rachsüchtigen Feindin so nahe zu finden.

Die eigentliche Heerschau sollte nicht vor dem folgenden Tage stattfinden, indeß wurden die Zuschauer sehr angenehm unterhalten durch die mancherlei athletischen Uebungen zu Pferd und zu Fuß, welche die Geschicklichkeit und Kraft der zahlreichen Theilnehmer darthaten.

Hier zum ersten Mal sah Lavinia den Sultan. Er saß auf einem herrlichen Hengste, umgeben von seinen Staatsoffizieren, mit Leutseligkeit sich unter ihnen bewegend und unterhaltend, und dem Anschein nach großen Antheil an den Spielen nehmend. Sie fühlte ihr Herz zu ihm hingezogen, als sie in seinen älteren und strengeren Zügen eine starke Aehnlichkeit mit denen seines geliebten

Sohnes entdeckte. Bald darauf kam er ihrem Zelte sehr nahe und schien es gedankenvoll zu betrachten; in diesem Augenblick war seine Aufmerksamkeit auf den Prinzen Mustapha gelenkt, der, siegreich gewesen in einem jener Spiele, sich näherte, um seine Belohnung zu fordern. Lavinia fühlte sich überrascht und erschüttert, als sie bemerkte, wie bei der Annäherung seines Sohnes, der fast auf den Schultern der Soldaten getragen und mit betäubendem Zuruf geehrt ward, des Vaters Miene einen strengeren Ausdruck annahm. Mustapha kniete nieder am Steigbügel seines Vaters, der, ohne ein Wort zu sagen, anhielt und ihm eine goldene Kette — den Preis, den er gewonnen — um den Nacken hing, dann sich abwandte und, von seiner Suite begleitet, nach einem andern Theile des Feldes ritt. Todähnliches Schweigen folgte den lauten Ausrufungen der Soldaten; man erstaunte und blickte sich einander an, als wolle man sich gegenseitig um die Ursache dieser Erscheinung fragen. Noch beobachtete Lavinia, wie der Prinz Selymus, dessen Auge häufig auf ihr Zelt gerichtet gewesen, — als er mit seiner Begleitung fortritt, um sich zu dem Sultan zu gesellen, — seinem Bruder einen triumphirenden und feindseligen Blick zuwarf. Mustapha stieg wieder zu Pferde und nahm, umgeben von seinen Offizieren, seine Stellung nicht weit von dem Zelte; jedoch vermied er es, sich ferner in die Spiele zu mischen, fortan nur Zuschauer bleibend, und die Stirn mehr vom Ausdruck des Kummers als des Zornes umwölkt.

(Schluß folgt.)

Volkslied auf die Mosel.

Wer hört und singt nicht gern vom Rhein
Und seinen Wundergau'n?
Doch auch sein Schatz soll euch erfreu'n,
Ist wundervoll zu schau'n.
O kommt vom Rheine, Mann für Mann,
Kommt, schaut die holde Mosel an!

Wie sie so frei und sinnig wallt,
So ganz und gar Natur!
Was sie nicht war, das wird sie bald
Auf Deutschlands reicher Flur.
O kommt, Franzosen, Mann für Mann,
Kommt, schaut die holde Mosel an!

Im deutschen Land, in Preußenland
Kredenzt sie den Pokal
Mit all' den Perlen, allbekannt,
Vom rebenreichen Thal.
O kommt, ihr Deutschen, Mann für Mann,
Kommt, schaut die holde Mosel an!

Ha! Balsam haucht die milde Luft
Aus ihrem Göttersaft:
Das ist der Blume Würzeduft,
Der Anmuth gibt der Kraft.
O kommt, ihr Zecher, Mann für Mann,
Kommt, schaut die holde Mosel an!

Still reift der Segen auf den Höh'n,
Burgtrümmer schau'n in's Thal,
Wie liegen Berg und Thal so schön,
So warm am Sonnenstrahl!
O kommt, ihr Künstler, Mann für Mann,
Kommt, schaut die holde Mosel an!

Potztausend! da, auf Bachus Thron,
Zu Trarbach möcht' ich seyn!
Ein lust'ger Geiger, spielt' ich schon
Zum Keller mich hinein.
O kommt, ihr Sänger, Mann für Mann,
Kommt, schaut die holde Mosel an!

Manch' gastlich Dorf, manch' liebe Stadt,
Manch' hehren Dom ich grüß',
O glücklich, wer ein Hüttchen hat
In diesem Paradies!
O kommt, ihr Pilger, Mann für Mann,
Kommt, schaut die holde Mosel an!

Sprich, Schiffer, führt uns Zauberhand?
Du steu'rst doch nicht zurück;
Und Schönes, was uns längst entschwand,
Naht wieder uns'rem Blick!
Komm', holde Frau, komm', deutscher Mann,
Kommt, schaut die holde Mosel an!

All' überall Gesang und Muth,
Lust, Leben, Liebe, Wein,
Mich labt der Strand, mich trägt die Fluth,
Kann's Fischlein wohl'ger seyn?
Mit Weib und Kindern zieht heran,
Kommt, schaut die holde Mosel an!

Wer preis't der edlen Gaben Zahl,
Der gold'nen Berge Pracht?
Wie gut das Volk, wie schön das Thal
Hast du, o Gott, gemacht!
So kommt denn Alle, Mann für Mann,
Kommt, schaut die holde Mosel an!

Kommt, schaut und trinkt und singet laut
Der Mosel Gruß und Dank!
Gott! segne, was der Winzer baut,
Mein letzter sey sein Trank!
Und wenn ich sterb', nur da, nur da,
Am Moselstrand begrabt mich ja!

Sterle, den 6. Juli. J. J. Jugelbach.

Konzert auf der Mainlust.

Am 24. d. M. fand auf der Mainlust das übliche Sommer-Konzert zum Besten der Mozart-Stiftung statt, vom Liederkranz veranstaltet und von sämmtlichen hiesigen Sängervereinen unterstützt. Bei der seltenen Gunst der Witterung konnte ein überaus zahlreicher Besuch nicht fehlen, und alle Räume des schönen Lokals waren so überfüllt, daß nach sieben Uhr sich Derjenige für einen Günstling des Glückes halten konnte, der noch ein Plätzchen gewann. Die musikalischen Leistungen nahmen zwischen 7 — 8 Uhr ihren Anfang und bestanden abwechselnd in großen, von gegen 400 Sängern ausgeführten gemeinsamen Chören und in ausgewählten Produktionen der verschiedenen einzelnen Vereine. Der kräftige und ausdrucksvolle deutsche Männergesang, der jeden Hörer mächtig ergreift und alle Sympathien für Vaterland, Liebe, Freundschaft, freudigen Lebensgenuß, Natur und Kunst weckt, bewährte auch heute seine siegende Gewalt und es bekundete sich der Fleiß und Eifer der ihm huldigenden Genossen. Als bei eingetretener Nacht der weite Konzertsaal unter dem grünen Laubdache der Bäume glänzend erleuchtet war, da bot das aus mehreren Tausenden bestehende Auditorium einen imposanten Anblick. Die Nacht war

wunderschön, eine von jenen, um mit dem Dichter zu reden, wo laue Luft der Bäume Wipfel küßte und sie nicht rauschen ließ, von jenen, wo Troilus die Mauern Trojas erstieg und seine Seele nach den Zelten der Griechen hinüber hauchte, wo seine Creßida in Schlummer lag, von jenen, wo unter dem tropischen Himmel der Antillen der reiche Pflanzer unter seinem Zelte, von den aromatischen Düften der üppigen Vegetation umhaucht, von der Seeluft gekühlt, auf weichen Polstern ruht, oder wo der holländische Kaufmann den ungesunden Räumen Batavias entflohen ist, um auf seinem Landsitze sich von seinen Sklaven bedienen zu lassen, von jenen, wo auf Venedigs Rialto der Südländer lustwandelt, während der Gesang der Gondoliere von den Lagunen herübertönt, oder wo am lieblichen Arno die schönen Florentinerinnen Liebe und Eifersucht wecken, eine Nacht, wie sie die Dichter gerne besingen und wie man durch sie zur Zeit der ersten Liebe der Erde entrückt und der Freude der Götter theilhaftig gemacht wird, eine jener Nächte, deren Pracht und Anmuth den Tag beschämt, und die ganz geeignet sind, uns die irdischen Sorgen bis auf die Erinnerung vergessen zu lassen. Eine solche Nacht, beim köstlichen Rheinwein oder beim perlenden Champagner, dem holden Angesicht und den blauen Augen einer jungfräulichen Rose gegenüber, im ungestörten Austausch des eben frisch aus der Seele fließenden Gedankens, im Vollgenuß des noch ungeschwächten Lebensbewußtseyns und umrauscht von den Wellen des Gesanges und der Musik, die an alles Hohe und Schöne mahnen, eine solche Nacht läßt sich nicht beschreiben; aber glücklich ist, wer sie unverkümmert zu genießen weiß, mit dem Horazischen Motto: quid sit cras, fuge quaerere. Unsere modernen Virtuosen mögen recht geschickte Leute seyn, aber ein Dutzend ihrer brillantesten Konzerte wiegen doch ein solches wie das heutige noch nicht auf. Schließlich wollen wir noch die Frau Musika leben lassen, und sollte einmal über kurz oder lang einer unserer Reichen über die zweckmäßige Verwendung von 10—20,000 Gulden in Verlegenheit gerathen, so möge er sie unserer Mozartstiftung vermachen, die seinen Namen dafür mit goldenen Buchstaben in ihre Annalen verzeichnen würde. Ich aber mache mich vorläufig anheischig, einen recht schönen Reim auf sein Epitaphium gratis zu liefern, und was will man mehr? W.

Mannichfaltigkeiten.

In Paris erscheint ein Journal für weibliche Handarbeiten unter dem Titel: „La Brodeuse, Journal manuel de Broderie". Die Muster für Stramin-Stickerei sind alle mit den Namen Sajou unterzeichnet, und also stände zu erwarten, daß sie von der Erfindung der Madame oder des Herrn Sajou wären. Dem ist aber nicht so. Es sind Copien der theils besseren, theils geringeren Berliner Stickmeister. Am meisten fällt die Sache im April-Heft von diesem Jahre in die Augen. In demselben ist ein Kranz von Granatblüthen enthalten, welcher genau, Stich für Stich, einem ganz gleichen nachgebildet ist, welcher vor zwanzig und etlichen Jahren bei Wittich in Berlin unter der Nummer 949 herausgekommen, wie sich Jedermann durch Ansicht und Vergleichung auf das Bündigste überzeugen kann. Was aber das Bedauerlichste an der Sache ist, besteht darin, daß die Herren Herausgeber deutscher Journale für Handarbeiten, sich eifrigst bemühen, die alten deutschen Muster für neue französische zu halten und sie der leichtgläubigen deutschen Damenwelt für etwas ganz Neues aufzutischen.

Karl Theodor Welcker, der Sohn eines Pfarrers in Oberhessen (Grünberg), ist im Jahre 1790 geboren. Er studirte von 1807—1811 in Gießen und Heidelberg Rechtswissenschaft, habilitirte sich 1813 zu Gießen als Privatdozent, und ward im nächstfolgenden Jahre außerordentlicher Professor daselbst. Später folgte er als ordentlicher Professor einem Rufe nach Kiel, dann nach Heidelberg, und 1819 nach Bonn, wo er im Vereine mit Mittermayer und Mackeldey die juristische Fakultät begründete. Mit Arndt ward auch Welcker in die bekannte Untersuchung wegen demagogischer Umtriebe verwickelt. Abgesehen von andern Dingen fanden in dieser Untersuchung die unbegreiflichsten Entstellungen, ja, wie Welcker nachgewiesen hat, selbst Fälschungen statt. Glücklicher als Arndt, erlangte Welcker weit früher als jener die vollkommenste Anerkennung seiner Unschuld. Der Aufenthalt in Bonn aber war ihm verleidet. Mit Freuden nahm er daher gegen Ende der 1820r Jahre einen Ruf nach Freiburg im Breisgau an, der ihm geworden, nachdem die badische Regierung auf ihre Anfrage bei dem preußischen Gouvernement wegen jener politischen Untersuchung, eine für Welcker auf's ehrenvollste lautende Erklärung erhalten hatte. Im Jahre 1830 übersandte Welcker dem Bundestage seine merkwürdige Petition: „Die vollkommene und ganze Preßfreiheit. (Freiburg 1830.)" In ganz Deutschland las man dieses Meisterwerk mit größter Bewunderung. Bei den neuen Abgeordnetenwahlen, welche 1831 in Baden stattfanden, ward auch Welcker gewählt. Seitdem ist er ununterbrochen Mitglied der Kammer. Nachdem der Landtag von 1831 Preßfreiheit erlangt hatte, gab er 1832 in Verbindung mit v. Rotteck die Zeitung „der Freisinnige" heraus. Bekanntlich wurde das Blatt nach kurzem Bestehen durch Beschluß des Bundestags unterdrückt, Welcker selbst aber wegen eines in demselben noch veröffentlichten Aufsatzes über die Bundesbeschlüsse vom 28. Juni 1832 in einen länger dauernden Prozeß verwickelt. Dieser endigte zwar (wie seitdem verschiedene andere Preßprozesse) mit Welckers Freisprechung, dagegen war er sowohl als Rotteck zuvor schon in Quiescenz versetzt worden. Erst zur Zeit des Thiers'schen Kriegslärms (Spätsommer 1840) wurden beide Männer reaktivirt. v. Rotteck ward dem Vaterlande durch den Tod entrissen, ehe er seine Lehrkanzel wieder hatte betreten können; aber auch Welcker konnte diesmal nicht lange als Lehrer wirken, indem er 1841 auf's neue quiescirt wurde, nachdem er eben von einer triumphartigen Reise aus Preußen nach Freiburg zurückgekehrt war. Welcker besitzt als Redner nicht gerade einen glänzend hinfließenden Vortrag. Aber er spricht mit sichtlicher Ueberzeugungstreue und mit solch' innerem Eifer, daß er selbst gar oft im Laufe der Rede durch den Drang seiner Gefühle fortgerissen wird. In seinem Vortrag herrscht eine Heftigkeit (aber im guten Sinne des Ausdrucks), die ihres Gleichen sucht.

(N. C. Z.)

(Berlin, 18. Juli.) Die hiesigen Börsenmänner werden wahrscheinlich dem bekannten Hrn. v. Bülow-Cummerow niemals eine Fackelmusik bringen, denn er hat in seiner neuesten Schrift eine Rede, die er persönlich vor dem Könige gehalten, abdrucken lassen, und in dieser Rede kommt folgende Stelle vor: „Um mich von dem Stande der Börse selbst zu überzeugen, besuchte ich diese vor einigen Wochen, sah mich aber in eine Gesellschaft versetzt, die einen solchen Eindruck auf mich machte, daß meine Hand unwillkürlich meine goldene Dose aus der Schoßtasche in die Seitentasche versetzte. Die achtbaren Kaufherren, die ich dort zu finden sonst gewohnt war, sollen sich ganz von ihr zurückgezogen haben." — Dies Urtheil hat Hr. v. Bülow-Cummerow über die hiesige Börse, die doch eigentlich eine moralische Person ist, drucken lassen, und man ist neugierig, was die Börse darauf thun wird.

(Wien, 13. Juli.) Mehrere Selbstmorde, die sich seit kurzem ereigneten, machen viel Aufsehen. Ein Börsenspeculant, K..., erhängte sich, weil der bisherige Quell seiner Existenzmittel gänzlich zu versiegen drohte. Ein Graf A...., ein 77jähriger Greis, machte seinem Daseyn im Prater ein Ende, aus sehr se-

samen und dieser Altersstufe am wenigsten angemessenen Gründen. Im Park zu Schönbrunn fand man die Leiche eines 8jährigen Knaben, welchen der Ehrgeiz einer nicht erlangten Schulprämie wegen in Verzweiflung gejagt hatte!

Deutschland, Europa's Herz.

Liebes Deutschland, ach! man nennet dich mit Recht Europa's Herz;
Denn von Alters her beklemmet dich Europens Sorg und Schmerz.

(Neustadt, 20. Juli) Am 9. August wird hier das zweite Sängerfest — von mehr als 200 Männerstimmen — stattfinden.

Das pennsylvanische Gefängnißsystem und die Angriffe seiner Gegner.

(Fortsetzung.)

Wir kommen zu den Ansichten und Ueberzeugungen der Vertheidiger des Systems, „das nur durch gänzliche Einsamkeit, Arbeitslosigkeit und Vernichtung der Außenwelt Reue und Besserung erweckt", zu dessen Grausamkeit und zu den „Wolken und der Bläue des Himmels." Die Ueberzeugung der Vertheidiger des pennsylvanischen Systems (auch philadelphisches, oder Trennungs-, Isolirungssystem rc. genannt) ist kurz folgende. Abgesehen von der äußeren Noth, die zu gewissen Vergehen treiben kann, mit der wir uns aber hier nicht im entferntesten zu beschäftigen haben, da zur Abhülfe gegen sie überhaupt nicht die Gefängnisse, sondern andere Anstalten und Maßregeln berufen sind, — abgesehen also von der äußeren Noth, entspringen die meisten Verbrechen aus eigentlicher Lasterhaftigkeit. Diese wiederum findet Ursprung oder Förderung vorzugsweise in Ungebändigtheit der Leidenschaften und der sinnlichen Triebe, in Mangel an religiösem, sittlichem und intellectuellem Unterricht, in Arbeitsscheu und Umgang mit andern schlechten Menschen. Der Verbrecher hat durch sein Verbrechen seine Freiheit zum Nachtheil der bürgerlichen Gesellschaft gemißbraucht; diese straft ihn daher am logischsten durch Einschränkung dieser Freiheit; Gefängnißstrafe (neben Schadenersatz rc.) ist gewiß die zweckentsprechendste und gerechteste Strafe. Will der Staat aber sich gegen weitere Verbrechen des Sträflings auch nach seiner Entlassung sicher stellen, will er der bürgerlichen Gesellschaft lieber ein sittlich gebessertes und aufgerichtetes Mitglied wiedergeben, als einen noch tiefer in alle Laster, Verbrechen und Schlauheiten eingeweihten Missethäter gleich einem racheschnaubenden wilden Thiere auf sie loslassen so muß der Staat auch darnach streben, daß der Sträfling jedenfalls im Gefängniß nicht noch mehr verderbt, ja so viel als möglich gebessert werde. Es dürfte sich wohl fragen, ob der Staat, wenn er den Mißbrauch der Freiheit durch zeitweilige Beraubung derselben bestraft, nicht auch die Pflicht hat, nun während der Haft den Gefangenen zu lehren, nach seiner Entlassung einen verständigen und nützlichen Gebrauch seiner Freiheit zu machen; wie anderseits gewiß der Staat selbst ein Verbrechen begeht, wenn er die Menschen, welche er für die Thaten ihrer Lasterhaftigkeit bestraft, in seinen Gefängnissen durch den steten und fast alleinigen Umgang mit andern schwachen, gesunkenen oder tief verdorbenen Verbrechensgenossen noch mehr verschlechtert, ja ihnen eine Rückkehr zum Guten oft gänzlich unmöglich macht. Die Ueberzeugungen der Vertheidiger des Trennungssystems gehen demnach dahin, daß es zur Erreichung jener Zwecke vor Allem noth thut, den Sträfling von jedem Umgang mit andern Verbrechern absolut zu trennen, ihm aber möglichst häufigen Verkehr mit rechtschaffenen Menschen und mit allen solchen, welche günstig auf ihn wirken können, zu verschaffen, ihm religiösen, moralischen und elementären Unterricht zu geben, ihn in irgend einer für seine Zukunft passenden Arbeit zu unterweisen, ihm Liebe zur Arbeit nach und nach einzuflößen und ihn durch Selbsterkenntniß, welche durch zeitweise Einsamkeit sehr kräftig gefördert wird, zur Reue und dadurch zur Besserung zu führen. Alles dies kann aber in vollem Maße nur bei der getrennten Haft des pennsylvanischen Systems erreicht werden. Wo der Sträfling mit anderen Verbrechern, wenn auch unter dem Gebot des Stillschweigens, vereinigt ist, kehrt nicht die nöthige Ruhe in sein Gemüth, im Wärter erkennt er nur einen feindlichen Aufseher, der jedes Wort, ja Zeichen oder Miene sogleich zur Anzeige und Strafe bringt; zu der Arbeit gewinnt er nicht die gehörige Liebe, da er in ihr nicht eine eben so angenehme, als nützliche Zerstreuung seiner Einsamkeit erkennt und nicht sowohl auf sie seine ganze Aufmerksamkeit richtet, als vielmehr darauf, wie er einen günstigen Moment erhaschen könne, um mit seinem Nachbar, neben dem er vielleicht schon Jahre lang sitzt, einige Zeichen oder Worte zu wechseln. Noch weniger aber hört er das Wort des Geistlichen oder Lehrers mit dem Vertrauen und Hingeben, wie in der Einzelzelle, wo ungehinderter Gedankenaustausch zwischen dem Gefangenen und dem Besuchenden statthaben kann, vielmehr schämt er sich meist, seine Rührung oder Besserung in Gegenwart anderer Gefangenen zu offenbaren, und wird durch diese nur darin bestärkt, mit Spott und Hohn das ermahnende oder tröstende Wort der Religion und Belehrung von sich zu weisen. Das ist es nun, was das pennsylvanische System bezweckt und will.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz.

Aus Preußens Osten, im Juli.

(Schluß.)

Das Saltgardfest der Studenten zur Erinnerung der Feier der Schlacht bei Belle-Alliance hat nicht stattfinden können, weil verschiedene Couleuren, wenn ich nicht irre, die der Botokuden und Michelianer nicht miteinander einig werden konnten. Als Ersatz feierten zwei andere Verbindungen, „die Masuren" und „Normannen" ein Fest auf dem Schloßteiche, bei Illumination, bengalischen Flammen und Gesängen. Auch finden zur Zeit große Gondelfahrten auf dem Pregel statt, verbunden mit Instrumentalmusik und Feuerwerk, um den Kneiphof herum. Fliegende Restaurationen begleiten den Zug. Auch entrirt man hier Wettfahrten mit Böten, unstreitig unterhaltender als Pferderennen, verbunden mit einem „Schifferstechen", ein hier noch nie gesehenes, höchst belustigendes Schauspiel, das bekanntlich in Venedig, vom Markusplatze ausgehend, das größte Volksfest bildet. Den Siegern werden Prämien ausgetheilt. — Dies wären etwa die Hauptereignisse der siebenhügligen Königsstadt am Pregel. Nun noch einige Data aus der Provinz! Die deutschkatholische Gemeinde in Thorn erhielt einen seltenen Besuch durch Hrn. Marriot, einem Londoner. Seine Reise hieher und zu andern Gemeinden, die sich dem Leipziger Glaubensbekenntnisse nicht angeschlossen haben, sondern mehr die Schneidemühler positive Richtung verfolgen, soll Bezug haben auf die von diesen Gemeinden zu beschickende Synode nach Schneidemühl, welche nächstens zusammentreten wird. — Der landwirthschaftliche Verein von Lithauen, der wieder eine seiner jährlichen Sitzungen in Gumbinnen gehalten, hat Prämien ausgesetzt für diejenigen kleinen Ackerwirthe (zu denen auch die Landschullehrer gerechnet wurden), welche für die Hebung der Obst- und Baumcultur besonders thätig wirken. Daran fehlt's noch arg im lieben Altpreußen. — Erfreulich ist das gute Gedeihen der Flachsbauschule in Insterburg, welche den Flachs nach belgischer Methode zu bearbeiten angefangen. Gelobt wird deren Einfachheit und auch die anwesenden Lithauerinnen — in diesem Genre competente Richter! — sprachen sich besonders beifällig in Hinsicht der Güte des gewonnenen Flachses aus. — Wacker gearbeitet wird an der Eisenbahn von der Weichsel bei Dirschau hin nach Königsberg. Die Strecke von Marienburg nach Elbing soll noch in diesem Jahre vollendet und der ganze Bahnweg im nächsten Jahre fahrbar werden. R.

Main-Wasserwärme: 26. Juli, Morgens, 8 Uhr: 17 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 26. Juli. (Neu einstudirt): Endlich hat er es doch gut gemacht, Lustspiel in 3 Abth., von Albini. (Gastrolle) Mengler: Hr. Koch, vom Hoftheater zu Kassel. Hierauf folgt (zum Erstenmale): Der Dachdecker, Posse in einem Act und 4 Tableaux, von Angeli. (Gastrolle) Petzold: Hr. Koch.

Montag, 27. Juli. Die Hugenotten, große Oper in 5 Abth., Musik von Meyerbeer. (Gastrolle) Raoul: Hr. Reer, herzogl. sachsen-coburg-gothaischer Kammersänger. Nevers: Hr. André.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 207. Mittwoch, den 29. Juli 1846.

Der Kampf des Lichts mit der Finsterniß.

Ein Beitrag zur Geschichte des Aberglaubens.

Obwohl man in der jetzigen Zeit noch ein ganzes Heer von abergläubischen Meinungen bei'm gemeinen Volke antreffen mag, so ist doch jedenfalls diese Erscheinung kaum der Rede werth im Vergleiche mit dem riesenmäßigen Aberglauben der Vergangenheit. Noch zu Ende des siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts war der Glaube an die Macht des Teufels und deren Folgen, die Zauberei, Hexerei, Wahrsagerkunst u. s. w. bei vielen Gebildeten, allgemein aber bei'm gemeinen Volke, zu finden. Daß dieser Wahnglaube damals von unwissenden und herrschsüchtigen Geistlichen genährt wurde, versteht sich von selbst, hat ja doch selbst die Geschichte der neuesten Zeit manches Aehnliche aufzuweisen. Man darf indessen nicht glauben, daß in Deutschland allein solche Erscheinungen wahrzunehmen gewesen wären. Selbst in England erschienen für und wider die Existenz des Satans und dessen Einfluß auf physische Dinge eine Menge Flugschriften, und was die Franzosen anbelangt, so kam auch bei ihnen oft das sonderbarste Zeug zum Vorschein. Das Merkwürdigste dieser Art enthält eine zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erschienene Schrift, deren Titel „Le Comte de Gabalis, ou entretiens sur les sciences secrètes" lautet.

Nach der Ansicht des Grafen von Gabalis sind alle vier Elemente mit unzähligen, unsichtbaren Kreaturen, von viel edlerer Natur, als die unsichtbaren, angefüllt. Durch den Sündenfall der ersten Menschen wurde uns die Gemeinschaft mit denselben entzogen; durch geheime Wissenschaften kann jedoch der Mensch wieder hierzu, wie auch zu der Macht, ihnen zu gebieten, gelangen. Man unterscheidet sie in Ondiens und Nymphen, Sylphen und Sylphiden, Salamander und Gnomen. Ihrer Natur nach sind sie sterblich, durch die Verheirathung mit Menschen werden sie jedoch unsterblich, und dies ist die Ursache, daß sie sich mit Menschen ehelich zu verbinden suchen.

Der gelehrte Thomasius war seiner Zeit der Ansicht, daß die Zauberei eine Erfindung der neueren Zeit und nicht älter sey, als die päpstliche Inquisition. Hierin läßt sich jedoch der berühmte Mann einen bedeutenden Irrthum zu Schulden kommen; denn bekanntlich hatten auch die alten Völker ihre Zauberer (Magier). Ueber den Unterschied der alten heidnischen und neueren christlichen Magie spricht sich Bayle in seiner Schrift „Reponse aux questions d'un Provincial" folgendermaßen aus: „Das Christenthum legte zwar den heidnischen Orakeln Stillschweigen auf, hemmte jedoch nicht das Wachsthum der Zauberei. Der Hauptunterschied zwischen der alten und neueren Magie liegt wohl darin, daß die Heiden von derselben ganz andere Gedanken hatten, als wir, sie hielten das Geheimniß der Zauberei nicht für teuflisch, sondern für göttlich. Daher studirten sie auch ihre Weltweisen, ohne daß sie für Sklaven des Teufels gehalten wurden; auch war die Magie eng mit dem heidnischen Gottesdienst verbunden. Durch die päpstliche Inquisition wurde dieselbe zum Glaubensartikel erhoben, und ist auch von den meisten Protestanten unüberlegter Weise beibehalten worden."

Ein gewisser Professor Nicolai vertheidigt in einer 1649 erschienenen Schrift, „De Magicis actionibus" betitelt, das Daseyn der Zauberei. Seiner Meinung nach ist der Teufel ein beständiger Affe Gottes, und sucht dessen Handlungen nachzuahmen. Gott aber wirket Wunderwerke, der Teufel sucht solche nachzumachen, und dieses sind die zauberischen Handlungen. Daß es Hexen giebt, hält er für etwas ganz Ausgemachtes, wie nicht weniger, daß dieselben bezaubern, durch die Luft auf den Blocksberg fahren, Wetter machen, verborgene Dinge und vergrabene Schätze entdecken, unbekannte und nicht gelernte Sprachen reden und sich unsichtbar machen können. Da dies Alles und weder durch menschliche Wissenschaft, noch durch die Kraft Gottes oder eines guten Engels bewerkstelligt wird, so muß es nothwendig durch den Teufel geschehen. Auf diese Art schrieb ein deutscher Professor in dem nämlichen Jahre, in welchem die Königin Christine von Schweden den Hexenprozeß in ihren deutschen Provinzen für immer abschaffte. Als Beleg seiner Ansichten führt er noch das Beispiel eines Studenten an, der im Jahre 1644 zu Greifswalde enthauptet wurde, weil er seine Schüler die Zauberei gelehrt habe.

Da man nun die Zauberei und Hexerei für wirklich existirend hielt, so war es natürlich, daß man Diejenigen aufzufinden bemüht war, die solche ausübten. Aus diesen Bemühungen entstanden die Hexenprozesse und Hexenverfolgungen, die ein ewiger Schandfleck des menschlichen Geschlechtes bleiben werden.

Nach einem Verzeichniß vom 16. Febr. 1629 sind zu Würzburg von 1627—1629 Ein hundert neun und fünfzig Menschen, unter welchen sich sogar Kinder befanden, wegen Hexerei verbrannt worden. Vermittelst der Tortur zwang man arme, unschuldige Personen, Dinge zu gestehen, die sie nimmer gethan hatten, noch thun konnten, und mit wahrhafter Gier schleppten die Hexenrichten immer neue Opfer unter ihre Marterinstrumente. So gestand der Bürgermeister Stephan Bauer zu Bamberg, daß er viele, schreckliche Wetter gemacht und große Wunder gethan habe; auch sey ihm in den Sinn gekommen, das Wetter und den Wind so stark zu machen, daß der Thurm zu Bamberg davon umfiele. Einige Zauberinnen bekannten, daß ihrer Dreitausend in der Walpurgisnacht bei Würzburg auf dem Kreidenberg getanzt, und bei dieser Gelegenheit dem Bischof von Würzburg sieben Fuder Wein aus dem Keller gestohlen hätten. Auch seyen Mädchen von sieben, acht, neun und zehn Jahren unter ihnen gewesen. —

(Schluß folgt.)

Ein Wort zur Beherzigung für alle Freunde wahrer Volksbildung.

(Schluß.)

Indem wir daher die hochwichtige Aufgabe der Jugenderziehung zu lösen streben, dürfen wir dieses heilige Werk der wahren Weltverbesserung nicht bloß bei den Kindern, sondern wir müssen es zugleich auch bei den Erwachsenen anfangen. Diesen verhelfe man neben einer zweckmäßigen Jugenderziehung zu ihrer geistigen und sittlichen Erhebung, zu einer naturlichen Freiheit und Selbstständigkeit ihres Geistes, zu dem unserer menschheitlichen und bürgerlichen Bestimmung entsprechenden Selbstbewußtseyn. Dann werden sie, was auch immer an ihrer eigenen Erziehung verfehlt seyn mag, jedenfalls ihre Kinder gut erzogen wissen wollen und auch davon sich immer mehr und mehr überzeugen, daß die Einwirkungen einer tüchtigen Erziehung der Gesammtjugend einen unvertilgbaren Einfluß auf das Volksleben überhaupt ausüben und namentlich die sittliche Richtung desselben wesentlich bestimmen. Nach dem Zeugnisse der Natur und der Geschichte beginnt aber alles wahrhaft Großartige und Dauerhafte nur im Kleinen, weil die Entwickelung der Natur und des Menschengeschlechtes eine innere, eine organische ist. Darum suche man das Herz des Volkes für seine eigene und wichtigste Sache, für seine Erziehung und Bildung, zunächst in jeder Gemeinde, bleibend zu gewinnen. Denn nächst den Familien wurzelt in den Gemeinden das Leben, welches dem Staatskörper die Säfte zuführt, die ihn stark machen und gesund erhalten; die Gemeinden sind es, welche, zu einem organischen Ganzen (zum Staate) verbunden, eine Riesenkraft entwickeln, für deren Stärke es keine Berechnung gibt, sofern sie auf Intelligenz und Sittlichkeit gebaut ist; nur die Gemeinden sind mithin der Boden, auf welchem eine nationale Volkserziehung oder Volksbildung wurzeln, gedeihen und reifen kann. Darum sorge man vor Allem dafür, daß bei den Bewohnern einer jeden Gemeinde nicht nur die Erziehung ihrer Jugend, sondern auch die Fortbildung der Erwachsenen zur wichtigsten gemeinschaftlichen Lebensaufgabe werde, daß man sich aber auch zugleich ernstlich bestrebe, diese Aufgabe nach Kräften zu lösen, etwa durch einen „Verein für Volksbildung", dessen Zweck eben kein anderer ist, als wahre Volksbildung zu fördern, z. B. durch die Verbreitung guter und möglichst wohlfeiler Volksschriften, durch die Errichtung und Aufrechthaltung einer Bibliothek und eines Lesezirkels, vorzugsweise für gute Zeitschriften und nützliche, belehrende und unterhaltende Bücher, durch Versammlungen der Vereinsmitglieder, in welchen vorgelesen wird, und theils das Vorgelesene, theils auch andere wichtige Gegenstände, hauptsächlich durch Vorträge veranlaßt, besprochen werden. Daß dem Vorlesen in der Regel die freie Besprechung vorzuziehen ist, liegt schon deßhalb außer allem Zweifel, weil besonders der gegenseitige Austausch der Gedanken vor Einförmigkeit schützt, besseres Verständniß und darum auch mehr Interesse und größere Lebendigkeit hervorbringt, als das Vorlesen. Wohl nur auf diese und keine andere Weise kann das Volk an der Erziehung überhaupt unmittelbar betheiligt, dieselbe volksthümlich, die Schul- und Bücherpädagogik mithin zu einer öffentlichen und lebendigen Wissenschaft gemacht werden, die alle Classen der Gesellschaft, und gewiß mit dem glänzendsten Erfolge, für die ächte Volksbildung durchdringt, welche nur allein dem allgemeinen Elende und Verderben in seiner Quelle vorbeugen, zugleich aber auch Familienglück und Nationalwohlfahrt am sichersten begründen und fördern kann. Und ist einmal die lebendige und innige Theilnahme des ganzen Volkes für seine Erziehung und Bildung in Wort und That erwacht, wird diese Theilnahme gehörig gepflegt und genährt, dann erst wird unter Anderem auch die Schule diejenige Anerkennung in der That finden, welche ihr dermalen bereits in Worten, aber auch, wenn man ihre durch die Zeit gleichsam gebieterisch geforderten Verbesserungen abrechnet, so gut wie nur in Worten zu Theil wird. Alsdann wird aber auch insbesondere das heutige Volksschulwesen in allen seinen Beziehungen (also auch hinsichtlich des Lehrerstandes) nicht allein noch mehr und genügend verbessert, sondern auch nach unten und nach oben zweckmäßig erweitert, also überall Kleinkinder- und Fortbildungsschulen errichtet und aufrecht erhalten, und somit in Wahrheit „eine Schule des Volkes" ins Leben gerufen werden. Darum auf, ihr Männer des Volks! ihr Freunde und Lehrer der deutschen Nation! gründet in jeder Gemeinde unseres deutschen Vaterlandes einen „Verein für Volksbildung", und helft diese Vereine aufrecht zu erhalten und durch alle euch zu Gebote stehende Mittel zu fördern. Denn hauptsächlich durch solche Vereine — dies sind wir lebhaft überzeugt — können wir in Deutschland zu derjenigen intellectuellen und moralischen Volkskraft gelangen, welche faktisch den augenfälligsten Beweis unter Anderem auch dafür liefern wird, daß der Zustand der äußeren bürgerlichen Welt nichts anderes ist, als das Erzeugniß der innern Welt der Menschen, daß mithin namentlich die äußere, leibliche Noth des Volkes hauptsächlich aus seiner inneren, geistigen Vernachläßigung und Verwahrlosung entspringt, daß also, indem man die geistigen Bedürfnisse des Menschen befriedigt, der Weg zu seinem „täglichen Brode" ungleich sicherer gebahnt wird, als durch alle jene Anstalten und Unternehmungen, welche die Verarmung nur für heute, nicht für morgen verhindern können, und darum so recht deutlich zeigen, daß eigentlich nur der Unvernünftige und Rohe arm, und namentlich an denjenigen Mangel gefesselt ist, der eine geistige und sittliche Erhebung desselben nicht aufkommen läßt, und daß eben diese immer noch tiefer in den Staub gebeugt werdende geistige Armuth Vieler es hauptsächlich ist, welche den materiellen Reichthum Einzelner vermehrt, derjenigen Geldaristokratie überhaupt recht in die Hände arbeitet, welche die göttliche Natur des Menschen gleichsam systematisch entwürdigt. Von dieser Entwürdigung, von dieser geistigen und sittlichen Leibeigenschaft muß die dienende Majorität der deutschen Nation befreit werden, weil auch diese Leibeigenschaft entehrend für die Menschheit ist und diese ohne Befreiung von jener Entwürdigung nicht wahrhaft veredelt und beglückt werden kann. Diese hochwichtige Aufgabe habt ihr, Männer, Freunde und Lehrer des Volks! unter allen Umständen zu lösen, müßt ihr vor Allem lösen, wenn namentlich auch der gewöhnliche Haß und die Zwietracht im bürgerlichen und die Spaltungen im kirchlichen Leben aufhören, wenn mithin die Moral oder, wenn man will, die reine Christuslehre, diese einzig wahre Religion des Lebens, auch zur Religion einer jeden Familie, Schule und Kirche, die Religion also zum Leben und nicht das Leben zur Religion oder, besser gesagt, zu lauter Confessionen werden soll. ***

Mannichfaltigkeiten

(Frankfurt, 25. Juli.) Im Laufe der verflossenen Woche entsprang aus dem Correctionshause zu Darmstadt einer der gewandtesten Gauner unserer Zeit, der früher schon hier und an andern Orten im Zuchthause gesessen hatte. Gleich nach seiner Flucht kam er hieher und kehrte bei Leuten ein, bei denen er mit geschmeidigem, freundlichem Wesen sich einmiethete. Unter dem Vorgeben, man solle ihm sein Gepäcke aus einem Gasthause, wo er abgestiegen, holen, wußte er die Leute zu entfernen, wo er sodann Kleidungsstücke und Geräth aufpackte und sich davon machte. Mit seinem Packe ging er zu andern hiesigen Einwohnern, spielte abermals den Reisenden, miethete, entfernte unter erdichteten Vorwänden die Eigenthümer und nahm dann wiederholt, was er erwischen konnte. Die Bestohlenen machten nun Anzeige, und nach der Beschreibung hatte die Polizey bald den Thäter erkannt. Es wurden

hierauf Wachen ausgestellt, und als der Gauner zum dritten Male stehlen wollte, wurde er angehalten und in Arrest gebracht. Nach hier erstandener Strafe wird derselbe wahrscheinlich nach Darmstadt zurückreisen. (Verz. d. Fr.)

Die „Ulmer Chronik" erzählt: Als kürzlich vor dem versammelten Stadtrathe zu Stuttgart die Vorsteher des Bäckergewerbes in Wehklagen wegen der beschlossenen Preisermäßigung des Brodes ausbrachen und behaupteten, wenn es so fortgehe, müßten sie bald dem Bürgerhospital zur Last fallen, entgegnete ein Stadtrath: „dort könnten die Herren nicht unterkommen, weil es an den für ihre Equipagen nöthigen Ställen und Remisen fehle."

Die Bevölkerung von Paris, welche 1841 912,000 Einwohner betrug, beläuft sich nach der neuesten noch nicht ganz geschlossenen Zählung bereits auf mehr als eine Million Seelen.

Hr. de B., Gutsbesitzer in einem benachbarten Departement, berichtet der neueste Pariser „Commerce", heirathete vor 6 oder 7 Jahren ein Frauenzimmer, welche kurze Zeit nachher Zeichen von Wahnsinn gab. Sie verschwand eines Tags, und nach Verlauf von 6 Monaten fand man in einem Teiche eine entstellte Leiche, welche man an den Kleidungsstücken für jene der Frau de B. erkannte. Wittwer geworden, wollte Hr. de B. eine neue Ehe schließen, als ein Schreiben des königlichen Procurators von Paris diesem Hindernisse legte. Dieses Schreiben besagte, daß Frau de B. ein Jahr vorher verlassen gefunden und in die Salpetrerie gebracht worden sey. Hr. de B. zeigte den Todtenschein seiner Frau vor; da aber die gerichtliche Behörde einigen Zweifel behielt, so wurde Hr. de B. nach Paris berufen, um mit der Wahnsinnigen confrontirt zu werden. Man urtheile von seinem Erstaunen, als er in derselben seine Frau erkannte. Es scheint, daß Frau de B., als sie aus dem Hause ihres Gatten sich flüchtete, einer Bettlerin begegnet war und mit derselben die Kleider gewechselt hatte.

Der „Spener'schen Ztg." wird aus Detmold geschrieben: Am 17. v. Mts. hat der Bildhauer v. Bandel den Schlußstein zum Unterbaue seines Armins-Denkmales mit eigener Hand gefügt, wie er denn, Bildhauer eigentlich, mit großem Geschick den nicht leichten, aber höchst fest gearbeiteten Bau selbst angegeben, selbst geführt und überall selbst Hand angelegt hat. Der aus dem Sandsteine des Teutberges selbst aufgeführte Unterbau ist nun 93 Kalenberger Fuß hoch geworden, das Gerüst ist abgebrochen, und es soll nun an die kupfergetriebene Gestalt Armin's gegangen werden, wozu auch viele Holsteiner Kaspermünze eingegangen ist, aber noch manches Scherflein eingehen muß. Doch ist auch viel Kupfer schon vorhanden und manches Theil und Glied schon getrieben. Ehre dem Manne, der einem vaterländischen Hochgedanken sich hingebend, nicht nur seit dem 9. Juli 1838 bis zum 17. Juni 1846 bei seinem Werke treu ausgeharrt, sondern auch seine Privatkräfte daran erschöpft hat. Die ihr beigesteuert und nicht beigesteuert habt, laßt das Werk nicht in's Stocken gerathen. Stadt und Land der Bavaria hat sich bekanntlich rechtschaffen betheiligt, warum die Hauptstadt der Intelligenz bis heute nicht? Sie wird doch nicht mit Görres sagen, es sey heidnisch Werk? Oder will man Armin's Säule minder als eine Amazone achten, gegen die ein Arndt auch gepredigt hat, während der andere (der alte Eckhardt-Arndt) für jene wie für alles Deutsche Leben das Wort führte?

Ich besuchte in London eines Morgens, erzählt ein Reisender, meinen Freund, den Wiener Walzerkönig Strauß. Er war sehr beschäftigt mit dem Arrangement eines Konzerts, welches an demselben Abende stattfinden sollte, als leise an die Thür gepocht wurde. Auf unser Herein trat ein gebückter Mann in schlechter Kleidung, ein kleines blasses, etwa sieben bis achtjähriges Mädchen an der Hand führend, ein. Habe ich die Ehre, Herrn Strauß zu sprechen? fragte er in gebrochenem Französisch. Das ist er, sagte ich, auf meinen Freund deutend. Ich habe eine Bitte, fuhr er schüchtern fort. Ich wünschte, daß Sie meiner kleinen Tochter hier erlaubten, heute Abend in Ihrem Konzert zu spielen, damit ihr einmal Gelegenheit gegeben würde, sich öffentlich hören zu lassen. Das kann nicht seyn, sagte Strauß, dem ich die Rede verdolmetschte, ich habe zu viel Nummern. So, so! versetzte der Alte langsam und traurig. Haben Sie nicht vielleicht irgend ein Instrument, wenn es auch eine ganz alte Violine ist, in der Nähe? Ja, entgegnete Strauß zögernd, meine Violine habe ich natürlich hier. Er legte zögend das gute Instrument in die begierig darnach langenden Hände der Kleinen. Sie drückte es rasch an das Kinn, schlug die dunkeln Augen in die Höhe und begann, ohne lange die Geige zu stimmen, ihr Spiel. Strauß und ich sahen uns mit immer größeren Augen an, der Alte lächelte. Als sie geendigt, klatschten wir uns die Hände wund. Sie können heute Abend spielen! rief Strauß enthusiastisch, und immer und jedes Mal, so lange ich auf Erden Konzerte gebe. Wie heißen Sie, mein Kind? Ich beugte mich nieder zu der Kleinen, nahm ihr mageres Händchen zwischen meine beiden und fragte schmeichelnd: Wie heißt du, Kleine? Therese Millanollo, sagte sie leise.

(Rathen und Thaten.) Am 20. d. wurde in der zweiten badischen Kammer eine Bitte an die Regierung bezüglich der Unterstützung einer wohlthätigen Anstalt besprochen. Kaum war die Diskussion begonnen, als auch schon eine Subscriptionsliste in Umlauf gesetzt und von den Abgeordneten namhafte Beiträge unterzeichnet wurden.

(Feiertage.) Die Christen feiern den Sonntag, die Griechen den Montag, die Perser den Dienstag, die Assyrer den Mittwoch, die Egypter den Donnerstag, die Türken den Freitag, die Juden den Sonnabend — und die Faulenzer alle Tage.

Das pennsylvanische Gefängnißsystem und die Angriffe seiner Gegner.

(Fortsetzung.)

In Betreff der Grausamkeit haben wir bereits oben erwähnt, welche Strenge und Härte nothwendig ist, um in den ältern und in den auburn'schen Gefängnissen nur einigermaßen Zucht und Ordnung zu halten, und welchen nachtheiligen Einfluß dies auf die Gesundheit gehabt hat. Diese Strafen sind hauptsächlich deßwegen nothwendig, weil die Gefangenen bei ihrer Vereinigung sich gegenseitig zu Unordnungen und Widersetzlichkeiten anregen, oder darin bestärken, in dem Wärter mehr einen Feind, als einen Freund sehen, und auf alle Weise der Tantalusqual entgehen wollen. Jahre lang neben einem andern menschlichen Wesen und Mitgefangenen Tag für Tag zu arbeiten, zu essen und spazieren zu gehen und doch nie sich ihm durch ein Wort oder Zeichen verständlich machen zu dürfen. Von allem dem ist bei dem pennsylvanischen System keine Rede. Der Gefangene wird bei diesem System nicht fortwährend geflissentlich einer Versuchung ausgesetzt; er sieht und spricht Niemanden, der ihn auf schlechten Weg hinstoßen oder darauf zurückhalten will; dagegen aber spricht er frei, offen und laut mit Jedem, der kommt, ihn zu besuchen. Und daß diese Besuche nicht zu selten sind, haben wir oben bereits dargethan, und ein Jeder, der je ein Zellengefängniß gesehen hat, wird sich davon überzeugt haben. Daher kommt es denn auch, daß in diesen Strafhäusern die Disciplinarstrafen, welche bekanntermaßen immer nachtheilig und aufreizend, wenn auch unterdrückend, wirken, so äußerst selten nothwendig werden, was ein großer Vortheil ist. Um einen Vergleich in dieser Beziehung anzustellen, erinnern wir an die besseren der englischen Gefängnisse, welche noch nach dem auburn'schen System geleitet werden; daselbst kommen auf 1000 Gefangene täglich 30, 46 und 63 Bestrafungen vor, in dem Zellengefängniß Pentonville bei London aber auf dieselbe Zahl täglich im Durchschnitt nur etwa ¾ Strafen, also nur der 60. Theil so viel als in auburn'schen Anstalten derselben Hauptstadt! Wir kommen nun zu den mattgeschliffenen Scheiben, dem Zug

der Wolken und der Bläue des Himmels. Was für Fensterscheiben man in Berlin nehmen wird, ist uns wirklich unbekannt. Daß dieser Punkt aber in jenem Artikel hervorgehoben wird, beweis't nur, daß der Verf. nicht im Stande ist, das Charakteristische von unbedeutenden Nebensachen, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden. Denn jeder vernünftige Mensch wird einsehen, daß die Beschaffenheit des Fensterglases mit der Systemfrage gar nichts zu thun hat und jeden Tag nach Belieben oder besserer Einsicht geändert werden kann, ohne daß das System darunter leidet. Das pennsylvanische System, indem es Gefangenen jeden Verkehr mit andern Sträflingen entzieht, verlangt nur, daß die Gefangenen-Zelle keine Fenster habe, welches die Aussicht auf die Straße, den Spazierhof oder in die anderen Zellen gebe, und diese Forderung scheint für ein Gefängniß eben so natürlich, daß sie nicht grausam genannt werden kann. Die im Strafhause zu Philadelphia hat (wenigstens für ²/₃ des Hauses) jede Zelle einen an sie anstoßenden kleinen Hof, in welchen sich der Gefangene zu jeder Stunde des Tages von seiner Zelle aus begeben und wo er sich einige Blumen u. dgl. bauen kann; die übrigen Gefangenen werden abwechselnd in die großen Höfe geführt. Pentonville, welchem die preußischen Gefängnisse nachgebaut werden, hat bei 520 Zellen 112 Einzelspazierhöfe, so daß sich also sehr gut Gelegenheit findet, jeden Gefangenen täglich mindestens eine Stunde in freier Luft zubringen zu lassen und zwar in einem Spazierhof, dessen einer Theil gegen die Unannehmlichkeiten schlechter Witterung gesichert ist. Uns scheint, daß ein sich im Hof ergehender Gefangener den Zug der Wolken und die Bläue des Himmels recht wohl ansehen kann; der Verf. wußte aber wahrscheinlich von den Spazierhöfen so wenig etwas, wie von allen anderen Einrichtungen eines pennsylvanischen Gefängnisses.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz.

Kreuznach, 19. Juli.

Es gereicht uns zum besondern Vergnügen, über die Ausstellung und Verloosung der Arbeiten zu berichten, welche, wie solches schon im vergangenen Jahre geschah, von Frauen und Jungfrauen zum Vortheil der hiesigen deutschkatholischen Gemeinde gefertigt wurden. Den geschmackvollen Arbeiten der hiesigen Damen waren von wohlgesinnten Freunden der guten Sache noch verschiedene werthvolle Geschenke hinzugefügt. Sämmtliche Gegenstände wurden vor der Verloosung am 14. d. auf eine sinnige und geschmackvolle Art, nach Anordnung unseres sehr geachteten Künstlers C., zur Schau gestellt. Das Wohlgefallen des Publikums an der geschmackvollen Ausstellung, mehr noch aber an dem eigentlichen Zweck derselben, gab sich auf eine sichtbare Weise kund. Der Wunsch und das Verlangen nach Loosen, um sich an der guten Sache betheiligen zu können, war so groß, daß der Verein in Verlegenheit gerieth, den Anforderungen zu entsprechen. Für verkaufte Loose, bei einem geringen Preise derselben, sind 240 Thaler eingegangen, welche, nach Abzug der Kosten, dem Vorstande der Gemeinde übergeben sind. Wir können es uns nicht versagen, der bei diesem Anlaß an den Tag gegebenen rastlosen Bemühungen eines verehrten Mannes, des Grafen H., zu erwähnen, der für die Sache der Deutschkatholiken von dem regsten Interesse erfüllt ist. Seine unablässigen Bestrebungen, der guten Sache förderlich zu seyn, haben ihm sowohl hierdurch, als durch seine wohlwollenden und menschenfreundlichen Gesinnungen überhaupt, die Hochachtung des hiesigen Publikums erworben, unter dem derselbe seit einigen Jahren wegen der Herstellung seines leidenden Sohnes durch die hiesigen Mineralquellen, weilt.

Mannheim, 22. Juli.

Vor Kurzem fand auf hiesiger Hof- und Nationalbühne die fünf und zwanzigjährige Jubelfeier zu Ehren der Frau v. Busch statt, eine Feier, welche durch ihre ungekünstelte Einfachheit mächtig ergreifende Eindrücke auf das Gemüth aller Anwesenden bewirkte. Man gab das kurz vorher mit großem Beifall aufgenommene Stück: „der alte Magister." Als Frau v. Busch, welche in der Rolle der Frau Baumeister gleich beim Beginnen des Stückes die ersten Worte hat, sich dem vollgedrängten Hause zeigte, begrüßte sie das ganze Publikum mit einem Applaus und Freudenruf, der nicht enden wollte, wobei zugleich die Bühne in wenig Augenblicken mit Blumen und Kränzen bedeckt erschien. Vom tiefsten Eindruck freudiger Rührung ergriffen, vermochte sie es nicht, ihren Gefühlen Worte zu geben. Als nun nach diesen schönen Momenten das in allen Theilen vortrefflich gegebene Stück, unter häufigen lauten Beifallsbezeugungen, besonders bei mehreren Stellen (die, vom Autor ausgehend, zufällig mit der Persönlichkeit der gefeierten Jubilatin in höchst treffenden und ehrenden Beziehungen sich berührten) zu Ende ging, und der Vorhang sich zum Schlusse neigen wollte, begann von neuem ein wo möglich noch gesteigerter Beifallssturm; plötzlich verwandelte sich des alten Magisters Zimmer in eine reizend schöne Gartenansicht, sämmtliche Bühnenmitglieder in festlicher Kleidung umgaben die gefeierte Frau, und nun flogen aus den Händen Ih. königl. Hoh. der Frau Großherzogin Stephanie, wie aus allen Räumen des Hauses, Massen von Kränzen und Blumen der Gehuldigten entgegen. Der würdige Veteran, Regisseur Brandt, nahm nun das Wort und sprach im Namen der Theater-Oberverwaltung, wie der sämmtlichen Bühnenmitglieder die ehrenvollste Anerkennung aller hohen Vorzüge der würdigen Jubilatin in herzlichen Worten gegen dieselbe aus. Fräul. Podola überreichte Frau v. B. als Ehrengabe der Bühnenmitglieder einen in Silber und Gold meisterhaft ausgearbeiteten Lorbeerkranz; zugleich empfing Regisseur Brandt aus den Händen des Hrn. Härting den frisch grünenden Lorbeerkranz und krönte so, unter Trompeten- und Paukenschall, unter unbeschreiblichem Freudenjubel und erneutem Blumenregen die gefeierte Künstlerin. So schloß sich die Bühne und unmittelbar hierauf überreichte Hr. Kammerherr Freihr. v. Schreckenstein von Seite Ih. königl. Hoh. der Großherzogin Stephanie der Jubilatin eine reiche Broche als Ehrenschmuck. Nach diesen öffentlichen Ehrenbezeugungen folgte Souper im Theatersaal, wobei sich von allen Seiten die innigste Sympathie für die gefeierte Frau im schönsten Lichte zeigte. Dort wechselten die herrlichsten, der Sache angemessenen Gesänge mit humoristischen Vorträgen und huldigenden Gedichten. Als nun hierauf die Jubilatin in ihre Wohnung kam, fand sie dieselbe im vollsten Blumenschmuck. Zugleich fand sich ein reichausgestatteter Armsessel als Ehrengeschenk von Seite der Hofbühne-Oberverwaltung, nebst einem wahren Ehrendocument, worin sich die höchste Anerkennung aller Verdienste der Frau v. Busch um die hiesige Bühne auf das Sprechendste kund gibt. Eben so fanden sich zwei reiche Blumenvasen als Ehrengaben des sämmtlichen Chorpersonals, begleitet von einer schriftlichen Zusicherung aller Verehrung und Liebe für diese so allgemein geachtete und geliebte Frau. Am folgenden Tage wurde Frau v. Busch von Ih. königl. Hoh. der Frau Großherzogin Stephanie auf das Huldvollste empfangen und auf das Ehrendste gewürdigt.

Ein Logenabonnent.

Bad Homburg, 27. Juli.

Gestern hatten wir einen eben so interessanten, als genußreichen Abend, doppelt schön wegen des edlen Zwecks und des günstigen Erfolgs. Viele der vornehmsten Repräsentanten der hier zur Kur weilenden hohen russischen und preußischen Aristokratie hatten sich zu einer Soirée musicale vereinigt zum Behufe der Stiftung eines hier zu errichtenden allgemeinen Armenkrankenhauses, und die Soirée im Saale des hiesigen Conversationshauses vor einem zahlreichen Publikum gegeben. Diejenigen aus der vornehmen Gesellschaft, welche sich nicht activ betheiligen konnten, gaben ihre Theilnahme durch ihren Besuch zu erkennen. Auch viele der übrigen Kurgäste, so wie viele Homburger Bürger wohnten dem schönen Konzerte bei und scheuten den geringen Eingangspreis nicht, da es ja einem so edeln Zwecke galt. Es gewährte einen freudigen Eindruck, Damen und Herren aus den höchsten Kreisen, Gräfinnen, Grafen und Barone öffentlich für Geld singen zu hören, für Geld — um es den Armen und Kranken zuzuwenden. Kann man die Vorzüge, die Stellung und Geburt verleihen, schöner und belohnender anwenden? Mögen die hohen Konzertgeber ihren Lohn in dem Bewußtseyn finden, durch ihr Talent den Grund zu einer Anstalt gelegt zu haben, die einst recht vielen Leidenden Trost und Linderung gewähren wird. Die hohe Stellung der Konzertgeber verbietet uns, über die einzelnen Leistungen namentlich zu sprechen, genug daß sie den lautesten und gerechtesten Beifall fanden. Auch Se. Durchl. der regierende Landgraf nebst dem Prinzen, so wie Ih. k. Hoh. die Prinzessin von Preußen beehrten die Soirée mit dem allerhöchsten Besuche.

Main-Wasserwärme: 23. Juli, Morgens, 8 Uhr: 17 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 28. Juli. (Neu einstudirt): Der Vater der Debütantin. Posse in 4 Abth., von V. A. Hermann. (Gastrolle) Tannr. Windmüller: Hr. Koch, vom Hoftheater zu Kassel. Vorher geht: Ein Arzt, Lustspiel in einem Act von Wages.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 208. Donnerstag, den 30. Juli 1846.

Der Kampf des Lichts mit der Finsterniß.

Ein Beitrag zur Geschichte des Aberglaubens.

(Schluß.)

Nach dem allgemeinen Glauben besaßen die Hexen und Zauberer die Fähigkeit, sich in verschiedene Thiere zu verwandeln, namentlich liebten die Frauen die Gestalt der Katzen und Hasen, und die Männer die der Wölfe; solche Wölfe wurden Währwölfe (loups garoux) genannt. Die „Nordschwedische Hexerei" erzählt von diesen Thieren schauerliche Geschichten, und behauptet, daß man auch wider Willen in einen Währwolf verwandelt werden könne. Viele Deutsche hätten, der Sprache unkundig, in Liefland dieses Geschick gehabt; denn wenn einem ein Hexenmeister zutränke und man segnete den Trunk, so könnte man mit Gewißheit annehmen, die folgende Nacht als Währwolf herumlaufen zu müssen.

Wie fest der Glaube stand, man könne mit dem Teufel ein Bündniß abschließen, sieht man daraus, daß er jetzt noch, im neunzehnten Jahrhundert, in manchen Gegenden bei'm gemeinen Volke angetroffen wird. Listige Menschen wußten sich diesen Umstand zu Nutze zu machen, und hielten nicht selten ungestraft eine reiche Ernte des Betrugs. Folgende wahre Begebenheit, welche sich in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts ereignete, dürfte als hierher gehörig, das Interesse der Leser in Anspruch nehmen. Ein dem Anscheine nach ehrlicher Handelsmann in einer berühmten Reichsstadt (Frankfurt) war einem andern die Summe von einigen Hundert Reichsthalern schuldig. Von diesem um Bezahlung ernstlich angegangen, versprach er, solche in kurzer Zeit zu leisten. Unterdessen wurde aber dem Creditor nächtlicher Weile eine bedeutende Summe Geldes entwendet, und wenige Tage hierauf erschien der Schuldner, um ihn zu befriedigen. Bei'm Aufzählen des Geldes wechselte der Gläubiger plötzlich die Farbe und fragte hastig den Andern, woher er das Geld habe? Es seyen ihm vor kurzem einige Hundert Gulden gestohlen worden, welche aus den nämlichen Münzen bestanden hätten, die hier lägen. Der Angeredete that sehr befremdet und behauptete, das Geld nicht gestohlen zu haben; er sey indessen nicht verpflichtet, anzugeben, auf welche Weise er in den Besitz desselben gekommen. Hiermit nicht zufrieden, wendete sich der Bestohlene an's Gericht, und brachte es dahin, daß der Beklagte eidlich aussagen mußte, wie er das Geld erlangt habe. „Von meinem Gläubiger gedrängt," lautete die Aussage, „und nicht im Stande, die Schuld aus meinen Mitteln zu tilgen, ging ich eines Tages, ganz in Betrübniß versunken, vor den Thoren der Stadt spazieren. Hier begegnete mir ein schwarz gekleideter Mann, den ich noch nie vorher gesehen zu haben mich entsinne. Er betrachtete mich aufmerksam, und fragte mich alsdann, welches die Ursache meiner großen Betrübniß sey, die er an mir zu entdecken glaube? Ich wollte Anfangs mit der Sprache nicht heraus. Als der Mann jedoch nicht nachließ, mir zuzureden, offenbarte ich ihm endlich meine Bedrängniß. Er versprach, mir zu helfen, im Falle ich mich seinem Dienste widmen und ihm meine Seele verschreiben wollte. Da sah ich nun zu meinem größten Schrecken, wen ich vor mir hatte, und wies den Antrag zurück. Indessen drang der Schwarze immer wieder auf's Neue in mich und verlangte blos, ich sollte ihm in einer schwarzen Handschrift versprechen, die dargeliehene Summe zu einer bestimmten Zeit und an diesem Orte wieder zu erstatten. Sollte ich jedoch in der Zahlung säumig erscheinen, so müßte ich mich ihm mit Leib und Seele verschreiben. Da ich so sehr in Noth war, so ging ich diesen zweiten Vorschlag ein, und schon am folgenden Tage empfing ich das Geld. Zu Hause zählte ich es nach und fand Alles richtig." Dies war die Aussage des Schuldners. Kaum hatte diese der Kläger vernommen, so erklärte er, daß er das Geld nicht mehr haben wollte, weil es bereits in des Teufels Händen gewesen sey. Dagegen hatte nun Beklagter nichts einzuwenden, ging aber doch zu einem Geistlichen, und befragte sich, wie er sich zu verhalten habe. Der Befragte rieth ihm, das Geld ruhig liegen zu lassen, und es zur bestimmten Zeit wieder an Ort und Stelle zu tragen. Das that er auch, aber Niemand erschien, der es in Empfang nehmen wollte, und blieb ihm also eine Summe von etlichen Hundert Gulden, als zwar vom Teufel gegeben, aber von Gott bescheeret. — Solche Schurkenstreiche konnte man in den guten, alten Zeiten begehen, ohne die verdiente Strafe erleiden zu müssen!

Wie es aber kein Jahrhundert giebt, welches nicht Männer aufzuweisen hätte, deren Streben darauf hinging, die herrschende Dunkelheit aufzuhellen und die Strahlen der göttlichen Vernunft in die Nacht des Geistes leuchten zu lassen, so trat auch damals schon mancher Wackere auf, um mit den Männern der Finsterniß eine Lanze zu brechen. Selbst ein Jesuite, Namens Tanner, schrieb gegen die Hexenprozesse, und zog sich hierdurch die Feindschaft aller Hexenrichter zu, die ihm drohten, falls sie ihn bekämen, die Tortur empfinden zu lassen. Große Verdienste erwarb sich aber der Schaumburg-Lippische Superintendent Dr. Hauber, der in mehreren Schriften in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts den Aberglauben bekämpfte, dessen Nichtigkeit darthat, und dem Licht Eingang zu verschaffen suchte. Seitdem sind schon über hundert Jahre verflossen, und noch kämpft das Licht mit der Finsterniß, und wird so lange als die Welt steht, fortkämpfen. Möchte indessen die Menschheit stets die Wahrheit beherzigen, daß zu wenig oder zu viel, Nichts oder Alles glauben, wohl gleich unvernünftig und schädlich ist.

Neuisenburg, den 13. Mai 1846. G. Kaut.

Bahnhofglocke und Posthorn.

Das Posthorn klang so kläglich,
Man hörte kaum seinen Ton;
Fürwahr, es ist unerträglich
Mit dem Postillon!

Noch vor weniger als 15 Jahren war die Herrschaft des Posthornes, welches seit Kaisers Maximilian I Zeiten, also seit länger als drei Jahrhunderten, in Deutschland ertönte, zwischen Rhein und Oder fest gegründet und Niemand ahnete damals kaum, welch' ein mächtiger Rivale sich binnen kurzem aufwerfen würde. Die Nürnberg-Fürther Eisenbahn entstand, diese kleine Strecke von etwa zwei Stunden, welche bei ihrer Entstehung als eine Art Wunder angestaunt und aus der Nähe und Ferne von Kennern und Liebhabern der technischen Künste besucht und gepriesen wurde. Von dorther vernahmen wir damals zuerst die Zauberklänge der Bahnhofglocke, welche, dem gewaltigen Posthorne zum Trotze, das damals in Deutschland noch mit unumschränkter Macht dominirte, eine neue schönere Zeit für die Bewegung auf Reisen mit prophetischem Tone triumphirend zu verkünden schien. Aus Bayern ertönte uns, gegen alles Erwarten, der anregende Ruf zum Fortschritt und zur muthigen Nachahmung des versuchten neuen Transportmittels in dem Herzen von Deutschland. Und dieser Ruf ward nicht vergebens vernommen auf den weiten Gefilden zwischen Rhein und Elbe. Die allmächtige Zeit mit ihren wunderwirkenden Kräften strickte in etwa zehn Jahren ein Eisennetz über Berge und Thäler, schloß mit dem Dampf ein Bündniß und gestattete dieser unwiderstehlichen Naturkraft, die Bewegung der Reisenden mit der Schnelligkeit des Fluges der Vögel zu lenken. Das altehrwürdige Institut der Posten, gegründet von Roger I von Thurn und Taxis und Valsassina, und vervollständigt von seinem Sohne Franz, dem ersten Generalpostmeister unter Kaiser Maximilian I, kam dabei in Gefahr: die neue raschere Bewegung überflügelte die alte bedächtige, und wie diese in ihren früheren periodischen Zuständen gleichsam ein Bild des abgeschiedenen heiligen römischen Reiches mit seinem Amphibienleben war, so repräsentirte jene den kühnen Fortschritt, den verwegenen Adlerflug nach einem aus weiter Ferne hell leuchtenden Ziele. Jetzt schon ist die langsame postalische Bewegung mittelst Dilligencen und Eilwagen auf großen Strecken Deutschlands durch die Eisenbahn verdrängt worden, und je weiter die Bahnhofglocke auf ihrem unaufhaltsamen Gange vordringt, desto mehr wird sie ihre Herrschaft befestigen und das Posthorn übertönen und zum Schweigen bringen, welches seit länger als drei Jahrhunderten in Deutschland auf Bergen und in Thälern von seinen fröhlichen Inhabern, zur Ehre der Reisenden und zum Ruhme der postalischen Einheit unseres Vaterlandes, lustig geblasen wurde. — Wie das Glockengeläute der ersten christlichen Kirche die alten heidnischen Götter vollends zu Boden stürzte und sie der Erde gleich machte, aus der sie geschaffen waren, so ist das Geläute der Bahnhofglocke das Grabgeläute für die postalischen Einrichtungen der vergangenen Jahrhunderte, und die Zeit dürfte eben nicht sehr ferne liegen, wo die Eisenbahn in den civilisirtesten Staaten Europa's die Hauptrouten der Bewegung für sich erobert haben, sohin die Post nur noch als ein Ergänzungsmittel der Seitenbewegung erscheinen wird. Der Dichtung wird dadurch freilich ein reichhaltiger Stoff der Erfindung entzogen: die alten Posten begünstigten mehr die Abenteuer und sonstigen Erlebnisse auf Reisen, während gegenwärtig die Eisenbahn uns zu Hunderten mit des Windes Flügeln rasch zum Ziele hinführt, ohne ein anderes Gefühl zurück zu lassen, als das einer flüchtigen Erinnerung an schnell vorüberreitende Bilder und Eindrücke. — O Bahnhofglocke, freundliche Verkündigerin einer neuen schöneren Zeit, freudig schlägt dir mein Herz entgegen bei deinen unnennbaren Zauberklängen; aber auch dir, hochgestiefelter Postillon mit dem glänzenden Horn an der Seite und der stattlichen Peitsche in der Hand, weihe ich die Gefühle aufrichtiger Anerkennung bei der Erinnerung an die Vergangenheit, wo dein frischer Lebensmuth mich auf weite Strecken über Berge und durch Thäler leitete, und wo das Echo des in fröhlichen Weisen erklingenden Posthornes, von den Schweizeralpen herab, bis zu den felsigen Ufern der Donau deinem Reiche und deiner Herrschaft unter dem Schnauben der Rosse eine ewige Dauer zu verheißen schien. Sind wir unterdessen eines Anderen belehrt worden, so stehst du, braver Schwager, kraft deines Amtes und Berufes nicht weniger achtbar da, wenn auch deine beiden unwiderstehlichen Feinde, das Eisen und der Dampf im engsten Bunde, dir die schönsten Routen und einträglichsten Stationen bereits geraubt haben. Verhüte der Himmel, daß deine Herrschaft je ganz zu Ende gehe, und daß ein zweiter Cooper unter uns aufstehe, der durch den Roman: „Der letzte der Postillone" die neugierige Welt in Erstaunen und Verwunderung setze. Das wäre der traurige Anfang zu einer neuen prosaischen Richtung unserer Zeit, welche für die Poesie des Lebens ohnehin schon wenig genug übrig gelassen hat!

Dr. Wilh. Dieffenbach.

Kurze Lebensskizze Abd-el-Kaders.

Es wird für die verehrlichen Leser der Didaskalia von Interesse seyn, folgende Notizen über Abd-el-Kader, die wir direkt von einem aus Wiesbaden gebürtigen Landsmanne, Namens Jacob Perabo, aus Oran erhalten, jetzt zur allgemeinen Kenntniß zu bringen: Abd-el-Kader ist geboren in einem Dorfe gegen Ende 1808, auf dem Gebiete der Hahems, bei Mascara, und erzogen in der Guetna (Seminar) von Sidi-Mahi-Eddin, woselbst er Theologie und Jurisprudenz studirte. Er ist von mittlerer Größe, seine Augen sind schön und ausdrucksvoll, sein Bart ist dünn und schwarz. Er spricht wenig und sieht selten den mit ihm Sprechenden an. Seine schönen Hände verlassen nie einen Rosenkranz; an seinen Fingern trägt er weder Ringe, Diamanten, noch sonstige Kostbarkeiten, nur mit Pferden und Waffen treibt er einigen Luxus. Seinen Kopf trägt er etwas auf der linken Schulterseite; er erzürnt schwer, doch selten, und beherrscht sich stets selbst. Er ißt allein, schnupft und raucht niemals. — Seine Familie besteht aus einer Gattin, die ihm sehr werth ist, einer Tochter von 14 Jahren und einem Sohne, der wenige Tage vor der Einnahme Mascaras geboren wurde. Er ist von großer Tapferkeit und wacht oft viele Nächte hindurch.

Mannichfaltigkeiten.

(Köln, 18. Juli.) Unsere Kunstausstellung hat in der verwichenen Woche wieder bedeutenden Zuwachs erhalten, so daß jetzt weit über 300 Kunstwerke ausgestellt sind. Von den zuletzt aufgestellten verdienen besonders hervorgehoben zu werden: Leonardo und Blandine von Volkhardt in Düsseldorf, die Trauernden am Seestrande von Cretius, die Prozession der Stadtpatrone Sevilla's von Bossuet in Brüssel, eine Kinderscene von Van der Embde in Kassel und verschiedene Landschaften von Prof. W. Schirmer in Düsseldorf, Lapito in Paris, die Seeansichten von Tanneur in Paris u. s. w. u. s. w. Wie man vernimmt, wird die Ausstellung in diesem Jahre schon gegen Ende August geschlossen werden.

(München, 19. Juli.) Für die pfälzische Ludwigsbahn (Ludwigshafen-Berbach) sind heute von hier aus der Maffei'schen Maschinen Fabrik zwei Tender abgegangen, denen nächste Woche zwei gleichfalls in dieser Fabrik gebaute Locomotiven folgen

werden; dieselben sollen nach dem Urtheile Sachverständiger in jeder Beziehung Meisterwerke seyn.

In öffentlichen Blättern ward die Nachricht mitgetheilt, daß Freiligrath eine ihm von London angetragene Correspondentenstelle in einem angesehenen Handelshause angenommen habe und diese schon im Laufe des Juli d. J. antreten werde. Obgleich wir annahmen, daß diese Entschließung Freiligraths nicht leicht eine Mißdeutung finden könne, freute es uns doch, als wir auf ganz positive Weise durch den uns zugekommenen Brief eines sehr achtbaren Mannes in jener Ansicht unterstützt wurden. Der Brief lautete: „Es ist ein ehrenwerther Schritt, den Freiligrath thut, der ihn in der Achtung jedes Biedermannes höher stellen muß. Dichtet er fort, so werden seine Poesien nur gewinnen. Es muß ja nicht so viel geschrieben seyn; überzeugten sich davon nur die Schriftsteller! Man sieht es der Mittheilung Freiligraths an, wie er frei athmet, daß er nicht mehr für's Geld schreiben muß. — Gerade eine ziemlich mechanische Beschäftigung läßt zu, daß sich die wahren geistigen Kräfte zu etwas Tüchtigem concentriren. Der Dichter sollte immer Dilettant seyn. Und doch, ich lasse es mir nicht nehmen, so sehr auch der Entschluß als philisterhaft von Aftergenies getadelt werden wird, — der Entschluß ist genial; ich möchte den Mann darum umarmen."

In Paris hat ein Hr. Alexandre eine Vorrichtung zum raschen Anhalten der Eisenbahnzüge erfunden, die sich bei Versuchen mit einem Modell vortrefflich bewährt haben soll. Sie wird von dem Kondukteur des letzten Wagens aus in Wirksamkeit gesetzt; die sämmtlichen Wagen erhalten dadurch gleichzeitig eine rückgängige Bewegung, so daß kein Zusammenstoßen stattfindet. Durch eine andere Vorrichtung können auch die Lokomotiven im Augenblick von dem Zuge abgelößt werden. Bei dem nachläßigen Bau mancher französischer Eisenbahnstrecken ist dergleichen doppelt nöthig. Erst kürzlich sank eine Stelle an der Bahn bei Vierzon ein, wo die Schienen über eine bei dem Bau nicht bemerkte natürliche Höhle gingen.

Mad. Lafarge, welche ein steter Krankheits- und Leidenszustand bis jetzt verhindert hatte, ihre Zelle zu verlassen, hat an einem der letzten Sonntage in der Gefangenkleidung in der Kapelle des Hauses die Messe gehört; ihre ruhige und erbauliche Haltung scheinen eine sehr gute Wirkung auf die Gefangenen hervorgebracht zu haben. Hr. C. Moreau, reisender General-Inspektor, und der Direktor des Hauses waren anwesend. Mad. Lafarge begehrte als eine Wohlthat, sich dem Krankendienste zu widmen, und das Amt einer Aufseherin des Krankenhauses ward ihr übertragen.

(Ungetaufte Biere.) Der Sohn eines Kaufmanns lernt seit einem halben Jahre zu Brieg in Schlesien die Brauerei, wurde aber beim letzten Quartal von den Brauern nicht eingeschrieben und aufgenommen, weil er ein Jude ist. Dies veranlaßt die Schlesische Zeitung zu der Bemerkung, die Herren Brauer fürchteten wohl, daß der Jude ihnen künftig die Kundschaft mit „ungetauftem Bier" verderbe.

Humboldt's Kosmos wird jetzt auch ins Italienische von den Professoren Dehl und Rota, und zu Athen ins Neugriechische übersetzt.

Die Hitze war laut dem Memorial des Pyrenées vom 14. Juli in dortiger Gegend in den letzten Tagen so stark, daß das Vieh auf dem Felde todt niederfiel. Am 13. Juli zeigte das Thermometer Morgens um $9^1/_2$ Uhr schon 29 und um 2 Uhr 34 Grad im Schatten.

Nach einem Bericht des „Amsterd. Handelsbl." hat man am 22. Juli zu Breda zwei Mannspersonen gefänglich eingebracht, welche sich damit beschäftigt hatten, auf dem platten Lande das Kartoffellaub oder grüne Sträucher mit Vitriolsäure oder Scheidewasser zu bestreichen, um vielleicht die Landleute durch die dadurch entstandenen schwarzen Flecken glauben zu machen, daß die Krankheit in ihren Kartoffeln herrsche, und vielleicht noch aus andern Gründen; auch berichtet man, daß die Verhafteten nur Werkzeuge seyn sollen.

(Moderne Antiquitäten.) Der Moniteur des Arts berichtet über die gewaltige Zunahme der Mystificationen, welche mit Bildhauer-Antiquitäten in Italien getrieben werden, was vornämlich durch die dort umherreisenden vielen Engländer, die auf Sammlung von dergleichen Antiquitäten ausgehen und daran viel Geld wenden, hervorgerufen wird. Gewöhnlich werden Schäfer und andere schlichte Landbewohner in der Gegend von Rom durch Fe gewonnen, um danach zu graben, mit dem Versprechen, daß das, was sie finden, theuer bezahlt werden solle. Statt aber danach zu graben, gehen diese Leute nach Rom, wo mehrere geheime Werkstätten bestehen, die sich damit abgeben, antike Sculptursachen, gebrochene Arme, Köpfe von heidnischen Göttern, Füße von Satyren &c. täuschend nachzumachen. Sie bedienen sich dabei einer eigenthümlich erfundenen Substanz, welche den Marmorsachen, durch Uebergießen über dieselben, ein durchaus antikes Ansehen giebt. Aus diesen Werkstätten werden jetzt die meisten italienischen Bildhauer-Antiquitäten, welche die Engländer so hoch bezahlen, gekauft. Gut erhaltene Mobilien aus dem Mittelalter, für welche in Frankreich viel Liebhaberei ist, werden jetzt in Paris täuschend nachgemacht, und auch damit viele Mystificationen getrieben.

Der Donaubote theilt in seinen neuesten Nummern einen etwas eigenthümlichen Bescheid von Seiten eines k. würtembergischen Oberamts mit. Einem Geistlichen, welcher sich über seinen Gemeinderath beklagte, erwiederte nach einer Korrespondenz jenes Blattes die vorgesetzte Stelle zu Rottenburg: „Das Oberamt könne dem Gemeinderath den Kopf nicht herunterreißen." Eine neue Art Kanzleistyl, wie es scheint —!

Aus Neresheim meldet dasselbe Blatt, in dem benachbarten fürstlich Thurn und Taxischen Thiergarten habe sich unter dem Hochwilde der Milzbrand eingestellt, und es seyen während einiger Tage ungefähr 300 Stück, meistens Dammwild, die Hälfte des Wildstandes, an dieser Krankheit gefallen. Auch habe sich dieselbe unter dem Rindvieh im Bauhofe, welcher sich im Thiergarten befindet, gezeigt, wobei man in kurzer Zeit auch einen Verlust von 4 — 6 Ochsen gehabt habe. Die Ursache dieser Krankheit, welche übrigens keine weitere Fortschritte gemacht, glaubte man in einem gefallenen schädlichen Thaue zu finden.

(Bremen, 25 Juli, 5 Uhr N. M.) Heute Vormittag gegen $9^1/_2$ Uhr schlug der Blitz in den Thurm unserer Ansgariikirche, und drei Stunden später zeigte aus dem Innern aufsteigender Rauch, daß der elektrische Strahl nicht an dem Blitzableiter heruntergefahren sey, sondern die unter dem Kupferdache liegende Holzbekleidung entzündet habe. Bemühungen das Feuer zu löschen, begannen natürlich auf der Stelle, dieselben dauern, während wir dieses schreiben, noch fort, es ist indessen sehr zweifelhaft, ob man die oberste Spitze des Thurms, welche fast unzugänglich ist, wird retten können.

Das Deutsche Pariser Journal und die politisch-religiöse Monats-Revue, der Deutsche Steuermann, haben zu erscheinen aufgehört. Man forderte von ihnen, da sie sich mit Politik beschäftigen, die in Frankreich vorgeschriebene Caution von 50,000 Franken, und da diese nicht aufgebracht werden konnte, so mußten beide Blätter eingehen.

Das pennsylvanische Gefängnißsystem und die Angriffe seiner Gegner.

(Schluß.)

Aus dem Gesagten erhellt wohl zur Genüge, daß das pennsylvanische System sich Bestrafung des Gefangenen, Verhütung weiterer Verschlechterung und wo möglich moralische Besserung zur Aufgabe setzt. Zu diesem Zwecke wird der Sträfling von allen anderen Verbrechern geschieden, aber nicht überhaupt von seinen Mitmenschen, sondern nur von Denen, die wie er Verbrechen begangen haben und der bürgerlichen Gesellschaft als gefährlich und verderblich bezeichnet sind. Mit rechtschaffenen Menschen wird ihm vielmehr Verkehr gesichert. Er erhält außerdem religiösen, moralischen, elementären und industriellen Unterricht, auf daß sein Gemüth gebessert, sein Geist gebildet, ihm eine Beschäftigung angelehrt und er dadurch in den Stand gesetzt werde, nach seiner Entlassung den guten Weg zu erwählen, mit Entschlossenheit auf ihm zu wandeln und sich sein Brod zu verdienen. Für sein körperliches Wohl wird durch eine gesunde, helle, wohlgewärmte, gut ventilirte Zelle, durch Arbeit und körperliche Bewegung im Freien gesorgt. Was waren nun die Resultate dieses Systems? In Philadelphia, wo die Vereinzelung der Gefangenen am längsten eingeführt ist, beträgt die Zahl der Rückfälligen 4 — 10% (in den alten europäischen Gefängnissen meist 40 — 55%). Seit der Einführung jenes Systems (1829 bis 1843) hat die Zahl der Verurtheilungen in dem Staat Pennsylvanien um 1/3 abgenommen, obgleich die Bevölkerung um fast 2/3 gestiegen ist. Die jährliche Sterblichkeit im philadelphischen Strafhause, welche vor Einführung der Isolirung 6% betrug, ist seitdem auf 3 — 4% herabgegangen (in Frankreich dagegen seit Einführung des auburn'schen Schweigsystems 1832/37 verglichen mit 1839/43, von 5% auf 6%, ja in einigen Strafhäusern auf 12% gestiegen. Aehnlich günstige Resultate melden uns seit 6 Jahren die Berichte des Pariser Polizeipräfecten und die des Pariser Schutzvereins, die Berichte der englischen Gefängnißinspectoren ꝛc. — Wo ist ein anderes System, das jemals solche Erfolge aufweisen konnte? Einige andere Punkte scheinen noch eine kurze Erwähnung zu verdienen. Fast alle der Isolirung der Gefangenen feindseligen Artikel in deutschen Zeitungen sprechen immer nur von einem amerikanischen System, das urplötzlich in Preußen eingeführt werden soll, und geben sich dabei den Anschein, als ob kein anderes Land in Europa von diesem System etwas wissen wolle. Wir führen mit wenigen Worten an, wie die Sache in Europa gegenwärtig steht. In England ist, wie gesagt, seit 1834 kein anderes als ein pennsylvanisches Gefängniß gebaut worden und es bestehen daselbst gegenwärtig bereits 44 solcher Gefängnisse mit 6000 Zellen. — In Frankreich hat die Deputirtenkammer im Mai 1844 mit großer Mehrheit das pennsylvanische System angenommen, und nachdem mittlerweile auch die obern Gerichtshöfe und die Präfecten für das System ihr Gutachten abgegeben haben, unterliegt der betreffende Gesetzentwurf jetzt dem Votum der Pairskammer. Am 15. Mai 1845 waren übrigens bereits 14 Arrest- und Justizhäuser mit 859 Zellen bezogen und sehr viele andere nach diesem System im Bau begriffen. — Im Februar 1845 haben die beiden Kammern des Großherzogthums Baden fast einstimmig das pennsylvanische System angenommen, das Zellenstrafhaus in Bruchsal ist bereits unter Dach. In Schweden und Norwegen haben die Kammern die Einführung desselben Trennungssystems beschlossen und man trifft gegenwärtig die Vorkehrungen dazu. Die Regierungen von Belgien und Holland haben ihren Ständeversammlungen kürzlich ebenfalls das pennsylvanische System vorgeschlagen. Einige andere Staaten sind noch mit Vorarbeiten beschäftigt. Während demnach die gebildetsten und freisinnigsten Staaten Europa's, wie England, Frankreich, Baden, Schweden, Norwegen, Belgien und Holland auf dem Punkte stehen, eine consequente, auf das Trennungssystem basirte Gefängnißreform vorzunehmen, haben sich bis jetzt nur zwei Staaten dagegen ausgesprochen: Sardinien und Neapel. Da dürfte für Preußen doch wohl die Wahl nicht schwer seyn, nach welcher Seite es sich wenden soll. Eben so haben sich etliche Artikel bemüht, dieser Gefängnißreformfrage eine politische Färbung zu geben und die Ansicht zu verbreiten, als ob das pennsylvanische System von allen freisinnigen Männern verworfen werden müßte und wirklich verworfen würde. Wir wollen nicht erörtern, daß diese Sache mit der Politik gar nichts gemein hat und daß es auch in den Verhandlungen der englischen, französischen und badischen Volksvertreter, wo etwas mehr politischer Tact herrscht, als in gewissen Artikelfabriken, auf das Bestimmteste sich offenbart hat. Auch hier gibt sich eben die totale Unwissenheit jener Artikelschreiber kund, denn auch hier gilt gerade das Gegentheil von dem von ihnen Behaupteten. Merkwürdigerweise nämlich sind es in allen Ländern gerade die Führer der liberalen Opposition gewesen, welche für das pennsylvanische System am entschiedensten aufgetreten sind; — so in England, wo noch jetzt Lord John Russel Inspectionsrath des pennsylvanischen Mustergefängnisses in Pentonville ist. In Frankreich waren bei der Verhandlung in der Deputirtenkammer Tocqueville, Beaumont, Odillon-Barrot und Lamartine die eifrigsten Verfechter des Systems. In Baden verfaßte Welcker den trefflichen, für das System lautenden Commissionsbericht, und die ganze Kammer bis auf drei Stimmen folgte seinem überzeugenden Worte. In Belgien sind Ducpetiaux, in Dänemark David, in Baiern Frhr. v. Closen die Hauptförderer dieses Systems. Ueberall also zeigen sich die politisch freisinnigsten Männer auch in dieser Sache als Freunde des wahren Fortschrittes, d. h. als Freunde des pennsylvanischen Systems. Dies ist der gegenwärtige Standpunkt des pennsylvanischen Gefängnißsystems nach Zweck und Mittel, Resultat, Ausbreitung und Vertheidigern. Wie schwach dagegen seine Gegner sich fühlen, dafür liefert auch noch der Umstand Zeugniß, daß sie bei ihren Angriffen entweder von total irrigen Voraussetzungen ausgehen oder sich an einige Einzelnheiten der Ausführung halten, daß sie aber sammt und sonders in den letzten Jahren so sehr allen positiven Boden verloren haben, daß sie zwar angreifen, in keinerlei Weise aber angeben können, was sie denn wollen, oder wo das von ihnen Gewünschte guten Erfolg zeige oder überhaupt nur in's Werk gesetzt würde. Recht wünschenswerth wäre es übrigens, wenn, nachdem wir bereits seit Jahren wissenschaftliche Jahrbücher für Gefängnißkunde und Besserungsanstalten besitzen, nun auch die deutschen Tagesblätter diesem wichtigen Zweig socialer Reform mehr Aufmerksamkeit und Besprechung widmen wollten. Die Artikel, welche zur Zeit der Verhandlungen in der französischen Deputirtenkammer in der „Presse", „Debats", „Gazette des Tribunaux", „Démocratie pacifique" enthalten waren und sehr wenige Phrasen, aber recht viele Thatsachen, Erfahrungen und tüchtig behandelte allgemeine Principien enthielten, könnten ein schönes Vorbild von Sachkenntniß und Gründlichkeit abgeben.

Korrespondenz.

Idstein, im Herzogthum Nassau, im Juli.

Das schon so lange gefühlte Bedürfniß einer Chaussee durch die Quere des Landes wird, wie wir aus sicherer Quelle zu verbürgen wissen, nunmehr bald gehoben seyn. Nachdem von hier, so wie von mehreren benachbarten Orten aus bei unseren diesjährigen beiden Ständekammern eine Petition „um Fortsetzung der von Butzbach resp Friedberg aus über Niedermörlen und Ziegenberg in's Nassauische einlaufenden Chaussee durch die Aemter Usingen, Idstein, Wehen nach Langenschwalbach" eingereicht worden war, wurde von denselben die baldige Ausführung dieser Straße dem Gouvernement dringend anempfohlen. Sowohl für das Reisen, wie für den Gütertransport steht daher den hiesigen Gegenden bald ein weniger kostspieliger und auch zugleich zeitersparender Weg in Aussicht und diese Nachricht wird daher nicht nur für das reisende, sondern überhaupt für das gesammte Publikum von nicht unbedeutendem Interesse seyn. Unseren allverehrten beiden Landesdeputirten, dem Hrn. Procurator Hergenhahn zu Wiesbaden und Hrn. Decan Senfft zu Usingen, die sich dieser Sache so sehr annahmen, haben wir aus Anerkennung für ihre warme Theilnahme eine Dankadresse dieser Tage zugehen lassen.

Main-Wasserwärme: 20. Juli, Morgens, 8 Uhr: 17 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 29. Juli. (Zum Erstenmale): Köck und Guste, Vaudeville-Posse in einem Act, nach dem Französischen von Friedrich, Musik von verschiedenen Meistern. (Gastrollen) Guste: Fräul. Boden, vom Theater zu Magdeburg. Köck: Hr. Koch, vom Hoftheater zu Kassel. Vorher geht: Der verwunschene Prinz, Schwank in 3 Abth., von J. v. Plötz. (Gastrolle) Lochen: Fräul. Boden.

Donnerstag, 30. Juli. (Neu einstudirt): Der Postillon von Lonjumeau, komische Oper in 3 Abth., nach dem Französischen von Fr. Ellmenreich, Musik von Adam. (Gastrolle) Chapelou: Hr. Röer, herzogl. sachsen-coburg-gothaischer Kammersänger.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 209. Freitag, den 31. Juli 1846.

Eine gemischte Ehe in Konstantinopel.

Einem in der Allg. Ztg. enthaltenen Korrespondenz-Bericht aus Konstantinopel entnehmen wir Nachstehendes: In Stambul lebt ein vornehmer reicher Türke, ein Bey, der eine einzige, zärtlich geliebte, sehr schöne Tochter hat. Seit einiger Zeit bemerkte man, daß das Fräulein zu kränkeln anfing; man wußte nicht warum. Man zog einige berühmte hiesige Aeskulape zu Rath, aber vergebens. Weder Pillen noch Mixturen wollten etwas helfen. Hätten die Herren freilich, wie wir andern Leute, ihren Faust, respektive Mephisto, gut im Kopfe gehabt und gewußt:

Es ist ihr ewig Weh und Ach
So tausendfach
Aus einem Punkte zu kuriren

Sie hätten der Sache wohl eher auf den Grund gesehen. Die Fruchtlosigkeit aller andern Mittel bewog aber endlich doch einwenig weiter zu forschen. Man nahm das arme Kind in scharfes Verhör, und es gestand aufrichtig, seine Krankheit habe ihren ganzen Grund nur in der brennenden, unbesiegbaren Liebe zu einem dunkeläugigen, schwarzlockigen, rothbackigen, armen armenischen Schneiderjungen. Dies Geständniß setzte den alten Moslim natürlich in große Verlegenheit. Er wendete sich abermals an die Aerzte und legte die Frage vor, ob denn eine solche Liebeskrankheit wirklich den Tod bringen könne, und als dies bejaht wird, siegt das väterliche Gefühl, und er beschließt, wo möglich seiner Tochter zu helfen. Er geht daher eines Tages in die Schneiderbude, wo der Angebetete seines lieben Kindes Scheere und Nadel führen lernt, und bestellt sich ein neues Kleid, das an einem bestimmten Tage fertig seyn und von dem schwarzlockigen Schneiderlehrling ihm in's Haus gebracht werden sollte. Der junge Armenier brachte auch zur bestimmten Stunde das Kleid; der Türke gab ihm ein bedeutendes Geschenk, hieß ihn noch bleiben, und ging aus. Als er weg war, kamen ein Paar Schwarze und hießen den jungen Don Juan ihnen folgen. Er that's, und wurde in das Harem geführt. Als beim Eintritt in ihr Gemach die Tochter des Hauses ihn erblickte, stürzte sie außer sich vor Entzücken auf ihn los, warf sich ihm an den Hals und überhäufte ihn mit allen erdenklichen Zärtlichkeiten. Ihre unablässigen feurigen Liebkosungen hatten endlich auch so wirksamen Erfolg, daß der nicht unempfindliche junge Mann zuletzt Himmel und Hölle vergaß, in den Armen der Schönen lag. — — Indessen kehrte der Vater zurück. Man ergriff den Verletzer des Harems, und erklärte ihm, nach diesem Vorgange müsse er, wie solches die bestehenden Gesetze vorschreiben, entweder Muselmann werden und das Mädchen heirathen, oder seinen Kopf verlieren. Man zweifelte natürlich nicht im mindesten, daß der arme armenische Herkules am Scheidewege bei der Wahl zwischen Halsabschneiden und dem Glück in den Armen eines liebenswürdigen Weibes ein reicher vornehmer Türke zu werden sich nicht besinnen, sondern unverzüglich sich für letzteres entscheiden werde. Man hatte sich aber verrechnet. Unverhofftermeise weigerte sich der junge Armenier standhaft, Muselmann zu werden. Was nun machen? Man hielt ihn vorerst noch einige Tage im Hause eingesperrt. Durch Vermittlung des Mädchens entwischte er endlich, man griff ihn jedoch bald von neuem auf und brachte ihn nun vor das hohe Gericht. Hier machte der Junge geltend, daß man, was im Hause des Türken geschehen, eigentlich ihm gar nicht zur Last legen könne, weil er gewissermaßen dazu genöthigt worden sey. Der Scheich ül Islam befahl, die junge Mitschuldige herbeizubringen. Das türkische Fräulein erschien, und bestätigte ohne weiteres die Aussagen ihres Geliebten. Obgleich nun der junge Mann sich fortwährend standhaft weigerte, durch Uebertritt zum Islam das Doppelverbrechen zu sühnen, so getraute sich bei dieser Lage der Dinge der ül Islam doch nicht, das vom Gesetz in solchem Fall vorgeschriebene Todesurtheil über das schuldige Paar auszusprechen, sondern verschob die Entscheidung bis zur Ankunft des Sultans, dem die Sache nun vorgelegt werden soll. (Wie ein späterer Korrespondent meldete, wurde die gemischte Ehe als gültig anerkannt).

Ueber die Verlegung des Sabbats auf den Sonntag. *)

Noch sind die Protokolle der dritten Rabbiner-Versammlung nicht erschienen, noch kennt man deren Verhandlungen und Beschlüsse nur aus Tagesblättern, welche, allgemeineren Interessen gewidmet, jene nur summarisch mittheilen können, und — schon ertönt ein allgemeiner Schrei der Entrüstung über das Schauspiel, welches dem gesammten deutschen Vaterlande zu Breslau geboten wird. Auch Diejenigen, welche von dem jungen Institute der Rabbinerversammlungen die besten Erfolge erwarteten, welche glaubten, daß es einigen hochgesinnten Männern gelingen werde, das Judenthum in die Reihe der geisteskräftigen Institutionen der Gegenwart wieder einzufügen, wie bitter sind sie getäuscht worden, wie schmerzlich haben sie empfunden, daß eine Regeneration des Judenthums von dieser Seite her nicht zu erwarten ist, und daß nunmehr nichts übrig bleibe, als selbst thatkräftig Hand an's Werk zu legen oder den Kampf aufzugeben.

Die Rabbiner-Versammlung hat im vorigen Jahre durch die Talente und Gesinnungen einzelner ihrer Mitglieder sich viele Sympathien erworben, und wenn auch ihre Arbeiten nicht auf einem bestimmten, zum Selbstbewußtseyn gekommenen Prinzip beruhten, wenn auch ihr Wirken mehr ein empyrisches als systematisches

*) Von einem Israeliten eingesendet.

war, so trennte sie sich doch unter dem freudigen und ermunternden Zuruf der Gebildeten. Die Berliner Reformgenossenschaft begrüßte sie durch eine Deputation und forderte sie entgegenkommend zum gemeinschaftlichen Wirken auf; die große Mehrzahl der hiesigen und der benachbarten Gemeinden widmeten ihr Aufmerksamkeit und ein reges Interesse. Man war zufrieden mit der Haltung, wenn auch nicht mit den Resultaten der Versammlung; man begnügte sich für jetzt und hoffte mehr von der Zukunft.

Aber bald trübten sich die Aussichten, als von den Beschlüssen der Rabbiner Versammlung auch nicht ein einziger ausgeführt, als nichts geschah, um den Kampf, den das Judenthum mit dem Leben zu bestehen hat, zu erleichtern. Was nützen uns, sagten Viele, Beschlüsse und Protokolle, wenn selbst von Denen, die am eifrigsten dabei mitgewirkt haben, und die am leichtesten die so laut gewünschten Reformen einführen könnten, nichts geschah, um auch nur die bescheidensten Anforderungen zu befriedigen. So hatten sich binnen Jahresfrist die Ansichten in dem Maße verändert, daß Viele, welche ihre Sympathie durch einen Beitrag zur Rabbinerkasse bewährt hatten, diesen zurückzogen, und daß die Berliner Reformgenossenschaft es für nothwendig erachtete, ihren zweideutigen Alliirten die kaum geschlossene Verbindung aufzukündigen.

Unter diesen Umständen trat die dritte Rabbiner Versammlung zusammen. Noch war es ihr möglich, das Versäumte nachzuholen und die auf sie gesetzten Hoffnungen auf's neue zu beleben, aber die über den Sabbat gefaßten Beschlüsse haben das moralische Ansehen der Rabbinerversammlung vernichtet.

Unter den mannichfachen Schwierigkeiten, welche das Judenthum seinen heutigen Bekennern in den Weg legte, steht die Feier des Sabbat oben an. Die Feier eines bestimmten Wochentags beruht auf einem allgemeinen Volksbewußtseyn, zunächst aber auf dem frommen Glauben, daß auch die Gottheit nach Erschaffung der Welt am siebenten Tage geruht habe. Das Christenthum nahm bei der Erbtheilung mit dem Judenthum die Feier jedes siebenten Tages mit in seine Institutionen auf, und so wurde diese rein conventionelle Sitte über alle civilisirten Länder verbreitet. Das ganze sociale Leben wurde darnach eingerichtet; die Administration des Staates, die Oekonomie der Familie beruht auf dem Prinzip, daß sechs Tage gearbeitet, am siebenten geruht werde. Das Judenthum, welchem man diese schöne Sitte verdankt, ist nun durch die veränderten Verhältnisse dahin gelangt, seinen Bekennern anzusinnen, daß sie wöchentlich nur fünf Tage arbeiten, und zwei Tage ruhen. Denn der Jude muß den Sonntag mitfeiern, nicht nur weil jede geräuschvolle und störende Beschäftigung an diesem Tage polizeilich verboten ist, sondern auch aus dem allgemeinen Grunde, weil die Thätigkeit der Einzelnen durch das Bedürfniß der Gesammtheit bedingt ist, jener mithin Zeiten, welche dem Verkehr entzogen sind, nothwendigerweise feiern muß. Diese Beschränkung der Geschäftsthätigkeit auf fünf Wochentage machten sich sofort fühlbar, als die bürgerlichen Verhältnisse der Juden zu Anfang dieses Jahrhunderts geordnet waren, als sie anfingen, die verschiedenen Berufszweige des Lebens auszuüben und mit ihren christlichen Mitbürgern wetteifern mußten. Dieser Widerspruch zwischen verjährten Satzungen der Religion und den Anforderungen des Lebens war zu schneidend, es mußten entweder dem praktischen Geschäftsleben — als Kaufmann, Handwerker, Gelehrten — entsagt, oder der eine überzählige Ruhetag aufgegeben werden. Bei einem solchen Konflikt konnte der Sieg nicht zweifelhaft seyn; für eine große Anzahl von Juden wurde der Sabbat aus der Reihe der Feiertage verdrängt, man erfüllte seine Verbindlichkeiten, man besorgte seine Berufsgeschäfte am Samstage und man widmete den Sonntag dem Familienleben und den conventionellen Pflichten.

Die religiöse Seite des Sabbat allein war noch nicht auf den Sonntag übertragen worden, was leicht begreiflich ist, da dies nicht von Einzelnen, und wären deren noch so viele, abhängt, und Einrichtungen dieser Art von Geistlichen, als Männern vom Fach, auszugehen pflegen. Gerade hier war also eine Aufgabe für die Rabbiner-Versammlung vorgezeichnet, hier konnten Männer, von welchen man vermuthen durfte, daß sie auf der Höhe des Jahrhunderts stehen, im Interesse der ihrer Fürsorge anvertrauten Religion diese mit dem Leben in einem der schwierigsten Konflikte ausgleichen und das Judenthum von einer Wunde heilen, an welcher es sich nachgerade zu verbluten droht.

Von der Rabbiner-Versammlung waren einige durch Geist und Wissenschaftlichkeit hervorragende Männer, wie Holdheim und Adler, für die Verlegung des Samstags auf den Sonntag. Die große Mehrzahl, von Vorurtheilen und talmudischen Begriffen befangen, dachte anders. Sie wollte nicht nur dem Samstage die religiöse Seite bewahren, sondern sie hat alle Geschäfts- und Werkthätigkeit an diesem Tage — wenige von den orthodoxesten Rabbinern längst zugegebene Ausnahmen abgerechnet — für unzulässig erklärt. Hier stehen wir wieder an den finsteren Pforten früherer Jahrhunderte, wo das Judenthum in Mitte des allgemeinen Fortschrittes, in Mitte der gänzlich veränderten Verhältnisse sich zu isoliren und geistig abzusperren suchte. Mit diesem System, welches selbst in den Zeiten der Ghetto's nur nothdürftig ausreichte, ist heutzutage nicht mehr auszukommen; die Bekenner des Judenthums lassen sich einen solchen widernatürlichen Zwang eben so wenig gefallen, als unsere christlichen Mitbürger einen so offen ausgesprochenen Separatismus mit der so sehnsuchtsvoll gewünschten Emancipation vereinbar finden werden. Wir wollen, wenn auch noch nicht politisch gleichgestellt, doch jedenfalls geistig uns als ebenbürtige Söhne unseres Jahrhunderts zeigen, wir wollen Alles, was die Menschen und den Staat um uns her bewegt, mitempfinden, wir wollen unsere Religion in dem Gebiete, wo sie sich jetzt äußert, nach den allgemeinen Ideen und Ansichten des Abendlandes fortbilden, damit sie lebensfähig bleibe und nicht unter dem Schutte vermodere. Das können wir Alles nicht, wenn wir auf dem früheren isolirten Standpunkte stehen bleiben und unsere höchsten geistigen und socialen Interessen nach den engherzigen Ansichten einiger Männer von der Priesterkaste beurtheilen wollen.

Darum ist an der Zeit, sich gegen die Ansichten der Rabbiner-Versammlung, über den Sabbat öffentlich auszusprechen. Mögen immerhin Rabbiner in ihrer Einseitigkeit den Samstag für den geweihten Ruhetag erklären, die große Mehrzahl der Juden hat nicht auf ihren Ausspruch gewartet; schon seit einem halben Jahrhundert ist faktisch der Samstag auf den Sonntag verlegt, und die Geschichte, welche auch kleinere Ereignisse aufzeichnet, hat von diesem Vorgang Vormerkung genommen.

Das Mainzer Museum.

(Kassel, d. 14. Juli.) Einsender dieses hat neulich Gelegenheit gehabt, theilweise die neue Aufstellung der naturhistorischen werthvollen Sammlung des Mainzer Museums in den prachtvollen Räumen des vormaligen kurfürstlichen Schlosses zu sehen, und fühlt sich gedrungen, sein Anerkenntniß öffentlich auszusprechen und das Publikum darauf aufmerksam zu machen. Der Kenner findet seltene Exemplare, worunter einige sehr kostbare, sowohl in der Zoologie, als Ornithologie. Auch die Mineralogie soll durch eine schöne Sammlung hier vertreten seyn, diese ist aber zur Zeit noch unsichtbar. Das Wichtigste unter allen diesen naturhistorischen Gegenständen bilden offenbar die Petrefakten (Versteinerungen), welche meist bei Weisenau gefunden wurden, als daselbst ein Bierkeller gegraben wurde. Mit Recht haben sowohl das Pariser Museum, als das brittische in London auf ihre Petrefakten, welche an Wichtigkeit für die Geschichte unseres Erdkörpers die Mainzer Sammlung nicht übertreffen, eine besondere Rücksicht genommen,

da sie gewissermaßen die Urkunden sind, welche die Erdrinde über ihre Bildung und ihren Fortschritt in der Animalisation hinterlassen hat. Sie reihen sich in dieser Beziehung an die Alterthümer, welche uns die Mittel bieten, das graue Alterthum zu enträthseln, und einen sichern Blick in die Geschichte der Vorzeit zu werfen. Auch hierin wird sich keine Stadt am Rhein mit Mainz messen wollen. Sein klassischer Boden liefert ihm die Denkmäler der Römer in Fülle. Es verdient allen Dank, wie nun durch sachverständige Männer und die Sorgfalt der städtischen Verwaltung die vielen Legions- und Votivsteine, die Altäre und anderen Monumente aus der Römerzeit aufgestellt sind. In den großen, lichtvollen Räumen kann jetzt der Kenner des Alterthums gemächlich die Inschriften lesen, während man in dem alten Lokale auf die kurze Erklärung des Bibliothekdieners beschränkt war. Sehr werthvoll und reichhaltig soll auch die Sammlung der Antikaglien seyn; sie ist, wie überhaupt die Sammlung der Alterthümer, durch die Bemühungen des dortigen alterthumsforschenden Vereins, so wie durch die Unterstützungen der städtischen Behörde bedeutend angewachsen, und soll in kurzem dem Publikum zugänglich werden. Zu wünschen wäre, daß die einzelnen Gegenstände der Kunst und des Alterthums bezeichnet und mit einer bündigen Erklärung katalogisirt wären, damit auch der Nichtkenner sie betrachten könne, und sie verstehen und schätzen lerne. So ist's in den Museen in Paris und London. London hat seine vielen Reste des Alterthums aus allen Weltgegenden zusammengeschleppt, um sie zu haben; die Mainzer Alterthümer aber, am Rhein gefunden, sind Zeugnisse für die Geschichte jener Gegenden, ihres Gewerbfleißes und der Kunst, die daselbst blühte. Es sollen unter ihnen viele Bronzesachen seyn. Das Ganze, was jetzt zu übersehen ist, sowohl in der naturhistorischen Sammlung als der durch einzelne ausgezeichnete Bilder werthvollen Gallerie, macht einen wohlthuenden Eindruck, und ist eben so ehrenvoll für Diejenigen, welche die Anordnung besorgten, als die städtische Behörde, welche, indem sie die Sammlung in so herrlichen Räumen und so zweckmäßig für die Belehrung aufstellt, die Forderung der Zeit würdigt und sicher aus intelligenten Männern besteht.

Mannichfaltigkeiten.

(Lottospiel.) Der „Kölnischen Zeitung" wird aus Nürnberg geschrieben: Die ohne Unterbrechung fortdauernden Hinweisungen auf das Uebel des Lotteriesetzens haben ihre Früchte in jüngster Zeit getragen und somit die bessern Journale als Organe öffentlicher Interessen ihre Nützlichkeit in hohem Grade bewährt; denn das Lotteriesetzen begann in letzter Zeit bei uns nachzulassen. Nun sucht man aber neue Anregungsmittel herbeizuführen: bei einzelnen Collekteurs erhalten die eingeweihten Lotteriebrüder neu gedruckte Traumbücher zur beliebigen Verbreitung! Die Vorrede ist zu merkwürdig, als daß ich dieselbe nicht wiederholen sollte. Sie lautet wörtlich: „Es wird eine jede Person mir den Beifall geben müssen, daß durch Träume in Beziehung auf die Lotterie nach diesem erprobten Büchlein sich schon viele glücklich gespielt haben. Eben aus dieser Ursache wurde ich bewogen, dasselbe zu verbessern, und wie hauptsächlich die Träume observirt werden müssen, als höchst nöthig anzumerken. Vordersamst muß man betrachten, daß, was einem um 9 Uhr bis Mitternacht träumt, derselben Bedeutung sich bis 15 oder 24 Tage erstreckt. Die Träume, so von Mitternacht bis 3 Uhr geschehen, werden in 8 oder 10 Tagen erfüllt. Solche Träume aber, die sich früh von 4 Uhr an bis an den Morgen begeben, dieselben werden nach 3 oder 4 Tagen in Erfüllung gehen. Von den Stunden des Tages gebe ich noch endlich diesen Bericht, daß derselben Träume Bedeutung gemeiniglich in der 6. Stunde erfüllt wird. Man mache sich deswegen diese Regeln bestens zu Nutze und betrachte seine Träume genau, alsdann schreite man zu den Worten, welche nach alphabetischer Ordnung folgen, wobei sich jederzeit gewisse Zahlen zeigen, welche nicht nur jetzt, sondern schon öfter approbirt worden. Unterdessen lebe ich in der Hoffnung, es werde ein jeder verständige Mensch diese meine angewandte Mühe sich nicht mißfallen lassen, welche aus treuem Herzen gegen seine Nebenmenschen dem Drucke übergeben mit dem Wunsche, daß sie recht glücklich werden mögen." Auf dem Titel dieses Büchleins lies't man unten: „Gedruckt in diesem Jahre." Noch mehr: Ein hiesiger Collekteur hat zugestanden, daß er von der General-Lottostelle in München (!!) eine Sendung solcher Traumbücher erhalten habe und solche für 15 Kreuzer per Exemplar absetzen sollte. Wahrscheinlich haben die andern Collekteure ebenfalls solche Zusendungen erhalten.

(Heilbronn, 25. Juli.) Auf das hiesige Turnfest am 3. August werden große Zurüstungen gemacht; es werden sich wohl an tausend Turner versammeln. Das Programm ist folgendes: Samstag und Sonntag den 1. und 2. August: Empfang und Bewillkommnung der Gäste in der Traube. Sonntag Mittag 1 Uhr: Turnfahrt nach dem Jägerhaus, der Weibertreue und dem Wartberg; Abends öffentliche Verhandlung im Aktiengarten. Montag Morgens 7 Uhr: Versammlung der Turner im Aktiengarten; Ordnung der Gemeinden zum Festzug. Aufstellung des Zuges: Bürgergarde zu Pferd, erste Abtheilung der Bürgergarde zu Fuß, sechs Heilbronner Festordner, die Schüler des Gymnasiums, Ehrenmitglieder der Heilbronner Gemeinde, Stadtrath, Bürgerausschuß und sonst Geladene; Musik der Bürgergarde zu Fuß und zweite Abtheilung derselben; sämmtliche Turngemeinden nach alphabetischer Ordnung, zwei Turnräthe von Heilbronn, Festfahne, Turnfreunde, Heilbronner Turngemeinde, dritte Abtheilung der Bürgergarde. Auf dem Festplatze angelangt: Bewillkommnungs-Anrede des Heilbronner Sprechers, dann Auswärtiger; Gesang. Um 10½ Uhr beginnt das Riegenturnen und währt bis 11¾ Uhr. Heimmarsch. Nachmittags 2½ Uhr: Versammlung im Aktiengarten; 3 Uhr: Abmarsch auf den Turnplatz. Wettturnen, zu dem jede Gemeinde dem Heilbronner Turnwart Diejenigen verzeichnen mag, welche Theil zu nehmen beabsichtigen. Dann Freiturnen und Spiele. Heimzug in den Aktiengarten. Sämmtliche Turner finden gastfreundliche Aufnahme bei den hiesigen Einwohnern.

(Leipzig, 24. Juli.) Der Vorstand des Schillervereins veröffentlicht so eben folgende „Aufforderung. Fünf Jahre lang haben wir das Schillerfest in Leipzig gefeiert, und uns dabei der bereitwilligsten Unterstützung von Dichtern und Componisten erfreut; die Mittel des jungen Schillervereins gestatteten aber nicht, den geehrten Mitwirkenden etwas Anderes als unsern innigsten Dank zu bieten. Können und wollen wir nun auch ferner uns freundlich gebotene Unterstützung nicht belohnen, so sind wir doch im Stande, Denen, welche durch die Gaben ihres Geistes das Fest verherrlichen, wenigstens ein Andenken zu bieten. Dies geschieht denn hiermit, und wir geben von dem nächsten Feste an: für jeden bei der Feier gehaltenen Vortrag und für jede dabei ausgeführte Composition eine schöngebundene Prachtausgabe von Schiller's sämmtlichen Werken; für jeden Aufsatz, welcher eingesendet und von einem Andern vorgetragen wird, jedes zur Declamation verwendete Gedicht und jedes angenommene Tafellied eine schöngebundene Prachtausgabe von Schiller's Gedichten oder eine silberne Schillermedaille. Mögen denn Dichter und Componisten unser Andenken nicht verschmähen und auch ferner ihre Kräfte unserm Feste widmen. Einsendungen werden unter der Adresse der Buchhandlung von Robert Friese erbeten." (D. A. Z.)

(Gaunerstreiche. Mannheim, 21. Juli.) Vor einigen Tagen bestellte ein unbekannter Bursche zwei hiesige Schneidermei-

ster in einen hiesigen Gasthof, um Kleider für Fremde zu machen. Beide eilen und treffen am Bestimmungsorte zusammen. Während dessen geht der Gauner in den Laden des Einen zurück und sagt der Frau, sie möchte ihrem Mann doch die blauen Hosen schicken, welche er bezeichnet, Fremde wollten sie kaufen. Die Frau, nichts Böses ahnend, übergiebt die Hosen. Kurz darauf kommt Hr. Böckler zu Hause und ruft aus: Wieder einmal angeführt! Was, angeführt! schreit die Frau, hast Du denn die blauen Hosen nicht erhalten? Nein! war Hrn. Böcklers Antwort. Die Hosen waren fort. Hrn. Saake wurde nichts entwendet. — Am letzten Sonntag kommt ein junger Industrieritter zu Hrn. H . . . . und ersucht denselben, sogleich in den Rheinischen Hof zu kommen, da ihn zwei Reisende sprechen wollten. Es war Mittags- und Essenszeit, und derselbe ißt etwas schneller als gewöhnlich, um zeitig einzutreffen. Als Hr. H . . . . im Gasthof anlangt, kommt ihm der Oberkellner höflich entgegen und fragt, ob ihm gefällig sey, mitzuspeisen? Nein! war die Antwort; ich bin zu zwei fremden Herren hieher bestellt. Oberkellner: Fremde! Ach, ja, Hr. Dr. N. N. und Hr. Dr. O. O. sind auf ihren Zimmern. Hr. H . . . . äußert, daß er die Herren nicht kenne und ein Irrthum obwalten müßte, und setzt sich zu Hrn. Staudt und trinkt ein Glas Wein. Unterdessen geht der Gauner zur Frau H . . . . und richtet aus: Den Fremden sey das Geld ausgegangen, und sie möchte ihrem Mann doch zwei Kronenthaler schicken. Frau H . . . . traut nicht recht, giebt ihrem ältesten Töchterchen das Geld und heißt es mitgehen. Der Gauner führt das Kind über die Neckarbrücke, wieder zurück, am Neckar hinauf und hinunter, bis er endlich das Geld dem Mädchen ablockt. Hr. H . . . . trinkt aus und geht nach Haus; doch man denke sich den Schrecken, nicht allein daß die zwei Kronenthaler verloren sind, es ist zwei Uhr, und das Kind ist noch nicht zu Hause. Als die Angst der Eltern am Höchsten gestiegen war, da kommt das Mädchen, es war halb 3 Uhr Nachmittags, zurück. So lange hatte dieser Schurke dasselbe herumgeführt! Hätte Hr. Huber sich nicht aufgehalten, so wäre der Gauner in seiner Behausung erwischt worden.

In Gräfenberg gebraucht ein Mann seit sieben Jahren ununterbrochen die Wasserkur. Er ist ein Engländer.

Von Gutzkow hat die deutsche Bühne mit nächstem eine Arbeit zu erwarten, in welcher die Frage der Judenemanzipation behandelt wird.

In Paris wetteten kürzlich vier ältliche Damen, zehn Robber Whist durchzuspielen, ohne ein Wort zu sprechen. Obgleich das Spiel vier Stunden währte, so gab doch keine einen Laut von sich. Doch nach beendigtem Spiele wurden drei von der Anstrengung des Schweigens — ohnmächtig.

Korrespondenz.

Bingen, 17. Juli.

Am 11. l. M. wurde in unserer Stadt ein eben so gemüthliches, als für alle dabei Betheiligten ehrenvolles Fest begangen. Dem Hrn. Reallehrer And. Schumacher, welcher seit dem Bestehen der hiesigen Realschule den mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht an dieser Anstalt ertheilte, wurde vor seinem Abgange nach Mainz, wohin er an die Provinzial-Realschule versetzt worden ist, im Gasthofe zum „weißen Roß" dahier ein Abschiedsmahl gegeben, an welchem ohne aufdringliche Nöthigung, wie sie früher bei dem Weggange eines andern Beamten vorgekommen ist, fast alle Binger Theil nahmen, die an dem Fortschreiten der Intelligenz und an zeitgemäßer Jugendbildung ein Interesse haben. In dieser Beziehung gereicht es unserem Städtchen gewiß zur Ehre, daß es unter seiner geringen Bevölkerung mehr als 80 Männer zählt, die sich gedrungen fühlten, durch dieses solenne Abschiedsmahl einem scheidenden Lehrer ihre dankbare Anerkennung seiner seitherigen Leistungen zu bethätigen. Andererseits spricht es eben so ehrenvoll für die Leistungen des Hrn. Schumacher, daß ihnen diese öffentliche Anerkennung zu Theil wurde. Seine fast achtjährige Wirksamkeit als Lehrer, seine Bemühungen als temporärer Direktor der Realschule zu einer Zeit, wo diese Anstalt mit dem Untergange bedroht war, und seine Verdienste um die hiesige Localsection des großh. Gewerbvereins wurden in mehreren Toasten gebührend gewürdigt, und die freundlichen Gesinnungen, welche bei diesem Anlaß dem Hrn. Schumacher von allen Seiten bezeugt wurden, machten auf denselben einen so tiefen Eindruck, daß ihm der Abschied von hier doppelt schwer wurde. Möge er in Mainz eine eben so freundliche und herzliche Aufnahme finden! — Der Gastwirth Hr. J. Scherr hat auch bei dieser Gelegenheit wieder bewiesen, daß sein weitverbreiteter Ruf vollkommen begründet ist, indem er zu höchst billigen Preisen ein ausgezeichnetes Mahl und eben so ausgezeichnete Weine lieferte. — Eine auffallende Erscheinung war es, daß bei diesem Schulfeste, wie schon bei früheren, die hochw. kathol. Geistlichkeit völlig theilnahmlos blieb. — Im Allgemeinen scheint es auch in unserem Städtchen nachgerade zu tagen; wenigstens zeigt sich bei der Bürgerschaft überhaupt ein erfreuliches Erwachen einer würdigen Theilnahme an öffentlichen Verhältnissen. So fand aus Anlaß der bevorstehenden Gemeinderathswahl am 13. l. M. im hiesigen Gasthofe „zum Riesen" eine öffentliche Zusammenkunft von mehr als 120 hiesigen Bürgern, und am 16. l. M. eine zweite von 200 — 300 Personen statt. An die Stelle der Schoppen und Carbonaten, deren Spendung hier früher den Hauptbeweis für die Qualification eines Stadtraths-Candidaten bildete, so wie an die Stelle von Haus zu Haus schleichender Einflüsterungen trat also diesmal eine öffentliche, freimüthige und würdige Besprechung dieser wichtigen städtischen Angelegenheit, und darin ist jedenfalls ein erfreulicher Fortschritt zu erkennen. Auch verdient es den Dank aller Wohlgesinnten, daß die dermalige höhere Verwaltungsbehörde dahier solchen constitutionellen Bestrebungen nicht hindernd entgegentritt, wie dies unter einer früheren Administration geschehen ist, wo man eine ähnliche, ganz loyale Zusammenkunft zu einer hochverrätherischen zu stempeln versuchte. Gewiß kann der ehrliche, freie Meinungsaustausch innerhalb der Schranken des Gesetzes und des Anstandes für das Gemeinwohl nur die besten Folgen haben.

Darmstadt, 28. Juli.

Wie wir vernehmen, so soll mit Rücksicht auf den vermehrten Verkehr durch die Eisenbahn und die immer zahlreicher sich hier einfindenden Fremden unser Theater schon am 25. August wieder eröffnet und von da an die Vorstellungen in der gewohnten Ordnung regelmäßig fortgesetzt werden. — Für das Bedürfniß der in dem hiesigen Central-Bahnhof ankommenden oder abgehenden Reisenden ist kürzlich auch dadurch gesorgt worden, daß dem Eigenthümer des an dem Rheinthor gelegenen „Hotels Köhler" gestattet worden ist, daselbst eine Restauration halten zu dürfen. Sein Gasthaus hatte sich seit der Erweiterung der Fahrten auf der Main-Neckar-Bahn eines wachsenden Besuchs zu erfreuen, und wer die einladende Localität betritt, sey es im Hause oder im Garten, wird gerne daselbst verweilen und das Wiederkommen schwerlich vergessen.

Main-Wasserwärme: 30. Juli, Morgens, 8 Uhr: 17 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 30. Juli. (Neu einstudirt): Der Postillon von Lonjumeau, komische Oper in 3 Abth., nach dem Französischen von Fr. Ellmenreich, Musik von Adam. (Gastrolle) Chapelou: Hr. Reer, herzogl. sachsen-coburg-gothaischer Kammersänger.

Montag, 3. August. (Zum Vortheil des sachsen-coburgischen Kammersängers Hrn. Reer): Zweiter Act der Oper Belisar von Donizetti. Alamir: Hr. Reer. Belisar: Hr. Basse. Hierauf: Fidelio, große Oper in 2 Abth., Musik von Beethoven. (Letzte Gastrolle) Florestan: Hr. Reer. — Im Zwischenakt: Ouverture zur ersten Bearbeitung des Fidelio. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 210. Samstag den 1. August 1846.

Das stille Kind.

Eine romantische Erzählung von Max Rosenheyr.

1. Die Schnitter.

Es war draußen so schön auf dem Lande! Der Hafer blühte grün, das Korn stand gelb; das Heu war auf der grünen Wiese in Schobern aufgehäuft und dazwischen stolzirte auf seinen langen rothen Beinen ein Storch und plapperte ägyptisch: denn diese Sprache hatte er von seiner Großmutter am fernen Nilflusse gelernt. Und mitten inne im Sonnenscheine lag auf einer freien Anhöhe, nicht weit vom Saume eines glitzernden Birkenwaldes, ein freundliches Landhaus; das war grün angestrichen und mit einem Dache aus rothen Biberschwänzen gedeckt und hatte vorn einen niedlichen Garten voll blühender Bäume und Hecken und duftiger Blumenbeete, und ein zierlicher Staketenzaun schloß ihn ein. —

Hier wohnte Conrad mit seiner Frau und einem einzigen Kinde, einem sechsjährigen Knaben, still und vergnügt: denn es erging ihm wohl. Er hatte sein Gütchen von der gräflichen Herrschaft, deren stattliches Schloß drüben auf einem andern Berge sich erhob, billig gepachtet und die Aussicht, ein recht vermögender Mann zu werden. Und solches Glückes war es werth: denn er war fleißig brav und ein guter Wirth. —

Conrad war schon im Felde gewesen bei den Schnittern, die das Korn abmähten. Nun trat er in das Schlafzimmer ein, wo seine Frau an Hänschens Bettlein saß. Der Kleine war eben aus einem süßen Engeltraume erwacht und lachte mit seinen großen himmelblauen Augen die glückliche Mutter an, während draußen die fleißigen Mäher eben ein fröhliches Schnitterlied anstimmten. Conrad aber ging ernst und gedankenvoll auf und ab.

„Warum so ernst, liebster Mann?" fing Marie, die Mutter, an. „Ist draußen was vorgefallen, was Dich verstimmt? oder hast Du mir heute weniger gut geschlafen?"

„Das nicht, Marie!" entgegnete der Vater. „Weiß ich doch selbst nicht, was es sey, das mich so ernst stimmt. Der Morgen draußen ist so frisch und labend, und dennoch —"

„Hör' doch nur den Freudengesang unserer Schnitter an, Vater!" fiel ihm die Frau ein. „Ist's doch wahrlich eine Lust, so auf dem Lande zu leben. Du könntest mir das schönste Haus in Frankfurt geben und Tonnen Goldes dazu, — ich tauschte nicht mit dem Städter!" und sie öffnete ein Fenster, damit der ferne Gesang um so mehr zu vernehmen sey.

Aber Conrads Stirne wollte sich nicht erheitern. —

„Eine eigene Bangigkeit hat mein Herz befallen, liebes Weib," begann er nach einer Weile. „Ich kann mir selbst keine nähere Aufklärung geben, wie sehr ich auch nachdenke. Aber es ist etwas in mir, was meine Seele mit Besorgniß erfüllt, wie wenn eine nahe Gefahr uns bevorstände."

„Ach, Grillen, Grillen, mein Conrad," antwortete Marie, und hob den kleinen Schläfer aus dem Bettlein. „Sieh doch nur unser Goldsöhnlein an, unser Hänschen! wie dem Buben die Wangen glühen, als wären es ein Paar Borstorfer Aepfel! — und wie er seine Aermchen nach Dir ausstreckt, Väterchen, zum Morgengruße! — mag der Junge doch immer lieber bei Dir seyn, als bei der Mutter, der kleine Schalk, nimm ihn mir ab, Conrad, damit Du mir heiter wirst."

Und damit legte sie den Kleinen in Conrads Arm, und Hänschen umschlang des geliebten Vaters Hals und drückte eine ganze Reihe von Küssen auf dessen Mund und Wange.

„Schon gut, schon gut, Du Schmeichelkatze!" versetzte lächelnd Conrad, indem er den Buben noch fester an sich drückte. „Sollst auch heute mit mir in's Schnitterfeld, Junge! zum ersten Male in Deinem kleinen Leben! — Darum mach' nur, Mutter, daß Du fertig wirst."

„Das soll bald geschehen, herzliebster Mann!" meinte Marie, „wenn Du nur wieder heiter seyn wolltest! —" und sie küßte den Gatten, nahm den kleinen Liebling ihm ab und fing an zum Erntetage ihn auszuputzen. Und das war schnell gethan. Bald stand der Kleine da in seinem blauen Feströckchen, mit einem grünbebänderten Strohhute auf dem blonden Lockenhaare, zur Freude der Aeltern.

Die Mutter hatte indeß das Frühstück und Mittagsbrod angeordnet, that beides in ein Körbchen, nahm Hänschen, den freudestrahlenden Buben, herzhaft an die Hand, als sollt' er mit ihr weit über Berg und Thal wandern, und folgte dem rüstigen Gatten nach, der still vor ihr in's Gefild dahinschritt.

Dort war Alles in bester Arbeit. Ein lauter Jubel erscholl, als Conrad ankam. Und der Anblick der goldnen Roggenfluth, die sich den Sensen der Schnitter entgegen neigte, wie auch der Jubel des Kinderschwarms, der Hänschen sofort in seine Mitte nahm, gab Conrad die gewohnte Heiterkeit wieder, die man sonst an ihm schätzte.

Das Kornfeld war an mehreren Seiten mit Gehölz und grünen Haselnußgebüschen freundlich umgeben, und die Kinder der Schnitter wurden angewiesen, sich dort im Schatten der Sträucher gütlich zu thun, bis man sie Mittags herbeirufen würde. — Marie gab ihrem Kleinen noch einen herzlichen Kuß, schob ihm ein doppeltes Butterbrod in die Tasche und hieß ihn mitgehen mit den andern Kindern, die nur zu gern sich mit ihm zu schaffen machten.

Es war ein herrlicher Sommertag, und die Arbeit ging rasch von statten. Auch der Graf kam vom Schlosse. Es war ein alter freundlicher Herr, der seine Untergebene gütig behandelte und deren ganze Liebe besaß. Man bekränzte ihn mit einer Guirlande von Kornblumen, wozu er herzlichst lachte und durch ein großes Frühstück sich auszulösen versprach, das nun im Voraus bejubelt wurde. Am meisten freute er sich indeß über Conrads Rüstigkeit, der selbst

Hand angelegt hatte an das Werk der Mäher, und mit geschickter Hand den gesegneten Halmenwald niederstreckte. Daher rief er ihm freudig zu:

„So recht, mein Conrad! immer der Erste seyn, so ziemt sich's," worauf dieser dankend erwiederte: „Wie das Haupt, Herr Graf, so die Glieder. Hab' ja das schönste Musterbeispiel an Ihnen selbst;" worauf der Gutsherr ihm traulich zunickte und dann mit einem freundlichen Abschiedsgruße an Alle wieder davon ritt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Stein der Weisen.

(Aus Gutzkow's „Säkularbilder". Literarische Anstalt. Frankfurt a. M.)

Alle Völker, alle Zeiten träumten von einer Erfüllung der Unmöglichkeit, von einem großen Geheimnisse, dessen Entdeckung sie zu Herrschern der Natur machen würde. Eine dunkle Scheidewand des Sichtbaren und Unsichtbaren, des Bekannten und Geahnten stand im Alterthume, im Mittelalter, und steht noch jetzt vor dem Individuum und reizt es, sie entweder mit seiner Phantasie zu erklettern oder mit mystischem Auge zu durchschauen (Mystiker sehen durch ein eichen Brett) oder mit heimlich berechnetem, gut und besonnen angelegtem Verstande, wie heute zu untergraben. Der Stein der Weisheit des Alterthums war das äußerste Thule, war die Abdachung des Homerischen Länderhorizontes, hinter welchen man sich die schwarzen Aethiopier und hinter ihnen noch die Pygmäen dachte, diese kleinen Geschöpfe, welche mit Kranichen kämpften und von den Alterthumsforschern dahin bestimmt worden sind, daß Homer hier Affen für Menschen gehalten hat. Die Philosophen, die Alchymisten jener Urzeit, die das Meer nur an den Küsten zu beschiffen wagten und auf der Höhe desselben sich nur Grauenwunder vorstellen konnten, waren die Phönizier. Diese schifften über die Säulen des Hercules, d. h. über die Gränzen des natürlichen Menschenverstandes (auch eines Schlangen- und Ungeziefertödters) hinaus, entdeckten ein Land nach dem andern, die Zinninseln, die Bernsteinufer, und mögen vielleicht England für den Stein der Weisen gehalten haben, welches jedoch sich ihnen bald als ein großer Irrthum würde bewährt haben müssen, da man Englands Felsenküste wohl zu allen Zeiten eher für den Stein der Thoren halten sollte.

Wie man in der spätern Entwickelung der alten Geschichte den Erdkreis hyperbolisch das zu nennen anfing, was an Ländern Rom gehörte, verlor sich die kindliche naive Anschauung der damaligen Geographie. Nicht in Ausdehnung mehr, sondern in Mittelpunkten suchte man den Stein der Weisen. Auch das Alterthum hatte seine Mystik. Es wandte sich ab von dem todten Marmor und wenn ihn die Kunst noch so täuschend dem Leben nachgeformt hatte, es verlor den Sinn für den blauen wolkenlosen Himmel, unter welchem Homer seine Gesänge für die Ewigkeit improvisirte, und wandte sich der Nacht und den Sternen zu, flüchtete mit unbefriedigtem Gemüth in dunkle Grotten und lauschte auf Uroffenbarungen, auf die Umkehr natürlicher Ordnungen, auf die Sprache des Steines, auf das Klingen der Memnonssäule, auf prophetische Zauberwirkungen in den gebundenen unfreien Naturmassen. Die Eleusinischen Geheimnisse suchten den Stein der Weisen in ihrer Art oder waren selbst dieser letzte Grund der Dinge, den die antiken Freimaurer, wie die modernen, zu besitzen durch ihre Geheimnißkrämerei sich den Anstrich geben.

Dennoch erst der neueren Welt konnte es vorbehalten seyn, in dem höchsten Gut den Urgrund des Geldes und zugleich den der Medizin zu träumen. Dieser Stein der Weisen mit seiner Goldhaltigkeit und absoluten, den Tod sogar vertreibenden Heilkraft ist unsere Zeit in ihrer gierigen egoistischen und siechen Tendenz selbst. Das Geld heilt unsere Armuth und das Spezificum das Siechthum, welches unmittelbar der flotten Anwendung des Geldes folgen würde. Es ist dies die Schlaraffenphantasie eines Zeitalters, wo man sich allmählig so überaß und den Magen verdarb, daß Michel von seinem Bruder wünschen konnte: Ach, hätt' ich doch noch deinen Magen! Der Stein der Weisen ist die Vorstellung einer möglich gewordenen höchsten Potenz irdischer Glückseligkeit; er ist das Prinzip der satanischen Weisheit, der Weisheit des Steinreich- und Steinaltwerdens. Die Teufelsbrut der Zwerge und Kobolde bewahrt den wunderthätigen Schatz, der vielleicht nur so groß ist, wie eine Linse, und, bei einem Mikroskope gut angebracht, vielleicht noch die Eigenschaft hat, allsehend und allwissend zu machen.

Der Stein der Weisen, an dessen Auffindung mancher deutsche Fürst mit seinem Alchymisten (den er hängen ließ, wenn die Dukaten nicht endlich hecken wollten) die Zuthat der Dukaten verschwendete, dieser Stein der Weisen, den der brave Landmann am besten kennt, wenn er seinen Acker reinigt und singend und wohlgemuth in Gott sein Tagwerk fördert, wurde allmählig ein Erfahrungsbegriff und verlor seine Wunderbarkeit. Wie Adam Smith mit der Zeit das große Geheimniß entdeckte, daß das Geld nur Tauschmittel und keine Waare ist und daß sein Werth nur in der Circulation läge, so fing man auch an, vom Steine der Weisen den materiellen Begriff aufzugeben und ihn nicht mehr in der Mineralogie und Alchymie zu suchen, sondern in Entdeckungen, Erfindungen, in der Mechanik, in der rationellen Landwirthschaft und den zahllosen Aufklärungen, welche dem rastlosen Erfindungsgeiste der neuern Zeit so glücklich über alle Gebiete der Natur und des Menschenlebens gelungen sind. Der Stein der Weisen unserer Zeit ist die Vereinfachung und Benutzung der Natur. Die Alchymisten der neuen Zeit sind die Watt, die Fulton, die Lavoisier, die Wollaston. Das mineralische Reagens, wodurch man sonst den Stein zu erzeugen suchte, ist in unserm Jahrhunderte der Dampf.

(Fortsetzung folgt.)

Die Erdstöße vom 29. Juli 1846.

(Frankfurt, 30. Juli.) Ueber das gestern Abend auch hier in Frankfurt verspürte Erdbeben kommen uns schon heute aus näheren und ferneren Städten Berichte zu, deren Zusammenstellung für die Leser und besonders für Freunde der Naturwissenschaften von nicht geringem Interesse seyn dürfte. Wir lassen sie hier der Reihe nach folgen:

* Bockenheim, 30. Juli. Gestern Abend 9½ Uhr hatten wir einen sehr heftigen Erdstoß. Einsender, welcher im zweiten Stock am Schreibtisch saß, wurde auf einmal mit dem Stuhle gehoben und von einer Seite zur andern geworfen. Bücherschränke, Kommoden, Tisch, Alles war in heftig schwankender Bewegung; selbst an den Wänden war die Bewegung sichtbar. Das auf dem zweiten Stock ruhende Dach schien aufgehoben und von einer Seite zur andern auf die Mauern gestoßen zu werden; die Stöße waren so hörbar, daß man die schweren Hämmer eines Eisenwerkes zu hören glaubte. Seine Frau, die im ersten Stock am offenen Fenster stand, wurde in eine schwankende Bewegung versetzt und die beiden zu ihren Seiten in der Fensternische stehenden Stühle gegen sie geschaukelt. Ein Mädchen in der Küche wurde mit dem Stuhle geschaukelt und alles Küchengeräthe in Bewegung gesetzt. — Der Himmel war vollkommen heiter, voll Sterne und eine völlige Windstille. Das Thermometer zeigte 18 Grad Reaum., der Barometer war nahe einen Zoll gefallen. Die Bewegung dauerte über eine Minute. Sie wurde mehr oder weniger in allen Häusern gespürt; viele Personen, die schon zu Bette waren, wurden durch ein das Haus durchlaufendes Gepolter aufgeweckt und fanden beim Nachsuchen nichts, was es veranlaßt haben konnte. Arbeiter, die

am Steinbruch mit Wasserauspumpen beschäftigt waren, wurden in schwankende Bewegung gesetzt und sahen die Bäume heftig und tief hin und her gerüttelt. Personen auf den Landstraßen empfanden eine so schwankende Bewegung, daß sie nicht mehr sichern Fußes fortgehen konnten. — Heute früh aus den Orten der Umgegend kommende Landleute erzählen, daß dort ebenfalls der Erdstoß gleich heftig verspürt worden ist. Auch von Vilbel gekommene Personen sagen, daß dort gleiches der Fall war. — Der Stoß schien von Südwest nach Nordost seine Richtung genommen zu haben.

Offenbach, 30. Juli. Gestern Abend 9 Uhr 35 Minuten, wurden hier drei Erdstöße verspürt, die ungefähr 4 — 6 Sekunden dauerten. Die Fenster klirrten, die Möbel krachten, und die Stöße wurden so allgemein bemerkt, daß sich alsbald die Straßen mit Menschen füllten, die Erklärung des Phänomens, wohl auch Beruhigung suchten. In den Alleebäumen der Kanalstraße rauschte das Laub, wie von wiederholten Windstößen. Die Richtung schien dabei eine von Südosten kommende zu seyn.

† Mainz, 30. Juli. Gestern Abend kurz nach 9½ Uhr wurde hier eine starke Erderschütterung wahrgenommen, welche beinahe eine halbe Minute anhielt, und bei manchen Leuten lebhafte Besorgniß erregte. Die Stöße kamen von Südosten und folgten rasch aufeinander; die Erschütterung wurde, wie die aus der Umgegend heute früh in die Stadt kommenden Landleute versichern, in unserer ganzen Nachbarschaft bemerkt, und wir finden das Ereigniß um so auffallender, als der Barometer hoch stand und keine Veränderung während der Erschütterung sich kund gab, das Firmament klar und ohne alle Wolken sich zeigte, und gerade keine drückende Hitze sich fühlbar machte. Als das große Erdbeben in Lissabon statt hatte, fühlte man die Bewegung in ganz Europa, und wollen wir hoffen, daß uns die nächsten Nachrichten aus dem Süden kein ähnliches Unglück melden.

Fürfeld in Rheinhessen. 29. Juli Abends halb zehn Uhr, bemerkte man hier einen gegen 5 Minuten anhaltenden Erdstoß von Westen nach Osten, der so stark war, daß z. B. in einem zweistöckigen masiven Gebäude im obern Stocke eine kleine Schelle klingelte. Dieser Erdstoß war mit einem dumpfen Rollen begleitet.

Wallmerode, Herz. Nassau, 29. Juli. So eben fünf Minuten vor (?) halb zehn Uhr wurde hier ein wenigstens eine Minute andauerndes bedeutendes Erdbeben verspürt.

Idstein, Herz. Nassau, 29. Juli. Heute Abend vor 9¾ Uhr verspürte man hier eine Erderschütterung, verbunden mit einem Geräusch, ähnlich dem eines rollenden Wagens. Dieselbe währte ungefähr 5 Sekunden, und war so stark, daß die Fenster klirrten und Gläser in den Schränken erschüttert wurden. Es ist eine solche Naturerscheinung, den ältesten Nachrichten zufolge, hier noch nicht vorgekommen.

Marienschloß, bei Butzbach, 30. Juli. Gestern Abend, etwa 18 Minuten vor zehn Uhr, verspürte man dahier drei Erdstöße von Westen nach Osten. Sie verkündeten sich durch ein wiederholtes Gedröhne, welchem eine dreimalige horizontale Bewegung von Westen beginnend, folgte. Stühle und Tische bewegten sich, Die Gebäude schwankten, so daß die Menschen, von Schreck ergriffen, die Häuser verließen, um sich nach den Ursachen dieses Ereignisses zu erkundigen. Der Thermometer nach Celsius zeigte 19 Grade.

Darmstadt, 30. Juli. — Hess. Ztg. Gestern Abend um 9 Uhr 35 Minuten fand hier in Darmstadt eine bedeutende Erderschütterung statt. Man verspürte deutlich 4 bis 5 oscillirende Bewegungen in der Richtung von Osten nach Westen, welche so heftig waren, daß Oefen, Tische und Stühle sich sichtbar bewegten und Gläser zu klirren anfingen. Der Himmel war heiter, der Mond war klar, das Thermometer stand auf 19¼ Grad R. Edt.

Des Moselliedes Preis-Angelegenheit.

Wir stehn im Dichtergarten, von Blüthenduft umweht,
Die Blumengärtner warten, die Liederzeit vergeht.
Willst Rosen oder Nelken, willst Lilien aus dem Strauß?
Ach nein! denn sie verwelken, dann ist's mit ihnen aus!
Reicht mir die Blüth' der Reben, das Blümchen Wunderhold,
Es beut uns Geist und Leben, in seiner Traube Gold.

Und als der Wein der Lieder, von seiner Blüthe hört,
Da regt er seine Glieder, aus tiefer Ruh' gestört,
Im Mosellieder fasse, so lange eingezwängt,
Ruft er im grimmem Hasse, daß man ihn noch beengt:
„Ich liege mich zu Schanden, in meinem Eichenhaus,
Umspannt von Eisenbanden, so laßt mich doch heraus!
Seh' keines Lichtes Schimmer, macht mich doch endlich frei,
Ich trage länger nimmer, die schnöde Sklaverei!"

Schweig'! Ausbund aller Recken, weißt was man dir verhieß,
Bleib'st nicht mehr lange stecken, in deinem Burgverließ.
Bald wird der Geist der Lieder, die Fesseln sprengen auf,
Die deinen halten nieder, in der Verwandlung Lauf.
Du brauchst nicht mehr zu reifen, dein Geist ist stark und rein,
Die deutschen Lieder greifen, tief in die Herzen ein.
Was geistig du gefunden, in heller Sonne Glanz,
Das haben sie gewunden, in deinen Blumenkranz.
Hielt dich bisher umfangen, die düst're Kellernacht,
Ist dir jetzt aufgegangen, der Morgenröthe Pracht!

Wir haben unsern Aufruf für Mosellieder an das erste Liedervolk der Welt, an die edlen Deutschen gerichtet. Die Erwartung konnte nicht getäuscht werden. Aus den meisten ihrer Gauen sind sie uns, großentheils in trefflicher Ausstattung, zugeflossen. Baden, Bayern, Bückeburg, Franken, die beiden Hessen, Luxemburg, Nassau, die Sachsenländer, Thüringen, die freien Städte Bremen und Frankfurt, sodann weithin die preußischen Provinzen Brandenburg, Jülich-Cleve-Berg, Niederrhein, Sachsen, Westphalen, sowie auch die Hauptstadt des Reichs; von dem Auslande die Städte Paris und Straßburg flochten an dem überaus werthvollen Liederkranze, dessen fortwährend neu aufsprossende Blüthen uns ihn noch nicht vor der anberaumten Zeit völlig schließen lassen.

Es ist jetzt an der Zeit, ein Wort der Rechenschaft zu verkünden.

Wir sind nun ernstlich bemüht, das in bester Form und Art geordnete auf weit über hundert Nummern angewachsene Material zur Prüfung vorzubereiten. Das Ausschreiben der allermeist eingeschickten Partituren zu Einzelstimmen, wo diese nicht schon gegeben waren, das Erwerben von competenten Sachverständigen als Schiedsrichter zu den bereits gewonnenen, das Sichten und Beurtheilen des Gehaltes und Werthes von Dichtung und Composition, wird immerhin, wie jeder Mann von Billigkeit wohl wissen muß, noch einige Zeit verlangen, zumal da fast Alles nur durch Korrespondenz geschehen kann. Wir vermögen daher den Zeitpunkt der Entscheidung und Preiszuerkennung noch nicht ganz genau festzustellen, wohl aber können wir die Versicherung abgeben, daß wir mit dem redlichsten Eifer uns bestreben werden, ihn, ohne uns im Mindesten zu übereilen, so nah, wie möglich, zu rücken.

Es ist wahrhaft herzerhebend, den warmen Antheil und die edle Anspruchlosigkeit zu rühmen, welche sich in allen Begleitschreiben der uns zugekommenen Gaben für unsere Mosellied-Angelegenheit, ohne alle Ausnahme, kund giebt, und mit wahrer Sehnsucht verlangten wir nach der Zeit, in welcher es uns vergönnt ist, uns darüber öffentlich, gewiß zur Freude Deutschlands, aussprechen zu können.

Nehmet deßhalb unsern innigsten Dank dahin, wackere deutsche Männer! für die so herzliche Anerkennung unseres Zweckes, für die so gemüthliche Bereitwilligkeit zu Eurer wohlgelungenen Ausführung derselben. An uns ist es nun, nur durch die ehrenhafteste Erfüllung unserer Obliegenheiten und Pflichten Eure Theil-

nahme zu verdienen, und dies hoffen und streben wir, Euch zur gehörigen Zeit öffentlich beweisen zu können.

Trarbach a. d. Mosel, am 28. Julius 1846.

A. A.

Der Sekretär des Comité's, Dr. Graff.

Mannichfaltigkeiten.

Nach den Memoirs of a Babylon princess etc. London 1844, ruhte die Favorite des Paschas von Massul auf einem ganz köstlichen Lager. Es bestand nämlich aus fünf Matratzen, jede mit Seidenstoffen von einer andern Farbe überzogen, und mit Pfauenfedern gefüllt.

(Frankfurt, 30. Juli.) Die einem auswärtigen Blatte entnommene Notiz, daß Gutzkow ein Drama über die Judenemanzipation geschrieben hätte, ist unbegründet. Der hier am Ort lebende Verfasser weiß von keinem Stücke dieser Tendenz. Seine zu erwartende Tragödie „Uriel Acosta" hat ein anderes Sujet.

Korrespondenz

Hamburg, 25. Juli.

Das weitere Gastspiel des Tenoristen Sontheim aus Karlsruhe erregt hier großes Aufsehen. Derselbe sang außer dem Othello den Nemerino im „Liebestrank", Genaro in „Lucrecia Borgia" und Edgar in „Lucia Lammermoor", in welcher Partie der Sänger wahres Furore machte. Der Sänger wird, diese Partie anlangend, besonders aber das Finale im zweiten Act betreffend, nicht so leicht übertroffen werden können. Die Lucia sang die gefeierte Jenny Lind meisterhaft wie immer. Beide Gäste wurden durch mehrmaliges Hervorrufen aus der Scene sowohl, als am Schlusse der Oper ausgezeichnet. Dem Vernehmen nach beabsichtigt die neue Direktion, Hrn. Sontheim für unsere Bühne zu gewinnen.

Köln, 23. Juli.

In einer der jüngsten Nummern der Didaskalia berührt ein Kölner Korrespondent, d. d. 14. Juli, die Confiscation des im Jahre 1844 (nicht 45) für die Düsseldorfer Carnevalsgesellschaft angefertigten Bildes: Held Karneval mit seinem Gefolge (27' lang, 19 hoch), von W. Kleinenbroich. Das Bild wurde unvollendet Seitens der Regierung in Beschlag genommen; während dieser $2^1/_2$ Jahre sind noch manche für das deutsche Publikum interessante Umstände hinzugetreten, weßhalb wir uns die genauere Veröffentlichung derselben bis zur Entscheidung dieses eigenthümlichen Prozeßganges vorbehalten. Es thut uns übrigens leid, daß der ic. Korrespondent die Ursache der Beschlagnahme in dem Neid anderer Künstler sucht. Wir halten es daher für Pflicht, zur Ehre der Künstlerschaft zu erklären, daß, wenn die Confiscation durch Angeberei erfolgt ist, sich für dergleichen Handlungen ganz andere Leute andern Standes bemühen, um sich verdient zu machen. Derjenige, dem die Specialitäten in Düsseldorf bekannt sind, wird wissen, wer sich in der Sache am eifrigsten bewiesen hat.

Weimar, 25. Juli.

Wegen mehrfach vorgekommener Unglücksfälle ist nun auch der Verkauf des Phosphor-Mehlbreies, welcher zum Vertilgen von Ungeziefer bisher häufig in Anwendung gebracht wurde, den über den Giftverkauf bestehenden Gesetzen unterworfen worden. — Der Bau des neuerfundenen Eisenbahnwagens mit beweglichen Schienen wird in dem nahen Berka eifrig betrieben. Dieser Wagen soll gleichsam ein vermittelndes Glied bilden zwischen dem flugesschnellen Laufe des ungezügelten Dampfrosses und dem schleppenden Gange der gewöhnlichen Güterfuhrwerke. Gelingt es, diesen Wagen so herzustellen, daß er vermöge seiner eigenen Schienenvorlage auf den Landstraßen sowohl, als auf den Feldwegen durch Dampf-, Pferde- oder Menschenkraft ohne Schwierigkeit fortbewegt werden kann, so dürfte er auf dem Gebiete der Technik jedenfalls eine bewunderswerthe Erscheinung seyn. Die bis jetzt vollendeten Theile sollen die Hoffnung verheißen, daß sie, zu einem Ganzen zusammengefügt, ihrem Zweck vollkommen entsprechen werden. Der Bau geschieht auf Actien und es haben sich dabei, wie man hört, viele hohe Personen und zum Theil die angesehensten Bankiers Deutschlands, namentlich Frankfurts, betheiligt. Die Unternehmer glauben, den Wagen bis Mitte September d. J. vollkommen herstellen zu können, worauf sie ihn den Actionären zur Ansicht vorzuführen gedenken. So viel wir übrigens von Sachkundigen vernommen haben, soll durch diesen Wagen das Räthsel gelöst werden, mit Locomotiven auf Landstraßen zu fahren, da durch die ebene Unterlage an den Rädern nicht nur das Zerstörungssystem der Maschine beseitigt, sondern auch das Einsinken der Schienen verhindert werde, indem die Schiene an jedem Rad bei einem Umschwunge desselben dreimal gehoben und weiter gelegt werde. Auch soll mit diesem Wagen während der schnellsten Fahrt augenblicklich angehalten, so wie jede beliebige Richtung damit eingeschlagen werden können, indem der vordere Theil beweglich ist. Besitzt er diese Eigenschaften wirklich, was wir nicht verbürgen können, so dürfte er jedenfalls ein gutes Mittel werden, die kostspieligen und nicht immer genugsam rentirenden Zweigbahnen entbehrlich zu machen.

Vom Rhein, im Juli.

Nach der Beilage zum Journal, Nro. 175, wäre eine Widerlegung auf die Brochure des Hrn. Zöppeiz, „den Rheindurchstich am Geyer betreffend", zu erwarten. Der Verfasser dieser Schrift, Hr. Z., ist allerdings kein Mann von Fach; er ist Kaufmann, resp. Rentier, allein ein Mann, der sehr natürlichen Verstand und außerdem Muße genug hat, Beobachtungen anzustellen, wie er sie in der gedachten Brochure der Oeffentlichkeit übergeben. Hr. Z. verbindet übrigens mit diesen Eigenschaften einen sehr rechtlichen Charakter, und es ist daher nicht anzunehmen, daß er darin Dinge zur Sprache gebracht, die nicht stichhaltig sind. Vor diesem Vorwurf kann Hr. Z. sicher seyn, wie Einsender dieses zum voraus überzeugt, der zwar auch kein Mann von Fach, allein mit der hier in Rede stehenden Localität ebenfalls genau bekannt ist. Wenn den Hrn. Verfasser in Bezug auf die Sache irgend ein Vorwurf trifft, so möchte es etwa der seyn, daß er darin der zunächst des Durchstichs gelegenen Ortschaften, als: Stockstadt, Erfelden und Leeheim, zu wenig gedacht und die durch den Durchstich erlittenen Nachtheile nicht genug hervorgehoben hat. Dem Durchstich lag hauptsächlich die Intention zu Grunde, die obengenannten Orte künftig vor Ueberschwemmung zu sichern; dadurch wurde dies Project der höchsten Staatsbehörde und eben so auch den Ständen plausible gemacht und dessen Ausführung genehmigt. So gut die Absicht der betreffenden Behörde gewesen seyn mag, so wenig ist sie erfüllt worden; die Ueberschwemmungen grassiren noch in demselben Umfang, ja sie sind noch weit anhaltender, weil durch die ungeheuere Strömung in den sogenannten Neu-Rhein das Wasser in den Alt-Rhein zurückgedrängt und dadurch am gleichmäßigen Abfluß gehindert wird. Daher kommt es, daß die genannten Orte in ihren dem Rhein zunächst gelegenen Gemarkungen das Quellwasser selten los werden. Der Durchstich hätte also blos der Schifffahrt und selbst dieser nicht sehr erheblichen Nutzen gebracht, wie Einsender dieses nachzuweisen sich erbietet; er hat dagegen namentlich den Gemeinden Stockstadt und Erfelden, manchen Erwerb entzogen, wofür die kürzlich erhaltene Provinzialstraße keineswegs entschädigt. Es ist recht gut, daß Hr. Z. sich die Mühe genommen, die höchste Staatsbehörde auf solche Mängel aufmerksam zu machen, indessen dabei nur zu bedauern, daß geschehene Dinge nicht wieder ungeschehen zu machen sind.

Main-Wasserwärme: 31. Juli, Morgens, 8 Uhr: 18 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samstag, 1. August. Marie, oder: die Regimentstochter, komische Oper in 2 Abth., Musik von Donizetti. (Vorletzte Gastrolle) Toni: Hr. Réer, herzogl. sachsen-coburg-gothaischer Kammersänger.

Montag, 3. August. (Zum Vortheil des sachsen-coburgischen Kammersängers Hrn. Réer): Zweiter Act der Oper Belisar von Donizetti. Alamir: Hr. Réer. Belisar: Hr. Basse. Hierauf: Fidelio, große Oper in 2 Abth., Musik von Beethoven. (Letzte Gastrolle) Florestan: Hr. Réer. — Im Zwischenakt: Ouverture zur ersten Bearbeitung des Fidelio. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 211. Sonntag, den 2. August 1846.

Das stille Kind.

Eine romantische Erzählung von Max Rosenheyn.

(Fortsetzung.)

Es währte nicht lange, so kam das verheißene Frühstück; ein gewichtiger Korb voll Butterbrod, mit Schinken belegt, und blanke kupferne Kannen voll kräftigen Braunbieres, das in den zinnernen Bechern, die herumkreis'ten, bei'm jedesmaligen Eingießen hoch aufschäumte. Alles wurde so lustig gelaunt, als feiere man schon das Ende des Erntefestes, dessen Anfang man doch heute erst beging, und bis zu welchem hin noch manche saure Stunde dazwischen lag. Kein Wunder eben, wenn man in dieser allgemeinen Freude der Kinder vergaß, deren Geschäker in den Büschen man von Zeit zu Zeit gehört hatte. Auch wollten einige der Frauen es gesehen haben, wie dort alle Kinderchen mit einander gespielt und getanzt und sich Verstecke in den Haselsträuchern gemacht hätten, und das ließ man sich denn gefallen und beschloß, sie erst Mittags zu rufen. Aber noch ehe die Mittagszeit gekommen war, stellte sich eins der Kleinen nach dem andern ein, hier ein Mädchen und dort ein Knabe, um sein Mittagsbrod mahnend, — nur eins von allen wurde vermißt — Conrad's Hänschen, das liebe, stille, sinnige Kind, das heute zum ersten Male den Wald betreten.

Alles Nachfragen war vergebens. Die Kinder wußten nicht, wohin sich Hänschen versteckt habe; — der Kleine war ihnen wie ein Schmetterling verschwunden. Marie wurde blaß vor Schreck, Conrad aber schalt, daß der Bube immer so absonderlich für sich sey, und machte der Mutter den Vorwurf, daß sie mit daran Schuld habe; doch auch ihn ergriff eine sichtbare Angst, als das Kind ringsum nicht zu erblicken war und auf ihr vielfaches Rufen keine Antwort hören ließ, wenn gleich die Andern ihn damit trösteten, daß er ganz unbesorgt seyn könne, da weder Wolf noch Tiger im Walde zu fürchten sey.

Vater und Mutter begaben nun eilends von entgegengesetzten Seiten sich in den Wald hinein. Sie hofften, ihren Liebling unter einer Eiche oder im tiefern Kornfelde wo schlummernd zu finden; aber ach! — all' ihr Suchen und Rufen war vergebens. Mit Schweiß- und Angsttropfen auf der brennenden Stirn kehrten nach mehrstündigem Herumirren sie zurück und standen trostlos einander gegenüber: — Hänschen war nicht zu finden.

Da entstand denn auch ein gewaltiger Lärm unter den Schnittern, die, von Theilnahme bewegt, ihre Sicheln niederlegten und nun gleichfalls sich nach verschiedenen Seiten in den Wald vertheilten, mit rastlosem Nothgeschrei. Die zurückbleibenden Kinder aber versteckten sich erschreckt hinter die höchsten Garben, wie Küchlein, denen der Habicht eins ihrer liebsten Brüderchen geraubt, als fürchteten sie ein gleiches Schicksal.

Doch alles Suchen blieb vergebens. Sämmtliche Partien kehrten allmählig mit niedergeschlagenen Blicken zurück, ohne auch nur eine Spur des Knaben aufzufinden. Es wurde Abend; aber das Kind blieb aus.

Conrad stand da, stumm vor Schmerz, und Thränen rollten über seine Wangen, Marie aber kniete nieder in einem nahen Gebüsche und betete inbrünstig zu Gott, er möge sich erbarmen und ihren Liebling ihr wieder zuführen, ohne den zu leben sie nicht vermöge, — und darauf lief sie von neuem, schluchzend vor Gram und Schmerz, in das Dickicht des Waldes. Längst war die Sonne am Horizonte versunken, nur noch ein mattes Abendroth funkelte auf den höheren Wipfeln der rauschenden Bäume, da vernahm sie Tritte, — ein Geräusch ihr zur Seite, das sich ihr zu nähern schien. Sie lauschte athemlos, während das Herz in der Brust ihr vor freudigem Schreck erzitterte. Eine Mannsgestalt schritt durch die Büsche. War's der Todesengel, der ihr Kind entführte? — sie sank aufschreiend in die Knie. Da kam die Erscheinung näher. Ein rüstiger Jüngling war's, ein Wanderer, der einen Knaben im Arm trug: es war ihr verirrtes Lamm, Hänschen, der freudeschreiend seine Aermchen ihr entgegenstreckte. Sie flog zu und riß ihren Liebling an's treue Mutterherz, daß dieser fast aufschrie, und kam erst zu Worten, als der Fremde zu reden angefangen.

„Wie freut mich's, gute Frau, den Kleinen Euch zugeführt zu haben," begann er. „Ich fand den allerliebsten Schalk wohl eine Meile von hier, mitten im Walde, an einer sprudelnden Quelle ruhend und mit Blumen spielend, und ihm zur Seite ein junges Reh, das vor ihm gras'te, — und es hielt ordentlich schwer, ihn von dort loszubekommen: — der Wald schien ihm lieber als Vater und Mutter, nach denen ich ihn fragte."

Hänschen bestätigte des Fremden Aussage durch ein freundliches Nicken seines Lockenköpfchens, und auf seinem Gesichte lag, als ein Ausdruck seiner Freude, ein rein himmlisches Lächeln, daß die Mutter sich nicht satt daran sehen konnte, und alles Schelten vergaß, was sie zu thun sich vorgenommen hatte.

„Komm, Du Unart," rief sie, und setzte ihn zu Boden. „Nun gieb mir schnell Dein Händchen, halte Dich fest an mich und beeile Dich, daß wir den armen Vater auch seiner Angst befreien."

„Erlaubt, Frau, daß ich den Kleinen weiter trage," versetzte der Wandersmann, „wir werden schnell durch den Wald kommen, und der Schelm wird müde seyn. Haben seine Füßchen ihn doch heute schon eine Meile weit in den Wald getragen." Und er lud den Knaben sich wieder auf die Schulter. Während sie weiter gingen, fing Hänschen an:

„Ich sah ein Vögelchen im Walde, Mutter, das war schwarz und roth und blau, und hatte ein Mützchen auf dem Kopfe, das war gelb, und ich wollte das Vögelchen greifen, da flog es fort, von einem Strauch zum andern, immer vor mir hin, und ich ihm nach, und dabei sang's „trileri, pink, pink!" das klang wunderlieblich, Mutter. Da hört' ich weit, weit von mir eine neue Musik durch den Wald klingen, wie Glocken, und als ich dorthin

kam, da waren es lauter Kühe, bunte und helle Kühe, die so klingelten: denn sie hatten Glöcklein am Halse. Aber da war ich tief in den Wald gekommen, und nun dacht' ich an Dich, lieb Mütterchen, und wollte zurück, aber das ging nicht, ich kam immer tiefer zwischen hohe Bäume, bis an ein Wasser, das rauschte und sprudelte laut. Da warf ich mich hin in schöne Blumen und schlief ein: denn ich war sehr müde, und als ich aufwachte, stand ein allerliebstes braunes Hündchen vor mir, das hatte kleine gekrümmte Hörner auf dem Kopf."

„Es war das Rehlein," fiel der Wandersmann ein.

„Und ließ sich von mir streicheln, Mutter!" fuhr Hänschen fort, „auch küssen auf's schwarze Schnäuzchen, — und die Vögelchen in den Bäumen, die sangen immer lauter und schöner. Ach, es war so herrlich dort im Walde, lieb' Mütterchen!"

„Er wäre sicher noch länger dort unter den Vögeln geblieben," versetzte der Fremde, „wär' ich ihm zufällig nicht in den Weg gekommen."

„Und hätte Vater und Mutter vergessen," entgegnete Marie gedankenvoll. —

Also mit einander plaudernd, hatten sie bald den Ausgang des Waldes erreicht. Denkt Euch die Freude Conrad's, als Marie ihm das Söhnlein wieder brachte! Er wollte das theuer erkaufte Schmerzenskind gar nicht aus seinen Armen lassen und fiel dem Erretter thränenweinend um den Hals.

Bald war das Landhaus erreicht. Der Fremde mußte mit eintreten und am Abendessen Theil nehmen. Doch länger verweilen mochte er nicht, denn er hatte noch weiter zu wandern.

„Nehmet das liebe Kind wohl in Acht!" sprach er bei'm Abschied, auf der Schwelle der Hausthüre noch anhaltend: „es dünkt mich fast zu klug und fromm für diese Welt, und möchte wohl lieber mit Engelbrüdern in goldnen Abendwolken weiter ziehen."

Er hätte noch mehr gesprochen, allein Conrad schüttelte ernst den Kopf und winkte ihm mit der Hand zu. Marie aber weinte laut, und darum zog dann der fremde Wandersmann still seine Straße weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Der Stein der Weisen.

(Aus Gutzkow's „Säkularbilder". Literarische Anstalt. Frankfurt a. M.)

(Fortsetzung.)

Der Phantasiemensch wandert aus und will neue Welttheile entdecken. Der Verstandesmensch erfindet. Das Neue, das Außerordentliche bricht sich allein Bahn in der Literatur, wie in der Technologie. Sollte man nicht doch noch einen neuen Welttheil entdecken können? Sollte man nicht Steine in Brod verwandeln können und aus dem Meersand Kuchen backen? Am Ural bäckt man schon Brod aus Gypserde. Sollte man aus der Kartoffel, außer Zucker und Mehl, welches schon daraus gemacht ist, nicht noch Fleisch machen können? Kurz, unsere Zeitgenossen hören nicht auf, von dem Stein der Weisen zu träumen, wenn sie ihn auch zunächst nicht mehr für Gold halten, sondern für eine Waare, welche sie schon gegen Gold umzusetzen würden im Stande seyn.

Ich weiß nicht, kanntet ihr jenen public character, den halb Berlin unter dem Namen des neuen Columbus kennt? Dieser Columbus II. that von Jugend auf Verkehrtes, in der eingebildeten Meinung, immer etwas Außerordentliches zu thun. In fortwährender Thätigkeit begriffen, schuf er nichts. In ewiger Bewegung blieb er auf seinem Platze stehen. Er verschwendete Geist, Witz und Verstand und richtete, *weil er immer konfus war,* nichts damit aus. Er kam mit seiner Genialität immer entweder zu früh oder zu spät. Er kennt nur die Kähne der Spree und der Oder und doch hängt er mit ganzer Seele an den Wagnissen des Meeres. Er möchte ein Schiff kommandiren, um damit einen neuen Welttheil aufzufinden. Ein Kaufmann in Stettin, der ein Schiff auf der See hat und es regelmäßig des Jahres zwei Fahrten nach dem persischen Meerbusen machen läßt, verlor seinen alten bewährten Kapitän. Er kündigte in den Ostseenachrichten an, daß er einen andern suche. Columbus meldet sich bei ihm und gefällt anfangs seines kühnen und entschlossenen Wesens wegen. Aber schon bei Stipulation der Bedingungen faßte der Kaufmann Mißtrauen. Columbus II. sprach immer nur von dem sechsten Welttheile und sollte von Gewürznelken sprechen. Nehmen Sie sich in Acht, warnten vorsichtige Freunde den Kaufmann: Sie sind an einen Abenteurer gekommen. Sie können mit Ihrem Buzentaurus (so hieß der Dreimaster) das Glück haben, für den preußischen Staat eine kleine Insel der Südsee zu entdecken, werden aber darüber bankerutt werden, weil dieser Mann nicht darnach aussieht, als könnt' er verständig die Linie halten bis nach Ihren Gewürzkonnexionen hin. Es entdeckte sich bald, daß Columbus nie auf der See gewesen war. Und doch kommt er sich dafür bestimmt vor, jenseit des Aequators zu sterben. Es muß noch einen sechsten Welttheil geben! Darauf will er diesen unsrigen fünften dereinst und die Welt selbst verlassen. Er kehrte nach Berlin zurück und ist in seiner Idee über die Gestalt der Erde, über den Aequator und das wunderbare Jenseits des Südpols irr geworden.

Wichtiger, als die sechsten und siebenten Erdtheile, die unser zweiter Colombus entdecken wollte, sind die Erweiterungen und Ausdehnungen der Kenntnisse, welche man von den Alten schon besitzt. Man eroberte neue Welttheile nicht über das Land hinaus, sondern in das Land hinein. Das fabelhafte Dunkel der Wälder, die Undurchdringlichkeit schroffer Gebirgszüge lichtete sich. Man verfolgte jene ungeheuren Flüsse, deren Lauf man erst da kannte, wo sie sich ins Weltmeer ergießen. Ermüdet von den gleichmäßigen Windungen dieser Ströme, hatte man in alten Zeiten ihre Quelle preisgegeben; jetzt fuhr man unerschrocken in die Wildnisse hinaus, aus welchen man heraus den gewaltigen Strom murmeln und rauschen hörte. Man bahnte sich an den Ufern den Weg durch mannshohe Schilfwälder, unerschrocken vor dem schuppigen Krokodil und dem schwerfälligen Tapir, die flohen, weil sie Menschen noch nicht gesehen hatten. Doch fand man auf diesen kühnen Zügen auch Striche, wo eine gewisse Kultur vereinzelter Indianerstämme sichtbar war. In älterer Zeit hatten gerade die Expeditionen, welche sich auf Entdeckung der Flußquellen eingeschifft hatten, die abenteuerlichsten Sagen über die Vielfältigkeit und Wunderlichkeit der Menschenrace verbreitet. Natürlich; im Flug vorüberfahrend an den zweideutigen Ufern haftete der Blick an keiner Situation, an keiner Erscheinung, die in sich wäre gerundet und abgeschlossen gewesen. Aus einer Frau, die ihrem Manne Waffen zutrug und nur allein am Ufer erblickt wurde, gestaltete sich ein Amazonenvolk. Aus einem Kranich, der mit verwundertem Auge und neugierigem Schnabel den Vorübergehenden nachsah, bildeten sich Pygmäen, Vögelkriege und die geographischen Anschauungen des Homer. Der Mensch sich noch selbst weit räthselhafter als die Natur, erblickte in Allem, was ihn erschreckte oder was er nicht sogleich begreifen konnte, die Wunder einer dämonischen Welt. Weil man sonst die Seefahrten nur unternahm, um das Abenteuerliche zu finden, so *fand* man es auch nur. Jetzt ist der der Mährchen entwöhnte nüchterne Verstand die Bussole des Entdeckers. Er reißt von dem Unbekannten das Gewand der Phantasie, Dichtung und Furcht ab; er verflacht sogar das Außerordentliche und bringt das Neue mit dem Alten nach dem Satze, daß es unter der Sonne nichts gebe, was nicht schon dagewesen, in eine Harmonie, wo manche Merkwürdigkeit, manches eigenthümliche Phänomen unberücksichtigt bleibt. Wir sind alle einer wie der andere, heißt es. O nein, Meilen- und Jahrtausende liegen zwischen uns und schufen sich jene bunte Mannichfaltigkeit der Völkerunterschiede vom Feuerländer bis zum Europäer, die in neuerer Zeit Gegenstand zahlloser Entdeckungsreisen geworden ist. (Forts. f.)

Die Erdstöße vom 29. Juli 1846.

Wir lassen noch einige von den vielen uns zugekommenen brieflichen Berichten über diese bemerkenswerthe Erscheinung hier folgen. Gespannt ist man darauf, wie weit sich diese Erderschütterung erstreckt, und ob der Hekla oder Vesuv zu neuem Ausbruch gekommen sind.

Geisenheim am Rhein, 30. Juli. Gestern Abend um halb zehn Uhr wurden wir durch einen heftigen Erdstoß überrascht, der, von dumpfem Rollen begleitet, unsere Gegend, wie es schien von Westen nach Osten, durchzog. Die Erschütterung war so eigenthümlich, daß Alles aufsprang und erschreckt auf die Straßen eilte. In den Häusern glaubte man, die schwersten Gegenstände fielen von den Speichern in die unteren Stockwerke; die Betten wurden daher plötzlich leer, und in welchem Aufzug die Leute sich überall vor den Thüren gruppirten, kann sich Jeder leicht selbst ausmalen. Unsere Glocken sollen getönt haben, und ein Schiffer, der eben landete, vermochte sich kaum aufrecht im Kahn zu erhalten, während er die Bäume rauschen hörte, als ob ein Sturm durch die Aeste führe. Der Himmel war wolkenlos, die Luft still, ohne schwül zu seyn, und der Barometer stand bei 18° unbeweglich auf schön Wetter. — Dies Jahr machen wir also Erdbebenwein.

Schwalbach, 29. Juli. Wir haben hier heute Abend 20 Minuten auf 10 Uhr einen heftigen Erdstoß erlitten. Ich lag schon zu Bette. Meine Bettstelle wurde mit großem Geräusch drei bis vier Mal in die Höhe gehoben. Die Decke über mir drohte einzustürzen. Die Wand drängte das daran stoßende Bett gewaltsam hin und her. Ihr könnt Euch denken, daß ich im Nu aus dem Bette war. Ich eilte auf den Vorplatz und fand hier alle Bewohner des Gasthauses schon versammelt. Nachdem man sich von der ersten Bestürzung erholt, gaben die Aufzüge, in denen wir uns gegenseitig erblickten, Stoff zum Lachen. Hier sah man einen Engländer im Hemd und Schlafrock, die Geldtasche an der Seite, den Bündel unterm Arm; dort meine ehrlichen Deutschen, die Schlafmützen verkehrt auf dem Kopfe. Alles läuft durcheinander, die Straßen sind lebhafter als am Tage. Niemand getraut sich ins Bett; die Aerzte rennen hin und her, denn an Ohnmachten und Krämpfen unter den Frauen fehlt es nicht.

Soden, 30. Juli. Gestern sind die Bewohner Sodens durch die 20 Minuten vor 10 Uhr erfolgten Erdstöße wie auch die gegenwärtig hier anwesenden Kurgäste in nicht geringen Schrecken versetzt worden. In manchen Gebäulichkeiten wurde diese Erschütterung so außerordentlich verspürt, daß sich die Gegenstände hin- und herbewegten. Einer, der im Begriffe war, sich eine Pfeife zu stopfen, glaubte gar mit dem Fußboden in den Keller hinabzusinken. Die Erdschwingungen schienen von Nordwest gekommen zu seyn.

Ein Kurgast.

Wetzlar, 30. Juli. Gestern Abend um 9 Uhr, 26 Minuten, wurden hier einige Erdstöße von ziemlicher Heftigkeit bemerkt. Es waren 2 Haupterschütterungen deutlich zu unterscheiden, welche etwa in einem Zeitraume von 6 Sekunden auf einander folgten; beide veranlaßten ein wellenartiges Schwanken des Bodens, welches vorzugsweise in den höheren Stockwerken leichtgebauter Häuser bemerkt wurde; in einigen wurden schwere Möbeln von ihrer Stelle geschoben, Thüren und Fenster sprangen auf. Während der Erschütterungen wurde ein ziemlich heftiger Wind beobachtet; der Himmel war vollkommen heiter. Das Barometer stand auf 27′ 7‴, das Thermometer auf 15°.

Köln, 30. Juli. Am 29. Juli, Abends um 9 Uhr 36 Minuten, hat man hier in Köln an mehreren Stellen eine Erderschütterung, gehend von Norden nach Süden, wahrgenommen, so daß ein Haus, in der Petersstraße gelegen, einen zweimaligen gleichmäßigen Hin- und Hergang, sehr in die Augen springend, gemacht haben soll. Möchten weitere Notizen darüber baldigst veröffentlicht werden. Dr. Garthe. — In Coblenz, Bonn, Düsseldorf, Elberfeld und Siegburg hat man um dieselbe Zeit die nämliche Erschütterung gespürt.

Mainz, 30. Juli. Es könnte vielleicht der Glaube Eingang finden, daß Erderschütterungen mit den allgemeinen, bisherigen atmosphärischen Verhältnissen: drückender Hitze, Wassermangel, höhenrauchigem Horizont, mehr oder weniger Windstille u. s. w., in Verbindung stehe; hören wir deßhalb, was Alexander von Humboldt darüber in seinem „Kosmos" sagt. „Das Irrthümliche eines solchen Volksglaubens — heißt es dort — der weniger in Ländern getroffen wird, welche sehr häufig von Erderschütterungen heimgesucht werden, als in denen, wo solche Erscheinungen seltener sind, wie im südlichen Europa, ist sowohl durch meine eigenen Beobachtungen widerlegt, sowie auch durch die Erfahrung aller Derer, welche viele Jahre in Gegenden gelebt haben, wo, wie in Cumana, Quito, Peru und Chili, der Boden häufig und gewaltsam erbebt. Ich habe Erdstöße gefühlt bei heiterer Luft und frischem Ostwinde, wie bei Regen und Donnerwetter. Auch Magnetnadel und Luftdruck erlitten vorher keine Veränderung."

Adresse

von Seiten des gesammten israelitischen Obervorsteherkollegiums im Vereine mit vielen israelitischen Familienvätern Breslau's an die dritte Rabbiner-Versammlung.

Mit Spannung begrüßten wir Sie, hochwürdige Herren! bei Ihrem Eintritte in unserer Stadt und unserer Gemeinde, wir sahen theils freudig, theils ängstlich Ihren Berathungen entgegen; wir hatten bisher nur von Beschlüssen erfahren; den Geist aber, welchen die Versammlung belebt, hatten wir nicht gekannt. Wir sind nun mit voller Aufmerksamkeit Ihren Berathungen gefolgt, und wir haben ihnen einen religiösen Ernst, einen Eifer für die Wiederbelebung unseres Glaubens, für die Veredlung der religiösen Formen wahrgenommen, daß wir in unsern Ueberzeugungen gekräftigt, in unserer frohen Zuversicht auf die Ewigkeit unseres uralten, aber doch immer jugendlich frischen Glaubens und in unserem Vertrauen zu Ihnen, hochwürdige Herren, befestiget worden.

Nehmen Sie dafür unseren innigsten, tiefgefühlten Dank an! Was im Reiche des Geistes erbaut wird, ist mit vielen Schwierigkeiten verknüpft, aber das wird, das darf Sie nicht irre machen; wo man Ihre Versammlungen hört, werden die Geister geweckt werden, und die heilsamen Folgen werden nicht ausbleiben. Das Wort, das wir Ihnen aussprechen, ist kurz, aber der Gruß ist herzlich und warm! Wie wir Ihrer mit Hochachtung stets gedenken werden, so wollen Sie auch uns ein freundliches Andenken bewahren.

Der Segen Gottes sey mit Ihnen!

Breslau, im Juli 1846.

(Folgen die Unterschriften.)

Korrespondenz.

Stuttgart, 26. Juli.

Der Historienmaler Wenng, der vor einiger Zeit hier mit seiner Erfindung des Kunstdruckes ohne Presse auftrat, hat hier nicht den gewünschten Anklang in der Künstlerwelt finden können. Bewährt sich an ihm gleichfalls das Sprüchwort: „der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande", oder entspricht die Erfindung auf dem Stande, auf dem sie sich zur Zeit noch befindet, den von ihr gehegten Erwartungen noch nicht, oder sind Neid und Mißgunst mit im Spiele, das kann ich Ihnen vorerst noch nicht sagen, kurz, Hr. Wenng hat es rathsam gefunden, sich nach München zu wenden, um dort sein jedenfalls der Beachtung

werthes Unternehmen der Vollendung entgegen zu führen. — Mit den von der Ernte gehofften Ergebnissen steht es bei uns noch sehr schlimm; nicht daß der Ertrag ein geringer gewesen wäre, dieser übertrifft im Gegentheil die meisten Hoffnungen, allein die Preise wollen nicht recht weiter herabgehen, weil schon wieder die Speculation sich in's Mittel legt, und bereits alle Mittel anwendet, die Preise in der Höhe zu erhalten; da sollte in der That von Obrigkeitswegen eingeschritten werden, zumal man die Speculanten und ihre Manöver recht gut kennt.

Braunfels, 25. Juli.

Dieselbe Anerkennung, welche in Nro. 161 d. Bl. dem Herborner Männergesangverein für seinen Beitrag zur Linderung der traurigen Folgen des Brandunglücks zu Bonbaden gezollt worden, gebührt auch den Musikchören der beiden königl. Jägerabtheilungen zu Wetzlar, welche am 28. Juni zum Besten der Abgebrannten zu Bonbaden ein Konzert ausführten, dessen Reinertrag in 45²/₃ Thalern bestand, so wie dem Gesangverein „Orpheus" in Marburg, dessen Vorstand mit einem die wärmste Theilnahme aussprechenden Schreiben den Ertrag eines zu gleichem Zweck am 9. Juli in Marburg von dem Verein gegebenen Konzerts im Betrage von 40 Thalern an das Hülfs-Comité in Bonbaden gelangen ließ. Solche Thatsachen, gleichwie die in Wetzlar, Braunfels und den umliegenden Orten veranstalteten Sammlungen milder Beiträge, sammt den den erwähnten Abgebrannten geleisteten mannichfachen Hülfeleistungen an Hand- und Spanndiensten, gehören zu den erfreulichen Zeichen unserer Zeit und beweisen wiederum, daß neben allen auf materiellen Fortschritt gerichteten Bestrebungen doch in Unglücksfällen thätige Theilnahme nicht auf sich warten läßt. Auch von unseres regierenden Fürsten Durchlaucht und höchstdessen durchlauchtigster Gemahlin und von andern hohen Mitgliedern des durchlauchtigen Fürstenhauses haben die Abgebrannten zu Bonbaden die ihnen zugeflossenen namhaften Gnadengeschenke an Geld, welchen Se. Durchl. der Fürst noch jüngst eine reiche Unterstützung an Bauholz zuzufügen huldreichst geruht haben, auf's dankbarste zu rühmen.

Darmstadt, 15. Juli.

Zu dem Artikel in Nro. 175 der ersten Beilage des Frankf. Journals geben wir noch folgende Erläuterungen: Die nachtheilige Einwirkung des Rheindurchstichs zwischen Gernsheim und Oppenheim und die Bemerkungen über die Wasserbauten im Kreise Großgerau (Darmstadt bei L. Pabst) mußten um so mehr auffallen, als der Verfasser mit ziemlich überzeugenden Gründen ganz das Gegentheil von dem nachgewiesen hat, was die Angaben eines hochgestellten Technikers in einem kurz zuvor herausgekommenen hydrotechnischen Werke besagen. Dieser letztere wurde nun alsbald zu einer öffentlichen Widerlegung der Schrift aufgefordert, welche auch schon längst vom Stapel gelaufen ist, allein, ungeachtet deren beträchtlicher Bogenzahl, nicht zur Veröffentlichung geeignet befunden worden seyn muß, da bis jetzt nichts weiter darüber verlautet hat. So sehr nun auch einerseits eine Widerlegung als wünschenswerth erscheint und von vielen Seiten mit Ungeduld erwartet wurde, so ist doch leicht einzusehen, daß diese nur in dem Falle dem Zwecke entsprechen kann, wenn sie sich auf triftige Gründe zu stützen vermag und an dem Mangel an letzteren scheint die Widerlegung bis jetzt gescheitert zu seyn. Dabei ist die Meinung ziemlich allgemein verbreitet, daß der Verfasser der Broschüre des Rheindurchstichs in den Hauptpunkten ganz Recht hätte und von der großh. hess. Regierung ist nicht zu erwarten, daß sie wesentliche Mängel und Fehler lediglich zu Gunsten eines Individuums zu bemänteln suchen wird, das in seinem etwas unzeitig herausgekommenen Werke Behauptungen aufstellte und sich Bemerkungen erlaubte, welche weder den tiefdenkenden Techniker beurkunden, noch auch den Anforderungen einer selbst nur gewöhnlichen Politik entsprechen und welche sein Gegner mit der pikantesten Freimüthigkeit zu benutzen gewußt hat. Diejenigen also, welche noch fortwährend auf eine amtliche Widerlegung der Streitschrift harren sollten, möchten sich getäuscht finden. Dagegen berechtigt Vieles zu dem Glauben, daß die großh hessische Staatsregierung die gerügten Mißverhältnisse nach Kräften zu beseitigen suchen wird.

Bieberich, 24. Juli.

Auf der letzten Generalversammlung der Actionäre der Taunuseisenbahn-Gesellschaft wurden bei dem Verwaltungsrath von einem der anwesenden Actionaire die Unannehmlichkeiten beregt, denen die mit den Dampfschiffen vom Niederrhein herkommenden Reisenden ausgesetzt wären, welche von Bieberich aus auf der Eisenbahn weiter zu gehen gedächten und zu dem Ende hier die Bahn verließen, während in dem Augenblicke ihrer Ausschiffung selber oder doch zuvor der Dampfwagenzug bereits abgegangen sey. Denn da die Dampfschiffe nur wenige Minuten bei Bieberich rasteten, so würden sie für den eintretenden Fall genöthigt, daselbst den Abgang eines weitern Dampfwagenzuges abzuwarten, wohl gar, sey der abgehende Zug der letzte gewesen, an diesem Orte zu übernachten, was beides mit einem unvergoltenen Verluste einer oft kostbaren Zeit verknüpft sey, anderer Unannehmlichkeiten nicht zu erwähnen. Derlei Unannehmlichkeiten vorzubeugen, vermeinte der Remonstrant, erscheine es ihm zweckmäßig, den jedesmaligen Abgang des Dampfwagenzuges mittelst eines Signals anzudeuten, das in einer gewissen Entfernung auf dem Rheinstrome wahrnehmbar und daher den Führern der Dampfschiffe und den Reisenden zur Darnachrichtung dienen könne. In Folge dieser Eröffnungen nun, die von dem Verwaltungsrath sehr freundlich und mit dem Versprechen entgegen genommen wurden, die Sache in Ueberlegung zu ziehen, erhebt sich jetzt über dem Dache des Bahnhofes zu Bieberich eine große, weithin sichtbare Standarte, mittelst welcher die vorbesagten Signale gegeben werden, indem sich dieselbe etwa fünf Minuten vor dem jedesmaligen Abgange des Dampfwagenzuges senkt, um sich allererst, nachdem die dem Rheinstrom aufwärtsgehenden Dampfboote vorübergefahren, wieder zu erheben. Die Reisenden werden durch diese sehr lobenswürdige Einrichtung nicht nur der vorberegten Unannehmlichkeit überhoben, sondern es wird ihnen bei einem beschleunigten Gange des Dampfbootes sogar ermöglicht, noch rechtzeitig in Mainz anzukommen, um dort den nach Frankfurt abgehenden Dampfwagenzug zu besteigen, da dieser bekanntlich auf der Station Kastel längere Zeit als an allen andern Stationen verweilt. (18)

Düsseldorf, 29. Juli.

Die neulich von hier aus gemeldete Nachricht, daß Musikdirektor Rietz nach Minden übersiedeln werde, hat sich als unrichtig erwiesen, indem derselbe bis jetzt noch keine andere Anstellung angenommen hat.

Homburg, 26. Juli.

Die hiesigen Turner machten am verflossenen Sonntag eine Turnfahrt nach Friedberg. Die Turner dieser Stadt, von dieser Partie benachrichtigt, kamen uns entgegen und führten uns in den Garten des Gasthalters Simon, um daselbst ein gemeinschaftliches, einfaches Frühstück einzunehmen. Von hier aus begaben wir uns auf den Turnplatz, turnten daselbst bis zur Mittagszeit und machten dann von der Gastfreundschaft der Friedberger Gebrauch; denn schon gleich nach unserer Ankunft hatte jeder derselben einen oder mehrere der Unsrigen zu Gaste geladen. Gegen 3 Uhr versammelten wir uns auf dem Turnplatz um eine gemeinschaftliche Turnfahrt nach Nauheim zu unternehmen, welcher sich auch der Friedberger Gesangverein anschloß. Die Turner waren alle in Turnkleidung und wahrlich es war ein schöner Anblick, so viele jungen Leute in dieser einfachen Kleidung, gegenüber der lästigen Modetracht, singend und scherzend dahin ziehen zu sehen. Freude und Heiterkeit waren während des ganzen Tages unsere unzertrennlichen Begleiterinnen, und so rückte auch der Abend heran, ehe wir uns dies versahen. Wir wurden noch eine Strecke von unsern Friedberger Freunden begleitet und kamen erst spät wieder hier an. Die Stunden, die wir dort hingebracht haben, werden uns, so wie auch die uns erwiesene Gastfreundschaft und brüderliche Aufnahme immer in freudigem Andenken bleiben.

Ein Homburger Turner.

Main-Wasserwärme: 1. August, Morgens, 8 Uhr: 18 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samstag, 1. August. Marie, oder: die Regimentstochter, komische Oper in 2 Abth., Musik von Donizetti. (Vorletzte Gastrolle) Toni: Hr. Röer, herzogl. sachsen-coburg-gothaischer Kammersänger.

Sonntag, 2. August. (Neu einstudiert): Die Schleichhändler, Possenspiel in 4 Abth., von Raupach. (Gastrolle) Schelle: Hr. Koch, vom Hoftheater zu Kassel. Vorher geht (neu einstudirt): Die Geschwister, Schauspiel in einem Act, von Göthe.

Montag, 3. August. (Zum Vortheil des sachsen-coburgischen Kammersängers Hrn. Röer): Zweiter Act der Oper Belisar von Donizetti. Alamir: Hr. Röer. Belisar: Hr. Basse. Hierauf: Fidelio, große Oper in 2 Abth., Musik von Beethoven. (Letzte Gastrolle) Florestan: Hr. Röer. — Im Zwischenakt: Ouverture zur ersten Bearbeitung des Fidelio. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 212. | Montag, den 3. August | 1846.

Eine Mahnung der Zeit.

(Von Wilh. Wagner.)

Einheit im Glauben! — Wohl ein Ideal,
Das würdig ist, ihm eifrig nachzustreben,
Das unsern Geist erquickt mit mildem Strahl,
Zu dem wir gern den freien Blick erheben;
Doch liegt es weit noch, wie ein holder Stern,
Den wir begrüßen, aber nicht erreichen,
Ein hohes Ziel, gleich ew'gem Frieden fern,
Zu dem wir nur auf Sehnsuchtsflügeln steigen.
Einheit im Glauben! — Wird auf ird'scher Bahn
Die Menschheit je sich diesem Ziele nah'n?

Ein freies Walten herrscht im Geisterreich
Und Jeglicher hegt andere Gedanken.
Es sind an Kraft die Geister sich nicht gleich;
Der zieht in engen, Der in weiten Schranken.
Der Eine sieht die Wahrheit gern im Bild,
Der And're sucht von ihm sich frei zu halten;
Es denkt sich Jener seine Götter mild,
Und Dieser streng in ungebeugtem Walten.
Der Eine prüft und liebt der Forschung Licht,
Der And're glaubt und kennt den Zweifel nicht.

So mannigfach ist auch die äuß're Welt.
Ist anders doch ein jedes Blatt gestaltet,
Von anderm Dufte jede Blüth' geschwellt,
In andern Farben jede Blum' entfaltet!
Hat jeder Strom doch seinen eig'nen Lauf,
Geht jedes Wesen doch auf eig'nem Pfade!
Die Palme hebt den Wipfel stolz hinauf,
Der Grashalm weilet gerne am Gestade.
Schön ist der Tag, wann glühend er erwacht;
Nicht minder schön der Mond in stiller Pracht.

Einheit im Glauben! — Geh' von Land zu Land,
Stets andern Brauch und Meinung wirst du finden,
Ein and'res Haus, ein anderes Gewand
Und and're Form zum Trennen und Verbinden.
Ein jedes Volk hat seine eigne Art,
Liebt sein Gesetz und die gewohnten Sitten,
Hat seiner Väter Glauben treu bewahrt,
Hat für den heimathlichen Herd gestritten;
In jedem Lande und zu jeder Zeit
Siehst du in Kirch' und Staat — Verschiedenheit.

So war es stets. Weß' Glauben besser sey,
Wer könnte hier die rechte Antwort geben?
Wer bringt den siegenden Beweis herbei,
Wer kann des alten Räthsels Schleier heben?
Ein Jeder schwört auf seines Meisters Wort
Und findet Kraft und Trost in seinem Glauben.
Indessen geht des Lebens Kreislauf fort,
Sieht man den Baum erblüh'n und sich entlauben;
Indessen scheint die Sonne aller Welt,
Ob sie zu dem, zu jenem Glauben hält.

Einheit in Liebe war des Vaters Spruch,
Als er die Welten in ihr Seyn gerufen;
Sie steht geschrieben in dem Sternenbuch,
Im Strom und in des Bergs granit'nen Stufen.
Die Liebe ist die Flamme am Altar
In der Natur, der stets unwandelbaren;
Im Menschenleben wird sie offenbar
Und schirmt es unter Stürmen und Gefahren.
Der Herr der Welt fragt nach dem Glauben nicht,
Und überall strahlt seiner Sonne Licht.

Einheit in Liebe sey auch unser Spruch!
Wir wollen Jedem seine Götter lassen.
Gibt es Befehdung doch und Zwist genug,
Warum uns auch des Glaubens willen hassen?
Frei sey die Forschung, frei des Herzens Wahl
Und ungestört der Austausch der Gedanken!
Bereitet dem Gewissen keine Qual,
Der Meinung keine Fessel, keine Schranken!
Wen Ihr im Irrthum glaubet, den belehrt!
Nicht durch Verfolgung, nur durch Lieb' bekehrt!

Einheit in Liebe! — Laßt sie Tempel bau'n,
Wenn in den Euren sie nicht weilen wollen,
Und wenn sie Euren Priestern nicht vertrau'n,
So lasset sie den ihr'gen Huld'gung zollen!
Des Kindes Leben steht in Gottes Hand,
Ob's unser Priester, ob's der Eure segnet;
Die Ehe ist ein gottgefällig Band,
Wenn sich die Herzen liebevoll begegnet,
Und wenn am Grab auch kein Geweihter spricht,
Die Ruh' des Heimgegang'nen stört es nicht.

Einheit im Glauben, wohl ein Ideal,
Das würdig ist, ihm eifrig nachzustreben!
Wir wollen prüfen, daß der Wahrheit Strahl
Sich immer klarer möge kund uns geben,

Und streiten lasset uns für Licht und Recht,
Doch mit dem Schwert nicht, nur mit Geisteswaffen!
Verfolgung, Haß und blutiges Gefecht,
Sie können nimmer wahren Sieg verschaffen.
Erreicht Ihr auch des Glaubens Einheit nicht,
Einheit in Lieb' ist heil'ge Menschenpflicht!

Das stille Kind.

Eine romantische Erzählung von Max Rosenheyn.

(Fortsetzung.)

2. Der Gang in den Wald.

Der Herbst kam. Die Wälder verloren den Schmuck ihrer Blätter und der Wind fuhr sausend über das Stoppelfeld; da ward Hänschen zur Schule gebracht. Und obgleich er das Allerjüngste in der Klasse war, so verging gleichwohl keine Stunde, in welcher er nicht etwas Neues gelernt hätte und dem Lehrer lieber geworden wäre. Nur mit seinen Schulkameraden wollte er nicht recht vertraut werden: man sah ihn vielmehr sich von jenen absondern und stets für sich allein dahingehen. Das verdroß den Vater insbesondere.

Eines Tages war Hänschen wider seinen Willen hinaus auf's Feld geschickt worden, wo seine Kameraden allerlei lustige Spiele trieben und zu dem Zwecke sich in Gruppen vertheilt hatten. Die Einen spielten Soldatchen, die Andern ließen Papierdrachen zu den Wolken aufsteigen, noch Andere schlugen den Ball. Hänschen allein stand mitten im jubelnden Kinderschwarm müßig als bloßer Zuschauer da und mochte an nichts Theil nehmen.

Das sah Conrad, der zufällig an's Fenster getreten war, und sprach: „Sieh' doch ein Mal unsern Jungen da, Mutter! steht er doch da, wie die Butter in der Sonne, zaghaft wie ein Hase und zitternd vor Frost. Nein, glaub' mir's, aus dem Jungen wird nichts Rechtes! es fehlt ihm Saft und Kraft und aller Knabenmuth."

„Leider, Vater, ist's so!" entgegnete Marie. „Doch will mir's scheinen, daß unser Söhnlein erst seit jener verhängnißvollen Irrniß im Walde so still für sich fortlebt, nur seinen Träumereien ergeben. Ach, Du glaubst nicht, lieber Mann, wie mich das ängstigt."

„Dem ist leicht abgeholfen!" erwiederte Conrad. „Der Junge träumt sich noch immer in den verwünschten Wald zurück. Nächster Tage will ich ihn mitnehmen in's Gehölz, damit er eines Andern belehrt werde. Nun, wo die Bäume ihr grünes Kleid verloren haben und der Gesang der Vögel in den Büschen längst verstummt, nun wird's ihm unter den kahlen Bäumen dort weniger behagen, und er wird sicher dann anfangen, der früheren Waldfreuden zu vergessen. Meinst Du nicht auch, Marie?"

Die Mutter wollte eben antworten, da trat Hänschen ein, blaß und recht wehmüthig von Ansehen. Der Vater wollte ihn hart anfahren, daß er so mädchenhaft und verzagt sich draußen gezeigt und zu frühe wieder heimgekehrt sey; aber der Kleine kam mit einem Blumenstrauß auf den Zürnenden zu, und begann unter Thränen: „Lieber Vater, sey mir nicht böse! ich war drüben bei Nachbar Clauß. Die Thüre stand offen und ich hörte drinnen ein leises Weinen. Da trat ich ein. Das liebe Clärchen, mit dem ich am liebsten spielte, lag im Bettchen, kreideweiß, mit blassen Lippen und einem Blumenkranze im Haar und schlief. Daneben aber saßen Vater und Mutter und auch die andern Kinder, und alle weinten. Auch Frauen waren da, die warfen Blumen auf das schlafende Kind, und Clärchen schlug nicht die Augen auf. Da wollt' ich's wecken, aber sie ließen mich nicht heran an's Bettchen, und da Alle weinten, weint' ich mit. Aber Clärchen mochte doch nicht so fest schlafen, denn ihr blasser Mund lachte mich an, und ihr Händchen winkte mir, als ob ich zu ihr kommen möchte. Doch das durfte ich nicht. Frau Clauß hieß mich gehen und gab mir diesen Strauß mit für Euch."

Conrad und Marie sahen sich stumm und bestürzt an. Der Ausspruch des fremden Wanderers bewegte wunderbar Beider Gemüth, und der Mutter weiches Herz erbebte in ahnungsvoller Sorge.

Tags darauf nahm der Vater den Knaben mit in den Forst, wo Holz gefällt werden sollte. Es war ein unfreundliches Spätherbstwetter. Der Himmel war grau bezogen, und kaum war Conrad mit seinen Holzhauern in den Wald getreten, so fiel ein Regenschauer, mit Schneeflocken und Hagelkörnern untermischt, hernieder, weshalb in aller Eile für Hänschen eine Art von Laubbude aus Tannenzweigen unter dem Wipfel einer weitverästelten Eiche erbaut wurde. Hier hinunter gesetzt wurde der Kleine, während Conrad mit den Seinen frisch an's Werk gingen.

Zwar war's für Hänschen nun nicht so schön hier im Walde, als damals zur Sommerzeit: denn das Laubholz, aus welchem der Wald zumeist bestand, war seines schönsten Schmuckes, des Blätterkleides, beraubt, und alle Bäume und Sträucher, mit Ausnahme der Tannen, standen kahl da, gleich alten Greisen. Auch konnte er nicht mit Blumen spielen und sich allerlei Waldbeeren pflücken, wie vormals: — nur welke Blätterhaufen bedeckten den Boden, — und das niedliche Rehlein zeigte sich auch nicht wieder. Aber es machte ihm doch unsägliche Freude, zuzusehen, wie von den kräftigen Axtschlägen der Holzhauer die Baumstämme erzitterten, allmählig zusammenstürzten und im Umsturze so manchen kleinern Nachbar noch mit sich fortrissen. Dann klatschte er jubelnd in die Händchen.

Da sah er plötzlich ein Paar große bunte Vögel an dem Stamme eines gegenüber stehen Baumes emporklettern. Es waren Buntspechte, die mit ihren keilförmigen Schnäbeln tiefe Löcher in das Holz einzuschlagen begannen, so daß die Splitter weit umherflogen. Das war ihm was Neues. Er kroch aus seinem Versteck hervor und starrte verwundert mit offenem Munde nach oben hinauf. In demselben Augenblicke huschte ein munteres Eichkätzchen aus einer Astgabel hervor und machte seine Männchen, über die der Kleine nicht genug lachen konnte. Was ihn aber noch mehr erfreute, war ein Schwarm kleiner Vögel, die nicht weit von ihm in's Gebüsch sich niederließen. Sie prangten in den buntesten Farben und zwitscherten ganz allerliebst. Hänschen streckte seine Aermchen nach ihnen aus; aber die Vögelein verstanden keinen Spaß und flogen scheu davon, bis zum nächsten Busch.

(Fortsetzung folgt.)

Die Erdstöße vom 29. Juli 1846.

Aus der Gegend von Kreuznach, vom 30. Juli. Das Jahr, in dem wir leben, das so manche Gemüther ängstigt mit schweren Sorgen, andere durch Wucherspekulationen in steter Spannung erhält, und so schöne Hoffnungen für eine überaus herrliche Lese beut, ist in Hinsicht der Naturerscheinungen auch ausgezeichnet. Wer erinnert sich nicht der herrlichen Erscheinung jener Feuerkugel, die — überall soll gefallen seyn, die ein donnerähnliches Getöse und einen langehin noch glänzenden Schweif hinterließ? An demselben Abende scheint überhaupt eine solche Menge elektrischer Materie in der Atmosphäre verbreitet gewesen zu seyn, wie sonst selten; denn an vielen Orten sah man die Sankt-Elmo-Feuer; an andern schienen Personen ganz in Flammen zu stehen, die man in einiger Entfernung sah. Und gestern Abend um 9 Uhr, neunzehn Minuten, erfolgte ein so bedeutendes Erdbeben, wie ich nie erlebt, und wie es 70jährige Greise nicht erlebt haben. Es herrschte eine völlige Windstille, überhaupt eine lautlose Stille

in der Natur. — Kein Vogel ließ sich hören, keine Grille zirpte; nicht ein Mal ein Wölkchen war weithin am Firmamente sichtbar, das in dunkler Bläue der Sterne Glanz gar herrlich zeigte. Da wankte plötzlich wellenförmig der Boden, und gleich darauf empfand man einen zuckenden Stoß, der höchstens zwei und eine halbe Sekunde anhielt. Alsbald folgte ein zweiter stärkerer von etwas längerer Dauer, und diesem ein dritter, welcher jedoch nur sehr schwach war. Alle drei Stöße, die etwa den Zeitraum von 7 — 8 Sekunden einnahmen und der Richtung von Südwest nach Nordost zu folgen schienen, waren von einem merkwürdigen Getöse im Innern der Erde begleitet, das einem fernen Wagenrasseln nicht unähnlich war, auch wohl dem dumpfen Rollen des Donners, doch mehr prasselnd — vielleicht aber auch wieder so eigenthümlich, daß es äußerst schwer fallen dürfte, einen analogen Ton zu finden. Vögel, die ihre Ruhestätte im Blätterdunkel gefunden, flatterten angstvoll umher. Tauben in den Schlägen flogen mit Geräusch heraus; Hühner erhoben ihre Stimme und die Pferde stampften und schnaubten, das Rindvieh brüllte, und wie die Thierheit das Gefühl lautbar werden ließ, so liefen angstvoll die Menschen aus ihren Wohnungen und fragten: Was war das? denn die Fenster klirrten, die Lichter und Gefäße schaukelten, Stühle wankten und offene Fensterflügel schlugen gegeneinander. Leise Erdstöße kamen in den letzten Jahren wohl im Siebengebirge und gegen die Eifel hin vor, und ließen die Möglichkeit ahnen, als könnten, Gott weiß, wann, ein Mal die Krater der Eifel wieder ihr Element tauschen, und da, wo jetzt Sumpf steht und Binsen wächst und das Paradies der Frösche ist, wie in den „Maaren" der Eifel, oder Wasser seine Wellen kräuselt wie im Laacher See, wieder ein Mal das Feuer seine entsetzlichen Kräfte entfalten. Bis in unser schönes Nahthal hatten wir aber solche Zuckungen nicht gefühlt, und selbst die ältesten Leute wissen sich keines Erdbebens zu erinnern. In der Gegend zwischen Sobernheim und Kreuznach, namentlich bei Waldbockelheim und Boos, soll es noch heftiger gewesen seyn, als tiefer hinab gegen den Rhein. Ein Homburgischer Postbote fühlte das Wanken in der Nähe des Disibodenbergs so stark, daß er heftig schwindelte und ein ihn begleitender Mann in eben dem Grade, daß beide sich an den Armen faßten, um nicht umzusinken. Es wäre wünschenswerth, daß recht genaue Mittheilungen von allen Orten erfolgten, wo man das seltene Phänomen beobachtete. Sollte, so fragen Viele, diese Erscheinungen in unsern Breitegraden zusammenhängen mit dem Ausbruche des Vesuvs, der wenn die Zeitungsnachrichten richtig sind, jetzt arbeitet, oder mit den heftigen Eruptionen, deren Schauplatz das ferne Island war und theilweise noch ist? Möchten recht bald Männer, die sich dem Studium der Natur widmen, uns ihre Ansichten mittheilen. Zu bemerken ist, daß das Barometer plötzlich von „Beständig" auf „Regen und Stürme" sank, während doch kein Lüftchen wehte, und das Thermometer auf 19 Grad, zwei Linien, jedoch unbeweglich stand. Beide Instrumente aber, an welchen dieß beobachtet wurde, sind nicht genau regulirt. v. H.

* Landau in der bair. Pfalz, 31. Juli. Ueber die in meinem gestrigen Schreiben berührte Erderschütterung dahier am 29. dieses Monats Abends 9 Uhr 35 Minuten kann ich Ihnen nun weiter mittheilen, daß diese Wirkung des Feuergottes besonders am Fuße des in der Pfalz auslaufenden Vogesengebirges bedeutend gewesen ist. Personen und Möbel stürzten in den erschütterten Häusern vieler Dörfer dabei zu Boden*); die Vögel flatterten von ihren Sitzen und aus ihren Nestern; sogar einige Häuser sollen eingestürzt seyn. Ueber dem Wohnzimmer unseres Thurmwächters wichen einige Durchzüge aus den Fugen, so daß der Thurm einer kleinen Reparatur bedarf. Daß Hausbewohner aus den oberen Etagen urplötzlich zu ebener Erde eilten mit dem Ausrufe: „Mein Kleiderschrank, meine Kommode, mein Tisch bewegen sich von selbst", hat, da man unten oft nichts davon spürte, zu manchen komischen Aeußerungen Anlaß gegeben. Nachrichten aus Pirmasens zu Folge hat die Erderschütterung auch im Gebirge stattgehabt.

† Wiesbaden, 30. Juli. Gestern Abend, eine Viertelstunde vor 10 Uhr, wurde unsere Stadt durch einen Erdstoß in großen Allarm versetzt. Merkwürdig ist, daß, während Einige bis zur Ohnmacht erschreckt wurden, im Kursaale die Lüstres in ein außerordentliches Schwanken geriethen und Leute aus Angst ihre Häuser verließen und die Nacht unter freiem Himmel zubrachten, wiederum Viele gar nichts von der Erschütterung verspürten. Man bringt nun dies Ereigniß mit der heißen Witterung und den warmen Quellen in Zusammenhang und erinnert sich ähnlicher Erscheinungen im Jahr 1783 und 1811. (In Mainz hatte man auch am 25. Dec. 1821, am 1. Okt. 1822 und am 8. Nov. 1822, Nachts, Erdbeben beobachtet, von welchen jedoch keines so heftig war, wie das diesjährige vom 29 Juli.)

** Kassel, 30. Juli. Gestern Abend 9¾ Uhr wurde hier und in der Umgegend eine wellenförmige Erderschütterung verspürt und das so, daß manche Straßen, ja sogar Nebenhäuser davon befreit blieben Diese Erscheinung ist um so auffallender, als man nur von Hörensagen weiß, daß das Erdbeben, welches Lissabon zerstörte, seinen Einfluß auf hier erstreckte. Wir sind auf Nachrichten von Außen gespannt und wollen vorläufig nur den 29. Juli uns merken. Schaden ist nirgends angerichtet.

Resumé

des Präsidenten der dritten Rabbiner-Versammlung vor dem Schlusse der Verhandlungen.

Meine Herren! Gestatten Sie mir, vor Beendigung dieser Sitzungen einen Rückblick auf unsere Thätigkeit im Laufe dieser Verhandlungen zu werfen; ich thue dieses mit inniger Freude. Denn Freude durchdringt mich bei dem Bewußtseyn, daß Hingebung an unsere heiligen Institutionen Ihre Berathungen beseelt hat, Ihr rastloser Eifer in ununterbrochenen Anstrengungen nicht erkaltet ist, eine weise Besonnenheit und ein rücksichtsvolles Streben eben sowohl nach möglicher Einigung der ewigen Lehre mit dem drängenden Leben der Gegenwart, wie auch nach der Be-

---

*) Der Umsturz stehender Personen wird auch in mehreren Berichten aus der Rheingegend, z. B. aus Kettig, gemeldet. Ueberhaupt scheint die Erderschütterung in den Gegenden des Rheins sowohl, wie auch in nördlicher Richtung, länger angehalten zu haben, als bei uns. Von dort, als z. B. in Montabaur, Kettig, Wetzlar, wird die Dauer der Erdbewegung auf 8 — 10 und auf 10 — 12 Secunden angegeben. Die meisten Berichte der Zeitungen enthalten auch die Angaben, daß die Stöße von Nordwesten nach Südosten kamen. Weitere Berichte von dem Verspüren des Erdbebens erhielten wir noch aus Herborn (Herzogthum Nassau), aus Seligenstadt und Wertheim. Aus Würzburg meldete die dortige Zeitung bis heute noch nicht, daß die Bewegung auch dort verspürt worden sey. Das Mainzer Unterhaltungsblatt berichtet aus Mainz: „In mehreren Gebäuden fielen die Decken herab; in anderen bekamen die Schornsteine Risse; auf dem Quintinsthurme war die Erschütterung so stark, daß die Frau des Thürmers aus dem Bette fiel und daß Niemand stehen konnte, ohne sich festzuhalten. Der Brunnen auf dem Thiermarkte hörte nach der Erschütterung auf zu fließen, und erst seit heute Nachmittag, 30. Juli, 5 Uhr, gibt er wieder Wasser." — Durch Reisende erfährt man, daß auch in Straßburg der Erdstoß gespürt wurde, während Briefe von dort vom 30. Juli davon nichts melden. In Heilbronn und Stuttgart bemerkte man eine leichte Erschütterung von etwa 2 Minuten Dauer in nordsüdlicher Richtung. Auch in Aachen verspürte man die Stöße.

mittelung zwischen den scharfen Anforderungen und Richtungen Sie in Ihren Maßregeln geleitet hat. Es lag uns zunächst die so wichtige Frage über den Sabbat vor. Wenn in irgend einer Frage, so trat uns hier der Widerspruch zwischen den Anforderungen einer hochheiligen Institution und denen des Lebens schneidend und, daß ich es nur sage, für jetzt nicht ganz lösbar, entgegen. Wir mußten dies Alle anerkennen, aber als Lehrer und Verkünder des Judenthums konnten wir keinen Augenblick anstehen, dem heiligen Tage sein unbestreitbares Recht nicht nur nicht zu verkürzen, sondern auch mit aller Entschiedenheit zu wahren, aber waren noch weit davon entfernt, nochmals das Gesetz in seiner schneidenden Schärfe auszusprechen. Bedarf es unseres Wortes, wo das göttliche laut und unzweideutig spricht? und umgekehrt, nützen wir dadurch, wenn wir dem Leben mit Schroffheit begegnen? Aber, daß die Mittel angewandt werden mögen, welche in unserer Zeit besonders geeignet sind, die Gemüther an diesem Tage zu heiligen und ihm eine Weihe zu geben, namentlich durch würdige gottesdienstliche Feier, das war das Erste, was wir als Verpflichtung für uns aussprachen und allen ächten Freunden des Judenthums empfehlen. Eben deßhalb aber mußte auch dieses Mittel der Weihe in seiner vollen Bedeutung für unsere Zeit, selbst den bestehenden Sabbatgesetzen gegenüber, gewürdigt und dem Gottesdienste, als der wahrsten religiösen Kraft der Gegenwart, Manches geopfert werden, was sonst wohl Beachtung verdient. Auch die geistige Beschäftigung ward als Mittel der Weihe anerkannt; denn nicht müßige Ruhe und ein träges Hinbrüten kann die Sabbatidee erfüllen, und alle jene Umzäunungen, die bloß eine solche Lautlosigkeit erzielen, ohne daß in ihnen ein erhebendes Moment liege, müssen fallen, wenn unsere Zeit die Achtung für den Sabbat gewohnt werden soll. Wir bedürfen daher auch nicht jener Fictionen, durch welche uns Erleichterungen erkünstelt wurden; wir bedürfen ihrer nicht, aber wir wollen sie auch nicht, auch dann nicht, wenn wir die Erleichterungen einbüßen müßten, weil wir sie als durchaus unwürdig abweisen. Der Sabbat ist uns ein Hohes, das haben wir klar gezeigt, aber es bleibt doch immer eine einzelne, wenn auch noch so bedeutsame Institution in dem ganzen Judenthum; dieses selbst, seine geistige Entfaltung, die Erhebung seiner Bekenner aus der Erniedrigung, welche auch ihre Religion verkümmern machte, war uns ein Höheres, und wo die ganze geistige Bedeutung und Würde des Judenthums gefährdet wird, da muß das Sabbatgesetz in soweit für den Einzelnen weichen, als es nicht mit jenen früheren Anforderungen verträglich ist. Die volle, innige Vereinigung mit dem Staate, die Hingebung an das Vaterland, ist eben nicht bloß dem Juden eine religiöse Pflicht, sondern sie ist eben die große Bedingung, ohne deren Erfüllung das Judenthum sich nicht als dauernde geistige Macht, die Juden sich nicht in voller Würde erhalten können. Dies veranlaßt uns, dem Soldaten und dem Beamten, in soweit eine Collision eintritt, die Erfüllung seiner Berufsarbeiten, auch am Sabbate zur Pflicht zu machen, ohne ihr deßhalb eine willkürliche Vernachläßigung des Sabbats zu gestatten. Aber ist nicht auch die Selbsterhaltung die erste Pflicht und kann bei deren Nichtberücksichtigung Weihe, Heiligung des Lebens erzielt werden?

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt, 25. Juli.) Schreiber dieses erhielt von einem der Dorfbäcker auf unserem Markte vergangenen Mittwoch auf sein Verlangen nach trockenem Brod einen Laib, der aufgeschnitten sich so frisch anfühlte, als käme er eben aus dem Backofen, und dessen Rest auch heute noch nach drei heißen Tagen keine merkliche Verminderung der ursprünglichen Feuchtigkeit zeigt, ohne jedoch klößig zu seyn. Begierig, zu erfahren, inwieweit die mehr als hinreichende Feuchtigkeit dem Brod sein vorschriftsmäßiges Gewicht sicherte, wog der Käufer den angeschnittenen Laib und fand, daß an sechs Pfund nicht weniger als elf Loth fehlten. Sollte dies allgemein der Fall seyn, so wäre es eine Täuschung, zu glauben, sechs Pfund Brod hätten am 22. Juli in Frankfurt $22\frac{1}{2}$ (bei den Dorfbäckern $21\frac{1}{2}$) Kreuzer gekostet. Der Preis stellte sich in dem erzählten Fall um ein Achtzehntel höher. (Es wäre recht gut, wenn die Consumenten des Brodes dasselbe von Zeit zu Zeit nachwiegen und bei Befund zu leichten Gewichtes dasselbe an Hochlöbliches Polizeiamt abliefern würden).

Im obersten Stockwerke des Hauses der Gemeinen in London befindet sich ein Kaffeehaus, welches seit langen Jahren unter der Leitung des Quäkers Bellamy florirt. Die Aufgabe dieses Mannes und seiner Familie ist es, rasche Diners für die Parlamentsmitglieder, welche unten debattiren, zuzubereiten. Man bekommt dort nur Coteletts, Kalbspastete und Torte. „Wir speis'ten", erzählt Gardiner, „in der Küche und wurden von Bellamy und seinen beiden Töchtern bedient. Die eine war beschäftigt, auf einem silbernen Roste ein Beefsteak zu braten; wenn es fertig war, wurde es mit einer silbernen Zange aufgetragen. Alles war sauber und vortrefflich, die Weine von der reichsten Qualität. Man findet dort ein kleines Cabinet, zu welchem nur Parlamentsmitglieder Zutritt haben, und in einem Durchgangszimmer saßen die Reporters, welche ihre Abschriften für die hin und her laufenden Zeitungsjungen zustutzten. Zwanzig Jahre später aß ich dort wieder und fand Alles noch unverändert, ausgenommen die Damen, welche etwas von den sanften Schönheitslinien verloren hatten, und den Bordeauxwein, der wo möglich noch ausgezeichneter geworden war."

Korrespondenz.

Köln, 17. Juli.

Unser Männergesangverein, welcher in der letzten Zeit so viele Verdrießlichkeiten zu erfahren gewohnt war, hat nun auch ein Liebeszeichen, und zwar aus dem Odenwalde, von der Erbacher Liedertafel erhalten, einen prächtigen geschliffenen Krystallpokal, dessen Flächen mit schönen Glasmalereien geschmückt sind. Von andern Liedertafeln sind ebenfalls Schreiben eingelaufen, welche Zeugniß vom innigen Festhalten am Sängerbunde geben und bezeugen: daß diese Vereine die in Köln erlittene Unbill nicht auf Rechnung des Gesangvereins schreiben. Wie die schreckliche Lobhudelei der Kölner Zeitung den Tadel geweckt hat, so scheint der übermäßige Tadel wieder die schönen Seiten des Festes desto glänzender hervortreten zu machen.

Main-Wasserwärme: 2. August, Morgens, 8 Uhr: 19 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 2. August. (Neu einstudirt): Die Schleichhändler, Possenspiel in 4 Abth., von Raupach. (Gastrolle) Schelle: Hr. Koch, vom Hoftheater zu Kassel. Vorher geht (neu einstudirt): Die Geschwister, Schauspiel in einem Act, von Göthe.

Montag, 3. August. (Zum Vortheil des sachsen-coburgischen Kammersängers Hrn. Réer): Zweiter Act der Oper Belisar von Donizetti. Alamir: Hr. Réer. Belisar: Hr. Basse. Hierauf: Fidelio, große Oper in 2 Abth., Musik von Beethoven. (Letzte Gastrolle) Florestan: Hr. Réer. — Im Zwischenakt: Ouverture zur ersten Bearbeitung des Fidelio. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 213. | Dienstag, den 4. August | 1846.

Das stille Kind.

Eine romantische Erzählung von Max Rosenheyn.

(Fortsetzung.)

„Ihr kleinen Thierchen," rief Hänschen den Vögeln zu: „was fürchtet ihr euch vor mir? will euch ja nichts zu Leide thun! Du schönes Blaukehlchen und Du Rothschwänzchen dort, kommt doch hübsch zu mir! seht, mein Butterbrod hier will ich mit euch theilen," — und damit zog er sein Frühstück aus der Tasche, zerstückelte das Brod in Krümchen und warf sie vor sich hin zur Erde, den Vögeln zur Lockspeise. Und diese ließen sich nicht lange nöthigen; sie flogen hinzu und lasen mit ihren Schnäbelchen die Krümchen von der Erde auf, ja zwei Vögelchen hüpften auf Hänschens Arm und pickten das ihnen neue Futter, was ihnen vortrefflich schmeckte, aus seiner Hand.

Da war Hänschen ganz außer sich vor Freude, und konnte, als er nach Hause gekommen, der lieben Mutter nicht genug erzählen von seinen heutigen Freuden im Walde, von den Holzhauern und dem Hüttchen, in dem er gesessen, am meisten aber von den beiden allerliebsten Vögelchen, die ihm das Brod aus der Hand gepickt hatten. Und es zog ihn fortan noch mehr zurück in die grüne Waldung. —

Auf eine fast unbegreifliche Weise nahm der Knabe an Klugheit zu, seitdem er die Schule besuchte. Vorzüglich lieb hatte er Liederverse und schöne Sprüche, die er der lieben Mutter dann vorsingen mochte. Eines Abends saß letztere geschäftig am Spinnrade; der Wind heulte draußen, den Anzug des nahen Winters meldend, und pausenweise warf der Mond, der durch Wolken dahinflog, sein geisterhaftes Licht durch die Fensterscheiben der Stube. Da begann Hänschen mit recht bewegter Kinderstimme zu singen:

Vöglein, wo fliegt ihr hin?
Seht, wie ich traurig bin!
Nehmt mich mit, Vögelein,
Tragt mich zum Himmel ein!
Vögelein, Vögelein!

Ein unaussprechlich tiefes Weh durchzog Mariens Herz, als sie dies Lied von Hänschen hörte. Es unterlag keinem Zweifel, daß ihr kleiner Liebling diesen Vers selbst erdacht hatte. Sie erschrak ob der Himmelssehnsucht, die das Kind darin so rührend ausgesprochen, und unwillkürlich fiel ihr von neuem der Ausspruch des Fremden ein und beunruhigte ihr Gemüth. Sie zog den Kleinen an ihr Herz und weinte bitterlich.

Da trat der Vater ein und gewahrte der Mutter Thränen und Hänschens stilles Hinbrüten. Oft schon hatte er Mariens Weichherzigkeit getadelt. Jetzt brach der längst verhaltene Unwille um so heftiger aus, und er rief mit donnernder Stimme:

„Schon wieder in Thränen, Marie? Das weiß Gott, Du machst den Jungen mir wahrlich noch zum Kapuziner, nicht aber zum rüstigen Bauersmann, der er einst werden soll. Und Du Patron, mit Deinen Träumereien und Bußpsalmen, tummle Dich lieber in Gottes freier Luft herum oder troll Dich hinter den Ofen, wenn Du mir nur in der Stube hocken und greinen willst!"

Erschrocken schlich Hänschen bei Seite, bestürzt, den Vater böse zu sehen, ohne recht zu begreifen, weshalb er ihn erzürnt habe. Die Mutter aber setzte ihr Spinnrad fort und ging dem Kleinen nach in die Schlafkammer, half ihm bei'm Ausziehen der Kleider und legte ihn darauf zu Bette, nachdem sie das Abendgebet mit ihm gesprochen.

Ueber Nacht nun hatte Hänschen einen wunderschönen Traum. Ein Engelein in einem schimmernden Kleide, mit einem Blumenkranz in den blonden Locken, kam angeflogen mit rosigen Schwingen und setzte sich nieder an's Bettchen.

„Komm mit mir, Hänschen," fing der Engel an, und blickte mit seinen himmelblauen Augen den Schläfer lächelnd an.

„Wohin denn?" fragte Hänschen.

„In den Garten, wo wir zusammen wieder ein Mal spielen wollen," war die Antwort.

„Umschling nur mit Deinen Armen meinen Hals, lieb Hänschen! meine Flügel tragen uns beide leicht fort. Mag in dem Garten, wie schön er auch ist, nicht länger mehr spielen ohne Dich."

Und Hänschen that, wie der Engel geboten, und umschlang dessen Nacken, und beide flogen so mit einander verschlungen himmelauf und schwebten in goldenen Wolken und unter farbigen Regenbogen weiter und weiter fort.

„Siehst Du die Bäume unten?" fragte der Engel. „Dahin kommst Du, und wirst dort Dinge sehen, von denen nur Träume Dir erzählt haben."

Hänschen blickte hinunter. Der bunteste Blumengarten lag unter ihm. Da leuchteten Tulpen, Rosen und Lilien in den herrlichsten Farben, und prächtige goldrothe Schmetterlinge schwirrten dazwischen und vielfarbige Vögel wiegten sich in den Blütheästen der Bäume und sangen Flötenlieder, daß der Garten davon wiederschallte. Was aber den schönsten Anblick gewährte, das war eine Schaar von lieblichen Kindern in weißen, kurzen Röckchen mit gelockten gelben Haaren und hellen Augen. Die sprangen jubelnd umher. Einige spielten mit kleinen Lämmern, andere ritten auf niedlichen Pferdchen in goldenen Sätteln, andere fütterten die Vögel, die ihnen zutraulich auf die Schulter flogen, oder sie sammelten Blumen und flochten Kränze, noch andere kletterten auf den Spalieren umher und pflückten blaue Weintrauben, röthliche Aprikosen und prächtige Goldbälle von Apfelsinen. Während die Einen auf allerlei Instrumenten Musik machten, tanzten die Andern dazu, in lieblichen Gruppen dahinschwebend.

Hänschen war vor Erstaunen außer sich und wußte sich gar nicht zu finden, als er nun mitten unter den Kindern stand; dies

um so mehr, als er bemerkte, daß auch er Flügel bekommen und selbst zum Engel geworden sey.

„Sey nur nicht blöde, lieber Gast!" rief eine Kinderstimme, die ihm bekannt vorkam. „Du triffst hier viele Bekannte, und Deine Mutter folgt auch bald nach. Kennst Du mich?" und ein wunderholdes Mägdlein trat auf ihn zu, einen Blumenkranz um die Stirn geschlungen, und überreichte ihm eine Lilie, die sie in der Hand trug.

„Bist Du's, Clärchen!" rief Hänschen, und wollte seinen Augen nicht trauen.

„So ist's, so ist's!" erwiederte die Gefragte. „Ich habe Dich wieder, und nun können wir wieder miteinander spielen!" und sie ergriff Hänschens Hand und zog ihn jubelnd mit sich zu den übrigen Kindern.

„Komm, komm, unser Brüderchen!" riefen nun die Andern, indem jedes von ihnen vortrat und ihm die Hand zum Willkomm bot. Und Hänschen schauerte vor Freude und Wonne und fuhr zusammen, wandte sich und — stieß sich am Bettchen, worin er schlief, und erwachte, seufzend.

Fort war der schöne Traum. Der Morgenhimmel lachte freundlich in's Stübchen hinein. Hänschen rieb sich die Augen und sah, daß er wachte; aber der Himmelsgarten mit den schönen Engelein blieb ihm unvergeßlich.

(Fortsetzung folgt.)

Der Stein der Weisen.

(Aus Gutzkow's „Säkularbilder". Literarische Anstalt. Frankfurt a. M.)

(Fortsetzung.)

Dieser innere Entdeckungsgeist wurde vorzüglich von der noch immer fabelhaften Geographie Afrika's angelockt. Das Innere von Afrika ist in der Geographie von Herodot bis sogar in die neuesten Zeiten, in die Zeiten der Lander und Clapperton, der geographische Stein der Weisen gewesen. Homer und Herodot sahen in Afrika nur eine unbestimmte Ausdehnung, nur die von schwarzen Aethiopen bewohnte Gränze des in ihrer geographischen Vorstellung lebenden Erdtellers. Die Neger waren ihnen die Söhne jener Nacht, welche rings den Erdkreis umgibt. Spätere Geographen, freilich noch aus der Kindheit der Wissenschaft, wollten wenigstens ein Ende dieser Nacht sehen und umrandeten Afrika mit einer großen Mauer, um welche Sonne und Mond ihren Kreislauf halte. Erst später ahnete man, daß Afrika die Form jenes pythagoräischen Satzes hat, daß das Quadrat der Katheten gleich sey dem Quadrat der Hypotenuse. Allmählig lernte man die Küste des Landes kennen; aber Alles, was man von dem Innern des Landes spricht, ist noch unentdeckt, ist nur Ahnung und so gut wie fabelhafte Ueberlieferung. Doch soll es ungeheure Seen dort geben, Flüsse, in welchen sich furchtbare Wälder spiegeln, Sprachen und Religionen der wunderbarsten Zusammensetzung. Schon arabische Schriftsteller nannten, um ihre Achtung vor dem innern Afrika auszusprechen, dasselbe die Wiese der Vergoldung, die Grube der Edelsteine. Die Jesuiten und Portugiesen, welche späterhin das Innere Afrikas untersuchten, haben bei aller Entschlossenheit, die sie in ihren Entdeckungszügen an den Tag legten, doch immer den Eindruck hinterlassen, daß ihre Entdeckungen, bis man ihnen vollen Glauben schenken durfte, erst von dem nüchternen Verstand der Neuern revidirt werden mußten. Alle Entdeckungen, die man in neuerer Zeit in dieser Hinsicht mit so großer Aufopferung gemacht hat, lehnten sich immer noch mehr an die östliche Küste Afrikas an. Die Bekanntwerdung Timbuktus und der Nigermündung gelang dem Franzosen Caillé und dem Märtyrer-Brüderpaar Lander. Vor ihnen hatte schon der Engländer Laing sein Leben dem afrikanischen Stein der Weisen geopfert. Caillé wurde durch einen von der Pariser geographischen Gesellschaft ausgestellten Preis zu seiner Entdeckungsreise angespornt. Er zog, als Araber von Geburt, und nur von den Franzosen nach der egyptischen Expedition nach Europa fortgenommen, in das Dunkel einer unbekannten Welt hinein. Er gebrauchte die Vorsicht, sich für einen Kaufmann auszugeben. Er verkaufte in Timbuktu seine Waaren, verzehrte aber das dafür eingelöste Geld und sah sich genöthigt zu betteln. Er pflegte sich an Karawanen als ein bescheidener, armer Hilfsbedürftiger anzuschließen. Auf diese Weise durchzog er durch glühende Sandwüsten das mittlere Afrika so weit, bis er endlich in den marokkanischen Raubstaaten wieder herauskam. Caillé's Abenteuer sind um so interessanter, da es ihm an allen Vorkenntnissen, die zu einer Entdeckungsreise gehören würden, fehlte. Ein Wellaston würde wesentlichere Resultate aus Timbuktu zurückgebracht haben, aber auch Gefahr gelaufen seyn, von den mißtrauischen Einheimischen bei dem ersten Experiment, das er gemacht hätte, für einen Zauberer angesehen und darnach behandelt worden zu seyn. Im Allgemeinen ist das Bild, welches wir durch Caillé vom innern Afrika erhalten haben, ein wüstes und ödes. Die Städte sind in den tiefen Sand nur leise und mit Vorsicht eingesenkt. Die Hitze des Aequators treibt den Keim jener nach Leben ringenden Vegetation in die allgemeine Asche des Erdreichs zurück. Selten, daß eine Pflanze sich einige Fuß über die mütterliche Erde hinauswagt. Nirgends der Gesang eines Vogels, Todtenstille auf den Straßen, die Grabesgedanken der egyptischen Welt in förmliche Verwesungsbegriffe gesteigert. Verläßt man die Städte, so kann man wohl kennen lernen, wodurch im Menschen das religiöse Gefühl geweckt wird. Es ist die Dankbarkeit, mit welcher der Bewohner des Aequators gleich dicht an dem einzigen Palmenbaum, den er nach meilenlangem Suchen findet, einen Tempel, ein Minaret baut, so daß Hospitalität, Erquickung, Schlaf, Schatten, ein Trunk Wassers und die Religion hier ganz ein und dasselbe sind. Felicien David hat in seinem bekannten Tongemälde dies Wüstenleben mit viel Poesie veranschaulicht.

Die Entdeckungen im südlichen Afrika tragen einen andern Charakter; sie sind weniger moralisch, wie die erstern, und mehr physikalisch. Das Kaffernland, die Insel Madagaskar haben den Systemen der Botanik und der Zoologie viele Bereicherungen verschafft. Die Interessen der verschiedenen europäischen Niederlassungen an den südafrikanischen Küsten machten eine geographisch genaue Bestimmung derselben nothwendig. Ueberdies ist die Sternwarte am Kap für die Betrachtung des Himmels, weil er niegends so durchsichtig und klar ist, am günstigsten gelegen. Noch vor kurzem lebte Herschel dort. Er wird viel Neues bringen, aber schwerlich die Mondwunder, welche man in England und auf dem Kontinente auf die Rechnung seines Fernrohrs gesetzt hat, bestätigen. Aus dem südlichen Afrika erhielten wir den Guano.

(Fortsetzung folgt.)

Resumé

des Präsidenten der dritten Rabbiner-Versammlung vor dem Schlusse der Verhandlungen.

(Schluß.)

Aber ist nicht auch andererseits die Neigung leicht vorhanden, als Selbsterhaltung zu betrachten, was eigentlich nur Streben nach Mehrung des Gewinnes ist? Wir haben dieses erkannt, und hier eine eigentliche Entscheidung vermeidend, haben wir in Fällen, wo ein großer Nachtheil offenbar ist, die Fortsetzung der Arbeit durch Nichtisraeliten gestattet, und wo Gefahr drohet, keine Sabbatschranke mehr anerkannt. Die Schranken, welche das Leben schon längst gebrochen und die bloß alter Druck auferbaut hat:

die Scheidung zwischen Mensch und Mensch, welche finstere Jahrhunderte nur erzeugen konnten, und die zwar in unseren lichteren Zeiten schon gewichen, aber doch noch als gesetzlich feststehend betrachtet werden mochte — wir haben uns gedrungen gefühlt, sie als eine irrige feierlich zu verwerfen. Ich sage es nochmals, wir wissen es Alle, daß wir keine vollständige Versöhnung bewirkt, daß wir die Zukunft nur anbahnen und der Kraft des wieder in Reinheit erstarkenden Judenthums und der Geschichte, welche auch eine Offenbarung der göttlichen Vorsehung ist, es überlassen müssen, die volle Ausgleichung herzustellen; aber durch das Anbahnen, durch die Kräftigung des Ewigen und Wesentlichen, und durch die Beseitigung des ganz Unbrauchbargewordenen, wird der mächtige Gährungs-Prozeß erleichtert, werden die Wehen der Zeit einer rascheren Heilung entgegengeführt. Nicht minder tief eingreifend war die zweite Frage, welche uns beschäftigte: Ueber die **zweiten** Feier- und Festtage. Wenn wir beim Sabbate die Heiligkeit der Institution, trotzdem daß sie so vielfach verletzt wird, zu kräftigen versucht, so haben wir hier das religiöse Volksbewußtseyn beachtet, trotzdem, daß eine eigentlich religiöse Begründung fehlt, aber auch den Anforderungen des Lebens zu genügen gesucht. Nicht mit der leeren Erfignens, wie die Wissenschaft sie fordert, begnügt sich die Religion; indem sie sich anlehnt an die Geschichte und in den dunkeln Schachten des Gemüthes wirkt, wollen ihre leisen Regungen erlauscht seyn. Wir mußten es aussprechen, daß eine religiöse Begründung nicht vorhanden ist, daß daher die Störungen des Lebens durch das strenge Werkverbot unberechtigt sind. Die verschiedenen Bedürfnisse des Gemüthes haben wir der verschiedenen Individualität der Gemeinde überlassen, aber, wenn auch nur andeutend, es wohl zu erkennen gegeben, daß wir die Weihe auch an diesen Tagen nicht verwischt sehen möchten, wenn wir auch die Ruhe gerne preisgeben. Und wir haben namentlich in dem bisherigen zweiten Neujahrstage, als einen im Volke geheiligten, auch ferner die Fähigkeit einer kräftigen religiösen Belebung anerkannt. Ja, es waren gerade die geheiligsten Institutionen, die unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen und auch die **Beschneidung** durfte nicht fehlen; wir durften unsern Blick da nicht wegwenden, wo die Furcht vor Gefährdung von Menschenleben und die Elternliebe so mächtige Hebel sind, um ein uraltes Symbol zu verdrängen. Wir haben zur Beseitigung der Gefahren theils Vorsichtsmaßregeln angerathen, welche sich bereits als bewährt gezeigt haben, theils dem ärztlichen Ausspruche diejenige Macht eingeräumt, welche die fortgeschrittene Wissenschaft mit Recht in Anspruch nehmen darf und welche unsere Religion überall und zu allen Zeiten verlangt hat und verlangt. Die Beseitigung der Bedenklichkeiten ist aber gerade geeignet, dem Symbole seine Gegner zu vermindern. —

Noch fast zuletzt beschäftigte uns das tiefe innerliche Moment, welches den Menschen durchdringt bei Betrachtung der Vergänglichkeit alles Irdischen, wo die Liebe zu den Seinigen und die Sehnsucht nach ihnen das Gemüth aufregt und der getrübte Blick ängstlich nach den Mitteln zur Heilung der tiefen Herzenswunde umherspähet. Nur zu sehr trat in unsern alten **Trauergebräuchen** der Jammer und die Verzweiflung in den Vordergrund, die unerschütterliche Ergebung in den heiligen Willen Gottes, welche unsere Religion überall durchdringt, welche Israel in seiner langen Leidenszeit begleitete und aufrecht erhielt, die frohe Zuversicht auf die Ewigkeit des Geistes — sie war, merkwürdig genug, gerade hier so wenig sichtbar, und leider war der Ausdruck tiefer Gemüthsbewegung, der alle Bedeutung verliert, wenn er nicht ein freier Erguß des Herzens ist, zum starren Gesetz geworden. Wir haben den Mißbrauch als solchen bezeichnet und dem Gemüthe sein Recht eingeräumt, ihm die Erhebung aus der Gruft des Todes in die lichten Räume des Geistes angewiesen. Möge darin ein gutes Vorzeichen für unsere Berathungen liegen, daß sie dahin mitzuwirken geeignet sind, das Starre und Ersterben wegzuräumen, aber das ewig Lebendige und geistig Erquickende im Judenthum immer kräftiger zum Bewußtseyn zu bringen.

Noch vieles Andere ist gefördert worden: Wie die Vorarbeiten zu einem neuen Gebetbuche, jenem dringenden Bedürfnisse, jenem wirksamen Mittel, die Andacht in unsern Gotteshäusern zu erhöhen, die Vorbereitung zur Verwirklichung der großen Idee, der Wissenschaft des Judenthums eine feste Stätte zu gründen; es sind uns Commissions-Arbeiten vorgelegt worden, welche einen festen Anhaltspunkt gewähren für die Berathungen in künftigen Versammlungen, und unerledigte Anträge sind Comissionen zur Bearbeitung in der Zwischenzeit überwiesen worden. Mögen wir aus dem einträchtig Geleiteten Muth schöpfen für die großen Aufgaben, die uns noch vorliegen, und möge Gott unsere Kraft zu diesem Werke stärken!

Mannichfaltigkeiten.

Ein zu zehnjähriger Haft verurtheilter berüchtigter Gefangener, Namens Schmickler, ist in der Nacht vom 22. zum 23. Juli aus einem Straf-Cachot des Arrest- und Correctionshauses zu Koblenz entflohen. Interessant sind die näheren Umstände. Mit Ketten an Händen und Füßen geschlossen, wußte er sich derselben zu entledigen, machte dann eine Oeffnung in zwei Mauern, schob die Riegel der letzten Thür durch ein von ihm ausgehöhltes Loch zurück und befand sich nun auf dem Hofe, wo er vermittels des Seitenbrettes einer Bettlade die Ringmauer des Zwangortes überstieg. Es ist sehr auffallend, daß der ganz in der Nähe stehende Wachtposten nichts von der Flucht wahrgenommen. Der so künstlich Entflohene erhielt seine Erziehung im Arbeitshause zu Brauweiler. — Der am 14. Juli vermittels des Blitzableiters Entwichene ist wieder eingefangen worden.

Eine außerordentliche Hitze herrscht seit Anfang des Monats Juli zu Oran. Am 18. Juli wehte der Sirocco den ganzen Tag. Das Thermometer zeigt 60 Grad in der Sonne und 45 im Schatten. (Gestern, am 1. August, hatten wir hier in **Frankfurt**, Nachmittags, 29 Grad im Schatten.)

Hr. M. Heß, Redakteur des „Gesellschaftsspiegels“, und unter den deutschen Socialisten einer der ideenreichsten, liegt seit einiger Zeit mit Hrn. **Arnold Ruge** in Fehde. Er kündigt an, daß er demnächst sein Verhältniß zu Hrn. Ruge als die „Schriften und Thaten“ dieses Doktors dem Publikum vorlegen werde.

(**Speyer**, 31. Juli.) Es ist gewiß ein seltenes und darum bemerkenswerthes Vorkommniß, daß man jetzt schon reife **Traminer**-Trauben hier hat. Ueberhaupt können wir jetzt schon auf ein ganz vorzügliches Weinjahr mit Bestimmtheit rechnen.

Literatur.

Universal-Lexicon von H. A. Pierer.

Von diesem in unsern Blättern schon vielfach besprochenen und als höchst werthvoll allgemein anerkannten Werke ist nun der 32. Band (der zweiten umgearbeiteten Auflage) erschienen. Wir halten es für Pflicht, das Publikum wiederholt auf ein eben so brauchbares, als gehaltreiches Lexicon aufmerksam zu machen, welches nicht etwa nur eine flüchtige Compilation, sondern das Resultat gründlicher Arbeiten und Studien von mehr als 300 Mitarbeitern ist. Wir erhalten hier eine Universalencyklopädie im eigentlichen Sinne des Wortes und sind in der That nicht wenig überrascht durch die ungeheuere Masse des aufgehäuften Stoffes aus allen Gebieten und Fächern des menschlichen Wissens. Weitläufige Raisonnements liegen nicht im Plane des Werkes und alles Kritische

wird vermieden, indem die Bearbeiter sich auf rein historische Darlegungen, Sach- und Worterklärungen, Referate u. s. w. beschränken und den Zweck einer Realencyklopädie und eines Buches zum Nachschlagen und leichten Orientiren nicht außer Acht lassen. Es würde zu weit führen, in Einzelnheiten einzugehen; um aber nur Einiges anzudeuten, verweisen wir auf ausführliche Abhandlungen und größere Artikel des obengenannten Bandes, wie z. B. Tscherkessen, Türken, Tempel, Testament, Ungarn u. s. w. — Pierer's Universal-Lexikon wird sich jedem Gebildeten, der davon Gebrauch macht, als höchst zweckmäßig erweisen und die stets wachsende Beachtung, welche es findet, spricht am besten für seine Brauchbarkeit.

W.

Korrespondenz.

Lyon, 26. Juli.

Eine deutsche Schauspielergesellschaft von Zürich und Basel, unter der Leitung des Direktor Hehl, hat hier einige Opern, aber nicht mit Erfolg für die Kasse gegeben. Man hat die Kraft der Chöre bewundert, in öffentlichen Blättern selbst die Gründe zu geben versucht, warum die französischen Chöre so schlecht wären, das Ensemble der Oper, den musikalischen Sinn der Solosänger gerühmt, aber sonst nicht sympathisirt. Der Grund dafür ist leicht zu finden. In der Oper, wie im Drama will der Franzose Leidenschaft und Bewegung sehen. Affect, nicht klassische Ruhe und Tiefe, soll sich im Spiel und selbst im Gesang aussprechen. Mad. Hammermeister hat mit einer hier seit Jahren unbekannten Reinheit der Stimme und mit ganzem Gemüth die Agathe im Freischützen gegeben; sie wurde von dem Fräul. Zimmlich, die erst seit einem Jahre die Bühne betreten, gut unterstützt. Der erste Tenor Hr. Seiler und der tüchtige Baß Drarler boten unter Leitung des gewandten Musikdirektors Bärwolf Alles auf, was an Reinheit der Töne, Präcision des Eintretens, Zusammengehen der Stimmen deutschen Ohren wohl thut; die Franzosen fanden aber, außer der Unverständlichkeit der mündlichen Sprache, den Mangel telegraphischer Zeichensprache, womit der französische Acteur herumagirt und sahen also das Ding mehr als Curiosum an. Nur eigentliche Musikkenner freuten sich, Stücke aus Freischütz, Zauberflöte, Nachtlager von Granada so ganz in deutscher Reinheit ohne Charlatanismus zu hören. Aber welche Keckheit, zweimal Flotow's Oper „Stradella“, die schlimmste Abart und Ausartung deutscher Musik, vorzutragen? Welche Masse bemäntelter Reminiscenzen, welche Unordnung bei Durchführung musikalischer Motive, welches Kirchweihgepauk! Und ist es möglich, daß solche aus Rossini, Auber und Adam zusammengestoppelte und selbst in Musard's Bällen empfangene Musik in Deutschland neben Werken von Spohr, Mendelssohn, Meyerbeer, Kreutzer, Marschner, ja (wenn's doch einmal Tanzrummel seyn soll) neben Lanner und Strauß aufkommen kann? Hr. Hehl hat wie früher schon Schmidt und Andere, die traurige Erfahrung gemacht, daß in Frankreich die Zeiten vorüber sind, wo eine deutsche Operntruppe Glück machen kann. Nur eine mit den ersten Subjecten, mit einem kleinen, aber kräftigen Chor versehene Gesellschaft kann, wenn sie in Paris günstig aufgenommen wurde, auch auf Erfolg in den andern Großstädten Frankreichs, bei Ueberhörung dieses wohlgemeinten Rathes aber auf nichts anders, als großen Kassenverlust rechnen. Nur komme Niemand in der Hitze, wo alle Welt auf dem Lande ist und man füglich das Theater schließen könnte, nach dem Süden Frankreichs.

Köln, 28. Juli.

Franz Kommer, der königl. Musikdirektor, befindet sich gegenwärtig hier in seiner Geburtsstadt und hat im hiesigen Männergesangvereine mehrere seiner kleineren Compositionen für Männerstimmen aufgeführt; nach Verlauten hat der Verein eine größere Composition für Männergesang bei ihm bestellt, welche auf dem nächsten Feste zur Aufführung kommen soll.

Düsseldorf, 27. Juli.

Kupferstecher Pflugfelder hat so eben zwei prächtige Platten nach einem Gemälde von Overbeck und einem Gemälde von Steinle vollendet, welche mit so viel Fleiß und Liebe gearbeitet sind, daß sie dem Publikum nicht genug empfohlen werden können.

Mainz, 30. Juli.

Unser Theaterpersonal befindet sich noch immer in Brüssel, und es werden daselbst die Vorstellungen bis gegen die Hälfte August fortgesetzt werden, wo Hr. Direktor Löwe mit der Oper wieder hierher zurückkommen wird, so daß bis zum 1. Sept. das Theater hier wieder eröffnet werden kann. Hr. Direktor Löwe, dessen Gesellschaft im k. Theater in Brüssel Vorstellungen gibt, während das Personal des Brüsseler k. Theaters die Saison in London spielt, hat einen sehr günstigen Contract abgeschlossen, indem die Vorstellungen unter Garantie der Administration des k. Theaters stattfinden, und hat sich derselbe auf diese Weise gegen alle möglichen Chancen sicher gestellt. Unser Theaterorchester, welches durch Abgang einiger seiner besten Mitglieder, die auf Ihrer Bühne ein Engagement gefunden haben, einen nicht leicht zu ersetzenden Verlust erleidet, spielt diesen Sommer zum Erstenmale alle Dienstage in der Anlage, und erfreuen sich diese Konzerte eines immer steigenden Beifalls; das am letzten Dienstage stattgehabte siebente Konzert war besonders stark besucht, und werden nun noch fünf weitere nachfolgen. Wir können solche dem hiesigen und auswärtigen Publikum auf das Beste empfehlen, indem sowohl die Auswahl der Musikstücke, als deren Ausführung den allgemeinsten Beifall finden.

Neustadt a. d. Haard, 30. Juli.

Es erfüllt gewiß jeden Freund der Jugendbildung mit inniger Freude, wenn er erfährt, daß man den Lehrern hie und da eine sorgenfreiere Stellung zu verschaffen bereit ist. Fünf Lehrer in Neustadt a. d. H. bezogen früher einen Jahresgehalt von 300 fl., welcher im Jahre 1844 auf 350 fl. erhöht wurde. Die gegenwärtige Theuerung nöthigte sie, abermals ein Gesuch um Besoldungsvermehrung einzureichen, worauf der Stadtrath auf den Antrag des für das Wohl der hiesigen Schulen stets besorgten Bürgermeisters einstimmig beschloß, daß jeder der gedachten Lehrer von jetzt an 400 fl. jährlich aus der Stadtkasse beziehen solle. Zu gleicher Zeit erhöhte man den Gehalt eines erst kürzlich angestellten Gehülfen von 200 auf 300 fl. Diese rühmliche Handlung des Stadtraths verdient um so größere Anerkennung, als gerade hier die städtischen Mittel ziemlich beschränkt sind. Möchten andere Gemeinden dem Beispiele Neustadt's folgen!

Biedenkopf, 25. Juli.

Die Zahl der Volkslesevereine hat sich wieder um einen vermehrt. Es ist nämlich gelungen, einen solchen für den ganzen Landgerichtsbezirk Biedenkopf im Großherzogthum Hessen, und einige daran stoßende, nicht über zwei Stunden von Biedenkopf entfernt liegende Orte des Großherzogthums, und zwar auf der Grundlage in's Leben zu rufen, auf welcher die zu Usingen und zu Butzbach ruhen. Für die Bibliothek hat der Stadtvorstand dahier ein Local für alle Zeiten zugesichert, wogegen die Stadt in dem immerwährenden Besitze der Bibliothek bleibt. Nach mancherlei in den Weg getretenen Hindernissen wurde von neuem zur That geschritten, und liegt sie nun in so weit vollendet vor, als der Verein, wie oben bereits angegeben constituirt ist und bereits einige und achtzig Mitglieder zählt. Demungeachtet ist der Bestand desselben noch nicht garantirt, indem bei dem Zwecke des Vereins der Beitrag für ein Mitglied sehr niedrig gegriffen werden mußte, weßhalb die Mittel bis jetzt so gering sind, daß an einem freudigen Gedeihen des Vereins gezweifelt werden müßte, wenn die Hoffnung auf Unterstützung des Vereins aus anderen Gauen unseres Vaterlandes sich nicht realisiren würde. Mit Dank werden daher Geschenke an Büchern und ähnliche Gaben zur Unterstützung unseres Volkslesevereins angenommen werden.

Main-Wasserwärme: 3. August, Morgens, 8 Uhr: 19 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Montag, 3. August. (Zum Vortheil des sachsen-coburgischen Kammersängers Hrn. Reer): Zweiter Act der Oper Belisar von Donizetti. Alamir: Hr. Reer. Belisar: Hr. Basse. Hierauf: Fidelio, große Oper in 2 Abth., Musik von Beethoven. (Letzte Gastrolle) Florestan: Hr. Reer. — Im Zwischenakt: Ouverture zur ersten Bearbeitung des Fidelio. Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 4. August. Der Pariser Taugenichts, Lustspiel in 4 Abth. von Töpfer. (Gastrolle) Louis: Fräul. Boden, vom Stadttheater zu Magdeburg.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 214. Mittwoch, den 5. August 1846.

Das stille Kind.

Eine romantische Erzählung von Max Rosenheyr.

(Fortsetzung und Schluß.)

3. Das Christfest.

Das liebliche Weihnachtsfest stand vor der Thüre; es war heiliger Abend, der schöne Tag, der nicht allein der Kinder Herzchen mit tausend Freuden und Hoffnungen erfüllt, sondern eines Jeden Gemüth so reich beseeligt.

Den ganzen Tag über hatte Marie viel zu thun, mehe als je; sie hatte Marcipan und Kuchen zu backen und den Weihnachtsbaum noch auszuputzen, der Abends für Hänschen aufgestellt werden sollte. Conrad aber war in die Stadt gegangen, um noch ein Geschenk für seine Frau und ein Bilderbuch für Hänschen vom Buchbinder abzuholen, der mit dem Einbande bis jetzt nicht hatte fertig werden können; und so war Hänschen sich allein überlassen, und außerdem Niemand da, der ihn bewacht hätte. Dem kleinen Träumer aber wurde alsbald in seiner Einsamkeit die Zeit zu lang. Er dachte zurück an den Wald, wie viel schöner es dort unter den Tannen sey, und beschloß, seine Vögelchen ein Mal wieder zu besuchen. Im Dorfe fiel es eben Keinem auf, als der Kleine, in sein Mänteichen gehüllt, den Forstweg dahin lief. Es stand zu vermuthen, daß Conrad dort sey und den Kleinen zu sich bestellt habe. Doch als die Mutter in die Wohnstube trat und ihren Herzensliebling weder hier, noch sonst wo im Hause fand, überfiel sie auf's Neue eine unaussprechliche Besorgniß.

In demselben Augenblick kam auch Conrad zurück, und Marie wurde blaß vor Schreck, als er sie fragte, wo Hans sey.

„So eben vermiß ich ihn!" entgegnete sie mit klopfendem Herzen und zitternder Stimme, „lange kann er nicht fort seyn."

„Ei, ei, Frau! hättest ein wachsameres Auge auf den Jungen haben sollen," erwiederte kopfschüttelnd Conrad. „Wenn's ihm nun wieder eingefallen wäre, den Forst zu besuchen, Mutter! Es ist draußen ein kalter Wintertag und der Himmel droht mit Schneewolken. Mein einziger Trost ist noch der, daß ich den Waldweg gekommen bin, doch nichts von unserm Herumtreiber gesehen habe. Und dennoch, Mutter, mir ahnet nichts Gutes!"

„Das verhüte Gott!" rief Marie, und Thränen stürzten aus ihren Augen. „Komm, geliebter Mann, laß uns sofort ihm nachgehen. Ist's doch möglich, daß er bei einem unserer Nachbarn sich eingefunden."

Und Beide eilten zum Hause hinaus. Es war bereits Dämmerung geworden und ein starkes Schneegestöber wirbelte durch die kalte Winterluft. Die meisten Hütten des Dorfes waren erleuchtet von Wachskerzen, womit man die Weihnachtsbäume für die Kinder auszuschmücken anfing. Aber keiner der Nachbarsleute wollte Hänschen gesehen haben. Alles Nachfragen war vergebens, bis auf ein altes Mütterchen, welches aussagte, der Kleine sey vor einer guten Stunde zum Walde hingegangen, und es wäre möglich, daß er auf's neue sich darin verirrt haben könne.

Eine Schreckensangst überfiel nun Beide. Sie sahen voraus, daß Hänschen bei diesem stürmischen Wetter nothwendig der strengen Kälte erliegen müsse, sobald er im Walde den Weg verloren, was nur zu sicher zu vermuthen war. Marie stand sprachlos da, und wußte vor Schmerz und Besorgniß nicht, was sie beginnen sollte, zumal die Dunkelheit draußen zunahm. Conrad aber, der mehr Fassung besaß, stürzte nach Hause, rief sein Gesinde zusammen, das mit Laternen versehen wurde, und eilte auf dem Feldwege hinein in den Wald.

Hier stieß man auf frische Fußstapfen im Schnee, allein die gefundene Spur vertheilte sich wieder, so daß man keinen andern Rath wußte, als lautrufend zur Laubhütte hin vorzudringen, unter welcher der Knabe vor kurzem gesessen. Doch auch diese Hoffnung schlug fehl. In der Hütte ward Hänschen nicht gefunden. Conrad erbebte. Man begab sich tiefer in den Forst hinein und suchte und rief auf allen Nebenwegen, bis man unverrichteter Sache wieder den Ausgang des Waldes erreicht hatte.

Hier stand Marie, laut jammernd, und fiel ihrem Manne, ganz außer sich, um den Hals, als sie vernommen hatte, wie alles Suchen vergebens gewesen. Es unterlag ja keinem Zweifel mehr, daß das zarte Kind ein Raub des eisigen Frostes geworden.

„So laß uns mit ihm sterben!" rief sie, und zog Conrad ungestüm mit sich fort; „wir waren des Engels ohnehin nicht werth, und viel zu rauh für seine zarte Seele. Ich ruhe nicht eher, bis ich seine Leiche gefunden."

Und beide stürzten von neuem in den dunkeln Forst hinein. Der Wind pfiff immer schärfer durch die beschneiten Aeste der Birken und Tannen, und in dichtern Flocken wirbelte der Schnee vom Himmel nieder. Man suchte bis gegen Mitternacht, Mariens Kräfte erlagen. Conrad mußte sie auf seine Schultern nehmen und zur Laubhütte zurück tragen, wo sie vor dem Unwetter doch einigermaßen geschützt lag.

Aber wann erlischt wohl Mutterliebe? — Fraget Euch selbst darnach! Kinder! ich sage Euch, ehe sänken die Sterne am Himmel ein, als daß in einem Mutterherzen die Liebe aufhört.

Kaum hatte Marie einige Minuten geruht und der Mond zertheilte die Wolken, die wie ein Bahrtuch die winterliche Erde umhüllt hatten, so raffte sie sich auf, den letzten Versuch zu wagen, und zog ihren Mann fast willenlos mit sich weiter vorwärts.

Und wirklich zeigten sich bei erneuetem Forschen eines Kindes frischgetretene Spuren, in derselben Richtung, wo man zuerst sie schon bemerkt hatte, und als sie mit bebenden Schritten ihr gefolgt und einen Thalgrund erreicht hatten, kamen sie auf eine Waldblöße, wo unter kahlen Birken eine mächtige Tanne mit ihren schneebedeckten Zweigen ein weites Schirmdach bildete, und als sie dort angelangt Athem holten und ihre Blicke spähend umherschweifen ließen, ragt etwas Dunkles am Boden vor. Marie

schrie auf und stürzte sich darüber hin, Conrad aber rang verzweifelnd die Hände, denn ach! — ihr armes verirrtes Kind lag hier, — Hänschen, das stille sinnige Kind, eine Beute des Wintersturmes, zum letzten Schlummer gebettet, — das Köpfchen fest an die Tanne gelehnt, die erstarrten Händchen im Schoße zusammengefaltet.

Ich bin am Ende. Das Kind war todt. Ein Lächeln lag auf seinem Munde, ein seliges Lächeln, den Aeltern wie zum Troste. Des Himmels Abglanz spiegelte sich auf diesem schlummernden Antlitze. Gehörte der sinnige Knabe doch schon früher weniger der Erde, denn dem Himmel an; — er war dorthin zurückgekehrt, wohin sein Engel ihn nur kürzlich in jenem Traume so freundlich mild beschieden hatte. —

Da klangen des Dorfes helle Glocken im Festgeläute des Christabends durch die Stille des Waldes herüber. — Marie hatte den verblichenen Liebling an ihr Herz gedrückt, preßte ihre bebenden Lippen auf sein bleiches Antlitz und rief schluchzend, die kleine Leiche ihrem Manne entgegenhaltend: „O Du mein Heiland, dies also ist die Festgabe, die Deine Liebe uns heute beschеert hat? — Herr, mein Gott, diese Prüfung ist zu schwer! —" und sank ohnmächtig vor Schmerz zu Conrads Füßen nieder. —

Der Schmerz in Maria's Herz wollte trotz der liebevollsten Bemühung der Dorfbewohner und trotz des tröstlichen Zuspruches der gräflichen Familie nicht aufhören. Ihr liebster Aufenthalt war der stille Friedhof draußen am Ende des Dorfes, wo die theure Hülle ihres Lieblings unter einem mit Rosenbüschen bepflanzten Rasenhügel ruhete. Hierhin sah man sie tagtäglich hinausgehen und betend der Wonne der Wiedervereinigung entgegenharren.

Der Stein der Weisen.

(Aus Gutzkow's „Säkularbilder". Literarische Anstalt. Frankfurt a. M.)

(Fortsetzung.)

Ein dritter Gesichtspunkt der afrikanischen Entdeckungen sind die egyptischen Pyramiden. Hier gab es Sphinxräthsel zu lösen. Wenn der Stein der Weisen eine mineralische Beschaffenheit hat, so müßte sie denjenigen gleichkommen, welche das Material der Memnonssäule auszeichnete. Belzoni ist es, der von den Riesengräbern der alten Pharaone und Psammetiche das Siegel des Geheimnisses nahm. Er öffnete das Grab des Psamniuthes und ließ von der schon früher besuchten Pyramide von Dschizeh den Sand der Wüste wegfegen, der den Eingang verschüttet hatte. Freilich war der Lohn der Anstrengung kein anderer, als der, daß man sie überwunden hatte. Man hatte geglaubt, in den Pyramiden das Archiv der Urgeschichte zu entdecken und fand nur Staub, Verwesung, fand nur die vermoderten Grabschriften vermoderter Königsmumien. Welche Räthsel hatte man geglaubt, würden hinter der Keilschrift verborgen seyn? Sie enthielten nicht mehr, als die Inschriften, welche unsere Philologen aus dem klassischen Alterthum gerettet haben: Küchenzettel des athenischen Staatshaushalts, Aus- und Einnahme-Budjet's der eleusinischen Tempelverwaltung. Gerade das, was man durch eine Inschrift auf Stein für das Ewige in der klassischen Literatur hätte halten sollen, war das Vergänglichste in ihr, war die Makulatur des Alterthums. Lepsius wird seine anstrengende Reise nur gemacht haben, um dieselbe Entdeckung zu bestätigen.

Die Entdeckungen in Asien waren weniger geographisch als physikalisch. Asien hat zu lange im Wechselverkehre mit Europa gestanden, wir selber sind die Enkel asiatischer Väter; die ganze Kraft Europa's hat sich auf Asien geworfen und hat ihm von allen Seiten scharf zugesetzt. Wir kennen es genauer als Afrika. Schon Alexanders Zug nach Indien mußte aufgeklärte Geographie im Gefolge haben. Arrhian ist eben so sehr Quelle für die Geschichte wie für die Erdbeschreibung. Andererseits trug Asien aus seinem Schooße selbst heraus die oft schreckliche Bekanntschaft seiner selbst. Die asiatische Ethnographie fluthete in wilden Horden über das zertretne und verwüstete Europa. Asien hat weit weniger materielle als moralische Geheimnisse. In Afrika kann uns das Wunderland Maravi locken. In Asien locken uns die Sitten und Einrichtungen, die Sprachen und Ideen. Gerade, weil man fühlte, daß das Christenthum eine Blüthe war, deren Stamm und Keim tief in die asiatische Religionsphilosophie seine Wurzel schlug, ruhte das Christenthum nicht, diesen Ursprung zu tilgen, zu vertuschen, zu bekehren, die Wurzel mit der Frucht zu versöhnen. Die blinden Heiden hatten für das Christenthum weit weniger Anziehungskraft, als die tauben Heiden. Die Neger, die Hottentotten genirten das Gewissen der christlichen Hierarchie weniger, als diese uns so verwandten naseweisen Hindus, diese hierarchischen Tibetaner. Man bekehrte lieber die Völker, welche das Christenthum verachteten, als die, welche gar nichts davon wußten. Der Asiate, der hat eine positive Religion, der konnte opponiren, der konnte Dogma durch Dogma widerlegen. Dies reizte die christliche Kirche, ließ ihr keine Ruhe und veranlaßte sie zu asiatischen Missionen, welche, wenn auch sehr wenig für die Kenntniß des Himmels, doch desto mehr für die Kenntniß der Erde nützten. Erst waren es Minoriten und Dominikaner, welche aus Asien geographische Bereicherungen brachten, später Jesuiten, welche namentlich China und Japan beschrieben. Ihnen folgte dann eine Reihe ausgezeichneterer Entdecker, welche theils durch Absicht, theils durch Geschäfte, welche sie aus England oder Rußland nach Asien führten, Entdecker und Bereicherer der Wissenschaft wurden.

Und Amerika! Wie hat sich dieser Welttheil aus den Nebeln der Geschichte die erst blutige Morgenrothbahn, dann eine immer sonnigere hervorgebrochen! Nachdem man versucht hatte, aus der Mischung von Alkalien jene Kraft zu finden, welche alle Schmerzen des Beutels und des Körpers heilte, warf man den Tiegel fort und schiffte sich nach Amerika ein, wo die Natur selbst die Hochöfen des höchsten Metalles aufgepflanzt hat. Die Amerikaner waren keine Goldhüter im Sinne der alten Mythologie. Schüchtern und weiblich in ihrem Wesen, ließen sie sich der Goldsucht der Europäer zum Opfer bringen. So ungeheuer gestiegen war schon der Luxus und das Verderben Europa's, daß man bei der Entdeckung Amerika's nicht im entferntesten von jenem wissenschaftlichen Enthusiasmus, der die Entdeckungen liebt, ohne an ihren Gewinn zu denken, etwas verspürte. Nur das Interesse schürte hier Bestrebungen an, die später erst der Wissenschaft, der Menschenkenntniß, der Geschichte und Moral zu Gute kamen. Wie verschieden von unserer Zeit, wo wir Reisende durch die sterilsten Gegenden haben ziehen sehen, nur getrieben von dem Wunsche, zu wissen, wie viel Seen und wie viel Flüsse, wie viel Stein- und Pflanzenarten ihnen neu begegnen würden. Sie bringen ausgestopfte Vögel, skelettirte Fische, sie bringen in Kästchen, die mit Baumwolle gefüttert sind, seltene Mineralien zurück. Was würden Ferdinand und Isabella Columbus geantwortet haben, wenn er auf diese Weise nur versprochen hätte, das naturhistorische Museum von Salamanka und nicht die leeren Geldtruhen vom Eskurial bereichern zu wollen?

Amerika lichtete sich vor den lüsternen Augen der goldgierigen Europäer schnell in allen seinen Theilen. Es wurde eine Anlockung für die Abenteuerlichkeit aller Nationen. Spanien, England, Portugal und Frankreich gewannen allmählig Besitzungen in dem neuen Welttheil, welche da, wo sie Gewinn versprachen, bald auch mit ordnender Hand kultivirt waren. Die Indianer, die karaibische Verwilderung ausgenommen, sind ein weicher, eindrucksfähiger Menschenschlag; sie haben ganz die Natur ihres Lieblingshausthieres, des Lama's, tragen willig, obgleich mit schwachen Schultern, murren nicht und gewöhnen sich sogar mit Zärtlichkeit an

den, der sie unterdrückt. Wäre dies nicht der Fall, so würde man nicht begreifen können, wie das europäische Element so schnell über das Einheimische in Amerika das Uebergewicht hätte erlangen können. Nirgends trifft man eine Reaktion des Urgeistes gegen die spätere Einwanderung an. Selbst die Indianerstämme Nordamerika's würden, wenn sie nicht von der entschiedenen grausamen Absicht verfolgt gewesen wären und noch wären, daß man sie radikal ausrottet, niemals die Waffen von der Jagd auf den Krieg übertragen haben. Während wir im südlichen Asien, in Afrika immer annehmen müssen, daß sich die Eingebornen gegen die fremden Unterdrücker jede Gelegenheit der Rache herausnehmen und sogar mit Entschiedenheit auf eine das europäische Element zuletzt doch überwältigende Revolution rechnen dürfen, ist in Amerika alles ursprüngliche und eingeborene Kolorit verwischt. Nirgends behauptet sich das Blut und die Farbe, als etwa in den bereits mit Europäischem versetzten Mischungen der Mulatten, Mestizen und Quarteronen. In diesen Mischungen ist es nur der europäische Uebermuth und klügelnde Verstand, welcher die thierischen, ungezügelten Leidenschaften des Negers und Indianers aufwiegelt. Der reine Indianer folgt mit nachgiebiger Entsagung dem kräftigen Willen des Europäers, der auch leider Scheiterhaufen genug angezündet hat, um dem armen Mitbruder das Maal seiner Tyrannei einzubrennen.

(Schluß folgt.)

Wo ist es billiger? —

Die Eisenbahn von Dover nach London ist 88 englische, oder etwas mehr als 38 deutsche oder geographische Stunden lang; die Taunusbahn von Frankfurt nach Biebrich ist höchstens 9 Stunden lang; demnach ist die erstere wenigstens $4^2/_9$ Mal so lang als die andere.

Von F. nach B. kostet die 1 Klasse fl. 2. 30 kr., die 2 Kl. fl. 1. 45 kr., die 3 Kl. fl. 1. 12 kr. Von D. nach L. kostet die 1 Kl. 15 Schilling oder fl. 9., die 2 Kl. 10 Sch. oder fl. 6., die 3 Kl. 6 Sch. oder fl. 3. 36 kr. — Nimmt man die Preise von F. nach B. $4^2/_9$ Mal, so erhält man fl. $10^5/_9$, fl. $7^{14}/_{30}$ und fl. $5^1/_{15}$. Demnach ist die 1 Kl. auf der Taunusbahn um $1^5/_9$, die 2. um $2^{14}/_{35}$, die 3. um $1^7/_{15}$ fl. theurer, als diese Plätze auf der Bahn von D. nach L. Angenommen, die Preise würden, nach Maßgabe der zunehmenden Entfernung, auf der Taunusbahn in dem Verhältniß billiger, daß sie sich auf beiden Bahnen gleich stünden, so würde dennoch die Londoner Bahn billiger seyn, als die Taunusbahn, denn auf der englischen Bahn hat man alles Gepäck frei, während man auf der Taunusbahn das kleinste Uebergewicht theuer genug bezahlen muß. Wir waren vier Personen und mußten von F. nach B. an Ueberfracht fl. 2. 55 kr. bezahlen, machte also von D. nach L. $4^2/_9$ Mal so viel, oder fl. $12^{17}/_{51}$, während wir in England gar nichts bezahlen mußten. Man muß also auf der Taunusbahn effectiv mehr bezahlen, als in England. Erwägt man hierbei, daß alles Grundeigenthum in England viel theurer ist, als in Deutschland; daß der Bau von Eisenbahnen dort weit mehr kostet, als hier; daß die Unterhaltungs- und Betriebskosten in jeder Beziehung, die Kosten für Kohlen vielleicht abgerechnet, in England weit höher stehen, als in Deutschland; daß auf allen englischen Bahnen doppelte Schienenwege liegen, die Taunusbahn hingegen nur einen einfachen Weg hat; daß man in England gewiß eben so gut wie in Deutschland einen Reservefond hat und Zinsen zieht, so muß man zugeben, daß die Preise auf der Taunusbahn, zur großen Beeinträchtigung des Publikums, viel zu hoch angesetzt sind. — Es ist sehr zu wünschen, daß dieser Gegenstand in öffentlichen Blättern weiter besprochen werde.

1 geographische Meile = 23 661 rhnl. Fuß.
1 rhnl. Fuß = 139,13 franz. Linien.
1 engl. Meile = 5280 engl. Fuß.
1 engl. Fuß = 135,1 franz. Linien.

Avis aux voyageurs.

Wenn man mit dem herrlichen Dampfboot „le chemin de fer belge", Kapitän Claeys, von Ostende nach Dover oder zurück fährt, so bittet der Aufwärter um ein Trinkgeld und ist mit jeder Kleinigkeit, die ihm der Reisende gibt, dankbar zufrieden. Fährt man mit dem alten schmutzigen Dampfschiff „Sir Edward Banks", Kapitän Philipps, von London nach Ostende, so fordert der Aufwärter von jedem Passagier 2 Schillinge, oder fl 1. 12 kr. Trinkgeld, auch wenn man nicht die geringste Dienstleistung von ihm empfangen hat. Solche unverschämte Forderung sollte doch die General steam navigation Company in London nicht dulden. Der Passagier bezahlt ja doch seinen Platz auf dem Schiff, wozu natürlich Bett und Bedienung gehört, und muß obendrein Alles, was er genießt, entsetzlich theuer bezahlen; z. B. eine Tasse Kaffee mit 18 Kreuzer.

Mannichfaltigkeiten.

Dem „Rhein. Beob." wird u. A. über die Erderschütterung vom 29. Juli aus Mainz berichtet: „In dem $1^1/_2$ Stunden östlich von Mainz, nahe an der Mündung des Mains in den Rhein befindlichen Dorfe Kostheim war die Erschütterung noch stärker als bei uns: das Dach eines Hauses stürzte ein und einige andere Gebäude wurden mehr oder weniger beschädigt. Viele Personen in dem letztgenannten Dorfe haben gleichzeitig ein feuriges, von Ost gegen West fliegendes Meteor gesehen, dessen Größe, wahrscheinlich sehr übertrieben, ihrer Versicherung nach der eines Stückfasses (600 Maß) gleich geschätzt wird. Ob es zerplatzt sey, wird nicht gesagt. In Mainz bemerkte man ebenfalls ein ziemlich starkes Geräusch und einen matten Lichtschein, der jedoch schnell vorübergehend war und auf den tiefe Finsterniß folgte. Bereits vor drei Wochen zeigte sich ein ähnliches Phänomen bald nach 11 Uhr Nachts, welches blendendes, fast drei Minuten andauerndes Licht verbreitete und mit einem starken Knall endigte." — Zu Schweigen (an der franz. Gränze bei Weissenburg) fiel eine Person, die in gebückter Stellung in einer Küche beschäftigt war, in Folge der Erschütterung zu Boden. — Zu Caub am Rhein sind Kamine, und in St. Goar ist ein Keller eingestürzt.

Aus Zilenban (Kreis Dipe) schreibt man über vorhergehende und nachfolgende Erscheinungen: Die Luft war hell und rein, der Himmel unbewölkt und sternenhell, und gänzliche Windstille. Seit etwa 36 Stunden stand der Wind in Ost. Das Barometer war seit dem Vormittage plötzlich stark gefallen, das Thermometer zeigte um halb 9 Uhr Abends noch 14 Grad, gleich nach der Erschütterung nur 7 Grad. Heute ist wieder gänzliche Windstille und drückende Hitze; Vormittags 9 Uhr schon $22^1/_2$ Grad im Schatten, und in diesem Augenblicke, Abends 10 Uhr, noch 16 Grad.

(Hanau, 30 Juli.) Gestern Morgen fand in dem Gauff'schen Saale eine Scene statt, welche nicht nur rührend war, sondern Freudenthränen dem Auge entpressen mußte. Es hatten sich hundert und dreißig hiesige Jungfrauen versammelt, um der hiesigen Turnergemeinde eine kunstreich gestickte Fahne zu überreichen, die aus den Händen dieser holden Jungfrauen hervorgegangen war. Diese Fahne, ein Muster von Stickerei- und Metallarbeiten, und in einem Werthe von mindestens 300 fl., wurde, nachdem die edlen Geberinnen von den Turnern auf's herzlichste begrüßt waren, mit dem tiefgefühltesten Danke entgegengenommen, worauf dann von den Turnern einige Gesänge vorgetragen wurden. Zur Erin-

nerung an diese schöne That wurde ein gedrucktes, von einem in der Ferne wohnenden Hanauer Turner verfaßtes Gedicht überreicht, dessen Inhalt eben so kräftige als kernige Dankbarkeit enthält. Dieses Ereigniß giebt wieder einen neuen Beweis, wie dem Turnerwesen auch von Seiten der Frauen gehuldigt wird. Y....

Korrespondenz.

Weimar, 26. Juli.

Vor einiger Zeit erschien im Voigt'schen Verlag ein Buch von dem Sparkasse-Buchhalter Hrn. Stapf hier unter dem vielversprechenden Titel: „Gegen die Renten-Anstalten, oder Beweis, daß dieselben, mit alleiniger Ausnahme der sächsischen in Dresden, weiter nichts als bloße Lotterieen und für die Betheiligten weit ungünstiger, ja für das allgemeine Wohl weit nachtheiliger als diese sind.“ Dieser kühne Angriff auf Anstalten, welche schon seit Jahren mit dem besten Erfolge bestehen und bei denen Tausende von Familien betheiligt sind, dürfte auf schwache, leichtgläubige Gemüther eine erschütternde Wirkung nicht verfehlt haben und Manche mögen mit gespannter Erwartung einer sachverständigen Beurtheilung dieser Schrift seitdem entgegengesehen haben. Eine solche hat lange auf sich warten lassen. In der Beilage zu Nro. 174 der „Köln. Ztg.“ ist nun aber Hr. Wilhelm Pelzer zu Rheydt dagegen aufgetreten und hat das Prinzip der Renten-Anstalten wacker vertheidigt. Diese, wie es scheint, sehr gründliche Abfertigung ist in mehreren Hundert Exemplaren von dem hiesigen Agenten der preußischen Rentenversicherungs-Anstalt gratis vertheilt worden und hat deshalb auch um so größeres Aufsehen gemacht. Es werden darin dem Verfasser jener Schrift nicht nur eine Menge plumper Rechnungsfehler nachgewiesen, sondern es wird ihm auch geradezu gesagt, daß er Renten zu berechnen nicht verstehe. Man ist begierig, ob und was Hr. Stapf, welcher hier für einen der geschicktesten Rechner gilt, darauf erwidern wird. — Einer obrigkeitlichen Bekanntmachung zufolge, ist auch hier der Gebrauch von Bleiröhren zum Aufpumpen des Bieres aus den Kellern in die Wirthsstuben verboten worden, indem sich ergeben hat, daß der Genuß solchen durch Bleiröhren gepumpten Bieres für die Gäste nachtheilig und unter Umständen sogar gefährlich werden kann. Bierpumpen aus reinem Zinn gefertigt sind dagegen ohne Hinderniß gestattet. — Wie bereits gemeldet, ist das hiesige Hoftheater in der Mitte vorigen Monats für mehrere Wochen geschlossen worden. Ueberblickt man die beendigte Saison, so wird man finden, daß zwar in vieler Hinsicht Mancherlei zu wünschen übrig blieb, daß aber auch die Anforderungen zuweilen so weit ausgedehnt werden, daß es unmöglich ist, sie alle zu befriedigen. So ist das Repertoir nicht nur durch einige neue Opern, Lust- und Schauspiele bereichert worden, sondern der Oberhofmarschall v. Spiegel versäumte auch nicht, den Theaterbesuchern Gelegenheit zu geben, bedeutende und unbedeutende Künstler in Gastrollen glänzen zu sehen. Unter den nur kärglich zur Aufführung kommenden klassischen Stücken unserer vaterländischen Dichter, denen billigerweise eine größere Aufmerksamkeit zu gönnen wäre, haben wir namentlich Schiller's „Wilhelm Tell“ zu bezeichnen, welches Stück bei Gelegenheit der Anwesenheit des Königs von Preußen auf dessen ausdrückliches Verlangen gegeben wurde. Wäre auch bei der Aufführung dieses Schauspiels in manchen Scenen eine größere Abrundung zu wünschen gewesen, so wurde doch die Titelrolle von Hrn. Genast mit solcher Präcision und Virtuosität dargestellt und er in seiner schwierigen Partie von den übrigen Mitwirkenden so lebhaft und kräftig unterstützt, daß man wohl einige vorgekommene Mängel leicht hätte übersehen können. Wie man aber Alles, was die hiesigen Zustände betrifft, bitter zu tadeln geneigt ist, so wird auch das Theater und gerade dieses am wenigsten verschont. So hat namentlich ein Korrespondent der Augsb. Allg. Ztg., ein Blatt, das immer als eins der ersten gelten will, die Aufführung des Tell in sehr gewählten Ausdrücken herabzuwürdigen gesucht, was hier eine um so größere Indignation erregte, als der Eindruck jener Aufführung noch zu neu und das Urtheil übertrieben und ungerecht war. Man darf sich wahrlich nicht wundern, wenn die hier wirkenden Bühnenkünstler zuweilen sich gehen lassen; denn hat irgend eine Theaterverwaltung, haben irgend Künstler einen schweren Stand, so ist es hier. Sind ihre Leistungen auch noch so vorzüglich, haben sie ihre Rollen auch noch so fleißig studirt und memorirt, nichts muntert sie auf, immer wird ihnen nur Tadel, oft bitterer, ungerechter Tadel zu Theil. Welchen Künstler sollten solche unbillige, harte, oft kränkende Urtheile zuletzt nicht entmuthigen und den Beruf zuwider machen? Wir selbst geben zu, daß Manches anders, Manches besser seyn könnte, daß namentlich ein mannigfaltigeres, aus gediegenern Werken, besonders deutscher Dichter bestehendes Repertoir sehr zu wünschen wäre, aber man vergesse nicht, daß das hiesige Theater ein Hoftheater ist und daß deshalb selbst die Auswahl der Stücke nicht immer allein von der Intendanz abhängen kann. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, verdienten unsere Bühnenzustände wohl weniger absprechend, sondern glimpflicher beurtheilt zu werden.

Herborn im Herzogth. Nassau, 22. Juli.

Ein edles Streben verdient um so größere Anerkennung, je mehr es ein stilles und bescheidenes ist. Diese Ehre gebührt dem hiesigen Gesangverein. Wiewohl einer der ältesten und tüchtigsten unseres Landes, so ist doch nur zuweilen und zwar von außen seiner gedacht worden, wenn seine Leistungen etwa der leidenden Menschheit gegolten. Ist es Pflicht der Gesellschaft, das Schöne und Gute zu würdigen, so mag darum auch eines Tages Erwähnung geschehen, welchen unsere Sänger den Freunden des Lieds und eines sinnigen Vergnügens zu einem frohen gemacht haben. Es ist der 19. Juli, der beiläufige Jahrestag des Marburger Sängerfestes, bei welchem unser Verein die Preisfahne davongetragen. Man beschloß, die Erinnerung an jene Tage durch eine entsprechende Feier zu begehen, und hoffte dadurch Gelegenheit zu finden, sich für die freundliche Aufnahme erkenntlich zu zeigen, welche unserm Sängerbund von Marburg's Liederkränzen und Bürgern zu Theil geworden. Wenn nun auch die ergangene Einladung wegen eines projectirten ähnlichen Festes zum großen Bedauern unserer Sänger abgelehnt werden mußte, so verdanken wir doch diesem Umstande die sonst nicht gewöhnte prunkendere Form des Festes. Durch zwei Choräle mit Instrumentalbegleitung wurde in der Frühe des 19. der festliche Tag begrüßt. Des Nachmittags 3 Uhr versammelten sich auf einige Böllerschüsse die activen, wie unactiven Mitglieder des Vereins im Saale des durch Laubgewinde geschmückten Stadthauses. Nachdem dahin vom Comité die Fahnen abgeholt worden, setzte sich unter Musik der ansehnliche Zug durch die Hauptstraße der Stadt nach dem nahen Homberg — einer schönen, waldigen Anhöhe — in Bewegung. Dort wurde das Fest durch eine kurze Rede des Lehrers B. eröffnet, worin derselbe die Bedeutung der Gesangvereine für die Volksveredlung flüchtig würdigte und der Mittel gedachte, durch welche ihrem Zwecke zu genügen. „Diese Fahne“, — schloß die Rede — „das ehrende Zeugniß eines rühmlichen Strebens vergangener Jahre, sie sey das flatternde Panier, das fort und fort uns mahne, unermüdlich und einträchtig das schöne Ziel zu verfolgen, welches die Kunst gesteckt, der wir uns geweiht haben. Ja, Freunde, der Fortschritt, unsere Losung, und die Eintracht, die da stark macht, sie leben hoch!“ — Der Sängerverein antwortete durch das kräftige Lied von Lenz: „Wir sind ein festgeschloss'ner Bund für hellen Liederklang rc.“ — Unter den später folgenden Gesangstücken zeichneten sich besonders „Marsch, Sang und Tanz der Bergleute“ von C. Blum und „die Weinreise“ von Zöllner aus. Die Präcision und der gute Geschmack, mit welchen sämmtliche Chöre ausgeführt wurden, verdienen um so größere Anerkennung, als der Verein zumeist aus Leuten besteht, welche ohne besondere musikalische Vorbildung, blos in einigen Abendstunden, von ihrem Tagwerk ruhend, dem Liede leben. Ehre dem Director, Hrn. C. Bausch, welcher bereits eine Reihe von vierzehn Jahren, eben so geschickt, wie uneigennützig, den Verein geleitet hat! — Musik und Tanz füllten die Pausen aus. Gegen Abend kehrte der Zug nach der Stadt zurück, und ein Sängerball beschloß die Freuden eines Tages, welchen der Himmel durch das schönste Wetter begünstigt hatte. Mögen die Bestrebungen dieses würdigen und anspruchslosen Vereins immer mit dem besten Erfolge gekrönt seyn!

Main-Wasserwärme: 4. August, Morgens, 8 Uhr: 19 Grad.

M. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 4. August. Der Pariser Taugenichts, Lustspiel in 4 Abth. von Töpfer. (Gastrolle) Louis: Fräul. Boden, vom Stadttheater zu Magdeburg.

Donnerstag, 6. August. Das Nachtlager in Granada, Oper in 2 Abth., Musik von Kreutzer. Jäger: Hr. André.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 215. | Donnerstag, den 6. August | 1846.

Ein Sonnenaufgang auf einer der nächsten Erhöhungen von Frankfurts Umgegend.

In der Nacht vom 1. auf den 2. August a. c. versammelte sich eine muntere, rüstige Schaar junger, angehender Turner, geführt von einem Lehrer, der stets bereitwillig ist, zu Geist und Körper erstärkenden Uebungen die Hand zu bieten, und einigen Eltern der jungen Wandersleute, vor dem Friedberger Thore, um eine oben ausgesprochene Turnfahrt zu unternehmen. Es war eine milde freundliche Sommernacht, ganz einladend zu solchen Fahrten. Ein tiefblauer, italischer Himmel, übersäet mit zahllosen Sternlein, welche hellfunkelnd auf die schlafende Erde niederblickten, wie die wachenden Engel über die träumenden Kinder, die Menschen, und der Mond in seinem Silberglanze ging als Hirte freundlich mit hellem, mattem Scheine unter seinen lieben Schafen umher, und obgleich er schon über tausend Jahre die Heerde bewacht, so hat er der Lämmer doch noch keins verloren.

Mitternacht 12 Uhr war als die Stunde des Zusammentreffens bestimmt, und $12^1/_2$ Uhr als die Zeit des Abmarsches festgesetzt; das Monument der gefallenen tapfern Hessen vor dem neuen Thore war der Sammelplatz. Die zuerst Angekommenen, worunter Referent dieses, sahen nach rechts und links in stillem Harren, wer nun wieder zuerst zustoßen würde.

Endlich hörte man aus den Anlagen kleine, leise Tritte schallen, unterstützt vom Aufstoßen eines Muth erweckenden Stocks, und zwei bis drei schwarze, geisterartige Figuren wurden unter den dunkeln Räumen der gigantischen Bäume sichtbar. Aengstlich und zaghaft schauten sie sich um, ob noch Niemand da sey, unter dessen Schutz sie sich begeben könnten, und freudig, mit lächelndem Angesichte, gewahrten sie Denjenigen, den sie am liebsten wünschten, ihren Freund, Lehrer und Führer. Froh, ihn zu sehen, eilten sie ihm entgegen und boten ihm die Hand, nicht wissend, ob „guten Abend“ oder „guten Morgen“ der passendste Gruß sey. „Guten Morgen, ihr lieben Gesellen der Nacht!“ schallte ihnen vertrauensvoll entgegen, und so war der Gruß fortgesetzt, weil der alte Tag im Meer der Ewigkeit verschwunden war und der neue schon anfing, sein Recht geltend zu machen. Gleich darauf kamen noch einige dem neuen Thore heraus, und nun war die vorher herrschende Ruhe etwas unterbrochen, man lobte sich wegen des frühen Aufstehens, man versicherte, daß man schon eine Stunde früher hätte da seyn können, wenn man nur gewollt habe, obgleich dem Kenner die noch schwankende, schlaftrunkene Stimme das Gegentheil bewies, und so war die Zeit des Abmarsches herbei geeilt. Es fehlten noch Manche von denen, die versprochen hatten mitzugehen; man machte sich lustig über die Langschläfer oder besser Verschläfer, und nachdem man am Thore den Verspäteten die Richtung des Zuges hinterließ, setzte man sich der Friedberger Chaussee entlang in Bewegung. In den Gartenwohnungen war tiefe Stille, alles lag in Morpheus süßen Armen oder träumte von noch nie eingetroffenem Glücke. Unsere jungen Wandersleute wunderten sich über diese lautlose Stille, und konnten nicht begreifen, daß man so lange schlafen könne. Nur das Knurren und Anschlagen der treuen Wächter in den Gehöften, so wie das rasche Vorüberfegen eines Mäusejägers, einer Katze, war das Intermezzo dieser Stille. Der Zug ging nun ohne besondere Abenteuer weiter. Es wurde viel gesprochen von den zahllosen Sternen über uns, und ein gelehrter Astronom hätte wohl die mancherlei Fragen nicht alle beantworten können. Die Milchstraße, der Wagen, der kleine und große Bär, das Siebengestirn, die Venus rc., Alles kam in Abhandlung; am interessantesten waren mehrere sehr schöne Sternschnuppen anzusehen, welche vielen der Kleinen nur aus Vater Gutmann's Kinderfreund bekannt waren, die sie aber noch nie am großen Dome der Natur gesehen hatten.

Wir kamen an der Friedberger Warte und dann am Heiligen-Stock vorüber, überall herrschte noch tiefe Stille, nur das zutrauliche Zwitschern oder der einfache Gesang des munteren Rothschwänzchens verkündete die bald erwachende Natur. Eine gute Strecke hinter dem Chausseehause an der Scheide der beiden hessischen Gemarkungen führt ein kleiner, nur wenig betretener Fußpfad rechts von der großen Heerstraße ab, und ihn verfolgend, gelangten wir an das uns vorgesteckte Ziel, die sogenannte **Berger Höhe**. Es war nach 2 Uhr, die Luft war kühl, doch nicht kalt. Im Zwielichte lag die weite, große Natur, Gegenstände ließen sich schon in nicht geringer Entfernung erkennen, das freundliche Licht der Sterne erstarb in dem größeren des rasch werdenden Tages. Wir standen auf der alten Richtstätte, deren Schauerliches auf Befehl einer hohen hessischen Landesregierung in neuester Zeit in eine freundliche Umgebung verwandelt wurde. Die großen, zum Theil zerstreut liegenden Steine, welche die beiden Richtpfeiler bildeten, sind weggeräumt und zu einer Treppe am Thurme verwendet worden. Der Thurm selbst ist ausgebessert und mit einer weithin leuchtenden weißen Spitze versehen. Die eben erwähnte Treppe führt von außen auf der südlichen Seite mit 18 Stufen bis ein Drittheil zur Thurmeshöhe hinan. Hier ist aber das Innere des leeren Thurmes selbst mit einer starken Thüre verschlossen, und den Schlüssel soll ein Chaussee-Aufseher, in Bergen wohnend, in Verwahrung haben. Warum dies geschehen und was damit bezweckt wird, weiß Referent nicht, kann auch kaum glauben, daß dasselbe in der Meinung einer hohen Landesregierung lag; wahrscheinlich ist's noch ein hessischer Zopf, übrig geblieben aus der guten, alten Zeit der Zöpfe. Der Rundplatz um den Thurm ist angelegt mit blühenden Gesträuchen, Sonnenblumen u. dgl., welche freilich bei dieser anhaltenden Dürre sehr mager aussehen.

Der Saum des östlichen Horizontes vergoldete sich nach und nach, die Farbe wechselte bald in matterem, bald in hellerem Roth, plötzlich fing der Himmel auf einem Punkte an zu glühen, die

Gluth wurde immer röther und röther, und in majestätischer Pracht erhob sich des Frühroths goldene Kugel, und das Gemüth eines Jeden wandte sich in Dank und Preiß zu Dem, der den Morgen heraufgeführt, welcher Dank in folgendem Hymnus durch Referenten ausgesprochen wurde:

Fei're, Seele, diese Wonne,
Blick zum Morgenglanz hinauf;
Groß und schön beginnt die Sonne
Wieder ihren Tageslauf.

Herrlich und mit gold'nem Flügel,
Allbelebend die Natur,
Schwebt sie über jenem Hügel
Und erquicket uns're Flur.

Sieh', wie Alles aus der Hülle
Sich erhebt und neu erwacht;
Wie entflieht die düst're Stille,
Die Begleiterin der Nacht.

Alles, Alles lebet wieder,
Athmet reinen Himmelsduft;
Und der Vögel frohe Lieder
Schallen durch die weite Luft.

Hörst Du nicht der Lerche Schwirren
Schwebend in die Luft empor?
Hörst Du nicht der Tauben Girren
Und der muntern Finken Chor?

Blumen öffnen nun sich wieder,
Die die kühle Nacht verschloß,
Und Erquickung träufelt nieder
Mit dem Thau in ihrem Schoß.

Wandle denn, Du liebe Sonne,
Deine segensreiche Bahn;
Alles voll von Deiner Wonne,
Jauchzet froh zu Dir hinan.

Segen strömt in jedem Strahle
Auf uns Alle jetzt herab,
Auf den Höhen und im Thale,
Wo Dein Licht Gedeihen gab.

Tausend, tausend uns'rer Brüder
Blicken jetzt zu Dir hinan,
Singen Dem des Dankes Lieder,
Der Dich führt die neue Bahn.

Möchten wir doch Dein, o Sonne,
Dein, o Schöpfer, all' uns freu'n,
Und der Menschheit ohne Sorgen
Treu das frische Leben weih'n.

Diese feiernden Worte wurden durch die Natur ringsum bekräftigt. Die Lerchen wirbelten in den Lüften, Finken und Grasmücken jubelten von den Zweigen der nahen Bäume, das ganze Chor der Vögel ließ aus Wald und Flur seinen Lobgesang ertönen. Und so stimmten auch die jugendlichen Kehlen aus unserer Mitte ein gemeinschaftliches frommes Danklied an: „Lobt den Herrn! Er weckt die Erde mit des Himmels Sonnenlicht!"

Die Sonne war bereits hoch empor gestiegen und ihre Strahlen verkündeten einen heißen Tag. Einsame Wanderer zogen die Straße, der Schäfer öffnete die Hürden und geleitete seine Heerde auf die üppigen Triften, und in den nahen Oertern hörte man das Sonntags-Glöcklein läuten. Es war eine heilige, feierliche Stille, es war ein wahrer Sonntagsmorgen.

Im Anschauen der erwachten Natur standen wir vertieft. Ein Panorama lag vor unsern Blicken, und aus jeder Seele stieg der Gedanke: o herrliche Natur, wie schön bist Du in Deinem Schmucke! Ueber 60 Ortschaften, Städte, Flecken, Dörfer und Maierhöfe mitgerechnet, überblickten wir mit bloßem Auge. Im W. zog der befreundete Taunus mit seinem erhabenen Feldberge, auf welchem wir im Geiste das projektirte Haus erblickten, und in blauer Ferne leuchtete die blendend weiße Kapelle Hofheim's. Südwestlich erhebt sich die Hard mit ihrem stolzen Donnersberg. Südlich der Odenwald mit seinem majestätischen Melibokus, auf dessen Gipfel ein 80 Fuß hoher Thurm in weiter Ferne sichtbar ist. Oestlich umzieht der Spessart mit seinem Freigericht das Rundgemälde. Nachdem unsere Augen sich genugsam an der herrlichen Natur gelabt hatten, stellten wir uns in einen Kreis und stimmten das kräftige Turnerlied an: „Tretet in die Runde!" Nun berathschlagten wir den Rückweg. Es wurde beschlossen, über Bergen, Seckbach und Bornheim nach Haus zu gehen. In Seckbach erquickten wir uns mit einem Glas Milch, und gelangten froh nach 7 Uhr des Morgens bei den Unsrigen an.

Dies war das Beschauen eines majestätischen Sonnenaufganges, so schön und prachtvoll, wie er selten gesehen werden kann. Mühevoll ist das Besteigen des Feldberges und ungenügend die Erwartung. Unter fünfzig Mal gelingt es kaum ein Mal, einen befriedigenden Sonnenaufgang zu genießen, größtentheils verdecken aufsteigende Nebel vor dem Gebirge oder düsterer Höhrauch in weiter Ferne die Aussicht. Möchte dieser schöne Punkt, der nur Wenigen bekannt ist, von recht Vielen oft besucht werden, und möchten sie alle so befriedigt nach Haus zurückkehren, wie wir es in vollem Sinne waren.

C. S.

Der Stein der Weisen.

(Aus Gutzkow's „Säkularbilder". Literarische Anstalt. Frankfurt a. M.)

(Schluß.)

Die Entdeckungen in Südamerika treffen nur noch das Innere desselben. Jene beiden Flächen, welche sich von dem Gürtel des Andes nach Osten und nach Westen abplatten, sind in neuerer Zeit von naturkundigen Reisenden untersucht worden. Ein großer Theil derselben kam in derselben Absicht, wie Ferdinand Kortez und Pizarro, um die Bergwerke zu untersuchen. Ein Dutzend Aktiengesellschaften waren in Europa zusammengetreten, um die Goldminen von Potosi auf's neue anzustechen und aus den Flüssen den Goldsand auszuschwemmen. Ihre Abgesandte überzeugten sich aber bald, daß der Mythus von Peru und Chili größer war, als die kleine Basis von Wirklichkeit, auf welche man ihn gebaut hatte. Ja, sie mußten eingestehen, daß sie erst jetzt die Grausamkeit der Spanier begreifen lernten, diese Grausamkeit, welche durch das Gefühl der über die Schätze der Indianer getäuschten Erwartungen gegen die vermeintlichen Besitzer derselben gesteigert wurde. Weil man weniger fand, als man erwartet hatte, so rächte man sich an Denen, von welchen man einsah, daß sie eines Betruges nicht fähig waren. Die neuern Reisenden brachten wenig Eldorado zurück, aber dafür desto mehr Naturgeschichte. Besonders ist Brasilien in der außerordentlichen Ueppigkeit seiner Vegetation und der bunten Mannichfaltigkeit jener Thierwelt, welche in der blühenden Botanik jenes Landes schwelgt, gründlich ausgekundschaftet worden. Welch' eine Welt! Alles lacht dort der Sonne mit den schönsten Irisfarben entgegen! Auf den mit den buntesten Blüthen geschmückten Bäumen wiegen sich Affen und Papageyen; unter Palmen und Kaktus, umschwirrt von wunderbar gemalten Schmetterlingen, glaubt man in den Gärten eines Sardanapals zu seyn. Ein Land bedarf solcher Schönheitswunder, um einigermaßen für die in diesen Wonnen schwelgende, sinnlich wuchernde, üppige und gefährliche Thierwelt entschädigt zu werden.

Bei Nordamerika ist es weniger das Innere, als die Gränze, die man sucht. Man kennt noch nicht die Konturen des Nordpols; man hat die nordwestliche Durchfahrt noch nicht mit Gewißheit auf die Karte bringen können. Eisgebirge und eine Kälte, die alle Vegetation, selbst auch die animalische Existenz des Men-

schen aufhören macht, werfen den Unternehmungsgeist immer wieder von der nördlichen Abplattung der Erde zurück; man wird so leicht nicht eine größere Aufopferung finden, als sie Parry und Roß bewiesen haben, doch haben auch diese kaum etwas Größeres durchgesetzt, als daß sie sich in der Fähigkeit, Kälte auszuhalten, einer den andern übertrafen.

Europa zuletzt liegt klar vor unserm Blicke. Hier wissen wir Alles, was wir besitzen; hier ist kein Wald, kein Fluß, kein Gebirg, dessen Inhalt nicht ausgemessen, gewogen und beschrieben ist. Ueberall hin ist die Civilisation gedrungen. In Europa kann man kein Cook mehr werden.

Die Entdeckungen, welche es bei uns nur noch geben kann, sind moralische, physikalische, mechanische. Bei uns sind an die Stelle der Entdeckungen die Erfindungen getreten. Die Schiffe, die man ausrüstet, gehen vor Anker in der Luft. Man rüstet Expeditionen aus, um die Elemente zu befahren, und in die Stoffe zieht eine Karawane witziger und scharfsinniger Kombinationen ein. Die moralischen Entdeckungen mögen vielleicht noch den meisten geographischen Beigeschmack haben; o ja, man kann mitten in Paris, mitten in dem Gewühl, welches an der Themse wogt und braus't, in dem, was Alle kennen, doch noch immer etwas Neues entdecken. Die vorzugsweise moderne Gestaltung der Literatur hat diese Seefahrten in das Innere der Menschenbrust übernommen. Die Existenz unseres Geschlechtes, selbst in der Hyperkultur, mit welcher sie wider Willen gesäugt und genährt ist, hat viele dunkle Schattenpartieen, daß in den Werken eines gediegenen, gefühlvollen und mit scharfen Augen begabten Sittenmalers der Leserwelt oft ganz neue Regionen unserer Gesellschaft aufgehen. Wir haben die Literatur der Mysterien erhalten, die es sich zur Aufgabe machte, der Armuth und dem Reichthum in den verschiedenen Gesellschaftsschichten tiefer nachzugraben, als beide Gegensätze bisher von Marmontel geschildert waren. Diese Mysterienliteratur lehrte uns Lebensverhältnisse kennen, die wir bisher kaum dem Namen nach kannten. Für Deutschland wäre auf diesem Felde noch viel zu thun. Man hat Mysterien von Berlin gegeben, die freilich nichts als eine verwickelte Gauner- und Criminalgeschichte wurden. Man hat Mysterien vom Lande unter dem Titel von Dorfnovellen gegeben, die wiederum ihrerseits in eine poetisirende Manier auszuarten drohen. Man könnte noch schärfer beobachten. Man würde erstaunen über die Entdeckungen, die man auf diesem Gebiete machen könnte.

Parallele zwischen einer nassauischen Lahn-Eisenbahn und einer nassauischen Länge-Eisenbahn.

Wiesbaden, 28 Juli.

Was bezweckt der Einsender des Artikels von der Lahn, vom 11. Juni, überschrieben: „Nassauische Eisenbahnen", welcher in Nro. 174 Ihres Blattes veröffentlicht worden? — Seine Meinung ist entschieden. Er bestreitet die früher von uns nicht blos erörterte, sondern auch auf das schlagende Argument der voraussichtlich verbürgten Rentabilität des Unternehmens gestützte Beweisführung, „daß eine nassauische wirkliche Internebahn, von Wiesbaden bis zur Sieg, fortgesetzt von da bis Deuz, allein dem Herzogthum Nassau zu wahrem Nutzen gereichen könne." Blickt man auf eine Specialkarte von unserm Herzogthum, so erkennt man, daß der Lauf der Lahn, von der preußisch-nassauischen Gränze zwischen Biskirchen und Löhnberg hinweg, bis zur Mündung dieses Flusses in den Rhein, auf eine Strecke von 338,622 rh.' (wovon 144,550' auf die obere Strecke von der Landesgränze bis Limburg, und 194,072' auf die untere von Limburg bis zur Mündung kommen), eine Mäanderlinie bildet, welche die des Rheins von Rüdesheim bis Niederlahnstein, und die der ganzen Mosel, weit hinter sich läßt. Wird nun, der Krümmungen wegen, welche der Rhein auf der oben bezeichneten Strecke macht, die Anlage einer Eisenbahn wo nicht für unmöglich, doch für äußerst kostspielig erachtet, was soll man dann über die viel größere Schwierigkeiten sagen, welche sich dem Bau einer Eisenbahn, parallel mit der Lahn, entgegenstellen? — Die große Kurve von Kamp bis Braubach, welche eine Ausdehnung von 35,600' hat, und am Rhein sich nur vier Mal bietet, wiederholt sich an der Lahn, von Löhnberg bis Grävenek drei Mal, zwischen Aumeneau und Limburg vier Mal, zwischen Oranienstein und Nassau zwölf Mal, und zwischen Dausenau und Niederlahnstein fünf Mal. Die Kurven sind auf den angedeuteten Lahnstrecken keineswegs so lang gedehnt, als die auf der Rheinstrecke zwischen Kamp und Braubach; sie springen vielmehr sehr häufig und in kurzen Bogen herum, sind äußerst unregelmäßig und kaum mit Schlangenwindungen, vielmehr nur mit einem abgestumpften Zickzack zu vergleichen. Während auf der Strecke von $9^3/_4$ Stunden, von der Landesgränze bis Limburg, sich ein solches Zickzack von $6^1/_4$ Stunden bietet, stellt die $12^3/_4$ Stunden lange Strecke, von Limburg bis zur Mündung der Lahn in den Rhein, ein ähnliches Zickzack von $8^1/_2$ Stunden Länge in Aussicht. Es bleiben also im Ganzen, bei einer Gesammtlänge von $22^1/_2$ Stunden, nur $7^3/_4$ Stunden, auf denen eine Lahn-Eisenbahn in wo nicht gerader, doch wenig gekrümmter Linie gebaut werden könnte, während auf eine fast doppelt so große Strecke Kurve auf Kurve folgen müßte. Dazu kommt noch, daß die durchschnittliche Höhe des Lahnufers, von der Landesgränze bis jenseit Scheeck, und von Diez bis in die Nähe von Nassau, zwischen 200 und 300 Fuß beträgt. Schlägt man jeden Kubikschuh Erdarbeit im Ganzen auch nur zu $^1/_4$ Kreuzer an, und läßt man die Verschiedenheit des Bodens, die kostspielige Sprengung der Felsen, die noch kostspieligere Fortschaffung der Erde, welche hier auf weite Strecken nothwendig wird, auch gänzlich unbeachtet, so ergibt sich dennoch, für jene alleinige Erdarbeit längs der Lahn, ein Kostenerforderniß von wenigstens 15 Millionen Gulden. Bei diesem Anschlag befindet sich indeß nur das natürliche, von der Lahn selbst vorgezeichnete Trasé im Visir. Will man, um zu häufige und zu kurze Kurven zu vermeiden, noch Durchstiche durch vorspringende Höhen bewerkstelligen, lange Tunnel erbauen, Schluchten und Abgründe überbrücken, und ähnliche großartige Kunstarbeiten in Ausführung bringen, so wird das Doppelte der vorangedeuteten Summe, nur allein zur Herstellung eines möglichst regelmäßigen Niveaus, bei weitem nicht hinreichen. Ferner ist noch zu bedenken, daß die Strecke von der preußisch-nassauischen Gränze bis zu der Main-Weserbahn, bei Gießen, nahe an 8 Stunden mißt, daß sie auf eine Länge von $6^1/_2$ Stunden den königl. preußischen Kreis Wetzlar zu durchschneiden hat, der, namentlich in seinem Hauptorte, nur voraussichtlichen Schaden von einer solchen Eisenbahn beziehen kann; daß endlich die Anknüpfung der projektirten Lahnbahn an die Main-Weserbahn nicht allein für beide Hessen, sondern auch, und zwar in noch viel größerem Maße, für die freie Stadt Frankfurt ein Abzugskanal werden wird, der Güter und Personen wohl abzuziehen, aber nicht zuzuführen vermag. — Nach dem Allen läßt sich nicht vorabsehen, wie mit solchen Chancen ein so äußerst kostspieliges Unternehmen, wie das einer Lahn-Eisenbahn auch nur im Entferntesten jemals sich rentiren könnte. Das unbestrittene Gegentheil aber wird sich zuverläßig bieten, wenn, statt einer nassauischen Querbahn, längs der Lahn, eine nassauische Längebahn, von Wiesbaden bis zum Siegner Lande, resp. von Frankfurt und Mainz bis nach Deuz und Amsterdam, in Ausführung gebracht wird. Holland, Belgien, England, Paris und Köln sind die eigentlichen Quellen des großen Welthandels und Verkehrs, welche das Herzogthum Nassau in sein Inneres zu leiten hat, um es in seiner Gesammtheit zu befruchten und ihm eine gedeihliche Zukunft zuzusichern. Niederlahnstein, ohne eine mögliche Anknüpfung an eine andere Eisenbahn auf der einen Seite, wie Gießen auf der andern, sind unwesentliche Nebenpunkte, die bei einer

so wichtigen Lebensfrage, als es eine wirkliche Internebahn für das Herzogthum Nassau ist, gar nicht in Rede gestellt werden können.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Der Sohn des rühmlich bekannten Pianisten und Komponisten Aloys Schmitt wird im Sept. d. J. seine erste öffentliche Künstler-Carrière als Musikdirektor bei dem Stadttheater in Ulm beginnen. Hr. Georg Aloys Schmitt, Sohn, dessen auf hiesiger Bühne unlängst gegebene Operette die Befähigung des jungen Tonsetzers nicht verkennen ließ und von der Kritik gewürdigt wurde, arbeitet eben an einer neuen zweiaktigen komischen Oper, welche er in Ulm unter seiner Direktion aufführen wird. Möge die von dem jungen Künstler nach freier Wahl betretene Bahn, auf welcher es heutigen Tages so schwierig ist, mit Erfolg vorzudringen, eine günstige seyn, und seinen inneren Beruf auch zur äußern Geltung kommen lassen!

Die Nummer 187 der Hamburger Neuen Zeitung ist im Gewande der Unschuld erschienen; zwei Drittel der letzten Seite haben unbedruckt bleiben müssen! —

(Vom Oberrhein, 31. Juli.) Nach Briefen, die uns zugehen, wurde am 29. d. Abends eine Erderschütterung in Karlsruhe, Rastatt, Baden, Offenburg, Freiburg, an letztern drei Orten jedoch fast unmerklich, verspürt.

Korrespondenz.

Brüssel, 25. Juli.

Da es nicht uninteressant seyn dürfte, etwas zu vernehmen über den Erfolg der bei uns gegenwärtig gastirenden deutschen Operngesellschaft unter der Leitung der Herren Pirscher und Löwe, so erlaube ich mir, Ihnen die nachstehenden kurzen Mittheilungen zu machen, wobei ich einen in der neuesten Lieferung der „Belgique musicale" enthaltenen Kunstbericht benutzt habe. Wir dürfen das Erscheinen der deutschen Operngesellschaft um so willkommener heißen, als dadurch in unser Repertoir Abwechslung gebracht und uns der Genuß verschafft wird, gefeierte Meisterwerke der mit Recht geschätzten deutschen Musik und berühmter deutscher Tonsetzer zu hören und zu bewundern. Die genannte Gesellschaft unter der Leitung der Herren Pirscher und Löwe bietet ein sehr befriedigendes Ensemble und vereinigt sowohl in den Darstellern der Hauptpartien, wie auch in denen der Nebenrollen theils ausgezeichnete, theils sehr gut verwendbare Kräfte. Dazu kommt noch, daß ein in der musikalischen Welt genugsam bekannter und geachteter Dirigent die Aufführungen leitet. Hr. Franz Lachner, k. baier. Kapellmeister aus München, ist in vollem Maße geeignet, uns die genialen Tongebilde eines Mozart, Beethoven und Weber würdig vorzuführen. Wenn unser kunstsinniges Publikum seither Gelegenheit gefunden, bei den Aufführungen des Freischütz, der Hochzeit des Figaro, des Don Juan und Fidelio Hrn. F. Lachner als einen trefflichen Orchesterdirigenten kennen zu lernen, so steht ihm auch der Genuß bevor, ihn als Componisten zu würdigen, indem die Darstellung seiner „Catharina Cornaro" vorbereitet wird und demnächst stattfinden soll. Was die seitherigen Aufführungen von deutschen Opernwerken betrifft, so hat in denselben Mad. Pirscher Veranlassung gehabt, ihre gute Gesangmethode zu zeigen und, was noch mehr ist, zu beweisen, daß sie in den Geist jener großartigen Tonschöpfungen eingedrungen und diesen wiederzugeben befähigt ist. — Hr. Reichel hat eine jener seltenen Baßlagen, die sich durch Kraft und Umfang auszeichnen und die wir namentlich in Mozart's Zauberflöte zu bewundern nicht umhin konnten. Seine Stimme besitzt einen schönen Timbre und eben so viel Abrundung, als Festigkeit und Reinheit der Intonation. In der Partie des Kerkermeisters im Fidelio leistete der treffliche Sänger Ausgezeichnetes und errang eben so stürmischen Beifall, wie in der Zauberflöte. — Auch Hr. Biberhofer, der eben jetzt in bester Manneskraft steht, muß wegen seiner eben so lieblichen, als, wo es erforderlich ist, auch kräftigen Baritonstimme mit Achtung genannt werden. Noch etwas mehr Studium und Nuancirung der Details und wir würden ihn den bedeutendsten Baritonisten beizählen. — Mademoiselle Weixelbaum muß gleichfalls mit Auszeichnung erwähnt werden und gehört in die Reihe der sehr routinirten Sängerinnen. — Ohne in weitere Details über die Mitwirkenden einzugehen, haben wir noch zu berichten, daß trotz der andauernden Hitze und des eben so schönen, als in dieser Weise höchst seltenen Sommers die deutsche Oper sich eines für diese Jahreszeit sehr zahlreichen Besuches und einer sehr freundlichen Aufnahme zu erfreuen hat und daß die Musikfreunde der bevorstehenden Aufführung von Lachner's „Catharina Cornaro" mit gespannter Erwartung entgegen sehen.

Mainz, 29 Juli.

Als freundlicher Nachklang der am 1. und 2. Juli d. J. zu Oppenheim gehaltenen Versammlung des Hauptvereins der Gustav-Adolph-Stiftung im Großherzogthum Hessen ist die an dem ersten dieser Tage von Dr. Karl Wagner mündlich vorgetragene Zeit-, Lebens- und Charakter-Skizze: „Ueber Gustav Adolph am Rhein und die Bedeutung seines Namens für den nach ihm benannten Verein", im Druck erschienen. Die eben so klar gedachte, als trefflich geschriebene geschichtliche Abhandlung umfaßt nur zwei Bogen gr. 8. Sie wird zum Vortheil einer demnächst in Bingen zu erbauenden evangelischen Kirche für 18 Kr. verkauft. Es ist hier nicht der Ort, den reichen, meisterhaften Inhalt der in Rede stehenden Schrift näher zu erörtern; gesagt sey nur, daß sie ein einfach treues Bild bietet von dem rein evangelischen Streben des großen Schwedenkönigs, dem die Verfolgung Andersglaubender eben so fremd war, als gewöhnliche Eroberungssucht, der mit Gott für die Lauterkeit des Evangeliums kämpfte und als Märtyrer seiner Lebensaufgabe starb. — Ich erfahre so eben, daß von der vorbemerkten Schrift, obgleich dieselbe erst seit einigen Tagen veröffentlicht worden, bereits über 800 Exemplare verkauft sind.

Frankfurt, im Juli.

Während die Schwesterkünste, Malerei und Bildhauerei, längst wieder durch Anschauung des classischen Alterthums und der Natur zu einem schöpferischen Bewußtseyn und zur Hervorbringung tüchtiger, reizender und neuer Gestaltungen gelangt waren, lag die Architectur noch in einem schweren und ängstlichen Schlafe am Boden und vermischte in geist- und gedankenlosen Traumbildern die Formen und Gestalten aller Jahrhunderte und aller Länder. Erst in der neuesten Zeit ist auch sie wieder erwacht, und, mit klarem Blick die Werke des Alterthums erkennend und prüfend, versucht sie es nun, jene herrlichen Schöpfungen geistig verarbeitet und auf eigenthümliche Art wiederzugeben. Ist die Architectur auch noch nicht dahin gelangt, daß sich ein durchgehender scharfer Charakter in den Gebäuden der Jetztzeit ausspräche, so darf man doch die Hoffnung hegen, daß bei allmälig nachlassender Gährung der Ideen ein dem Volksleben entsprossener Styl geschaffen werden möge. Namentlich wird es diesmal den Deutschen vorbehalten seyn, die Baukunst auf eine höhere Stufe zu bringen, da sie von ihnen nicht mehr wie bei den Franzosen als eine eitle Modesache betrachtet wird. Als Wegweiser zu dem schönen Ziele dienen uns die Meisterwerke eines Gärtner, Schinkel, Hübsch u. s. w., die, durch den Grabstichel vervielfältigt, Jedem erreichbar sind und uns die Bestrebungen dieser Meister in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit auf's Klarste zeigen. Aber mit Freude begrüßen wir auch jedes neue Werk, das von geübter Hand kommt und dem Fortschritte förderlich zu werden verspricht und darum wollen wir nicht verfehlen, die Freunde der Baukunst auf das architectonische Werk von Ludwig Lange aufmerksam zu machen, dessen erstes Heft, den Entwurf zu einem fürstlichen Hause enthaltend, dieser Tage erschienen ist.

Main-Wasserwärme: 5. August, Morgens, 8 Uhr: 19 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 6. August. Das Nachtlager zu Granada, Oper in 2 Abth., Musik von Kreutzer. Jäger: Hr. André.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlog von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 216. Freitag, den 7. August 1846.

Ausflüge von Frankfurt aus in den badischen Odenwald.

Die Eisenbahn nach Heidelberg ist eröffnet; es ist hohe Zeit, der in Nro. 173 der Didaskalia ergangenen Aufforderung, auch auf den badischen Theil der Bergstraße und des Odenwaldes aufmerksam zu machen, Folge zu leisten. Bisher wartete ich immer noch, ob vielleicht ein badischer Bergsträßer es thun würde; da dies bis jetzt noch nicht geschehen ist, so will ich, der ich lange Zeit dort gelebt und häufig jene Gegend durchstreift habe, sehen, ob ich unsern Freunden rüstiger Wanderungen einen kleinen Dienst leisten kann. — Von Heidelberg spreche ich nicht; diese Stadt und ihre Umgebung ist bekannt genug. Haupt-Bahnhof außerdem an der badischen Bergstraße ist bei **Weinheim**; dort ist man vor 9 Uhr, und erst nach 6 Uhr braucht die Rückfahrt angetreten zu werden; es bleiben also mindestens neun Stunden zur Verfügung. Die Gegend von Weinheim ist eine der reichsten und anmuthigsten. Zwei Bäche kommen hier aus dem Odenwalde, die **Weschnitz** und weiter südlich die sich in sie ergießende **Grundelbach**. Jene durchfließt das **Birkenauer**, diese das **Gorxheimer** Thal. Das Birkenauer Thal ist vom Ausgange an etwa eine halbe Stunde weit eng, von schroffen, felsigen Bergen umschlossen, macht viele Krümmungen, ist durch Mühlen belebt. Gegen **Birkenau** zu wird es breiter, flacher, weniger anziehend. Das Gorxheimer Thal ist anspruchsloser, stiller; unten Wiesengrund, neben schön bewaldete Berge. Die Berge um Weinheim, meist aus Granit, Syenit, Porphyr bestehend, haben mannichfaltige Formen. Sie sind an der vordern oder westlichen Seite mit Weinbergen, sonst meist mit Wald bedeckt; zum Theil schroff; doch führen auf alle auch ziemlich bequeme Wege. Alle haben Punkte mit schöner Aussicht in die weite Rheinebene. Wie ein Garten liegt das Land ausgebreitet; an vielen Stellen zeigt sich die Silberfläche des Rheins; die Thürme von Ladenburg Speyer, Mannheim, Worms erheben sich; selbst Mainz, Karlsruhe und Straßburg sind schon bei sehr heiterer Luft gesehen worden. Jenseits des Rheins liegt, besonders Morgens schön beleuchtet, das blaue Haardtgebirge, rechts sanftere, links, hinter Landau, seltsam schroffe Formen darbietend. Weiter rechts ist der breite Rücken des Donnersberges. Im Norden grüßt unser Taunus, fern im Süden der Schwarzwald. In der Nähe führt ein breiter, öfters unterbrochener Wiesenstreif, der das ehemalige Neckarbette bezeichnet, in längst verschwundene Zeiten. — Der nächste, niedrigste dieser Berge ist der **Schloßberg**, östlich vom Städtchen, mit den ansehnlichen Trümmern der Burg **Windeck** geschmückt. Er läßt sich in einer kleinen halben Stunde ersteigen. Den Thurm sich öffnen zu lassen, ist kaum lohnend. Etwas höher ist der südlich gelegene **Judenbuckel**, auch Steinbruch genannt. Er besteht aus Sandstein Der höchste Berg in der näheren Umbebung ist der **Wagenberg**, zwischen Weschnitz und Grundelbach. Er besteht großentheils aus Porphyr; sein schmaler Kamm führt von West nach Ost. Von manchen Punkten aus öffnet sich auch der Blick in den Odenwald; besonders schön liegt Lindenfels mit seiner weißen Kirche da. Für Freunde sehr steiler Wege ist der Nordabhang des Berges zu empfehlen. Nördlich vom Wagenberge, jenseits der Weschnitz, erhebt sich mit zwei Kuppen der **Hirschkopf**. Er hat meist Granit und Syenit. Die Aussicht in den Odenwald ist schöner als vom Wagenberge aus. Südlich von diesem, jenseits der Grundelbach, liegt der granitische **Griersberg**, mit einem breiten, wellenförmigen, von West nach Ost ziehenden Rücken. — Von entfernteren Bergen liegen noch im Bereiche eines mäßigen Tages der Oelberg, der Eichelberg, der Waldsknopf, und etwa der Hardenberg. Der **Oelberg**, bei dem zwei Stunden südlich gelegenen Schriesheim, ist höher als der Wagenberg, im Uebrigen diesem an Gestalt, Gestein und Steilheit ähnlich; sein Rücken zieht sich von Nord nach Süd. Westlich vom höchsten Punkte erhebt sich ein steiler Porphyrfels, der Edelstein genannt. Die Aussicht ist schon bedeutend verändert: Die südlichen Berge der Haardt und der Schwarzwald näher gerückt, die Ebene auch durch den Neckar belebt. Am Abhange, gegen Schriesheim zu, liegt die Strahlenburg. Den Oelberg sieht man von unserm Taunus aus als den letzten bedeutend hervorragenden, rechts vom Melibokus. Der **Eichelberg**, bei Oberflockenbach, zwei gute Stunden südöstlich von Weinheim, nicht mit einem andern, bei Gorxheim gelegenen Eichelberge zu verwechseln, bietet eine der schönsten Aussichten im ganzen Odenwalde: in der Nähe hat man mannichfaltigen Wechsel von Bergen und Thälern, von Wald und Feld, von Dörfern und Höfen; auf die meisten Berge der Bergstraße blickt man herab; weiterhin erscheint die Ebene; die Thürme von Königsstuhl, des Melibokus, des Katzenbuckels sind zu sehen. Das Hinaufsteigen ist etwas beschwerlich; die Mühe wird aber belohnt. Aehnlich ist die Aussicht vom abgerundeten, gegenwärtig oben fast abgeholzten **Waldsknopfe** bei Oberabtsteinach, zwei bis drei Stunden östlich von Weinheim. Der **Hardenberg**, östlich von Oberabtsteinach, ist an dieser Seite der erste jener langrückigen, breiten, einförmigen Sandsteinhöhen, die im innern und östlichen Odenwalde vorherrschen. Er ist mit Nadelwald bewachsen. Von ihm aus eröffnet sich der Blick nach Süden bis jenseits Heilbronn, vielleicht zu Zeiten bis an die schwäbische Alb. Die Burg auf dem basaltischen Steinsberge bei Weiler, in der Gegend von Sinsheim, ragt aus wellenförmigem Lande hoch hervor. — Außer den genannten Bergen bietet diese Gegend noch manche andere Höhe mit weiter Aussicht, noch manches liebliche Thal dar. Wie ist es aber mit Dem, das Leib und Seele zusammenhält? Freunde reichbesetzter Tafeln finden hier, ausgenommen in Weinheim, ihre Rechnung nicht; wer aber bescheidene Ansprüche macht und auch einmal mit einem ländlichen Mahle zufrieden ist, braucht weder Hunger noch Durst zu leiden.

Ich will nun einige Wege bezeichnen, die in einem Tage gemacht werden können.

1) Am Vormittage über den Hirschkopf nach Birkenau; durch das Thal zurück (2—3 St.). Mittagessen im sehr zu empfehlenden Pfälzer Hofe in Weinheim; am Nachmittage Windeck, Wagenberg, nach Gorxheim hinunter, durch das Gorxheimer Thal zurück (2—3 St.)

2) Auf den Oelberg. Von W. aus südlich über Ritschweyer, und Ritteweier nach Rippeweier (hochgelegen; Aussicht; ländliches Wirthshaus fast am höchsten Punkte), oder auch, etwas weiter, aber bequemer, über Lützelsachsen, Hochsachsen, Großsachsen, Heiligkreuz nach Rippeweier (2 St.) Von da südlich, am Schwerspathbruche vorbei, in das Schriesheimer Thal (1 St.); nun am besten an der Ostseite des Oelbergs hinauf; über die Strahlenburg nach Schriesheim (2 St.) (Pfälzer Hof u. s. w.). Dann über die Dörfer (Leutershausen, dessen weiße Kirche man zu Zeiten, z. B. von Falkenstein aus, sieht, und die drei Sachsen) zurück nach W. (2 St. — Zusammen 7 St.)

3) Auf den Eichelberg. Etwa mit einem Führer bis auf die Höhe zwischen Ritschweyer und Oberkunzenbach; nun hat man den spitzen Eichelberg fast beständig im Blicke. Oberflockenbach (Einkehr bei Leonhard), Eichelberg (2—3 St.). Hinunter nach Steinklingen, Wüstmichelbach (1 St., Einkehr bei Schmidt); durch das Thal der Grundelbach, in dem mehrere fast aus lauter zerstreuten Höfen bestehende Dörfer liegen, über Gorxheim nach W. (1—2 St.; zusammen 5 St.) Wer zu Weiterem Zeit und Lust hat, kann von Gorxheim aus den Waldweg nach Birkenau gehen.

4) Nach Oberabtsteinach, auf den Waldsknopf und etwa auf den Hardenberg. Von W. aus entweder an der Südseite des Wagenbergs hin oder über Gorxheim nach Buchklingen, Löhrbach; nun rechts vom Wege ab auf den von hier aus nicht mehr hohen Waldsknopf (2—3 St.); hinunter nach Oberabtsteinach (½ St.) (Gute Einkehr bei Schmidt; nach Umständen gibt's da Krebse und Forellen.) Zurück durch einen andern Theil des sehr zerstreuten Dorfes Löhrbach, durch Kallstadt (schönes Thal) und Birkenau nach W. (3 St.; zusammen 6 St.) Bei diesem Gange kann nun auch noch der Hardenberg hinzugenommen werden. Von Oberabtsteinach aus ist man in kaum anderthalb Stunden an der Aussicht nach Schwaben und zurück.

5) Ueber das Gebirge nach Heidelberg. Bis Rippeweier wie bei 2, (2 St.); von da nach Ursenbach und Altenbach (1 St.; Einkehr); bis an den Schriesheimer Hof, dann rechts durch den Wald nach der sogenannten Glashütte, nach Ziegelhausen (2 St.; Einkehr). Nun über den Neckar auf den Wolfsbrunnen, über das Schloß nach Heidelberg (1 St.; zusammen 6 St.)

6) Ueber das Gebirge nach Heppenheim. Im Thale bis Birkenau; links in das Thal der Leibersbach, durch Unter- und Ober-Liebersbach, nach der Juhhöhe (dem „Juhheh"; dieser Name ist kein offizieller; die mit ihm bezeichneten Häuser gehören zu Mensweier; 2 St.; sehr ländliche Einkehr; sehr schöne Aussicht besonders auf das Weschnitzthal). Nun entweder durch ein Dörfchen Namens Erbach nach Heppenheim (1½ St.), so daß man von da aus, nach einer Rast im bekannten halben Monde, die Starkenburg besteigt (1½ St.), oder über Kirschhausen auf die Starkenburg und hinunter nach Heppenheim (2—3 St.; zusammen gegen 5 St.)

Somit wären also einige Gänge bezeichnet, die gewiß ansprechen werden. Sie sind alle nicht zu stark; sie erlauben alle, entweder auf die Betrachtung der Aussichten, oder auf die Beobachtung der Natur, der Steine und Pflanzen, bei denen sich schon ein großer Unterschied gegen unsere Gegend zeigt, gehörige Zeit zu verwenden. Ganz gute Fußgänger können noch mehr thun; z. B. von W. aus im Thale bis Fürth gehen (3 St.); hinauf nach Lindenfels (1 St.; herrliche Aussicht von der Burg aus; Gasthaus in der Nähe der Burg; von da nach Heppenheim oder über den Hochstein und Reichenbach nach Bensheim (3—4 St.); oder sie könnten auch (S. 5) bis um den Schriesheimer Hof gehen, von da aus über Wilhelmsfeld, Alt-Neudorf und Schönau nach Neckarsteinach (von Weinheim aus 5 Stunden); von da aus am Neckar her (oder vielleicht auf dem Dampfschiffe) nach Heidelberg (3 St.) — Noch mannichfaltigere Wege lassen sich wählen, wenn man nicht auf einen Tag beschränkt ist; für jetzt aber sey es genug, eintägige Gänge genauer angedeutet zu haben.

Frankfurt, 28. Juli 1846. F.

Zwölfte Jahresfeier des Stiftungsfestes des rheinisch-naturhistorischen Vereins.

Mainz, 26. Juli. Mehrfach interessant war die heutige Feier; die dabei zu haltenden Vorträge, die neuen und überaus schönen Lokalitäten und die zweckmäßige Aufstellung der Sammlung zogen zahlreiche Theilnehmer und Theilnehmerinnen an. Neun Säle im zweiten Stocke des südöstlichen Flügels des ehemaligen kurfürstl. Residenzschlosses sind von Seiten der städtischen Behörde dem Vereine und seinen Sammlungen überwiesen. Ohne Uebertreibung kann man sagen, Natur und Kunst haben ihr Mögliches gethan, um diese Lokalität zu einer der sehenswürdigsten Merkwürdigkeiten unserer Stadt zu machen. Schon bei'm Eintritte in den ersten Saal wird man überrascht durch die reichhaltige Sammlung von Quadrupeden, worunter seltene Exemplare; so durchschreitet man vier Säle und tritt nun in einen fünften, weit größeren, den Sitzungssaal; die Büste des erlauchten Protektors des Vereins, Sr. königl. Hoheit unsers allverehrten Großherzogs, auf einem mit Festons und Blumen verzierten hohen Fußgestelle in der Mitte des Saales fällt dem Eintretenden sogleich in's Auge, unter ihr die Rednerbühne, zu beiden Seiten Gestelle mit den größten und seltensten Vögeln, in den Winkeln endlich zwei Erker, von denen man die herrlichsten Aussichten auf Rhein und Main, in die Bergstraße, auf Feldberg und Altkönig, in's Taunusgebirge und in's Rheingau genießt.

Daß unter diesen Verhältnissen Zuhörer und Beschauer aus allen Ständen sich eingefunden, das war vorauszusehen, der Sitzungssaal war überfüllt, und Viele hielten sich in den anstoßenden Sälen, wo man der trefflichen Akustik wegen eben so gut die Worte des Vortragenden vernahm, als in dem Sitzungssaale selbst.

Unter den Anwesenden erwähnen wir des Hrn. Vicegouverneurs des königl. preuß. Generallieutenats von Hüser, des Hrn. Festungskommandanten des k. k. öster. Generalmajors Frhrn. von Jetzer, des Hrn. Provinzialkommissairs von Rheinhessen Frhrn. von Dalwigk, des Hrn. Obergerichts-Präsidenten Dr. Pitschaft und vieler andern durch Rang und Stellung ausgezeichneter Herren und Damen.

Nach 12 Uhr bestieg der Präsident des Vereins, Hr. Medizinalrath Dr. Gröser, die Rednerbühne und eröffnete die Sitzung mit einem Vortrage, der allgemein ansprach. Er sagte ungefähr Folgendes:

Zum ersten Male versammeln wir uns heute in diesem durch unsers hochverehrlichen städtischen Vorstands Wohlwollen überwiesenen Lokale, und dieses erfreuliche Ereigniß trifft recht passend mit der zwölften Feier des Stiftungsfestes unserer Gesellschaft zusammen. Es sey mir vergönnt, Sie bei dieser Gelegenheit begrüßend, mit wenigen Worten die Empfindungen aussprechen zu dürfen, die uns heute billigerweise erfüllen. Schon der erste Ueberblick dieser unserm gesellschaftlichen Wirken gewidmeten Räume beurkundet, wie sehr sie durch ihren Umfang und ihre allerwärts verbreitete helle Beleuchtung ihrer neuen Bestimmung entsprechen, während ihnen ein großartiger Baustyl, die Mitgift ihrer früheren

Bestimmung Erhabenheit, eine geschmackvolle Einrichtung, Zierde und Anmuth verleiht und die herrlichste Fernsicht auf Rhein, Main und deren reizende Ufer sie zu einem der schönsten Gesichtspunkte von ganz Deutschland erhebt, woselbst sich Aug' und Geist gleichmäßig erweitern und ein Hauch der Begeisterung für alles Höhere weht. So vereinigt diese Stätte auf die erfreulichste Weise mit dem Nützlichen das Schöne und Angenehme, das Enthaltende und Enthaltene (le contenant et le contenu) entsprechen einander auf das Vollkommenste. Nur habe ich in Bezug auf das Letztere entschuldigend zu erwähnen, daß die gehörige Bezeichnung desselben, die schuldige Hinweisung auf alle jene Gegenstände, welche der Gesellschaft als Geschenke zugewendet wurden, der aufopfernden Mühe des Hrn. Direktors Dr. Bruck und des Hrn. Conservators Dr. Ruckeisen ungeachtet, der Kürze der Zeit wegen unmöglich geworden ist.

Der Redner geht nach dieser Einleitung auf die Geschichte der Räume über, die jetzt der Verein inne hat; sie waren, sagt er, der Wohnsitz des hiesigen Regenten, hier wurde über die bedeutendsten Ereignisse im deutschen Vaterlande berathen und mit entschieden. Um nur einen Beweis hiervon Ihnen vorzuführen, erwähne ich Folgendes: Nachdem der Erzherzog Franz, König von Ungarn und Böhmen, am 14. Juli 1792 in Frankfurt a. M. als erwählter deutscher Kaiser gekrönt worden war, traf derselbe am 19. Juli zu einem Fürsten- und Minister-Kongresse hier ein, welcher hinsichtlich der Maßregeln berathen sollte, die wegen der französischen Revolution zu ergreifen wären. Bei diesem Kongresse waren außer dem von seiner Gemahlin begleiteten Kaiser gegenwärtig die Erzherzoge Karl und Palatinus von Oesterreich, der König von Preußen, die Kurfürsten von Trier und Köln, die Prinzen von England, die Landgrafen von Hessenkassel und Darmstadt, der Markgraf von Baden, die Herzoge von Würtemberg und Zweibrücken, die Fürsten von Nassau, die ausgewanderten französischen Prinzen und viele Minister, Gesandte und andere hohe Personen, die alle von dem letzten Kurfürsten gastlich empfangen und auf's herrlichste bewirthet wurden. — „Jedoch der Mensch erfährt, er sey auch wer er mag, ein letztes Glück und einen letzten Tag."

In welcher Weise diese Wahrheit sich auch an dem letzten des hiesigen Regenten bewährt hat, ist allbekannt, so wie daß in Folge dessen diese seine fürstliche Burg jahrelang entwürdigt und verlassen dastand, also, daß man, wie Jeremias von der zerstörten Stadt Jerusalem, auch von ihr sagen konnte: Wie liegt sie so einsam da, die voll Volks war, die eine Fürstin, eine Königin war, muß nun dienen.

Nachdem aber also das unerbittliche Schicksal den frühern fürstlichen Bewohnern auf immer diese Räume verschlossen hatte, konnten sie nach langer öder Verlassenheit zu einem schönern Zwecke wieder eröffnet werden, als zur Aufnahme jener Hülfsmittel, die den menschlichen Geist veredeln und sein Daseyn verschönern? Von dieser Ueberzeugung erfüllt, bestimmte unser hochverehrlicher städtischer Vorstand, mit Genehmigung der höhern Behörden, den vormaligen fürstlichen Wohnsitz zur Aufnahme der städtischen Bibliothek, des städtischen Münzkabinets, der städtischen Sammlung römischer und mittelaltlicher Alterthümer, einer zahlreichen städtischen Gemäldesammlung und der Naturhistorischen Sammlung unsers Vereins.

Dieser Verein steht dermalen allein als selbstständiger Körper den übrigen städtischen Instituten gegenüber; mir, als seinem gegenwärtigen Stellvertreter, sey es daher verstattet, allen hochverehrlichen Behörden, von welchen die Wiederherstellung dieser Räume ausgegangen ist und unterstützt wurde, hiermit den tiefsten Dank auszudrücken.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Bamberg, 3. August.) In der Nacht vom 1. auf den 2. d. wurde um 9 Uhr 30 Min. A. eine für die Beobachter vor dem Monde vorübergehende dunkle Kugel, im scheinbaren Durchmesser ungefähr der Hälfte des Monddurchmessers gleichkommend, wahrgenommen. Es wäre interessant, wenn von andern Beobachtungsorten über dieses Phänomen gefällige Notizen an die Redaktion abgegeben werden wollten. — Das Faktum einer lokalen Erderschütterung in der Gegend von Frankfurt hat sich bestätigt; hiedurch ist der Beweis geliefert, wie seicht unter der Bodenoberfläche der Heerd dieser Erschütterung lag, indem dieselbe sich innerhalb so enger Gränzen beschränkte. Es kann hier durchaus nicht die anerkannt allgemein unter der erkalteten und erstarrten Erdrinde wirkende vulkanische Potenz, sondern nur eine ganz örtliche Dampfentwicklung thätig gewesen seyn. (F. M.)

(Großkrotzenburg a. M.) Am 1. August zeigte sich dahier um halb elf Uhr Abends bei heiterm Himmel ein merkwürdiges Phänomen in der Gestalt eines waagerecht schwebenden, von Osten nach Westen stehenden, feurigen Stabes von der Größe einer Ruthenstange, welches ungefähr eine Minute am nördlichen Himmel bemerkt wurde. Gleichzeitig wurde es plötzlich ganz helle und der Wind wehte bedeutend stärker, als vorher von Osten nach Westen.

(Altona, 1. August.) Gestern Abend (31. Juli) gegen $9^1/_2$ Uhr erblickten wir hier das glänzende Meteor einer Feuerkugel von bedeutender Größe, welche mit außerordentlicher Schnelligkeit von Südost gegen Nordwest die Luft durchzog und in Westnordwest ohne Geräusch zerplatzte. Wir machen bei dieser Gelegenheit unsere Landsleute auf die nahe bevorstehenden Asteroidenschwärme aufmerksam, welche unter dem Namen des Laurentiusfeuers bekannt sind und in der Zeit vom 9. bis 14. d. M. einzutreten pflegen.

Korrespondenz.

Marburg, Mitte Juli.

Das schon in diesen Blättern erwähnte Konzert des hiesigen Männergesangvereins „Orpheus" zum Besten der Abgebrannten in Bonbaden fand am 9 d. M. im Saale des „Englischen Hofes" statt. Mit der freundlichsten Bereitwilligkeit ging der Verein an's Werk und alle Mitglieder beeiferten sich, unter der Leitung ihres überaus thätigen Dirigenten, Hrn. Cantor Seibert, die Aufführung möglichst rasch und tüchtig zu Stande zu bringen. Es wurden im Ganzen zwölf Piecen in zwei Abtheilungen executirt, von denen das hiesige Orchester zwei Ouvertüren und Hr. Universitäts-Musikdirektor Deichert eine Phantasie für Violine, von Kalliwoda, übernommen hatten. Die übrigen waren: Sylvanus, Männerchor von Kreutzer, eine Baßarie aus Haydn's Schöpfung, die Sänger am Nil, Quartett von Speier, Walliser Schiffergesang, Männerchor von Schädel, die Liebe, Männerchor von Cherubini, ein Duett aus den Puritaneen, der Wald, Männerchor von K. Häser, des Hauses letzte Stunde, Ballade von Almenröder, und ein Jägerchor aus Marschner's Templer und Jüdin, mit Recitatio und Soli's. Als Solosänger zeichneten sich die Herren Doerlam, Crämer, Zimmermann und Banzer durch Fleiß, Präcision und meist recht gute Stimmen rühmlich aus, wie nicht minder die Chöre durch Kraft und Sicherheit. Hr. rc. Deichert begründete schon längst als Kapellist zu Kassel seinen Ruf als vortrefflicher Geiger und bewährte ihn auch hier glänzend. Jene Leichtigkeit, Reinheit und Tonfülle der Spohr'schen Schule, die Gabe, ein abgerundetes, plastisches Ganzes darzustellen, sind vorzugsweise beim Violinspiel wohlthuend und Hr. rc. D. ist darin ein Meister. Die Theilnahme des Publikums gab sich sowohl durch einen selten so zahlreichen Besuch, als auch durch reichen Beifall zu erkennen; letzterer um so mehr mit Recht, da öffentliche Aufführungen des Orpheus nur bei speciellen Veranlassungen stattfinden und diesmal der Kunstsinn mit der Wohlthätigkeit so freundlich Hand in Hand erschien. Wir heben noch besonders hervor, daß kein Mitglied freien Eintritt beanspruchte und daß der Gast-

wielh Hr. Grampp das Local gratis überlassen hatte. — Außer dem Orpheus bestehen hier noch drei bis vier andere musikalische Vereine, namentlich auch mehrere für Männergesang. Leider müssen wir aber berichten, daß die Harmonie unter diesen eben nicht immer sehr musikalisch ist, daß statt Gemeinsinns, der den Bürger so schön ziert, dessen der deutsche Bürger so sehr bedarf, gar häufig subjective, egoistische Zwecke dominiren, so daß ein gemeinschaftliches Unternehmen entweder gar nicht oder stets nur unter schweren Geburtswehen zu Stande zu kommen vermag. Auf, ihr Männer von Marburg, vereinigt euch zu einem gemeinschaftlichen größeren Zwecke! Ihr habt allezeit Arme bei euch, geistig wie leiblich Arme; jene erhebt, daß sie größer denken lernen, diesen aber lindert zunächst die äußere Noth! Vereinigt euch zu größeren periodischen Aufführungen im Jahre für eure Armenkasse, Kleinkinderschule, Industrieschule u. dgl., rasch und männlich, ohne Wortkrämerei und Spitzfindigkeit zur That geschritten, das Werk wird gelingen und Segen bringen. — Wie unheilsvoll kleinlicher Eigennutz und Egoism durch Städte und Landschaften hin grassirt, wie sehr Gemeinsinn, Vaterlandsgefühl und eine große, würdige Auffassung der Gegenwart und ihrer Bestrebungen noth thun, weil noch so sehr viel von diesen Tugenden mangelt, — davon hat auch neuerdings der s. g. Lahnsängerbund ein eclatantes Exempel gegeben. Zur Lehre und Warnung mögen hier die Grundzüge der Geschichte an die Oeffentlichkeit treten. Im Sommer 1841 kamen im Busch'schen Garten zu Gießen Liedervereine von Wetzlar, Marburg und Gießen zusammen, sangen und vergnügten sich und beschlossen endlich, jedes Jahr in einer der genannten Städte ähnliche Zusammenkünfte der Sänger des Lahnthales zu veranstalten; Wetzlar und Marburg konnten sich jedoch nicht einigen, wo im Jahre 1845 das Zusammenkommen seyn solle, bis das Loos geworfen für Marburg entschied. Hier reichten sich sofort alle Vereine freudig die Hand, es erfolgten nach mehreren Seiten hin Einladungen, besonders aber nach Wetzlar und Gießen. Letztere sagte zu Wetzlar aber lehnte nach langem Zögern unter dem Vorwande: „weil das Fest gegen die Verabredung auf zwei Tage ausgedehnt würde“, die Einladung ab. Dies war ein haltloser Grund, also keiner. Hatte man doch schon in Gießen erlebt, daß aus zwei Tagen einer gemacht wurde, und was für einer! Es war also Pflicht der Festordner, dies zu vermeiden, und mit welcher Ordnung und Lust das Marburger Fest 1845 begangen wurde, darüber herrscht nur eine Stimme. Bei Wetzlar handelte es sich blos um's Primat. Deshalb lud auch Hr. Cantor Franke zu Wetzlar die meisten bereits nach Marburg auf den 19. Juli geladenen Vereine zu sich nach Wetzlar und zwar schon auf den 10. Juli ein. Indessen wurde nur Gießen untreu und in Marburg freuten sich 14 Vereine ihrer Gemeinschaft, von denen 9 im Wettgesange kämpften und Herborn den Preis erhielt. Im Laufe dieses Sommers endlich wurde am 5. Juli zu Braunfels ein Sängerfest, das sich die Bezeichnung „zweites (oder drittes?) Fest der Sänger des Lahnbundes“ anmaßte, obgleich die meisten dazu gehörigen Vereine erst wenige Tage vorher und zwar durch öffentliche Blätter davon Kunde erhielten. Dies ein kleines Pröbchen deutscher Einheit, gegeben von einem Bündnisse in diesem Jahre! Wie viel haben doch die Deutschen hierin noch zu lernen! Da wird oft über die Gauen und Gränzen hinaus geblickt nach der Schweiz, Frankreich oder gar nach Amerika, denen wir gar nichts vorzuwerfen haben, denn der Wurm der Zwietracht bohrt uns im eigenen Marke. Es handelt sich durchaus nicht blos um Werth und Bedeutung solcher Sängerfeste an sich, sondern um den Volksgeist, der sich hier manifestirt. Möge der gute deutsche Michel doch recht häufige ernste Selbstbetrachtungen anstellen und ein Bischen mehr Anstelligkeit lernen, dann wird Bruder Rhein gastfreier und die schwesterliche Lahn einigere Ansassen aufweisen und er selbst seine Freude d'ran haben können!

Kassel, 4. August.

Unsere Ausstellung von Gewerbs-Erzeugnissen ist dermalen eben so still vorübergegangen, wie in unserem ganzen Gewerbswesen große Stille herrscht. Wenn man zwar das Verzeichniß der zur Ausstellung eingesandten Erzeugnisse oberflächlich betrachtet und sieht, daß dasselbe 676 Nummern enthält, so wird dies im ersten Augenblick vollkommen genügen, bis man sich überzeugt, daß das nur geschehen seyn kann, um einen dickleibigen Katalog zu schaffen. Indem wir Belege hierfür liefern, bemerken wir nur, daß z. B. die Arbeiten einer Bijouteriefabrik 112, die eines Kammmachers 72, die eines Gürtlers 28 Nummern ꝛc. einnehmen. Zur Ehre unserer hessischen Industrie wollen wir aber doch annehmen, daß die diesjährige Gewerbe-Ausstellung nicht im Stande war, uns ein Bild von ihrer Thätigkeit und ihrem Gesammt-Fortschritt zu liefern. Wir wollen den aufgelegten Gegenständen ihre volle Anerkennung zu Theil werden lassen; fast jeder Artikel kann für sich als Meisterstück gelten; aber gar viele Erzeugnisse, die wirkliche Handelsartikel sind, waren gar nicht vertreten. Wir wollen hier die Gründe nicht untersuchen, weshalb gar Manche ihre Producte nicht eingesandt haben und uns das bei anderer Gelegenheit vorbehalten; bemerken mußten wir es nur, damit die Idee nicht Wurzel fasse, die Mehrheit der kurhessischen Industrie sey vertreten gewesen. Wir wollen hier auch keine Kritik liefern; nur das möge man uns nicht verargen, wenn wir auf das Unsystematische der Ausstellungs-Ordnung, als auch des Katalogs aufmerksam machen. Die Technologie ist eine Wissenschaft, und wir verlangen deshalb auch grade in einer solchen Ausstellung, daß ein System darin herrsche. Wir vermögen keine technischen Uebergänge von chromatischen Blasinstrumenten zu Helmen, Cigarren, Steingut, Gußeisenwaaren, Stiefeln, Papparbeiten ꝛc. zu finden. So viel Rücksichten müssen genommen werden, wenn man an die öffentliche Beurtheilung appellirt, wie bei solchen Gelegenheiten; da muß man auch so viel Achtung vor Denjenigen haben, die urtheilen sollen. Oder sollte der kurhessische Handels- und Gewerbverein auf das Wissenschaftliche des Gewerbewesens gar keine Rücksichten nehmen wollen? Wirklich, die Sachen sind verzeichnet und aufgestellt wahrscheinlich wie sie eben ankamen, und man hat sie chaotisch so gestellt, daß manche Zusammenstellungen ein Lächeln abzwingen.

Usingen, Ende Juli.

Ich bin sehr erfreut, Ihnen von neuen Fortschritten des kannenzischen Volkslebens melden zu können, denn das wohlgelungene, an schönen Einzelnheiten so reiche und durch keine Rohheit oder Unsitte gestörte Feldbergfest hat auf den gesunden Volksgeist der Städte und Dörfer ringsum Wunder gewirkt und allem deutschen und gemeiner Gesinnung feindlichen Streben einen gewaltigen Aufschwung gegeben. — Wahrlich! das schöne Fest hat für uns ein früher ungeahntes Ergebniß gehabt: es hat das Turnwesen bei uns zur wirklichen Volkssache gemacht. Vor einigen Jahren war die Turnanstalt im hiesigen Schloßgarten nur für die Staatsdiener und Die, „welche zwischen den Staatsdienern und den Bürgern sind“, bestimmt; jetzt ist der Gebrauch der Anstalt auf die zuvorkommendste Weise der neuen Turngemeinde gestattet worden. Dieselbe besteht aus 40 Mitgliedern, meist jungen Bürgern und Bürgerssöhnen und ist mit großer Schnelligkeit in einer Versammlung begeisterter Freunde ächter Volksbildung in dem Bibliothekzimmer auf dem Rathhause in's Leben gerufen worden. So sehen wir unsere Stadt hinter den Nachbarstädten Friedberg und Butzbach, Homburg und Idstein nicht zurückbleiben; wir sehen, wie den Feldbergfesten immer neue, gesunde Kräfte zuwachsen; wir sehen die deutsche Nationalgesinnung eine Wahrheit werden, nachdem sie lange ein Traum der Jugend und der Dichter war; wir sehen, wie sich ein Band treuer Gesinnung und rühmlichen Wetteifers um die verschiedenen Städte nach verschiedenen Gesetzen beherrschter deutscher Staaten schlingt! Künftig sind die edlen Sängerbünde nicht mehr die einzige geistige Brücke, welche von einer Stadt zur andern führt, denn die Turngemeinden sind vielleicht eben so einflußreich für diesen edlen Zweck. Wie viel die ächten Volkslesevereine gewirkt haben, das neue Leben hervorzurufen und zu entwickeln, überlasse ich Jedem, bei sich selbst zu erwägen und schließe meinen Bericht mit der frohen Nachricht, daß unsere Musteranstalt auch in Biedenkopf (Oberhessen) einen tüchtigen Lese-Verein in's Leben gerufen hat und daß der „würtembergische Volksschriftenverein“ unter Direktion des Hrn. Pfarrers Süßkind zu Sappingen bei Blaubeuern unserer Anstalt seine sämmtlichen Schriften zum Geschenk gemacht hat. Möchten die benachbarten wetterauischen Lese-Vereine zu Butzbach, Lich, Grünberg, Münzenberg ꝛc. eben so glücklich seyn!

Main-Wasserwärme: 6. August, Morgens, 8 Uhr: 19 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 6 August. Das Nachtlager zu Granada, Oper in 2 Abth., Musik von Kreutzer. Jäger: Hr. André.

Samstag, 8. August. Ein deutscher Krieger, Schauspiel in 3 Abth., von Bauernfeld.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 217. Samstag den 8. August 1846.

Rienzi.

Mitternacht ist's. Die Campagna ruht tief in des Schlummers Schooß.
Da vom seid'nen Pfühle reißt sich der Tribun voll Unmuth los.
Auf den hohen Söller teilt er, der die Stadt weit überschaut.
Unten liegt die ew'ge Roma, von den Göttern selbst erbaut.

Weithin schweifen seine Blicke; mächtig pocht das kühne Herz;
Finster zuckt die stolze Braue; ist es Bangen, ist es Schmerz?
Leis' bewegen sich die Lippen; ist's Verwünschung, ist's Gebet?
Von den schwarzen Locken wird die tiefgefurchte Stirn umweht.

Und so steht er. Da umschlingt ihn unvermerkt ein weicher Arm;
Und an seinem sturmdurchwühlten Herzen schlägt ein Herz so warm.
Seine holde Gattin ist es, die verweisend zu ihm spricht:
„Lassen selbst im Reich der Träume dich die stolzen Pläne nicht?

Komm' zurück! Auf weichem Pfühle sollst an meiner Brust du ruh'n;
Kühner Kola! In der Liebe Arm vergesse den Tribun.
Liebe athmen alle Lüfte, die uns spielend hier umweh'n.
Liebe haucht die Mandelblüthe; — willst allein du widersteh'n?".

Doch Rienzi wendet rasch sich zu dem schwarzgelockten Weib;
Und mit starkem Arm umfasset er den schlankgeformten Leib.
„Siehst du drunten auf dem Campo jenen wilden Rosenstrauch?
Balsam duften seine Blüthen, — aber Dornen trägt er auch.

An des Anios üpp'gen Ufern siehst du die Cypresse steh'n?
Stolz erhebt sich ihre Krone, in den Fluthen strahlt sie schön.
Doch die Wasser, welche tändelnd jetzt umspülen ihren Fuß,
Werden bald sie niederreißen in ergrimmtem Wogenschuß.

Und wenn auch die Wellen klagend über die Gefall'ne zieh'n,
In dem Reich der milden Lüfte wird sie nimmermehr erblüh'n.
Weh dem Manne, der dem schwanken, wankelmüth'gen Volk vertraut!
Weh dem Thoren, der vermessen hat sein Haus auf Sand gebaut.

Freiheit hab' ich diesen Römern, Cato's Enkeln, einst gezeigt.
Zog sie aus dem Staub der Knechtschaft, d'rin sie sclavisch sich gebeugt.
Doch nun, da der Bär auf's neue seine scharfe Klaue wetzt —
Hat sie schon sein dumpfes Brüllen, seiner Augen Gluth entsetzt.

Siehst du dort die beiden Löwen, von des Mondes Licht bestrahlt?
Wie Egyptens Pyramiden sind sie manch' Jahrtausend alt.
Schau die marmorstarren Wächter! — Ihre Ruh' ist schauerlich;
Eine inn're Stimme sagt mir's: Dort erreicht mein Schicksal mich.

Doch mein Name wird noch leben, — wenn mich auch der Blitz gefällt.
Was ich wollte, was mein Streben, würdigt eine spät're Welt.
Du sollst aber flieh'n von dannen, du, die meines Lebens Licht;
Trifft auch mich das schwarze Schicksal — dich erreichen soll es nicht."

„Fliehen soll ich? dich verlassen? Kennst du also meinen Sinn?
Darfst du, stolzer Römer, dieses fordern von der Römerin?
Nein, — was immer dich mag treffen, treffen wird es uns vereint.
Eines Römers ächte Gattin hat den Gatten nie beweint."

Und Rienzi schließt die Holde fester an die volle Brust.
Seine Blicke sprüh'n Begeist'rung, seine Wange glüht in Lust.
„Ha! ein Weib wie du nur selten Rom in seinen Mauern sah;
Wache auf, hochherz'ger Cato! Hier lebt meine Porzia.

Reich beschenkte mich das Schicksal; groß vor Allen steh' ich hier;
Doch den reichsten aller Schätze gab es gütig mir in dir.
Du bist mehr als alle Kronen, die das Römervolk mir bot,
Und in deinen Armen wird zur Himmelslust der bitt're Tod.

Mögen sie, was ich begonnen, stürzen in empörter Wuth,
Mag die heil'ge Roma trinken ihres letzten Sohnes Blut, —
Ha, mit dir schwing' ich mich fliegend zu dem Reich der Sterne auf,
Wenn auch blutig meine Sonne schließt hienieden ihren Lauf."

Carl Saurr.

Ein Morgen im badischen Ständesaal.*)

Schlag neun Uhr, gerade zur rechten Zeit, hielt unser Fiaker vor dem badischen Ständehaus. Ich muß gestehen, man sieht es dem Gebäude nicht an, daß es den größten Schatz eines nicht unbeträchtlichen deutschen Volksstammes in sich schließt; so unscheinbar und arm an allem architektonischen Schmuck steht es da. Doch wir wollen uns dabei nicht lange aufhalten; was liegt am Ende an der äußeren Form, wenn sich der Inhalt nur als tüchtig und mächtig erweis't. Das ist die Hauptsache, weil ohne Inhalt auch der prachtvolle Pallast der kurhessischen Volksvertretung — ohne dessen Besichtigung kein rechtschaffner Reisender aus Kassel entlassen wird — für das Volk keinen Werth haben würde. Wir eilten schnell durch den innern Hof zur Gallerie hinauf, die schon so mit Menschen besetzt war, daß es in der That einige Hintansetzung der schüchternen Bescheidenheit erforderte, um noch einen einigermaßen erträglichen Platz zu erlangen. Gottlob! nach einer kleinen Anstrengung und mehreren guten Worten, welche bei den höflichen Karlsruhern einen guten Acker fanden, erhielt ich einen sehr bequemen Sitz und konnte nun mit vollkommener körperlicher Be-

*) Aus dem Sonntagsblatt zur Weser-Zeitung.

zuglichkeit den ganzen Saal überblicken. Er ist in der Weise eines Theaters in einem Halbkreise gebaut, an dessen Durchmesser sich noch eine rechteckige erhöhte Erweiterung — gleichsam die Bühne — ansetzt. In der Mitte dieser Bühne, wenn man mir den wirklich bezeichnenden Ausdruck der Kürze wegen verzeihen will, steht unter einem rothen Thronhimmel ein ebenfalls roth ausgeschlagener Lehnsessel, der Thron des Großherzogs, merkwürdigerweise mit der Oeffnung gegen die Wand gekehrt, weil Se. königliche Hoheit die Kammer diesmal nicht in eigener Person eröffnet hat. Ungefähr auf dem Durchmesser jenes Halbkreises, gerade in seinem Mittelpunkt, erhebt sich noch immer auf jener Erhöhung der Stuhl des Präsidenten, an dessen beiden Seiten die Sitze der Sekretäre, in einiger Entfernung zur Rechten die Ministerbank und links, dieser symmetrisch entsprechend, ein anderer verschiedenartig zum Schreiben gebrauchter Tisch sich anschließen. Vor dem Präsidentenstuhle, schon aus gleichem Niveau mit den Sitzen der Deputirten, steigt die Rednerbühne empor, und unmittelbar daran sind die Pulte der beiden Geschwindschreiber gelehnt. Diesen eben beschriebenen Plätzen entgegengekehrt, laufen in drei amphitheatralisch über einander aufsteigenden Reihen parallel mit der Peripherie des Halbkreises die sechzig Sitze der Deputirten in der Weise, daß ein auf den Präsidentenstuhl im rechten Winkel gerichteter Ausgang sie in zwei Hälften — die rechte und die linke Seite — scheidet. Alle Sitze, deren jeder ein Tischchen zum Schreiben und Aufbewahren der nöthigen Papiere vor sich hat, sind mit grünem Saffianleder dem Anscheine nach äußerst weich ausgeschlagen und geben, in Verbindung mit dem geschmackvollen Teppich, dem ganzen Saal ein sehr gemüthliches Aussehen. Ueber den Deputirten zieht sich in halber Höhe des Saals unter einem Säulengange die Gallerie hin, deren schon an sich beengte Räumlichkeit noch durch zwei Logen für die Mitglieder der ersten Kammer und abermals zwei Logen für distinguirte Personen unangenehm beengt wird.

Halten Sie mir, Herr Redakteur, die umständliche Beschreibung der Lokalitäten aus dem Grunde zu gut, weil gewiß der größte Theil Ihrer norddeutschen Leser sich bisher keine Vorstellung eines vaterländischen Ständesaals aus eigener Anschauung hat bilden können, und es außerdem doch nicht so ganz uninteressant ist, auch gerade die Wahlstatt kennen zu lernen, auf welcher der Kampf der Gegenwart sich am heftigsten verwickelt hat.

Der Saal war noch ziemlich leer; erst allmählig traten die einzelnen Deputirten herein, Freund und Feind durch einander, wie sich das eben traf, gänzlich ungenirt; so daß ein mit den einzelnen Persönlichkeiten nicht Bekannter vor der Eröffnung der Sitzung die Parteien wohl schwerlich aus ihrer äußeren Haltung unterschieden haben würde. Da stand z. B. der Abgeordnete Hecker im freundschaftlichsten Gespräch mit dem alten Nebenius und prieste, höflich dankend, aus der ihm dargebotenen ministeriellen Dose. Nicht weit davon begrüßten sich der Abgeordnete Mathy und der Regierungskommissär Bekk mit vollkommener Herzlichkeit, als ob niemals die geringste „Irrung" zwischen ihnen vorgekommen wäre oder überhaupt vorkommen könnte. Man wird mir vielleicht einwenden, daß Meinungsverschiedenheiten keinen Einfluß auf die gegenseitige Beurtheilung der Charaktere auszuüben brauchen — es mag das die allmählige Errungenschaft einer langen politischen Laufbahn seyn, ich gebe es zu; der gewöhnliche Mensch aber vermag sich nicht bis zu diesem Standpunkt zu erheben; seine gute Ueberzeugung macht ihn intolerant und mißtrauisch gegen die ihr widersprechende Meinung Anderer, er weiß sich nicht einem Menschen zu nähern, dessen ganze Richtung schnurstracks der seinigen entgegenläuft, und mit welchem er nicht nur nicht sich scharf bekämpfende Gedanken, sondern auch eben so scharfe persönliche Ausfälle ausgetauscht hat.

Es ist zu unbedeutend, die einzelnen Gruppen zu zeichnen, wie hier der alte Itzstein einen Augenblick auf der rechten Seite Platz nimmt, um mit einem Altersgenossen zu plaudern, oder umgekehrt einer von der Rechten sich auf kurze Dauer auf die Linke begiebt — kurz man bewegt sich bunt durcheinander, bis auf ein Mal der Ruf des Präsidenten: „Die Herren werden gebeten, Ihre Plätze einzunehmen," diese entente cordiale unerbittlich zerschneidet, und nach rechts und links die noch eben so einig gestimmten Gemüther in die feindlichen Lager abziehen heißt.

(Fortsetzung folgt.)

Zwölfte Jahresfeier des Stiftungsfestes des rheinisch-naturhistorischen Vereins.

(Fortsetzung.)

Der Redner sprach hierauf von dem Wechsel der Dinge, von dem Vertrauen des Menschen, dieses Wechsels ohngeachtet, in die Zukunft, von den großen Resultaten, die Friede und Eintracht seit dem 12jährigen Bestehen des Vereins zu Stande gebracht, von der Fortbildung und Vervollkommnung dieses Instituts, und fetzte dann hinzu: mit diesen Gesinnungen ist noch eine eng und unzertrennbar verschwistert; es ist die der Dankbarkeit gegen alle Förderer unseres Wirkens, vor Allem aber gegen unsern huldvollsten Protektor. Wir haben nie unterlassen, die jährliche Feier unsers Stiftungsfestes unter dem allverehrten Bildnisse Sr. k. Hoh. des Großherzogs zu begehen, wohl in der Absicht, dadurch eine übliche und sehr lobenswerthe Ehrfurchtsbezeugung kundzugeben, aber auch in der Absicht, uns die anregende Aufmunterung nicht zu entziehen, die der Blick unseres erhabenen Protektors selbst im Bilde uns gewährt, und zugleich die kräftigere Belebung des Danks, zu welchem wir so tief gegen Höchstdenselben verpflichtet sind, und von welchem durchdrungen wir auch heute wieder die feurigsten Wünsche für das Wohl Sr. k. Hoh. des Großherzogs und seines ganzen fürstlichen Hauses erneuern.

Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit war dieser Vortrag angehört worden, nach dessen Beendigung eine kleine Pause eintrat, worauf Hr. Oberhofgerichts-Archivrath Löw von Mannheim die Tribüne bestieg und über den Nachtheil, der aus der Vertilgung der Insekten verzehrenden Singvögel und der Sperrlinge hervorgehe, sprach, und dabei Wahrheiten laut werden ließ, die die größte Verbreitung verdienen.

Nach Hrn. Löw betrat Hr. Hofapotheker Dr. Winkler aus Darmstadt die Rednerbühne und hielt einen Vortrag über die Alkaloide der China, dem alle Kenner die vollkommenste Anerkennung angedeihen ließen. Hierauf nahm der k. preuß. Justizrath Hr. Schlabaum von hier das Wort und hielt eine Vorlesung über den Condor, wobei er Gelegenheit nahm, die Versammlung auf das in dem Saale aufgestellte Exemplar dieses großen Vogels aufmerksam zu machen und dessen Eigenthümlichkeiten zu erklären, was ein überwiegendes Interesse erregte.

Zum Schlusse hielt Hr. Medizinalrath Dr. Feist, Sekretär der Gesellschaft, einen ausführlichen Vortrag über den Einfluß der Gymnastik auf Stärkung des Körpers und Erhaltung der Gesundheit, über eine Frage, die heute besonders angeregt wird und deßhalb nicht wenig ansprach. Wir entnehmen seinem Vortrage folgende Hauptmomente: Den wohlthätigen Einfluß einer zweckmäßigen Bewegung auf Geist und Körper, auf unser physisches und moralisches Wohl, sagte der Redner, haben schon die Völker des Alterthums anerkannt; durch Gesetz und Gebrauch anbefohlen finden wir bei Persern, Griechen und Römern die Körperübungen kultivirt. Sie standen bei den Griechen in so mächtigem Ansehen, daß sie von deren heilsamem Einflusse auf die menschliche Gesundheit überzeugt, deren Erfindung dem Aeskulap selbst zuschrieben, sie zu einem Staats- und Religionsgesetze erhoben und zu einer Wissenschaft und Kunst unter dem Namen Gymnastik ausbildeten. Von

den ältesten Zeiten her hatten sie ihre olympischen und eleusischen Spiele, welche meistens aus Kampfspielen mit den größten Ehrenbezeigungen für den Sieger bestanden. Jede Stadt hatte ein den körperlichen Uebungen gewidmetes öffentliches Gebäude; man nannte diese Gebäude Gymnasien. Dabei erinnere man sich aber ja nicht an unsere Gymnasien, welche sehr häufig mit lateinischen und griechischen Brosamen den Geist so nähren, daß der Körper dabei verkümmert; so zwar, daß man sie wohl nur aus Scherz hohe Gymnasien genannt hat. Die Gymnasien der Griechen waren der Bildung des Geistes und Körpers gewidmet, kein freier Grieche durfte sich den öffentlichen Uebungen entziehen. Laut priesen Platon, Aristoteles und andere Philosophen die Vortheile der Gymnastik und erklärten den Staat, in dem sie nicht getrieben werde, für einen mangelhaft eingerichteten. Sie hatten in ihrem unverfälschten Natursinne richtig erkannt, daß nur die Kraft und Blüthe der körperlichen Gesundheit den Geist kräftigen und vervollkommnen, das Gemüth rein und edel erhalten könne. Platon nennt nicht ganz mit Unrecht Denjenigen, der seinen Geist allein ausbildet und den Körper in Trägheit versinken läßt, einen Krüppel. Wie oft, fährt der Redner fort, sehen wir sogenannte Gelehrte, die an Körper und Geist verkrüppelt sind. Die Römer erkannten die hohe Wichtigkeit der Gymnastik, hielten aber nur jene Leibesübungen für schön, welche dem Krieger von Nutzen waren. Von den Uebungen der Germanen ist uns wenig bekannt; von den späteren Zeiten wissen wir nur, daß der Unterschied der Stände auch einen Unterschied der Uebungen hervorrief; nur der Freie und Edle durfte die Waffen tragen und behielt sich auch die Uebungen vor, die zum Tragen derselben befähigten. Die Erfindung des Schießpulvers, seit welcher Zeit der elendeste und feigste Mensch den Sieg über den heldenmüthigsten Mann davon tragen kann, machte, daß man die körperlichen Uebungen mehr vernachlässigte. Nur wenige Leibesübungen blieben Mode, vorzugsweise das Reiten, Fechten, Jagen, und diese insbesondere bei den gebildeten Ständen, bei dem schlichten Bürgerstande waren dieselben auf Scheiben- und Flatterschießen, auf Kegel- und Ballspiel eingeschränkt, wozu in den Rheingegenden, in Frankreich, Holland und Italien das Fischer- und Schifferstechen und die Ragatta oder das Wettrudern noch kam. Bei den einzelnen Höfen erhielt sich das Carousel gleichsam als Parodie der ehemaligen ritterlichen Turniere; es besteht in einem Wettstreite im Fahren, Ringelstechen, Stoßen, Scheibenwerfen u. dergl. Diese Spiele sind sehr alt, die erste Erwähnung davon geschieht am fränkischen Hofe 842, wo Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche zum Zeichen ihrer Versöhnung durch die ritterliche Jugend Carousel halten ließen. Am längsten erhielt sich unter allen Leibesübungen das Tanzen, bei der männlichen Jugend das Schlittschuhlaufen und in einzelnen Gegenden das Schwimmen.

(Schluß folgt.)

Zur Texas-Literatur.

Da in jüngster Zeit über die Auswanderungen nach Texas und über die Verhältnisse der dortigen Colonisation so viel für und wider gesagt worden, so ist es von Wichtigkeit, auf die beachtenswerthesten der in dieser Angelegenheit erscheinenden Schriften hinzuweisen. Ein neuer hierher gehöriger Beitrag ist bei J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. erschienen, und hat den Prinzen von Solms-Braunfels zum Verfasser. Die Schrift beschäftigt sich mit den geographischen, socialen und übrigen Verhältnissen von Texas, und dient zugleich als Handbuch für Auswanderer. So viel über Texas geschrieben worden, so ist dies doch nur wenig im Verhältniß zur großen Ausdehnung seiner Gränzen und seines Flächeninhaltes. Nur den wirklich bewohnten Theil kann man für so bekannt annehmen, daß man sichere Nachrichten darüber zu geben im Stande ist; der Lauf der meisten Flüsse in seinen obern Theilen beruht nur auf Muthmaßungen, und eben so wenig ist das obere oder gebirgige Land bekannt. Der Prinz von Solms-Braunfels theilt in seiner Schrift nur die Resultate eigener Anschauung mit, und versichert, auf ganz unpartheiischem Standpunkte zu stehen. In der Vorrede sagt der Verfasser unter andern: „Wenn man sich den Zustand und das Leben denkt, welchen man durch die Uebersiedelung entgegen geht, stellt man sich gewöhnlich Einiges besser vor, als es in der Wirklichkeit ist, und findet es daher schlechter, als man es sich gedacht; Anderes wiederum denkt man sich ärger und findet am Ende, daß es nicht so schlimm ist, und daß man sich unnöthige Sorgen gemacht hat. Jedenfalls sind beides Täuschungen — und ich glaube, daß solche nicht zur Zufriedenheit beitragen. Wahrheit und klare Vorstellung von dem, was den Ansiedler in seiner neuen Heimath erwartet, ist ihm nothwendig, damit er den entscheidenden Schritt wohl überlege und nicht in's Dunkle hineingehe, wie so Viele, welche auswandern, und wenn man sie fragt: „wohin?" antworten: „nach Amerika! — Und wenn man ihnen erwiedert: „Amerika ist aber groß, nach welchem Staate geht ihr?" da sagen sie: „ja, das wissen wir nicht." — Wie viele dieser Unglücklichen gehen nicht zu Grunde und denken dann mit bitterer Reue an den unüberlegten Schritt, welchen sie gethan! Vor einem so traurigen Zustande wünsche ich meine Landsleute zu bewahren, und deswegen schrieb ich nachstehendes Werkchen für sie, welches, wenn es auch viele Mängel einer ungeübten Feder an sich haben mag, doch wenigstens das Verdienst hat, Alles darin berührte der Wahrheit gemäß zu schildern." Das Buch zerfällt in zwei Abschnitte, von denen der erste eine kurze Geographie und Beschreibung von Texas enthält, und der zweite über die Colonisationen im Allgemeinen und insbesondere über die deutschen Ansiedelungen, über Reise und Transport der Emigrirten u. s. w. sich verbreitet, so wie auch zwei Karten beigegeben sind. Die klare Darstellung und die ruhige, von poetischen Ausschmückungen freie Haltung des Ganzen sprechen zu Gunsten dieses jedenfalls der Beachtung würdigen und eine hochwichtige Angelegenheit der Zeit erörternden Werkchens.

Mannichfaltigkeiten.

Aus Mainz wird geschrieben: Es ist eine wahre Lust, gegenwärtig durch die Weinberge zu gehen und zu sehen, wie die Reben fast unter ihrem Segen erliegen, einem Segen, wie er seit Menschengedenken nicht erlebt worden ist; aber man kann sich nicht verhehlen, daß noch einige Glücksumstände zusammentreffen müssen, wenn wir uns dieses ganzen Segens erfreuen sollen.

Die Erderschütterung scheint sich nach Norden hin nicht ausgedehnt zu haben, wenigstens melden die neuesten Magdeburger, Leipziger und Berliner Blätter vom 1. d. nichts davon.

Die deutsche Auswanderung über Antwerpen nimmt auffallend zu; wieder liegen zwei amerikanische Schiffe mit 300 Auswanderern im Hafen.

Am 30. Juli um 3½ Uhr des Morgens wurde Einsender d. eine Viertel Meile vor Stralsund von der merkwürdigen Erscheinung einer Fata Morgana überrascht. Die Stadt Stralsund zeigte sich am jenseitigen Ufer der Insel Rügen als prachtvolles Luftbild in dunkelblauer Farbe so klar, daß jedes Gebäude deutlich zu unterscheiden war; namentlich war der Anblick der Marienkirche von überraschender Schönheit, indem die architektonischen Verhältnisse dieses Prachtbaues so scharf in allen Linien ausgesprochen waren, daß man sie für ein gelungenes Daguerreotyp-

bild halten konnte. Der opalfarbene Hintergrund des östlichen Himmels umgoß das Zauberbild mit einem magischen Glanze, bis dasselbe vor der Sonne, welche wie eine geschmolzene Goldstufe dem Meere entstieg, allmählig verschwand. Dr. C.

(Landau, 4. August.) Es ist mir sehr erfreulich, Ihnen mittheilen zu können, daß die Nachricht von Häusereinstürzen bei der stattgehabten Erderschütterung in unserer Gegend sich nun völlig als ungegründet erwiesen hat. — Durch die noch anhaltend trokkene Witterung werden weise und energische Vorsichtsmaßregeln gegen übertriebene und nachtheilige Getreidespekulation sehr nothwendig und von wohlthätigen Folgen seyn.

(Bad Homburg, 2. August. — Eingesendet.) Am letztverflossenen Freitag, den 31. Juli Mittags 12 Uhr, starb dahier der weltbekannte Mordje Gewinner, Motto: „Mordje Unglück" im 76sten Jahre seines thatenreichen Lebens. Es wird sein Todesfall bei Manchem in der Umgegend eine Rückerinnerung hervorbringen. Indessen mag ihm seyn wie ihm wolle, „Mordje war ein seltener Mensch." Bis nahe zu seinem Todestage machte er noch die treffendsten Witze, namentlich in Bezug auf seine Krankheit. Er hatte Steinleiden.

Korrespondenz.

Mainz, 29. Juli.

Se. k. Hoh. der Großherzog von Hessen haben dem Dome zu Mainz ein wahrhaft königliches Geschenk zu machen geruht. Dasselbe besteht in zwei großen Glasgemälden, welche die beiden Fenster rechts und links neben dem Hauptfenster des Hochchors füllen. Im Hauptfenster befand sich nämlich seit 1831 ein für 1500 fl. angekauftes Glasgemälde von den Gebrüdern Helmle in Freiburg, den heil. Martinus, Patron unserer Kathedrale, darstellend. Die beiden neuen, vor einigen Tagen eingefügten Glasgemälde sind von dem Maler Horn, einem jungen Künstler, der bereits in der St. Katharinen-Kirche zu Oppenheim sein Talent bewährt hat und gegenwärtig bei dem Zimmermaler Usinger in Mainz beschäftigt ist. Auf dem einen Fenster zeigt sich oben der Apostel Petrus, unten der Evangelist Markus, beide umgeben von eben so geschmackvollen als trefflich ausgeführten Verzierungen. In dem obern Felde des zweiten Fensters befindet sich der Apostel Paulus und in dem untern der Evangelist Johannes. Beide Fenster haben 4000 fl. gekostet, welche Summe des Großherzogs königliche Hoheit aus Allerhöchstihrer Cassette zu bezahlen befohlen haben. Die herrliche Zierde und glückliche Vollendung, welche der schöne Hochchor unseres Domes durch jene beiden Fenster erhalten hat, werden von der Gesammtbevölkerung unserer Stadt, mit dem innigsten Dankgefühle für den allverehrten Landesvater, vollkommen begriffen und anerkannt.

Gießen, 5. August.

Ich glaube, daß es Ihnen nicht unangenehm ist, einige Notizen über das stattgehabte Erdbeben aus dem Vogelsberg zu erhalten, von woher ich eben zurückkehre. In Bräungeshain, am Fuße der höchsten Spitze des Vogelsbergs, dem Taufstein, gelegen, hat man nichts verspürt *); in Busendorn, eine Viertelstunde von da, verspürte man Nachmittags 4½ Uhr eine nicht unbedeutende Erschütterung; an andern Orten in der Nähe wurde gegen 9½ Uhr die Erschütterung sehr stark verspürt; in Eckardsborn wurde der Dachstuhl eines neuerbauten Hauses stark beschädigt; in Ulfa sprangen viele Fenster. Einige Tage vorher wurden von mehreren sehr glaubwürdigen Personen Meteore in Gestalt aufsteigender Kugeln auf den höheren Bergspitzen wahrgenommen. — Auch hier in Gießen war die Erschütterung sehr bedeutend; es war ein Hin- und Herschwanken, das mit einem heftigen Stoß gerade von unten herauf **) endigte; die Erschütterung kam deutlich von Südwest. Mehrere Häuser haben Sprünge bekommen; Frauen wurden ohnmächtig; auch hatten sich an mehreren Orten schon seit Nachmittags Kanarienvögel ängstlich in die Ecke gedrückt. Am 30. Juli, Abends 11 Uhr, wurde von mir und Hrn. Dr. Diehl ein Meteor beobachtet, das sich an dem hellgestirnten Himmel in Gestalt eines sehr glänzenden Sternes zeigte, der am Himmel hinrollte und einen glänzenden Schweif von mehreren Fuß Länge hinterließ in der Gestalt eines Kometen, der, wie das Meteor, nach einigen Secunden verschwand.

W. K.

*) Aus Marienberg (Westerwald) berichtet man, daß in etlichen Häusern des Dorfes, welche sehr hoch liegen, gar nichts von den Erdstößen verspürt wurde.

**) Dies stimmt mit andern Beobachtungen überein.

Wiesbaden, 5. August.

Große Ehre ist unserer Stadt widerfahren! Vater Zschokke ist hier, der große Liebling des deutschen Mittelstandes, der Verfasser des „Goldmacherdorfs", der „Prinzessin von Wolfenbüttel" und der „Stunden der Andacht", der begabteste und einflußreichste Tendenzschriftsteller Europa's, der Kämpfer für religiöse Duldung, für Licht, Recht und Gemeinwohl. Wenn solche seltene Menschen einen unvergänglichen Einfluß auf ihr Jahrhundert üben, wenn sie Tausende zu edlem Streben begeistern, so ist es recht, billig und auch nothwendig, daß sie von der Liebe und Dankbarkeit ihrer Nation emporgetragen werden. Da öffentliche Huldigungen solcher Art schon längst eine Sitte bei uns geworden sind, da das deutsche Sängerthum in ihnen den wesentlichsten Theil seiner Mission erblickt, so bedurfte es nur der Anregung eines Ehrenmannes, um den hiesigen Sängerbund vor dem „Europäischen Hofe" zu versammeln. Es war eine heilige, feierliche Stunde, in welcher der milde Mondschein beinahe Tageshelle verbreitete, ein tiefblauer, wolkenloser Himmel und ein solcher Abend, wie er nur gewünscht werden konnte. Während des ersten und zweiten Liedes: „Integer vitae" und „das deutsche Lied", war uns nicht vergönnt, den theuern Mann zu sehen; aber inmitten des dritten, mit vieler Meisterschaft und wahrem Gefühl ausgeführten Gesanges: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch droben", welcher wohl einer der erhabensten Allegorien unserer Lyrik ist, öffneten sich die Fensterflügel und wir erblickten die ehrwürdige Gestalt eines in Ehren und unsterblichen Verdiensten gealterten, noch rüstigen Greises und Mancher fühlte bei diesem schönen Anblick der ehrwürdigen, ihm bis dahin nur in Porträten bekannten Züge die Wahrheit der Worte Göthe's: „Wahrlich, es ist eine Wonne, einen großen Mann zu sehen." Als die letzten Klänge des ergreifenden Liedes verhallt waren in die stille Abendluft, sprach Zschokke mit wohllautender und durch das tiefe Schweigen weithin vernehmbarer Stimme etwa Folgendes: „Verehrte, mir unbekannte Freunde! Ich bin noch nie in meinem Leben aus meinem ersten Schlummer so angenehm geweckt worden, als heute Abend. Ich wußte nicht, daß diese Ehre mir galt. Ich bin nach Wiesbaden gekommen, indem ich glaubte, hier ein Fremder zu seyn, und freute mich dessen; aber der Ruf meines Namens überzeugte mich, daß ich in Ihren Herzen lebe; behalten Sie mich lieb; auch Sie werden in meinem Herzen leben bis ein guter Engel mich abruft. Ich bin schön geweckt worden; möchte ich dereinst im Grabe eben so geweckt werden! Die Erinnerung an Wiesbaden wird mir ewig theuer seyn. Nehmen Sie meinen tiefgefühltesten Dank!" Nach einem dreimal wiederholten Lebehoch zerstreuten sich die versammelten Tausende, die gewiß noch lange die Erinnerung dieser Stunde bewahren werden und hoffentlich die Ueberzeugung theilen, daß der edle Sängerbund nicht allein den guten Vater Zschokke, sondern auch sich selbst, die Stadt und das ganze Land geehrt hat.

Hamburg, 3. August.

Hr. Sontheim vom Hoftheater zu Karlsruhe trat gestern den 2. August als Lizinus, als seine sechste Gastrolle, zum letzten Male auf. Es war auch die heutige Leistung eine ausgezeichnete zu nennen, und indem wir dem wackern jungen Künstler, der sich besonders noch durch seine Persönlichkeit viele Freunde erwarb, ein herzliches Lebewohl nachrufen, hegen wir die Hoffnung, denselben bald den unsrigen nennen zu dürfen.

Main-Wasserwärme: 7. August, Morgens, 8 Uhr: 19 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samstag, 8. August. Ein deutscher Krieger, Schauspiel in 3 Abth., von Bauernfeld.

Redakteur: J. N. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 218. Sonntag, den 9. August 1846.

Ein Morgen im badischen Ständesaal.

(Fortsetzung.)

Mittermaier ist zu einem Kammerpräsidenten wie geschaffen; eine äußerst würdevolle Erscheinung, ein Reichthum von Kenntnissen und Erfahrungen und vor Allem eine tadellose Charakterreinheit und Unparteilichkeit machen es ihm möglich, den unter den gegebenen Verhälnissen gewiß schwierigen Posten zu beiderseitiger Zufriedenheit zu bekleiden. Man wirft ihm manchmal, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, eine zu große Milde vor, welche die Extreme, statt sie mit Energie zu beherrschen, immer nur zu vermitteln strebe; aber man muß dagegen auch eingestehen, daß über die rechte Mitte zwischen despotischem Mißbrauch der anvertrauten Macht und allzu bescheidenem Zurücktreten vor der Anwendung derselben das Urtheil von dem verschiedenen Standpunkte der Parteien aus verschieden lautet, so daß dem Einen das als Milde erscheint, was der Andere schon mit dem Ausdruck „übertriebene Nachgiebigkeit" bezeichnet. Vom Präsidentenstuhle gleitet das Auge leicht zu der Ministerbank hinüber, aber wenn es noch als Bild den schön ausgeprägten Kopf seiner Insassen in sich trägt, so wird es hier durch die anscheinende Unbedeutendheit der Gesichter überrascht. Wir Menschen sind alle mehr oder weniger Lavaters, wir können es nun ein Mal nicht unterlassen, eine uns neu entgegentretende Persönlichkeit zuerst nach ihren Gesichtszügen zu beurtheilen. Wie oft man sich aber darin täuscht, beweis't mir wiederum dieser Fall; denn Niemand wird wohl dem Staatsminister Nebenius, dem Regierungskommissair Rettig oder dem Ministerialdirektor von Bekk (der Minister des Auswärtigen von Dusch fehlte in der Sitzung) geistige Beschränktheit nachsagen, und dennoch würde allen Dreien ebenfalls Niemand auf freiem Felde ihre hohe Stellung im Staate ansehen. Nebenius und Rettig sind zwei „alte Herren", wie man deren so oft sieht; nur Bekk ist jünger und kräftiger. In seinem ganzen Auftreten wie in seiner Physiognomie liegt etwas Englisches, das auch die sich von der Stirne bis zum ersten Nackenwirbel ununterbrochen hinziehende Glatze eher mehr hervorhebt als stört. Ueberhaupt findet man fast durchgehends, mit Ausnahme des Abgeordneten Buß, auf der rechten Seite Glatzen oder Perrücken; denn die meisten sind ältere Beamte. Eigenthümlich bleibt es aber, daß der Conservativismus dieser Herren nach dem Herzen der Regierung sich selbst bis auf den Schnitt ihrer Kleider erstreckt. In der That, ich habe fast nirgends eine lebhaftere Vorstellung von der Form der Frackröcke erhalten, in denen unsere Väter zur Trauung gegangen sind, als im badischen Ständesaal; und da man doch nicht annehmen kann, daß diese für uns antediluvianischen Modestücke aus jener Zeit herstammen, so liegt die Vermuthung nahe, daß Karlsruhe unter seinen vielen Hofhandwerkern auch einen selbst dem Modefortschritt abholden Hofschneider aufzuweisen das Glück hat. Daß dieser jedoch nicht etwa ein Frackließerungsmonopol für die zweite Kammer besitzt, bezeugen die sehr eleganten, au dernier goût de Paris zugeschnittenen Frackröcke der Linken.

Der Präsident eröffnete die Sitzung mit Gesuchen um temporairen Urlaub mehrerer Abgeordneten, und gab dann dem Regierungskommissair Rettig das Wort, um die ohne die Zustimmung der Stände gegebene Concession der Regierung zur Bildung des Ordens der barmherzigen Schwestern in Baden zu rechtfertigen. Hr. Rettig sprach sehr lange, aber so leise und unverständlich, daß ich seiner Rede im Zusammenhange nicht zu folgen vermochte. Endlich setzte er sich nieder, und Kapp, bekanntlich ein Deputirter der äußersten Linken, bat um das Wort. Ein kräftiger Vierziger erhob sich, dessen bleiche Gesichtsfarbe bei schwarzem Haar und Schnurrbart eher einen Italiener als Deutschen erwarten ließe. Er entwickelte in einer kraftvollen, oft wilden, bilderreichen Sprache vom allgemein geschichtlichen Standpunkte aus den ganzen Zusammenhang, welchen die Wiedereinführung der barmherzigen Schwestern in Deutschland mit dem Treiben der Jesuiten am Rhein habe, und wenn er sich auch weit von dem gegebenen Gegenstand entfernte, so war doch die Schilderung „der Kette, die sich von den unschuldigen barmherzigen Krankenpflegerinnen bis zum General Rothan hinzieht", welchen er einen mächtigen, sehr gescheuten Souverain nannte, durch springende Gedankenbezüge und schlagende Ausfälle so piquant, daß ihm Kammer wie Gallerie mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörten. Der Abgeordnete Buß, welcher, „im Namen seiner Kirche" in der Kammer sitzt, schien freilich einige Male den gerechtesten Anlaß zur Unzufriedenheit zu haben, welcher er durch ein höhnisches Gelächter Luft zu machen suchte. Da donnerte ihm der Redner entgegen: „Ja, lachen Sie, lachen Sie nur! Es giebt verschiedene Arten von Lachen; es giebt ein Lachen der Eumeniden und es giebt ein Lachen des Mephistopheles bei den Gewissensqualen des Faust! Es wird mich jedes Mal freuen, wenn der Abgeordnete Buß bei meiner Rede lacht!" und von nun an beschränkte sich jener darauf, seine innerliche Erregtheit mit seiner à la Lord Byron schönen Hand kundzugeben.

(Schluß folgt.)

Zwölfte Jahresfeier des Stiftungsfestes des rheinisch-naturhistorischen Vereins.

(Schluß.)

Zu Gunsten der Gymnastik, fährt der Redner fort, haben zu allen Zeiten die Aerzte ihre Stimmen erhoben, konnten aber derselben für die Erziehung den Platz nicht erringen, den sie verdient und der ihr werden muß. Im Jahre 1809, wo das deutsche Vaterland zerfallen und unter dem Einflusse einer Fremdherrschaft in Elend versunken war, trat der derbe, schlichte, biedere Jahn auf und bewies die Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Gymna-

stik; es gelang ihm, die Turnkunst volksthümlich zu machen. Mag es immerhin seyn, daß er durch seine Deutschthümelei dem Fortbestehen der gymnastischen Uebungen auf einige Zeit Schranken gesetzt hat, so bleibt es doch gewiß, daß er sich große Verdienste um eine kräftigende Erziehung der Jugend erworben. Im Jahr 1819 wurde das Turnen aus politischen Gründen verboten, aber von neuem traten Männer zu seiner Vertheidigung in Wort und Schrift auf, und es gelang ihren Bemühungen, den Widerwillen gegen dasselbe bei allen Klardenkenden zu verscheuchen. Wir sind endlich so weit gekommen, daß man ziemlich allgemein die Nützlichkeit gymnastischer Uebungen auf Leib und Seele anerkennt und die gesetzliche Einführung derselben bei allen öffentlichen Lehranstalten wird hoffentlich nicht lange mehr auf sich warten lassen. Der Redner spricht nun von der verfehlten Erziehung von Kindern, die 6 bis 8 Stunden in die engen Schulstuben zusammengesperrt würden, um ihren Geist mit Plunder anzupfropfen, dessen sie oft in ihrem ganzen Leben nicht bedürften, und bemerkt hierauf, noch schlimmer stehe es bei den höhern Lehranstalten, bei den Gymnasien und Realschulen. Oft höre man, fährt er fort, den Einwurf, das Turnen schade den guten Sitten, mache Knaben und Jünglinge rauh, wild und trotzig; der alte ehrwürdige Arndt, fügt er hinzu, habe in jüngster Zeit sehr treffend auf diese Einwürfe geantwortet, und fragt dann, ob Jünglinge, welche still und schweigsam von einem Stuhle zum andern, von einem Buche zum andern schlichen, ob diese auch dem Vaterlande dienen könnten? Liegen, fragt er ferner, nicht muthwillige Streiche in der Natur des Knaben? Fast sollte man glauben, setzt er hinzu, Leute, welche solche Einwürfe machten, fürchteten sich vor der Kraft der Jugend! Unterdessen gibt der Redner zu, daß gymnastische Uebungen, wenn sie wohlthätig auf Köper und Geist wirken sollen, geregelt werden müssen. Dies veranlaßt ihn, von den Lehrern der Gymnastik und von den an sie zu stellenden Forderungen zu sprechen, von der Dauer der Uebungen, von deren Uebergange von Schwererem zu Leichterem und umgewendet. Es tauge wenig, bemerkt er, Kinder und Erwachsene gleichzeitig turnen zu lassen, noch weniger Kinder verschiedenen Geschlechts; so wohlthätig diese Uebungen für Mädchen auch seyen, so müsse ihr Unterricht von jenem der Knaben verschieden und müsse von einer Lehrerin geleitet werden.

Der Redner geht nun als denkender Arzt zu den wohlthätigen Wirkungen der Leibesübungen über. Der Blutumlauf, sagt er, wird unterstützt, die Verdauung und Ernährung befördert, das Athmen erleichtert, die Absonderung bethätigt, die Muskeln gestärkt, der Geist wird freier und das Gemüth heiter gestimmt. Er spricht sich dann über die passendste Zeit zu Bewegungen, über die Art und Dauer derselben aus. Die Bewegung in freier Natur zieht er bei weitem jener im Zimmer vor. Personen, fügt er bei, welche Sitte und Beschäftigung mehr an das Haus fesseln, die eine sitzende Lebensweise führen, sollen tagtäglich sich Bewegung im Freien machen, ohne ängstliche Berücksichtigung der Witterung und Jahreszeit.

Er fährt dann in seinem Vortrage fort, indem er von aktiver und passiver Bewegung und von der gemischten spricht, die aus aktiver und passiver besteht. Zu den aktiven Bewegungen gehören das Gehen, Laufen, Springen, Tanzen u. s. w.; zu den passiven das Fahren im Wagen und in Schiffen und das sich Tragenlassen; zu den gemischten das Reiten, Schaukeln u. dergl. Der Redner definirt nun die verschiedenen Verrichtungen des Körpers bei diesen Bewegungen und spricht sich hierauf dahin aus, das Gehen wirke höchst wohlthätig auf Körper und Geist, beim Laufen kämen alle Organe in gesteigerte Thätigkeit, es gehöre dazu ein gewisser Grad von Stärke; das Springen sey eine der wichtigsten gymnastischen Uebungen, die jedoch große Vorsicht erheische; das Tanzen sey eine Zusammensetzung der bisher angeführten Bewegungen, die Bewegung dabei wäre stärker als beim Gehen, sanfter als beim Laufen und Springen; deßhalb sey auch sein Einfluß auf den Körper sehr nützlich; übrigens sey nicht von sehr schnellen Tänzen und Galoppe die Rede, die unbedingt nachtheilig wirkten, und mancher Jüngling, manche blühende junge Dame hätte den Keim des Siechthums schon auf dem Ballsaale bei zu rauschenden Vergnügungen angelegt. Solle das Tanzen nicht nachtheilig wirken, so dürfe es nicht zu rasch seyn, nicht über Mitternacht dauern, und es müsse für Erneuerung der Luft im Tanzsaale gesorgt werden. Nach Beendigung des Tanzes sich sogleich zu setzen, sich dem Luftzuge preis zu geben und andere als lauwarme Getränke zu trinken, davor solle man sich eben so gut hüten, als nach demselben eine reichliche Mahlzeit zu sich zu nehmen. Kinderbälle sollten gänzlich unterbleiben, und Personen mit schwacher Brust oder organischen Fehlern des Herzens oder der Gefäße das Tanzen unterlassen.

Schlittschuhlaufen, Ringen, Klettern, Jagen, Fechten und Schwimmen zählt der Redner zu den gesunden, für den Körper wohlthätigen Leibesübungen; eben so das Reiten. Das Rudern, eine der heftigsten Bewegungen, sagt er, müsse mit Vorsicht betrieben werden; das Schaukeln erklärt er für zuträglich, eben so das Fahren im Wagen, wenn derselbe in nicht zu elastischen Federn hänge; das Fahren in Schiffen sey von vielfachem Nutzen. Der Redner schließt seinen unterhaltenden Vortrag mit Anführung der partiellen Uebungen, nämlich laut sprechen, deklamiren, vorlesen, singen, spielen auf Blasinstrumenten, die wohlthätig wirkten, weil dadurch der Blutumlauf befördert und das Lungengewebe gestärkt würde.

Möge dieser unvollständige Auszug genügen, um einen Begriff von dem Vortrage zu geben und von der Aufmerksamkeit, mit der er aufgenommen wurde. Nach Beendigung desselben wurde die Sitzung geschlossen. Man beschäftigte sich nun mit Beschauung der Sammlungen und verfügte sich dann in das Gasthaus zum Europäischen Hofe, wo ohngefähr sechzig Personen an einem Mittagessen Theil nahmen, bei dem es sehr munter zuging. Unter den ausgebrachten Toasten erwähnen wir den von Hrn. Dr. Größer auf Se. k. Hoh. den Großherzog und auf das großherzogliche Haus ausgebrachten, der den lebhaftesten Enthusiasmus hervorrief. Hr. Dr. Pizzala brachte einen Toast auf den Hrn. Provinzial-Kommissär Freiherrn v. Dalwigk; Hr. Dr. Feist jenen auf den hiesigen Stadtvorstand; Hr. Dr. Größer einen andern auf den Hrn. Vicegouverneur und den Hrn. Festungs-Kommandanten und Hr. Pfarrer Schmitt jenen auf das Wohl aller ehrenwerthen Gäste aus. Am Abende trennte man sich reich an Erinnerungen an den schön verlebten Tag.

Die Sabbathfrage in der Rabbinerversammlung.

Der in Nro. 209 der Didaskalia enthaltene treffliche Artikel „über die Verlegung des Sabbaths" hat die Dringlichkeit dieser Reform in ein klares Licht gestellt. Wenn indessen die wirkliche Ausführung derselben zur Zeit noch auf zu große Schwierigkeiten stoßen möchte, so hätte die Rabbinerversammlung wenigstens deren religiöse Berechtigung aussprechen sollen. Oder sollte die Majorität der Versammlung, die sieben Schöpfungstage im buchstäblichen Sinne nehmend, wirklich des Glaubens seyn, daß der jetzige Sabbath der Tag sey, an welchem Gott vom Schöpfungswerke geruhet habe? Das ist von wissenschaftlich gebildeten Männern nicht denkbar. Ohne in eine naturwissenschaftliche und philosophische Kritik der Schöpfungsgeschichte einzugehen, muß doch schon dem gesunden Menschenverstand einleuchten, daß die Worte des Pentateuch: „es ward Abend und ward Morgen, erster Tag — zweiter Tag" vor Erschaffung der Sonne unmöglich die Bedeutung eines jetzigen Tages haben können. Wenn übrigens der jetzige Sabbathtag genau mit dem von Moses in der arabischen Wüste eingesetzten übereinstimmen müßte, so würden ja die Israeliten in Ostindien den Sabbath um mehrere Stunden zu frühe, die im

westlichen Europa um einige Stunden zu spät, und die im westlichen Amerika sogar einen halben Tag später beginnen und endigen. Wenn demnach der siebente Tag kein für die Israeliten aller Länder gleichzeitiger seyn kann, und wir mit Beseitigung aller mystischen Deutelei nur die Tendenz der Institutionen in's Auge fassen, so sind wir nicht nur befugt, sondern verpflichtet, denjenigen Tag zum Feier- und Ruhetag zu bestimmen, der sich am besten dazu eignet, und das ist doch unstreitig der Sonntag. Weit entfernt, daß diese Verlegung das Judenthum beeinträchtige, glauben wir vielmehr, daß die allmählige Einführung desselben eine nothwendige Bedingung der Erhaltung des Judenthums bei dem auf der Bildungsstufe der Zeit stehenden Theile der Israeliten sey, ja daß das Judenthum dadurch nur einen höhern Aufschwung nehmen würde. Fürwahr, es müßte schlecht um den innern Gehalt des Judenthums stehen, wenn sein Bestand von der jetzigen separatistischen Samstagsfeier abhinge, und man, wie ein Rabbiner sich geäußert hat, mit der Einführung der Sonntagsfeier Freitags das Judenthum begrabe und Sonntags als Christ auferstehen werde. Könnte das Judenthum sich nicht durch seine ewigen religiösen und sittlichen Wahrheiten, sondern nur durch einen so ganz äußerlichen Gebrauch erhalten, es verdiente nicht erhalten zu werden.

Wenn indessen die Verlegung praktisch nicht ausführbar ist, so war die Rabbinerversammlung, die sich doch Befestigung und Hebung der Religion zum Zwecke gesetzt, es dem Interesse der Religion schuldig, den Wunsch auszusprechen, daß in solchen Gemeinden, wo eine große Zahl von Individuen den Sabbath nicht feiert und feiern kann, auch des Sonntags ein feierlicher Gottesdienst eingerichtet werde. Dadurch allein kann der religiöse Sinn in vielen Familien, und besonders in dem Stande der Lehrlinge, Gesellen, Handlungskommis u. a., die jetzo keinen Gottesdienst besuchen, erhalten werden. Die Rabbinerversammlung will eine größere Heiligung des Sabbaths herbeiführen; sie hat erklärt, daß selbst Arbeiten, die für das Gewerbe und die Ernährung von großer Wichtigkeit sind, nur durch Christen verrichten zu lassen gestattet, und nur da, wo ein Menschenleben gefährdet ist, so wie für die Zwecke des Gottesdienstes, sonst verbotene Thätigkeiten erlaubt seyen. Was wird sie mit diesen Beschlüssen bewirken? Sie hat die Collision zwischen dem Ceremonialgesetze und dem bürgerlichen Leben nicht vermindert, und je mehr die Betreibung bürgerlicher Gewerbe unter den Israeliten fortschreitet, desto weniger wird man im Stande seyn, den Sabbath zu feiern; man wird mit Recht die redliche Ernährung durch Arbeit für eine der Gottheit wohlgefälligere Handlung, als den Besuch des Gottesdienstes halten, und der Sabbathgottesdienst wird immer verödeter werden.

So hat denn die Rabbinerversammlung für die Lösung ihrer Hauptaufgabe: **Aussöhnung der religiösen Institutionen und Gebräuche mit dem bürgerlichen Leben** — trotz des prunkenden Selbstlobes eines Mitgliedes (in der Didaskalia vom 2. August), nichts Ersprießliches geleistet, und auch von den etwa noch zu Stande kommenden künftigen Versammlungen ist in Betreff der verschobenen Anträge über die Reform der Speisegesetze und des Verbotes alles Gesäuerten am Pesach nichts zu erwarten. Den fortgeschrittenen Gemeinden bleibt nichts übrig, als unbekümmert um Rabbinerversammlungen, selbst Hand an's Werk zu legen, und unter der Leitung freisinniger Theologen und wissenschaftlich gebildeter Laien die dringend gewordenen Reformen ins Werk zu setzen. *).

*) Indem wir von der Rabbinerversammlung sprechen, haben wir die durch Majorität gefaßte **Beschlüsse** im Auge, und erkennen es gerne an, daß mehrere Mitglieder derselben, wie Holdheim, Einhorn, Adler (aus Worms)), Heß, Wechsler mit Entschiedenheit die durchgreifende Reform verfochten.

Das Heilbronner Turnerfest.

(Heilbronn, 3. August.) Heute früh 7 Uhr versammelten sich alle **Turner**, die schon Morgens 5 Uhr durch Musik geweckt wurden, im Aktiengarten und zogen durch die ganze Stadt. Nach erfolgtem Einzug in den Turnplatz begrüßte der Heilbronner Sprecher Flaigg die Turner mit herzlichen Worten. Zum Schlusse forderte er auf, die Häupter zu entblößen und zu Gott zu beten, daß er uns in unserer Freude unter seinen Schutz nehmen möchte. Ihm antwortete der Sprecher von Mannheim, Eller, und dann begannen die Riegen-Uebungen; die Turner waren in 32 Riegen vertheilt, und drei Mal wurden die Uebungen gewechselt. In der nun statthabenden Turnrast erfreute namentlich das Musikkorps der jungen Brackenheimer Turner die Anwesenden; dieselben wurden im Triumph von älteren Turnern herumgetragen und spielten dabei ihre schönsten Stücke. Dann zog die ganze Masse nach Hause in die gastlichen Quartiere. Um 3 Uhr zog man wieder auf den Turnplatz. Hier fand nun das Wettturnen um die von Jungfrauen Heilbronns verfertigten Preise statt. Um die Hauptpreise stritten über fünfzig Turner; ihre Leistungen waren ausgezeichnet und nur Eine Stimme des Beifalls hierüber. Jede Turngemeinde erhielt einen oder mehrere Preise als Ehrengabe. Zur Preisvertheilung war eine Tribune errichtet, von welcher aus zwölf weißgekleidete Jungfrauen mit schwarz und rothen Schärpen die Preise und den Lorbeerkranz reichten. Die Sieger sind: Ekle von Stuttgart (auch im vorigen Jahre erster Sieger in Reutlingen), Gangart von Hanau, Spieß von Hanau, Acher von Stuttgart, Wibbeking von Hanau, Koch von Pforzheim, Feiz von Stuttgart, Jung I. von Pforzheim, Scheible von Heidelberg, Schneider von Mainz, Hartmann von Gmünd, Jung II. von Mainz, Felsing von Darmstadt. Nach erfolgter Preisvertheilung zog die ganze Schaar in den Aktiengarten und brachte den Abend in freundlichem Gespräch, Gesang und Reden hin. So schlossen diese zwei Festtage, und den im Laufe des Tages in den Einzelnen aufgetauchten Gefühlen, Empfindungen und Gedanken war durch die Rede Georgiis von Tübingen vor der Preisvertheilung auch Sprache und Form gegeben. Seine Worte waren alle aus dem Herzen gesprochen, namentlich der Dank den Einwohnern Heilbronns. Das Turnfest war hier nicht Sache Einzelner, nicht einer Gesellschaft, nein, es war Sache der ganzen Stadt, der Behörde, der Bürgergarde, aller Familien; alle Werkstätten waren geschlossen, und so wurde dieses Turnfest zu einem Volksfest im wahren Sinne des Wortes. Darum noch einmal Dank Heilbronn und seinen Einwohnern für diese zwei gewiß jedem Einzelnen unvergeßlichen Tage. — Die Turner, welche am 2. d. die Turnfahrt nach Weinsberg und Weibertreue unternommen hatten, wurden von Dr. Justinus Kerner durch ein sinniges Gedicht begrüßt, welches die Schönen Weinbergs auf der Weibertreue unter sie vertheilten. Sämmtliche Turngemeinden in alphabetischer Ordnung mit zum Theil reichen Fahnen waren: Von Aalen, Basel, Bruchsal, Butzbach, Darmstadt, Dresden, Ellwangen, Eßlingen, Frankfurt, Friedberg, Geißlingen, Gmünd, Göppingen, Hall, Hamburg, Hanau, Heidelberg, Karlsruhe, Kunzelsau, Ludwigsburg, Mainz (zwei Gemeinden), Mannheim, Meiningen, Neuenstadt, Pforzheim (zwei Gemeinden), Reutlingen, Schorndorf, Stuttgart (zwei Gemeinden), Tübingen, Ulm, Wimpfen, Heilbronn, zusammen über 800 Turner, so daß die Zahl der sämmtlichen Turner auf 12 bis 1300 bestimmt angenommen werden kann.

Mannichfaltigkeiten.

(Münster, 2. Aug.) Das am 29. Juli Abends gegen $9^1/_2$ Uhr stattgehabte Erdbeben ist auch hier sehr deutlich verspürt wor-

den. Sichtbare Spuren an Gebäuden rc. hat dasselbe jedoch nirgends zurückgelassen. Auffallender Weise fielen um dieselbe Zeit eine Masse von Aerolithen, deren möglicher Zusammenhang mit der Erderschütterung uns indeß keineswegs erklärlich erscheint.

In Antwerpen, einer zahlreich bevölkerten Stadt, die sehr ansehnliche Geschäfte treibt, muß es lauter pünktliche Bezahler geben, denn in diesem Augenblicke befindet sich dort kein einziger Schuldgefangener. (?)

Frankfurter Theater.

In unserem diesjährigen überaus schönen Sommer bestätigt sich mehr als je die Erfahrung, daß in dieser Jahreszeit die Theatervergnügungen nicht zu den beliebten gehören und daß man sich nur ungern entschließt, die auf Leinwand gemalte Natur beim Lampenlicht zu beschauen, während die wirkliche draußen in Wald und Flur ihre reichen Schätze ausbreitet. Aus diesem Grunde haben wir es auch vorgezogen, unsern Lesern Schilderungen aus dem Reise- und Badeleben, Naturgemälde und Wanderbilder, Eisenbahnfahrten und Dampfschiffe vorzuführen und die dramatische Kunst mit ihren Freuden und Leiden in den Hintergrund treten zu lassen. Sie wird indessen schon wieder an die Reihe kommen und ihre alten Rechte geltend machen. Wer übrigens unserer Theaterdirektion die vollen Häuser und guten Einnahmen an den rauhen und langen Winterabenden gerne nachrechnet und ihre glänzenden Geschäfte beneidet, der sollte auch den spärlichen Besuch während eines Drittels des Jahres nicht außer Acht lassen, damit seine Rechnung richtiger werde. — Des Erheblichen war im Ganzen nicht viel zu berichten. Von Novitäten gab man nur ein paar Kleinigkeiten, bei welchen für die Kritik wenig zu erobern war und die vielen Gastspiele boten meist nur wenig bedeutende oder höchstens mittlere Befähigungen, gegen oder für welche wir uns nicht gemüßigt fanden, einen kritischen Feldzug zu unternehmen. Die beiden neuesten Gäste waren der Komiker Koch aus Kassel und der Tenorist Réer von Koburg. Jener zeigte in seinen Darstellungen eine sehr lobenswerthe Natürlichkeit, viel Lebendigkeit des Spieles und Bühnengewandtheit. Er fand verdienten Beifall, verdient aber keinen Dank, in dem Lustspiel „Köck und Guste" mitgewirkt zu haben, dessen Aufführung besser unterblieben wäre. Wir gehören keineswegs zu den Rigoristen, wohl aber zu Denjenigen, welche dem Unschönen und Anstößigen die Räume der Bühne verschlossen wünschen. Da das Publikum bereits gerichtet hat, so ist das Votum der Kritik überflüssig geworden. — Hr. Réer hat sich als einen nicht unverdienstlichen Tenoristen gezeigt und eine entschieden beifällige Aufnahme errungen. Ein ausdrucksvoller Vortrag, sehr deutliche Pronunciation, dramatische Auffassung und gutes Spiel sind die Vorzüge dieses jedenfalls schon zu den besseren seines Faches gehörenden Sängers. — Die Zusammenstellung eines Actes aus „Belisar" und des „Fidelio" ist als eine unästhetische bereits mit Recht gerügt worden. Fidelio allein wäre ja genug für den Abend gewesen, wozu die unpassende Beigabe? — Von Novitäten steht uns die vielbelobte neue Oper Halevy's: „die beiden Musquetiere der Königin" bevor und von Gastspielen das der Fräul. Jenny Lind, welche im September hier eintreffen und, dem Vernehmen nach, die runde Summe von tausend Gulden für den Abend erhalten soll. So weit werden es Dorfschulmeister und Poeten nicht bringen, wenigstens in diesem Jahrhundert nicht! Fräul. Lind aber hat ganz Recht, daß sie hinnimmt, was man ihr nicht verweigert und daß sie den Beweis liefert, wie jetzt auch unsere deutschen Städte, selbst die mittleren derselben, hinter London und Paris nicht mehr zurückbleiben und wie Klagen über Verarmung und schlechte Zeiten doch unbegründet seyn müssen. Glücklich, wer eine Loge erringen und an den gefeierten Klängen der schwedischen Nachtigall sich zu enthusiasmiren im Stande seyn wird! W.

Korrespondenz.

Würzburg, im August.

Der überall rühmlichst bekannte Physiker Hr. Wiljalba Frikel aus Athen ist hier und seine Productionen rechtfertigen den Ruf, der ihm vorangegangen. Berliner Zeitungen haben in der That nicht zu viel über diesen kleinen liebenswürdigen Hexenmeister gesagt, den man vor hundert Jahren sicher ohne alle Umstände dem Feuertod geweiht hätte. Obwohl Hr. Frickel selbst sagt, seine Stücke beruhten nur auf Geschwindigkeit, so glaubt man sich doch während derselben in ein zauberhaft blitzendes Feenreich versetzt, wo das Unmögliche möglich werden kann. Ueberall dieser geheimnißvolle Zauber! Ueberall die überraschendsten Verwandlungen in bunter Abwechslung! Leblose Dinge scheinen durch Frikel's Kommando Leben zu gewinnen und die Naturkraft seinem Gebote Folge zu leisten. — Auf vieles Verlangen wird Hr. Frikel noch einige Vorstellungen am hiesigen Orte geben und sich dann von hier nach Frankfurt wenden; es kann daher den Bewohnern Frankfurt's nur angenehm seyn, vorläufig auf diesen Wundermann, dabei noch obenein höchst bescheidenen und anspruchslosen Künstler aufmerksam gemacht zu werden.

Birkenfeld i. großh. oldenb. Fürstenth., nächst d. franz. Gränze, 4. Aug.

Auch hier und in der ganzen Umgegend, so weit bis jetzt Nachrichten darüber eingehen konnten, wie z. B. in Trier, Saarbrücken und sogar bis Metz in Frankreich wurden die am 29. Juli erfolgten Erdstöße deutlich wahrgenommen und haben um so größeres Aufsehen und Erschrecken erregt, als sich die ältesten Leute einer solchen Erscheinung nicht zu erinnern wissen. Schon Vormittags begann das Barometer etwas zu fallen, was sich aber Abends nicht vermehrte. Das Thermometer zeigte + 15° Reaum. und eine Stunde später noch + 14°. In den Häusern, die auf felsigem Grunde stehen, war die Erschütterung am stärksten. Leute, die auf der Straße oder auf freiem Felde waren, haben die Bewegungen theils gar nicht, theils nur in geringerem Grade und theils blos wie ein Flimmern vor den Augen bemerkt. Man ist sehr gespannt darauf, ob nicht irgendwo ein großes Ereigniß, wie 1755 in Lissabon, stattgefunden hat, welche Gelegenheit, so weit die Nachrichten reichen, die einzige war, bei der in hiesiger Gegend irgend ein Zeichen von Erdbeben wahrgenommen worden ist.

Darmstadt, im Juli.

Eine Zeit lang hatte es den Anschein, als ob die Frage des Seidenbaues bei uns alles practische Interesse verloren habe. Glücklicherweise sehen wir uns in den Stand gesetzt, nunmehr das Gegentheil melden zu können, da Hr. Karl Netz, der sich für diesen Gegenstand schon seit dem Jahr 1829 lebhaft interessirt, eine Aufforderung zur Betheiligung am Unterricht im Haspeln der Seide mit der ausdrücklichen Bemerkung erlassen hat, daß er von Sr. königl. Hoh. dem Erdgroßherzog einen abermaligen Beweis huldreicher Theilnahme erhalten, indem Höchstdieselben ihm eine Summe zur ferneren Beförderung der Seidenzucht überweisen ließen. Hr. Netz besitzt schöne Kenntnisse in der Theorie und Praxis des Seidenbaues; er hat sich durch mehrere Schriften bereits darüber ausgewiesen; um so mehr glauben wir daher in ihn das Vertrauen setzen zu dürfen, daß er bei uns zuletzt doch noch den Seidenbau in Aufnahme bringen werde. Wir besitzen bereits hübsche Anpflanzungen von Maulbeerbäumen, deren Laub schon längst auf die Seidenraupen wartet, für welche es zum Futter bestimmt ist. — Von unserem Bahnhofe bis an's Rheinthor sind nur wenige Schritte, an dessen Eingang das neue Gasthaus des Hrn. Köhler steht, welches für die mit der Eisenbahn Reisenden so bequem gelegen und von ihnen auch fleißig besucht wird. Die wirthschaftlichen Einrichtungen desselben bedürfen übrigens keiner besonderen Empfehlung, sie haben die verdiente Anerkennung bereits gefunden. — Kürzlich ist durch Einbruch in dem Hause der „vereinigten Gesellschaft" eine Standuhr und eine beträchtliche Anzahl Billardkugeln entwendet worden. — Hr. Balletmeister Tescher ist vor Kurzem von Paris wieder zurückgekommen; er hatte, so viel uns bekannt, die Reise dahin hauptsächlich in der Absicht unternommen, um ein vielversprechendes jugendliches Talent an unserer Bühne, Fräul. Dittmann, unmittelbare Studien an den Darstellungen der ausgezeichnetsten Tänzerinnen der dortigen Oper machen zu lassen.

Main-Wasserwärme: 8. August, Morgens, 8 Uhr: 19 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samstag, 8. August. Ein deutscher Krieger, Schauspiel in 3 Abth., von Bauernfeld.
Sonntag, 9. August. Titus, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Redakteur: J. J. K. Heßler. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 219. Montag, den 10. August 1846.

Die Entdeckung von Madeira.

Eine Erzählung auf dem Verdecke. Von W. O. von Horn.

Auf einer Fahrt nach Westindien, erzählt ein Freund, befanden wir uns im Angesichte der Inselgruppe der Maderas oder Madeiras. Unser Schiff wollte hier, wie so viele andere Schiffe, frisches Wasser einnehmen, und wir, denen die Seekost nicht eben sehr mundete, da das stete Einerlei immer widerlich ist, wir sehnten uns nach den köstlichen Früchten, welche die Insel darbietet in so reichgerühmter Fülle.

Es war ziemlich frühe, als wir Porto Santo aus den Wellen steigen sahen.

„Sehen Sie dort die Insel," rief Capitain Macham mir und einem Franzosen zu, der sich ebenfalls an Bord befand. Wir sahen allerdings, wie sich die Insel, gleich zwei niedrigen Hügeln aus der See hob. Wir hielten uns're Augen fest auf die Punkte gerichtet. Bald sahen wir, wie diese Hügel durch flaches Land verbunden waren. Wir erkannten das frische Baumgrün, das hin und wieder die Felsen schmückte, und der Gedanke an das überstandene Elend der ominösen Seekrankheit ging in den schönsten Bildern der Hoffnung unter. Die Phantasie gewann den reichsten Stoff und verarbeitete ihn nach allen Seiten. Wer viel gelitten, freut sich um so mehr des bessern Zustandes.

Als wir zu dem Capitain traten, zeigte er auf eine Wolkenmasse, aus der nur die Endpunkte klar in's Meer traten. „Was suchen Sie dort?" fragte er mit seiner liebenswürdigen Freundlichkeit.

Wir blickten ihn fragend an, denn wir sahen eben nur Wolken, sonst nichts.

„So lag Madeira um das Jahr 1344 auch in Wolken gehüllt," sagte der Capitain, „als ein Unglücklicher meiner Familie es entdeckte."

„Das — Madeira?" rief verwundert der Franzose, und ich fragte: „Ein Unglücklicher, sagen Sie, aus Ihrer Familie habe Madeira 1344 entdeckt?"

„Ja, ja," erwiederte der Capitain, „ich will Ihnen das ein Mal erzählen, erinnern Sie mich daran! Vielleicht heute Abend; denn mit dem Landen steht's schlimm."

Eine Brise hielt uns lange zurück, und nöthigte uns zu laviren. Der Abend kam heran, und wir hatten heute keine Hoffnung, uns dem Lande so weit zu nähern, daß wir hätten Anker werfen können. Mit der Nacht hörte die Brise auf, und es trat eine völlige Windstille ein, die uns nicht von der Stelle rücken ließ.

Die Nacht war lau. Kein Lüftchen kühlte. Zum Schlafen hatten wir keine Lust. Windstillen sind bei Madeira eine fast gewöhnliche Erscheinung.

„Wie wäre es," sprach der Capitain, „wenn wir bei einer feinen Havannah-Cigarre und einem Glase Madera uns auf dem Verdecke niederließen und ein paar Stündchen verplauderten?"

Wir stimmten ein, und zwei Stewarts machten die nöthigen Anordnungen, spannten das Segeltuch aus, stellten ein Tischchen und Stühle auf das Hinterdeck und wir setzten uns fröhlich zusammen.

Der Capitain Macham war einer jener Seeleute, wie man sie in der englischen Marine nicht selten findet, der allseitig gebildet, jenem barschen Seemannswesen entsagt hatte, welches sogenannten „alten Seehunden" charakteristisch ist, die die „Landratte" von Passagier, die sich auf die Salzfluth wagt, mit Verachtung behandeln oder doch mit einem so barschen Wesen zurückscheuchen, daß sie es kaum wagen, ihnen näher zu kommen. Er war noch ein junger Mann, und stammte aus einer alten Familie seines Vaterlandes, welcher Zeit und Kriege, Gunst und Heirath, wie er selber sagte, den Weg gebahnt, sich aus einer in früheren Zeiten untergeordneten Sphäre zu den höchsten Rangklassen britischer Aristokratie zu erheben. Wie alle Engländer, war er Anfangs kalt und zurückhaltend gewesen, bald aber fanden sich eine Menge Berührungspunkte, und ehe ein paar Tage verflossen waren, hatte sich ein so schönes, freundliches Verhältniß gebildet, daß wir Passagiere uns unendlich wohl bei ihm fühlten. Er war offen, redselig und treuherzig. Dies Verhältniß gewann täglich, und machte uns die Einförmigkeit vergessen, die das Leben zur See mit sich führt.

Nach diesen Mittheilungen erklärt sich die freundliche Weise des Schiffsbefehlshabers am heutigen Abende. Bald saßen wir freundlich zusammen. Durch dünne Wolken fiel das fahle Mondlicht auf das Verdeck, wo, entfernt von uns, die Matrosen in Gruppen saßen und sich unterhielten bei dampfenden Cigarren und Grog.

Unsere Cigarren dampften auch. Der Madeira perlte und der Capitain hob an also zu sprechen:

„Ich habe Ihnen versprochen, die, wenn auch geschichtlich wohl bekannte, doch Ihnen fremde Geschichte der Entdeckung Madeira's zu erzählen, und will mein gegebenes Wort jetzt lösen. Ich habe auch schon bereits erwähnt, daß sie in das Jahr 1344 fällt.

„Damals gehörte meine Familie zu dem niedern Adel Altenglands. Sie war arm an Grundbesitz, doch nicht arm an Ruhm, den sich manche Glieder des Hauses in den Kreuzzügen und in andern Kämpfen, besonders in Frankreich, erworben hatten. Ihre Armuth gestattete nicht, ein Leben zu führen, wie es die Glücklicheren zu führen pflegten, und der Stolz der Macham's ließ es auch nicht zu, um Gunst zu buhlen und dadurch sich zu erheben, wodurch andere Familien bei Eduard dem Dritten Gunst und Ehre, Reichthum und Macht sich zueigneten.

„In jener Zeit, wie eine alte Familienchronik erzählt, die ein Macham, der Prior eines Klosters war, in jenen Tage ausführ-

lich niederschrieb, und die ich genau kenne, lebte ein Robert Macham. Er hatte die Ritterwürde noch nicht erlangt, und trug also nach der Sitte jener Zeit den Titel: Edelknecht von Macham, unserer kleinen Burg in Cornwallis.

„Robert war jung und talentvoll. Die Natur hatte ihn mit allen Reizen geschmückt, die einen neunzehnjährigen Jüngling zum Liebling der Frauen machen können. Ueberall sah man ihn gerne. Seine unruhige Natur ließ ihn auf der väterlichen Burg nicht rasten. Von Schloß zu Schloß irrte er im Lande herum, der Lust des Augenblicks nachjagend. Kunstvoll spielte er die Harfe, und der Ruhm, der lieblichste und liebenswürdigste Minnesänger zu seyn, wurde ihm nie streitig gemacht.

„Auf eine mir unbekannte, auch von unserm Familienchronisten nicht näher bezeichnete Weise war ihm der Sohn eines der reichsten Lords und Ritter William d'Arset verbunden und verpflichtet. Durch diesen wurde er im Schlosse der reichen d'Arsets eingeführt und, wie überall, auch hier gar gerne gesehen durch seine Talente und anziehende Erscheinung. Der alte Marquis d'Arset hatte nur zwei Kinder, William und Anna. Es ist nichts Außergewöhnliches, daß Robert und Anna sich lieb gewannen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Morgen im badischen Ständesaal.

(Schluß.)

Als Kapp auch auf die Verbindung des Jesuitismus mit der „Muckerei" hinwies, die er selbstbewußten Papismus oder ein dummes Werkzeug desselben nannte, und zum Beweise seines Wortes allzudeutliche Belege aus den gegenwärtigen Erscheinungen Deutschlands vorbringen wollte, unterbrach ihn der Minister, um sich jede öffentliche Bloßstellung eines befreundeten Staates zu verbitten, und überhaupt den Redner auf seinen Gegenstand zurückzuführen. Es kam dabei von beiden Seiten zu einer lebhaften, nicht mehr ganz geregelten Erörterung, welche wieder in das ruhige Geleis der Debatte zu lenken, dem Präsidenten außergewöhnlich viele: „O meine Herren!" „Aber meine Herren!" kostete. Endlich konnte der Redner zum Schluß kommen, welcher auf den Gedanken hinauslief, daß die deutschen Frauen und Mädchen sich stets, so bald Noth da sey, freiwillig als Krankenpflegerinnen einfänden — das hätten sie in den Freiheitskriegen hinreichend bewiesen.

Darauf gibt der Präsident dem Abg. Buß das Wort. Alle Hälse auf der Gallerie werden lang, um diesen Redner zu sehen. Es ist ein ausdrucksvoller Kopf mit schönen scharfgeschnittenen Formen, die, wenn sie auch den Stempel düsterer Verbissenheit tragen, dennoch keinen Unadel der Seele verrathen. Hatte uns der vorige Redner während einer ganzen Stunde im tollen Jagen durch Himmel und Hölle geführt, so ließ uns der jetzige ganze anderthalb Stunden lang durch das Labyrinth unzähliger Kirchenchroniken und durch einen ganzen Wald von Heiligen kriechen. Endlich ist Buß am Ende, volle neunzig Minuten hat er gesprochen, ein Beweis, daß es ihm an Geist nicht fehlt. — „Aber wenn er so viel Geist hat, warum sieht er dennoch das gänzlich Unhaltbare seiner glänzenden Sophistik nicht ein?" — „„Der Abgeordnete Buß scheint sich in der badischen Kammer eine Kanonisation verdienen zu wollen!"" ruft Hecker, der bisher ununterbrochen schrieb, in seiner oft an das Burschikose streifenden Weise dem sich setzenden Redner zu. Die Antwort auf diesen Hieb ging für mich in den ersten Worten des jetzt sprechenden Bassermann verloren. Ich hätte diesen Redner beinahe eine liebliche Erscheinung genannt, einen so angenehmen Eindruck macht die jugendlich männliche Gestalt mit dem klugen Gesichte auf jeden unbefangenen Beobachter. Seine Sprache ist langsam, deutlich, durch festes Wollen gemäßigt, seine Gedanken reihen sich so einfach und doch so unwiderleglich klar aneinander, daß es wahrlich nicht allein sein Geld ist, was diesem Deputirten den Namen eines „badischen Lafitte" gegeben hat. Es liegt hier nicht in meinem Plane, ein ausführliches Referat der verschiedenen Reden zu geben und der „Landtagszeitung" ins Handwerk zu pfuschen. Wenn dieses Blatt nicht κατα ποδα die Reden wiedergibt, so liegt die Schuld gewiß nicht an den Geschwindschreibern. Die armen Seelen „theerten", um mich eines von deutschen Hochschulen sanctionirten Ausdrucks zu bedienen, mit rasender Rapidität darauf los und lieferten den augenscheinlichsten Beweis, daß es in der Welt noch unglücklichere Geschöpfe gebe, als es die Studenten sind, welche Pandektenvorträge nachschreiben müssen.

Mit Bassermann's Rede war die Hauptschlacht beendigt; Welcker's feurig vorgetragene Meinung berührte nur noch kurz die juristische Seite der Sache, bis endlich, da die Uhr bereits lange Eins geschlagen hatte und wohl die Magen einiger Volkswohlvertreter etwas aus der senkrechten Lage gekommen seyn mochten, die Kammer laut den Berichterstatter v. Soiron verlangte. Nachdem noch dieser in einem sehr beredten Vortrage die ganze Sachlage entwickelt hatte, geschah die Abstimmung durch Aufstehen. Mit glänzender Majorität wurde die Concession der Regierung reclamirt! Die Gallerie brach in ein lautes Bravo aus, in das sogar die zahlreich anwesenden Frauen und Mädchen lebhaft einstimmten. Es machte auf mich einen eigenthümlichen Eindruck, unsere Landsmänninnen, unter denen sich sehr niedliche Gesichter befanden, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit den Verhandlungen der Männer folgen zu sehen, und ich glaubte in den Augen Einzelner lesen zu können, daß sie nicht die geringste Lust spürten, als barmherzige Schwestern einsam durch's Leben zu wandern.

Unser Wagen brachte uns schnell durch die polizeilich langweiligen, von der Julisonne unerträglich durchhitzten Straßen der badischen Residenz in einen kühlen Gasthof, wo wir uns auf das Wohl der deutschen Frauen, die ihre für's Vaterland blutenden Streiter nicht verlassen — und da eben die Zeitungen den „offenen Brief" brachten, auf das Wohl des „meerumschlungenen" Schleswig-Holstein manch Gläslein vaterländischen Gewächses zufließen ließen. W. K.

Herder's Denkmal in Weimar.

Von jeher erschien Frankfurt unter den vordersten Reihen deutscher Städte, sobald es galt, dem Edlen Beweise der Anerkennung, dem Schönen Opfer der Verehrung darzubringen; niemals blieb es mit seiner dem Fortschritt im Guten huldigenden Stimme zurück, wenn deutsche Nationalangelegenheiten vor das Forum der Oeffentlichkeit gebracht wurden, und wie sehr es in seinem Innern stets den Forderungen der Humanität zu genügen bemüht war, das beweisen seine trefflichen Anstalten für Schul- und Volksbildung, seine herrlichen Stiftungen und Vereine im Dienste der Wissenschaft, der Kunst und der Wohlthätigkeit.

Diese Betrachtung besonders ermuthigte die Unterzeichneten vor einigen Monaten in diesen Blättern eine Aufforderung zu Beiträgen für das beabsichtigte Denkmal Herder's in Weimar an Frankfurts wohlhabende Bürger und Einwohner ergehen zu lassen. Freilich bestand jene Aufforderung nur in einigen Zeilen; allein Herder's Verdienste bedürfen keiner Vorrede. Was Herder, abgesehen von seinem Wirken als aufgeklärter Theologe und Seelsorger, als klassisch gebildeter Kenner der alten Kunst und Geschichte, nur allein als deutscher Mann für die Verbesserung unseres Schulunterrichtes, für die Hebung der deutschen Sprache, für die richtige Würdigung deutscher Volksdichtung und vaterländischer Vor-

zeit gethan, wirkt heute noch so nachhaltig bei uns fort, daß es manchem als Satyre erscheinen dürfte, wollte man bei einer Gelegenheit, wie die hier besprochene, dessen noch besonders Erwähnung thun, zumal einer Stadt gegenüber wie Frankfurt.

Wenn wir daher bei unserer gegenwärtigen Rechnungsablage leider gestehen müssen, daß nur wenige hiesige Verehrer Herder's sich mit Gaben betheiligten, so suchen wir nicht etwa darin den Grund, als ob Herder's Verdienste hier unbekannt seyen, als ob er wenige Verehrer hier besitze, sondern vielmehr darin, daß unsere frühere Aufforderung durch irgend welche damals die Geister vielleicht besonders beschäftigende Tagesereignisse aus dem Gedächtniß verdrängt und in Vergessenheit gerathen sey, und erlauben uns aus diesem Grunde, unseren früheren Aufruf nochmals zu wiederholen, und uns ferner bereit zu erklären zur Empfangnahme von Beiträgen für das Denkmal eines Mannes, auf dessen Grabstein von edler deutscher Fürstenhand nur als ein verdienter Tribut der Dankbarkeit die Worte gesetzt wurden: Licht, Liebe, Leben!

Eingegangen sind bis jetzt: fl. 31.

Das hiesige Comité zur Beförderung des Herder-Denkmals:

Jacob Becker, Professor am Städel'schen Kunst-Institut. Hermann Flörsheim, v. Fritsch, v. d. Friedberger Thor IX. 85. J. L. Heller, Redakteur des „Frankfurter deutschen Journals." Herm. Joh. Keßler (Franz Varrentrapp's Sortiments-Buchhandlung, Buchgasse Lit. J. Nro. 117.) Pfarrer Kirchner. Dr. jur. Advokat Lucä, großer Kornmarkt Lit F. Nro. 4.

Frankfurt, 6. August 1846.

Mannichfaltigkeiten.

Wir erfahren durch die Brüsseler „Belgique Musicale" vom 30. Juli, sowie durch Privatnachrichten, daß Franz Lachner's große Oper: „Catharina Cornaro" bereits drei Mal mit Beifall in dem Theatre Royal zu Brüssel gegeben, und der deutsche Meister von einem fremdem Publikum, trotz anfänglicher Opposition, mit allen Ehren gekrönt, nach München zurückgekehrt ist. Lachner dirigirte sein Werk selbst, welches (nach einer neuen Bearbeitung des vierten Akts) auch in Berlin zu einer Repertoir-Oper geworden ist, und — eine seltene Erscheinung — so eben in's Französische übersetzt wird. Das glücklich veränderte Textbuch ist in einer neuen Auflage bei Schott in Mainz erschienen.

Die Berliner Vossische Zeitung enthält unter der Rubrik „Eingesendet" folgende zwei Artikel: „Es hat sich in Schlesien ein Gerücht verbreitet, ich werde Altersschwäche willen aus meinem bisherigen Wirkungskreis heraustreten, und solchen meinem jüngern Freund und Nachbar Hrn. Chr. Sonntag übertragen. Wenn ich nun gleich mit demselben in freundschaftlichem Verhältniß stehe, so sehe ich mich dennoch veranlaßt, obiges Gerücht zu widersprechen, indem ich mich noch rüstig genug fühle, meine bisherige Funktion allein fortzusetzen und erwarte mit Zuversicht, daß meine langjährigen Freunde mir ihr Wohlwollen nicht entziehen werden. Sabbath senior." — „Die geistvollen Münchener „Fliegende Blätter" enthalten die Abbildungen von zweibeinigen Ungeheuern, „Kornwucherer" genannt. Werden die Berliner nicht auch Abbildungen von diesem höchst gefräßigen und höchst boshaften zweibeinigen, unbefiederten Wolle tragenden Raubthiere zur Warnung für Jedermann bringen? Jeremias."

Das große Militärmusikkonzert im Hippodrome zu Paris zum Besten des Pensionsfonds der Société des artistes musiciens hatte am 24. Juli 20,000 Zuhörer herbeigezogen; die Einnahme betrug nahe an 50,000 Frcs.; die Anzahl der Mitwirkenden von sämmtlichen Regimentern der Garnison und Nationalgarde war 1800.

Die Meteorologie wird in Preußen künftig im Großen getrieben, da auf Alexander von Humbold's Veranlassung unter Leitung des statistischen Bureaus 34 meteorologische Stationen in Bezug auf Thermometer, Barometer, Psychrometer, Wind und Regen-Beobachtungen eingerichtet werden. Mit dem 1. Januar 1847 treten dieselben in's Leben.

(Berlin.) Gegenwärtig beschäftigen sich hier einige Spekulanten damit, eine Hühnerzucht nach dem großartigsten Maßstabe anzulegen. Sie haben vor dem Rosenthaler Thore auf einem geeigneten Terrain bereits mehrere Grundstücke erworben, um die nöthigen Lokalitäten zu errichten. In denselben sollen namentlich Brütöfen angelegt werden, wie man sie bekanntlich bereits länger in Hamburg hat, und früher allein in Egypten kannte. Auf diese Weise soll es möglich gemacht werden, die Residenz zu jeder Zeit reichlich mit jungem Geflügel und frischen Eiern zu versorgen. Das Ungewöhnliche dieses Unternehmens läßt es auf den ersten Blick als etwas Seltsames erscheinen. Wie man aber hört, verspricht es, wenn es mit Geschick und Umsicht betrieben, einen reichen Ertrag.

(Mannheim, 20. Juli.) Gustav v. Struve hat am 17. d. M., als am fünften Tage seiner Haft, folgenden Gruß erlassen:

Der Gefangene an seine Brüder im Freien.

Gut Heil! Ihr Brüder im Freien!
Heut' drück' ich Euch nicht die Hand.
Mich trennet von Euch des Kerkers Wand,
Ich bin gefangen für's Vaterland.
Gut Heil! Ihr Brüder im Frei-n!

Gut Heil! Ihr Brüder im Freien!
Vor Gott hab' ich keine Schuld,
Ich buhle um keines Mächtigen Huld,
Die Zeit wird sich bessern, Geduld! Geduld!
Gut Heil! Ihr Brüder im Freien!

Gut Heil! Ihr Brüder im Freien!
Nur immer wacker voran!
Es bess're die Zeit, wer sie bessern kann,
Und bessern kann sie der tüchtige Mann.
Gut Heil! Ihr Brüder im Freien!

Gut Heil! Ihr Brüder im Freien!
Frisch ist mir immer die Kraft,
Ich sehe zu, wie Ihr wirkt und schafft!
Nicht immer bleib' ich in wid'riger Haft,
Gut Heil! Ihr Brüder im Freien!

Gut Heil! Ihr Brüder im Freien!
Und drück' ich Euch wieder die Hand,
Umschließet mich nicht mehr des Kerkers Wand,
Dann mit Euch zusammen für's Vaterland!
Gut Heil! Ihr Brüder im Freien! (M. S.)

Korrespondenz.

Biederich, 5. August.

Wenn nach dem Artikel der heutigen Didaskalia, datirt Biederich den 24. Juli, wirklich ein Actionär der Taunuseisenbahn-Gesellschaft bei der letzten Generalversammlung gegen den Verwaltungsrath den Wunsch aussprach, daß bei verspäteter Ankunft der Dampfboote, welche mit den Eisenbahnzügen in Biederich korrespondiren sollen, von dem Bahnhof ein Zeichen gegeben werde, ob der Zug abgegangen oder noch anwesend sey, damit derselbe von den Reisenden, welche das Interesse haben, so schnell wie möglich nach Frankfurt zu kommen, in Castel noch erreicht werden könne, so war dieses ein höchst einseitiges und übel berechnetes Verlangen. — Wenn aber dieses Verlangen von dem Verwaltungsrath in Erwägung gezogen und in Folge davon das gewünschte Signal durch eine aufgepflanzte Fahne gegeben wird, so scheint sich derselbe mindestens übereilt zu haben; denn, wie wir nachweisen wollen, ist die Maßregel eine höchst zweckwidrige. Der Bahnzug, welcher nach Castel geht, braucht von hier bis zu seinem Abgang von dorten nach Frankfurt eine halbe Stunde Zeit, wie aus jedem Tarif zu ersehen ist; das Dampfboot, welches ihn hier erreichen wollte und nicht konnte, wird sich also jedenfalls um einige Minuten verspätet haben, bleibt fünf Minuten liegen, bis die Passagiere, Effecten und Transportgüter an's Land gebracht sind und legt alsdann, wenn es ein gutes Schiff ist, seine Reise nach Mainz in 22 Minuten zurück, bleibt dann nach Umständen, wenn es seine Station jenseits der Schiffbrücke hat, wegen des Abgangs der Reisenden von Mainz, welche die Eisenbahn beschreiten wollen, eine Viertelstunde vor der Brücke liegen, ehe es zu seiner Landungsbrücke kommt und seine Passagiere absetzt, welche nun erst mit dem Transport ihrer Effecten beschäftigt sind und noch die Schiffbrücke zu passiren haben; der Inconvenienz, daß im Augenblick der Ankunft des Schiffes die Brücke abgefahren seyn kann und die Passage nach Castel gehemmt ist, nicht zu gedenken. Es ist also in allen Fällen unmöglich, daß die Reisenden noch zeitig genug im Bahnhof in Castel ankommen. Was gewinnt aber nun auf der andern Seite der Reisende, der auf diese Weise in Mainz, statt in Biederich, zu halten oder zu übernachten gezwungen wird? Kostet ihn nicht das Passagiergeld auf dem Dampfboot 12 kr. mehr, als auf einem anständigen Platz in einem Eisenbahnwagen? Bekommt nicht der Packträger in Mainz für den Transport der Effecten nach dem Gasthof den doppelten Lohn des hiesigen? Und hat man nicht außerdem für den Transport über die Brücke durch den Omnibus nach dem Bahnhof bei einfachem Gepäck 18 kr. und bei 4 Stücken 24 kr. zu bezahlen, was hier wegfällt, indem der Transport der Effecten nach dem Bahnhof in dem gewöhnlichen Trinkgeld welches man dem Hausknecht verabreicht, mit einbegriffen ist? Und handelt der Verwaltungsrath der Taunusbahn im Interesse der Actionäre, wenn er an einer der ergiebigsten und frequentesten Stationen der ganzen Bahn das Passagiergeld von hier nach Castel zurückweis't, um es den Dampfbooten zuzuwenden? Die durch den Verwaltungsrath ergriffene Maßregel ist also durch Nichts gerechtfertigt und eine bloße Begünstigung der Mainzer Gasthöfe auf Kosten der Biedericher, deren Regsamkeit man von dorten mit Mißfallen bemerkt, und es erinnert dieses Verfahren an das stiefmütterliche Benehmen, mit welcher bei jeder Gelegenheit das diesseitige Interesse dem jenseitigen geopfert wird. Man würde bei anderem Verfahren die Sache nicht gar zu sehr in's Kleinliche treiben und sich z. B. von hier nach Frankfurt auf einem dritten Wagenplatz 1 fl. 12 kr. Passagiergeld zahlen lassen, während dem es von hier nach Castel nur 9 kr. und von da nach Frankfurt 1 fl. kostet. Der Verwaltungsrath möge wohl bedenken, wie solche Anordnungen auf eine Art und Weise im Publikum gedeutet und daß denselben unlautere Motive untergeschoben werden. Mag man aber auch immerhin manipuliren, wie man will, man wird unserem kleinen aber friedlichen Biederich seine günstige reizende Lage und seine leichte Verbindungsmittel mit allen bedeutenden Städten der Nachbarschaft nicht wegzaubern und die hiesigen Gastgeber werden nicht ermüden, den Reisenden den Aufenthalt so wünschenswerth und angenehm wie möglich zu machen.

Mainz, 4. August.

Seit Jahren macht es sich der Gesangverein, der unter der Leitung des Hrn. Direktors Schmitz sich hier gebildet und entwickelt hat, zur Aufgabe, musikalische Werke von anerkanntem Werthe zur Aufführung zu bringen. Das neueste Werk, dem er seine Thätigkeit widmete, war Mozart's „Requiem." Am letzten Sonntage hatten wir das Vergnügen, es vortragen zu hören. Ueber den Werth dieses letzten der Mozartischen Werke, über den Genuß, den ein gelungener Vortrag desselben gewährt, enthalten wir uns, hier ausführlich zu verbreiten; nur die Energie, welche eine Dilettantengesellschaft bei Einübung dieser gewaltigen Tondichtung bewies, die Präcision in der Ausführung im Allgemeinen, der Rhythmus, der über dem Ganzen waltete und die Herzen der Zuhörer in die wunderbare Harmonie hineinzog, verdienen hier ehrenvolle Anerkennung. Die Chöre und Fugen wurden mit Präcision und Kraft ausgeführt, die Soli, obschon von Dilettanten vorgetragen, waren besonders durch feine Nüancirung dem Geiste der Dichtung angemessen. Es gilt dies besonders von dem grandiosen Quartett: „Tuba mirum" und von dem hinreißenden „Benedictus." Trefflich schmiegte sich hierbei die Instrumental- der Vocalmusik an; die Mitglieder des hiesigen Orchesters, welche dabei mitwirkten, errangen sich dadurch nicht nur den Dank der Direktion und der Gesellschaft, sondern aller Zuhörer, die ihn auch unverholen aussprachen. Hr. Direktor Schmitz, der nun seit sechs Jahren unter uns weilt und wirkt, wußte durch seine Leitung von dem Piano in dieser Masse von Sänger und Sängerinnen und sonstigen Künstlern eine Welt von Tönen hervorzurufen, die in ihrer Harmonie eben sowohl den großen Mozart wieder aufleben machten, als sie den Beweis lieferten, was ein von seinem Geiste Durchdrungener zu leisten vermag. Möchte dieser Verein das Requiem noch einmal und wo möglich in einer Localität aufführen, welche eine größere Publicität verstattete.

Mainz, 9. August.

Ich finde mich veranlaßt, dem Korrespondenzartikel in Nro. 217 Ihres geschätzten Blattes, d. d. Mainz, 29. Juli, hinzuzufügen, daß die darin besprochenen, von mir gemalten Fenster im hiesigen Dome nach Cartons, die der in Frankfurt wohnende talentvolle Bildhauer und Architekt J. B. Scholl entworfen und gezeichnet hat, ausgeführt sind.

Heinrich Horn, Maler.

Frankfurt, 1. August.

In der letzten Nummer der hiesigen „Gemeinnützigen Chronik" lies't man folgende Bemerkungen über das Monument zur Verherrlichung der Druckerfindung, von v. d Launitz: „Existirt denn noch das Comité, welches sich hier vor bereits sechs Jahren zur Errichtung eines Denkmals, die Verherrlichung der Erfindung der Buchdruckerkunst darstellend, gebildet, und das in allen Quartieren unserer Stadt Gelder zu bemerktem Zwecke in vielen tausend Gulden subscribiren und einkassiren ließ?? — — Existirt dieses Comité wirklich noch (was man beinahe bezweifeln möchte), so ist es doch höchst auffallend und sonderbar, daß es in diesen sechs Jahren an die vielen Contribuenten zu jenem Denkmal nicht eine einzige officielle Nachricht über den Fortgang der Arbeiten an diesem Monumente sowohl, als auch eine genauere Aufstellung der dafür eingegangenen zahlreichen Beiträge veröffentlicht hat! Man hat schon gar häufig darüber im hiesigen Publikum Klagen vernehmen müssen, und sieht deshalb — existirt das Comité wirklich noch — von dieser Seite her einer die ganze Sachlage kurz auseinander setzenden Darstellung in diesen Blättern entgegen. Im anderen Falle aber, wenn das Comité nicht mehr existiren sollte, möchte vielleicht der geschätzte, mit der Ausführung des Denkmals beschäftigte Künstler, Hr. v. d Launitz, die Gefälligkeit haben, das Publikum wenigstens davon zu benachrichtigen, wie weit sein Kunstwerk in diesen sechs Jahren gediehen ist? Denn mit vieler und großer Freude gab damals Jedermann seinen Beitrag zu bemerktem Zwecke, — doch aber nur in der gewissen Zuversicht, daß jenes schöne großartige Modell, wie wir es Alle am 24. Juni 1840 auf dem Roßmarkt erblickten und bewunderten, binnen etwa drei Jahren (wie man es damals in Aussicht gestellt hatte) zur Ausführung kommen, und dann die schönste Zierde unseres Roßmarktes geben dürfte. Neuerem Vernehmen nach stehen in dem Atelier des Hrn. v. d. Launitz die Modelle der drei Hauptfiguren, so wie eine der vier Eckfiguren vollendet da; noch weiß aber das Publikum nicht, ob diese Figuren in Sandstein oder Marmor, in Eisenguß oder in Schriftzeug, oder vermittelst galvanoplastischer Manipulationen verfertigt werden!??"

Main-Wasserwärme: 9. August, Morgens, 8 Uhr: 19 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 9. August. Marie-Anne, oder: Ein Weib aus dem Volke, dramatisches Gemälde aus dem Volksleben in 5 Acten, nebst einem Vorspiel: Der Hochzeitstag, nach Dennery und Mallian; deutsch von Dräxler-Manfred.

Montag, 10. August. Die Entführung aus dem Serail, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart.

Redakteur J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 220. Dienstag, den 11. August 1846.

Der Fluch der Gegenwart.

Wohl mancher Fluch ruht auf der Gegenwart
Und duldsam muß die Menschheit ihn ertragen,
Doch unnatürlich selbstgeschaff'ne Plagen,
Die sind unleidlich, drücken doppelt hart.
Solch' eine ganz unleidlich herbe Noth,
Ein Fluch, dem wir verzweifelnd unterliegen,
Dafern ihn weise Mittel nicht besiegen,
Das ist der schnöde Wucher mit dem Brod!

Im Himmel droben lebt ein guter Gott
Und wird nicht müde, Segen auszustreuen,
Die Menschen sollen sich daran erfreuen,
Sie aber machen seine Huld zu Spott.
Was fruchtet es, daß in der Jahre Lauf
In reicher Fülle sich die Halmen beugen:
Kein fröhlicher Genuß kann es bezeugen,
Kein Dankgebet kann steigen himmelauf.

Dort, wo der Bischof Hatto einst gehaus't,
Der Schreckliche, von dem die Kunde lehret,
Daß ihn die Mäus' lebendig aufgezehret,
Ein Strafgericht, davor der Seele graus't:
Da ist noch immer des Verderbens Heerd,
Da walten die geschäft'gen Speculanten,
Verderblicher als freche Räuberbanden —
Für sie hat die Gerechtigkeit kein Schwert.

Sie dürfen straflos mit der blanken Wehe
Des Geldes jeden Angriff sich erlauben,
Sie dürfen die Provinzen kühn berauben
Mit ihrer Wehr im täglichen Verkehr.
Sie schwelgen im Gewinn sich übersatt,
Doch Jene, die im sau'ren Schweiß die Garben
Gebunden auf dem Felde, müssen darben
Und sich am Abend legen hungermatt.

Und Einhalt wird dem Uebel nicht gethan,
Niemand versucht, dem Volksruin zu steuern;
Es darf Gewinn die schnöde Gier befeuern,
Stets weiter zu verfolgen ihre Bahn.
Kein Auge will die Schreckensfolgen seh'n:
O unbegreiflich traurige Verblendung,
Nicht früher an der Dinge bess're Wendung
Zu denken, bis das Aeußerste gescheh'n!

Schon schleicht ein schreckliches Gespenst umher,
Es wächs't, es dehnt sich aus mit jedem Schritte,
Bald, furchtbar riesengroß in uns'rer Mitte
Erhebt es sich — und Brod ist sein Begehr!
Es naht wie Eris dem Lepithenfest,
Doch Niemand will auf seine Schritte hören,
Und keine Stimme, die es zu beschwören
Von Gott berufen, sich vernehmen läßt!

Des Handels gold'ne Freiheit sey erlaubt,
Wenn sie zum Wohl des Volkes redlich handelt,
Wenn sie in Gold den Ueberfluß verwandelt,
Doch nicht, wenn sie der Nothdurft uns beraubt.
Ist das ein Glück, ein Segen für das Land,
Wenn Wenige des Reichthums Glanz erwerben,
Und Tausende verarmen und verderben,
Und niedersinken mit erschlaffter Hand?

O nein, o nein, darin besteht es nicht!
Wenn Allen nährend die Gefilde blühen,
Wenn Lust und Muth in Aller Augen glühen,
Zufriedenheit auf jedem Angesicht:
Das ist's, das ist das wahre Glück allein!
Am Segen, den die Hände Gottes streuen,
Soll labend sich die ganze Menschheit freuen,
Wie an der Sonne ewig klarem Schein!

Und dazu sind die Weisesten bestellt,
Sie sollen das gesammte Wohl bedenken,
Nach jeder Richtung Nahrungsquellen len'en,
Daß zu dem Fleiß der Wohlstand sich gesellt.
Die Kraft des Volks, das ist des Landes Kraft:
Wo Viele nichts und Wen'ge vieles haben,
Da kann, bei allen reichen Himmelsgaben,
Kein Staat erblühen fest und dauerhaft.

So wendet darum ab den Fluch der Zeit,
Laßt Handel und Gewerbe frei gewähren,
Das Eine nur, das Niemand kann entbehren,
Mißbrauche nicht Gewissenlosigkeit.
All' jeder Raub ist vom Gesetz bedroht:
Wohlan, dem Raub der schrecklichen Harpyen,
Dem Wucher sey nicht länger Schutz verliehen,
Dem schändlichsten — dem Wucher mit dem Brod!

C. Merck.

Die Entdeckung von Madeira.

Eine Erzählung auf dem Verdecke. Von W. O. von Horn.

(Fortsetzung.)

„Die Liebe, meine Herren," sagte lächelnd der Capitain, „kennt keine Rangstufen, achtet keiner Reichthümer und keiner Armuth. Sie überspringt alle Klüfte, welche menschlicher Wahn gräbt, daß sie die Menschen trennen. Dies ist eine uralte Wahrheit, und der Zeitraum, welcher zwischen 1344 und 1844 liegt, hat sie nur bekräftigen und bestätigen können.

„Jugend und Schönheit ziehen sich überall an. So dachte Robert und Anna nicht an das, was sie etwa äußerlich trennen könnte, als sie ihre Liebe sich bekannten. Wäre der Bruder Anna's, der edle William d'Arfet, am Leben geblieben, vielleicht hätten günstigere Sterne ihrer Liebe gelächelt, aber ihn warf eine schwere Krankheit nieder. Nur noch inniger verband die treue Pflege des Freundes und Bruders die Herzen, und er segnete ihren Bund, und bat den stolzen Vater, ihn zu segnen.

„Kurz darauf starb er.

„Es war aber keineswegs des Marquis Meinung, seine Erbtochter dem armen Edelknechte Robert Macham zu geben; vielmehr war die Entdeckung eines Liebesverhältnisses zwischen Anna und Robert für ihn ein Gegenstand des Schreckens, zugleich aber auch des Zornes.

„Wie hochverpflichtet auch die Familie dem treuen Freunde ihres Sohnes seyn mußte, dies blieb außer Acht. Der Stolz pflanzte sein altes Panner auf, in dem das Wappen der d'Arfets glänzte, und jedes andere Gefühl, jede Rücksicht mußte davor zurücktreten. Kälte und abstoßende Behandlung sagten es Robert Macham, hier sähe man ihn ungerne, und sein persönlicher Stolz gebot ihm, das Schloß zu meiden.

„Auch Anna's Umgang? fragen Sie vielleicht?" — fuhr unser Capitain fort. „Nein, meine Herren! Die Liebe, wenn sie ächt und tief ist, läßt sich nicht so leicht muthlos machen und trennen.

„Ein Pächter der d'Arfets, dem Robert einst ein Kind aus dem Flusse gezogen und gerettet, vergaß nicht so leicht Dienste der Liebe, als sein Herr. In der niedern Hütte dieses treuen Menschen feierte die Liebe ihre seligsten Momente. Sie bedurfte nichts weiter, als des Umgangs und des Geheimnisses, um tiefer zu wurzeln und heißer zu erglühen.

„Oft sahen sich die Liebenden hier. Anna konnte es ihrem Robert nicht verhehlen, daß an keine Einwilligung ihrer Aeltern zu denken sey. Alle Pläne, welche Robert ersann, scheiterten an ihrer zarten Rücksicht gegen ihre Aeltern. Ihr Fluch würde sie in's Grab gestürzt haben. Gegen eine Flucht mit ihm widerstrebte sie heftig.

„Robert war in Verzweiflung. Anna hoffte auf bessere Tage, auf günstigere Stimmung ihrer stolzen Aeltern.

„Bald jedoch nahte ihrer Liebe eine Gefahr, die sie beide nicht ahneten. Ein Graf Englands, reich wie Einer, mächtig, denn er war der königlichen Familie verwandt, sah Anna d'Arfet am Hofe König Eduard's III., und der engelgleiche Reiz des schönen Mädchens gewann seine Liebe; aber er war schon jenseits der vierzig Jahre; ein verworfenes Leben hatte ihn zum Greise gemacht, und dennoch erweckte ihre Schönheit den glühenden Wunsch, sie zu besitzen.

„Anna ahnete nicht, daß ihre Schönheit, von der selbst mein gleichzeitiger Ahnherr, der Prior, mit einer Begeisterung redet, die seine strenge Ordensregel kaum dulden durfte, in diesem ausgebrannten Krater neue Flammen hervorgerufen. Er ging rasch auf sein Ziel los, und da er bei der reizenden Anna kein Gehör hoffen zu dürfen fürchtete, wandte er sich an den Marquis, ihren Vater, der solche Ehre kaum gehofft, darum sie mit beiden Händen und mit der vollsten Freude seines stolzen Herzens ergriff und sein Jawort gab.

„Als der Vater, zurückgekehrt zu dem stillen Schlosse ihrer Heimath, ihr eröffnete, welch ein Glück ihr blühe, welch eine Ehre seinem Wappen, da erbleichte sie, und zum ersten Male wagte sie es, von ihrer Liebe zu Robert Macham zu reden. Da braus'te der wilde Zorn des hochmüthigen Mannes auf und entlud sich mit einer zerstörenden Macht. In des Alten Seele weckte ihre Erklärung den wohlbegründeten Argwohn eines fortdauernden geheimen Einverständnisses zwischen ihr und Robert.

„Späher hatte der stolze Marquis in Fülle und nur zu schnell für das Glück der Liebenden, waren ihre Zusammenkünfte enthüllt. Der arme Pächter mußte von seinem Hütchen wandern, um jede Gelegenheit abzuschneiden, die sich den Liebenden hätte darbieten können, sich zu sehen und mit einander zu verkehren. Erbarmen kannte der Marquis nicht.

„Einem jungen Manne von Robert Macham's unternehmendem Geiste und einer Leidenschaft, die so tief gewurzelt war, diente dieses Hinderniß nur zum Antriebe, auf Mittel und Wege zu sinnen, seine geliebte Anna zu sehen und zu sprechen.

„Daß sie zum Ziele führten, zeigt des Marquis Strenge gegen Anna. Sie wurde in ihr Gemach eingesperrt.

„Damit aber noch nicht zufrieden, eilte er nach London, wo sich Eduard III. aufhielt, und betrieb mit seinem künftigen Schwiegersohn einen ruchlosen Plan.

„Sie wollten nämlich Robert Macham heimlich gefangen nehmen, ihn für todt ausgeben und nun Anna zur Einwilligung nöthigen.

„Eduard III. war schwach genug, eine Unthat seinem Vetter zu genehmigen, gegen die des Landes Sitten und Gesetze gleichmäßig sprachen.

„Macham ahnete nicht, was ihm bevorstand.

„Ein Hinterhalt wurde im Walde gelegt, welcher auf einer Seite die Burg des Marquis d'Arfet umgab.

„Ein Diener, gewandt und listig, dem Marquis treu ergeben, wußte sich Robert Macham zu nähern, ihm Kunde von Anna zuzuflüstern und sich so in sein Vertrauen einzuschleichen, daß Robert sich ihm ohne Arglist überließ. In dieser tückischen Weise wurde er unter dem Vorwande einer geheimen Zusammenkunft mit Anna an den Ort gelockt, wo die Diener und Freunde seiner erbitterten Feinde sich verborgen hielten.

„Plötzlich überfielen sie ihn bei nächtlicher Weile, knebelten den Jüngling, der, einem Rasenden gleich, sich vertheidigte, und schleppten ihn endlich, vom Blutverluste erschöpft, von dannen, auf unbekannten Wegen zu einem Schlosse des Grafen. Hier warfen sie ihn in das tiefste Verließ.

„Seine blutigen Kleider ließ man, wie zufällig, finden, und die Sage, er sey Räubern zum Opfer geworden, verbreitete sich durch ganz England. Anna trauerte tief und innig. Jede Lebenslust erstarb in ihrem Herzen, da das Glück für sie mit ihrem Robert erstorben war.

„Zwar hoffte ihr Vater, es werde im jugendlichen Herzen das Leben wieder seine Blüthen entfalten, wenn der erste Sturm der Gefühle würde der Zeit und ihrem heilbringenden Einflusse erlegen seyn; allein er hatte sich getäuscht. Sie flehte um nichts mehr, als in einem Kloster den Frieden wieder finden zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Die Retter'sche Güterkaufgeschichte.

(Stuttgart, 24. Juli. — Corresp.) Im vorigen Jahre kaufte Retter, der als ein ganz armer Teufel hierhergekommen war, der Sohn eines armen Metzger's vom Lande, und der sich schon früher durch seine Speculationsgabe etwas erworben, und namentlich mit Güterhandel, der sogenannten Hofmetzgerei, sich ei-

niges Vermögen gesammelt hatte, von dem Grafen Erbach-Wartemberg-Roth, dessen in Oberschwaben gelegene Standesherrschaft Roth für die sehe bedeutende Summe von 1,700,000 Gulden, nachdem der Staat, der früher mit dem Grafen in Unterhandlung gewesen war, nur 1,300 000 fl. geboten hatte. Es wae das allerdings ein kühnes Unternehmen, denn Retter besaß vielleicht keine 100,000 fl. im Vermögen, mußte also den sehe bedeutenden Kaufschilling, der $^1/_2$ Million betrug, aufnehmen. Allein es war so viel sicher und ließ sich voraussehen, daß durch Ablösung der standesherrlichen Gefälle und Lasten und dadurch möglich werdenden parcellenweisen Verkauf eine weit höhere Summe als die bezahlte erlös't und dadurch vielleicht $^1/_2$ Million gewonnen werden konnte. Dies wae Retter's anfänglicher Plan, welcher offenbar selbst im öffentlichen Interesse lag, insofern dadurch 600 unter drückenden Feudallasten seufzende und in jämmerlicher Abhängigkeit von den Standes- und Grundherren lebende Bauernfamilien dieser lästigen Fesseln entledigt würden und dadurch eine etwa vier Quadeatmeilen große Besitzung, statt in einer einzigen Hand vereint zu seyn, in eine Menge fleißiger Hände überging, daher man dieses Geschäft allerdings nicht in eine Categorie mit den gewöhnlichen, mit vielem Recht so verabscheuten Fällen gemeiner Hofmetzgerei, zusammenstellen durfte. Retter, der selbst nur eine wenig gebildete Erziehung genossen, mußte dazu, einen so großen praktischen Verstand er auch haben mag, doch einen rechtsverständigen Anwalt haben, und mit diesem reis'te er nach der erkauften Herrschaft Roth, um die Allodification der Lehen, Ablösung der Gefälle, der Patronate u. dergl. vorzunehmen und so die Parzellirung vorzubereiten.

So standen die Dinge, als plötzlich die abenteuerlichsten Gerüchte über einen zu Stand gekommenen Gesammtverkauf der genannten Herrschaft mit dem enormen Gewinn von einer baaren Million für Retter auftauchten. Nur blieb der Käufer vorerst in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt, wiewohl man sich Anfangs im Vertrauen, bald auch in öffentlichen Blättern sagte, es sey der Kaiser von Rußland, der Herzog von Leuchtenberg, oder wie noch Andere wissen wollten, die Jesuiten. So viel war aber als gewiß angegeben, daß man über einen Kaufschilling von 2,750,000 fl. einig geworden sey. Retter war als ein Glücklicher gepriesen, er wae der Held des Tages, denn mußte ein Millionär nicht ein vortrefflicher Mensch, und ein kluger und verständiger Mensch, ein außerordentlicher Spekulant seyn? Ja, und daß es wahr seyn mußte, daran war nicht zu zweifeln, denn Rettee kaufte ein schönes großes Haus in der Königsstraße, richtete sich fürstlich ein, zeigte viele Liberalität im Verkaufe seiner früher betriebenen Metallbuchstabenfabrik an seinen bisherigen Geschäftsführer, und that überhaupt nur, was ein reicher Mann thun kann. Zwae waren die Personen, welche den Kauf unterhandelt haben sollten, keine solchen, welchen man direkte Bekanntschaften mit dem Herzog von Leuchtenberg, oder seinem Schwiegervater, oder auch nur den Jesuiten zutrauen konnte. Es war der Kassier einer Pfarr- und Leihkasse in dem kleinen Orte Hüttisheim, Oberamts Laupheim, in der Nähe von Ulm, ein einfacher reicher Bauer, ein Bierbrauer Kramer aus Klosterbeuren in Bayern und Schäfer Frasch von Heiningen, Oberamts Göppingen. Aber gerade dieser Umstand, der das Geheimnißvolle noch erhöhte, da sämmtliche Drei keine Leute waren, welche eine Herrschaft für fast drei Millionen kaufen und baar bezahlen konnten, gab der Sache in dem wunderreichen und wundersüchtigen Würtemberg einen erhöhten Reiz. Bald trat bei dieser Gelegenheit, wiewohl Manche den Kopf schüttelten, der beneidete Retter in den Hintergrund und der Letztgenannte der drei Kaufunterhändler trat auf den Schauplatz, um sich noch mehr bewundern und beneiden zu lassen. Ich muß hier etwas Näheres über diese Person sagen. Frasch war ein armer Schaafknecht zu Heiningen, Oberamts Göppingen, besaß aber Ehrgeiz genug, sich emporschwingen zu wollen aus seiner niedern Sphäre, und da er ein weites Gewissen zu haben scheint, so kam es ihm auf die Mittel zur Erreichung dieses Zweckes eben nicht sonderlich an. Er trat als Wunderdoktor auf, ein Gewerbe, das er und der Pfarrer Blumhardt zu Möttlingen mit Erfolg eine Zeit lang betrieben, denn bald war Frasch aus einem Schafknecht ein Schäfer geworden. Sodann verlegte er sich auf noch gewagtere Operationen; er ward Schatzgräber, lockte damit Leichtgläubigen viel Geld ab, was die Gerichte jedoch nicht als große Redlichkeit betrachten wollten, denn sie setzten den Schatzgräber, Schäfer und Wunderdokter als Betrüger eine Zeit lang hinter Schloß und Riegel. Dieser Frasch nun war, wie es hieß, urplötzlich zu einem fabelhaften Reichthum gelangt, er sollte Millionen baaren Geldes, Säcke voll blanker Dukaten, Tonnen Goldes besitzen. So viel ist richtig, daß er Jedem, der zu ihm kam, ganze Haufen von Gold- und Silberstücken zeigte, er, der einfache Dorfbauer, glänzende Equipagen hielt, für sich eine und eine für die Frau Schäferin, bespannt mit vier herrlichen Vollblutrappen, prachtvolle Kleider trug, großen Aufwand machte, kurz Geld mit vollen Händen auswarf.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Karlsruhe, 1. August. — Vermuthliche Witterung im Monat August.) Der August wird meist heiß oder sonnenwarm, doch nicht zu trocken, weil mehr Gewitter- und Regentage eintreten, als im Juli. Vom 3. bis 7. leicht Gewitter, welche die Hitze mäßigen bis 13., am 8., 9. Regen, wieder heiß bis 15., am 16., 17. Gewitter und Regen mit Abkühlung bis 19., dann heiß bis 22., von da Wärmeabnahme bis 25., öfter Gewitter oder Regen vom 23 bis 26., endlich wieder wärmer bis heiß, am Schlusse gewitterhaft. In den ersten Tagen des Septembers abgekühlte Luft, bald zu Trübung und Regen geneigt.

(Kissingen, 4. August.) Heute ist die hiesige Kurliste bis Nro. 69 ausgegeben, nach welcher nun in diesem Jahre 3072 die Heilquellen wirklich benutzende Partieen angekommen sind.

Die „Rh.- u. M.-Z." meldet aus Coblenz vom 6. Aug.: So eben geht hier die Nachricht ein, daß am 31. v. M., Morgens halb 5 Uhr, zu Speicher (Kreis Bitburg, Regierungsbezirk Trier) Feuer ausgebrochen ist, welches sich bei der großen Dürre in einer Stunde über den ganzen Ort verbreitete und von den nahe an einander stehenden und mit Stroh bedeckten Gebäulichkeiten 113 Häuser, 50 Scheuner, 80 Ställe und sonstige Nebengebäude in Asche gelegt und sämmtliche Vorräthe an Heu, Stroh, Früchten, Mobilien und Wirthschaftsgeräthen verzehrt hat. Die Ursache des Entstehens ist noch unbekannt. Die Gebäulichkeiten sind bei der rheinischen Provinzial-Feuer-Societät versichert.

Am 1. August Nachmittags trat in London plötzlich ein Witterungswechsel ein, der die unerträglich gewordene Atmosphäre abkühlte und reinigte. Schon gegen 3 Uhr verkündeten sich durch fernen Donner mehrere heranziehende Gewitter, die einige Stunden später ihre ganze Kraft und Verheerung die Metropolis fühlen ließen. Seit Menschengedenken weiß man sich eines so großartigen Phänomens nicht zu entsinnen. Blitze folgten auf Blitze, ohne Intervalle! Das gewaltige Echo der Loreley ist ein Piano gegen die folgenden Donnerschläge. Während einer Viertelstunde war der Hagelfall so dicht, daß man kaum 10 Schritte weit sehen konnte; alle sich auf den Straßen befindenden Leute flohen in die nächsten Häuser, um ihr Leben zu sichern. Die Schlossen hatten die Größe eines Tauben-Eies. In andern Theilen der Stadt sind zwei Zoll lange, eckige und ungeformte Stücke Eis gefallen. Die angerichtete Verheerung kann man heute nur annäherungsweise

anschlagen, worunter die zerstörten Fenster mit einem Werthe von L. 15,000 figuriren. Am königlichen Palaste allein sind hier für L. 2000 Fenster zerstört worden. Das Haus kann heute nicht Sitzung halten, weil keine einzige Scheibe ganz geblieben. Die herrlichen Treibhäuser des Herzogs von Devonshire existiren nur noch in den eisernen Rahmen, alles Uebrige liegt in Ruinen. — Trotz der wohl eingerichteten Cloaken war der Wasser-Andrang der stundenlang anhaltenden Regengüsse so ungeheuer, daß mehrere derselben geborsten sind und die Straßen bis zu 3 Fuß Höhe überschwemmt haben. Heute ist man noch überall mit dem Auspumpen der Keller beschäftigt. Ein Pferd und leider mehrere Menschen sind die Opfer der aus den Schranken getretenen Natur geworden. Die Zeitung berichtet, daß die Atmosphäre zu einem solchen Grade mit Elektricität geschwängert gewesen sey, daß eine Stunde vor dem Ausbruche des Gewitters in einem Laboratorium, wo mehrere präparirte Gase sich vorfanden, dieselben durch den Einfluß des elektrischen Fluidums die Farbe gewechselt hätten.

Moskau, das erst 1147 gegründet wurde, feiert im August des nächsten Jahres mit großen Festlichkeiten sein 700jähriges Vorhandenseyn.

Die stärkste Hitze wurde in diesem heißen Sommer zu Paris bis jetzt am 2. August beobachtet. Mittags 12 Uhr zeigten die bestkonstruirten Centigradthermometer im Schatten 31,3 Grade und in der Sonne 35,4 Grade. Im Hofe des Louvre, der gegen Luftzug rings geschützt ist, hatte man in der Sonne 40,1 Grade. Um 2 Uhr Nachmittags betrug die Hitze im Schatten 36,5, in der Sonne 41 und in der Sonne im Hofe des Louvre 44,3 Centigrade.

Die Düsseldorfer Zeitung meldet aus Berlin: Dem Komponisten Ignatz Felix Dobrzynski ist seit kurzem sein polnisches Vaterland verschlossen, weil er polnische Nationallieder in Musik gesetzt hat. Seine Gattin lebt mit ihren neun Kindern in Warschau, während er selbst sich hier als Musiklehrer niedergelassen hat.

(Gotha, 2. August.) Die Versammlung deutscher Architekten und Ingenieure wird in diesem Jahre in Gotha statt finden, in Folge des Beschlusses, welcher in der vorjährigen Versammlung zu Halberstadt gefaßt wurde. Tage der Versammlung sind der 3. bis 6. September. Zeichnungen, Kupferstiche und Modelle zu der beabsichtigten Ausstellung sendet man ein unter der Adresse des Hof-Bau-Rathes Hrn. Eberhard zu Gotha.

(Dünkirchen, 1. August.) Nachstehender wichtiger Beschluß des Hrn. Unterpräfekten möchte möglichst schnell durch die sämmtlichen rheinischen Zeitungsredaktionen verbreitet werden: „An die deutschen Auswanderer. Das Haus Delrue u. Comp. zu Dünkirchen hat erklärt, daß es keinem einzigen Auswanderer eine unentgeltliche Ueberfahrt nach Brasilien gewähren könne. Jeder Auswanderer muß dem genannten Hause seine Ueberfahrt voraus bezahlen und sich auf seine Kosten einquartiren und unterhalten von dem Augenblicke, wo er nach Dünkirchen kommt, bis zu seiner Abfahrt aus diesem Hafen. Diejenigen, welche sich nach Dünkirchen begeben, in der Absicht, nach Brasilien auszuwandern, ohne daß sie im Stande sind, die angegebenen Bedingungen zu erfüllen, sollen an der französischen Gränze aufgehalten und nicht weiter gelassen werden. Sollte es ungeachtet dieser unserer Bekanntmachung geschehen, daß Auswanderer ihren Weg fortsetzen und der Wachsamkeit der französischen Gränzhüter entgingen und bis Dünkirchen kämen, so sollen sie wissen, daß sie bei den Bewohnern dieser Stadt keinerlei Hülfe zu erwarten haben werden. Man wird die Weisheit und Humanität dieser Maßregel erkennen, wenn man weiß, daß es seit längerer Zeit hier Hunderte von unglücklichen Deutschen giebt, die, weil sie keine Mittel hatten, ihre Ueberfahrt zu bezahlen, nicht haben eingeschifft werden können, und nun genöthigt sind, ihr Brod zu erbetteln. Wir bitten die Behörden, die Administrationen der Eisenbahnen, die Dampfschiffahrts-Gesellschaften und alle Freunde der Humanität, diese Bekanntmachung allen Denen kund thun zu wollen, welche die Absicht haben möchten, auszuwandern. Dünkirchen, den 31. Juli 1846. Der Unterpräfekt von Dünkirchen: gez. Peter Le Roi."

Die vereinigten Kunstleistungen der drei Tänzerinnen Taglioni, Lucile Grahn und Cerrito sollen in London in dem Ballet: „Das Urtheil des Paris" einen an Raserei gränzenden Enthusiasmus erregt haben. Wir wollen die Bewunderung seltener Kunstleistungen gelten lassen, meinen aber, daß es, wie schon bemerkt wurde, doch wahrlich an der Zeit sey, jenen Enthusiasmus zu mäßigen und nicht länger jenen Künstlerinnen Tausende von Gulden und Thalern für Einen Abend zu bezahlen, während man das Geld für die Hungernden und Nothleidenden besser verwenden könnte. Ehre und gebührender Lohn dem Talent, nicht aber Vergoldung und Vergötterung!

(London, 31. Juli.) Einer der Reisenden, welche neulich auf der Stradforder Bahn verunglückten, ein Mann von 60 Jahren, ist seitdem gestorben. Die Jury fand in ihrem Verdikt den Maschinenführer der Tödtung schuldig.

Korrespondenz.

Wiesbaden, im Juli.

Wie viele Zeitgenossen, deren Name noch vor einem Jahrzehend häufig genannt wurde und die darauf Anspruch machen konnten, „öffentliche Charaktere" genannt zu werden, sind nun von der Bühne abgetreten und haben als Lohn für alle Arbeit und alle Unruhe entweder ein Grabdenkmal von Freundeshand oder Vergessenheit geerntet. So sieht man jetzt in der Werkstätte des betriebsamen Bildhauers Gerth dahier ein Grabdenkmal in Sandstein, welches eine Lyra mit dem Käuzlein der Minerva darüber darstellt und bestimmt ist, das Grab des vor drei Jahren dahier verstorbenen Dr. Renda zu zieren. Wir glauben, daß diese Nachricht allen Denen interessant seyn dürfte, welchen das bewegte Leben dieses Mannes bekannt ist und welche in ihm den Dichter des vielverbreiteten und, wenn wir nicht irren, von ihm selbst componirten Liedes: „Am Rosenhügel heb' ich mich empor" verehren. Auch sind wir im Stande, die Inschrift wortgetreu hier mitzutheilen: „Gottfried Renda, geb. am 8. Januar 1803, gestorben am 20. Mai 1843. Dies Denkmal widmen ihm Freunde in Würdigung seiner seltenen Fähigkeiten, in Erinnerung vieler froh mit ihm durchlebter Stunden und in Anerkennung, daß selbst des Lebens Stürme das Bessere seiner Seele nicht untergraben haben." Wir schließen diese Mittheilung mit dem Wunsche, daß sich ein Freund der verdienstlichen Arbeit unterziehen möchte, die Dichtungen und Aufsätze Renda's zu sammeln und die deutsche Literatur mit einer genauern Biographie des Verewigten zu bereichern!

Main-Wasserwärme: 10. August, Morgens, 8 Uhr: 17⁴/₁₀ Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Montag, 10. August. Die Entführung aus dem Serail, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart.

Dienstag, 11. August. (Zum Erstenmale wiederholt): Reich an Liebe, oder: Nur fünf Gulden, Lustspiel in 1 Act, von H. Börnstein. Hierauf: Die Landpartie nach Königstein, Localskizze in 1 Act und 4 Tableaux.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 222. Donnerstag, den 13. August 1846.

Die Entdeckung von Madeira.

Eine Erzählung auf dem Verdecke. Von W. O. von Horn.

(Fortsetzung.)

„Draußen auf dem Meere war es anders, denn droben zürnte der Himmel über den Frevel der Menschen. Ein Landwind blähte anfänglich die Segel der Galeere so frisch, daß die Ruderer ruhen konnten.

„Die englische Küste lag weit genug hinter ihnen, um der Hoffnung Raum geben zu können, die rettende Küste Frankreichs am Morgen schon zu erreichen.

„Anders aber war es im Rathe der menschlichen Geschicke beschlossen. Der frische Wind, der so lustig die Segel geschwellt, wurde zum Sturme im schnellen Wachsen seiner Gewalt. Er rasete über die Fluth daher und hob und senkte sie, aufrührend ihr Innerstes. Das ungeheure Schwanken des Schiffes, das wilde Toben und Brüllen des Sturmes weckte sie aus ihrem Kosen über das Glück der Zukunft auf eine höchst erschütternde Weise. Robert Macham eilte auf das Verdeck, obwohl er kaum brauchbar zur Hülfe war, da er von dem Schiffswesen nichts verstand.

„Die Nacht war grausig dunkel. Die Luft kochte, wie wir Seeleute zu sagen pflegen. Das Meer schlug an die dünnen Planken des Schiffes und drohte, es im Zorne zu zerschellen oder es in seiner Tiefe zu begraben. Auf dem Verdecke konnte sich fast Niemand halten. Selbst der Steuermann mußte sich anbinden, um nur am Ruder stehen bleiben zu können. Dann und wann zuckten Blitze durch die tiefdunkle Nacht und erhellten die fürchterliche Dunkelheit, indem sie das empörte Element, das in Schaum aufgelös't zu seyn schien, recht grausig sehen ließen.

„Robert eilte hinab in die Kajüte des Schiffes, wo seine Geliebte in entsetzlicher Angst nach ihm rief.

„Siehst Du, der Himmel zürnt dem pflichtvergessenen, treulosen Weibe, das Dir folgte, Robert," rief sie in unaussprechlicher Angst und Verzweiflung.

„Er tröstete sie und flößte auf Augenblicke wieder Ruhe in ihre Brust, aber das entsetzliche Toben der Elemente war zu erschütternd, als daß diese Beruhigung hätte nachhaltig seyn können. Ihr Gewissen war ein Mal erregt, und die Stimme dieses innern Richters läßt sich nicht so leicht beschwichtigen. Sich selbst und sich allein schrieb sie alle Schuld zu, gerade als ob sie durch ihre Flucht allein gesündigt habe, und Robert sprach sie frei. Er werde nur elend durch sie, rief sie trostlos. Umsonst flehte Robert, daß sie sich beruhige. Der Sturm werde sich legen, und erst, wenn sie Frankreichs rettende Küste erreicht, werde ein neues Leben für sie anheben. Mit jedem Augenblick wurde die sie folternde Angst und Qual stärker, und der Sturm draußen schien in eben dem Grade sich zu vermehren, als ob er ihre Seelenqual stets steigern wolle.

„Robert war von dieser Wendung seines Schicksals gebeugt. Er sah sich so nahe am Ziele seines Glückes, und — blieb dieser Seelenzustand Anna's, so war er weiter davon entfernt, als je, denn diese Aufregung ihres Gewissens baute eine Kluft zwischen ihr und ihm, die mit jedem Momente an Weite und Tiefe zunahm.

„Der Sturm blieb sich gleich, ja als endlich der Tag kam, wuchs er noch an wilder Gewalt.

„Der Steuermann wußte nicht, wo er war. Die Galeere war weit in's offene Meer geschleudert worden. Nirgends war ein Merkmal zu finden, denn dickes Gewölk ließ die Sonne nicht ein Mal sichtbar werden.

„Das Fahrzeug war mastlos geworden. Die Stöße des Windes trieben es wie ein Spielwerk umher.

„Auch dieser Tag kam und sank hinab, und der Sturm wüthete fort aus gleicher Richtung.

„Zu der innern Zerrissenheit kam jetzt noch ein anderes Uebel. Clifford hatte nur an die kurze Ueberfahrt über den Kanal gedacht. Lebensmittel und Trinkwasser war nur für höchstens fünf Tage in dem Schiffe. Der Unglückliche erkannte jetzt das Entsetzliche ihrer Lage, wenn der Sturm nachließe und sie nicht eine befreundete Küste zu erreichen so glücklich seyn sollten.

„Er zitterte bei dem Gedanken an die Lage, in die sie die strafende Hand der himmlischen Gerechtigkeit gebracht. Er wagte es gar nicht, seinem Herrn das zu sagen, was ihn so sehr quälte.

„Der Sturm hielt übrigens an — und — meine Herren, daß ich das Entsetzliche Ihnen mit wenigen Worten sage — dreizehn volle Tage wüthete er mit einer sich fast gleich bleibenden Stärke.

„Mit allen Qualen des Hungers und des Durstes rangen die Unglücklichen während dieser Zeit; aber was war das Alles gegen das namenlose Elend von Anna's innerer Qual? —

„Bis zum Wahnsinn hatte sich ihre Gewissensangst gesteigert. Sie fluchte sich, sie fluchte zuletzt Robert, als ihrem Verführer. Aus dem zarten, sanften Wesen hatte Wahnsinn, Hunger und Durst eine Furie gemacht, die gegen ihn, gegen sich rasete. Zwei bis drei Mal rissen sie sie gewaltsam vom Verdecke weg, wo sie in die See sich stürzen wollte. Ein solcher Zustand konnte nicht lange bleiben. Ihm folgte eine gänzliche Erschlaffung und Auflösung, eine Schwäche und Hinschwinden aller Kräfte, daß ihr Tod das nächste Ereigniß war, das Robert erwartete. Wer beschreibt seinen Zustand?

„Denken Sie sich den Menschen, der sein schönstes Ziel so nahe wähnt, und sich nun von der Höhe herabgeschleudert sieht in eine Hoffnungslosigkeit, die gräßlicher sich kaum der Menschengeist vorstellen kann, der jede Hoffnung verkehrt sieht in eine verzweifelnde Trostlosigkeit — und Sie haben ein Bild von Roberts Lage.

„Oft flehte er um die einzige Gnade, daß der Schoß der Tiefe sich aufthue, ihn zu begraben; aber auch das Meer schien kein Erbarmen mit den Frevlern zu haben.

„Endlich schien der Zorn des Himmels gestillt. Der Sturm ließ nach. Die vom Hunger gequälten Unglücklichen stiegen auf das Verdeck und sahen, in Wolken gehüllt, ein unbekanntes Eiland vor sich liegen. Es war Madeira.

„So viel vermochten sie noch, daß sie das Boot aussetzen und die dem Tode nahe Anna ausschiffen konnten. Ein frischer Trunk aus einer Quelle labte die Verschmachtenden; frische herrliche Früchte erquickten sie und hoben wieder die Lebenskräfte; aber wo sie waren — das sagte ihnen Niemand, und Einwohner sahen sie nicht.

„Wenn aber auch jetzt Nahrung und Trank sie erquickte, so erlag dennoch am fünften Tage der Landung Anna ihrer innern Qual und den Leiden des Leibes, die Hunger und Durst und dann ungewohnte, fremde Nahrungsmittel hervorriefen, und Robert Macham folgte ihr in wenigen Tagen, Gott dankend, daß sein Leben ein Ziel fand, da es nun alles Hoffens baar und ledig war.

„Die überlebenden Seeleute begruben sie unter einem jener merkwürdigen Drachenbäume, an denen die Insel so reich ist und die durch ihre ungeheure Größe und Umfang in Erstaunen setzen.

„Robert Macham hatte zur Buße die ganze Geschichte seiner Leiden und seines Lebens kurz niedergeschrieben und Clifford gebeten, es in einen Stein zu graben, den er an seinem Grabe unter einem Kreuz aufstelle.

„Clifford hielt getreulich, was ihm sein Herr geboten. Er grub die Inschrift in den Stein, errichtete von Holz ein Kreuz auf dem Grabe der beiden Unglücklichen, und stellte den Stein mit der Inschrift darunter.

„So endete eine Begebenheit, die, so oft ich ihrer gedenke, mich tief erschüttert."

Der Capitain schwieg, und wir saßen in tiefes Nachdenken versunken an seiner Seite.

(Schluß folgt.)

Das Herz. *)

Was ist das Herz mit seinem Sehnen?
Ein Vogel, der das Weite sucht,
Ein feurig Roß mit struppen Mähnen,
Ein armes Wild auf scheuer Flucht.
Ein Löwe, der nach Beute jaget,
Ein Knabe, der nach Schatten hascht,
Ein Mädchen, das, ob es auch zaget,
Doch von verbot'nen Früchten nascht.

Was ist das Herz mit seinem Hoffen?
Ein Kind, das noch durch Thränen lacht,
Ein Glas, des Lichtes Durchgang offen,
Ein Wächter in der Mitternacht.
Ein Baum mit Millionen Blättern,
Ein Halm, der gold'ne Aehren treibt,
Ein Genius, der mit den Göttern
Im innigsten Verkehre bleibt.

Was ist das Herz? Ein Meer voll Wogen,
Bald tief, bald leicht nur aufgeregt,
Ein Räderwerk, das aufgezogen,
Nun hier, nun dorthin sich bewegt.
Ein Abgrund ist es, eine Höhe,
Ein dunkler Schacht, ein Quell von Licht,
Der Wiederklang von Wohl und Wehe,
Ein Mund der tausend Sprachen spricht.

Des Süden Gluth, des Norden Kälte,
Ein Mörder und ein Opferlamm,
Ein Strom, der über's Ufer schwellte
Und doch zugleich ein fester Damm.
Ein Feigling und ein Held im Streite,
So zart und weich und rauh und streng,
Raum für die Welt in seiner Weite
Und für Atome noch zu eng.

Ein Bettler und ein mächt'ger König,
Unsel'ge Last und höchstes Gut,
Gebieterisch und unterthänig,
Geduldig und voll Uebermuth.
Getreu und wort- und eidvergessen,
Ein Wurm und Segler himmelwärts,
Nennt mir den Maßstab, es zu messen:
Die größte Schöpfung ist das Herz! —

Ludwig Kieffer.

*) Aus dem Mannh. Journ.

Die Retter'sche Güterkaufgeschichte.

(Fortsetzung.)

Nach allem Diesem erregte es nicht geringes Aufsehen, als das „Stuttgarter Tagblatt", wie es scheint aus guter Quelle, Folgendes berichtete:

„In unserm letzten Blatte haben wir unsern Lesern eine Aufklärung in der Retter-Frasch'schen Güterkauf-Angelegenheit zu geben versprochen. Wir erfüllen hiermit unser Versprechen und theilen mit, was uns von glaubwürdiger Seite versichert worden, ohne aber das Gesagte verbürgen zu wollen. Denn was läßt sich wohl in dieser Sache verbürgen, wo so viele eigenthümliche neue Umstände zu Tage kommen, daß man bald an Dem sogar zweifeln möchte, was man mit eigenen Augen sieht, oder was auf's Evidenteste nachgewiesen scheint. Uebrigens hat die Sache so Vieles für sich, daß wir selbst sie für die wahrscheinlichste Auflösung des großen Räthsels halten. Nach der Erzählung unseres Gewährsmanns also wären vier Standes- und Grundherren des Landes dahin übereingekommen, der Hofmetzgerei im Allgemeinen, namentlich der Zerstückelung von Standes- und Grundherrschaften entgegen zu wirken und zunächst die der Herrschaft Roth und deren stückweisen Verkauf durch Allodificationen und Ablösungen zu hintertreiben, den Hauptmann der Hofmetzger dabei aber wo möglich zu Grunde zu richten oder ihm wenigstens eine solche Schlappe beizubringen, daß er und Andere ferner von ähnlichen Unternehmungen abstünden. Es ward deßhalb gemeinsam von diesen Herren ein bedeutendes Kapital, man sagt ½ Million, bei einem Augsburger Bankier aufgenommen und durch Vermittlung eines Rentbeamten dieser Herren dem Schäfer Frasch, den man zu einem solchen Unternehmen für passend hielt, unter Aufsicht und Bevormundung des angeblich als Sekretär bei dem Wunderdoktor eintretenden Beamten, zugestellt, um damit zu agiren. Daher dessen plötzlicher Reichthum, die Dukatensäcke, die schönen Rappen und Equipagen, das schöne Vieh und die Frucht- und anderen Vorräthe, die alle nicht ihm gehörten, sondern womit er nur zu prunken hatte. Da Retter den Verkauf in einzelnen Parzellen sogleich nach erfolgtem gerichtlichen Erkenntniß über seinen Kauf vornehmen wollte, so mußte er durch die Aussicht auf einen vortheilhaften Gesammt-Verkauf ab- und hingehalten werden. Als Käufer im Namen eines Dritten, aber Unbekannten, da er ihn vorerst nicht nennen dürfe, trat nun Frasch auf, mußte aber die Sache beharrlich verzögern, damit Retter mittlerweile durch enorme Zinsenverluste in die Enge getrieben würde. Denn es war anzunehmen, ja man wußte, daß er bis zu 20 Prozent zahlen mußte, daher bei dem großen Kapital jeder Tag der Zögerung ein schwerer

Verlust war, weil die aufgenommenen und bei einer Bank deponirten Gelder sich nur mit drei Prozent verzinsten. Unterdessen wurden geflissentlich die abenteuerlichsten Gerüchte über den geheimnißvollen Unbekannten, welcher der eigentliche Käufer sey, verbreitet. Vielleicht hätte dieser Spuck noch lange gedauert, wäre Frasch nicht bei dieser Gelegenheit auch zu sehr als für sich handelnd und über den Willen seiner Auftraggeber hinausgehend, aufgetreten. Kurz und gut, die Sache ist jetzt so weit, daß der zweite Kauf sich entweder augenblicklich realisiren oder aber ein anderer Verkauf nothwendig bald erfolgen muß, sollen nicht sehr bedeutende Verluste entstehen. Wie Retter und seine Creditoren sich aus dieser schwierigen Lage heraushelfen, wird sich nun bald zeigen, denn die Sache ist nun reif. Bestätigt sich diese uns gemachte Angabe, so ist sehr zu wünschen, daß Retter seine Sache zu einem glücklichen Ende führe, denn ohne entfernt der gemeineren Hofmetzgerei das Wort reden zu wollen, ist doch die Zerstücklung zu großer in einer Hand befindlichen Güter und Ablösung von darauf ruhenden, den Landmann drückenden und nicht mehr in unser Jahrhundert gehörigen Lasten, ein Werk, das im öffentlichen Nutzen und Vortheil liegt. Deßhalb können wir der großartigen angesponnenen Intrigue nicht den gehofften Erfolg wünschen, so verwerflich die Hofmetzgerei mit Bauerngütern auch seyn mag."

Ueber den Namen der vier Grafen hört man, daß als Haupt derselben der ultramontane Graf Stachberg dastehe, daß einer seiner Verbündeten der Graf von Maldhegen sey; wer die zwei andern seyen, darüber sind die Ansichten verschieden. — Dasselbe Blatt brachte bald darauf folgende, wie es scheint, authentische Nachricht:

„Die Geschichte des Kaufs und Verkaufs der Herrschaft Roth hält seit einer Reihe von Monaten die Gemüther durch die eigenthümlichen Verwickelungen, die sich dabei ergeben haben, so sehr in Spannung, sie hat durch die in Umlauf gesetzten allarmirenden Gerüchte viele mehr oder minder dabei Betheiligte so in Angst und Besorgniß gebracht, und zwar, wie es scheint, ohne hinlänglichen Grund, daß es wohl an der Zeit seyn dürfte, aus all den Hypothesen, Vermuthungen und Voraussetzungen hinauszukommen, auf welche bisher alle Veröffentlichungen basirt waren, da man, einmal mißtrauisch gemacht, Demjenigen keinen Glauben mehr schenken wollte, was von der Quelle ausging, die jedenfalls am untrüglichsten seyn könnte, die man aber nicht mehr als unverdächtig ansah. — Wir müssen offen gestehen, wir selbst haben uns bei den vielen Widersprüchen, auf die man allenthalben stieß, bei dem mysteriösen Schleier, der die Sache zum Theil umhüllte und der offenbaren Einseitigkeit, mit welcher die Sache ohne tiefere Kenntniß der Vorgänge auf's Gehässigste darzustellen versucht wurde, uns entweder selbst zu falschen Schlüssen verführen lassen, oder doch uns in die Unmöglichkeit versetzt gesehen, ein klares Urtheil zu fällen. Und doch konnten wir die Sache nicht als bloße Privat-Angelegenheit der dabei zunächst Betheiligten allein ansehen, denn einerseits handelte es sich, sofern Retter's erster Plan zur Ausführung kam, was jetzt also der Fall zu seyn scheint, um die Besserstellung, die Befreiung von mehreren tausend Bauern von den drückendsten Lasten der schwersten Adelsherrschaft, daher es nicht glaublich erschien, daß ein Volksblatt wie der „Beobachter" dagegen sprechen solle, ohne tiefe innere Gründe, denn er vor Allen hätte eine Gelegenheit glücklich preisen sollen, eine so große Zahl von Würtembergern endlich dahin gelangen zu sehen, wohin alle Kämpfe in der Volkskammer ihnen noch nicht hatten helfen können. Sodann handelte es sich um Ehre, Credit nicht bloß eines Mannes, der in unserem Stuttgart viel Geld in Umlauf setzt, und zu einer Zeit, wo die Gewerbe so sehr stocken, dem Bürger Geld zu verdienen gibt, sondern auch den Credit aller Derer, die mit ihm in Verbindung standen, und überdies noch um einige oder mehrere Kassen, deren Fall, wenn man ihn auch an und für sich wegen angeblicher wucherlicher Tendenz nicht bedauern wollte, doch wieder den Ruin zahlreicher ehrbarer Familien herbeigeführt hätte, die einmal ihr Vermögen diesen Kassen anvertraut hatten. Daß alle diese Interessen dabei im Spiel waren, ließ sich auf den ersten Blick erkennen, und man konnte daher nichts anders glauben, als der „Beobachter" schreibe seine Ausfälle gegen alle bei der ganzen Kauf- und Verkaufsgeschichte handelnd aufgetretenen Personen nur erst nach vollkommener Kenntniß und in der festen Ueberzeugung nieder, daß hier ein großer Betrug begangen worden und daher aufzudecken sey. Daß hier leichtsinnig und mit Unbedacht Allarm gemacht worden sey, ließ sich nicht annehmen und daher nahmen auch wir alles von ihm Gesagte für baare Münze. Es scheint indeß doch der „Beobachter" hier selbst irre geführt und zu dem ganz unlogischen Schlusse verleitet worden zu seyn, weil einer der Betheiligten ein Betrüger sey, müssen es die Andern auch seyn, ohne dabei zu bedenken, daß gerade diese Andern die Betrogenen sind und unter dem Betrug des Einen am meisten zu leiden hatten.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Universitätssinecuren.) Die Bresl. Z. bemerkt, daß an der Universität Berlin im nächsten Semester wieder die theuersten Universitätslehrer nicht lesen. Schelling, der gegenwärtig einen Gehalt von 5000 Thlrn. beziehe, lasse es auch dies Mal wieder unbestimmt, ob er überhaupt lesen wird, eben so Friedr. Rückert, der, abgesehen von seiner beständig ausgesetzten Thätigkeit für die Universität nicht einmal in Berlin lebe und ein Honorar von 3500 Thlrn. erhalte. Auch Jacob Grimm werde im nächsten Winter keine Vorlesungen halten.

In allen Ländern wird jetzt in Stadt und Land über die vielen Lügen und falschen Gerüchte geklagt, welche von Börsenspeculanten, Kornwucherern und ähnlichen Biedermänneen zu betrügerischen Zwecken verbreitet werden. Die „Gazette de Tribunaux" dringt darauf, daß Polizei und Gendarmerie auf diese Umläufer gerade so fahnden sollen, wie auf andere Betrüger, Taschendiebe, Landstreicher und Konsorten. Auch der Schw. Merk. schließt sich diesem Wunsche an, den gewiß Jeder theilen wird, der keine Wucher- und Schwindelgeschäfte treibt.

Bisher hatte jedes spanische Cavallerie-Regiment seinen besondern Heiligen. Der General-Inspektor hat jetzt, mit Einstimmung der geistlichen Behörden, diese Heiligen verabschiedet und den heil. Jacobus zum allgemeinen Schutzheiligen für sämmtliche spanische Cavallerieregimenter ernannt.

(Bern.) Am 3. August war in Biel ein Gesangfest, zu welchem Sänger und Gäste aus der Nähe und Ferne zahlreich hinströmten. In der Kirche fand die Aufführung statt, die nach den Berichten von Berner Blättern von rühmlichen Fortschritten zeugte. Im Freien, am Ufer des Sees, fand im Schatten dicht belaubter Kastanienbäume ein Mittagsmahl statt, das durch sinnige Toaste gewürzt wurde. Unser Pfarrer Sprüngli war auch bei dem Feste, und gleich nach der ersten Rede wurde er auf die Bühne gerufen. „Der gefeierte Redner vom Zürchersee — berichtet der bernische Verfassungsfreund — der Mann, der die Sänger der Schweiz mit denen vom Rhein und Main vereinigt hat, betrat die Bühne. Leider fehlt uns der Raum, seine Rede ganz wieder zu geben; häufig von donnerndem Bravo unterbrochen, hob Hr. Sprüngli hervor, daß unser Verein „Gesangbildungsverein" heiße, und wies nach, daß er nur dann seine Aufgabe erfülle, wenn die Sänger sich und das Volk zu ächten Patrioten und Menschen bilden. Den Osten und Westen der Schweiz, die liberalen

Kulturkantone zu vereinigen: dies stellte er als Hauptzweck des Vereines hin; wie Hr. Sprüngli vom Herzen sprach, so tönte auch sein Wort in Aller Herzen wieder, und wir hoffen, daß das seit mehreren Jahren nur in den östlichen Kantonen und von dortigen Sängern gefeierte eidgenössische Gesangfest nun auch verehelicht soll werden, indem namentlich die Berner Sänger von nun an dieselben zahlreicher besuchen werden, als es bisher geschah.

(Königsberg, 3. Aug.). Die Hitze ist bei uns unerträglich geworden, im Schatten haben wir 27 Grad, und in der Sonne, der namentlich Arbeiter, Landleute und Militärs täglich ausgesetzt sind, an 35 Grad Reaum. Seit dem Jahr 1811 soll hier eine solche afrikanische Hitze nicht geherrscht haben.

(Brüssel.) Zu St. Trond trug sich vorgestern ein trauriges Ereigniß zu, das einigen Menschen das Leben kostete. Während der Messe fiel nämlich ein Stein aus der Decke der Notre-Damekirche. Ein panischer Schreck ergriff die Menge, indem man schrie, die Kirche stürze ein, und Alles auf die Hauptthüre zustürzte. In dem Gedränge erstickten drei Personen, viele andere wurden niedergetreten; gegen zwanzig Personen mögen verwundet worden seyn.

Zur Warnung erzählt die großherz. hess. Zeitung, daß einem in Birkenau privatisirenden Engländer, dem Baron v. M., bei dem Füllen seiner Windbüchse die Kugel (der Luftbehälter) der er wahrscheinlich zu viel zugemuthet hatte, zersprang. Das Kupfer rollte sich wie Band. Der Baron erlitt zwar keine äußere Verletzung, doch wurden ihm mehrere Rippen eingedrückt.

Literatur.

Schul-Bibel, das ist: Erklärung und Auslegung der h. Schrift von dem Standpunkte der heiligen Wissenschaft und nach den Bedürfnissen unserer Zeit. Ein Handbuch für Geistliche, Lehrer und gebildete Eltern von Dr. J. F. Th. Wohlfarth, evang. Prediger zu Kirchhasel bei Rudolstadt. Neues Testament. 1. und 2. Heft. Neustadt a. d. Orla, bei Wagner, 1845—46. S. 1 — 212.

Vor geraumer Zeit schon haben Dinter und Brandt Schullehrer-Bibeln herausgegeben, deren jede in ihrem besonderen Kreise zahlreiche Leser fand. Gegenwärtig erscheinen zwei andere Schriften derselben Gattung, die eine von G. C. Fischer, vorzugsweise mit katechetischen Fragen versehen, die andere von Wohlfarth, einem als fruchtbarer Schriftsteller vielseitig bekannten Manne. Für wen derselbe sein in den beiden ersten Heften uns vorliegendes Werk bestimmt habe, besagt schon dessen Titel. Und wirklich dürfte es für alle darauf Genannte von Nutzen seyn und ihnen selbst in dem Falle, wenn sie das dargebotene reiche Material nicht vollständig, sondern nur stellen- oder auszugsweise benutzen, wenigstens eine Masse practischer Ideen darbieten. Die Einrichtung der Schul-Bibel ist folgende: An jedes Kapitel des lutherischen Textes schließen sich eine Inhaltsübersicht, die nöthige Sach- oder Worterklärung einzelner Stellen, eine Reihe von Anwendungen und Liederverse beim Anfang und Schlusse. Die Inhaltsübersichten fand Ref. noch selten in so bündigen und klaren Worten angegeben, wie es hier geschehen. Bei den Erläuterungen ist kein Hauptpunkt übergangen. Die practischen Excurse halten zwischen oberflächlicher Kürze und ermüdender Weitschweifigkeit die rechte Mitte. Wünschenswerth erscheint es nur, daß letztere, statt, obwohl durch Zahlen getrennt, unter sich isolirt zu stehen, in einen gewissen Zusammenhang gebracht oder zu einem Ganzen geordnet, unmittelbar mit dem Texte selbst verwebt werden. In diesen wünschten wir zugleich die Erläuterungen einzelner einer Verdeutlichung oder Aufhellung bedürfender Ausdrücke aufgenommen zu sehen, während sie jetzt darunter ihren Platz erhalten haben. In diesem Falle würde sich die Schul-Bibel auch besser zum Gebrauche in Betstunden eignen und für den Religionslehrer beim katechetischen Unterricht. Vielleicht ist es dem Verfasser möglich, bei künftigen Fortsetzungen hierauf Rücksicht zu nehmen und dadurch den Werth seines Werkes zu erhöhen, das jedenfalls geeignet ist, das Verständniß des N. T. in evangelischen Schulen zu befördern und den todten Mechanismus beim Bibellesen zu verdrängen, der leider noch an gar manchen Orten angetroffen wird.

D. C.

Korrespondenz.

Neudorf im Rheingau, 10. August.

Der Zustand der Weinstöcke gewährt auch im Rheingau, wie allerwärts, die erfreulichsten Hoffnungen. Doch läge ein Regen sehr im Interesse unserer Winzer, damit hierdurch die Traubenzeitigung beschleunigt und die Vermehrung der Weinquantität durch das Dickerwerden der Beeren bewirkt werden möge. Wenn ich die Traubenzeitigung nach meinen sogenannten Frühburgundern beurtheile, von welchen ich seit Jahren immer auf den heutigen Tag der hiesigen Kirche zum hl. Laurentius eine Probe verehrt habe, so kann man, ungeachtet der seitherigen afrikanischen Hitze, nicht sagen, daß wir in diesem Punkt den verflossenen traurigen Jahren voraus geeilt wären. Das macht aber das Ausbleiben eines durchdringenden Regens. Allzuängstliche Gemüther, welche in den erschreckenden Erdstößen vom 29. v. M. den Zorn Gottes rc. witterten, wollen aus den durch die Sonne verbrannten einzelnen Beeren einen vollständigen Traubenmißwachs prophezeihen; unbefangene Sachkenner aber haben Ursache zu hoffen, daß sich im Herbst 1846 der des Jahres 1811 wiederhole, nach Quantität und Qualität.

Wertheim, 8. August.

Die am 29. Juli Abends in einem großen Theile von Deutschland verspürte Erderschütterung wurde auch hier, und am meisten in den längs der Tauber hinunterliegenden Wohnungen, empfunden; vorzüglich aber äußerte sich dieser Erdstoß an einem auf unserer Schloßruine vor etwa 20 Jahren zur Unterstützung des Hauptgebäudes aufgeführten großen Pfeiler, indem derselbe einen solchen Riß bekam, daß das darin befindliche Fenstergesimse herunter zu fallen droht. Wirklich ist man beschäftigt, den Schaden wieder auszubessern.

Frankfurt a. M., 11. August.

Hr. Regierungsrath von Zwierlein zu Wiesbaden, ein eifriger Freund und Förderer des auf dem Feldberge projectirten Baues eines Obdaches hat der hiesigen Commission für diesen Zweck wiederum einen Geldbeitrag von zwanzig Gulden übermittelt. Bei den vielen Ansprüchen, welche jedoch seit mehreren Jahren fortwährend an den Gemeinsinn und an die Mildthätigkeit des Publikums gemacht werden, dürfte es schwer halten, das zu einem förmlichen Hausbau erforderliche Kapital von etwa 10,000 fl jemals zusammen zu bringen. Um so mehr Beachtung verdient unter diesen Umständen die Ansicht Derjenigen, welche den sofortigen Bau eines bescheideneren Obdaches wünschen, zu dessen Ausführung die vorhandenen Geldmittel hinreichen würden.

Main-Wasserwärme: 12. August, Morgens, 8 Uhr: 17 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 12. August. Titus, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart. Servilia: Fräul. Steinebach.

Donnerstag, 13. August. Endlich hat er es doch gut gemacht, Lustspiel in 3 Abth., von Albini. (Letzte Gastrolle) Mengler: Hr. Koch, vom Hoftheater zu Kassel. Hierauf (zum Erstenmale wiederholt): Der Dachdecker, Posse in 1 Act und 4 Tableaux, von Angely. (Letzte Gastrolle) Petzold: Hr. Koch.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 223. | Freitag, den 14. August | 1846.

Die Entdeckung von Madeira.

Eine Erzählung auf dem Verdecke. Von W. O. von Horn.

(Schluß.)

„Noch Eins, Herr Capitain,“ sagte ich nach einer Pause. „Wie haben Sie die Geschichte erfahren, oder vielmehr, wie ist Ihr Familienchronist und Ahnherr, der Prior, zu dieser Kunde gelangt?“

„Sie haben recht, daß Sie darnach fragen;“ versetzte der Capitain. „Ich will es Ihnen so genau berichten, als es unser frommer Prior in seiner äußerst naiven Weise thut.

„Die Zurückgebliebenen hatten sich endlich von den Mühseligkeiten erholt, als ein neuer Sturm ihr zum Wrack gewordenes Schiff, das sie indessen bei dem Holzreichthum der Insel auszubessern hofften, vom Anker riß und in die See trieb.

„Jetzt blieb ihnen zur Rettung nur noch das kleine Boot, dessen sie sich zu ihrer Landung bedient.

„Die Sehnsucht, die Heimath wieder zu sehen, war indessen so groß, daß sie sich in diesem unsichern Fahrzeuge der See anvertauten, nachdem sich der Sturm gelegt.

„Mehrere Tage trieben Sie auf dem Meere herum, da erblickten sie eine sich lang hindehnende Küste. Sie landeten; aber es war die ungastliche Küste von Marokko.

„Ein Trupp Marokkaner nimmt die Unglücklichen gefangen und übergiebt sie, nach den Gesetzen des Landes, dem Bei oder Kaiser, dessen Sklaven sie werden müssen.

„Clifford, der Intelligenteste unter ihnen, findet in dieser trostlosen Lage einen Spanier aus Sevilla, Juan de Morales, einen vielerfahrenen Seemann. Gleiches Schicksal kettet die Unglücklichen eng an einander.

„Clifford theilt ihm seine Geschicke, die Entdeckung der herrlichen Insel mit, und regt das lebhafteste Interesse in der Seele dieses weitgereis'ten, von Entdeckungen träumenden Seefahrers durch seine Erzählung an.

„Morales erforschte Alles genau, und prägt sich das, was ihm sein Unglücksgefährte meldet, tief ein.

„Clifford's sämmtliche Gefährten erlagen den Leiden der harten Sklaverei. Er allein überlebte sie. Er, der Einzige, der Zeugniß geben kann von dem tragischen Ende zweier Menschen, die dem unabänderlichen Gebote himmlischer Stafgerechtigkeit erlagen; aber in seiner Seele war keine Hoffnung, erlös't zu werden.

„Und dennoch! Die Stunde der Erlösung schlug.

„Don Sancho, der jüngste Prinz König Ferdinands von Arragonien, der am 15. März 1416 starb, hatte bedeutende Summen zur Loskaufung christlicher Sklaven in seinem Testamente vermacht.

„Der vom Schmerze über den Verlust des vortrefflichen Sohnes gebeugte Vater erkannte es als eine heilige Pflicht, des Sohnes letzten Willen pünktlich zu vollziehen.

„Er sandte 1419 mehrere Galeeren nach Marokko mit ansehnlichen Geldmitteln. Alle Sklaven wurden losgekauft; unter ihnen auch Morales und Clifford.

„In seliger Freude schiffen sie sich auf der einen der Galeeren ein, während die andere nach Tunis eilt, die dort unter der Peitsche ihres Treibers Seufzenden zu befreien.

„Fröhlich schifften sie durch den Ocean, Spaniens rettender Küste zu. Da sehen sie eine kreuzende Flotte, werden bemerkt und ohne weiteren Kampf aufgebracht. Es waren Portugiesen, die das Schiff nahmen.

„In jenen Tagen lag Spanien mit Portugal im Hader. Der berühmte Seefahrer und Entdecker, Gonsalvo Zarco kreuzte gerade im Mittelmeere, sah die Galeere und hielt sie an.

„Nachdem er ihr genommen, was ihm brauchbar schien, sie selbst als ein altes, dürftiges Fahrzeug aber nicht der Mühe werth hielt, sie als Prise zu behalten, ließ er die befreiten Sklaven frei, mit Ausnahme Juan's de Morales, dessen Talente er wohl schätzen konnte.

„Clifford kam glücklich in Spanien an, wo er so lange blieb und von der öffentlichen Mildthätigkeit lebte, bis ein barmherziger englischer Schiffscapitain ihn an Bord nahm und an die englische Küste brachte.

„Den d'Arset's und d'Orsay's durfte er sich nicht nahen, weil er selbst bei jener Entführung zu sehr betheiligt war, um nicht wohlverdiente Strafe zu empfangen.

„So blieb ihm denn nichts übrig, als die Familie Macham aufzusuchen und dieser die tragische Geschichte Roberts und Anna's mitzutheilen. Meine Verfahren nahmen den Vielgeprüften mit Liebe auf, und vernahmen von ihm die Geschichte, die ich Ihnen erzählt. Um sein Leben in der Stille und in frommen Büßungen zu verleben, trat er in den Orden und in das Kloster, dessen Prior der Chroniste unserer Familie wurde. Dieser schrieb die Geschichte aus Clifford's Munde auf.“

„Was wurde aber aus Morales, und wie ging's mit der Entdeckung oder besser, der Wiederfindung Madeira's?“ fragte ich weiter.

„Auch das kann ich Ihnen, soweit ich es aus der Geschichte der Schifffahrt und der Entdeckungen kenne, mittheilen,“ versetzte der freundliche Capitain Macham, und fuhr in seiner Erzählung fort: „Dom Henrique, der dritte Sohn König Juan des Ersten von Portugal, war einer der geistreichsten Männer seiner Zeit. Schon 1415 hatte er sich bei der Eroberung von Ceuta besonders hervorgethan. Er wurde Großmeister des Christus-Ordens und widmete seine ganze Kraft und Thätigkeit den Angelegenheiten dieses angesehenen Ritterordens, besonders dem Kampfe gegen die Ungläubigen und andern Unternehmungen, welche geeignet waren, den Glanz Portugals zu vermehren. Vorzüglich waren es die in jener Zeit so ungemein wichtig gewordenen Entdeckungsreisen nach

den westlichen Ländern, welchen er während vierzig Jahren seines Wirkens große Sorgfalt widmete.

„Er wußte die tüchtigsten Männer seiner Zeit an sich zu ziehen, aus ihren Erfahrungen seine Einsicht zu erweitern. In der Küstenstadt Terca-Nabal, im Königreiche Algarbien, hatte er seinen Wohnsitz genommen, weil der schöne Hafen und die vortreffliche Rhede für seine Plane und Unternehmungen besonders geeignet erschien. Hier war eine bewegte Welt. Die Freigebigkeit des Prinzen lockte Phantasten und Abenteurer, kenntnißreiche Leute und Windbeutel aller Art zu ihm. Sein scharfes Auge schied mit Einem Silberblicke das Unreine vom edlen Metalle, und wenn diese getäuscht von hinnen schieden, blieben jene in der Gewißheit, daß ihnen eine Laufbahn eröffnet werde, die sowohl ihren Wünschen, als ihren Fähigkeiten die angemessene sey.

„Vorzüglich hatte es Dom Henrique darauf abgesehen, die Küste von Afrika, das Land jener ungläubigen Unholde, die Portugal so viele und so große Opfer kosteten, zu erforschen, sicherlich in der Absicht, ihre Hülfsquellen kennen zu lernen, um ihnen früher oder später an das Leben zu können. Zugleich aber machte als anderer Faktor sich die Wißbegierde geltend, die in Bezug auf fremde Länder jene Zeit charakterisirte. In seinem Schlosse zu Terca-Nabal befanden sich die Schiffsjournale aller Seefahrer, die er habhaft werden konnte; die besten mathematischen Instrumente jener Tage, und um ihn, der nie vermählt war, sammelte sich tagtäglich ein Kreis der ausgezeichnetsten Männer, die ihre Erfahrungen gegenseitig austauschten.

„Durch seine Unternehmungen war man bereits eine bedeutende Strecke an Afrika's Küste hinabgefahren. Auf den Azoren sammelte man Anzeichen für die Bestätigung jener Vermuthung, die als Lebensaufgabe Columbus sich vorgesetzt hatte, zur Evidenz zu erheben. Auf den kanarischen Inseln war sein Stützpunkt für die afrikanischen Entdeckungen.

„Im Jahr 1418 hatte eben jener Gonsalvo Zarco, der Morales an sich nahm, als er die Galeere der befreiten Sklaven aufbrachte, vom Wetter verschlagen, Porto Santo, Madeira's Schwesterinsel entdeckt. Jene lichte Wolke, die Madeira stets umhüllt, war auch ihm sichtbar geworden, allein der Aberglaube seiner Seeleute hatte in ihr ein Hinderniß weiterer Entdeckungen gefunden; weil sie Grausenhaftes in jener nicht vom Flecke weichenden Wolke vermutheten.

„Als Morales dem Gonsalva Zarco das mittheilte, war er aus dem Munde Clifford's erfahren, bebte das Herz des kühnen Seemannes vor Entzücken.

„Was er vermuthet, sah er vor sich bestätigt. Hinter jener gefürchteten Wolke lag eine reiche, große, schöne Insel. Das war ja jetzt ohne Zweifel.

„Er eilte nach Terca-Nabal mit seiner Kunde, und der Prinz war entzückt. Er eilte nach Lisabon zu seinem Vater, ihm das Neugewonnene kund zu thun, und die Absendung der Schiffe zur Entdeckung zu betreiben.

„Im Anfange des Brachmonats 1420 ging aus dem Hafen von Terca-Nabal Gonsalvo Zarco mit Morales, den der Prinz mit Ehren überhäufte, auf die Entdeckung unter Segel. Wenn auch Sturm und Wetter außen und mit dem Aberglauben und seiner Macht nach innen bei dem Schiffsvolke kämpfend, wenn auch durch jene hier eigenthümlich stattfindenden Windstillen festgehalten, dennoch entdeckte er die herrliche Insel, indem er zuerst nach Porto Santo steuerte. Sie fanden das Grab Macham's, nach dem das dort angelegte Städtchen Machico genannt wurde, und König Johann gab der Insel den Namen: „Madeira", das heißt: „Holz", weil sie an herrlichen Wäldern reicher war, denn irgend eine andere der bis jetzt entdeckten Inseln.

„Eine dort gestiftete Colonie gedieh auf's herrlichste, und Dom Henrique ließ Weinreben aus Candien und Zuckerrohr aus Sicilien dort anpflanzen. Von ihm stammt der edle Madera. Füllen Sie Ihre Gläser, meine Herren, Dom Henrique lebe hoch!"

Ein freudiges Hoch erklang dem edlen Prinzen, und, da die Nacht bedeutend vorgerückt war, suchten wir unsere Kojen, voll Hoffnung, das schöne Eiland zu betreten.

Und wirklich lag, als wir aufstanden, Madeira in aller Pracht vor uns. Ein leichter Wind füllte unsere Segel, und schon bei guter Zeit war Cap Lorenzo umsegelt und wir befanden uns zwischen der Hauptinsel und den Deserta's, Machico und Santa Croce und der Pico de Ruioa, der Insel höchste Spitze, glänzte im Gold der Morgensonne. Bald erschien Funchal — und wir landeten.

Die Retter'sche Güterkaufgeschichte.

(Schluß.)

„Die uns seiner Zeit von sehr achtbarer Hand gemachte und von uns in Nro. 167 des Stuttg. Tagbl. abgedruckte Mittheilung hat, da sie aus ganz unverdächtiger und wie wir überzeugt seyn dürfen, ganz unbetheiligter Quelle kam, uns erst recht aufmerksam gemacht, zumal Retter's Erklärung im Merkur gleich hintennach kam und der Sache, so wie wir sie mittheilten, weitere Wahrscheinlichkeit verlieh. Wir haben uns daher näher nach der Wahrheit der Sache erkundigt und können nun zur Beruhigung Beängstigter Folgendes mittheilen, was wir für zuverläßig halten dürfen, da unser Gewährsmann uns versicherte, er habe dies selbst einer jener mehrfachen Abschriften der gerichtlich beglaubigten amtlichen Taxation der Herrschaft entnommen, welche Retter zur Herstellung seines so schwer bloßgestellten Credits sich fertigen lassen zu müssen glaubte und nach verschiedenen Seiten zur Einsicht mittheilte.

Daß Frasch bei der Geschichte den Betrüger spielte, scheint fast außer Zweifel gestellt, aber eben so, daß Retter der Betrogene war, daher des Erstern Verhaftung der ganzen Sache nun schnell eine andere Wendung geben dürfte, zumal Retter, wie es heißt, sich nun nicht länger von der Allodificirung und Zerstückelung der Grafschaft abhalten läßt. Sonderbarer Weise wurde bei all den Reden und Gegenreden nur immer des großen Schadens gedacht, den die Gläubiger Retter's und der Leihkasse Hüttisheim und Stetten nehmen werden, Niemand aber hat sich die Frage gestellt, ob denn, weil der vorgeschobene Käufer der Herrschaft ein Betrüger sey, die Gläubiger Retter's und der gedachten Leihkasse auch wirklich gefährdet seyen, da Retter doch im Besitz der Grafschaft geblieben ist und also noch hat, was er für sich und seine Gläubiger früher hatte, ehe Frasch mit dem Kaufe darein kam? Daß Solche, welche durch Ruinirung des ersten Käufers billig in den Besitz der Grafschaft zu kommen hofften, oder Böswillige, welche Niemand einen Gewinn gönnen, oder Solche, denen die Erleichterung der Bauern von den Feudallasten ein Dorn im Auge war und die dadurch ein böses Beispiel für ganz Oberschwaben fürchteten, oder Ultramontane, welche es um jeden Preis verhindern möchten, daß das Patronat über eine Anzahl römisch-katholische Pfarrstellen, an den Staat fallen, gegen den sie bei den Katholiken Mißtrauen zu erregen stets bei der Hand sind, — daß alle diese durch die gegenwärtige Darstellung bekehrt werden können und wollen, haben wir nie gehofft; wir haben es zunächst nur mit Denen zu thun, welche die Wahrheit suchen, und wir wollen vor Allem die geängstigten Gemüther beruhigen, weil sie nach unserer jetzt gewonnenen Ueberzeugung ganz ohne allen Grund geängstigt wurden. Wir haben aber nicht nöthig, Jemand zu überreden, da die folgende Darstellung selbst so deutlich sprechen wird, daß sich Jeder sein Urtheil selbst zu bilden im Stande ist.

Dieser gerichtlichen Schätzung zufolge hat die Herrschaft einen Werth von 2,875,000 fl., wovon indeß 225,000 fl. als Lasten der Patronate, die jährlich 9000 fl. betragen und dem Staat oder

den Gemeinden übergeben werden können, abgehen; es bleibt also immer noch ein reiner Werth von 2,650,000 fl. Davon kommen auf Gebäude, Gewerbe und 2000 Morgen Acker und Wiesen nebst

Guts Inventar	475,000 fl. — kr.
Gefälle	1,045,619 „ 51 „
Waldungen, etwa 4000 Morgen, . . .	1,005,628 „ — „
3 Fischwasser, eine bedeutende Schafwaide, eine große Jagd, die zu den besten im ganzen Oberland gehört, da es, wie die Jagdliebhaber sagen, weit und breit keine solche gebe	15,000 „ — „
	2,541,247 fl. 51 kr.

Dazu gegen 580 Falllehen, welche bei jedem Veränderungsfalle 20 Prozent für die Abfahrt und Auffahrt an die Gutsherrschaft zahlen müssen ꝛc., welche vollends das zu obiger Summe noch Fehlende ergeben.

Hierzu wird ferner erläuternd bemerkt, daß Acker und Wiesen in einer der schönsten und fruchtbarsten Gegenden Oberschwabens gelegen sind, daher die gemeinderäthlichen Anschläge eher zu nieder als zu hoch gegriffen erscheinen; denn die Güter sind von Zehenten und andern Grundlasten frei und nur zur Staatssteuer beigezogen. — Eben so gehören die Waldungen zu den schönsten Oberschwabens, und unparteiische Forstmänner haben die Schätzung vorgenommen. Zwar sollen sie nach Aussage einiger unter der Decke spielenden Liebhaber zusammengehauen seyn und den geschätzten Werth nicht haben; allein das Mittel, etwas, das man gerne haben möchte, zu verachten, ist zu verbraucht, als daß es Beachtung verdienen könnte. 800 Morgen dieser Waldungen sollen namentlich so schön seyn, daß man gewiß für 1000 fl. Holz auf jedem Morgen schlagen könnte, nimmt man aber nur 600 fl. an, so macht das schon gegen 500,000 fl., daher man wohl behaupten darf, daß die weiteren 3200 Morgen noch eben so viel werth seyn werden. Bei Berechnung der Gefälle, z. B. bei Zehnten, Gülten, Herbstgeldern u. dergl. sind die Zahlen zu Grund gelegt, wie sie in einer Schuldverschreibung des Grafen von Erbach Wartemberg-Roth vom Jahr 1816 enthalten sind und diese nach dem in Würtemberg angenommenen Maßstab des 25fachen Ablösungsbetrags kapitalisirt. Seit jener Zeit hat die Landwirthschaft in Oberschwaben aber unzweifelhaft bedeutende Fortschritte gemacht, daher die Gefälle, so weit sie nicht ständig sind, eher zugenommen haben als heruntergegangen sind. — Die Allodificirung der 580 Falllehen ist namentlich von großem öffentlichem Werthe; durch Aufhebung des Lehen-Verbands werden mehrere 100 Familien von großem Drucke befreit werden, wie die eine Thatsache darthun wird, daß der Fall vorkam, wo ein Lehenshof innerhalb zwei Jahren drei Mal den Besitzer wechselte, also in dieser kurzen Zeit 60 Prozent des Gesammtwerths an die Herrschaft bezahlt werden mußte. Die sämmtlichen Falllehenbesitzer seufzen mit sehnlichem Verlangen dem Tage ihrer Erlösung entgegen. Es befinden sich unter diesen Lehen wenigstens 200, welche gern einen Allodifications-Schilling von 3000 fl. entrichten würden. — Aus dieser, wie uns auf's festeste versichert wird, streng wahrheitsgetreuen Darstellung dürfte unschwer abzunehmen seyn, daß bei der Allodification, der Ablösung sämmtlicher Feudallasten, und zerstückeltem Verkauf der Grafschaft, d. h. zerstückelt nicht im Sinne des Unterlandes, wo die Zerstückelung ins Unendliche geht, sondern zu 50, 100 und 200 Morgen, wie es eben zusammenpaßt, gewiß mehr als 3 Millionen herausgebracht werden können, wobei noch die Landwirthschaft und die Gutsunterthanen bedeutend gewännen. Die Veräußerung in solchen größeren Parzellen wird dem Vernehmen nach eben jetzt bewerkstelligt, und es sollen auch schon mehrere Kaufliebhaber für größere Theile vorhanden seyn. Es ist somit die Herrschaft weder zu theuer erkauft, noch haben die Gläubiger irgend etwas zu besorgen, daher alle die gehässigen und die Leute in Angst und Schrecken versetzenden Nachrichten des „Beobachters" in Nichts zerfallen dürften."

Hiernach ist man auf den Ausgang der Sache um so mehr gespannt, als sich ergeben hat, daß die Hüttisheimer Leihkasse nichts weniger als insolvent ist, daß Retter ungestört die Parcellirung und Allodificirung der Herrschaft fortmacht und wenigstens mit einem Gewinn von 800,000 fl. bis 1 Million aus der Sache hervorgehen dürfte.

Mannichfaltigkeiten.

Die Verlagshandlung von Arnz u. Comp. in Düsseldorf ist augenblicklich mit der Anfertigung eines größern Bildnisses Sr. Heiligkeit des Papstes Pius IX. beschäftigt, welches demnächst erscheinen wird. Prof. Overbeck in Rom sagt in Bezug auf die Aehnlichkeit des Kopfes, welcher der beabsichtigten Lithographie zu Grunde liegt, „daß dieselbe nach dem Urtheile aller competenten Richter die vollkommenste sey und bei weitem alle übrigen Bilder des Papstes, welche bisher erschienen, übertreffe. Auch stimme diese vollkommen überein mit dem Oelgemälde des Spaniers Palmaroli, dem der heilige Vater selbst gesessen, und welches wegen seiner großen Aehnlichkeit allgemein gerühmt wird."

(Leipzig, 4. Aug.) In Bezug auf die in den Maingegenden stattgefundene Erderschütterung macht Hr. Dr. W. Hoffmann im hiesigen Tageblatte Folgendes öffentlich bekannt: „Ich arbeitete am Mittwoch (29. Juli) Abends bis $^1/_2$ 1 Uhr. Im ganzen Hause wachte Niemand, auch auf der Straße war Alles still. In dieser Stille nun erzitterte plötzlich nach $10^1/_2$ Uhr mein Sitz und Tisch so merklich und in einer so eigenthümlichen Bewegung, daß ich augenblicklich an eine Erderschütterung dachte. Eine solche wankende Bewegung hatte ich noch niemals empfunden. Eine Täuschung war es meinerseits nicht."

Korrespondenz.

Darmstadt, 8. August.

Einer von Lyon uns zugekommenen Mittheilung zufolge, wird daselbst den 20. d. M. die fünfte Session der Versammlung der französischen und fremden Winzer in dem großen Saale des Stadthauses eröffnet werden. Die Dauer dieser fünften Sitzung soll sich wenigstens auf den Zeitraum von fünf Tagen erstrecken. Die Arbeiten der Versammlung werden von drei Ausschüssen geleitet werden, wovon der erste sich mit der Kultur des Weinstocks zu beschäftigen hat. Die Aufgabe des zweiten betrifft die Fabrication, die Verbesserung und Erhaltung der Weine, und der dritte endlich wird die Kultur der Obstbäume in den Kreis seiner Thätigkeit ziehen. Anmeldungen zur Betheiligung an dieser fünften Sitzung der Winzer und Pomologen werden entgegen genommen von Mr le Dr. A. Potton, Secrétaire général, place de la Préfecture, 9, à Lyon. Jedes Mitglied der Versammlung hat einen Beitrag von zehn Franken zur Bestreitung der unvermeidlichen Kosten zu entrichten. — Der Aufschwung, den die Landwirthschaft in Frankreich genommen, ist eine bemerkenswerthe Erscheinung und verdient in mehreren seiner interessantesten historischen Momenten hier etwas näher betrachtet zu werden. Frankreich, begünstigt von der Natur und geeignet zu allen Arten von landwirthschaftlichen Kulturarbeiten, ist ein wesentlich ackerbautreibender Staat. Der Ackerbau dieses Landes hob sich im 16. Jahrhundert und blühte schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts, wie aus dem von Olivier de Serres im Jahr 1600 herausgegebenen, dem Könige Heinrich IV. zugeeigneten landwirthschaftlichen Werke zu ersehen, welches vortreffliche Lehren und gute Verfahrungsarten enthält. Das Jahrhundert Ludwig's XIV. machte sich bemerkbar durch seine Gleichgültigkeit gegen den Ackerbau, welchen Colbert öfter der Manufactur-Industrie aufopferte, anstatt beide geschickt Hand in Hand gehen zu lassen. Die für das öffentliche Wohl so nachtheiligen Kriege Ludwig's XIV. wirkten auch auf den Ackerbau ungünstig zurück: der Anbau der Ländereien wurde vernachlässigt und Noth und Mangel stellten sich öfter ein. — Niedergedrückt unter der Regentschaft, besonders durch das von Law ein-

geführte Finanzsystem, erhob sich der Ackerbau erst gegen die Mitte der Regierung von Ludwig XV. Im Jahr 1751 erschien ein Edict, welches die Freiheit des Getreidehandels im Innern von Frankreich proclamirte und auch die Ausfuhr unter gewissen gesetzlichen Bestimmungen gestattete. Von da an beginnen die Fortschritte des französischen Ackerbaues. Man verdankte diesen glücklichen Umschwung den Schriften der Oeconomisten, staatswirthschaftliche Schriftsteller, welche die Wichtigkeit des Ackerbaues begriffen und unausgesetzt darauf aufmerksam machten, wenn gleich ihr falsches Auflagesystem, wenn es je eingeführt worden wäre, demselben sehr gefährlich hätte werden können. Eben so nahmen unter der Regierung Ludwig's XV. die heutzutage in Frankreich so zahlreichen Ackerbaugesellschaften ihren Ursprung, welche durch ihre nützlichen Arbeiten zum Emporblühen des wichtigsten der Industriezweige wesentlich beitragen. Frankreich hatte bis 1789 bedeutende landwirthschaftliche Fortschritte gemacht, welche in diesem Jahre eine neue Garantie erhielten durch die von der Nationalversammlung (Monat August) decretirte Abschaffung des Lehnssystems, wodurch der französische Landmann von den drückenden Lasten der Zehnten, Frohnden rc. mit einem Male für immer befreit wurde. Durch diesen einzigen merkwürdigen Act schuf die Nationalversammlung einen freien Bauerustand, bestimmt, durch sein unbeschränktes Eigenthumsrecht zu höherem Wohlstande zu gelangen, während andererseits nicht zu verkennen war, daß die Macht des Staates in dem Grade wuchs, als der wichtigste und zahlreichste seiner Stände wohlhabender und glücklicher wurde.

Leipzig, 2. August.

Mit Recht macht hier, in den sächsischen Fürstenthümern und Thüringen eine jüngst erschienene Schrift groses Aufsehen, deren Titel folgender ist: „Die Wucherthеuerung und die landwirthschaftlichen Vereine in Deutschland, von Adalb. Prokop" (Leipz. b. Otto Wigand. 15. Sgr.) Weil Wigand seinen ehrenhaften Verlag nicht marktschreierisch auspo-saunt und daher die Schrift nur in einigen Blättern angekündigt ward, so mag es kommen, daß die Schrift Ihren Lesern und Korrespondenten, auch dem „vom Rhein" in der Nummer vom 1. Aug., nicht bekannt zu seyn scheint, wie sie es verdient. Wir machen deshalb auf diese Schrift um so lieber aufmerksam, weil sie eine wirkliche Volksschrift und bis auf wenige, zur Sache eigentlich nicht gehörige Abschweifungen so gründlich abgefaßt ist, daß der Wuchertheuerung nachhaltig abgeholfen werden könnte, wollten nur die deutschen Fürsten, die Behörden und wem sonst Abhülfe möglich ist, dieses Buch zur Hand nehmen und die darin enthaltenen Rathschläge beachten. Sein Verfasser ist ein Volksschriftsteller Thüringens, hat, wie uns bekannt, jahrelang die Wuchertheuerung beobachtet, zuerst durch Wort und That gegen dieselbe in der „Dorfzeitung" und im gediegenen „Volksblatte der Deutschen" (Salfeld) gekämpft und sich nichts gekümmert um Feindschaft und Verkennung. Der Grundton der Schrift ist, daß die landwirthschaftlichen Vereine die alleinigen Urheber der Wuchertheuerung sind, und Verfasser führt den Beweis scharf und unwiderleglich. Die Schrift ist die erste, welche sich einzig und allein mit Aufzählung von Thatsachen und Mitteln gegen die derzeit fast methodisch betriebene Wuchertheuerung beschäftigt, welche allgemach von wichtigeren Folgen seyn möchte, als Spielbanken und Lotterieen. Deshalb hat der Verfasser, obwohl seine Schrift natürlich auch ihre Mängel hat, ein groses Verdienst um die Jetztzeit. Wir wünschen der Schrift im Interesse der Sache eine grössere Verbreitung, als sie jetzt zu haben scheint.

K. Sch.

Wetzlar, 6. August.

In dem grosen Straßburger hinkenden Boten für 1837 liest man unter der Rubrik: „Die Opposition" folgende Anecdote: „Einst berief ein Gutsbesitzer sein Federvieh zusammen und sagte: „Meine Herren und Damen, in was für einer Brühe wollet Ihr verspeiset seyn?" — Da riefen die Gänse, die Truthähne, die Enten, die Hühner einstimmig aus: „Wir wollen nicht verspeiset seyn." — „Es ist die Frage nicht, ob Ihr verspeiset seyn wollet, sondern in welcher Brühe Ihr verspeiset seyn wollet." — „Wir wollen aber gar nicht verspeiset seyn." — „Da, Ihr machet Opposition! Genug des Geschnatters, die Erörterung ist geschlossen, und meine Gäste werden über den Artikel abstimmen." — Ganz anwendbar hierauf ist die in diesen Blättern schon mehrfach besprochene Umlegung der Poststraße, welche von der königl. Baubehörde mittelst Abschneidung eines kleinen Theils der obern Stadt Wetzlar auf kürzerem Wege projectirt und höchst wahrscheinlich nun doch ausgeführt wird, obgleich einige Bürger, die in diesem obern Stadttheile seßhaft sind, dagegen protestiren und verlangen, daß für schweres Fuhrwerk unfahrbare Straßen-Krümmungen über einen steilen Berg hin fahrbar gemacht werden, damit die Richtung der Poststraße ja mitten durch das Herz der Stadt, welches auf einem steilen Berge, ob der Zukunft bange, thront, zum Schrecken der Frachtfuhrleute durchschnitten werden möge, weil, hört! das Wohl der Stadt bei der Umgehung einer spannelangen Strecke nachtheilige Folgen befürchten lasse.

Beleuchtung des in Nro. 199 der Didaskalia enthaltenen Artikels, d. d. Offenbach, 17. Juli. *)

Jeder, der unbefangen und mit den Verhältnissen und Personen bekannt ist, kann über die Tendenz des oben angezogenen Artikels nicht zweifelhaft seyn. — An ehrenwerthen Männern läßt man seinen Groll aus; darum deutet man Thatsachen an, die schon vor vielen Jahren geschehen sind, entstellt dieselben so, daß nur ein nachtheiliges Licht auf die Angegriffenen fallen kann. Es gibt nichts Leichteres, als in einer religiös aufgeregten Stadt — und eine solche ist Offenbach seit länger als Jahresfrist — Parteien zu bilden und diese gegen die ausersehenen Opfer der Erbitterung anzuführen. Heber und Reich, beide begabte und wissenschaftlich durchgebildete Männer, hatten den Muth, ihre auf dem Wege wissenschaftlicher Forschung errungene Ueberzeugung öffentlich in Wort und Schrift auszusprechen; das vergißt man ihnen von gewisser Seite her nicht und setzt seiner Anfeindung kein Ziel. Die dem Hrn. Reich zu Last gesetzte, aber mißverstandene und mißdeutete Aeußerung stellt man schroff dahin, während sie ursprünglich nur modificirt in einem auf Jesu eigene Worte gegründeten Sinne ausgesprochen worden ist. Seit beinahe zehn Jahren ist Reich Lehrer an der Realschule zu Offenbach und während der ganzen Zeit bewährte sich derselbe als einen befähigten, höchst gewissenhaften Lehrer, der von seinen Schülern geachtet und geliebt ist bis auf den heutigen Tag trotz aller Schmähungen und Anfeindungen gegen ihn. — Heber ist Geistlicher der französisch-reformirten Gemeinde in Offenbach seit zwanzig Jahren und hat sich als Geistlicher sowohl, wie als Vorsteher und Lehrer an öffentlichen und Privat-Lehranstalten der ausgezeichnetsten Achtung erfreut. In dem Grade, in welchem ihn seine wissenschaftlichen Forschungen — deren Resultat gewiß nicht durch „physische Beschwerden", wie der Einsender des hier besprochenen Artikels vorgibt, bedingt wurde — das Wort Gottes in der h. Schrift als das, was es ist, nämlich als Gottes Wort, erkennen ließen, führte er mit Geist und nach seiner Eigenthümlichkeit allerdings auch mit Schärfe jenes Schwert des Geistes und verwundete dadurch manche dem Göttlichen abgewendete Gemüther, die sich aber nicht wollten strafen lassen und ihren Zorn gegen Den wendeten, durch dessen Wort sie sich verletzt fühlten. So entstand eine Partei, welcher das Auftreten Heber's gegen den Neukatholicismus und die protestantischen Reformfreunde zu einem Mittel dienen muß, dem längst verborgenen Groll Luft zu machen. Mögen doch Diejenigen, die auf der Höhe christlicher Bildung stehen wollen und sich als deren Vorfechter geriren, das erste Gebot des Christenthums, das der Liebe, bethätigen, dann würden sie der Sache, welcher dienen zu wollen sie vorgeben, gewiß mehr nützen, als durch lieblose Anfeindungen und Verdächtigungen. — Einsender fühlt sich zu gegenwärtiger Beleuchtung in seinem Gewissen gedrungen, indem er hofft, die mit den Verhältnissen zu Offenbach nicht näher bekannten Leser dieses Blattes in den Stand zu setzen, die in Betreff der Herren Heber und Reich bereits erschienenen und etwa noch erscheinenden Artikel nach ihrem wahren Werth zu würdigen.

*) Indem wir, um unsere Unparteilichkeit in vorliegender Angelegenheit zu bekunden, gegenwärtigen Artikel veröffentlichen, wünschen wir zugleich, jene Streitsache in diesen Blättern beendigt zu sehen.
Die Red.

Main-Wasserwärme: 13. August, Morgens, 8 Uhr: 17 Grad.
M. Seelach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 13. August. Endlich hat er es doch gut gemacht, Lustspiel in 3 Abth., von Albini. (Letzte Gastrolle) Mengler: Hr. Koch, vom Hoftheater zu Kassel. Hierauf (zum Erstenmale wiederholt): Der Dachdecker, Posse in 1 Act und 4 Tableaux, von Angely. (Letzte Gastrolle) Petzold: Hr. Koch.

Samstag, 15. August. (Zum Erstenmale): Der alte Magister, Schauspiel in 4 Abth. von R. Benedix. Vorher geht: Die Geschwister, Schauspiel in einem Act, von Göthe.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 224. Samstag den 15. August 1846.

Das Medaillon.

Nach dem Französischen des Adolph Gur.

I.

An einem schönen und warmen Frühlingsmorgen des Jahres 1841 erging sich ein fein gekleideter junger Mann von zierlicher Haltung allein in einem Gange des Boulogner Wäldchens mit jener ungezwungenen Nachlässigkeit, die man gemeinhin mit dem Worte umherschlendern ausdrückt. Obgleich die Luft noch mit jenen tausend Wohlgerüchen der wiedererwachten Natur geschwängert war, so schien unser Held doch noch größeren Genuß an dem Duft einer Havannah-Cigarre zu finden, und während er die seltsamen und phantastischen Gebilde seiner Rauchwolken studirte, gewahrte er nicht, daß in geringer Entfernung auf der andern Seite des Weges ihn Jemand schon eine geraume Weile beobachtete. Der Andere kam auf ihn zu und redete ihn an:

„Mein Herr . . . um Vergebung, wenn ich Ihre unschuldige Beschäftigung störe . . . wären Sie nicht? . . .“ –

Der Klang dieser Stimme machte, daß er schnell auffah. Er ließ den Sprecher nicht ausreden und antwortete, ihm freundschaftlichst die Hände drückend:

„Albert Dunois! Dein bester Freund.“

„Ist es es möglich, Du hier?“

„Ich selbst, mein lieber Chateauneuf. Seit achtzehn Tagen bin ich in der Hauptstadt, wohin ein Magnet mich zog, der stärker ist, als mein Wille.“

„Während ich Dich in Spanien glaubte, wo wir so schöne Tage zusammen verlebten.“

„Ach ja . . . doch das Menschenleben ist socialen Zufällen unterworfen, es bleibt sich so wenig gleich.“

„Solltest Du unglücklich seyn?“

„Wie verstehst Du das Wort?“

„Unglücklich im Herzen, natürlich.“

„Nein . . . nicht gerade . . .“

„Du sprichst wie ein Sphynx, mein Lieber. Wärst Du nicht mehr jener Künstler, wie ich ihn seiner Zeit kannte, der weit mehr mit Träumen des Ruhms, als mit Gedanken an Liebe oder Vergnügen sich beschäftigte, was so weit ging, daß Du häufig bei unsern Tollheiten, die wir veranstalteten, fehltest . . . Laß hören, darf ich ohne Unbescheidenheit Dich fragen, warum ich das Vergnügen habe, Deine Hand zu drücken, da Du doch schwurst, unser schönes Frankreich nicht wieder zu sehen.“

„Gewiß, mein Freund, aber . . .“

„Nun, ich errathe, Du bist verliebt.“

„Warum nicht gar!“

„Du hast Dich eben selbst verrathen.“

„Wodurch?“

„Durch Dein Seufzen.“

„Du bist immer Derselbe . . . immer ein Original.“

„Ja, man sagt, das sey mein Fehler. Aber wie nennt sich der Gegenstand Deiner Flamme?“

„Chateauneuf, ich bitte Dich . . .“

„Nimm es doch nicht gleich so auf, und sag' mir ihren Namen. Bin ich nicht Dein Freund? Sie heißt?“

„Das ist mein Geheimniß.“

„Welches Du mir in kurzem anvertrauen wirst. Ja, jetzt wollen wir mit einander frühstücken, nicht wahr?“

„Einem Freund kann ich nichts abschlagen.“

„Ausgenommen den Namen Deiner Geliebten.“

„Nun, was hast Du mit Deiner spanischen Marquisin gemacht?“

„Ich brachte ihren Mann um.“

„Was?“

„Ja, er war ein Dummkopf, der sich einfallen ließ, Feste zu geben, ohne daß er seine Frau anzubeten erlaubte.“

„Der Einfaltspinsel! . . . Und Du bist verfolgt worden?“

Chateauneuf zog seine Uhr heraus und sah nach der Zeit.

„Bei Tortoni will ich es Dir sagen. Dort sollst Du meine Geheimnisse erfahren, obwohl Du mir die Deinigen verhehlst . . . Zudem bist Du mein Freund, ich will Dir mein Herz aufschließen . . . so wie mein Hunger gestillt ist.“

„Der liebe Chateauneuf! . . . Du bist wohl der originellste Geist, den ich kenne.“

„Du findest Das? . . . Ohne Zweifel begeistert mich der Hunger.“

Während unsere beiden Amphitrione sich nach dem Heiligthum der Gastronomie auf den Weg machen, wollen wir mit einigen Worten eine Skizze ihres Bilds zu geben versuchen.

Albert Dunois zählte 28 Jahre. Er war ein schöner junger Mann, ein Künstler voll Hoffnung in die Zukunft, der, wie so viele Andere nach Paris gekommen war, um zu versuchen, sich da einen Namen zu schaffen, und welche ihr schlimmes Geschick häufig nur zu Täuschungen, Elend oder unmöglichen Liebschaften führt. Albert hatte diesen letzteren Weg eingeschlagen und die Malerei vernachlässigt, welche ihm sicherlich den Namen eines ausgezeichneten und verdienten Landschaftsmalers verschafft hätte. Seine ersten Werke, aus denen bereits ein ungewöhnliches Genie hervorleuchtete, wurden der Gegenstand lebhafter Aufmerksamkeit der Kenner. Unter letzteren befand sich der Graf von Bellange, welcher die Erziehung seiner Tochter vollenden wollte und ihr einen Künstler als Lehrer gab.

Nach einigen Monaten des Studiums wollte der edle Herr sich selbst überzeugen, welche Fortschritte die Schülerin gemacht hatte. Wie groß war jedoch nicht seine Ueberraschung, als er Albert zu den Füßen seiner Tochter sah, wie er ihr seine Liebe gestand, welche den Letzteren durch ihr Schweigen ermuthigte. Herr von Bellange, in seinem Stolze tief verletzt, wies den Künstler

aus, ohne auch nur ein einziges Wort der Entschuldigung hören zu wollen.

Albert verließ Frankreich und ging nach Italien, sich ernsten Studien hinzugeben und das junge Mädchen zu vergessen, welches in seinem Herzen ein für immer unverwischbares Gefühl erweckt hatte. Eines Tages vergaß sich eine Italienerin von hohem Rang und erlauchtem Namen so weit, ihm zu sagen, daß sie ihn liebe. Albert antwortete ihr durch einen Blick, welcher zu sagen schien: „Mein Herz gehört einer Andern." Die Frau begriff und verachtete ihn. Hierauf ging er nach Spanien, wo er mit Chateauneuf zusammentraf. Das originelle Wesen des Letzteren gefiel ihm; er besuchte ihn häufig, und bald wichen sie nicht mehr von einander. Die größte Vertraulichkeit setzte sich so sehr unter ihnen fest, daß häufig Chateauneuf's Börse sich in Albert's leeren Beutel entleerte.

Chateauneuf schien bei seinen 35 Jahren nicht älter als sein Freund. Durch den Tod seines Vaters, eines reichen Schiffrheders zu Marseille, war er in den Besitz eines großen Vermögens gelangt. Er hatte sich frühzeitig schon in Handelsspekulationen eingelassen, mit dem Willen, in einigen Jahren sein unermeßliches Kapital zu verdoppeln. Er erreichte diesen Zweck; aber wie? Durch einen schmachvollen Bankerott, welcher viele kleine Handelsleute und ehrbare Familien, die ihm ihre Ersparnisse anvertraut hatten, zu Grunde richtete. Um sich den Verfolgungen seiner Gläubiger zu entziehen, schiffte sich Chateauneuf, mit Reichthümern versehen, nach Spanien ein, wo er fünf Jahre lang mit der Verschwendung eines schwelgerischen Fürsten lebte.

An einem schönen Tage endlich, wo Albert das Bedürfniß fühlte, ernstlich zu arbeiten, und es ihm entleidet war, eine kostbare Zeit unordentlichen Vergnügungen aufzuopfern, beschloß er, Chateauneuf zu verlassen, nachdem er überdieß so eben erst dessen beklagenswerthe Vergangenheit erfahren hatte. Beide Freunde trennten sich. Ein Jahr darauf kam Chateauneuf nach Frankreich zurück, führte fortan den Namen eines bedeutenden Landguts, das er gekauft, schloß eine Heirathsverbindung mit einer Dame aus edlem Hause, und schmückte mit seinem Namen Chateauneuf eine prachtvolle und glänzende Villa, die er einem Engländer abgewonnen hatte. Albert selbst, welcher Frankreich auf ewig Lebewohl gesagt, kehrte nichtsdestoweniger einige Jahre später dahin zurück, indem er aus Spanien ein vervollkommnetes und ausgebildetes Talent und eine Mappe mit Zeichnungen mitbrachte, welche unserer großen Meister würdig waren.

(Fortsetzung folgt.)

Der Auszug der Gießener Studenten nach dem Staufenberg.

** (Gießen, 12. August. — Corresp.) Nachdem Ihr löbliches Blatt mehrere Artikel über die Differenzen der hiesigen Studenten mit der Polizei enthalten, theilen wir Ihnen im Namen der Studentenschaft nachstehend den wahrheitsgetreuen, weiteren Verlauf der Sache mit, indem wir Sie bitten, diese Zeilen zugleich als eine Berichtigung des in der Beilage vom 10. enthaltenen, aus der Hanauer Zeitung abgedruckten Artikels zu betrachten.

Als der Studentenschaft von dem Senate befriedigende Zusagen gemacht waren, wäre die Ruhe sicherlich erhalten worden, wenn sich nicht das Gerücht verbreitet hätte, daß der katholische Pfarrer Hartnagel von der Kanzel herab das Treiben der Studenten in beleidigenden Ausdrücken verdammt hätte. Eine Anzahl hierüber Indignirter versammelte sich am Sonntag Abend, um, wie gesagt wird, dem genannten Herrn ein Pereat zu bringen. Obgleich dies unterblieb, so trennte sich die Menge doch nicht ohne Lärm. Den folgenden Tag wurden sieben der Betheiligten vor das großherzogliche Disciplinargericht geladen, und zwei Tage nachher, nach einmaligem Verhör, wurden Drei mit dem consilium abeundi, die Andern mit dessen Unterschrift und bedeutender Carcerstrafe belegt. Dieses in Deutschland unerhört schnelle, an das Standrecht gränzende Justizverfahren, bei welchem weder Zeugen verhört, noch der Thatbestand nach allen Seiten hin gehörig festgestellt worden war, erfüllte alle Studenten mit dem lebhaftesten Unwillen. Es fand daher an demselben Tag eine allgemeine Versammlung statt, in welcher beschlossen ward, daß alle bei dem nächtlichen Lärm Betheiligten ihre Namen bei dem Universitätsgericht abgeben, um genaue Untersuchung und gleiche Bestrafung nachsuchen sollten, daß die Studentenschaft eine Appellation der bereits Bestraften an das Ministerium bevorworten wolle; ferner sprach sich die allgemeine Stimme dahin aus, den Consilirten, welche, vom Gericht gezwungen, den folgenden Morgen die Stadt verlassen mußten, als Zeichen der Theilnahme eine Begleitung zu geben. Das Gerücht hiervon kam der Disciplinarbehörde zu Ohren, welche alsbald die drei Verwiesenen vorfordern ließ und ihnen eröffnete, daß, wenn sie Begleitung irgend einer Art annähmen, ihr Consilium in eine lange Relegationsstrafe verwandelt werden würde. Die Nachricht von dieser Ankündigung steigerte die Aufregung nur noch höher; zum Ueberfluß verbreitete sich das Gerücht, die Consilirten seyen incarcerirt, was sich jedoch nicht bestätigte. Da zog, nachdem durch den Ruf: „Bursch heraus!" die ganze Masse der Studenten versammelt war, diese vor das Universitätsgebäude, um über das Verfahren gegen ihre Commilitonen Rechenschaft zu verlangen. Der Universitätsrichter erschien unter der Menge, konnte aber nicht zum Wort kommen, und es bleibt zu bedauern, daß auch der Rektor, Dr. Knobel, der in einer längeren Rede die Versammelten zu beruhigen versuchte, von Einzelnen mehrmals unterbrochen und gestört wurde. Auf diese letzteren Vorfälle hin erschienen vor Sonnenaufgang ungefähr hundert der in Butzbach garnisonirenden Chevauxlegers, welche jedoch nicht verhinderten, daß der Postwagen, in dem die Consilirten abfuhren, angehalten und denselben ein Lebewohl gebracht wurde. Bei Tagesanbruch erschien ein Anschlag am schwarzen Brett, wonach das Zusammenstehen von mehr als sechs Personen auf den Straßen verboten wurde und daß im Nothfall die bewaffnete Macht einschreiten sollte. Dasselbe Verbot ward auch auf die Bürger ausgedehnt und durch die Schelle bekannt gemacht. Allgemein sah man das Erscheinen des Militärs als unnöthig, unzweckmäßig und ungerechtfertigt an, und da man unter solchen Umständen seines Lebens in Gießen nicht mehr sicher seyn konnte, hauptsächlich aber, weil man alle Berührung zwischen Studenten und Soldaten kurzweg abschneiden wollte, beschloß eine Versammlung, die schon Morgens um 8 Uhr abgehalten wurde, einen allgemeinen Auszug, der auch sogleich ins Werk gesetzt wurde. Mit fliegenden Fahnen, mit Schärpen und Schlägern zog die ganze Menge zur Stadt hinaus und lagerte sich in den Ruinen des drei Stunden von hier gelegenen Staufenbergs, mit dem Entschlusse, Gießen vor Abzug der Reiterei nicht wieder zu betreten. Es ist nicht unsere Absicht, die zwei schönen, jedem Theilnehmer gewiß unvergeßlichen Tage auf dem Staufenberg hier näher zu beschreiben. Schon am ersten Tage erschienen Bürger von Gießen, welche die Studenten auf die nobelste Art mit Geld versahen, am folgenden Morgen aber Abgeordnete der Bürgerschaft und des Stadtvorstands, die als unterhandelndes Mittelglied zwischen Studenten und Behörden auftraten. Die Bürgerschaft, die sich auf's lebhafteste für die Sache der Studenten interessirten, hatten indeß in der Stadt eine Versammlung gehalten und erschienen Nachmittags in Masse auf dem Staufenberg mit Victualien aller Art. Mit Einigkeit und Fröhlichkeit wurde dann von Bürgern und Studenten ein Commers abgehalten. Die Verhandlungen zwischen Studenten und den Behörden dauerten indeß durch die eifrigste Vermittlung der Bürgerschaft fort und führte Sonntag früh um

4 Uhr zu einem endlichen Resultat. Die Cavallerie soll vor Einzug der Studenten die Stadt verlassen, eine allgemeine Amnestie wird von den Studenten als feste Erwartung ausgesprochen und von verschiedenen Seiten die ausdrückliche Verwendung dafür zugesagt. Darauf zogen die Studenten Morgens um 8 Uhr in größter Ruhe in die Stadt ein, nachdem das Militär, das zwei Tage das Vergnügen gehabt hatte, die leeren Straßen mit blankem Säbel zu durchreiten, bei Nacht und Nebel, wie es gekommen war, die Stadt verlassen hatte. Die Ruhe ist vollkommen hergestellt, und man hofft nicht, daß übereilte Maßregeln der Behörde neue Veranlassung zur Störung geben werden.

Die frühere Erklärung der Studenten in Ihrem Journal ist dahin zu berichtigen, daß der Herr Professor Freiherr v. Liebig eine nachdrückliche Unterstützung der Studenten nicht versprochen hat, und daß dem Ausdruck „allgemein beliebt", in der Anwendung auf ihn hier vielfach widersprochen worden ist.

Ueber die Preise der Theaterplätze.

In Nro. 194 der Deutschen Allgemeinen Zeitung ist ein Artikel über die gegenwärtigen Theaterpreise erschienen, der für das Theaterliebende Publikum von Interesse seyn dürfte; er lautet, wie folgt:

Es ist eine neue Erscheinung in der Theaterwelt, daß mit dem zunehmenden Verkehre zwischen den verschiedenen Nationen dieselben auch ihre ersten dramatischen Künstler gegenseitig austauschen, welches hauptsächlich in der Branche der Oper und des Ballets Anwendung gefunden hat. So sehen wir deutsche, englische, französische und schwedische Künstler in Italien und Frankreich, und italienische, schwedische und englische Künstler in Deutschland. Eine Folge davon ist, daß sowohl die Gehalte als Honorare in der letztern Zeit bedeutend gestiegen sind, namentlich hat dies neuerdings in Deutschland stattgefunden, während es früher schon in England, Frankreich und Italien der Fall war. Die Gage für eine Saison von 2—3 Monaten ist auf 20—40,000 französische Francs (die Universalmünze für europäische Künstler) oder 5—10 000 Thlr. und höher gestiegen; das Honorar für eine Vorstellung auf 50—60 Friedrichsdor und darüber; Fräulein Lind erhält selbst 100 Friedrichsdor, ja 1000 Fl. C.-M. pr. Abend. Diese Steigerung der Gagen und Honorare hat nothwendig die der Theaterpreise nach sich gezogen, selbst bei den Hoftheatern, wie Hannover, Petersburg, an welchem letztern Ort allein die Einnahme, kein allerhöchster Zuschuß, die hohen Gagen der italienischen Oper decken muß. Ein Blick auf die neuesten Theaterpreise der großen Theater in London, Paris, Wien, Petersburg, Hannover, Berlin und Hamburg wird daher von Interesse seyn, wobei zur leichtern Uebersicht nur die Preise des ersten Platzes und des Parterre aufgeführt und dieselben nach preußischem Gelde berechnet sind.

1. London, italienische Oper, a. gewöhnlicher Preis 1 Lehnstuhl: 7 Thlr., 1 Parterre-Billet: 2 Thlr. 10 Sgr.; b) erhöhter Preis 1 Lehnstuhl: 14 Thlr., 1 Parterre-Billet: 4 Thlr. 20 Sgr.; Drury Lane, 1 Billet 1. Rangs: 2 Thlr., 1 Parterre-Billet: 1 Thlr. 2. Petersburg, im großen Theater, a. bei italien. Opern 1 Lehnstuhl: 8 Thlr. 16 Sgr.; b. bei andern Vorstellungen 1 Lehnstuhl: 3 Thlr. 6 Sgr. 3. Wien, Kärnthnerthortheater, a. gewöhnlicher Preis 1 Billet 1. Rangs: 1 Thlr. 12 Sgr., 1 Parterre-Billet: 21 Sgr.; b. erhöhter Preis 1 Billet 1. Rangs: 3 Thr. 15 Sgr., 1 Parterre-Billet: 27 Sgr. Theater an der Wien, a. gewöhnlicher Preis 1 Sperrsitz: 1 Thlr. 22 Sgr., 1 Parterre-Billet: 21 Sgr.; b) erhöhter Preis 1 Sperrsitz-Billet: 5 Thlr. 18 Sgr., 1 Parterre-Billet: 27 Sgr. 4. Paris, gewöhnlicher Preis 1 Billet 1. Rangs: 3 Thlr. 6 Sgr., 1 Parterre-Billet: 1 Thlr. 10 Sgr. 5. Hannover, a. gewöhnlicher Preis 1 Billet 1. Rangs 25 Sgr., 1 Parterre-Billet: $12^1/_2$ Sgr.; b. erhöhter Preis 1 Billet 1. Rangs: 2 Thlr., 1 Parterre-Billet. 1 Thlr. 6. Hamburg, a. gewöhnlicher Preis 1 Billet 1. Rangs: 27 Sgr., 1 Parterre-Billet: 15 Sgr.; b. erhöhter Preis 1 Billet 1. Rangs: 1 Thlr. 24 Sgr., 1 Parterre-Billet: 1 Thlr. 7. Berlin, a. gewöhnlicher Preis 1 Billet 1. Rangs: 1 Thlr., 1 Parterre-Billet: 15 Sgr.; b. erhöhter Preis 1 Billet 1. Rangs: 1 Thlr. 10 Sgr., 1 Parterre-Billet: 20 Sgr. 8. Frankfurt, a. gewöhnlicher Preis 1 Billet 1. Rangs: 24 Sgr., 1 Parterre-Billet: $13^1/_2$ Sgr.; b. erhöhter Preis 1 Billet 1. Rangs: 1 Thlr. 18 Sgr., 1 Parterre-Billet: 27 Sgr. (Das Frankfurter Theater faßt ohngefähr 1300 Personen.)

Hieraus ergibt sich, daß London die höchsten, Berlin nächst Frankfurt die niedrigsten Preise hat, namentlich bei Vorstellungen mit erhöhten Preisen, als bei Lind, Garcia, Elsler, Cerritto u. A. Es wird bei dergleichen Vorstellungen in London für erste Plätze circa das Zehnfache, in Petersburg das Sechsfache, in Wien das Dreifache von den Preisen in Berlin bezahlt, und selbst in Hannover und Hamburg wird ein Drittel mehr als in Berlin bezahlt. Die Berliner Preise sind um so geringer, als das Berliner Opernhaus von allen Opernhäusern am wenigsten Zuschauer faßt, und zwar nur 1790, während das Hamburger 3100, das Münchner an 2500 und das Darmstädter an 1900 Personen faßt.

Mannichfaltigkeiten.

Die Familie Seidensticker veröffentlicht aus Bremerhaven vom 4. Aug. folgenden Abschied: „Einen letzten Abschiedsgruß rufen wir noch vom Meeresstrande den vielen edlen Freunden zu, die wir in Deutschland gefunden, die mit der herzlichsten Theilnahme und dem thätigsten Beistande so unendlich viel dazu beitrugen, die letzte Zeit unseres Aufenthaltes im Vaterlande mit Freude und Glück gesegnet zu machen. Zwar verlassen wir dieses Vaterland, und nie vielleicht sehen wir es wieder, aber das Band, mit welchem der Edelsinn unserer deutschen Brüder uns an die Heimath knüpft, ist fester und stärker, als daß es von der Gewalt, die uns fortreibt, zerschnitten werden könnte. In einer neuen Heimath kann man die alte vergessen, alte Bekannte können durch neue verdrängt werden, aber das Vaterland, in welchem wir so viele Liebe und Menschenfreundlichkeit erfuhren, werden wir nie vergessen. Innigsten Dank allen den Braven, die uns von nahe und fern mit Beweisen von Wohlwollen und Güte erfreuten, herzlichen Dank namentlich den lieben Freunden, die uns durch ihre liebevolle Aufnahme die Trennungsstunde weniger bitter und bekümmert werden ließen."

(Breslau, 8. Aug.) Ein Reisender aus St. Petersburg hat den Weg von dort bis Salzbrunn in der unerhörten Schnelligkeit von $4^1/_2$ Tagen zurückgelegt. Er brauchte zu der Dampfbootfahrt nach Swinemünde 68 Stunden, schlief in Swinemünde eine Nacht und fuhr dann mit der Eisenbahn x. Nach der Eröffnung der Eisenbahn von Berlin nach Breslau wird man in $3^1/_2$ Tagen von St. Petersburg in Breslau seyn können.

(Teplitz, 2. Aug.) Man mag es verläugnen und beschönigen, so viel man will, dennoch bleibt es unläugbar, daß die Glanzzeit der böhmischen Bäder, vorzüglich seit dem Beginne der neuen nationalen Richtung in Deutschland, herabgesunken ist. Karlsbad kam am frühesten an die Reihe, seine größte Blüthe fällt bereits in die zwanziger Jahre; Marienbad trat in seiner gesellschaftlichen Bedeutung als Badeort seit jener Zeit zurück, da der regierende König von Preußen nicht mehr alljährlich dort einige Wochen verbringt; Franzensbad ist von jeher nur ein Bad für wirklich Leidende gewesen, und Teplitz krankt seit dem Tode des seligen Kö-

nigs von Preußen; ja, das übermäßige Emporwachsen von Schönau war bereits in den letzten dreißiger Jahren ein Zeichen beginnender Abnahme des Glanzes.

Albert Lortzing's neueste komische Oper: „Der Waffenschmied", hat auch in Leipzig, wie schon vor einiger Zeit in Wien, den glänzendsten Erfolg gehabt. Trotz der afrikanischen Hitze war das Haus sehr stattlich besetzt, und gleich bei dem ersten Erscheinen Lortzing's im Orchester wurde er mit lange anhaltendem Beifallrufe begrüßt, zu welchem die Musik mit festlichem Tusch einfiel. Nach dem ersten Akte, dessen einzelne Nummern die lauteste Anerkennung erhielten, sowie am Schlusse der Darstellung, wurde der gefeierte Componist stürmisch gerufen und erschien mit allen Mitwirkenden.

Korrespondenz.

Wiesbaden, im August.

Mit wahrer Freude beeile ich mich, Ihren Lesern die Nachricht von einer eben so bedeutenden, als zeitgemäßen literarischen Erscheinung zu bringen. Es ist das mit eben so großem Fleiß, als Kenntniß und Begeisterung für den erwählten Gegenstand geschriebene Werk des Hrn. Pfarrer Anthes zu Haiger bei Herborn: „Die Tonkunst im evangelischen Cultus, nebst einer gedrängten Geschichte der kirchlichen Musik, ein Handbuch für Geistliche, Organisten, Vorsänger und Lehrer." Verlag der Friedrich'schen Buchhandlung dahier. — Die Musik war nnd ist seit Jahrhnnderten der unbestrittenste Ruhm unseres Volkes und wird es bleiben. Die fernere Ausbildung und Förderung der Kirchenmusik ist die Aufgabe gewesen, die sich der fleißige und begabte Verfasser gestellt hat, und wenn die Geschichte derselben von dem Beginne des Christenthums bis heute das treffliche Buch allen Männern von Fach, allen Schulen und Lese-Vereinen empfiehlt, so machten es die vielseitigen Belehrungen und auf Erfahrung gegründeten Anweisungen recht eigentlich zu einem Lehrbuche für die allenthalben blühenden deutschen Singvereine und ihre Direktoren. Man weiß, daß solche Vereine da am tiefsten Wurzel schlagen im Volksboden, wo sie dem Gottesdienste ihre Kräfte widmen, daß sie alsdann in ihren Gemeinden am geachtetsten sind und sich auch selbst am meisten ihres sittlichen Werthes bewußt werden. Solchen Vereinen kommt das vorliegende Werk vortrefflich zu statten; sie werden sich durch gründliche Kenntniß desselben ihrer hohen Bedeutung noch bewußter werden nnd ihre eigentliche Bestimmung, sich nicht allein der Lust und Freude des Lebens, sondern auch dem Ernst und der Trauer desselben zu weihen, noch besser erkennen. Wir wünschen der rühmlichen Arbeit des verehrten Verfassers eine um so günstigere Aufnahme in möglichst weiten Kreisen, als es leider noch Geistliche hin und wieder gibt, welche die Kirche dadurch zu entweihen glauben, wenn sie den Sängerbünden gestatten, an Sonntagen, Erntefesten und hohen Feiertagen den Gottesdienst durch den Vortrag von Motetten und Chorälen zu verherrlichen und die leider ein Verdienst darin suchen, diese holden Blüthen volksthümlicher Bildung zu knicken und an freudiger Entfaltung zu hindern.

Bingen, 8. August.

Wie der Sinn für gemeinnützige und schöne Zwecke im Allgemeinen sich in unserer schönen friedlichen Zeit allseitig gute Bahn ebnet, so sehen wir auch bei uns in dieser Beziehung einer erfreulichen Zukunft entgegen. Zu vielen, bei uns bestehenden Anstalten und Vereinen, die auf das geistige und materielle Wohl der Bewohner hiesiger Stadt und Umgegend und auf das Gedeihen guter Sitten hinzielen, haben sich neuerdings hier Vereine zur Errichtung einer geordneten Krankenunterstützung und einer Schwimm- und Badeanstalt gebildet, die für die Kräftigung der Jugend und die Pflege des Alters die gesegnetsten Aussichten bieten. Aus der Zahl der bestehenden Vereine verdient der hiesige Cäcilienverein, der immer gedeihlicher heranblüht und seine Aufgabe, Veredlung des Gesanges und der Musik, Läuterung der geselligen Freuden und immer größere Eintracht unter sonst oft getrennten Ständen, stets mehr zu erkennen scheint, einer günstigen Erwähnung. Er leistet das nach seinen Kräften Mögliche und berechtigt bei seinem lobenswerthen Streben zu immer schöneren Hoffnungen. Daß er seine Zwecke tief begriffen hat, bethätigte derselbe erst kürzlich wieder durch die Weise, wie er die Anerkennung langjähriger Thätigkeit eines seiner eifrigsten Mitglieder, der Frau Steuer-Inspector Berndt zu Bingerbrücke, die durch ihren Abzug von hier leider aus dem Vereine scheiden mußte, durch Widmung eines Albums, von dem Comité freundlich überreicht, dankend zu zeigen suchte.

Bad Homburg, 11. August.

An unserem Kurorte ist es noch immer sehr lebhaft nnd nicht nur eines zahlreichen Besuches haben wir uns zu erfreuen, sondern auch des aus Personen der höhern und höchsten Gesellschaft. Die jüngste Woche brachte uns außer unsern gewöhnlichen Reunions, von denen die letztere, auf der mehrere fürstliche Personen anwesend waren, noch durch die Gegenwart des Fürsten Pückler-Muskau interessant war, zwei ausgezeichnet schöne Konzerte. Das eine, für Jedermann gratis, war eine musikalische Soirée der Geschwister Dabnrger; wir heben neben manchem Schönen, das uns in derselben geboten wnrde, das mit vielem Gefühl vorgetragene Liedchen der Dem. Marle: „Mein Herz ist im Hochland" hervor. Das zweite erntete ebenfalls dnrch die Auswahl und Ausführung die gerechteste Anerkennung und viele Knrgäste sprachen den Kurpächtern ihren Dank für den ungewöhnlichen Genuß, der ihnen durch dasselbe geboten worden, aus. Man hörte in demselben einen der ersten jetzt lebenden Hautboisten, den bekannten Lavigne von Paris, den tüchtigen Pianisten Knhe, der vielen Beifall errang und über den sich bereits die „Augsb. Allg. Ztg." mehrfach sehr günstig ausgesprochen hat, eine sehr gute Sängerin, Dem. Knispel, mit frischer, kräftiger Stimme; ihre Arie aus dem Freischütz fand namentlich lebhafte Anerkennung. Dieselbe ist für die Gewandhauskonzerte in Leipzig engagirt nnd wird gewiß überall sehr gefallen. — Die Herren Meffert, Mohr, Haase und Zielfelder trugen schöne Quartette vor und wurden allgemein belobt.

Kronberg, im August.

Da es für manche Leser Ihrer Blätter interessant seyn dürfte, zu vernehmen, daß der Weg von Kronthal nach Soden jetzt fertig gebaut ist und daß sich dadurch die schon lange gewünschte Verbindnng der Wetterau von Friedberg über Homburg nach der unteren Maingegend gegen Höchst und über Hofheim bis Flörsheim durch eine bequeme Straße mittelst sich aneinanderreihender Landstraßen und Vicinalwege gebildet hat, so erlaube ich mir, Ihre Aufmerksamkeit hierauf zu lenken. Wie wichtig diese Straße ist, welche nicht allein mehrere Kurorte verbindet, sondern auch, wenn einst die Main-Weser-Eisenbahn fertig ist, den fortdauernden lebhaften Verkehr der zwischen dieser und der Taunus-Eisenbahn gelegenen Gegend erleichtert, dies bedarf wohl keiner Auseinandersetzung. Dabei gewährt diese Straße noch den Vortheil, daß auf der ganzen Länge derselben durch das Herzogthum Nassau beinahe weder Chaussee- noch Pflastergeld erhoben wird, welches die Reisenden einige Mißstände derselben bei Oberursel, Oberhöchstadt und dem Schafhof übersehen lassen wird. Uebrigens kann bei der Umsicht und Thätigkeit des herzogl. Amts in Königstein die Beseitigung derselben beinahe mit Gewißheit erwartet werden.

Eschborn, 12. August.

Der seit mehreren Jahren unter Leitung des Hrn. Schullehrer Weber dahier bestehende Gesangverein wird nächsten Sonntag den 16. August sein Stiftungsfest begehen. Viele Vereine der Nachbarschaft haben zur Erhöhung der Feier ihre Mitwirkung zugesagt. Das Fest wird in dem zu solchen Zusammenkünften sehr geeigneten Gartenlocale des Hrn. Müller zum „Nassauer Hof" stattfinden. Wir geben uns der Hoffnung hin, daß, wie alljährlich, sich auch diesmal wieder die Gesangsfreunde der Umgegend recht zahlreich einfinden werden. An einer freundlichen Aufnahme, wie an Genüssen mancherlei Art soll's nicht fehlen.

Main-Wasserwärme: 14. August, Morgens, 8 Uhr: 17 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samstag, 15. August. (Zum Erstenmale): Der alte Magister, Schauspiel in 4 Abth. von R. Benedix. Vorher geht: Die Geschwister, Schauspiel in einem Act, von Göthe.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rahm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 225. Sonntag, den 16. August 1846.

Das Medaillon.

Nach dem Französischen des Adolph Guy.

(Fortsetzung.)

II.

Albert und sein Freund setzten sich bei Tortoni vor einen Tisch, wo das kostbarste Frühstück sich dem Hunger unserer beiden Feinschmecker bot, welche für einige Zeit sehr sparsam im Reden waren. Später wurde das Gespräch heiter und nahm die mannichfaltigste Abwechslung an.

„Gott sey gelobt! ich habe gut gefrühstückt, mein Freund, und Du?“ sagte Chateauneuf.

„Du machst Alles gut! Was aber ist es mit der Geschichte Deiner Geheimnisse, die Du mir versprochen hast? Jetzt Freund Chateauneuf, erzähle, ich bin ganz Ohr.“

„Albert,“ sagte Chateauneuf mit düsterer Stimme, „ich bin verheirathet!“

„Wahrhaftig? Desto besser. So werde ich Deiner Frau den Hof machen. Ist sie hübsch?“

„Du sollst selbst darüber urtheilen.“

„Und Ihr seyd das einträchtigste Ehepaar, das versteht sich von selbst.“

„Nein, mein Freund,“ versetzte Chateauneuf mit Bitterkeit.

„Ist's möglich!“

„Als meine Frau mich heirathete, gehorchte sie nur einem mächtigeren Willen, als der ihrige, dem ihres Vaters.“

„Sie liebte also einen Andern?“

„Anfangs dachte ich es, und soll ich es Dir sagen? Diese Besorgniß machte mich so mißtrauisch, daß ich gerade meinen unschädlichsten Freunden am meisten mißtraute, wodurch ich mich mehrmals in lächerliche Händel mit ihnen verwickelte.“

„Und Du hast nichts entdeckt, was Dir dieses unheilvolle Räthsel erklärte?“

„Nichts, meine Frau fügt sich, aber mit eisiger Kälte. Sie kommt meinem leisesten Willen, meinen kleinlichsten Launen zuvor, nie aber kommt ein wohlwollendes Lächeln für mich auf ihr Gesicht, welches so schön ist, wie das Ideal. Ich hoffte, der Himmel werde Erbarmen mit meinen geheimen Leiden haben und mir ein Kind schenken, die Mutterliebe werde alsdann ihre Gefühle in Betreff meiner etwas ändern, aber es ward nichts daraus. Jetzt warf ich einen Blick auf mein vergangenes Leben, und glaubte eine geheime Stimme mir unablässig die Sünden vorwerfen zu hören, welche ich Dir in Spanien anvertraute. Ich rehabilitirte mich insgeheim, ohne Aufsehen, und ließ den Familien, die ich zu Grunde gerichtet, große Summen wieder zustellen, welche mein Vermögen erschüttert hätten, wäre ich nicht jetzt noch ein dreifacher Millionär. Das that ich in der Besorgniß, mein früheres Leben möchte ein Grund ihres Widerwillens gegen mich seyn; andererseits bekam ich dadurch, ich gestehe es, ein freieres Gewissen und stark durch diese Handlung, wieder ein redlicher Mann geworden, studirte ich meine Frau, um aus ihrem Blick eine Seelenheiterkeit und eine bis dahin unbekannte Freude zu lesen, und ich sah, mein armer Albert, ihre großen schwarzen Augen beständig ihre stumme Verstellung beibehalten. Ist ein solches Leben nicht eine Hölle, und bin ich nach Abbüßung meiner Fehler nicht zu hart gestraft?“

Albert war durch diese Erzählung selbst trüber gestimmt. Sein Blick fiel auf seinen Freund, und er sah, wie eine Thräne über seine Wange rann.

„Jetzt,“ fuhr Chateauneuf fort, „bleibt mir nichts mehr zu thun übrig. Ich überlasse dem Zufall die Sorgen, meinem Unglück ein Ziel zu setzen. Ich jage allen Vergnügungen, allen, zuweilen selbst den gefährlichsten Abenteuern nach, und in diesen Vergnügungen, diesen Festen verfolgt mich unablässig ein einziger Gedanke, der mich an dieses Weib erinnert, das ich wie ein Wahnsinniger liebe, ohne von ihr geliebt zu werden. Ach! warum kann ich in diesen gefährlichen Abenteuern nicht den Tod finden? o! ich bin recht unglücklich!“

Albert drückte Chateauneuf mit Herzlichkeit die Hand. Er kannte zu sehr die Gewalt seiner eigenen Liebe, um das Unglück seines Freundes nicht mitzufühlen.

„Nun Albert, laß uns die trüben Gedanken von uns entfernen und auf bessere Tage trinken . . . Jetzt aber Vertrauen um Vertrauen. Seit wann bist Du in Paris?“

„Erst seit acht Tagen.“

„Hast Du die Dame Deiner Gedanken schon wieder gesehen?“

„Freund, bestehe nicht darauf, ich bitte Dich. Ich bin dieser Frau Rücksichten schuldig; ihr Geheimniß ist nicht das meinige.“

„Ach! Albert, ich glaubte Dein Freund zu seyn.“

„Zweifelst Du an mir, Chateauneuf?“

„Nein — aber.“

Hier trat eine Pause ein, während welcher die Blicke der beiden Freunde sich begegneten. Hierauf fügte sich Albert und sagte peinlich:

„Nun wohlan, da es seyn muß, so will ich Dir durch diese Enthüllung meine Freundschaft beweisen. Höre mich also.“

„O habe Dank!“

„In meinem zwanzigsten Jahr kam ich nach Paris. Man sagte, der Ruhm warte hier meiner; man hatte mich getäuscht, es war das Unglück, das Unglück meines ganzen Lebens. Der Graf v. Bellange . . .“

„Der Graf v. Bellange!“

„Ja, hast Du ihn gekannt? Der Graf v. Bellange, sagte ich, wollte, von den Fortschritten meines Rufs überrascht, meine Arbeiten sehen, um selbst darüber zu urtheilen. Er schien befriedigt und überhäufte mich zum Beweise dafür mit tausend Lobsprüchen und Artigkeiten, und beauftragte mich endlich, seine Tochter in der

Malerei zu unterrichten. Clementine zählte 16 Jahre. Schon nach den ersten Unterrichtsstunden, die ich ihr ertheilte, sah ich meine Hoffnungen übertroffen. Ich war selbst erstaunt über ihre Gabe, womit sie die geringsten Bemerkungen, welche die Studien nöthig machten, erfaßte. Allmählig nahm ihre Neigung zu ihren Arbeiten wieder ab, und ich muß es sagen, ich überraschte mich selbst darüber, daß ich weniger von meiner Kunst als von einem Gefühle mit ihr sprach, das stärker war, als mein Wille. Eines Tages faßte ich ihre Hand, um ihr zu zeigen, auf welche Weise sie besser den Pinsel führen solle; ich sah, wie derselbe ihren fieberhaft erregten Fingern entglitt. Ich blickte sie an: ihr Gesicht war gegen ihre Gewohnheit hoch geröthet, und ihre glühende Hand zitterte in der meinigen. „Was haben Sie?" sagte ich zu ihr. Sie antwortete nicht. Kühner gemacht durch dieses Schweigen . . . Aber Du wechselst die Farbe; was hast Du, Chateauneuf?"

„Nichts . . . vielleicht ist mir's zu schwül . . . nur weiter."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Gutskaufgeschichte der Herrschaft Roth.

Nachdem wir nun die ganze Geschichte des Kaufs und Verkaufs der Herrschaft Roth an uns haben vorübergehen lassen, in Wahrheit und Dichtung bis zu der nun den Berichten anheimgegebenen Entwirrung des gordischen Knoten, wollen wir zum Schlusse noch hören, wie Retter, auf welchen, sowie auf seinen Gegner, den Wunderschäfer Frasch, nun Aller Augen gerichtet sind, den Hergang der Sache in seiner „offenen Erklärung" erzählt, und die neuesten Nachrichten daran anknüpfen.

Schon im Dezember vorigen Jahres erschien bei Retter der Kassier Ott von der Spar- und Leihkasse zu Hüttisheim und Stetten, von welcher Retter zu dem Kaufe eine bedeutende Summe aufgenommen hatte und sagte demselben, der eben mit Allodification und Parcellirung umging, er wisse ihm nun einen Käufer für die ganze Herrschaft, dürfe aber jetzt noch nicht weiter davon sprechen, weil bei dem Kaufliebhaber jetzt noch weitere Nachrichten eingeholt würden. — Auf einer spätern Reise Retter's und seines Anwalts nach Roth trafen sie, es war im Februar d. J., in Ochsenhausen zufällig mit demselben Johann Georg Ott zusammen, als derselbe eben von Roth hergekommen war, wo er mit zwei Bevollmächtigten eines Kaufliebhabers die Grafschaft eingesehen hatte, wo der Ankauf der Herrschaft sehr wahrscheinlich gemacht wurde. Auf der Rückreise von Roth fand Retter in Laupheim die Vorstände der Hüttisheimer Kasse nebst Ott, welcher Retter von der Versammlung Folgendes eröffnete:

„Daß er von zwei Bevollmächtigten eines unbekannt bleiben wollenden hohen Herrn den Auftrag habe, die Grafschaft Roth anzukaufen; sie werde gut bezahlt, doch solle Retter den Kaufpreis mäßig stellen, weil derselbe baar bezahlt werde. Der hohe Käufer sey im Besitz von sechs Millionen baaren Geldes, die er sicher unterbringen wolle. Er, Ott, habe die Siegel und die Unterschrift auf der Vollmacht der zwei Bevollmächtigten gesehen und sich eben so von dem Vorhandenseyn der baaren Mittel durch eigene Beschauung überzeugt."

Die Versicherung, daß er den hochgestellten Herrn selbst gesprochen und das Geld mit eigenen Augen gesehen habe, wiederholte Ott auf Befragen. Auf dieses hin ließ sich Retter in den Handel ein und stellte den Kaufschilling auf 2,750,000 fl. mit achttägiger Bedenkzeit für beide Theile. Nach diesen acht Tagen kam Ott mit den zwei Bevollmächtigten, nämlich dem Schäfer Frasch von Heiningen und Bierbrauer Kramer von Klosterbeuren nach Stuttgart zu Retter, und sie wurden, da der erste Kauf — angeblich vom Käufer nicht ratificirt worden, nach langer Verhandlung endlich auf die Kaufssumme von 2,610,000 fl. einig, welche am Tage der gerichtlichen Erkenntniß baar bezahlt werden sollte, worauf der Kaufbrief geschrieben, die Nennung des Namens des wirklichen Käufers aber auf den Tag des gerichtlichen Erkenntnisses ausgesetzt wurde, indem dieser besondere Gründe habe, bis auf diesen Zeitpunkt unbekannt zu bleiben, und auch anders durchaus nicht auf den Kauf eingehe. — Die zwei Bevollmächtigten hafteten jedoch mit ihrem ganzen Vermögen für die Erfüllung des Vertrags, und der Kassier Ott wurde ihr Bürge und Selbstzahler, von welchem Retter wußte, daß er ein Vermögen von 80,000 fl. besitze. — Den Frasch, versichert Retter, gar nicht gekannt zu haben, weder als Wunderdoktor, noch daß er schon in Kriminaluntersuchung und im Arbeitshaus gewesen sey; er habe das leider zu spät erfahren, daß er aber selbst der Käufer von Roth sey, habe er nie geglaubt und glaube es noch nicht. Daß er Geld in Masse vorräthig gehabt hatte, dafür seyen mehr als zehn Zeugen, und unter ihnen ganz unparteiische Leute, vorhanden. Daß er übrigens demnach betrogen worden, gehe aus der Verhaftung des Schäfers Frasch hervor, bei welcher indeß nur 1126 fl. in Silber und gar kein Gold vorgefunden wurde.

So weit Retter im Wesentlichen in seiner Erklärung. Seither wurde auch Frasch's Frau verhaftet. Es muß hieraus Jedermann ersehen, daß Retter für eine so wichtige Sache nur geringe Sicherheit sich geben ließ und dabei ein Vertrauen und eine Leichtgläubigkeit zeigte, die bei Geschäftsleuten selten sind; daraus sind aber auch die Angriffe des „Beobachters" einestheils erklärlich, wenn auch gleich nicht gehörig motivirt, da Retter allerdings denken konnte, die beiden Bevollmächtigten und der Bürge werden nicht leichtsinnig mit ihrem ganzen, zwar nicht hinlänglichen, aber doch nicht unbedeutenden Vermögen für eine Sache oder Person haften, wenn sie nicht von deren reellem Werthe überzeugt seyen. — Es heißt indeß, es seyen in Folge der Untersuchung vor dem königl. Oberamtsgericht in Göppingen demnächst wichtige Aufschlüsse zu erwarten. Was sich weiter ergiebt, werde Ihnen seiner Zeit mittheilen. Unzweifelhaft scheint mir, daß Retter nicht der Betrüger, sondern der Betrogene ist, und zwar der von Frasch Betrogene, daß derselbe aber dennoch, da vollkommener Werth zur Deckung aller Verbindlichkeiten vorhanden ist, siegreich aus der Sache hervorgehen wird.

Aus Heidelberg.

(Ende Juli.)

In Ihrem geschätzten Blatte lesen wir täglich Berichte aus Städten und Städtchen über das bewegte Leben, welches die Sommermonate bringen und den Glanz, den die reichen und vornehmen Zugvögel um sich verbreiten. Wenn gar ein regierendes Haupt seinen Wohnsitz in einem Badeörtchen ein paar Wochen aufschlägt, so wird der „Lustre" (ein jetzt oft beliebtes Wort) als unsäglich geschildert; jenen Berichten nach müßte man in Wonne schwimmen, wenn man sich dazu verstehen wollte, seine paar Thaler dort zu verzehren.

So mögen denn auch einmal, jedoch im Sinne der Wahrheit und Bescheidenheit, ein paar Zeilen aus Heidelberg über dessen jetziges Leben und Treiben berichten. Von den Reizen unserer Gegend und der ehrwürdigen Größe und Pracht unserer Schloßruine zu reden, wäre überflüssig. Jedermann kennt sie, theils aus eigner Anschauung, theils aus wörtlichen und bildlichen Schilderungen. Sie sind seit Jahrhunderten dieselben, doch haben neu angelegte Wege auf den nahen Bergen neue überraschende Aussichten eröffnet, die früher von wenigen genossen wurden, weil die Punkte, die sie darbieten, nicht zugänglich waren. So z. B. der neue Weg längs des Geisbergs über dem neuen Kirchhof weg bis zum Bierhälder Hof; der Philosophenweg jenseits der Brücke, der den

Berg entlang von Neuenheim bis zum Stift Neuburg verlängert wurde. Beide Wege bieten herrliche abwechselnde Aussichten und verdienen von jedem Fremden und Einheimischen besucht zu werden. Wer aber seit fünfzehn bis zwanzig Jahren die eigentliche Stadt nicht gesehen hat, wird sie nicht wieder erkennen. Vor dem Mannheimer Thor, wo damals noch ein stinkender Sumpf quakende Bewohner barg und nur Weingärten und Aecker sich ausbreiteten, erheben sich jetzt, massiv von Stein erbaut, eine Reihe großartiger Bauten, wie sie der Centralpunkt der von den drei Richtungen: **Mannheim, Karlsruhe, Frankfurt**, hier zusammentreffenden **Eisenbahnen** erfordert. Statt der damaligen engen, steinigen Pfade, umgibt die Stadt eine geschmackvolle Anlage und ein Kranz von Landhäusern und blühenden Gärten. Jährlich entstehen neue; namentlich siedeln sich jenseits des Neckars viele wohlhabende Familien an, worunter **Welker, Gervinus, Dahmann** u. A. Die Locomotive schleppen täglich eine zahllose Menge Fremde herbei. Das Treiben auf unserer **Hauptstraße**, mit Fußgängern, Omnibus, Fiakern rc. rc., gleicht dadurch dem der volkreichsten Städte; vom Hause des Buchhändler **Hoffmeister** bis zum Gasthaus zum Ritter bildet sie einen wahren Bazar; kein Haus ohne einen Laden, viele mit äußerster Eleganz geschmückt. Die Miethen in dieser Lage sind für Heidelberg enorm hoch: 500 bis 600 Gulden für ein nicht gar großes Lokal mit Comptoir sind das gewöhnliche. Auch Privatwohnungen in belebten Stadttheilen sind theuer; billigere und angenehmere Wohnungen finden sich entfernt von diesen.

Für gesellige Unterhaltung ist zum Ueberfluß gesorgt. Die Gesellschaften „Museum" und „Harmonie" sind musterhafte Anstalten und bieten viele sinnliche und geistige Genüsse; Fremde erhalten leicht Zutritt. Die Gesellschaften „Eintracht" und „Bürgerverein" sind durch die vorjährigen Deputirtenwahl-Umtriebe entstanden und vereinigen die Bekenner der verschiedenen politischen Farben; erstere die der Liberalen, letztere die der Conservativen.

Der **Schloßgarten**, mit guter Restauration und fast täglicher Musik, ist der Sammelplatz der Einheimischen und Fremden, oft überfüllt von Besuchern. Weitere Partien sind Mannheim, Schwetzingen, Weinheim, Schönau, Neckarsteinach, Wolfsbrunnen, Bierhalderhof, Königstuhl, Heiligenberg; all' diese bieten den Besuchern reichen Genuß und können zu Fuß, zu Wagen, zu Eisenbahn oder Neckardampfschiff bequem in einem Nachmittag abgemacht werden. Für gastliche Aufnahme von Fremden jeden Ranges sorgen zahlreiche Gasthöfe; ein neu errichtetes ist das „Hotel Schnieder" neben dem Bahnhof, mit vielbesuchtem Caféslon.

Die **Universität** erfreut sich stets großer Frequenz, worunter viele reiche Söhne des Nordens, die schweres Geld hier sitzen lassen; freilich weniger für Collegien und Bücher, wohl aber erhalten Mannheim und Baden-Baden einen guten Antheil davon!

Der dieses Frühjahr hier gegründete **Turnverein** zählt bereits über 300 Mitglieder aller Stände; die Gemeinde wies ihm einen geräumigen Platz an, und es ist eine Freude, die Schaar jugendlich-kräftiger Männer heranziehen zu sehen.

Bevölkerung und Wohlstand hat sich in den letzten Jahren sichtlich hier gehoben; aber auch der Luxus und die Vergnügungssucht der Einwohner, die einfachen Sitten der Väter sind dahin! Die durch die leichte Gelegenheit geweckte und genährte Reiselust entführt Manchen Wochen lang dem Schooß seiner Familie und seines Berufs. Die Wohlhabenden, die es können, gehen voran; die Unbemittelteren wollen nicht zurückstehen, machen mit und thun sich und ihrer Familie wehe; das heilsame „nach der Decke strecken" wird **leider** immer altmodischer!

Dies wäre Heidelberg von der materiellen Seite betrachtet; von der geistigen möge es in einem spätern Artikel geschehen.

Mannichfaltigkeiten.

(**München**, 9. August.) Vieler Theilnahme erfreut sich hier eine Erfindung unseres geschickten Mechanikers **August Knocke** — die Construction eines von rückwärts zu ladenden Militärgewehres. Eine aus geschickten Technikern und Schützen zusammengesetzte Prüfungs-commission hat sich über diese bei einer Infanterie-Muskete und einem Cavallerie-Carabiner angebrachte Erfindung, wie man hört, sehr anerkennend geäußert. Es wurden 104 Schüsse aus einem und demselben Gewehre ohne den geringsten Anstand nacheinander abgefeuert. Nebstbei rühmt man an diesem Gewehr eine größere Tragweite mit geringerer Ladung, eine vermehrte Trefffähigkeit, eine bedeutende Verminderung des Rückstoßes und die Schnelligkeit des Ladens und Abfeuerns (fünf bis sechs Schüsse in einer Minute). Der Mechanismus zeigt sich eben so einfach, als dauerhaft.

(**Mannheim**, 11. August.) Die Industrie, welche Alles ausbeutet, sucht auch aus dem Turnwesen Vortheil zu ziehen. Das ist ihr nicht übel zu nehmen, insofern sie dem Wesen der Turnerei förderlich ist, insofern sie dagegen demselben Versuchungen bereitet, ist es nothwendig, ihr entgegen zu treten. So sieht man jetzt schon Ankündigungen von Turnerpfeifen, Turner-Cigarren, Turnertrank u. s. w. Der Turner, als solcher braucht keine Pfeifen und keine Cigarren, denn auf keinem ordentlichen Turnplatz darf geraucht werden. Dem Turner gibt seinen Trank die frische Quelle oder der Brunnen. Er braucht ihn nicht zu bezahlen. Der Grund und Boden der Turnerei ist Einfachheit, Naturgemäßheit in Kleidern, Wohnung und Nahrung. Der Turner braucht keine Glacé-Handschuhe und keinen Klapphut, keine kostbaren Teppiche und dicken Federbetten, keine hemmenden Stege und Cravatten. Ohne Einfachheit und Natürlichkeit gibt es keinen tüchtigen Turner.

(**Zürich**.) Im Gasthof zur Sonne in Küßnacht wurde am Sonntag den 2. d. **neuer Wein** ausgeschenkt. Für den Monat August wahrlich ein seltener Fall.

(**München**, 10. August). Gestern Abend nach 9 Uhr war bei östlichem Stande des Mondes im Westen ein **Mondregenbogen** zu sehen; eine ziemlich seltene und insofern nicht uninteressante Erscheinung.

Die Franzosen fangen an Sangvereine und Sängerfeste nach deutschem Vorbilde einzuführen. Die Gemeinde Jemmapes, bekannt durch die im Jahre 1792 in ihrer Nähe gelieferte Schlacht, geht mit einem guten Beispiele voran. Eine große Anzahl von Sangvereinen, unter denen auch der Kölner genannt wird, haben ihre Theilnahme zugesagt.

(**Spandow**, 10. August.) In unserer Nähe erlebten wir heute ein überaus betrübendes Ereigniß. Der Amtmann **Ramin** auf Neu-Slacken, ein braver und biederer Mann, hatte sich am Sonnabend in den Abendstunden zum freundschaftlichen Besuch mit seiner Frau und drei Töchtern, welche resp. 14, 16 und 19 Jahre alt gewesen seyn sollen, zu seinem Nachbar, dem Amtmann Meißner auf Carolinenhöhe begeben. Durch die Hitze des Tages dazu veranlaßt, beschlossen die genannten beiden Amtleute, sich mit ihren Familien nach einer nahe gelegenen Lanke zu begeben, um dort zu baden. In einiger Entfernung vom Badeorte verweilten demnächst die älteren Personen der Gesellschaft so lange, bis die genannten drei Ramin'schen Töchter sich gebadet haben würden; kaum aber hatten die letzteren damit begonnen, als sie auch schon in Folge des seichten (?) Untergrundes sämmtlich ertranken. Der Vater, den Ruf seiner heißgeliebten Töchter, um Rettung hörend, eilt diesen sofort zur Hülfe, verschwand aber wenige Augenblicke darauf vor den Augen seiner verzweiflungsvollen Gattin, ebenfalls

im Wasser, um niemals wiederzukehren. Heute steht nun die tiefgebeugte Wittwe am Grabe ihres Gatten und ihrer unter vielen Sorgen erzogenen drei Töchter, von denen die älteste seit kurzem Braut war und ihrem Hochzeitstag entgegen sah.

(Kassel.) Unser junger Mitbürger Hr. Jean Bott erhielt vor einiger Zeit aus Brüssel einen sehr brillanten Tactirstab von dem Vorstande eines dortigen Musikinstituts zum Andenken überschickt. Wir melden dieses mit Vergnügen als ein Zeichen der Bereitwilligkeit, womit auch anderwärts das Talent unseres jungen Virtuosen anerkannt wird.

Literatur.

Ueber das Prinzip der Enthaltsamkeitsvereine, oder: was thut den Enthaltsamkeitsvereinen Noth? Von Dr. Böcker, Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer in Rade vorm Wald. Elberfeld, bei Julius Bädecker 1846. 67 Seiten.

Unter diesem Titel kommt uns eine Broschüre zu Gesichte, welche von allen Denen, die sich für die Mäßigkeitsvereine interessiren, mit Vergnügen gelesen werden wird. Des Verfassers Ansichten über die vielbesprochene Enthaltsamkeitsangelegenheit sind, wenn nicht originell in ihrem Ursprunge, doch neu in ihrer Zusammenstellung. Bei einer bedauernswerthen Befangenheit in vielen Punkten, ist eine gewisse Ehrlichkeit und ein wenn auch zielverfehlendes Streben nach Wahrheit nicht zu verkennen. Die Annalen der Enthaltsamkeitsangelegenheit sind reich an erstaunlichen Begebenheiten; diese Sache glaubt an Wunder und thut welche. Nicht das Geringste unter diesen ist der Umstand, daß sie in manchen Provinzen mehr Convertiten zählt, als Bewohner da sind. Der Hr. Verfasser hat sich durch dergleichen angezogen gefühlt und das bisherige System einer strengen Kritik unterworfen, deren Resultate er uns mittheilt. Diese bestehen hauptsächlich darin, daß er aus medicinischen und gemüthlichen Gründen die gänzliche Enthaltsamkeit verwirft und auf Vereine zu allgemeiner Mäßigkeit anträgt. Er geht dabei von folgenden Punkten aus: 1. daß der Alkohol an sich kein Gift ist; 2. daß alle sogenannten geistigen Getränke mehr oder wenig Alkohol haben, man folglich, wollte man sich des Alkohols ganz enthalten, diesen ganz entsagen müßte; 3. daß nur die gänzlich Unfreien, i. e. Geisteskranken dem Genuß jener Getränke gänzlich entsagen müßten. In wiefern es ihm gelungen, seine Thesen durchzuführen und seine Vorschläge zu begründen, dies zu entscheiden, müssen wir den Lesern überlassen, deren Urtheil wir nicht vergreifen mögen. Jedenfalls verdient das Schriftchen, wenn nicht allseitige Billigung, doch Beachtung und, ohne es gelesen zu haben, sollte Niemand seine Acten über die so vielbesprochene und contestirte Enthaltsamkeitssache schließen. .W.

Korrespondenz.

Aus Rheinhessen, im August.

Den Lesern dieser Blätter wird die früher mitgetheilte Anzeige über die Einweihung der neuerbauten Kirchen zu Eich im Kreise Worms und zu Spießheim im Kr. Alzey noch erinnerlich seyn, namentlich auch die Hinweisung auf die Vortrefflichkeit in Ausführung der Arbeiten, wodurch sich der gr. Provinzialbaumeister Opfermann in Mainz und der gr. Kreisbaumeister Rhumbler in Alzey als Meister in ihrem Fache so rühmlich ausgezeichnet haben. Durch die Wiederherstellung der herrlichen Catharinenkirche in Oppenheim hat Ersterer sich nicht minder den Dank der Stadt Oppenheim erworben und jeder Fremde, der diese Kirche besucht, wird erfreut durch den überaus schönen Anblick, der ihm im Innern derselben geboten ist und er verläßt dieselbe nicht, ohne dem Meister, der dieses Gebäude so schön wieder hergestellt hat, laut oder im Stillen volle Achtung und Anerkennung zu zollen. Die große Kirche der evangel. Gemeinde in Alzey, welche dem Baustyle nach eine Schwester der Oppenheimer ist, wird gegenwärtig ebenfalls ganz durchaus im reinen gothischen Styl wiederhergestellt und ist ihrer Vollendung nahe. Seither war sie nur theilweise und nothdürftig zum gottesdienstlichen Gebrauche eingerichtet, indem ein großer Theil vom Langhause als Ruine dastand. Es ist der Mühe werth, die unter der Leitung des gr. Kreisbaumeisters Rhumbler ausgeführt werdenden Arbeiten, die großartige Säulenreihe, die Kreuzgewölbe, die Stein- und Bildhauerarbeiten ꝛc. zu betrachten. Man wird wahrhaft überrascht durch den Anblick dieses großartigen Gebäudes, das für seinen erhabenen Zweck nunmehr durch die Kunst wieder hergestellt wird. Freilich kostet die Wiederherstellung, wie verlautet, mehr als 30,000 fl.; allein die Stadt Alzey erhält auch, wenn die innere Ausschmückung dieser Kirche dem Ganzen entsprechend ausgeführt werden wird, was zu erwarten steht, da die Stadt Alzey nicht auf halbem Wege stehen bleiben wird, eine Kirche, die in weiten Kreisen ihres Gleichen an Größe und Schönheit nicht finden dürfte, eine Kirche, die der Kirchengemeinde zur Freude und der Stadt zur Zierde und Ehre gereichen wird. Unter der Leitung desselben Meisters wird dermalen noch eine ganz neue Kirche im byzantinischen Style zu Gaudöckelheim im Kr. Alzey erbaut, welche ebenfalls ihrer Vollendung nahe ist. Diese Kirche zieht jetzt schon die Aufmerksamkeit aller Fremden, welche durch diese Gegend reisen, auf sich und wird als ein Muster der Bauart gerühmt. Bei den Schwierigkeiten in Aufbringung der Mittel für Erbauung einer neuen großen Kirche, wie diese letztere, kann es nur rühmlichst erwähnt werden, daß die Gemeinde Gaudöckelheim zur Befriedigung ihrer kirchlichen Bedürfnisse keine Opfer gescheut hat in Aufbringung der erforderlichen Mittel. Nach Vollendung des Baues wird dieselbe aber reichlich entschädigt werden durch die Freude an dem Besitz eines solchen Prachtgebäudes. Der gr. Kreisbaumeister wird aber seinen Ruhm durch diesen Kirchbau noch vergrößern und Kenner und Nichtkenner des Baufachs werden seiner Tüchtigkeit, strengen Aufsicht und rastlosen Thätigkeit ihre Anerkennung nicht versagen. Ref. dieses konnte nach Ansicht der genannten Kirchen nicht umhin, sich öffentlich über die Vortrefflichkeit in der Ausführung der Arbeiten auszusprechen, um Fremden, welche durch diese Provinz reisen, einen Wink zu geben, wo sie schöne Kirchen auf ihrer Durchreise einsehen und bewundern können.

Orgelbausache.

(Eingesendet.)

Gemeinden, die in dem Falle sind, neue Orgeln sich anzuschaffen, verweisen wir an Hrn. Orgelbauer Schäfer in Heilbronn. Wir waren neulich Augenzeugen von einem neuen Werke, welches derselbe in einem Dorfe, eine Stunde von Heilbronn, lieferte und welches von Hrn. Musikdirektor Freck in Eßlingen revidirt und als vorzüglich befunden ward. Dieses Werk hat zwar nur 17 klingende Stimmen; aber eine solche Kraft und Tonfülle haben wir noch bei keinem Werk von ähnlichem Umfange gehört. Von der gesammten Tonmasse kann man in's leiseste Piano übergehen und in diesen sanften, zarten Stimmen wie Salcional, Dolce, Gambe etc. ist Hr. Schäfer ganz besonders Meister. Hrn. Schäfer's Windladen, sogenannte Springladen, haben uns ganz ausgezeichnet gefallen. Durch diese Einrichtung bekommt jedes Register seinen eigenen Wind und erleichtert dieses das Spiel ungemein. Kurz, wir gingen ganz befriedigt weg und haben die Ueberzeugung gewonnen, daß Hr. Schäfer ein Mann in seinem Fache ist, was uns auch Hr. Musiklehrer am Schulseminar in Bensheim, Rector Kunkel, welcher die Schäfer'schen Orgeln gleichfalls kennt, gerne bestätigen wird.

Mehrere Musikfreunde.

Main-Wasserwärme: 15. August, Morgens, 8 Uhr: 17 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samstag, 15. August. (Zum Erstenmale): Der alte Magister, Schauspiel in 4 Abth. von R. Benedix. Vorher geht: Die Geschwister, Schauspiel in einem Act, von Göthe.

Sonntag, 16. August. Zampa, oder: die Marmorbraut, große Oper in 3 Abth., Musik von Herold.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 226. Montag, den 17. August 1846.

Das Medaillon.

Nach dem Französischen des Adolph Guy.

(Fortsetzung.)

Albert öffnete ein Fenster und fuhr fort:

„Ich gestand Fräulein von Bellange die Liebe, die ich schon lange in mich zurückdrängte. Sie war nahe daran, umzusinken. In diesem Augenblick trat ihr Vater in's Zimmer und bemerkte meine und Clementinens Verwirrung. Er begriff Alles, und soll ich Dir sagen, mein Freund, er stieß mich schmachvoll zurück. Ich verließ unverweilt Frankreich, besuchte Italien, später Spanien, wo ich Dich kennen lernte; und wenn ich Dir dort schwur, Frankreich nicht wieder zu sehen, so war es nicht eine vernichtete Zukunft, die mein Vaterland mich verschmähen ließ, als vielmehr die Furcht, mein Unglück zu vergrößern."

„Und doch bist Du zurückgekommen; welches ist Deine Hoffnung?"

„Meine Hoffnung! ach! die ist sehr schwach . . . es ist die, sie zuweilen zu sehen . . . und dann . . ."

„Und dann . . ."

„Zu sterben vielleicht! Denn was kann ich weiter hoffen; sie ist verheirathet!"

„Und hast Du sie seit Deiner Zurückkunft gesehen?"

„Ein Mal . . . vorgestern; sie gab mir dieses Medaillon hier, nahm mir aber das Versprechen ab, daß ich nicht mehr versuchen wolle, sie wiederzusehen."

„Ein Medaillon!"

„Ihr Bildniß."

„Weißt Du, wer diese Frau ist?"

„Ich kenne nur einen Namen von ihr: der heißt Clementine."

„Es ist Frau von Menneville!"

„Was liegt mir am Namen ihres Gatten?"

„Unglücklicher! Du zitterst also nicht, wenn Du diesen Namen aussprechen hörst?"

„Warum sollte ich denn zittern?"

„Warum? . . . weil Herr von Menneville die personifizirte Eifersucht ist, und mit Jedem, der seine Frau nur ansieht, Händel sucht und ihn umbringt; weil dieser Mensch der gefährlichste Raufbold der Hauptstadt und sein Leben ein unaufhörliches Duell ist; kurz, weil dieser Mensch täglich den Namen eines neuen Opfers mit Blut in sein Taschenbuch einschreibt. Also siehst Du, Kind, es ist der Kampf des Starken gegen den Schwachen. Glaube mir, mein Freund, verzichte für immer auf die Leidenschaft, welche Du für seine Frau nährst; denn dieser Mensch . . . o! mein Gott! mein Gott!"

„Sage lieber, ich solle auf das Leben verzichten. Ueberhaupt würde ich diesem Manne trotzen, und wäre er ein Riese Goliath, ich würde ihm in's Gesicht sagen: ich liebe Ihre Frau und werde von ihr wieder geliebt!"

„Gut, Albert, sehr gut; ich höre Deinen Entschluß gern," sagte Chateauneuf mit entsetzlichem Lächeln.

„Und wenn er hier wäre," fuhr der Künstler mit einem Gefühl des Hasses fort, das sich auf seinen Zügen malte, „so würde ich zu ihm sagen: ich will Ihr Leben; denn es muß Ihnen am Ende langweilig seyn, Andern das ihrige zu rauben!"

„Du würdest ihm das sagen?"

„Vielleicht würde ich noch mehr thun; ich würde ihn beschimpfen."

„O! Dein Muth ist beneidenswerth," fiel Chateauneuf lebhaft ein, und fuhr mit der Hand über die Stirne, um den kalten Schweiß abzuwischen. „Doch genug über dieses Kapitel; denn wir Beide ereifern uns dabei so sehr, daß leicht unsere Freundschaft darunter leiden könnte; wir müssen uns jetzt für einige Stunden trennen, eine dringende Angelegenheit beruft mich anderswohin, so wie dieß beendigt ist, hole ich Dich ab, und wir gehen mit einigen Freunden nach meiner Villa Chateauneuf, wo eine Ueberraschung Deiner wartet."

„Eine angenehme Ueberraschung?"

„Darüber magst Du selbst urtheilen."

„Ich habe Lust, Dich nicht mehr zu verlassen."

„Du mußt es aber doch; ich verlange es nur für eine Stunde."

„Gut, so opfere ich mich."

Chateauneuf bezahlte das Frühstück, drückte Albert die Hand und ging, ihm noch zurufend: „Auf baldiges Wiedersehen."

III.

Während der Künstler sich vom Boulevart des Italiens nach seiner Wohnung in der Straße de Provence begab, war sein Geist beständig von einem peinlichen Delirium befangen. Zwar fürchtete er den Mann, dessen Hand so sicher den Tod gab, nicht, aber er fürchtete, derselbe möchte seine Leidenschaft für seine Frau erfahren und der Ruf Clementinens durch ein Zusammentreffen mit Herrn von Menneville bloßgestellt werden. Zu Hause zog er das Medaillon aus seiner Brust hervor und führte es, nachdem er es lange betrachtet, als den seinem Leben theuersten Gegenstand an seine Lippen. Wie die Klingel seines Gemachs heftig angezogen wurde, barg er das geliebte Bild und öffnete schnell.

Es war Chateauneuf. Dieser hatte weit weniger Zeit gebraucht, als er begehrte, und die dringende Ursache seiner Abwesenheit war keine andere, als daß er einige Personen bat, sich augenblicklich nach seiner Villa zu begeben.

„Vergieb, wenn ich Dich in meinem Arbeitskabinet empfange," sagte Albert, seinen Freund bewillkommnend.

„Nun wohlan, habe ich nicht Wort gehalten?"

„Bei meiner Seele, ich erwartete Dich erst in einer Stunde; allein ich beglückwünsche Dich, die Freundschaft, Liebe und Ehre machen gewöhnlich große Ansprüche. Sie verlangen, daß man Eifer in ihrem Dienste zeige."

„Gerade eines dieser Dinge beschleunigte meine Schritte," sagte

Chateauneuf, und ließ seinen Blick über die verschiedenen Gegenstände schweifen, die seine Neugierde erregten. „Aber Du hast mir noch kein Wort von dem gesagt, was dieses Arbeitskabinet enthält, von dem Du mir vorhin in so geringschätzender Weise sprachst. Ich bemerke auch, daß ein Liebhaber von Alterthümern hier kostbare Seltenheiten finden würde; unter andern sind hier herrliche Pistolen. Sind sie genau?*)

„Wie Themis."

„Alsdann werde ich mich ihrer nicht bedienen."

„Spötter."

„S'ist 2 Uhr, Albert. Um 3 Uhr erwartet man uns in Chateauneuf. Hörst Du das Stampfen meiner Pferde? Es ist das Zeichen ihrer Ungeduld. Laß uns eilen und im Galopp davonfahren."

Die beiden Freunde setzten sich in dem ihrer wartenden Wagen zurecht und flogen mit Blitzesschnelle davon. In weniger als einer Stunde waren sie zur Stelle.

Die Villa Chateauneuf, einige tausend Schritte von Vincennes gelegen, war wohl das kokétteste Besitzthum, das man je gesehen; es war unmöglich, auf einige Meilen in der Runde eine Nebenbuhlerin zu finden, die mehr verführerische Anmuth gezeigt hätte. Unter reizendem grünen Gebüsch verborgen, sah man sie erst, wenn man kaum noch 20 Schritte von ihr entfernt war, und sie glich jenen im Gebüsch verborgenen Vogelnestern, die man wegzunehmen versucht ist, so wie man sie entdeckt.

Albert und Chateauneuf traten in einen Saal zu ebener Erde, wo bereits 5 bis 6 Personen waren. Sie wurden mit jener kalten Höflichkeit empfangen, die ein Geheimniß verbirgt. Anfangs ward der Künstler darüber erstaunt und fragte, ob er nicht der Spielball einer Mystification sey.

„Und die fragliche Ueberraschung?" flüsterte er Chateauneuf in's Ohr.

„Wir gehen eben darauf zu," antwortete dieser, und gab Albert ein Zeichen, ihm zu folgen.

Sie gingen durch eine entgegengesetzte Thüre hinaus und befanden sich vor drei kleinen Fußpfaden, deren Zugang dem Blicke Alles bot, was die Natur nur immer in der Pracht ihres Frühlingsreichthums entfalten kann. Auf den Bögen dieser Pfade, deren Zugang drei Thore vorstellten, las man folgende Inschriften:

Labyrinth der Liebe, Labyrinth der Cypressen, Labyrinth der Rosen.

Chateauneuf schlug den Weg nach dem mittleren, dem Labyrinth der Cypressen ein.

(Schluß folgt.)

*) Sont-ils justes? juste bedeutet im Französischen genau und gerecht, bildet also hier ein artiges Wortspiel, das im Deutschen nicht wieder gegeben werden kann.

Bunte Blätter.

(Von Wilh. Wagner.)

Noch immer nicht genug angebaut ist das Feld derjenigen Erzählungen und Novellen, die man die einfachen nennen könnte. Dies ist schon oft gesagt, aber noch nicht oft genug wiederholt worden. Wir besitzen Hunderte von Romanen, abenteuerlich und wunderbar, deren Verwicklungen die Neugierde spannen, deren Situationen auf Effekte berechnet sind und deren Helden sich in den Extremen von Tugend und Laster bewegen. Natur und Wahrheit werden aber immer am anziehendsten bleiben, und gerade die einfachsten Geschichten, die aus dem Leben gegriffen sind, liegen der Mitempfindung am nächsten. Die Lebensereignisse der meisten Menschen, und selbst derjenigen, denen nur enge Kreise gezogen waren, bieten Stoff genug, um Theilnahme zu erwecken, aber sie bedürfen der rechten Beleuchtung, des klaren Blickes und des poetischen Gemüthes, um sie gehörig aufzufassen. Jemehr wir glauben, sie mitgelebt zu haben, jemehr verwandte Anklänge sie bei uns wecken, je naturgetreuer ihre Schilderungen und je wärmer ihre Farben sind, desto mehr fesseln und desto inniger rühren sie uns. Die Erzählungen der geistigen Entwickelung, der mannichfachen Kämpfe zwischen Herz und Welt, der vielfachen Prüfungen, die das Schicksal uns auferlegt, der wechselnden Leiden und Freuden sind noch lange nicht erschöpft oder werden vielmehr nie erschöpft werden, da jeder Einzelne und eines Jeden Lebensgang anders und eigenthümlich sind. Hierher wendet darum eure Blicke, ihr Novellisten, und wenn ihr berufen seyd, so werdet ihr uns anziehen, und eure einfachen Geschichten werden jene wunderbaren und romanhaften weit überwiegen! Was gibt es Schöneres und Edleres, als Natur und Wahrheit, wenn ihr sie mit den Blumen und Blüthen der Poesie auszustatten und lieblich zu schmücken versteht?

Die Befürchtung, seine Wohlthaten an einen Undankbaren zu verschwenden, hat schon häufiger von guten Werken abgehalten, als der Mangel an Mitempfindung oder als die Kälte eines theilnahmlosen Herzens. Ob Dank oder Undank? — Dies sey nicht unsere erste, sondern unsere letzte Frage, und wenn wir auch oft betrogen und getäuscht werden, so sollen wir darum doch den Glauben an die Menschheit nicht verlieren.

Viele Männer, welche sich rühmen, die Frauen genau zu kennen, und die auf deren Schwäche oder Leichtfertigkeit bauen, kennen nur solche, welche die Armuth niedergedrückt oder der Reichthum entartet hat. Wären jene Männer mehr mit edeln Frauen in Berührung gekommen, so würden sie von dem weiblichen Geschlechte eine bessere Meinung bekommen haben.

Die Erziehung soll strenge und milde zugleich, aber niemals kalt und hart oder allzu nachgiebig und weichlich seyn; doch, es ist nicht leicht, zwischen diesen Gegensätzen gehörig zu vermitteln, und so geschieht es häufig, daß die Liebe zu den Kindern das Ziel einer guten Erziehung noch weiter verfehlt als eine grausame und harte Behandlung derselben.

Es ist nicht selten der Fall, daß Kinder von uns eine Erklärung verlangen, die wir ihnen geben, und dann annehmen, daß sie verstanden worden sey, weil jene nicht weiter fragen und sich mit der erhaltenen Antwort begnügen. Wir müssen uns daher immer versichern, ob die Kinder uns verstanden haben, und wenn sie zu fragen aufhören, dann müssen wir zu fragen anfangen. Gerade bei den Kindern hat man Neugierde und Wißbegierde am meisten zu unterscheiden, und die am meisten fragen, wünschen oft am wenigsten zu lernen und belehrt zu werden.

Warum ist es so schwer, die Menschen kennen zu lernen und ihren Charakter richtig zu beurtheilen? Wohl besonders deßhalb, weil wir sie stets unter andern Verhältnissen und in anderer Beleuchtung sehen. Derselbe Mensch ist anders im Glück und anders im Unglück, anders, wenn Du seinen Wünschen entsprichst, und anders, wenn Du ihm eine Bitte verweigerst, anders, wenn Du seiner Eitelkeit huldigst, und anders, wenn Du ihr entgegen trittst, anders, wenn er hofft, liebt oder seine gute Laune hat, und anders, wenn er fürchtet, haßt oder zürnt, anders, wenn er arbeitet, und anders, wenn er ausruht, anders, wo er befiehlt, und anders, wo er zu gehorchen hat, anders zu Hause und anders auf dem Markte der Welt, anders im Schlafrock und anders im Gallakleide, anders unter den Falten der gestrengen Amtsmiene, und anders im traulichen Freundeskreise, ja selbst anders vor und anders nach der Mahlzeit. Jeder Mensch gleicht einem vieleckig geschliffenen Glase,

in welchem das Licht sich mannichfach abspiegelt, oder einem Kaleidoscop, das immer andere Figuren bildet, wenn man es anders bewegt. Wie aber Der, den Du beschauest, sehr verschieden ist je nach verschiedenen Umständen, und wie Du Dich daher leicht bei seiner Beurtheilung täuschen kannst, so bist Du selber nicht immer derselbe, und was Dir heute behagt, das mißfällt Dir morgen, wo Du heute anerkennst, da verwirfst Du morgen, wo Du heute ein edles Motiv unterstellst, da erblickst Du morgen nur die Triebfeder des Eigennutzes, was Du heute Herzensgüte nennst, das erscheint Dir morgen als schlaue Berechnung, und was Dich heute poetisch anregt, das findest Du morgen prosaisch. Aus dieser beiderseitigen Verschiedenartigkeit und wechselnden Stimmung erklärt es sich, daß die Menschenkenntniß eine schwere Kunst ist, und daß wir einander häufig falsch und nur sehr selten richtig beurtheilen.

Neue Naturgeschichte der Stubenvögel.

Unter diesem Titel ist in der Hahn'schen Verlagshandlung in Hannover ein Kranz von Poesien erschienen, denen eine beifällige Aufnahme nicht fehlen wird. Die Dichtungen sind didactischer Natur und weniger Belehrungen aus der Naturgeschichte der Vögel, als vielmehr Bilder ernsten und heiteren Inhaltes aus der Geschichte und dem Leben des Menschen. Der Verfasser ist der geschätzte Dichter Ludwig Bechstein, welcher sich hier zum Unterschiede von dem bekannten Professor Bechstein in Dreißigacker, dessen Naturgeschichte der Vögel großen Ruf erlangt hat, Bechstein der Jüngere nennt. Jene Ornithologie des älteren Bechstein brachte den jüngeren auf den Gedanken, an das frühere Werk interessante Züge aus der Naturgeschichte des menschlichen Geistes dichterisch anzuknüpfen und Analogien aufzusuchen zwischen der Sängerwelt und der Menschenwelt. Nicht trockene Stubenluft; sondern frische, freie Wald- und Bergluft weht durch den Liederkranz und die reiche Mannigfaltigkeit der behandelten Gegenstände zieht uns an. Um nur Einiges anzudeuten wie trefflich schildert der Dichter in der Rabenkrähe jene Dunkelmänner in ihrem gehässigen Treiben, die von Jesu, dem Lichte der Welt, den Namen tragen! Wie unverkennbar ist das Charakter-Bild, das uns der Verfasser in der Dohle zeichnet, wie richtig, was er im Raben und der Mandelkrähe von den Auswüchsen derdort geschilderten Stände sagt, wie scharf trifft er in der Elster die gefährlichen Schwätzer, im Kukuk das Mönchthum mit seinen beklagenswerthen Verirrungen, im Wiedehopf die böswilligen Kritikaster, im Wendehals das Schauspielerleben mit seinen Licht- und Schattenseiten, im Gimpel die Wahlverwandtschaft zwischen Dummheit und Verfinsterungssucht, im Pfeffervogel die unerträgliche Geldaristokratie! u. s. w. Wie aber der Inhalt, in welchem jedoch nicht nur dem Humor und der Satyre Spielraum vergönnt, sondern auch Schönes und Gutes anerkannt und gepriesen wird, mannigfaltig ist, so nicht minder die Form und Behandlung der Stoffe, und alle Dichtungsarten finden sich in den Einzelnheiten dieser Sammlung vertreten, während das Didactische als rother Faden das Ganze durchzieht. Dies Büchlein, welches eben so reich an Humor, als an Poesie ist, wird seinem Leser gewiß viel Vergnügen bereiten. Darum nimm es nur zur Hand und erfreue dich an ihm!

„Dann wirst der Vögel Sprache
Du auch verstehen lernen,
Wirst wissen, was sie singen,
Die Nahen und die Fernen!
Es wird die traulich schildern
Betragen und Gefieder.
Du kennst nach seinen Bildern
Gleich deine Vögel wieder.

W.

Mannichfaltigkeiten.

Zu den interessantesten Erscheinungen, welche das am 29. Juli Abends gegen halb 10 Uhr auch in der Umgegend von Siegen vielfach beobachtete Erdbeben begleitet haben, gehört ohne Zweifel die, „daß die Magnetnadel am Declinatorium des k. Bergamts zu Siegen ihre westliche Abweichung vom Meridian um mehr als einen Grad verringert hat." Sie stand nämlich vorher eine Zeit lang fast ohne bemerkbare Oscillationen auf 19° 21', am 30. Juli wurde sie auf 18° 10' stehend gefunden. Es ist kaum zu denken, daß eine solche plötzliche Veränderung der Resultirenden der magnetischen Erdkräfte blos local sey, und dürfte, wenn nicht anderswo übereinstimmende Beobachtungen sich finden, eher an eine in Folge des Erdstoßes geschehene Verrückung des Bergamtsgebäudes, in welchem sich das Declinatorium befindet, gedacht werden. Bis jetzt ist die Magnetnadel nicht zu ihrem frühern Stande zurückgekehrt.

In der Verlagshandlung von Julius Bädecker in Elberfeld sind erschienen: „Vorfragen zu einer allgemein-christlichen Glaubens-, Sitten- und Kirchenlehre. Von H. J. A. Körner, Vorsteher der deutschkatholischen Gemeinde daselbst." Diese Fragen dürften wohl zu den vorzüglichsten Geistes- und Herzensblüthen der deutschkatholischen Kirche gezählt werden, obwohl sie nur von einem Laien stammen. Der Verfasser hat sich, wie nicht zu verkennen ist, in den Bekenntnißschriften der evangelischen und der römischkatholischen Kirche gehörig umgesehen, eifrig in der heiligen Schrift geforscht und von Confessions-Vorurtheil frei zu halten gewußt. Können wir auch nicht Allem beistimmen, was der geistreiche und gemüthliche Verfasser sagt, so dürfen wir doch das Buch zur Förderung einer lebensfrischen und vorzugsweise auf die Bibel basirten Glaubens-, Sitten- und Kirchenlehre nicht nur Deutschkatholiken, sondern auch andern Confessionen bestens empfehlen. Sind auch die Acten über die wichtigsten Zeitfragen auf religiösem und kirchlichem Gebiete mit diesem Buche nicht geschlossen, so hat doch der Verfasser Vieles und Dankenswerthes geleistet und für einen höhern Standpunkt angeregt, wofür ihm gewiß Viele, die sein Buch lesen, danken werden.

(Solothurn.) Vorletzten Montag, 3. August, Nachts um 11 Uhr, wurde in der Gemeinde Selzach ein bedeutendes Erdbeben verspürt. Alle Berichte lauten entschieden und übereinstimmend. In Altreu war der einzige Stoß mit einem heftigen Knalle verbunden. Weiter aufwärts gegen Selzach war der Knall viel dumpfer, so daß man in den Häusern glaubte, es sey ein Theil des Heustockes herabgestürzt. Mehrere sprangen, aus dem Schlafe geweckt, auf, um nachzusehen. Im obern Theile des Dorfes Selzach war die Erschütterung nur schwach und wie gegen die Höhe der gegen Süden unter die Schuttgebilde sich einsteckende Sandstein aufhört, ward nichts mehr wahrgenommen, so im obern Bäriswyl, in Lommiswyl rc. Westlich verbreitete sich der Stoß nur bis zum nahen Dörfchen Haag. In Bettlach schon wollte Niemand etwas bemerkt haben. Eben so gering war die Verbreitung gegen Osten, wenigstens hat man in Bellach und der dortigen Allmend nichts beobachtet.

(Würzburg, 13. August.) Der Professor Dr. Bernhard Heine, welcher vor einigen Tagen auf einer Reise in die Schweiz zu Glockenthal bei Thun starb, war der berühmte Erfinder des Osteotom's (gegliederte Knochensäge) und erhielt im Jahre 1836 für diese wichtige Bereicherung der chirurgischen Instrumente von hiesiger medicinischer Facultät das Diplom als Dr. honorarius. Im Jahre 1838 wurde er in Anerkennung seiner vorzüglichen Leistungen in der operativen Chirurgie zum Professor für die Orthopädie und die Operationslehre mit dem Osteotom dahier ernannt und endlich im Jahre 1844 zum außerordentlichen Professor an

der hiesigen Facultät, wobei ihm noch die Vorträge über Experimental-Physiologie übertragen wurden. Bereits im Jahre 1837 erhielt er von Sr. Maj. dem Kaiser von Rußland einen Ruf nach Petersburg, um da junge Aerzte in Anwendung seines Osteotom's zu unterrichten.

(Vom Mittelrhein, 3. August.) Bleibt die Witterung ohne zu merkliche Temperaturveränderung während des ganzen August, wie sie im Juli gewesen und noch jetzt ist, so wird die Weinlese schon um die Mitte Septembers beginnen und durchgehend, selbst an solchen Orten, wo man die Trauben am längsten am Stocke läßt (im Rheingau), vor der Mitte des Oktobers, also fast einen ganzen Monat früher als gewöhnlich, beendigt seyn. Mit ziemlicher Gewißheit sieht man einem sogenannten vollen Herbst entgegen, dessen Erzeugniß in Quantität und Qualität die der berühmtesten Weinjahre unseres Jahrhunderts, namentlich 1811 und 1834, weit übertreffen dürfte. In Folge dieser Voraussicht beginnen die Weinpreise sehr herabzugehen. Derselbe Wein, welcher im Kleinen noch mit 24 bis 36 kr. die Flasche bezahlt wurde, wird jetzt schon um die Hälfte ausgeboten, und bis zu Ende d. M. wohl um das Drittel obigen Preises zu haben seyn.

(Bamberg, 10. August.) In einer Bauhütte bei Lichtenfels (bei'm Durchstich) holten gestern Abend gegen 9 Arbeiter von einem wenige Fuß abliegenden Pulvermagazine, worin sich 15 Ctr. Pulver befanden, 3 Ctr. heraus, welche durch Unvorsichtigkeit explodirten, die Hütte zertrümmerten, 3 Arbeiter und ein Kind tödtlich verwundeten (2 davon nebst dem Kinde starben noch in der Nacht). Bei dem Sprengen des Durchstiches sind bereits durch Unvorsichtigkeit 14 Unglücksfälle zu beklagen.

(Frankfurt, 10. Aug.) Heinrich Zschokke hatte hier auf der Rückreise von Schlangenbad nach der Schweiz einen kurzen Aufenthalt genommen, und wurde am Freitag Abend von dem Liederkranz mit einem Ständchen begrüßt.

Aus Tiflis meldet man, daß dort seit Mitte Juni die Heuschrecken in Wald und Gärten furchtbare Verheerungen anrichten. Seit 1823 war Tiflis von dieser Landplage verschont geblieben.

(München, 7. August.) Der hiesigen Polizei gelang es gestern, einen Industrieritter nobler Art, der durch Steckbriefe der Wiener Polizei verfolgt war, gefänglich einzuziehen. Derselbe, aus der Gegend von Würzburg gebürtig, war längere Zeit in Ischl, Wien rc., wo er sich fälschlich für einen Künstler und einen in bayerischen Diensten stehenden Ingenieur ausgab, und da er die betreffende, mit einigen Orden bedeckte Uniform trug, so gelang es ihm auf diese Weise, selbst bei sehr hohen Personen sich Zutritt zu verschaffen und seine Prellereien auszuüben. Zuletzt brachte er es dahin, eine reiche Wittwe, eine Frau v M. zu bethören, mit ihm zu reisen. An der Seite dieser betrogenen Frau wurde er gestern am frühesten Morgen in einem hiesigen Gasthofe von einem Gensd'armeriebrigadier festgenommen und sammt seinen Effekten, worunter die oben bezeichnete Uniform mit Orden, der Polizei überliefert. Er soll von ganz niedrigem Stande und früher schon wegen Betrugs auf der Plassenburg gewesen seyn.

(Von der Nahe, 5. August.) Die bevorstehende reiche Weinlese verspricht auch der, während der letzten sauern Weinjahre etwas in Mißkredit gerathenen Traubenkur sehr förderlich zu werden. Es haben sich bereits mehrere angesehene Personen in Bingen, Rüdesheim, Geisenheim und einigen andern Orten des Rheingaues eingefunden, um daselbst eine vollständige Traubenkur zu machen. Am Entsprechendsten zu solchem Zwecke sind die Einrichtungen zu Bingen, wo bereits 1844 die Großfürstin Helena von Rußland, Gemahlin d.s Großfürsten Michael, eine solche Kur gemacht hat.

„Was die Religion betrifft, glaube ich, sie müsse bei der Preßfreiheit eher gewinnen, als verlieren; denn es wird fortan nothwendig, daß die Religionslehrer mit der Aufklärung des Volkes Stand halten, daß sie die Religion nicht nur mechanisch der Jugend einbläuen, sondern sie im Gemüthe und Geist derselben begründen, und daß sie durch fortwährenden Unterricht und tadelloses religiöses Betragen die Kraft der Religion und ihr eigenes Ansehen im Volke behaupten. Allfällige Angriffe auf die Religion müssen ihre Vertheidiger nur in steter Wachsamkeit und Thätigkeit erhalten. Allein die Macht der ächten Religion ist so groß, daß sie sich siegreich über alle Angriffe emporhebt. Die Wahrheit ist immer stärker als der Irrthum. Für eine Regierung, welche der Verfassung treu bleibt, die Freiheit des Volkes ehrt, sein geistiges und ökonomisches Wohl fördert und Gerechtigkeit handhabt, fürchte ich von der Preßfreiheit gar nichts. Wohl aber würde eine schlechte, tyrannische Regierung neben der Preßfreiheit nicht bestehen, sondern durch sie untergehen." — So schrieb Schultheiß Siegwart-Müller (in Luzern) im Jahr 1832!!

Die Berliner Lutherstiftung hat noch immer keinen rechten Fortgang. Bis jetzt zählt sie erst 35 Mitglieder, deren Kräfte natürlich nicht ausreichen, um den Zweck möglich zu machen, welchen man sich vorgesetzt hat. Ihr Zweck nämlich ist die Fürsorge für hülfsbedürftige Waisen des Lehrstandes, mittels Unterbringung derselben bei geeigneten Pflegeeltern, Ueberwachung und Leitung ihrer Erziehung, den Waisen als Berather, Vermittler, Fürsprecher zur Seite treten, natürlich in Uebereinstimmung mit den Müttern, Vormündern rc. Statutenmäßig soll der Verein sich auf den ganzen Lehrerstand und nicht bloß auf Berlin beschränken (obschon diese Beschränkung für das Erste nicht zu tadeln wäre), und er bittet deßhalb jetzt solche Männer um Beitritt, „welche nicht Lehrer sind und für Waisen ein Herz und zur Mitwirkung Zeit haben."

Spruch.

Dünkt das Leben dir oft schmerzhaft,
Pilgerschul' ist just nicht scherzhaft.
Lern' du fromm und pilg're herzhaft.

L. M. Fouqué.

Darum.

Das Podagra will gut gepfleget seyn,
D'rum kehrt es nur bei Reichen ein.

Wunsch einer Bäuerin.

So gnädig ist kein Mensch auf Erden
Als unser König sicherlich!
Du lieber Gott, ich bitte dich,
Ach! laß' ihn unsern Amtmann werden!

Main-Wasserwärme: 16. August, Morgens, 8 Uhr: 17 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 16. August. Zampa, oder: die Marmorbraut, große Oper in 3 Abth., Musik von Herold.

Montag, 17. August. Marie, oder: Die Regimentstochter, Oper in 2 Abth., Musik von Donizetti. (Gastrolle) Marie: Fräul. Henr. v. Treffz, erste Sängerin vom k. k. priv. Theater an der Wien.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 227. Dienstag, den 18. August 1846.

Das Medaillon.

Nach dem Französischen des Adolph Guy.

(Schluß.)

Nachdem sie einige Minuten in diesem düstern Irrgange fortgewandelt waren, dessen Windungen den Ringen glichen, die eine große sich in den Schwanz beißende Schlange bildet, gelangte Chateauneuf und sein Gefolge zu einem Rosenbeet von etwa 40 Quadratfuß im Umfang. An den vier Ecken standen vier Cypressen von riesenhaftem Wuchse, und der Zwischenraum zwischen denselben war von Thränenweiden ausgefüllt, deren Zweige sich in einem schmalen Teiche badeten, der das Labyrinth umgab. Albert war erstaunt. Er fing an zu glauben, daß wenn dieß die ihm vorbehaltene Ueberraschung seyn solle, sie einen ziemlich unheimlichen Charakter habe.

„Albert Dunois," sagte Chateauneuf feierlich, „Herr von Menneville ist unter uns."

Bei diesem Namen erbebte der Künstler.

„Zittere doch nicht, denn der, dessen Frau Du liebst, wird den Muth haben, Dich herauszufordern, wenn Dein Schweigen auf eine Feigheit stimt."

„Mich der Feigheit zeihen! Wenn ich nur Waffen hätte, um das Gegentheil zu beweisen."

„Hier sind welche," sagte einer der Zeugen, und zeigte zwei Degen, die er bisher unter seinem Rocke verborgen gehabt.

Albert griff schnell nach einem derselben.

„Jetzt," sagte er, „mag Herr von Menneville sich zeigen."

„Willst Du nicht lieber seinen Namen auf seinem Gesichte lesen?" fragte Chateauneuf kalt. „Es ist Derjenige, dessen Züge in diesem Augenblick die größte Gemüthsruhe ausdrücken."

Der Künstler übersah seine Umgebung mit einem Blicke und fand, daß Jeder im Gegentheil eine tiefe Angst kundgab.

„Hast Du Jedermann wohl angesehen?"

„Ist es möglich! . . ."

Albert ließ die Waffe seiner Hand entsinken, wie er Chateauneuf sein Oberkleid ausziehen und den Umstehenden seine entblößte Brust zeigen sah.

„Herr von Menneville steht vor Dir, er erwartet Dich. Hebe Deinen Stahl auf," sagte er, und ergriff den andern Degen „Du wolltest mit seiner Ehre spielen, es ist daher gerecht, daß Du seiner Rache zum Spielzeug dienst."

Albert stand vernichtet.

„Du erwartest ohne Zweifel eine Beschimpfung! wohl!"

Dabei erhielt Albert mit der Klinge von Chateauneuf's Degen einen starken Schlag auf die Wange.

„O, das ist zu viel!" rief Albert mit Wuth, nahm seinen Degen auf und stürzte auf seinen Feind los, ohne an das Ablegen seines Oberkleides zu denken.

„Der Kampf ist ungleich," riefen die Zeugen.

„Lassen Sie mich! ich werde sein Herz auch unter seinem Kleid zu finden wissen," sagte Chateauneuf, und in demselben Augenblick führte er einen furchtbaren Stoß, auf welchen der Künstler erblaßte.

„Dieser Mensch ist tödtlich verwundet," sagte einer der Zeugen eifrig, „man muß ihm Hülfe bringen."

Mit der Schnelligkeit des Gedankens ward Albert sein Kleid abgezogen, und im Augenblick, wo man sein Hemd zerriß, um die Wunde zu sehen, rollte das Medaillon zu Chateauneuf's Füßen. Das Bild der Geliebten hatte ihn von einem sicheren Tode gerettet.

„Der Feige!" rief Chateauneuf, „er war gepanzert!"

Albert stürzte sich auf ihn, der Kampf begann auf's neue mit unmöglich zu beschreibender Hartnäckigkeit, und verlängerte sich, ohne daß die beiden Gegner nur um eine Handbreit wichen. Doch verrieth Albert's Physiognomie eine leichte Blässe. Wie Chateauneuf sah, daß die moralische Stimmung des Künstlers geschwächt wurde, vervielfältigte er seine Bewegungen mit immer größerer Wuth und brachte ihn zum Weichen. Jetzt war er sicher, das Leben seines Feindes in seiner Hand zu haben. Er wollte ein Ende mit ihm machen und ihm den Gnadenstoß geben, aber durch einen Zufall, der einem Wunder glich, parirte Albert alsbald den Stoß, und die zu diesem Behufe von ihm ausgeführte Bewegung lenkte seinen Degen in Menneville's rechtes Auge, welcher entseelt niedersank.

Der Stahl war bis zum Gehirne gedrungen.

Nach den vollen Hülfeleistungen untersuchten die Zeugen das Taschentuch des Opfers und fanden hier einen Brief mit der Aufschrift: An Frau von Menneville. Er enthielt folgende Zeilen:

„Madame!

Wenn Ihnen dieses Schreiben übergeben wird, so bin ich in einem Kampfe unterlegen, den ich zur Rettung meiner und Ihrer Ehre unternommen. Endlich habe ich entdeckt, was Sie mir so lange verhehlten. Ihre Liebe für einen Mann, zu dem ich selbst aufrichtige Zuneigung hegte. Ich hatte einen Freund, Sie machten mir aus demselben einen meiner Ruhe gefährlichen Feind, indem Sie eine Leidenschaft für ihn nährten, die mir früher oder später unheilvoll werden konnte. Wiewohl Sie die wahrste Freundschaft in den unversöhnlichsten Haß umgewandelt haben, so fühle ich doch, daß meine Liebe sich nicht minderte, und daß durch Sie allein das Leben mir noch theuer war. In dem Augenblick, wo ich vielleicht sterbe, kann ich Ihnen nicht fluchen; seyn Sie also glücklich, mein letzter Gedanke und mein letzter Seufzer sind für Sie. Leben Sie wohl. von Menneville."

Dieses Schreiben, so wie das beigelegene Testament war eilfertig während der Stunde nach dem Frühstück von Menneville niedergeschrieben worden, und wurde jetzt wieder sorgfältig in das Taschentuch gethan. Albert nahm das Medaillon vom Boden auf

und verließ den Platz, wo er die Hauptrolle bei einem eben so schrecklichen als beklagenswerthen Auftritte gespielt hatte.

Am andern Tage überschritt er die belgische Gränze, und zwei Jahre später kam er nach Frankreich zurück, die Hand anzunehmen, welche ihm eine junge Wittwe bot.

Alexander von Humboldt über die Erdbeben.

Wir glauben den Lesern dieses Blattes einen Genuß zu gewähren, wenn wir ihnen einige Bruchstücke aus dem nicht ganz ausschließlich der gelehrten Welt angehörigen Werke des berühmten obgenannten Gelehrten, dem Kosmos (Entwurf einer physischen Weltbeschreibung), und zwar aus dem Abschnitte mittheilen, welcher seinen reichen Schatz von Beobachtungen über Erdbeben, vulkanische Erruptionen und ähnlichen Erscheinungen enthält. Klarer und treffender dürfte vielleicht Niemand uns die Ursache des Unbehaglichen und Grauenhaften der Empfindung erklären, die wir erst vor kurzem gehabt haben, als es Humboldt in dem letzten hier deßhalb ganz abgedruckten Satze gethan. Hören wir ihn selbst.

„Wenn man Nachricht von dem täglichen Zustande der gesammten Erdoberfläche haben könnte, so würde man sich sehr wahrscheinlich davon überzeugen, daß fast immerdar an irgend einem Punkt, die Oberfläche erbebt, daß sie ununterbrochen der Reaction des Inneren gegen das Aeußere unterworfen ist. Diese Frequenz und Allverbreitung einer Erscheinung, die wahrscheinlich durch die erhöhte Temperatur der tiefsten geschmolzenen Schichten begründet wird, erklärt ihre Unabhängigkeit von der Natur der Gebirgsarten, in denen sie sich äußert. Selbst in den lockersten Alluvialschichten von Holland und Mittelburg und Bliessingen sind (23. Febr. 1828) Erdstöße empfunden worden. Granit und Glimmerschiefer werden wie Flozkalk und Sandstein, wie Trachyt und Mandelschein erschüttert. Es ist nicht die chemische Natur der Bestandtheile, sondern die mechanische Structur der Gebirgsarten, welche die Fortpflanzung der Bewegung (die Erschütterungs-Welle) modificirt. Wo letztere längs einer Küste oder an dem Fuß und in der Richtung einer Gebiegskette regelmäßig fortläuft, bemerkt man bisweilen, und dies seit Jahrhunderten, eine Unterbrechung an gewissen Punkten. Die Wellenbewegung schreitet in der Tiefe fort, wird aber an jenen Punkten an der Oberfläche nie gefühlt. Die Peruaner sagen von diesen unbewegten oberen Schichten: „daß sie eine Brücke bilden.““ — —

„Der innere Zusammenhang aller hier geschilderten Erscheinungen (der Erdbeben und damit verknüpfte Gas-, Schlamm- und Feuer- und Rauchausbrüche auf einzelnen Landstecken, namentlich Amerika's) ist noch in Dunkel gehüllt. Elastische Flüssigkeiten sind es gewiß, die sowohl das leise, ganz unschädliche, mehrere Tage dauernde Zittern der Erdrinde (wie 1816 in Sicilien vor der vulkanischen Erhebung der neuen Insel Julia) als die sich durch Getöse verkündigenden furchtbaren Explosionen verursachen. Der Heerd des Uebels, der Sitz der bewegenden Kraft liegt tief unter der Erdrinde; wie tief, wissen wir eben so wenig als welches die chemische Natur so hochgespannter Dämpfe sey. An zwei Kraterrändern gelagert, am Besuv und auf dem thurmartigen Fels, welcher den ungeheuren Schlund des Pichincha bei Quito überragt, habe ich periodisch und sehr regelmäßig Erdstöße empfunden, jedes Mal 20 bis 30 Sekunden früher als brennende Schlacken oder Dämpfe ausgestoßen wurden. Die Erschütterung war um so stärker, als die Explosionen später eintraten, und also die Dämpfe länger aufgehäuft blieben. In dieser einfachen, von so vielen Reisenden bestätigten Erfahrung liegt die allgemeine Lösung des Phänomens. Die thätigen Vulkane sind als Schutz- und Sicherheits-Ventile für die nächste Umgebung zu betrachten. Die Gefahr des Erdbebens wächst, wenn die Oeffnung der Vulkane verstopft, ohne freien Verkehr mit der Atmosphäre sind; doch lehrt der Umsturz von Lissabon, Caraccas, Lima, Caschmir und so vielen Städten von Kalabrien, Syrien und Kleinasien, daß im Ganzen doch nicht in der Nähe noch brennender Vulkane die Kraft der Erdstöße am größten ist.“

„In dem Erdbeben offenbart sich demnach eine vulkanisch vermittelnde Macht; aber eine solche Macht, allverbreitet wie die innere Wärme des Planeten, und überall sich selbst verkündend, wird selten und dann nur an einzelnen Punkten bis zu wirklichen Ausbruchs-Phänomenen gesteigert. Die Gangbildung, d. h. die Ausfüllung der Spalten mit krystallinischen, aus dem Innern hervorquellenden Massen (Basalt, Melaphyr und Grünstein) stört allmählig die freie Communication der Dämpfe. Durch Spannung wirken diese dann auf dreierlei Weise: erschütternd, oder plötzlich, d. h. ruckweise hebend, oder wie zuerst in einem großen Theil von Schweden beobachtet worden ist, ununterbrochen und nur in langen Perioden bemerkbar, das Niveau-Verhältniß von Meer und Land umändernd.“

„Ehe wir diese große Erscheinung verlassen, müssen wir noch die Ursache des unaussprechlich tiefen und ganz eigenthümlichen Eindrucks berühren, welchen das erste Erdbeben, das wir empfinden, so es auch von keinem unterirdischen Getöse begleitet, in uns zurückläßt. Ein solcher Eindruck ist, glaube ich, nicht Folge der Erinnerung an die Schreckensbilder der Zerstörung, welche unserer Einbildungskraft aus Erzählungen historischer Vergangenheit vorschweben. Was uns so wundersam ergreift, ist die Enttäuschung von dem angeborenen Glauben an die Ruhe und Unweglichkeit des Starren, der festen Erdschichten. Von früher Kindheit an sind wir an den Kontrast zwischen dem beweglichen Element des Wassers und der Unbeweglichkeit des Bodens gewöhnt, auf dem wir stehen. Alle Zeugnisse unserer Sinne haben diesen Glauben befestigt. Wenn nun plötzlich der Boden bebt, so tritt geheimnißvoll eine unbekannte Naturmacht, als das Starre bewegend, als etwas Handelndes auf. Ein Augenblick vernichtet die Illusion des ganzen früheren Lebens. Enttäuscht sind wir über die Ruhe der Natur, wir fühlen uns in den Bereich zerstörender, unbekannter Kräfte versetzt. Jeder Schall, die leiseste Regung der Lüfte spannt unsere Aufmerksamkeit. Man traut gleichsam dem Boden nicht mehr, auf den man tritt. Das Unmögliche der Erscheinung bringt dieselbe ängstliche Unruhe bei Thieren hervor. Schweine und Hunde sind besonders davon ergriffen. Die Crocodille am Orinocko, sonst so stumm als unsere kleinen Eidechsen, verlassen den erschütterten Boden des Flusses und laufen brüllend dem Walde zu.

Dem Menschen stellt sich das Erdbeben als etwas Allgegenwärtiges, Unbegränztes dar. Von einem thätigen Ausbruch-Krater, von einem auf unsere Wohnungen gerichteten Lavastrom, kann man sich entfernen, bei dem Erdbeben glaubt man sich überall, wohin auch die Flucht gerichtet sey, über dem Heerd des Verderbens. Ein solcher Zustand des Gemüths, aus unserer innersten Natur hervorgerufen, ist aber nicht von langer Dauer. Folgt in einem Lande eine Reihe von schwachen Erdstößen auf einander, so verschwindet fast jegliche Spur von Furcht. An den regenlosen Küsten von Peru kennt man weder Hagel noch den rollenden Donner und die leuchtenden Explosionen im Luftkreise. Den Wolkendonner ersetzt dort das unterirdische Getöse, welches die Erdstöße begleitet. Vieljährige Gewohnheit und die sehr verbreitete Meinung, als seyen gefahrbringende Erscheinungen nur zwei oder drei Mal in einem Jahrhundert zu befürchten, machen, daß in Lima schwache Oscillationen des Bodens kaum mehr Aufmerksamkeit erregen, als ein Hagelwetter der gemäßigten Zone.“

Ueber die Colonisation von Texas.

Daß es den durch die Adelsgesellschaft nach Texas geschafften Einwanderern nicht so ergeht, wie sie es nach den gemachten Zusagen erwarten durften, ist nunmehr durch die neuesten Nachrichten dargethan und man kann daher mit Recht fragen, warum der Prinz von Solms-Braunfels, der schon über ein Jahr von Texas zurückgekehrt ist, erst jetzt sein Werk über Texas erscheinen ließ (Texas, seinen deutschen Landsleuten gewidmet von Carl Prinzen zu Solms-Braunfels; Frankfurt a. M. bei J. D. Sauerländer. Siehe Didaskalia, Neo. 217), nachdem seit dieser Zeit so viele Familien, die sich dort auf das Bitterste getäuscht finden werden nach Texas übergezogen sind. Wie sehr dieses der Fall ist, darüber haben wir in der neuesten Zeit Nachrichten erhalten. Darf man den Mittheilungen, welche kürzlich in diesen Blättern erschienen sind, trauen, so erhalten die Einwanderer, welche hier ihr Geld dem Banquier des Vereins anvertraut haben, dasselbe weder in Galveston, noch in Neubraunfels wieder, und die Einwanderer sehen sich hierdurch in eine sehr üble Lage versetzt.

Wenn, wie ein Artikel dieses Journals besagt, Se. Hoheit der Herzog von Nassau, Mitglied und Protektor des Vereins, um dessen dringendste Verbindlichkeiten zu erfüllen, 250,000 fl. aus eigenen Mitteln nach Texas gesendet, so verdienen solche edeln Gesinnungen gewiß alle Anerkennung; Referent ist aber der Ueberzeugung, daß leider hiermit nur wenig geholfen seyn wird, das Geld wird bald ausgegeben seyn, und sich so Alles in der alten Lage befinden.

Allerdings sieht es Referent nach den jetzigen Zeitverhälinissen nicht nur für nützlich, sondern auch als ein dringendes Bedürfniß an, deutsche Colonien anzulegen. Die Bevölkerung nimmt stets zu, ohne daß sich der Boden vermehrt, und dieser wird daher bald nicht mehr hinreichen, die wachsende Bevölkerung zu ernähren. Aber die Art, auf welche der Verein eine solche Colonie gründen wollte, war schon von Anbeginn in jeder Hinsicht verfehlt, denn wollte

1) der Verein die in seine Colonie überziehenden Deutschen schützen, so mußte er sich einen Landstrich in Texas oder in einem sonstigen Theile von Amerika, über welchen ihm die Souverainität zustand, abtreten lassen; denn nur Derjenige kann Schutz verheißen, welcher auch die Macht hiezu in Händen hat, nicht aber der Machtlose. Dieses gilt um so mehr in einem Lande, wo weder Recht noch Gesetze herrscht; wo die Einwohner meistens aus solchen Leuten bestehen, die wegen begangener Verbrechen aus andern Staaten entlaufen sind, und wo die höchsten Staatsämter in den Händen solcher Leute sich befinden, und wo überdieß das Leben und Eigenthum der Einwohner stets durch Indianerhorden bedroht wird.

2) Müssen ganz andere Summen auf ein solches Unternehmen verwendet werden, als vom Adelsvereine; 200,000 fl. ist so viel als nichts, um ein Land von mehreren hundert Quadratmeilen zu colonisiren. Verwendet man hier nicht auf die geringsten industriellen Unternehmungen mehr? Für eine Eisenbahn auf 6 Stunden von Wiesbaden nach Rüdesheim wurden zwei Millionen Gulden gezeichnet, und der Verein hält um ein Land, welches so groß als ein deutsches Königreich ist, zu colonisiren, den zehnten Theil einer solchen Summe für hinreichend! —

3) Um diese Nachtheile aufzuwiegen, sucht der Verein durch große Landversprechungen die Leute zum Ueberzuge nach Texas unter seiner Leitung zu bestimmen; aber gerade hierdurch kann der Zweck einer ordentlichen Colonisation um so weniger erreicht werden. Gibt man jedem Unbemittelten, welcher nicht einmal so viel besitzt, um sich das nöthige Vieh und Ackergeräthe anschaffen zu können, 320 Acres Land (nach hiesigem Maß circa 500 Morgen), so wird gerade hierdurch das Land verurtheilt, eine Wildniß zu bleiben. Die Leute können den zehnten Theil des Landes nicht bebauen, an Wegeanlagen ꝛc. ꝛc. ist nicht zu denken. Ueberdies konnte auch der Verein bis jetzt dieses Versprechen nicht erfüllen, da noch Niemand auf dem eigentlichen Vereinsgebiet angelangt ist; denn die von dem Vereine angelegte Stadt Neu-Braunfels, woselbst jeder Einwanderer nur einen Bauplatz und 10 Acres Land vom Vereine unentgeltlich erhält, liegt noch mehr als 40 engl. Meilen von den äußersten Gränzen des Vereinsgebietes. Oder will man den Leuten zumuthen, nachdem sie sich dort endlich niedergelassen, ein Haus gebaut, ihr Feld bestellt ꝛc. ꝛc., noch 40 bis 50 Meilen weiter zu ziehen und dort ihr angewiesenes Land in Besitz zu nehmen und anzubauen? — Besonders sollte aber ein solcher Verein nichts versprechen, was er nicht pünktlich erfüllen kann.

Sollte eine Colonisation in Texas oder in einem sonstigen District in Amerika gut gedeihen, so müßten sich aus den oben angeführten Gründen die Unternehmer das Land mit allen Hoheitsrechten abtreten lassen. Es müßten sehr bedeutende Summen, wenigstens das zehnfache, was der Verein darauf verwendet hat, zu einem solchen Unternehmen disponibel gestellt werden. Es müßten Truppen, die nöthigen Materialien und Werkzeuge, und Handwerksleute auf Kosten der Unternehmer hinüber gesendet werden, und bedeutende Kosten vorhanden seyn, um dort Alles einzurichten und die nöthigen Anschaffungen an Vieh ꝛc. ꝛc. zu machen. Alsdann könnte man mit mehr Vorsicht bei der Wahl zur Aufnahme in die Colonie zu Werke gehen, und wollte man den Uebersiedlern Land unentgeltlich abgeben, so dürfte dieses das nothwendige Bedürfniß derselben, höchstens 32 Acres, nicht übersteigen, alsdann könnte man hoffen, eine blühende Colonie zu gründen.

Unzureichende Mittel und Kräfte, auf ein solches Unternehmen verwendet, gehen ganz verloren.

Dr. Freiherr von Preuschen.

Mannichfaltigkeiten.

Im Thale von Chamounix ist man auf eine merkwürdige Naturerscheinung aufmerksam geworden. Die frühere sehr sehenswerthe Grotte des Arveyron, aus welcher unter einem geräumigen Eisgewölbe die eine der Hauptquellen der Arve hervorsprudelte, ist gänzlich verschwunden, und hat sich völlig verstopft. Ungefähr 500 Fuß über dem Thale gegen den Felswänden hin, welche das Eismeer tragen, hat sich nun der Arveyron eine neue Oeffnung gemacht. Dadurch entstand ein sehr schöner Wasserfall, welcher in einem ersten Sprung auf ein etwa 300 Fuß tiefer liegendes Felsstück herabstürzt und von da in's Thal hinabfließt. Schon vor zwanzig Jahren sah man hier etwas Aehnliches; indessen bahnte sich das Wasser nach einigen Monaten seinen frühern Ausweg wieder und bildete auf's neue die von den Reisenden so bewunderte Grotte. Man vermuthet, daß dies auch jetzt der Fall seyn werde.

(Zürich.) Der Stadtrath von Zürich beschenkte dieser Tage einen jungen Menschenretter, den Hrn. Theodor Baur, Sohn, zum Hotel Baur, mit einer Verdienstmedaille, begleitet von einem belobenden Schreiben. Hr. Baur hatte in der größten Schnelligkeit, durch einen kühnen Sprung, über eine 16 — 20 Fuß hohe Mauer, einem in das Wasser gefallenen, 3 — 4 Jahre alten Knaben, das Leben gerettet. Diese edle That verdient auch öffentliche Anerkennung.

Ein mediokrer Poet war so eitel, den Vorplatz seines Hauses mit Stellen aus seinen Gedichten zu tapeziren. Ein Sarkast schrieb an die Thüre:

„Wanderer, der Du die Räume betrittst, o achte des Weges!
Hüte dich, daß Du kein Bein über die Distichen brichst."

Der Räthselhafte.

(Eine Charadenfrage an die Leser und Leserinnen.)

Zweisylbig.

Erste Sylbe.

Wo sich schattenlos die Wüste
Dehnt in gränzenlose Ferne,
Wo kein Quell Erquickung bietet,
Tumml' ich kämpfend mich so gerne;
Treib' ich spähend meine Rosse,
Oder lau're, still, verborgen,
Wo die Caravane lagert,
Müd' der Reise seit dem Morgen;
Stürz' mich beutegierig auf sie,
Morde, raube, mache Sklaven,
Kehre dann zu meinen Zelten,
Um vom Kampfe auszuschlafen.
Und in der Oase steh' ich
Kräftig, stolz, kühn und erhaben,
Brachte nur im Kampf Verderben,
Will hier gern den Müden laben.
Bin ich denn ein Beduine,
Der sich nur des Raubzugs freuet?
Bin ich denn ein Sohn der Wüste,
Der nicht Recht, nicht Ordnung scheuet?
Glaubst du denn, ich sey Nomade,
Der nie feste Wohnstätt' bauet,
Nur zur Rast ein Zelt sich aufschlägt,
Wo's in der Oase thauet? —
Nein! — Ich wand're nicht! Gewalt nur
Reißt mich weg von meiner Stätte,
Wo ich still mein friedlich Daseyn
Bis zum Tod' gefristet hätte.
Nein! Ich bin kein Sohn der Wüste,
Deren glüh'nden Sand ich fliehe,
Deren Samum tödlich wehet,
Die kein Thau tränkt in der Frühe.
Tagen seh' ich's wohl im Süden,
Tagen seh' ich's wohl im Norden;
Lebe, wo die Sonne aufgeht,
Wo sie schließt die gold'nen Pforten.
Weiß't du, wer ich bin? — Ein König,
Dessen Reich in allen Landen,
Dessen Krone wunderherrlich
Strahlt von tausend Diamanten.
Sind auch Kronen schwere Bürden,
Trag' ich dennoch leicht die meine.
Siehst du meine Thränen rinnen,
Glaube ja nicht, daß ich weine!
Revolutionen bringen
Meiner Krone keinen Schaden;
Der Vasallen zähl' ich viele,
Die mich schützen, wohl berathen.
Meine Unterthanen leben
Friedlich unter meinem Schirme,
Und es reicht nicht an die Krone
Demagogisches Gewürme.
Bin ich denn von Gottes Gnaden
Kaiser, König, Fürst auf Erden? —
Ei bewahre! Bin bereit ja
Ihr Verderber selbst zu werden!
Angestammter Fürsten Ursprung
Bin ich dennoch ohne Zweifel,
Ihres Rechtes alte Stütze,
Bleib' ich doch ein armer Teufel,
Der bald blüht, bald welkend hinsiecht;
Dennoch will ich Keinem weichen —
Und erst dann, besiegt, erlieg' ich —
Sind sie Alle — kalte Leichen. —

Zweite Sylbe.

Ob auf stolzer Höh' ich throne,
Ob in einer dunkeln Tiefe,
Ring' ich muthig nach der Freiheit;
Nur nicht, wenn im Stein ich schliefe.
Dichterfreund bin ich; die Krone
Spend' ich ihrem Haupt so gerne, —
Wenn sie mir nur nicht verwandt sind
Nach des Wesens innerm Kerne.
Menschenfreund, der labt und segnet,
Haſſ' ich der Schmarotzer Treiben.
Und bei den verschlung'nen Wegen
Deiner Laufbahn will ich bleiben.
Solltest du mich denn nicht segnen,
Mich nicht lieben, mir nicht dienen?
Nein; ich mach' des Undanks Ernte,
Ohne je sie zu verdienen.
Menschen morden mich und reißen
Aus das Herz mir ohn' Erbarmen;
Ach, verstümmeln kannibalisch
Mich am Fuße, wie an Armen,
Schlagen frevelnd mir das Haupt ab,
Braten mich in Feuergluthen,
Und, beraubt der Eingeweide,
Stoßen sie mich in die Fluthen.
Ja, mit kannibal'scher Freude
Haben sie mein Blut gesogen;
Lassen mitleidslos mich sterben,
Hat die Rechnung sie betrogen.

Ganzes.

In die Ferne dunkler Zeiten
Bin ein Führer ich der Jetztzeit.
Habe oft, sehr oft geschlichtet
Wilder Leidenschaften Wettstreit,
Habe reich gemacht den Armen
Und zum Bettler oft den Reichen,
Wenn er, breit in seinem Unrecht,
Strengem Spruche mußte weichen.
Und zum Advokaten hab' ich's
Dennoch nie gebracht im Leben,
Weil der Rede schöne Gabe
Und die Schrift mir nicht gegeben.
Und zum Richterstuhl zu steigen,
Ist mir niemals auch gelungen.
Wer zum Herrn nicht ist geboren,
Hat als Knecht sich wohl verdungen!
Wohne, wo der Moder wohnet,
Strahle unter Glas und Rahmen,
Ein Idol und doch verachtet,
Je nachdem's die Menschen nahmen.
Kleinen Menschen leih' ich Größe,
Hohlen Köpfen oft Bedeutung,
War dem ausgedörrten Grübler
Eine höchst willkomm'ne Zeitung.
Eine Leiter oft zur Höhe,
Und ein Führer zu dem Glanze,
Bin ich Andern nur ein Affe
Von dem Kopfe bis zum Schwanze.
Hochgepriesen und verspottet,
Hunderthäutig wie die Zwiebel,
Bin ich dennoch werth gehalten
An dem Thron und — in der Bibel.

W. O. v. Horn.

Main-Wasserwärme: 17. August, Morgens, 8 Uhr: 17 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Montag, 17. August. Marie, oder: Die Regimentstochter, Oper in 2 Abth., Musik von Donizetti. (Gastrolle) Marie: Fräul. Henr. v. Treffz, erste Sängerin vom k. k. priv. Theater an der Wien.

Dienstag, 18. August. Richard's Wanderleben, Lustspiel in 4 Abth., nach dem Englischen von Kettel. (Gastrolle) Richard Wanderer: Hr. v. Rokowsky-Linden, vom königl. Hoftheater zu Dresden.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 228. Mittwoch, den 19. August 1846.

Marie.

Manuscript von M. R . . .

I.

In dem Salon des b. Gesandten in Wien versammelte sich vor einigen Jahren alle Donnerstage ein kleiner Cirkel von ungefähr zwölf Personen. Mit Ausnahme des Gesandten, der bereits über das erste Lüstre des Lebens hinaus war, und eines hochbetagten Arztes, bestand die Gesellschaft aus jungen Leuten beiderlei Geschlechts, und die Seele derselben war die Hausfrau, voll Geist und Gemüth, die mit jenem Zauber herzlicher und seelenvoller Weiblichkeit ihr Haus ihren näheren Umgebungen und Bekannten zu dem angenehmsten der Residenz zu machen wußte. Ihre einzige Tochter Antonie, ein blühendes, reizendes Mädchen von achtzehn Jahren, vereinte den ganzen Zauber der mütterlichen Augenden mit dem schalkhaften Frohsinn und der frischen Lebendigkeit eines reinen jugendlichen Gemüthes, und trug durch den reichen Schatz ihres ausgebildeten Talentes nicht wenig zu dem Vergnügen des kleinen Kreises bei.

Wer in großen Städten gelebt hat, der weiß, wie innig man sich in der faden Oberflächlichkeit des gesellschaftlichen Lebens nach einem Kreise sehnt, in dem man sich von dem erbärmlichen Nichts einer gewöhnlichen Salonsconversation erhoben und gleich dem Wanderer in der Wüste, aus einem gleichsam geistigen Quell für den öden und beschwerlichen Weg Stärkung suchen kann. Die ernsteren und heiligeren Interessen des Lebens wollen für den, dem Geist und Herz am rechten Flecke sitzen, nicht brach und todt liegen bleiben, sondern ihre Besprechung ist ein Bedürfniß, das durch lange Entbehrung erst recht fühlbar gemacht wird. Kurz, man will, wenn man einen so guten Theil seiner Zeit der Gesellschaft zu opfern gezwungen ist, doch auch hie und da eine Stunde für sich haben, die man im Kreise seiner Freunde dem Genusse ächter und besserer Freuden weihen kann.

In dieser Absicht hatte die Gesandtin den kleinen, vertrauten Kreis gebildet, der sich in ihrem Hause um sie versammelte, und diese Abende wurden immer genußreicher, je näher man sich, mit den gegenseitigen Ansichten bekannter geworden, trat, und je inniger sich auch durch deren Aehnlichkeit einzelne engere Verhältnisse gebildet hatten. Die Frauen nahmen an den ernsteren Gesprächen der Männer ihren redlichen Antheil, und wußten durch das nur ihrem Geschlechte eigenthümliche Talent bald denselben eine andere Wendung zu geben, sobald sie für einen Theil der Gesellschaft ermüdend werden konnten. Während die beiden älteren Herren aus dem reichen Schatze ihrer Erfahrungen und aus ihrem vielbewegten Leben der Gesellschaft den Tribut der Unterhaltung zollten, erzählten die jüngeren, von denen die meisten viel gereis't waren, von fernen Ländern und Sitten, auch wohl von einzelnen Reiseerlebnissen, und hatte man genug geplaudert, so griff man zur Musik oder zu einer im Momente gerade neuen Literaturerscheinung, und die Kritik über dieselbe brachte bald wieder auf eine andere Weise neue Bewegung in den kleinen Kreis.

In diesen Cirkel war seit zwei Monaten durch den älteren Arzt auch ein junger Kollege eingeführt worden, der mit Empfehlungen aus Paris an den ersteren versehen, um seiner Bildung, seiner reichen Lebenserfahrungen willen ihm eine günstige Acquisition für diesen erschien. Der Gesandte und seine Frau hatten ihn auf die Gewährschaft ihres alten Freundes mit der ihnen eigenen Herzlichkeit und Leutseligkeit empfangen, und bald war Doktor Walther ein Glied des kleinen Kreises geworden, wenn er auch, — offen gesagt — bei seiner ernsten Schweigsamkeit nicht viel zur Unterhaltung desselben beitrug. Der junge Arzt war überhaupt eine eigene, wenn auch nicht uninteressante Erscheinung. Schlank und von hohem Wuchse erhöhte sein stets ganz schwarzer Anzug, der bis zum Halse fest zugeknöpfte Rock die Blässe seines Gesichtes noch mehr, und ein tiefer Schmerz lag in seinen Zügen. Stürme mußten schon früh sein Lebensschiff umtobt und den Frieden seines Herzens vernichtet haben. Daß dieses Herz ein glühendes war, war bald Allen klar; denn, geschah dieses auch selten, so hatte der Doktor sich doch ein paarmal hinreißen lassen, bei einem interessanten Gegenstande mit glühender Begeisterung das Wort zu ergreifen und in seinen Ansichten die ganze Tiefe eines reichen, wenn auch verletzten Gefühls an den Tag gelegt. Eben so hatte er sich oft am Flügel verrathen; denn seit er, als der junge Mann, der Antonien stets bei ihrem Gesange begleitete, eines Abends sich hatte entschuldigen lassen, das Fräulein gebeten hatte, dessen Parthie übernehmen zu dürfen, wobei er sich als tüchtiger Musiker gezeigt, war er oft ersucht worden, die Gesellschaft durch sein Spiel zu unterhalten, und unterzog sich diesem Wunsche stets mit der größten Ungezwungenheit. Setzte er sich zum Instrumente, so zeigte er anfangs nur den gewandten und desselben vollkommen Meister gewordenen Künstler, bald aber ging er in unheimlichen, schneidenden Dissonanzen, die die ganze Zerrissenheit seines Herzens und einen unheilbaren Schmerz verriethen, zu dem weichsten, seelenvollsten Adagio über, und wenn dann seine Töne immer leiser und leiser verklangen, sprang er plötzlich erschöpft vom Klavier auf, hatte sich jedoch mit der ihm eigenen Kraft wieder schnell gefaßt, während der weibliche Theil seiner Zuhörer gewöhnlich noch die Thränen, die er ihnen entlockt, trocknete.

Gegen die Gesandtin und die beiden älteren Herren zeigte er in seinem Benehmen stets jene herzliche und zuvorkommende Ehrfurcht, die jungen Leuten im Verhältnisse zu Personen von reiferen Jahren so gut steht, gegen die jüngeren Männer der Gesellschaft war sein Benehmen würdig und freundlich, wenn auch zurückhaltend, gegen die Damen zuvorkommend — wir möchten fast sagen „chevaleresk" — und ohne jene fade, häßliche Galanterie, die leider heutzutage ein Typus der modernen Jugend geworden,

wie ohne jene noch erbärmlichere, selbstgefällige Arroganz, die in dem Benehmen vieler unserer jungen Leute den steten Wahn erkennen läßt, daß das cäsarianische „Veni, vidi, vici“ nach ihrer eigenen Ansicht auf sie eine gerechte Anwendung finde.

Uebrigens wußte man von dem Leben des Doktors nur so viel, daß er aus guter Familie stammte, ein ziemliches Vermögen besaß und nach großen Reisen sich für eine Zeit lang Wien zum Aufenthalt gewählt habe. Er selbst sprach nie über seine Vergangenheit, noch über seine Pläne für die Zukunft, besuchte außer dem Hause des Gesandten keine andere Gesellschaft, und hatte auch keinen weiteren Umgang, als den mit seinem älteren Kollegen, für den er eine kindliche Neigung zu empfinden schien, die sich in seinem ganzen Benehmen gegen denselben offen aussprach, und die der alte Herr durch seinen liebevollen und würdigen Charakter eben so verdiente, als er sie herzlich erwiederte.

An einem stürmischen Februartage hatte sich der kleine Cirkel früher als gewöhnlich um den Theetisch versammelt, kein Glied desselben, außer der Doktor, fehlte, ja Alle, selbst die, welche gewöhnlich die letzten waren, hatten sich heu'e zur rechten Zeit eingefunden. Eine gespannte sichtliche Erregung hielt den ganzen Kreis befangen.

„Unser Doktor läßt sich heute erwarten; das ist seltsam! Er pflegt gewöhnlich nicht der Letzte zu seyn,“ wandte sich die Gesandtin zu ihren Gästen.

„Verzeihung, gnädige Frau,“ entgegnete der alte Arzt; „aber ich glaube, die Schuld liegt mehr an uns, als an meinem jungen Kollegen. Wir Alle haben uns heute etwas früher eingefunden, und ich für meinen Theil gestehe recht gerne, daß der Grund darin liegt, weil die Reihe des Erzählens heute meinen Schützling trifft, und wir vielleicht etwas hören werden, was über seine Leiden uns einige Aufklärung giebt.“

„Das begreife ich, lieber Doktor,“ sagte Antonie. „Walther spricht gewiß nie von sich selbst, obgleich ich — aufrichtig gestanden — ihm nicht böse werden würde, wollte er den düsteren Schleier, den er über seine Wunden legt, etwas heben. Vielleicht,“ fügte sie hinzu, „könnten wir ihm helfen, ihn . . .“

Der Eintritt Walther's unterbrach hier den Ausdruck von Antoniens Theilnahme, die erröthend nach leichtem Gruß an ein Nebentischchen trat, um den Thee, wie immer, eigenhändig zu bereiten.

Der Doktor begrüßte ehrerbietig die Hausfrau, und nachdem er für den freundlichen Willkomm, mit dem Alle ihn empfingen, herzlich gedankt, nahm er wie gewöhnlich seinen Platz neben seinem älteren Freunde ein, während der Stuhl zu seiner Rechten für Antonie frei blieb. Allen war seine ungewöhnliche Blässe aufgefallen, und sein Kollege fragte ihn theilnehmend, ob ihm doch nichts Unangenehmes begegnet sey?

„Bald wird mein Geschick sich erfüllen,“ entgegnete Walther noch mehr erblassend, faßte sich aber schnell wieder, und fuhr mit leiser Stimme fort: „Was kann mir Unangenehmeres begegnen, als aus diesem Kreise scheiden zu müssen, dem ich so viele, ja die einzigen Freuden meines jetzigen Lebens verdanke? Ein Brief, den ich vor wenigen Stunden erhielt, zwingt mich, die Residenz noch in dieser Nacht zu verlassen; doch konnte ich meinem Herzen die Freude nicht versagen, die letzten Stunden meines Hierseyns in Ihrem Kreise zu verleben und Ihnen Allen aus vollem Herzen noch zum Abschied die Hand zu drücken.

Man sah, daß die unerwartete Eröffnung des Doktors Alle schmerzlich ergriff; denn Alle hatten den stillen, bleichen Freund liebgewonnen. So wurden ihm denn die herzlichsten Beweise von Theilnahme, für die er mit schmerzlichem Lächeln dankte.

„Wie sehr werden wir ein so liebes Glied unseres Kreises vermissen, lieber Walther“, sagte die Gesandtin nach kurzem Schweigen. „Und werden wir Sie bald wieder sehen?“

„Ich darf nicht hoffen, gnädige Frau, diesen auch mir so lieben Wunsch erfüllt zu sehen“, erwiederte Walther tief ergriffen. „Ich scheide für lange, wo nicht für immer. Darum erlauben Sie mir“, fuhr er ruhiger fort, „heute die Verpflichtung einzulösen, die mir der Reihe nach als Erzähler zukommt. Vergeben Sie mir, wenn ich gezwungen bin, persönlich in meiner Geschichte in einige Berührung zu treten; aber da es mir ein Bedürfniß ist, in Ihrer freundlichen Erinnerung eine kleine Stelle einzunehmen, so habe ich gerade diese Geschichte gewählt, weil sie vielleicht später, wenn ich längst nicht mehr unter Ihnen bin, Ihnen Licht und Aufklärung über mein Geschick zu geben vermag, und weil ich gewiß bin, daß Ihre gütige Theilnahme für mich hierin nur ein Motiv der Dankbarkeit sieht, die ich Ihnen stets weihen werde, sowie meiner Liebe und meines Schmerzes, Sie verlassen zu müssen.“

Nachdem man in sichtlicher Hast und Aufregung den Thee eingenommen, nahm Antonie mit freundlichem Gruße wie gewöhnlich, nur ernster, Platz neben Walther, und der kleine Kreis reihte sich dichter um den Erzähler, der mit bewegter Stimme begann.

(Fortsetzung folgt.)

Idomeneo.

Da der Genuß dieser grandiosen Oper Mozart's, womit eigentlich seine dramatische Epoche begann, auf hiesiger Bühne zu erwarten steht, so ermangeln wir nicht, unsern Lesern einige vorbereitende Notizen darüber zu geben.

Der bairische Hof hat das Verdienst, den Impuls zu diesem Meisterwerk gegeben zu haben, denn im Auftrage des damaligen Kurfürsten Carl Theodor, eine Opera seria für den Carneval 1781 in München zu schreiben, reis'te der 25jährige Mozart am 6. Nov. 1780 von Salzburg, seiner Vaterstadt, (allwo er Hof- und Dom-Organist war) ab, um in München die Oper am 20. Januar des darauf folgenden Jahres in Scene zu setzen.

Den Idomeneo also, wozu ihm der Abbate Varesco den Text dichtete, begann Mozart 1780 in Salzburg, nicht aber in München, wie Biographen berichten. Nach München brachte er die beiden ersten Akte größtentheils fertig, schrieb dort den dritten, und nahm nach manchen ärgerlichen Erfahrungen mit den Münchner Sängern, die, obgleich enthusiastisch für die Composition eingenommen, dem erhabenen Schwunge derselben dennoch nicht folgen konnten, dort nur noch Correcturen und Abkürzungen damit vor. Das Original mag mithin von den Partituren und Klavierauszügen, die wir jetzt noch von Idomeneo besitzen, sehr verschieden seyn.

Wenn man bedenkt, daß unausgesetzt fast zwei Monate lang täglich Proben unter der Leitung Mozart's stattfanden, und daß dabei eigentliche und selbstständige Recitativproben eingerichtet waren, so kann man sich einen Begriff von der Pietät machen, womit geachtete Werke damals einstudirt wurden. Diesen Proben wohnten dann gewöhnlich die ersten Männer des Hofes bei, unter diesen die Grafen Seeau und Seinsheim, und zuweilen selbst der Kurfürst.

Da die Vorstellung von Tag zu Tag verschoben werden mußte — denn hierin haben sich die Zeiten nicht geändert —, so fand die Hauptprobe erst am 27. Januar statt. (Zufällig an Mozart's Geburtstag.) Mozart selbst schreibt darüber vom 11. Jan. 1781 an seinen Vater: „Ich bin zwar froh, so kann man noch öfter probiren und mit mehr Bedachtsamkeit“, und ferner: „Ich habe nebst vielen andern kleinen Streitigkeiten einen starken Zank mit dem Grafen Seeau wegen den Posaunen gehabt — ich heiße es einen starken Streit, weil ich mit ihm habe müssen grob seyn, sonst wäre ich mit ihm nicht ausgekommen.“ Den 26. Januar trafen Mozart's Vater und Schwester von Salzburg ein, um Zeugen des unbeschreiblichen Beifalls zu seyn, der die wiederholten

Aufführungen des Idomeneo krönte. Eben so hatte diese Oper eine Menge seiner Landsleute und viele Musikfreunde aus der Umgegend herbeigelockt, und jeder Tag, an welchem Idomeneo wiederholt wurde, brachte dem jugendlichen Meister neue Triumphe. Die erste Aufführung geschah am 29. Januar 1781, und wurde, wir begreiflich, mit einem Enthusiasmus aufgenommen, der sogar die Kabale — denn auch hier bleibt sich die Zeit gleich — verstummen machte.

Abbate Varesco hat seinen Stoff aus der Iliade, und den Zeitabschnitt gewählt, in welchem Idomeneus, der kretische Fürst, auf seiner Flucht von Kreta bei einem Sturm auf dem Meere gelobte, den ersten ihm Begegnenden zu opfern, wenn seine Genossen Kreta glücklich erreichen würden, und dieser Erste war sein eigener Sohn.

Die Musik Mozart's zeichnet sich eben so durch Erhabenheit der Idee und des Styls, wie durch antike Charakterzeichnung und kunstreiche prächtige Instrumentirung aus, und er scheint nur deßhalb seine früheren Werke (unter diesen acht vollständige Opern) geschrieben zu haben, um sich für seinen Idomeneo vorzubereiten, der gleichsam die Brücke zu dem romantischen Lande seiner späteren Schöpfungen bildet. Der Ruhm des Idomeneo war die Ursache, daß Mozart nach Wien berufen wurde, woselbst er blieb, und die Reihe seiner späteren Opern, allen uns bekannt, mit der „Entführung aus dem Serail" begann.

Mag die scenische Form des Idomeneo unserm Geschmack entrückt seyn, die Musik wird nie veralten. Um aber auch jenen Anforderungen entgegen zu kommen, hat der Kapellmeister Franz Lachner die anerkannt zweckmäßigsten Veränderungen vorgenommen, und diese Oper vor kurzer Zeit mit großen Erfolgen in München wieder auf die Bühne gebracht.

In dieser Gestaltung wird sie nun auch auf unserer Bühne erscheinen, und es ist von Seiten der Frankfurter Theater-Direktion als ein Zeichen der Achtung für unsern Geschmack zu würdigen, daß sie neben den Erzeugnissen der modernen Literatur uns auch mit einer Reliquie der älteren überrascht. ***

Mannichfaltigkeiten.

Ein Londoner Blatt erzählt folgende ergötzliche Anekdote: Ein Mäßigkeitsverein zu London sandte vor einigen Tagen zwei seiner Mitglieder an den Prinzen Albert, um denselben zu ersuchen, das Patronat ihres Vereins zu übernehmen. Als die beiden Abgesandten im Buckingham-Palast eintrafen, war der Prinz gerade von einem Spazierritte zurückgekehrt und hatte sich eine Collation auftragen lassen, an welcher ein Dutzend Gäste Theil nahmen. Der Gemahl der Königin, benachrichtet, daß zwei Herren Audienz zu erhalten wünschten, befahl, sie auf der Stelle vorzulassen. Die Abgeordneten traten ein; ohne ihnen Zeit zu lassen, den Zweck ihres Besuches aus einander zu setzen, bot ihnen der Prinz ein Glas Xereswein an. Da sie Miene machten, ihn auszuschlagen, flüsterte ihnen ein Kammerherr zu, daß dies den Anstand verletzen heiße und, da der Prinz mit eigner Hand die Gläser gefüllt habe, eine Weigerung eine beispiellose Unart und eine grobe Beleidigung seyn würde. Die Abgeordneten wollten eine triftige Entschuldigung geltend machen, die elegante Phrase jedoch, welche einer von ihnen zu drechseln im Begriff stand, wurde vom Prinzen mit den Worten unterbrochen: „Meine Herren, die Gesundheit unserer vielgeliebten Königin!" — „Jeder gute Britte stürbe lieber, als daß er diesen Toast ausschlüge", rief ein Adjudant, voll Begeisterung sein Glas in die Höhe haltend. Jetzt galt kein Schwanken, einer jener unvorhergesehenen tyrannischen Umstände war eingetreten, eine jener gebieterischen Nothwendigkeiten, vor denen die strengsten Grundsätze sich beugen müssen. Die beiden Gesandten ergaben sich drein, die Vorschriften der Mäßigkeit zu verletzen, um den Prinzen nicht unwillig zu machen; der Erfolg ihres Besuches hing vielleicht davon ab. Das Glas wurde geleert; jetzt ergriff der enthusiastische Adjutant ein Glas Champagner und brachte die Gesundheit des erlauchten Gemahls der Königin aus. Der erste Schritt war gethan, einem Rückfalle war nicht zu entgehen; überdies wurden die Vorschriften des Vereins durch zwei Glas Wein nicht mehr übertreten, als durch ein einziges. Der Champagner wurde getrunken. Jetzt waren alle Skrupel weggespült; entschlossen fuhren die Abgesandten fort, die Probe zu bestehen, schon fühlte sich einer von ihnen zu einem Toaste auf die erhabenen Sprossen der Königin und des Prinzen begeistert; der Andere fügte hinzu: „Möge diese Nachkommenschaft bereinst noch zehn Mal zahlreicher seyn!" — „Sie haben gut reden", rief Prinz Albert. — Als die Toaste erschöpft waren, mochte den beiden Deputirten der Zweck ihres Besuches dunkel vorschweben, denselben in Worte zu kleiden vermochten sie nicht mehr; ein Wagen brachte sie in ihren Clubb zurück. Der Mäßigkeitsverein war im Berathungssaale versammelt, der Rückkehr seiner Gesandten harrend. Sie erschienen, schwankenden Trittes treten sie in die Sitzung, die Blicke funkeln, das Gesicht trägt die gesättigten Tinten des Purpurs; einige stammelnde Worte ohne Zusammenhang und — nur einem Abgeordneten gelang es, sich schwerfällig auf einen Stuhl niederzulassen. Das jähe Staunen der Versammlung und die Heiterkeit des Prinzen Albert, der erst später erfuhr, daß er Mitglieder des Mäßigkeitsvereins verführt habe, mag man sich denken.

Die „Gazette du Simpl." berichtet aus Wallis, daß in Folge der ungeheuren Hitze, welche den Schnee in den Hochgebirgen schmelzt, die Rhone von neuem aus ihrem Bett ausgetreten. In der Rhoneebene stehen tausend Jucharten Landes unter Wasser. Auf den Spitzen des Montblanc ist der Felsen nackt, auf welchem das Eis seit langen Jahren nie verschwunden war.

In Wolffenbüttel hat man die Nacht zum 6. d. sehr unruhig zugebracht, es hieß: in Braunschweig sey eine Revolution ausgebrochen; selbst die Behörde ergriff im Stillen Maßregeln zur Aufrechthaltung der Ordnung. Am Morgen klärte sich die Sache auf: ein Braunschweiger Gartenkonzert mit Schlachtmusik und obligaten Kanonenschlägen hatte die Fama auf ihrem Weg nach Wolffenbüttel zu einer Pariser Emeute vergrößert.

Als in einem kleinen Theater, sowohl oben im Paradies, als unten im Parterre Lärm entstanden war, rief der Direktor: „Ich bitte um Ruhe, wie im Himmel also auch auf Erden!"

Warum beschäftigen sich die Philosophen mehr mit dem künftigen Leben, als mit dem irdischen? Weil der Mensch immer mehr hofft, als er erreichen kann. — Warum war König Pharao nicht verheirathet? Weil er an den zehn Plagen schon genug hatte.

(Berlin, 7. August.) Das heutige Potsdamer Wochenblatt macht zur Warnung bekannt: Die Zollbehörden haben in einem britischen Hafen zwei Ballen Tuch einer preußischen Handlung mit Beschlag belegt, weil auf den daran befindlichen Etiquetten, außer dem englischen Worte: „superfine", auch noch der Beisatz „London" befindlich war. Der englischen Sprache möge man sich immer bedienen, nur nicht solcher Bezeichnungen, welche den Waaren den Anschein britischen Ursprungs geben.

Auf dem Pariser Victualienmarkt sind mehrere Tausend Kilogramme frische Butter zu Grunde gegangen, indem die Hitze dieselbe zu Oel schmolz, welches in breiten Strömen aus den Fässern floß. (?)

(Widersprüche in gesellschaftlichen Verhältnissen.) Die Widersprüche in manchen gesellschaftlichen Verhältnissen sind oft auffallend, die Mode aber hat sie sanctionirt. Ein Knabe, ein Mädchen, die von Eltern und Erzieherin für geringfügige, kaum zweideutige Worte Verweis und Strafe erhalten, hören und sehen täglich unanständige Dinge von Bedienungen, Gespielinnen u. s. w. Ein Mädchen, dem die Mutter unter dem Caffeetisch die Fußzehen wund tritt, weil sie mit dem Lieutenant N. N. scherzhafte Worte wechselt, liest im einsamen Zimmer die Memoiren des Herzogs von Richelieu, die Romane von Eugen Sue, Jules Janin und Meliné; Frauen, die sittsam erröthen, wenn der Arzt ihren Puls fühlt, oder sich nach ihren Gesundheitsumständen erkundigt, geben sich Rendezvous mit einzelnen Auserwählten. Männer, die vor Eifersucht erblassen, wenn ein Anderer ihre Frau zu Tische führt, stehen triumphirend und innerlich beglückt, wenn die Gattin im Ballsaal von Arm zu Arm im wilden Walzer dahintaumelt. Woher diese Widersprüche?

In Paris dürfen die Schauspieler nach dem neuen Reglement für die Theater nicht ausgepfiffen werden, während es in der Provinz, wo das Verbot nicht in die Theatergesetze einregistrirt ist, für nicht straffällig erachtet wird. So urtheilte der Pariser Cassationshof zu Paris.

(Berlin, 12. August.) Am vorigen Sonntag Morgen feierten die Zöglinge und Freunde der Pfuel'schen Schwimmanstalt ihr Jahresfest durch eine heitere Masken-Schwimmfahrt, von dem Oberbaum bis zur Pfuel'schen Anstalt. Den Kern der fröhlichen Veranstaltung bildete eine Parodie der in den öffentlichen Blättern mehrfach besprochenen unglücklichen Eisenbahnfahrt der Freunde mit dem Hut nach Köpenick. Eine große Fahne mit bezüglicher Inschrift belehrte über den nachfolgenden Troß. Da erblickte man die verrätherische Locomotive, die Herren und Damen, welche in jener Nacht zum unfreiwilligen Bivouac gezwungen wurden, ganze Colonnen Herren und Damen in Nachtjacken und Schlafmützen x. Nebenbei erschienen aber auch noch mehrere andere stattliche Masken, unter denen wir besonders den Neptun mit seinem Dreizack und den Mephistopheles, den Feuergott in seinem rothen Habit mitten im Wasser, hervorheben müssen. Um die Schwimmfahrt zum Corso zu machen, fehlte es nicht an Blumen und Blumensträußchen, welche von den zahllosen Gondeln, die den Zug geleiteten, zu den rüstigen Schwimmern hinüberflogen und von diesen beantwortet wurden. Trotz des starken Gewitterregens vor dem Anfang der Fahrt, hatte sich doch eine außerordentliche Zahl von Zuschauern auf den Brücken x. eingefunden und mit lautem Hurrahruf wurden die sämmtlichen, wie die einzelnen Leistungen der Schwimmer begrüßt, namentlich der kecke Zug der Matrosen, denen das Wasser das heimische Element zu seyn schien. Der fröhlichen Schwimmfahrt, welche über eine Stunde dauerte und kein Unfall trübte, folgte ein heiteres Frühstück.

Frankfurter Theater.

Einige Schauspiel-Novitäten hatten wir in der letzten Woche zu sehen Gelegenheit. Die Posse von L. Angely: „Der Dachdecker" ist eine von den zahlreichen Arbeiten des bekannten Verfassers, über welche die Kritik sich längst dahin vereinigt hat, daß sie der deutschen Bühne keine Bereicherung gebracht, aber dem laufenden Bedarf der Repertoire manchen Vorschub geleistet und der Schaulust des nicht literarisch gebildeten Publikums genügt haben. Der Dachdecker ist eine in ihrem Genre recht artige und bei guter Darstellung amusante Kleinigkeit. In dieser, wie in Albini's: „Endlich hat er es doch gut gemacht", beschloß der Komiker Koch vom Kasseler Hoftheater sein sehr beifällig aufgenommenes Gastspiel. Hr. Koch ist ein wackerer Komiker, dessen unverkünsteltes, lebendiges und bühnengewandtes Spiel Anerkennung verdient, die ihm auch nicht vorenthalten wurde. — Albini hat durch die beliebteren seiner Stücke, wie „Kunst und Natur", „Frauenliebe", „die gefährliche Tante" und „Endlich hat er es doch gut gemacht", in der sogenannten Theaterwelt einen Namen von gutem Klang erworben; seine Stücke sind auf allen Bühnen gerne gesehen und werden sich auch noch lange erhalten, da sie zu denen nicht verwerflichen Productionen mittleren Werthes gehören. — In neuer Einstudierung gab man Goethe's „Geschwister", eine von den vielen kleinen Arbeiten des großen Dichters. Ohne den gefeierten Namen würde das Stück vielleicht kaum noch genannt werden; denn obgleich die mitunter geistreiche Behandlung des Dialogs anzieht, so ist doch die Anlage des Ganzen weder kunstreich, noch die Charakteristik so natürlich, daß man nicht auch das Gegentheil davon sagen könnte. Das Motiv der Handlung, dem in den „Wahlverwandtschaften" verwandt, dürfte nicht Jedem zusagen und es ist gewiß gut, daß es von Andern nicht weiter benutzt worden. — Von Roderich Benedix sahen wir zum Erstenmal: „Der alte Magister", Schauspiel in vier Abtheilungen. Auch in diesem Stücke hat R. Benedix bewiesen, daß er zu erfinden und geschickt zusammen zu stellen weiß. Die Handlung fließt leicht und ungestört dahin und der Beschauer wird angenehm unterhalten. Bei der heutigen Armuth an dramatischer Production von Bedeutung müssen die Arbeiten dieses Verfassers, wenn auch nicht überschätzt, doch immerhin als dankenswerthe Gaben anerkannt werden. Bei der Darstellung der Titelrolle dieser Pieçe ist wohl zu vermeiden, daß der alte Magister in den beiden ersten Acten nicht allzu gutmüthig, schläfrig und stubenhockerig erscheine, da er in den letzten eine kräftigere Richtung zu repräsentiren hat. Wird hier nicht sehr einsichtsvoll vermittelt, so kann man die Komödie mit den Händen greifen und alle Illusion verschwindet. Hr. Reger hat unseres Bedünkens diese Klippe nicht sorgfältig genug umschifft und sein Magister der ersten Acte war zu treuherzig und weich gebacken gegen den der letzten; übrigens zweifeln wir nicht, daß ein so wackerer Darsteller wie Reger bei einer Wiederholung die rechte Mischung der Farben noch besser treffen wird Eine erste Aufführung bleibt in dieser Beziehung immer ein Versuch, nach welchem man erst sehen kann, wie sich Dies oder Jenes eigentlich ausnimmt. — Hrn. Weidner's Spieler war ein sehr consequent gehaltenes Charakterbild, dessen Darsteller den rechten Ton bereits so getroffen hat, daß er bei ferneren Wiederholungen keiner weiteren Abglättung bedarf. — Die beifällig aufgenommenen Darsteller der übrigen Rollen waren die Herren Hartig (Hauptmann Rönndorf), Grahn (Thuning), Nork (Rudolph) und Thomas (Baron Winter) und die Damen Meck (Frau Baumwiefer) und Retz (Marie). In der Scene (Act 1.), worin Mad. Meck ihre Stellung gegen den Magister zu rechtfertigen hat, spielte sie mit so viel Wahrheit und Wärme, daß sie den lautesten Beifall errang. — Die Aufnahme der Novität war entschieden günstig und diese ist ganz geeignet, nicht allzu anspruchsvollen Theaterbesuchern eine angenehme Unterhaltung zu bereiten. W.

Kunstnotiz.

Professor Becker hat wieder ein Galleriebild vollendet: Heimkehrende Schnitter, eine köstliche Frucht der letzten Jahre. Es wird in dieser Woche im Städel'schen Institut zu sehen seyn und da es nur wenige Tage ausgestellt bleiben kann, wird man es uns Dank wissen, einstweilen auf dasselbe aufmerksam gemacht zu haben.

Main-Wasserwärme: 18. August, Morgens, 8 Uhr: 17 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 18. August. Richard's Wanderleben, Lustspiel in 4 Abth., nach dem Englischen von Kettel. (Gastrolle) Richard Wanderer: Hr. v. Rokomsky-Linden, vom königl. Hoftheater zu Dresden.

Mittwoch, 19. August. Alessandro Stradella, Oper in 3 Abth., Musik von Flotow. (Gastrolle) Leonore: Fräul. Henr. v. Treffz, erste Sängerin vom k. k. priv. Theater an der Wien.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 229. Donnerstag, den 20. August 1846.

Marie.

Manuscript von M. N . . .

(Fortsetzung.)

II.

Erzählung des Doktors.

„Es sind nun etwa fünf Jahre, daß ich in Berlin meine medizinischen Studien beendete. Mit leichtem Herzen sagte ich dem akademischen Leben Valet; denn nach dem Wunsche meines Vaters sollte ich nun reisen, und in welchem jungen Manne liegt nicht der sehnsüchtige Wunsch, die Welt zu sehen, das Leben kennen zu lernen, das man sich mit allen Hoffnungen schmückt, die sich doch nie erfüllen. Nachdem ich wenige Wochen im elterlichen Hause auf den Lorbeeren meines Doktordiploms ausgeruht, verließ ich, mit Allem ausgestattet, was mütterliche Sorgfalt für den einzigen Sohn, den Liebling ihres Herzens, nur zu erdenken vermag, unter den heißesten Segenswünschen der Eltern die Heimath. Ich sehe sie noch vor mir, die theuren, ehrwürdigen Eltern, meinen guten Vater, wie er männlich die Thränen des Abschieds zu verbergen und die Mutter zu trösten suchte, die schluchzend den Sohn immer wieder auf's neue an's Herz drückte. Noch ein Mal lagen die Hände der Theuren vereint segnend auf meinem Haupte, noch eine lange innige Umarmung, noch einen Scheidekuß, — den letzten! Ich sah sie nie wieder! Bald nach meiner Abreise erlag mein Vater einer Verkältung, die er sich bei einem nächtlichen Krankenbesuche zugezogen, und bald folgte ihm die Mutter in das Grab."

Die Stimme des Erzählers war immer weicher und bewegter geworden. Jetzt schwieg er einen Augenblick, und eine große Thräne stahl sich aus seinem männlichen Auge. Alle theilten seine Rührung und ehrten seinen Schmerz.

Leise fuhr er fort: „So stand ich denn einsam und verlassen in der Welt, allein, — ein Fremdling! Was nützten mir nun alle Umstände, alle günstigen äußeren Verhältnisse, die mir erlaubt hatten, meine Reisesehnsucht zu befriedigen! Ich haßte sie; denn sie waren der Grund, daß ich nicht am Sterbebette der Geliebten stand, daß ich nicht ihren letzten Blick, nicht ihren letzten Segen empfing, nicht ihr gebrochenes Auge zuschließen durfte. O, wie gerne hätte ich auf alle Reisen verzichtet, wie gern Alles, mein ganzes Vermögen geopfert, hätte ich nur einen Blick, ein Wort der theuren Geschiedenen damit erkaufen, sie noch ein Mal in meine Arme schließen können! Was war nun aus allen diesen schönen Plänen geworden, wie jämmerlich, wie schnell hatten sie geendet! Damals concentrirte sich noch mein ganzes Leben, alle Bilder einer schönen Zukunft, die ich mir mit der Wärme jugendlicher Phantasie ausgedacht, in dem elterlichen Hause, im Kreise der Meinen. Wie schön hatte ich mir es gedacht, eines Abends in die Heimath zu kommen, die überraschten Eltern jubelnd in meine Arme zu schließen und dann mit ihnen, ihr Alter pflegend und erheiternd, in treuer Erfüllung der Berufspflicht zu leben. Und noch ein schöneres Bild stand glänzend im Hintergrunde meiner Seele. Eines Tages mußte ich ja das Ideal, das mir glühend im Herzen lebte, finden; dann wollte ich die Geliebte in die Arme der Eltern führen, damit sie die Tochter segnen, damit diese sie pflegen helfe. Wie schön mußten die langen Winterabende seyn, durchlebt an der Seite eines treuen Weibes, glücklicher Eltern, unter den Erinnerungen an das Gesehene und im Genusse der edelsten, reinsten Freuden! Ein Schlag hatte alle diese Hoffnungen vernichtet. Unglückseligerweise hatten mich die Briefe, die mir den Tod des Vaters künden sollten, verfehlt; sonst wäre ich doch noch rechtzeitig zurückgekehrt, um am Sterbebette der geliebten Mutter zu stehen, da sie in jenem Briefe mir geschrieben, daß sie, — vielleicht ihren nahen Tod ahnend — mich noch ein Mal zu sehen wünsche und meine Rückkehr erbitte. Als ich jenen Brief in Neapel empfing, eilte ich mit Courierpferden Tag und Nacht der Heimath zu; es war zu spät! Nichts blieb mir, als an den Gräbern der Geliebten zu beten und ihre Hügel mit den Thränen des bittersten Wehs zu bethauen. Nun jagte es mich fort aus der Heimath, die mir vorher so lieb war; mit den Eltern war mir jedes Glück in ihr erstorben. Ich ging nach London, von da nach Paris. Rastlos trieb mich mein Schmerz, der erste meines ganzen Lebens, durch die Welt. Bald lag das Leben klar vor meinen Blicken, meine Ideale schwanden nach und nach; desto tiefer fühlte ich den Verlust meiner innern Welt, die mit den Meinen begraben lag. Doch die Zeit mildert alle Schmerzen, besonders in den Jahren der Jugend, wo äußere Eindrücke so leicht auf das Gemüth wirken. Eines Tages, kurz nach meiner Ankunft in Paris, stand ich im Anschauen versunken und in den ernstesten Gedanken in der Kapelle St. Jerôme — an dem Sarge des Kaisers. Ich bin ein Deutscher mit Herz und Seele, ich würde, hätte ich in jenen Tagen gelebt, mit Freuden meinen Arm der deutschen Sache geliehen, mit Begeisterung für sie gestritten haben; aber trotzdem bin ich nicht fähig, mich jenem wahnsinnigen Hasse hinzugeben, der — besonders in einem Theile unseres Vaterlandes — noch immer sich an den Namen Napoleons knüpft. An dem Sarge des großen Todten, an diesem Sarge, der in seinem engen Raume den Beherrscher einer halben Welt umschloß, schien mir zum ersten Mal mein Schmerz unmännlich, ja kindisch, ich fühlte, daß ich mich ermannen, nach einem andern Ziele hinstreben müsse, der Kraft des Mannes würdig; leise Schauer, wie sie die Nähe von allem Großen, Heiligen, nur hervorrufen, zogen durch meine Seele, und mir selbst unbewußt — trat ein halblautes „Vive l'Empereur!" über meine Lippen. Mein Führer, ein alter, stelzfüßiger Invalide, vom Kaiser selbst mit dem eigenen Kreuze dekorirt, hatte den bekannten Klang der lieben Worte kaum vernommen, als auch von seinen Lippen ein schmerzerfülltes „Vive l'Empereur!" das meine wiederholte. Eine große Thräne rollte über seine eingefallenen

Wangen, und stumm, aber innig drückte er mir die Hand. Als ich mich umwandte, um die Kapelle zu verlassen, stieß ich an einen Herrn, der dicht hinter mir stand, und vergessend, daß ich in Frankreich sey, noch immer in Gedanken verloren, bat ich in deutscher Sprache um Vergebung. Der Fremde hatte sich gleichfalls nun zum Gehen gewandt, und erwiederte meine Entschuldigung im reinsten Deutsch und mit aller Artigkeit eines gebildeten Weltmannes. Im Auslande schließen sich die Landsleute leichter und inniger an einander, und wiewohl der Fremde noch verschlossener war, als ich selbst, hatte ich doch, da wir den Nachmittag zusammen zubrachten, von ihm erfahren, daß er, zwar ein Deutscher, doch in französische Dienste getreten sey und morgen nach Afrika abgehe, um den Feldzug dort mitzumachen. Nachdem wir die Gallerie des Louvre noch mit einander besehen, schieden wir wie Leute, die nachdem sie ein paar Stunden gemeinsam erlebt, sich vielleicht im Leben nie wieder sehen, höflich und — kalt.

Die Erscheinung des Fremden blieb mir lange im Gedächtniß. Nur von mittlerem Wuchse, lag doch Anstand und Kraft in jeder seiner Bewegungen; sein Gesicht war todtenbleich und eiskalt; nur um seinen Mund spielte ein mehr schmerzliches als höhnisches Lächeln und sein Auge war scharf und durchdringend, ohne unheimlich zu seyn. In seinem ganzen Wesen lag jener Zug, der jede unbescheidene Annäherung zurückweis't und deutlich verräth, daß der, der ihn an sich trägt, mit dem Leben, wie mit seinem Inneren abgeschlossen habe, daß aber das Facit dieser Rechnung für ihn selbst kein erfreuliches gewesen sey. Dennoch konnte der Fremde höchstens fünf bis sechsundzwanzig Jahre zählen, wiewohl sein Ernst ihn bei'm ersten Anblicke älter erscheinen ließ.

Ich hatte meine Zeit mit der Besichtigung der reichen Kunstschätze, die mich jedoch in meiner Stimmung gleichgültig ließen, und mit dem Besuche der Hospitäler und der für einen Arzt besonders interessanten Anstalten hingebracht, ohne jedoch mir selbst das rechte Leben, die rechte Theilnahme für Alles abgewinnen zu können. Seit jenem Tage am Sarge des Kaisers war eine merkwürdige Veränderung mit mir vorgegangen, ich suchte ein Ziel für meine Thätigkeit, und der Entschluß des Fremden, im französischen Dienste nach Afrika zu gehen, schien mir der Nachahmung würdig. Wie viel Gutes konnte ich in meinem Berufe als Arzt dort stiften, und vielleicht fand sich dort auch das verlorne Glück, der verlorne Friede wieder! So war ein halbes Jahr vergangen, das Loos hatte mich unterdessen vom heimischen Kriegsdienste freigesprochen, und ich stand unabhängig und frei da. Immer mächtiger wurde der frühere Plan in mir, und nach reifer Ueberlegung trat ich wirklich als Arzt, und ohne jeden Gehalt, in den französischen Dienst bei der Légion étrangère. Wußte ich auch, daß jene Abtheilung größtentheils aus Aventuriers und Deserteurs zusammengesetzt war, so sollten meine Dienste hauptsächlich meinen Landsleuten gehören, und überhaupt trieb mich die Anhänglichkeit an diese, unter denen gewiß auch mancher unverschuldet Unglücklichgewordener war, dazu, mir gerade die Verwendung bei dieser Abtheilung zu bedingen, was mir um so leichter gewährt wurde, als der gefährlichste und anstrengendste Dienst stets gern den Landeskindern abgenommen und den Fremden zugeschoben wurde.

Wenige Tage darauf hatte ich Alles geordnet und ging mit der Diligence nach Toulon, von wo uns ein französischer Dampfer schnell nach Algier hinüberbrachte. Ich übergehe hier alle topographischen Schilderungen, alle Begegnisse unseres unruhigen und beschwerlichen Lebens. Theils ist Ihnen Allen das Land und der ganze Krieg aus der Unzahl von guten und schlechten Schriften bekannt, die darüber erscheinen, theils ist unsere Zeit zu karg zugemessen, so daß es, wollte ich mich auf Nebendinge einlassen, kaum möglich wäre, meine Erzählung heute zu beendigen. In den ersten Monaten meines Aufenthaltes war es mir nicht möglich geworden, den Fremden wiederzufinden, um so weniger, als wir vergessen hatten, unsere Karten zu wechseln, so daß ich nicht ein Mal seinen Namen kannte. Als ich jedoch eines Tages von einem Spazierritte nach der Stadt zurückkehrte, rückte gerade eine Voltigeurkompagnie der Legion unter Hörnerklang in die Stadt. Der Kommandant derselben war — der Fremde. Augenblicklich erkannte ich ihn, obschon die afrikanische Sonne sein Gesicht gebräunt hatte, und eine noch nicht ganz vernarbte Hiebwunde quer über seine rechte Wange lief. Mit herzlicher Freude ritt ich auf ihn zu, und wenn auch der Ort nicht mehr als einen militärischen Händedruck und ein paar leichte Fragen über die Dauer seines Aufenthaltes in Algier erlaubte, so hatte mir der Capitain doch seinen Namen genannt, und versprochen, mich aufzusuchen.

(Fortsetzung folgt.)

Bunte Blätter.

(Von Wilh. Wagner.)

Kleine Mißverständnisse und Zwistigkeiten zwischen Freunden und Bekannten sollte man zu beseitigen suchen, damit sie nicht verderblich werden; denn sie gleichen jenen Schneeflocken, die sich auf Bergeshöhen loslösen und in ihrem Fortrollen zu Lawinen werden. Hat man einmal angefangen, einander zu mißtrauen und sich gegenseitig im nachtheiligen Lichte zu betrachten, so ist man geneigt, jedes Wort und jeden Schritt des Andern für verdächtig und feindselig zu halten, Alles durch die schwarze Brille zu betrachten, nur erschwerende Motive vorauszusetzen und jeder Einflüsterung oder Verläumdung ein williges Ohr zu leihen. Einen kleinen Riß im Kleide kann man noch ausbessern, aber unterläßt man dieses, so reißt er schnell weiter und bringt bald dem ganzen Kleide Verderben

---

Man hat Unrecht, die Erzeugnisse der Kunst mit dem Namen des Ueberflüssigen zu bezeichnen, denn sie gehören zum Nothwendigen und Nützlichen. Ohne die Kunst würden wir der Einwirkungen der edelsten Geister beraubt seyn und ihre schönsten Blüthen würden uns verloren gehen. Die Kunst erhält den Zusammenhang zwischen dem Himmlischen und Irdischen, und bewahrt dieses, daß es nicht versinke oder verflache. Nehmt dem Leben seine Ideale, und ihr habt ihm das Beste genommen, — nehmt der Welt die Schönheit, und es würde nichts mehr vorhanden seyn, was Eurer Liebe würdig wäre!

Ein französischer Schriftsteller nennt den Schlaf sehr richtig den täglichen kurzen Waffenstillstand unter den fortwährenden Kämpfen des lebenslänglichen Krieges.

Unsere Sympathie für Menschen, die wir kennen lernen, beruht häufiger in unserer Einbildung, als in unserm Herzen. Bei unserer Bekanntschaft sehen wir ein, daß wir uns getäuscht, und bei dem Andern Gedanken und Gefühle, Hoffnungen und Wünsche vorausgesetzt haben, die Jener gar nicht besitzt.

Man sollte seinen Kummer und seine Sorgen nur Wenigen mittheilen, da man gewiß seyn kann, nur selten wahre Theilnahme, aber desto öfter erheuchelte oder auch Schadenfreude zu finden.

Wenn man die Leidenschaften auf der Bühne dargestellt sieht, so beschuldigt man die Darsteller gewöhnlich der Uebertreibung. Häufig mögen sie, wir wollen es zugeben, ihre Farben etwas stark auftragen, um Effekt zu machen; dagegen aber ist es auch gewiß, daß hier starke Farben nöthig sind. Rivarol hat gesagt, die Leidenschaft sey die erste und gewaltigste Schauspielerin der Welt. Sie liebt und haßt gleich heftig, lacht und weint laut; sie thut nichts halb; sie schmeichelt und wüthet, nimmt dem Einen das Leben und verschont es dem Andern; Schwierigkeiten reizen sie,

aber hemmen ihren Lauf nicht; sie ist bald Königin, bald Sklavin, bald großmüthig, bald rachedürstig; sie ist bald pathetisch, bald sentimental, erhebt bald gewaltig die Stimme und spricht bald kaum vernehmbar; sie springt von einem Extrem zum andern und kennt die Ruhepunkte der Kunst nicht. Die Leidenschaft spielt alle Rollen, und ihr Ausdruck ist ein so mannichfaltiger, daß es schwer seyn dürfte, ihn genau zu bestimmen und ihm feste Gränzen anzuweisen.

Der alte Cato bewies, daß er Welt und Menschen kannte, indem er von dem Grundsatze ausging, daß man diesen nicht oft genug wiederholen könnte, was man von ihnen gethan zu haben wünsche. Darum, weil er die Zerstörung Carthago's für nothwendig hielt, schloß er seine Reden mit der denkwürdigen Ermahnung seines bekannten: „Ego autem censeo Carthaginem esse delendam.“ So haben es Viele gehalten, die zum Ziele gelangen wollten, und so dürfen wir auch heute noch nicht müde werden, zu wiederholen und zu ermahnen, wo's wichtige Angelegenheiten gilt und wo eine zur Reife gelangte Idee in's Leben geführet werden soll. Eine solche Angelegenheit ist die der freieren Bewegung in Staat und Kirche, und unter den Mitteln zu ihrer Erreichung nimmt die Preßfreiheit die erste Stelle ein. So viele Männer schon für sie gesprochen und gewirkt haben, so müssen wir nichts desto weniger von neuem einen Jeden freudig begrüßen, der für sie in die Schranken tritt, sey es mit mächtiger oder nur mit schwacher Kraft, sey es mit donnernder oder mit milder Rede, sey es mit der ruhigen Besonnenheit logischer Beweisgründe oder mit dem glühenden Eifer hinreißender Beredtsamkeit, sey es auf der Rednerbühne oder durch die Druckerpresse, sey es in gelehrter Abhandlung oder in poetischer Form, sey es gegenüber der begeisterten Jugend oder vor Denen, welchen die Leitung des Staates anvertraut ist. Die Völker sind einer freieren Bewegung bedürftig geworden, und man wird ihnen endlich gewähren müssen, was der Zeitgeist gebieterisch fordert. Sollte das freie Wort so gefährlich seyn, wie seine Gegner glauben? Ist in geselligen Kreisen und im bürgerlichen Verkehr der Austausch von Gedanken und Meinungen doch ganz ungefährlich, und zügelt doch hier der Besonnene den Unbesonnenen, warum nicht auch im Staate? Sind doch Meinungen keine tödtlichen Geschosse und steht der einen, wenn sie zerstören wollte, immer eine andere entgegen, die zu erhalten sucht! Handlungen können mehr schaden als Worte, und doch werden die ungesetzmäßigen Handlungen der Ruhe und Ordnung des Staates nicht verderblich, da Derjenige der Strafe des Gesetzes verfällt, welcher Unrecht thut. Bei freier Presse ist es nicht anders, und wer sie mißbraucht, den ereilt die Strafe. Was die Erfahrung ganzer Völker, was die gesunde Vernunft, was die Natur der Sache beweis't, das sollte man nicht länger in Abrede stellen, und nicht länger sollte man versuchen, durch die Herzählung möglicher Mißbräuche den reichen und großen Gewinn des guten Gebrauches verdächtigen zu wollen. Darum nochmals, Dank und Ehre allen Denen, welche für das Palladium der Gedankenfreiheit in die Schranken treten und ihre Reden mit dem Wahlspruch Cato's schließen: „Ego autem censeo Carthaginem esse delendam.“

Klopstock und sein Verleger.

Der Sänger der Messiade, Klopstock, begann sein unvergängliches Werk zu einer Zeit, wo die Verleger ihre Autoren — man könnte sagen schimpflich bezahlten. Klopstock erhielt für den gedruckten Bogen seiner Messiade von dem Buchhändler Hemmerde zu Halle Anfangs nur zwei Thaler und da das Werk allgemein gelesen wurde — endlich einen Dukaten. Der damalige Philosoph und Professor Meier zu Halle, dessen Kritik der Messiade so ganz für den Werth des großen Dichters entschied, fand jenes Honorar so sehr geringfügig, daß er den Verleger, welcher dadurch Tausende gewann, mehrmals zu einer ehrenvollen Bezahlung anspornte. Hemmerde blieb stumm und unentschlossen, bis zufälliger Weise Klopstock, als die Messiade von neuem aufgelegt wurde, nach Halle kam und seinen Verleger besuchte. Jetzt erwachte in Hemmerde auf einmal ein Funke von Dank und Ehrgefühl. Er wollte seinen berühmten Autor nicht ohne Geschenke abreisen lassen. Er schickte ihm einen Schneider zu, und dieser nahm an dem Dichter das Maß zu Rock, Weste und Beinkleidern. Klopstock hielt dies für einen Scherz oder für ein Mißverständniß, aber nach ein paar Tagen wurde ihm wirklich ein stattliches, mit breiten Tressen besetztes Kleid von Hemmerde zugesendt, welchen Kleidungsstücken Letzterer noch einen gleichfalls mit Tressen besetzten Hut beigefügt hatte. Klopstock's Gutmüthigkeit wollte diese Geschenke nicht ausschlagen; Hemmerde wollte aber doch auch zugleich dem Publikum zeigen, wie liberal er sich gegen seinen Autor benommen habe und ruhete nicht eher, bis Klopstock einwilligte und in seinem Tressenkleide seinen Verleger am hellen Tage über den Marktplatz und mehrere volkreiche Straßen begleitete, um Besuche bei mehreren Professoren abzustatten.

Mannichfaltigkeiten.

(Washington.) Bei der Besprechung des Taylorischen Siegs über die Mexikaner kam es im Repräsentantenhause zu folgendem scherzhaften Zwischenfall. Hr. Johnson aus Tennessee: Ich verlange wegen eines persönlichen Faktums das Wort. Hr. Davis aus Mississippi hat erklärt, daß ein Schmied oder Schneider die Siege am Rio Grande nicht auch eben so gut hätte erringen können, als ein Taktiker. Ich gehöre zu den bezeichneten Klassen, zu der Klasse der Schneider. Hr. Davis aus Mississippi: Erlauben Sie. Ich habe bloß sagen wollen, daß die Kriegskunst erlernt seyn wolle, und sonach ein Schmied oder Schneider jenen Sieg eben so wenig errungen haben würde, als ein Advokat oder Doktor. Damit habe ich jedoch keinen mißliebigen Unterschiede aufstellen wollen. Hr. Johnson: Mit der Behauptung, daß weder ein Schmied noch ein Schneider jene Siege hätte erringen können, ist so viel gesagt, als: alle Andere, nur nicht diese, hätten es gekonnt. Dagegen protestirte ich. Sonst sagt man, man braucht neun Schneider, um einen Mann zu machen. Heutzutage braucht man neun Mann, um einen Schneider zu machen. (Beifall.) General Taylor (zu deutsch Schneider) kann eben so gut ein Schneider seyn, als heißen. Und wenn er es ist, so versteht er darum die Kriegskunst nicht minder. Auch Adam war Schneider, als er Feigenblätter zusammen nähte, und viele andere Helden, Staatsmänner und Philosophen des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit.

(Romantischer Aufenthalt.) Auf dem Felsengebirge, der englischen Stadt Hastings gegenüber, hat ein Irländer vor kurzem eine Wohnung der romantischsten Art gebaut. An einer Stelle des Berges, an der die Felsenmassen mehr als 100 Schuh über dem Meere hervorragen, springt noch insbesondere eine kleine Steinmasse so hervor, daß sie durch einen schmalen Pfad mit dem übrigen Gestein zusammenhängt. Auf diesem von drohenden Klippen und Felsen abermals überragten Punkte baute sich nun der Irländer eine gewölbte Hütte, die er sammt Weib und Kind bewohnt, sich aus der Zucht von Kaninchen und Meerschweinchen und zum Theile aus den Gaben neugieriger Besucher ernährend. Nicht selten bringen Maler ganze Tage daselbst zu, um alle Punkte dieser ungewöhnlichen Eremitage abzuzeichnen.

Im „Telegraphen für Deutschland“ bringt Hr. G. Schirges eine — Manuscripten-Ausstellung in Vorschlag. Es soll diese insbesondere den Zweck haben, guten Arbeiten, welche aber wegen Unbekanntheit ihres Verfassers nicht an Verleger kommen können, einen solchen zu verschaffen. Hr. Schirges meint die Sache ernstlich; er sagt darüber: In einer unserer deutschen Hauptstädte oder in mehreren würden Manuscriptleseinstitute errichtet. Gegen ein mäßiges Eintrittsgeld würden sie dem Publikum geöffnet. Ein Comité entschiede über die Aufnahme und Nichtaufnahme der gelieferten Beiträge, die weitläufig und deutlich geschrieben und mit Angabe des Preises versehen seyn müßten, den der Autor fordert. Wie viele mittelmäßige und schlechte Produkte würden auf diese Weise vom Druck abgehalten werden; das Publikum wäre das Sieb, das vor dem Druck eine heilsame Sichtung vornehme; den besseren Büchern würde Platz gemacht, die öffentliche Stimme würde die Preise bestimmen, welche dem Talent und dem Fleiße gebühren, die Kritik gewänne einen großen Vorsprung, sie lebte gewissermaßen schon in der Zukunft, in einer Literatur, die erst käme. Das Publikum will Neues. Ein Manuscriptleseinstitut wäre ganz modern, es würde schon der Neuheit wegen viel Interesse erregen, und könnte einen doppelt wohlthätigen Einfluß, verhindernd auf der einen und befördernd auf der andern Seite, ausüben.

Ein armer Schullehrer beklagte sich über seine und mancher seiner Collegen unglückliche Lage mit den Worten: „Wir haben ein paar Wochen lang Hundstage, das ganze übrige Jahr hindurch Hundetage.“

Die Stadt Nürnberg hat einen unternehmenden Mann durch den Tod verloren, den Buchhändler Dr. Friedrich Campe. Er starb plötzlich an einem Schlagflusse, ohne vorher krank zu seyn, in seinem 70. Lebensjahre.

Der Münchener Verein gegen Thierquälerei entfaltet immer mehr Thätigkeit. Seine durch ihn verbreiteten Schriften werden bereits nach Hunderttausenden gezählt, und die Zahl der sogenannten Pfennigblätter übersteigt sogar schon eine Million. Der Hauptverein zu München zählt bereits 128 Filialvereine. Nicht blos über ganz Deutschland hat sich die Wirksamkeit dieses Vereins verbreitet, sondern auch über Frankreich, England, Italien u. s. w. Ueberall sind ähnliche Gesellschaften zu gleichem Zwecke zusammengetreten, welche die Münchner Statuten zur Grundlage gewählt haben, und mit diesem Mutterverein in Verbindung stehen. Besonders verdient machte sich um diese Anstalt Hr. Hofrath Perner, früher Advokat, der sich von den Geschäften noch ein junger Mann zurückzog, eine sehr einträgliche Praxis aufgab, um sich nun ungetheilt diesem Berufe zu widmen. Auch eine „Schwärmerei nach der Mode“, nur nach anderer Richtung als die gewöhnliche.
(Neue Europa.)

Ein durch seine fröhliche und heitere Lebensweise vielfach bekannt gewordener junger Mann in Berlin hat vor einigen Tagen auf eine eigenthümliche Weise Selbstmord an sich verübt. Derselbe hatte von seinem Vater ein nicht unbedeutendes Vermögen ererbt, welches bei mäßigen Ansprüchen genügt haben würde, ihm für immer eine behagliche Existenz zu sichern, das aber seinen unmäßigen Anforderungen in keiner Weise gewachsen war. Schon immer hatte er erklärt, daß er, sobald dieses Vermögen durchgebracht sey, seinem Leben ein Ende machen würde. Vor einigen Tagen war nun wirklich dieser Zeitpunkt eingetreten. Eine Zeit lang hatte noch sein Kredit angehalten, aber auch dieser war endlich erschöpft und so beschloß er denn wirklich, aus dieser nunmehr für ihn freudenlosen Welt zu scheiden. Er wollte aber sterben als ein ächter Bonvivant. Er stellte eine Flasche Champagner und eine Flasche Rothwein auf den Tisch seines Gesellschaftszimmers, zog sich vollständig frische Wäsche an, lud ein Pistol, welches sein Vater stets bei sich getragen hatte, setzte sich vor den Spiegel, trank die Champagnerflasche fast vollständig und die Rothweinflasche zur Hälfte aus, beobachtete in dem Spiegel genau, ob er auch das Pistol richtig und sicher angesetzt habe und dann folgte auf den Knall der Champagnerflasche der Knall des Pistols, durch welchen sein Gehirn bis an die Decke geworfen wurde. Fast möchte man sich wundern, daß ein Mann, der den Muth hatte, so entschlossen zu sterben, nicht Kraft genug besaß, ein weniger verschwenderisches Leben, als früher, zu führen.

In Cleve wird am 15. und 16. August ein niederrheinisches Sängerfest abgehalten, an dem auch Sänger aus Amsterdam, Rotterdam, Nymwegen rc. Antheil nehmen. Man bemüht sich, die Sängergäste recht zuvorkommend und freundlich zu empfangen und zu bewirthen. Die Kölner sollen auch hier beschämt werden.

Frankfurt, 17. August.

Ein Wortführer der Rabbinerversammlung will derselben in der Beil. zum Frankf. Journal Nro. 228 darin ein Verdienst vindiciren, daß dieselbe den Beschluß gefaßt, daß der Sabbath vor dem Staatsdienste weiche. Derselbe Grundsatz gilt aber schon von jeher im talmudischen Judenthum und ist von allen alten Rabbinen gelehrt worden, z. B. schon unter Kaiser Joseph II. von den böhmischen Rabbinen, an deren Spitze der berühmte fromme Ezechiel Landau stand. Auch der hiesige greise Rabbiner Trier, welcher das hochherzige Beispiel gab, wie man Stellung und Existenz seiner religiösen Ueberzeugung opfern müsse, forderte schon im Jahr 1813 in seinen Predigten seine Glaubensgenossen auf, dem Vaterland Leben und Gut zu weihen und lehrte, daß nicht allein der Sabbath, sondern überhaupt alle religiösen Vorschriften dem Staatsdienste weichen müssen, und um seine Worte durch die That zu besiegeln, ließ derselbe seine beiden Söhne als Freiwillige in das deutsche Befreiungsheer eintreten. Einer derselben wurde wegen körperlicher Untauglichkeit zurückgewiesen, der andere dagegen machte die Feldzüge in Frankreich mit. Die fernere Behauptung also, daß jener Rabbinerbeschluß mit dem Ausspruch der Rabbinerversammlung über die Messiasfrage zusammen hänge, fällt demnach, als völlig grundlos, in sich selbst zusammen, wie denn auch kein Mitglied der Rabbinerversammlung die Thatsache in Abrede zu stellen vermag, daß die jüdischen Vertheidiger der Citadelle von Antwerpen (1831) zum großen Theil aus Altgläubigen bestanden, welche dem Messiasglauben im vollen Sinne des Wortes anhangen, ohne auf die Rabbinerversammlung zu warten, bekanntlich am Sabbath und selbst am jüdischen Versöhnungstage für Vaterland und König fochten und mit Autorisation der strenggläubigen holländischen Rabbiner, wie alle übrigen dortigen israelitischen Staatsdiener, am Sabbath und Feiertag am Festungsbau arbeiteten.

Ein orthodoxer israelitischer Bürger dahier.

Auflösung der Charade in Nro. 227:

Stammbaum.

Main-Wasserwärme: 19. August, Morgens, 8 Uhr: 17 Grad.
M. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 19. August. Alessandro Stradella, Oper in 3 Abth., Musik von Flotow. (Gastrolle) Leonore: Fräul. Henr. v. Treffz, erste Sängerin vom k. k. priv. Theater an der Wien.

Donnerstag, 20. August. Zopf und Schwert, historisches Lustspiel in 5 Acten, von C. Gutzkow.

Redakteur J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 230. Freitag, den 21. August 1846.

Marie.

Manuscript von M. R . . .

(Fortsetzung.)

„Im Feldleben ist es fast ein Bedürfniß, sich einem näheren Kreise von Bekannten anzuschließen, und konnte ich auch in meiner noch immer etwas trüben Gemüthsstimmung keinen eigentlichen Geschmack an den lärmenden und geräuschvollen Gesellschaften der Offiziere finden, so zwang mich doch der Mangel an anderen geistigen Zerstreuungsmitteln, dieselben hie und da aufzusuchen. Auch hatte ich mich Einzelnen der jüngeren Offizieren näher angeschlossen, wenn ein innigeres auf tieferen Grundlagen ruhendes Freundschaftsverhältniß mich auch mit keinem derselben verband.

An dem heutigen Abende veranlaßte mich überdies eine andere Absicht, das Café français, der gewöhnliche Zusammenkunftsort der Offiziere, früher als gewöhnlich zu besuchen. Ich gestehe es, ich war neugierig, etwas Näheres über den Capitain zu erfahren; denn mit dem plötzlichen Wiedersehen desselben war mein früheres Interesse an dieser nicht unbedeutenden Persönlichkeit mit neuer Stärke erwacht. Als ich in das Café trat, fand ich — wie gewöhnlich — einen Theil der Anwesenden mit Rouge et noir beschäftigt; denn nirgends findet Fortuna eifrigere Jünger, als in den Feldlagern. Dies ist sehr leicht zu erklären; die Söhne des Mars sind selten geneigt, sich viel mit ernsteren Dingen abzugeben, auch ist der ewige Wechsel zwischen Ruhe und Kampf nicht geeignet, Geschmack an denselben beizubringen. Ohnedem sind materielle Güter für Den von geringerem Werthe, der nicht weiß, ob er sich morgen noch derselben erfreuen kann, oder ob der Tod ihm nicht morgen schon das Einzige giebt, was er auf der Welt noch bedarf, ein paar Fuß Erde zu — einem Grabe.

Glücklicherweise, da ich nie spielte, traf es sich, daß einer meiner näheren Bekannten, der eben so wenig Geschmack an dem grünen Tische fand, einsam und mit dem Lesen der Gazette beschäftigt, an einem kleinen Tischchen des Café's saß. Als ich mich demselben näherte, legte Lieutenant Lacoste schnell seine Zeitung weg, und begrüßte mich mit seiner gewöhnlichen kameradschaftlichen Herzlichkeit und Geradheit. Bald saßen wir im freundlichen Gespräche beisammen, und ich verfehlte nun nicht, dasselbe auf den Gegenstand zu lenken, der mir von so großem Interesse war, auf den Capitain Arnheim. Unter diesem Namen hatte sich mir der Fremde genannt.

„Ah, ist der Sonderling wieder hier," entgegnete Lacoste lachend auf meine Frage. „Nun," fügte er gleichgültig bei, „wir werden ihn nicht viel unter uns zu sehen bekommen."

Ich erzählte dem Lieutenant, wie und wo ich die flüchtige Bekanntschaft des Capitains gemacht, und daß derselbe mir bei der heutigen Begegnung seinen Besuch zugesagt.

„Da sind Sie glücklicher als wir," versetzte Lacoste. „Denn obgleich der Capitain beinahe drei Monate hier in Garnison lag, als er aus dem schönen Frankreich zu uns herüber kam, so haben wir ihn doch nie in unserem Kreise gesehen, auch hat er, so viel mir bekannt ist, sich keinem Einzelnen unter uns besonders genähert."

Ein paar unterdessen eingetretene Offiziere hatten während dieses Gespräches an unserm Tischchen Platz genommen, und auch sie hatten für den Capitain keinen andern Namen, als den des „Sonderlings."

„Das muß man ihm übrigens lassen, ein so langweiliger Kamerad es auch zu seyn scheint, ein tüchtiger Offizier bleibt es immer," sagte Capitain Meronville, einer der älteren Offiziere, der schon seit längerer Zeit in Afrika diente. „Als Lieutenant eingetreten, hat er das seltene Glück gehabt, sich in nicht ganz einem Jahre das Capitainspatent zu erwerben. Und doch ist er nicht etwa ein Kriecher oder Höfling," fügte er lachend bei.

„Ja," fiel einer der jüngeren Offiziere ein, „man sagt, er sey sogar für das Kreuz vorgemerkt, dessen Ertheilung an die Legion doch so selten ist."

„Es giebt aber auch nicht ein gefährliches Unternehmen, bei dem er sich nicht freiwillig gemeldet hätte. Seine Kompagnie hängt mit Leib und Seele an ihm, obgleich er alle dienstlichen Versehen mit unnachsichtlicher Strenge, beinahe Härte, bestraft. Dafür ist er vor dem Feinde stets an der Spitze seiner Leute und theilt Mühen und Strapazen redlich mit denselben. Da er wenig Bedürfnisse hat, so verwendet er beinahe seine ganze Gage zu Belohnungen für die, die sich im Gefechte ausgezeichnet und zur Unterstützung der Verwundeten. Niemand," fuhr Meronville fort, „nimmt sich mit so entschiedener Festigkeit seiner Mannschaft gegen die Ungerechtigkeiten an, die man — wir müssen es zu unserer Schande gestehen — nicht selten gegen die Fremdenlegion begeht."

„Im Ganzen bleibt er doch immer ein Sonderling, und ich entbehre die Ehre seiner Gesellschaft, die er uns vorzuenthalten für gut findet, eben nicht sehr schmerzlich," sagte der junge Offizier spöttisch.

Natürlich hatten mir diese ungenügenden Erklärungen den Capitän nur noch interessanter gemacht; doch verbot die Discretion, mich auf weitere Fragen einzulassen, um so mehr, als das Gespräch bald auf einen andern Gegenstand überging.

Am zweiten Tage erhielt ich richtig den versprochenen Besuch des Capitains. Er erzählte mit Ruhe und ohne alle Eigenliebe einige seiner Kriegserlebnisse, im Uebrigen war er freundlich, herzlich, jedoch ohne andere Annäherung.

Wir trafen uns manchmal; dann bewährte er sich mir als einen Mann von reichen Kenntnissen und tiefem Gemüthe; bisweilen aber brach er mitten im Gespräche plötzlich ab, wie von schmerzlichen Erinnerungen bewegt, die jedoch sich nur einen Moment lang in seinen Zügen abspiegelten. Besonders war dies der

Fall, wenn die Unterhaltung auf die deutsche Heimath kam, und so vermied ich endlich, diese Seite zu berühren.

Wiederum waren einige Wochen herumgegangen, als die Kompagnie des Capitains den Befehl erhielt, mit noch einer andern Abtheilung vereinigt, zu einem Streifzug gegen die Araber auszurücken. Ich suchte bei meinem Chef um die Erlaubniß nach, mich den Truppen anschließen zu dürfen, und erhielt sie bereitwillig.

In der Mitte seiner Soldaten war der Capitain ein ganz Anderer. Er selbst munterte sie zur Fröhlichkeit auf und belächelte selbst die tollen Späße Einzelner, die — wie überall — sich auch in dieser Truppe fanden, und durch ihre Witze den Kameraden die Mühseligkeiten und Beschwerden des Marsches vergessen machten. Er kannte ganz die Eigenthümlichkeiten seiner Untergebenen, und wußte auf dieselben mit einer Gewandtheit einzugehen, die deutlich längere Erfahrung verrieth. Gegen mich war er freundlicher und herzlicher; überhaupt schien sich die finstere Strenge seines Wesens in größere Milde und Weichheit zu verwandeln, die wohl ursprünglich einen Grundzug seines Innern bilden und nur durch schwere Unglücksfälle unterdrückt worden seyn mochten. Eine freudige Hoffnung schien mehr und mehr in ihm zu erwachen, je näher wir dem Feinde kamen; doch schien diese Hoffnung mehr dem Tode als dem Leben anzugehören. Ich habe vergessen zu bemerken, daß richtig kurz vor unserem Ausrücken seine Brust mit dem Ehrenlegionskreuze geziert worden war, und diese Auszeichnung schien nicht ohne freudigen Eindruck auf ihn geblieben zu seyn; denn am Tage derselben hatte er gegen mich leichthin geäußert: „So wäre nun doch ein Ziel meines Lebens erreicht!" Doch schnell fügte er hinzu: „Auch das letzte und höchste wird bald erreicht seyn!" Dann verfiel er wieder in sein dumpfes Schweigen.

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte und Sagenbuch von A. Schnezler.

Seit einigen Jahrzehnten ist oft behauptet worden, die deutsche Lyrik sey im Rückgange. Freilich wog der Einfluß Heine's so stark bei einem großen Heer junger Nachahmer vor, daß man gegründete Besorgniß hegen konnte. Nicht als ob wir in Heine keinen Lyriker erkennen wollten, sondern weil seine gesuchte Nachlässigkeit in der Form vielen Liederdichtern des jüngeren Geschlechts ein Haupterforderniß der Lyrik zu seyn und es in seiner Schule möglich schien, auch ganz ordinäre Gedanken mit einem starken Zusatz von Spott oder Humor in Gedichte umzuwandeln. Jene Gefahr ist vorüber. Man setzte die Form längst wieder in ihr Recht ein, ja man feierte vielleicht die Ersten, welche aus dem Heine'schen Zauberkreis heraustraten — unter ihnen Freiligrath, den deswegen Heine bei jeder Gelegenheit zupft — weit über die Gebühr, gleichsam um ein altes Unrecht wieder gut zu machen. So ist es denn gekommen, daß man wieder von Dichtern mit Liebe und herzlicher Theilnahme reden darf, die nichts weniger als Heine's Nachbeter sind, deren Lieder aber gleichwohl poetische Weihe zeigen. Ich will unsere Leser mit einigen Worten auf einen Lyriker aufmerksam machen, den sie zwar schon aus verschiedenen Zeitschriften, Sammlungen für die Jugend u. s. w. kennen, der aber jetzt zum ersten Male mit zwei größeren Werken vor das Publikum tritt — es ist A. Schnezler, von welchem auch die Didaskalia schon viele ausgezeichnete Beiträge enthielt. Vor uns liegen: „Gedichte von A. Schnezler, zweite vermehrte Ausgabe (Karlsruhe 1846)", sodann: „Badisches Sagenbuch von A. Schnezler. Erster Band. (Karlsruhe 1846)". Die erste Ausgabe seiner Gedichte erschien zu München 1830 und scheint, obwohl von der Kritik z. B. im Morgenblatt sehr günstig aufgenommen, das Loos vieler Erstlingssammlungen getheilt zu haben. Indeß gingen manche Dichtungen, z. B. die drei Savoyarden, die verlassene Mühle, die Sagen vom Mummelsee u. a. bald durch andere Sammlungen in das Volk über. Ein tiefbewegtes Leben hat seit jenen Tagen die Lieder des Verfassers noch mehr zur Reife gebracht, und wir dürfen hoffen, daß ihm ein großer Leserkreis für diese zweite Ausgabe herzlich danken wird. Wir können hier nur in allgemeinen Zügen das Wesen dieser Gedichte andeuten, und bedauern namentlich, daß wir nicht aus dem Buche selbst eine Reihe von Belegen für unsere Behauptung mittheilen dürfen. Zunächst zeichnen sich Schnezler's Gedichte durch sittlichen Ernst und ein ächt künstlerisches Streben aus, das es nie über sich gewinnt, es sich leicht machen oder sich gehen lassen zu können. Ein weiterer Vorzug der Sammlung ist die Vielseitigkeit; wo dem Dichter ein ächtes Lebensbild sich zeigt, gleich weiß er ihm die poetische Seite abzugewinnen, ohne daß er erst mühsam ringen und die versagende Muse zu Hülfe rufen muß. In diesem Betracht kann er es mit vielen der neuesten Mitkämpfer aufnehmen. Es wechseln mit den innigsten Liedern der Liebe bald träumerische Waldmärchen und halb verklungene Sagen, bald Anklänge an die ernstesten Fragen und Klagen der Zeit. Ein eben so glänzender Vorzug ist die Gewandtheit in Sprache und Reim. Vom schlichten Bau des seelenvollen Liedes bis zu den gereimten Hinkjamben schlägt er die verschiedensten Akkorde glücklich an. Seine „Epistel an einen jungen Theater-Candidaten", S. 188 (er gab sie zuerst unter dem Namen Aug. Palmer, unter welchem sie z. B. Boßler's Metrik in Beispielen aufführt), ist dem Inhalt und der Form nach vortrefflich. Eben so finden wir z. B. unter den Sagen: Die Lilien, S. 339 — Mummelsee's Rache, S. 342 — ausgezeichnet durch ihren Versbau, ein Verdienst, welches selbst strenge Kritiker, die ihren Maßstab in den Dichtungen des Alterthums suchen, ihm willig zugestehen werden. Ein süßer Wohllaut ist auch über die meisten der 1839 und 1840 entstandenen Sonette unseres Dichters ausgegossen. — Mit besonderer Freude folgte ich ihm in dem „Badischen Sagenbuche", welches sich zur Aufgabe stellte, die schönsten Sagen, Geschichten, Märchen und Legenden des schönen badischen Landes aus Schriften, Urkunden, dem Munde des Volkes und der Dichter zu erzählen. Hier ist Schnezler auf einem Felde, wo man in unsern Tagen nicht so leicht Bedeutendes leisten kann, weil der Sagenschatz in vielen Gauen des Vaterlandes bereits glücklich gehoben und mit ihm eine neue poetische Welt, eine Atlantis, beinahe schon vom Zeitstrom verschlungen, wieder gewonnen ist. Wer jetzt ein gutes Sagenbuch geben will, muß nicht allein mit sicherem Kennerblick prüfen, mit Dichtersinn einzelnes Spröde gestalten, er muß auch mit heißer Liebe zum Volke und Vaterlande sich einem solchen Unternehmen widmen können. Und dies Alles hat Schnezler vermocht. Das „Badische Sagenbuch" wird ein Volksbuch im besseren Sinne werden. Freilich war der Sammler auch sehr begünstigt, indem ihm eine ganze Reihe von Original-Mittheilungen zukam, die viele noch bisher unbekannte Sagen bald in schlichter Prosa, bald im reizenden Versgewande darstellen, so daß dieses Sagenbuch zugleich das Verdienst einer Sammlung aus den Quellen in Anspruch nehmen kann. Die Einleitung von Joseph Bader enthält ein „Entwickelungsbild der heimischen Sagenwelt", dann beginnen die Sagen vom Bodensee, ihnen zunächst die aus dem Linzgau, Hegau, Klettgau, Albgau, Waldstätte und Umgegend, Breisgau, — letzteres besonders reich und vollständig; Sagen aus der Baar, Kinzigthal und Seitenthäler. Der im Herbst zu erwartende zweite Band wird die Sagenwelt des badischen Landes abschließen. Gediegene Anmerkungen aus der Geschichte und Landeskunde verrathen uns, welchen Fleiß Schnezler auf die Bearbeitung dieses Werkes wendete. Ueber Etwas bin ich nicht mit Schnezler einverstanden; er bekennt in der Vorrede, daß er an viele von ihm aufgenommene Beiträge in Prosa und Versen „auf's gewissenhafteste Hand angelegt habe, um sie in angemessener Gestalt und würdiger, glattlesbarer Form auftreten zu lassen." Wenn dies auch früher schon andere Sagensammler sich

erlaubt haben, so wird es damit doch nicht gerechtfertigt, zumal wenn eine Sammlung, wie gegenwärtige, nicht vorzüglich ein Schulbuch seyn will. Manche Verfasser, von welchen er eins oder das andere Stück aufgenommen hat, werden über diese Veränderungen ihrer Arbeiten ungehalten seyn, und überdies kommt ja bei einer Sage, die im Geiste des Volkes gedichtet ist, gar nichts darauf an, ob sich vielleicht ein Verstoß gegen die Metrik oder den Reim darin findet, zumal es die Volkspoesie mit beiden bekanntlich sehr leicht zu nehmen pflegt. — Wie man vernimmt, beschäftigt sich Schnezler mit einem neuen, ebenfalls umfassenden Werke, das den Freunden unseres constitutionellen Lebens sehr willkommen seyn wird; er will die ausgezeichnetsten Reden und Anträge, die seit einer Reihe von Jahren in der badischen Kammer gehalten wurden, zusammenstellen, und so gleichsam eine innere Geschichte der landständischen Verhandlungen dieses Staates vorbereiten, auf dessen Kammern bisher immer der Blick ächter Vaterlandsfreunde mit großer Theilnahme verweilte. Er kann durch diese Sammlung sich ein bleibendes Verdienst um sein Vaterland erwerben. Wir hoffen, daß er zugleich eine kurze Geschichte der einzelnen Landtage, sowie der äußeren Umstände und Veranlassungen gibt, wodurch die mitgetheilten Reden in das Leben gerufen wurden. Auch Notizen über die Redner selbst werden erwünscht seyn. Unsere politische Beredtsamkeit hat noch so wenig Muster und Sammlungen, daß ein mit Geist abgefaßtes Werk auf diesem Felde selbst für die reife Jugend auf Hochschulen, Gymnasien und Lyceen sehr brauchbar werden muß. — Schließen wir mit dem Wunsche, das Publikum möge den literarischen Arbeiten Schnezler's die Anerkennung nicht lange vorenthalten, welche er gewiß verdient; dem Dichter aber möge auch ferner ein freundlicher Stern durch das Leben leuchten!

A. N.

Wo ist des Rheines Hort? *)

Wohl in den Rhein versenket,
Ruht nun des Hagen Hort,
Man hat sich tief gekränket,
Wo in dem Rhein der Ort;
Doch, wie sie auch gerungen
Mit Wünschelruth' und Wort —
Den Hort der Nibelungen,
Kein Barde trug ihn fort.

Er hat' sich längst verloren,
Doch nimmer seine Kraft;
Im Wein, am Rhein geboren,
Da puls't sie, schäumt und schafft.
Denn aus dem Gold des Hortes
Erquoll das Traubengold;
Hei, wie es jedes Ortes
In die Pokale rollt!

D'rum sind die deutschen Zecher
So sehr dem Rheinwein hold;
Man schlürft mit jedem Becher
Der Nibelungen Gold.
Und mit dem Gold der Starken
Schlürft man der Starken Kraft;
D'rum haus't in Deutschlands Marken
So trutz'ge Männerschaft.

*) Aus: „Gedichte, zur Preisbewerbung eingesendet an den norddeutschen Musik-Verein in Hamburg. Herausgegeben mit Bewilligung der resp. Dichter von E. Krebs, Präses des norddeutschen Musik-Vereins. Hamburg und Leipzig. Verlag von Schuberth u. Comp."

Mannichfaltigkeiten.

Die Salzburger Zeitung meldet aus St. Gilgen vom 8. August: „Schön und malerisch ist es, wenn der Spiegel des grünen Abersee's das Bild seiner romantischen Begränzung wieder gibt — aber fürchterlich, wenn oft plötzlich des Sturmes Wühlen den Spiegel in schäumende Wogen verwandelt; wehe Dem, der zu solcher Zeit mit dem doppelten Elemente zu kämpfen hat. — Am 17. Juli Abends fuhr der Clausaufseher Joseph Schrempf mit seiner neunjährigen Tochter Josepha auf dem Abersee. Noch nicht in die Mitte des Sees, zwischen St. Wolfgang und Strobl, gelangt, erhob sich plötzlich ein heftiger Sturm. Schäumende Wogen warfen sich ellenhoch und spielten mit dem Schifflein wie mit einem Balle. Schrempf war des Steuerruders nicht mehr mächtig, seine Tochter half ihm, es zu halten. Bald kam eine der großen Wellen dem Schiffe nachgeeilt. „Halten wir noch diese Welle aus", meinte Schrempf, „und dann setzen wir uns in das Schiff nieder." — Allein diese Welle schlug über den Kopf des Kindes hinüber, und warf den Vater — in den See. — Von der Tiefe wieder aufgetaucht, warf ihm sein Kind das Ruder zu, er konnte es aber nicht mehr erhaschen. In dem vollen Bewußtseyn des ihm bevorstehenden Todes nahm er Abschied von seiner Tochter: „Dich möge der Schutzengel begleiten und grüße mir zum letzten Male die Mutter und die Geschwister." — Mit diesen Worten sank er allmählig unter. — Das Mädchen setzte sich an die Spitze des Schiffes und wurde durch eine wunderbare Fügung von den Wellen wohl erhalten an das Ufer in Strobl getragen. — Se. kaiserl. Hoh. der Erzherzog Wilhelm, eben in Strobl anwesend, erhielt Kunde von diesem Unglücksfalle, und ließ sogleich der Wittwe mit sechs vaterlosen Kindern eine namhafte Unterstützung zustellen.

H. G. von Bonstetten, ein eifriger Geschichts- und Alterthumsfreund, hatte im Verlauf einiger Jahre in der Umgegend von Vallevres und Orbe verschiedene Ueberbleibsel von Waffen und Geräthschaften aus der Zeit der Römerherrschaft gefunden, worauf er, in der Aussicht auf eine noch reichere antiquarische Ausbeute, eigentliche Nachgrabungen machen ließ. Er war auch so glücklich, im vergangenen Jahre Ueberreste eines römischen Gebäudes, und namentlich einen noch vollständig erhaltenen Mosaikfußboden von ausgezeichneter Schönheit zu entdecken, den er mit großer Sorgfalt zu Tage förderte und durch ein darüber errichtetes Bretterhaus gegen die Einflüsse der Witterung schützte. Die Gemeinde Orbe, welcher dieser merkwürdige auf ihrem Besitzthum gemachte Fund zufiel, stand im Begriffe, denselben in einen steinernen Pavillon einzuschließen, als unversehens über Nacht das Ganze dergestalt zerschlagen und zertrümmert wurde, daß nur wenige Bilder übrig blieben, welche dann die Lokalbehörde von Orbe dem Hrn. von Bonstetten, in dankbarer Anerkennung seiner Bemühungen und ansehnlichen Auslagen, verehrte. Die Thäter sind bis jetzt noch unermittelt.

(Leipzig.) In dem Dorfe Obereulau bei Nossen ist neuerlich eine 27jährige Dienstmagd als Somnambule aufgetreten. Täglich verfällt sie in einen schlafenden Zustand, in welchem sie dann den zahlreich versammelten Neugierigen prophezeihet, doch zuweilen auch unangenehme Grobheiten sagt. Aerzte haben bereits erklärt, daß bei ihr von eigentlichem Somnambulismus keine Rede sey, sondern sie sich nur in einem sehr erregten geistigen Zustande, der von einer Krankheit ihres Körpers herrühre, befinde. Ihr angeblicher Somnambulismus ist für sie sehr einbringlich. Jede Person, welche die Schlafende beobachten will, muß nämlich mindestens 2 Ngr. zahlen. Man erzählt sich, daß, als die Somnambule vor einigen Tagen in dem Garten oder auf dem Felde gearbeitet habe und sich bereits Viele versammelt hatten, um sie in

ihrem Schlafe zu sehen und zu hören, die Ihrigen ihr zugerufen hätten: „Komm herein, Du mußt nun schlafen! Es sind schon viele Leute da!" (Sächs. Dorfz.)

(Düsseldorf.) Höchst verdrießliche Familienverhältnisse, die eine Ehescheidung zur Folge haben werden, haben unsern bisherigen Theaterdirektor Grabowsky zur Niederlegung der Direktion veranlaßt. Wie wir vernehmen, soll Frau Grabowsky nach Auflösung ihrer jetzigen Ehe die Bühne verlassen und mit einer an einem benachbarten Fürstenhofe vielgenannten Persönlichkeit ein anderes Ehebündniß schließen. Die Theaterdirektion geht für den nächsten Winter zu dem Direktor des Elberfelder Theaters, Hrn. Brauer, über. Es wird dadurch die seit dem vorigen Jahre aufgelöste Verbindung dieser beiden Bühnen wieder hergestellt, was für beide Städte auch wohl das Vortheilhafteste seyn möchte.

Korrespondenz.

Aus dem Kreise Worms, im August.

Das an den denkwürdigen Tagen des 3 und 4. August auf dem Stoppelfelde bei Osthofen gefeierte große landwirthschaftliche Fest, welches von etwa 5000 Menschen besucht war, erinnerte gewissermaßen an die berühmten olympischen Spiele des alten Griechenlands. Reden wurden gehalten (Hr. Kaibel von Mettenheim und Andere ließen sich vernehmen); glänzende Preise ausgetheilt an tüchtige Knechte und Mägde, dann auch für ausgezeichnete Zuchtbullen, Kühe und Kalbinnen, und endlich an die Sieger bei dem großen Wettpflügen; ergötzliche Volksspiele aller Art angeordnet und ausgeführt, ein brillantes Feuerwerk abgebrannt, welches der ewig leuchtenden Sterne am stillen Nachthimmel zu spotten schien (aber die guten Sterne verhielten sich ruhig, die kühne Herausfoderung verschmähend), und wer weiß, was sonst noch für große und kleine Künstler (Drehorgelmänner, Harfenistinnen mit leichtgeschürztem Fuß und flatterndem Busentuch, in dem sanften Sternendämmerlicht des Abends einsam wandelnde, harmlose Schönen, welche, gleich neutralen Schiffen, die Ehrfurcht gebietende Flagge der Unschuld und Tugend aufgezogen hatten) den festlichen Pomp der Eingangs erwähnten zwei Tage mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln der Kunst nach ihrer bescheidenen Weise so gut als möglich verherrlichen halfen. Die Hauptgottheiten des hohen Olymps, vor allen der alte, bärtige Saturn mit der Sichel, der die unwissenden Menschen zuerst den Ackerbau lehrte und das seine Regierung verherrlichende goldene Zeitalter schuf — waren würdig vertreten; ob aber auch Ceres, die Göttin des ländlichen Ueberflusses — diese Frage möchten wir nicht unbedingt bejahen, da bei dem großen Festdiner im Zelte die Erneuerung des Wunders von den „fünf Gerstenbroden und zween Fischen" hin und wieder gewünscht wurde. Der Andrang der Eßlustigen (550 Personen speisten an der Table d'hote) war größer als vorgesehen war; der Wirth hatte eine schlimme Stellung zwischen ihrem Ungestüm und den gewissermaßen bindenden Rücksichten gegen mehr als 400 seiner subscribirten Gäste, und in diesem Conflict, in welchem Gastwirthe gewöhnlich zu unterliegen pflegen, geschah es, daß eine beträchtliche Zahl von Nichtsubscribirten die Table d'hote, kraft der Freiheit, von der heute schon so viel gesprochen worden war, gleichsam im Sturmschritte eroberte. Wir wollen deshalb dem Wirthe keinen Vorwurf machen, sondern ihn lieber entschuldigen, da er der force majeure weichen mußte, was bei einem landwirthschaftlichen Feste, wo dieselbe jedenfalls von Belang ist, unmöglich auffallen kann. Den andern geladenen oder ungeladenen Festtheilnehmern, d. h. den mehrerwähnten 5000 weniger der 550 Mittagsgäste im Zelte, standen zahlreiche Hütten zur gastlichen Aufnahme bereit, wo sie, der brennenden Sonne entzogen, sich um einen billigen Preis restauriren konnten. — Welche Rolle den griechischen Schönen bei den alten olympischen Spielen zugetheilt war, ist uns unbekannt; allein das glauben wir kühn behaupten zu dürfen, daß bei dem Osthofer Ackerbaufest die rothwangigen blühenden Töchter der Ceres, in deren glänzenden Augen man mehr lies't als ein mattes „Vergißmeinnicht" aus einem Musenalmanach, keine untergeordnete Rolle spielten. War es auch diesen lieblichen Töchtern der Natur, welche in ihrer edlen Einfachheit die städtische Verbildung weit überstrahlen, nicht vergönnt, nach Art der reichsfreiherrlichen Freifräulein bei den ritterlichen Turnieren im Mittelalter, Preise und sonstige Auszeichnungen auszutheilen, so war doch schon ihre Anwesenheit der eigentliche Brillantschmuck bei dem glänzenden Festballe, der ohne sie einem Walpurgistanze auf dem Blocksberge geglichen haben würde. Wer weiß, vielleicht vertheilten manche unter ihnen ihre Herzen als begehrenswerthe Prämien an junge Helden des Tages, welche nach den Palmen des Festes, die Preise des Apfelbeißens und Breifütterns ausgenommen, nicht erfolglos gerungen hatten? Doch schweigen wir darüber, da die Oeffentlichkeit das Gift der Herzensgeheimnisse ist. — Auf demselben Felde bei Osthofen, wo vor Kurzem Jubel und Freude war und wo das festliche Gebrülle der braunen Hörnerträger sich mit dem allgemeinen Lärm vermischte, pfeift jetzt der Wind unaufgehalten durch die Stoppeln, höchstens einer zirpenden Grille oder einer Feldmaus begegnend, welche in ihre alte Heimath wieder zurückkehrt, aus welcher sie der Festspektakel vom 3. und 4. August vertrieben hatte. O Grille, o Maus! unverwerfliche Zeugen der Allmacht der Natur! ihr werdet dort noch verweilen, wenn von Osthofen — vielleicht erst nach Jahrtausenden — kein Stein mehr auf dem andern geblieben, und wenn dieselbe Sonne, die heute eine herrlich bebaute Gegend mit einer glücklichen Bevölkerung bescheint, dann ihre Strahlen nur auf elende Ruinen und verödete Felder herniederr sendet.

Kurze Berichtigung.

In Nro. 229 der Didaskalia macht ein „orthodoxer israelitischer Bürger dahier" der Rabbinerversammlung das Recht streitig, daß sie zuerst den Ausspruch gethan, der Sabbath müsse vor dem Staatsdienste weichen. Er behauptet, diesen Grundsatz lehre das talmudische Judenthum von jeher, und alle alten Rabbiner hätten damit übereingestimmt. Wir erlauben uns, den „orthodoxen israelitischen Bürger dahier" aus den rabbinischen Quellen zu belehren, daß er sich im großen Irrthum befinde. Der Talmud gestattet selbst im jüdischen Staate nichts weiter am Sabbathe, als sich besprechen über allgemeine Angelegenheiten, mit Ausschluß jeglicher Thätigkeit. Ja, sogar im Kriege, wenn dieser nicht der Eroberung oder Vertheidigung des gelobten Landes gilt, erlaubt der Talmud dem jüd. Heere nicht, daß die Belagerung einer feindlichen Stadt später als drei Tage vor dem Sabbathe beginne. (S. Talm. Tr. Sabbath 19, 1. 150, 1. Maim. Sabbath 2, 23. 24, 5. Magen Abraham zu Orach Chajim 106, 12; auch vergesse man nicht Beth Joseph zu Tur, Sabbath 149 zu lesen). Wenn nun die Orthodoxie von der Zeit sich gedrängt fühlt, den beschränkten talmudischen Standpunkt aufzugeben, so sind wir gewiß die Ersten, welche, ohne über Primogenitur der Reformen lange zu streiten, sich herzlich darüber freuen; sie muß aber dabei ja nicht ruhmredig die Welt wollen glauben machen, daß es noch das talmudische Judenthum sey, auf welchem sie sich befände. Ein Mitglied der Rabbinerversammlung.

Bitte.

Mit großem Danke würde es das Publikum erkennen, wenn Professor Becker sein herrliches Bild noch einige Tage länger ausgestellt lassen könnte oder ein Mittel fände, dasselbe zugänglicher zu machen. Die Zeit von 10 — 1 ist so kurz und der Beschauer sind so viele, daß man den Genuß kaum im Fluge auf Minuten erhaschen kann.

Main-Wasserwärme: 20. August, Morgens, 8 Uhr: 16 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 20. August. Zopf und Schwert, historisches Lustspiel in 5 Acten, von C. Gutzkow.

Freitag, 21. August. Der Arrestant, Oper in 1 Act, Musik von Domenico della Maria. Hierauf: Der alte Bürger-Capitain, oder: die Entführung, ein Frankforter heroisch-borjeelich Lustspiel in 2 Abth.

Redakteur J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 231. Samstag den 22. August 1846.

Marie.

Manuscript von M. R . . .

(Fortsetzung.)

„Schon hatten wir einzelne Attaquen der Araber zu bestehen gehabt, in ein ernsteres Gefecht schienen sich dieselben nicht einlassen zu wollen; denn kaum erschienen, waren sie auch nach einigen Schüssen wieder verschwunden. Endlich wurden wir eines Tages von einer bedeutenden Abtheilung angegriffen. Von allen Seiten umzingelte der Feind unsere Abtheilung; in immer kleineren Kreisen nach der gewöhnlichen Kampfweise sich nähernd, bis er sich mit Blitzesschnelle unter furchtbarem Geschrei auf uns stürzte. Der Capitain hatte das bei solchen Angriffen gebräuchliche Viereck formiren lassen, und so brach die Wuth der Araber an dem Wald von Bajonetten, der ihnen entgegenstarrte, während ein wohlgezieltes Feuer des Hintergliedes viele von ihnen aus dem Sattel warf. Immer auf's neue stürmten sie heran; das Resultat blieb stets ein gleich ungünstiges. Doch auch Viele der Unseren waren getroffen, und so beschloß der Capitain, da unsere Stellung keineswegs eine günstige war, im Viereck vorzurücken und auf günstigerem Terrain sich für die Nacht zu verschanzen, was auch unter geringem Verluste von Mannschaft gelang. Die Nacht verstrich, ohne daß wir von den Arabern beunruhigt worden wären.

Nachdem wir am andern Morgen zwei bis drei Stunden weit marschirt waren, wurde von der Vorhut gemeldet, daß in geringer Entfernung ein Trupp Araber sich zeige, der, nach der Länge des Zuges und den dichten Staubwolken zu schließen, entweder nicht unbedeutend sey oder vielleicht eine größere Viehheerde mit sich führe und sich in entgegengesetzter Richtung, aber ziemlich langsam fortbewege, was die letztere Meinung zu bestätigen schien. Der Capitain ließ die Kolonnen formiren und eine Abtheilung seiner Voltigeurs sich in Tirailleur-Ordnung auflösen. Eine raschere Schrittart wurde angenommen, und bald waren wir im Handgemenge mit dem Feinde, der uns an Zahl ziemlich gleich kam, dem dies Zusammentreffen übrigens nichts weniger als lieb zu seyn schien. Viele der Feinde küßten den Boden, aber wir mußten den Sieg theuer bezahlen. Ich bin weder geschickt genug, Ihnen die unendlich mannichfach wechselnden Scenen des Gefechtes ausmalen zu können, noch liegt dies in der Tendenz meiner Erzählung. Genug, einer der letzten Schüsse, die der Feind schon halb fliehend auf uns richtete, traf unsern braven Capitain in die Brust. Ich sah ihn fallen und stürzte auf ihn zu, um wo möglich noch ein Leben zu retten, das auch mir werth geworden. Vergebens! Nachdem wir die Uniform entfernt, erkannte ich bald, daß hier Rettung außer menschlicher Macht lag, denn die Kugel hatte die edleren Theile verletzt. Bald kam der Capitain zu sich, aus meiner Bestürzung mochte er die Gefahr erkennen; lächelnd und leise drückte er mir die Hand. Alle Härte war aus seinen Zügen verschwunden, eine fast selige Freude strahlte aus seinem Auge. „Sagte ich es Ihnen nicht, lieber Doktor," sprach er mit leisem Tone, „sagte ich es Ihnen nicht, daß auch das letzte und höchste Ziel meines Lebens bald erreicht seyn werde. Darum suchen Sie nicht, mich zu täuschen; ich wollte sterben, und ich bin glücklich, daß Gott mein heißestes Flehen so bald erhört. Doch lassen Sie mich erst noch die letzte Dienstpflicht erfüllen, dann habe ich noch eine Bitte an Sie, Doktor, die mich persönlich betrifft."

Er ließ seinen ersten Lieutenant rufen und bat ihn, da er jetzt an seiner Stelle das Kommando übernehme, Appell blasen zu lassen und die Kompagnie um ihn zu versammeln. Nur mit Mühe hatten die Offiziere die wüthenden Soldaten abhalten können, den Tod des Führers an den Gefangenen zu rächen; auf den wohlbekannten Hornruf versammelten sie sich schnell und stumm um ihren Capitain, Arnheim nahm mit wenigen Worten Abschied von ihnen, dankte ihnen für ihre Liebe, für ihren Gehorsam, empfahl ihnen, sich auch ferner als wackere Soldaten zu benehmen und dadurch sein Andenken zu ehren. Nachdem er noch die Gefangenen ihrem Schutze anvertraut, wie er sich ausdrückte, bemerkte er, daß sie nicht allein seinem letzten Wunsche zuwiderhandelten, wenn sie sich die kleinste Grausamkeit gegen die Araber erlaubten, sondern daß sie auch sich einer sträflichen Verletzung ihrer Pflicht schuldig machten, da der Hauptzweck der Expedition, einige Araber in die Hände zu bekommen, um die nöthigen Nachrichten von ihnen zu erhalten, durch sie verletzt würde. Dann stellte er ihnen den Lieutenant als ihren Führer vor und befahl ihnen, demselben gleichen Gehorsam zu erzeigen, als wenn er selbst noch sie führen würde.

Schweigend und tonlos umstanden die Krieger den geliebten Führer, vielen rannen Thränen über die gebräunten Wangen, und Alle drängten sich, als er die Kompagnie auseinander gehen ließ, um ihn, um nur noch einen Blick von ihm zu erhalten. Dann nahm der Capitain Abschied von seinen Offizieren und erklärte mich gegen dieselben als seinen Testamentsvollstrecker. Endlich waren wir allein; Arnheim gab mir die Hand und sagte mit matter Stimme: „Sie sind der Einzige gewesen, lieber Doktor, der mir in meinen letzten Tagen näher stand. Wenn ich manchmal kalt und abstoßend war, so vergeben Sie mir; der Schmerz macht uns ja unfreundlich gegen uns selbst und unsere Umgebungen. Und ich habe so viel gelitten! Ich habe, den heutigen Fall voraussehend, meine letzten Wünsche für Sie aufgezeichnet, und da Sie ja bald nach Deutschland zurückkehren wollen, werden Sie dieselben getreulich erfüllen." Ich gelobte es in seine erkaltende Hand, und er dankte mit herzlichen Worten. Dann nahm er das Kreuz von seiner Brust und sagte leise, indem er es an die Lippen drückte: „Bringen Sie dies meiner Marie; wohin, werden Sie aus meinem Nachlaß sehen. Und nun leben Sie wohl, Doktor; ich habe mit dem Irdischen abgeschlossen. Gott gehört meine Seele; ihr mein letzter Hauch." Er wurde immer bleicher, drückte mir noch

matt die Hand, und nach wenigen Minuten war er mit einem Lächeln verschieden. Sein letztes Wort war — „Marie.“

Der Zweck unserer Expedition, einige Araber gefangen in die Hände zu bekommen, war erfüllt; deshalb traten wir den Rückmarsch an. Die Soldaten hatten eine Tragbahre aus Zweigen geflochten und stritten sich um den Vorzug, die Leiche ihres Capitains zu tragen. Am Tage nach unserem Eintreffen in Algier wurde er mit den gewöhnlichen militärischen Ehren begraben; seine Kompagnie gab die drei üblichen Salven über seinem Grabe. Ich stand tief ergriffen an demselben; denn ich fühlte in meinem Innersten, daß ein edles, nur zu feurig schlagendes Herz hier in diesem engen Raume den Frieden finden sollte, den das Leben ihm versagt hatte.

Am Morgen schon hatte ich mich den Gerichten im Beiseyn der Offiziere des Verstorbenen als Vollzieher seines letzten Willens vorgestellt, und so stand nichts mir im Wege, als ich von seinem Grabe weg seine frühere Wohnung aufsuchte, um mich in den Besitz seiner Papiere zu setzen. Ich fand Alles vollkommen geordnet; Aenheim mußte auf seinen Tod vollkommen vorbereitet gewesen seyn. Ein großes Paket trug meine Adresse; als ich es öffnete, fand ich einige Briefe nach Deutschland, dann Verhaltungsregeln für mich über dieselben, und seinen Nachlaß nebst einem Manuscript, das seine Lebensgeschichte enthielt. Mir selbst hinterließ der Capitain seinen treuen Degen, und eine kleine Chatoulle enthielt das Vermächtniß, das ich Marie persönlich überbringen sollte. Doch ehe ich meine Erzählung vollende, erlauben Sie mir, Ihnen den kurzen Lebenslauf meines gebliebenen Freundes mit seinen eigenen Worten wiederzugeben.“

Mit diesen Worten nahm der Doktor einige Blätter aus seinem Portefeuille und begann zu lesen.

(Fortsetzung folgt.)

Christian Heinrich Rinck.
(Nekrolog.)

Am 7. August starb zu Darmstadt der pensionirte großh. Hoforganist und Kammermusikus Dr. Christian Heinrich Rinck. Sein vieljähriges ausgezeichnetes Wirken als Musiker und Componist sichert seinem Namen ein rühmliches Andenken, und indem wir einen Rückblick auf seine lange Laufbahn werfen, folgen wir dem Drange unserer Gefühle, welche uns in dem Verewigten einen trefflichen Künstler, einen edlen Mann erblicken lassen, der in dem geselligen wie in seinem Familienleben gleich schätzbar und verehrungswürdig war. Ihm in diesen Blättern ein Denkmal zu setzen, gebietet nicht allein Kunst und Wissenschaft, sondern auch der verehrungsvolle Dank, welchen ihm viele seiner Zeitgenossen, die durch ihn zunächst in das Reich der Töne eingeführt wurden, mit Liebe und inniger Ergebenheit widmeten. Er war geboren am 18. Febr. 1770 zu Elgersburg in Thüringen, und gehörte keineswegs zu jenen Günstlingen des Glücks, die auf geebneter Bahn einem höheren Berufe im Leben entgegen zu gehen bestimmt sind. Sein musikalisches Talent, welches er frühzeitig entwickelte und ausbildete, wies ihm seine künftige Stellung im bürgerlichen Leben an, und wie er den Ruf des Schicksals verstand und befolgte, darüber mögen folgende biographische Notizen einige Auskunft ertheilen. Nachdem er von seinem Vater, der die Stelle eines Schullehrers zu Elgersburg bekleidete, bis zum vierzehnten Lebensjahre unterrichtet worden war, folgte er seinem überwiegenden Hange zur Musik, indem er den Unterricht bewährter Musiker der dortigen Gegend suchte und erhielt. Besonders förderlich war ihm die Unterweisung des Cantors Kirchner zu Büchelohe im Rudolstädtischen, der ihn weiter führte und mit den Grundsätzen der Composition bekannt machte. Durch die Empfehlung dieses Mannes als Diskantist nach Rostock berufen, lehnte er jedoch diese Vocation ab, weil er seinen, durch keine Dienstarbeiten unterbrochenen musikalischen Studien vorerst noch ungestört leben wollte. Sein beharrliches Streben nach dem Ziele höherer Vollendung erforderte einen durch Theorie und Praxis gleich ausgezeichneten Lehrer, und er hatte das Glück, diesen in der Person des berühmten Organisten Kittel zu Erfurt zu finden, wohin er, nach Ueberwindung schwerer Hindernisse, im Jahre 1786 kam, und daselbst drei Jahre hindurch seine Studien fortsetzte. Die Mittelmäßigkeit ist immer mit sich selbst zufrieden, aber das wahre Talent selten oder nie, und darum dürfen wir uns nicht wundern, daß Rinck, selbst nach seinem dreijährigen, wohlangewendeten Aufenthalte zu Erfurt, noch die Universität Göttingen besuchen und daselbst die musikalischen Vorlesungen von Forkel hören wollte. Indeß ward er an der Ausführung dieses Vorhabens gehindert durch den Ruf, den er im Jahr 1790 als Stadtorganist nach Gießen erhielt. Viel Arbeit, besonders durch Privatunterricht veranlaßt, wenig Gehalt und eine alte schlechte Orgel war hier anfangs sein nicht beneidenswerthes Loos. Hier von mannichfaltigen Berufspflichten Tags über in Anspruch genommen, konnte er nur zur Nachtzeit die nöthige Muße finden, um die Compositionen eines Haydn, Mozart und anderer Tondichter am Klavier zu studiren, oder Werke über die Theorie der Musik zu lesen. Was dem thätigen Manne in Gießen zunächst zu wünschen war: Verbesserung seiner äußeren Lage, widerfuhr ihm schon im Jahr 1792, wo er als dritter Stadtschullehrer angestellt wurde. Ein Jahr später ward ihm der calligraphische Unterricht an dem dasigen Pädagog übertragen, und im Jahr 1805 erhielt er auch die musikalische Lehrstelle an derselben Bildungsanstalt. So hatten sich seine äußeren Verhältnisse allmählig günstiger gestaltet, trotz der alten schlechten Orgel ohne Pedal, die für ihn ein wahres Marterwerkzeug gewesen seyn mag. Der schmerzliche Nachklang ihrer Mißtöne sollte ihn jedoch bald reineren Harmonien entgegen führen, als er im Jahr 1805 als Stadtorganist und Mitglied der Hofcapelle nach Darmstadt berufen wurde. Zugleich war er zum Cantor und Musiklehrer an dem dasigen Gymnasium, wie auch zum Miteraminator der Schulamtskandidaten der Provinz Starkenburg ernannt worden. Späterhin (1813) erhielt er die Stelle eines Organisten an der Hofcapelle und hatte überdies noch die Befriedigung, sich im Jahre 1817 zum wirklichen Kammermusikus befördert zu sehen. — Mit seiner Uebersiedelung nach Darmstadt war Rinck in die Sphäre getreten, welche seinem Streben und Wirken so sehr zuzusagen schien. Es fehlte ihm da weder an anregender Aufmunterung, noch am Umgange mit Männern, die, wie Abt Vogler, Kapellmeister Wagner u. A., ihn zu schätzen wußten. In vielfacher Richtung thätig, theils als öffentlicher und Privatlehrer, theils als ausführender Musiker, bildete er einerseits viele junge Leute im Clavierspiel, im Gesang und in der Harmonielehre heran, entwickelte aber auch andererseits bei seinem praktischen Berufe in der Hofkirche und der Hofcapelle jene von höherem Kunstgefühle zeigende Energie, welche ihm als ausgezeichnetem Orgelspieler eigen war. Anspruchslos und bescheiden, wie Hr. Rinck war, würde er gegen das Schicksal nicht gemurrt haben, wenn ihm keine äußeren Auszeichnungen als Anerkennung seiner Verdienste zu Theil geworden wären. Jedoch auch darin wollte sich das Schicksal gütig gegen ihn erweisen. Im Jahre 1831 ward er Ehrenmitglied des holländischen Vereines zur Beförderung der Tonkunst, empfing am 25. Aug. 1838 von Sr. k. Hoh. dem Großherzoge von Hessen das Ritterkreuz erster Klasse des großh. Ludwigsordens, und erhielt im Jahre 1839 seine Ernennung als ordentliches Mitglied des deutschen Nationalvereines für Musik. Eine große Anzahl von Lehrern und Organisten der bayerischen Rheinpfalz ließ ihm am 12. Juli 1839 durch eine besondere Deputation einen silbernen Pokal nebst silbernem Credenzteller überreichen. Die Inschrift, welche jener trägt, bekundet die hohe Verehrung der Geschenkgeber für den „um die kirchlich-musikalische Bildung des deutschen Lehrerstandes hochverdienten Veteranen.“ Bei Gelegenheit seines Dienst-

jubiläums, welches am 2. August 1840 von vielen seiner Freunde und Verehrer recht solenn gefeiert wurde, erhielt er viele Beglückwünschungsschreiben und Ehrenauszeichnungen, unter welchen wir eines huldvollen Schreibens von Sr. königl. Hoh. dem Großherzoge, welchem ein glücklich gewähltes Geschenk, ein kostbarer Ruhesessel, beigefügt war, hier im Besonderen noch erwähnen zu müssen glauben. Seit dem 7. April 1843 lebte er mit vollem Gehalt im Pensionsstande, in welchen er, auf sein Nachsuchen und unter Bezeigung allerhöchster Zufriedenheit, versetzt worden war. Zahlreich sind die Compositionen, welche von ihm für Orgel, Klavier und Gesang erschienen sind. Sie haben alle ihren Weg gefunden in das deutsche Publikum, und ihre weite Verbreitung ist wohl das sicherste Kennzeichen ihres inneren Kunstwerthes. Dr. D.

Mannichfaltigkeiten.

In Paris macht ein schauerliches Drama „der schwarze Doktor" gewaltiges Aufsehen. Es spielt vor der französischen Revolution auf der Insel Bourbon und gleich in der ersten Scene kommt ein komischer reicher Pflanzer vor, welcher stets als Trinkgeld — Negerknaben zu geben pflegt.

Die Zeit des Denkmalsetzens ist noch immer nicht vorüber; von allen Seiten kommen Nachrichten von der Aufstellung von Statuen, die bald in gleichem Range mit den Orden stehen werden. In Genua soll einem Manne, der seit mehreren Jahrhunderten todt, aber auch ohne Denkmal nicht vergessen worden ist, ein Denkmal errichtet werden, dem Entdecker Amerika's nämlich, Christoph Columbus. Die Enthüllung wird im September zu der Zeit erfolgen, wann die italienischen Naturforscher in jener Stadt versammelt sind.

Die Amerikaner haben in der neuesten Zeit eine Methode eingeführt, ihren Beifall über Künstler auszudrücken, die diesen gewiß mehr zusagt als die bisher gebräuchliche; man wirft nämlich keine Blumen und Kränze mehr auf die Theater, sondern — Geld. Freilich ist dies eigentlich nichts Neues, denn in England warf man vor etwa hundert Jahren der Mlle. Sallé, der Eßler ihrer Zeit, als sie ihre Benefizvorstellung gab, auch volle Börsen statt der Kränze zu. —

Selten denkt wohl Jemand daran, welche hohe Bedeutung für den Handel und welchen großen Geldwerth die Insekten haben. Großbritannien allein zahlt jährlich 1 Mill. Doll. für die getrockneten Leichen eines winzigen Insekts, die Cochenille, und ein anderes indisches Insekt, Schellac, ist kaum von geringerem Werthe. Mehr als 1½ Mill. Menschen haben ihren ganzen Lebensunterhalt von der Zucht des Seidenwurmes, der jährlich einen Werth — die Seide — von 200 Mill. Thaler erzeugt. England zahlt jährlich für Honig eine halbe Mill. Dollars. Welche Menge von Galläpfeln werden jährlich zur Bereitung von Tinte und zum Färben gebraucht, während die spanischen Fliegen zu Millionen von den Aerzten verwendet werden.

Die Allg. Wiener Theater-Zeitung bringt häufig Notizen über neue Opern und deren Aufführung aus Italien. Aus diesen Mittheilungen geht zur Genüge hervor, daß auch dort im Lande, wo die Orangen blühen und die Gondoliere singen, an Componisten von wahrem Berufe eben so großer Mangel ist, als in Frankreich und Deutschland. Neue Opern — könnte man sagen — sind solche, welche nur an den Orten gegeben werden, wo deren Componisten leben und die Gränzen ihres Geburtsortes nur selten überschreiten, unerachtet der schnellen und leichten Verbindungsmittel unserer Zeit.

Sämmtliche preußischen Universitäten, mit der philosophisch-theologischen Akademie in Münster, haben in dem laufenden Semester zusammen 4393 immatriculirte Studenten (davon in Bonn 667, Münster 241, Halle 777, Berlin 1430, Breslau 749, Königsberg 317, Greifswald 212), von welchen 3516 dem Inlande und 877 dem Auslande angehören. Zu diesen immatriculirten Studirenden kommen noch die blos zum Hören der Vorlesungen berechtigten Chirurgen, Pharmaceuten, Bau- und Berg-Eleven ꝛc., in Summe 629. Die Lehrkräfte auf sämmtlichen obengenannten Universitäten bestehen aus 255 ordentlichen Professoren, 113 außerordentlichen Professoren und 120 Privatdocenten.

(Wien.) Hr. Staudigl hat am 10. August seine Kunstreise angetreten. Anfangs September trifft er wieder mit dem Compositeur Balfe hier ein.

Halevy's vielbesprochene Oper: „Die drei Musketiere", wird bereits im Theater an der Wien einstudirt.

Im Verlaufe dieses Monats noch kommt im Theater an der Wien ein neues Lustspiel mit Gesang: „Dichter und Bauer", von Elmar, zur Aufführung. Beckmann ist darin mit der Hauptrolle bedacht.

Unter der Leitung von Mendelssohn und Moscheles findet am 25., 26., 27. und 28. August in Birmingham ein großes Musikfest statt, an welchem die berühmtesten Sänger Theil nehmen, und das — mit einem großen Balle endiget.

Man liest in der „Wien. allg. Th.-Z.": „Ole Bull gibt jetzt in Algier Konzerte mit großem Beifall. Der Enthusiasmus der Einwohner hat sich durch ein großes Festessen, welches dem Violinisten zu Ehren veranstaltet wurde, kundgegeben.

Das Pariser Theaterpublikum wird jetzt durch drei neue kolossale Dramen in Athem — und im Schweiß erhalten. Im Ambigu-Comique wird „Le Marché de Londre" seit einigen Tagen mit steigendem Beifall gegeben. Im Vaudeville-Theater hat das Drama „Charlotte" einen ungeheuren Succeß, und „Le Docteur noir" kann an der Porte Saint-Martin auf hundert Vorstellungen zählen.

Die Rachel ist in London wieder erkrankt, weßhalb ihre dortigen Gastvorstellungen unterbrochen sind. Was wird der Papa Felix dazu sagen?

(Folge der großen Hitze.) Die Pariser Theater sollen in diesem Sommer, in Folge der Hitze und Theurung, bereits über eine Million Franken weniger als in frühern Jahren eingenommen haben. Dieselben Klagen erheben die Theater-Direktoren in Wien, Berlin, München, Hamburg und Leipzig.

(Zeichen der Zeit.) Gibt unsere Zeit am Meisten auf das, wofür sie das Meiste zahlt, so stehen die Rachel und Lind auf der höchsten Höhe der Zeit. Jeder Vers, den die Französin von Corneille oder Racine auf der Bühne spricht, bringt ihr nach Berechnung eines Kunststatistikers 14 Fr. und jede Sylbe 1 Fr. ein. In Lüttich z. B. erhielt sie für drei Gastrollen 15,000 Fr. (?) Die Lind hat in Hamburg nur 1120 Fr. an einem Abend erhalten, aber dies „nur" ist sehr bezeichnend.

Die Heuschrecken sind nicht nur in Grusien, sondern auch in andern Theilen des südlichen Rußlands erschienen, namentlich in der Krym. In den ersten Tagen des Juni erblickte man bereits auf den Fluren bei Sympheropol 20 bis 30 kleine Haufen dieses Insekts. Auf einigen Feldern gelang es, dieselben dadurch zu vertilgen, daß man die Stellen mit Stroh bestreute und dieses anzündete, was freilich dem Dorf Bodana 60 Fuhren Stroh kostete. Bei dem Dorfe Terekla bemerkte man fünf ziemlich große Schwärme

von Thieren bis zur Länge eines halben Zolls. Hier fehlte es an Stroh und man schritt deßhalb zum Ueberwalzen der Stellen, wo sie Nachts in einen Knäuel geballt, zubringen. Die Thiere haben nämlich die Eigenheit, daß sie sich bei Tage, je wärmer es wird, um so mehr auf eine Strecke sich ausdehnen, gegen Abend aber wieder zusammenrücken und Nachts dicht bei einander bleiben, was dann der beste Augenblick zu ihrer Vertilgung ist, indeß wirkt das Ueberwalzen nicht so sicher, wie das Feuer, denn wenn man auch die schweren Steinwalzen 5 bis 6 Mal über jeden Haufen hinwegfuhr, so blieben doch immer noch viele Heuschrecken am Leben. Bei Terekla zogen die Thiere nach S.-O., bei den anderen Schwärmen war die Richtung nach O.

(Nürnberg.) Auf dem Plateau der welthistorisch-berühmten alten Veste bei Fürst, wo sich der sogenannte Schwedenstein befindet, wurde am 13. August von Mitgliedern des hiesigen literarischen Vereins „Wallensteins Lager" im Kostüm jenes Zeitalters vor einem zahlreich versammelten Publikum im Freien aufgeführt.

Korrespondenz.

Aus der baierischen Pfalz, 18. August.

Von allen Weinlanden lesen wir Berichte über die Aussichten zur diesjährigen Weinlese, und da wir — die Weinproduction betreffend — auf unser Haardtgebirg wohl mit Recht stolz seyn können, weil unsere Weine in allen Richtungen Anerkennung finden, so wird es gewiß zeitgemäß seyn, ebenfalls über den dermaligen Stand unserer Trauben zu berichten. Wir wollen uns nicht, wie andere Gegenden am Rheine, täuschen, indem sie sich eine Weinlese versprechen, wie sie seit Menschengedenken nicht gewesen seyn soll (indem wir uns von diesem großen Glücke weit entfernt glauben); wohl aber versprechen wir uns, sofern der Himmel günstig bleibt, eine ausgezeichnete Weinlese in Betreff der Qualität, indem wir uns jetzt, was die Quantität betrifft, weit weniger als vor 4 à 6 Wochen versprechen, wo wir uns nicht denken konnten, daß wir so lange keinen Regen haben würden, und obgleich die Trauben so sehr vorangerückt sind, daß wir in jedem Weinberge, selbst in minder guten Lagen, ganz reife Trauben finden, so würde uns ein durchdringender Regen dennoch unendlich nützlich seyn, indem wir alsdann in 8 à 10 Tagen überall reife Trauben in Masse hätten — Was die Traubenkur betrifft, so wäre es überflüssig, unsere allgemein als die besten zur Kur geeignet anerkannten Trauben noch weiter zu erheben; denn in Folge ihres Renommé's und der guten Aussichten sind in Dürkheim schon wochenlang fremde Herrschaften, und für viele andere schon Logis in Beschlag genommen, indem die schöne Gegend um Dürkheim, besonders wegen dem gesunden stärkenden Klima bekannt, auch selbst in geringen Weinjahren ohne ausgezeichnete Trauben stets so viele Fremde anzieht, daß man schon in Kurzem in Dürkheim den Anfang zu einer jedenfalls glänzenden Saison sehen wird; in diesem Jahre noch beginnt man mit den Anlagen und Einrichtungen zu dem von unserem geliebten Landesvater begünstigten Soolbade, und da es dem reichen Dürkheim nicht an Mitteln fehlt, Alles zum Gelingen eines Bades auszuführen, so werden wir daselbst schon in den nächsten Jahren — weil gesundes Klima, reizende Gegend und gute Trauben dazu berechtigen — so glänzende Saisons erleben, daß man genannte Stadt den berühmtesten Kurorten an die Seite stellen und unsere Pfalz stolz darauf seyn wird.

Frankfurt a. M.

In diesen Tagen sind es 26 Jahre, daß unser beliebtes Localluststpiel: „Der alte Bürgercapitain" zum Erstenmal auf hiesiger Bühne gegeben wurde. Vielen wird es noch erinnerlich seyn, wie groß der Zudrang zu den Vorstellungen der mit so außerordentlichem Beifall aufgenommenen Novität damals gewesen. Hat sich nun auch der Reiz der Neuheit nach und nach verloren, so ist doch dies Localstück bis auf den heutigen Tag ein geschätztes geblieben, nicht nur, weil es ein Blatt aus Frankfurt's Sittengeschichte bildet und in dieser Hinsicht historischen Werth hat, sondern auch weil es voll von höchst ergötzlichem Humor und von ächter Komik ist. Es dürfte wohl Manchem die am 21. d. M. stattfindende Aufführung des Bürgercapitains als ein prunkloses Jubiläum willkommen seyn und es wird ihm vielleicht Vergnügen gewähren, sich bei dieser Veranlassung an vergangene Tage zu erinnern. Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß Fräul. Lindner in dieser Vorstellung das Lieschen zum letzten Male spielen wird, eine Rolle, in welcher sie die erste der Zeit nach war und die erste der Vortrefflichkeit nach bleiben wird. Die Natürlichkeit ihres Spieles und die Wahrheit ihrer Charakteristik in der genannten Leistung sind unerreicht und wer sich diese noch einmal beschauen will, der möge eine Vorstellung nicht versäumen, welche in den angedeuteten Beziehungen volle Berechtigung findet.

— Die Direktion der Aachen-Münchner Feuer-Versicherungs-Gesellschaft macht bekanntlich von gewissen Ueberschüssen ihrer jährlichen Dividende den schönsten Gebrauch, indem sie solche dazu verwendet, öffentlichen Wohlthätigkeits-Anstalten und sonstigen gemeinnützigen Vereinen namhafte Summen zur Unterstützung zufließen zu lassen. So ist dieses Jahr auch die Wittwen- und Waisen-Kasse der Handlungs-Commis in Frankfurt a. M. mit der Summe von fl. 670 von ihr bedacht worden, welche dieser Anstalt durch die Vermittlung der Herren Wm. Mumm u. Söhne ausgezahlt wurden. Dieses sehr bedeutende Geschenk mußte unter den Betheiligten die lebhaftesten Empfindungen freudigen Dankes erwecken, um so mehr, als die ansehnliche Gabe zur festeren Begründung einer noch jungen Anstalt beiträgt, durch deren Errichtung einem bisher nur zu oft gefühlten Bedürfnisse abgeholfen wird, wie sie sich denn auch der menschenfreundlichsten Theilnahme bei dem größten Theile des hiesigen Handelsstandes zu erfreuen hatte. Diese Theilnahme gab sich reichlich bei der zu Gunsten der Stiftung vor Kurzem veranstalteten Einsammlung von Beiträgen kund, wobei nur ein kleiner Theil der hiesigen Handlungshäuser seine Betheiligung ganz ablehnte; bei weitem die Mehrzahl der achtbarsten Handelshäuser haben mit wohlwollender Billigung und Aufmunterung ihre Firmen der Subscriptionsliste angereiht. Ueber den Gesammtertrag dieser letzteren ist eine sichere Schätzung bis jetzt nicht zulässig, da sie noch unter der ehrenwerthen Klasse des hiesigen Handelsstandes circulirt und wahrscheinlich noch viele edle Beförderer der wohlthätigen Anstalt den bisherigen sich anschließen werden. Es handelt sich dabei um die Gründung eines für alle Zeiten bleibenden Stiftungsfonds, dessen Früchte gewiß immer zu wahrhaft segensreichen Spenden werden, und diese Betrachtung hat wohl auch die hochachtbare Direktion der Eingangs genannten Gesellschaft bei der so dankenswerthen Zuwendung geleitet. Möchte das schöne Beispiel häufige Nachahmung finden!

Ueber die Colonisation von Texas.

Dem Dr. Freihrn. v. Preuschen diene, in Beantwortung seines Artikels in der Didaskalia vom 18. August, zur Nachricht, daß die angeblichen Mittheilungen, die er in Betreff von Emigranten, welche dem Banquier des Vereins zum Schutze deutscher Einwanderer in Texas ihr Geld anvertraut haben sollen, in diesen Blättern kürzlich gefunden haben will, in denselben keineswegs enthalten sind, daher von dem obengenannten Einsender fraglichen Artikels offenbar erdichtet oder falsch aufgefaßt wurden. Bei dem Banquier des Vereins wurden auch niemals Gelder von Einwanderern deponirt, daher ihm denn auch eine Rückerstattung überhaupt nicht obliegen konnte. — Daß übrigens der Verein seine gegenüber den Einwanderern eingegangenen Verbindlichkeiten stets erfüllen wird und im Stande ist, solche zu erfüllen, dafür bürgen die Namen der hohen Mitglieder dieses Vereins und der Dr. Freihr. v. Preuschen möge sich darüber ganz beruhigen.

Der Banquier des Vereins zum Schutze deutscher Einwanderer in Texas.

Main-Wasserwärme: 21. August, Morgens, 8 Uhr: 16 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Freitag, 21. August. Der Arrestant, Oper in 1 Act, Musik von Domenico della Maria. Hierauf: Der alte Bürger-Capitain, oder: die Entführung, ein Frankforter heroisch-borjerlich Lustspiel in 2 Abth.

Samstag, 22. August. (Neu einstudirt): Wilhelm Tell, große Oper in 4 Abth., Musik von Rossini.

Redakteur J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rehm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 232. Sonntag, den 23. August 1846.

Am Abend.

(Von Wilh. Wagner.)

Die Zeit vergeht dem Einen, wie dem Andern.
Es wird von ihr kein Sterblicher verschont,
Ob er sich eilet, Länder zu durchwandern,
Ob er daheim in enger Zelle wohnt,
Ob er ein Schiff auf hoher Meerfluth leitet,
Ob eine Heerde er im Thal bewacht,
Ob mit der Feder, mit dem Schwert er streitet,
Ob ihn der Zufall reich, ob arm gemacht;
Die Zeit vergeht im prunkenden Gemache,
Im Marmorsaal und unterm Hüttendache.

Die Zeit vergeht, und wann ein Tag geschwunden,
So ist der Bettler, wie das Fürstenkind,
Um so viel näher seinen letzten Stunden,
Die unabweislich, unabwendbar sind.
Sie kommen, ob du ihrer zu vergessen
Im lauten Weltgewühle dich bemühst,
Ob du besonnen deine Bahn gemessen,
Ob kalt dein Herz, ob du begeistert glühst,
Ob du geschwärmt bei lustigen Gelagen,
Ob schwerer Arbeit Bürde du getragen.

Die Zeit vergeht, doch ist ihr Tritt so leise,
Daß ihn kein Ohr vernimmt, und Blumen deckt
Sie auf die Spuren ihrer eil'gen Reise.
Der Mensch vergißt, wann ihn der Morgen weckt,
Was gestern war, und neue Lust zum Leben
Erwachet mit erneutem Sonnenschein;
Mit neuer Kraft beginnet er zu streben
Und sich dem neuen Tagewerk zu weih'n.
Wie wir auch rasch dem Ziel entgegengehen,
Ein jeder Tag ist neues Auferstehen.

Die Zeit vergeht. Was nützet uns die Klage?
Sie wird nichts ändern; rückwärts führt kein Pfad.
Bezeichne jeden deiner flücht'gen Tage
Mit einer guten, gottgefäll'gen That,
Mit einem Werk der Liebe und der Treue,
Mit einem Trost, den Weinenden gebracht,
Mit einer stillen Freude ohne Reue,
Mit einer Geistesblüth', dir neu erwacht!
Dann geht der Tage keiner dir verloren,
War er auch nicht zu Großem auserkoren.

Die Zeit vergeht, — auch heut' ist sie vergangen,
Du weilst im Garten unter Blumenduft.
Ich trete zu dir. — Tausend Sterne prangen;
Erquickung hauchet die balsam'sche Luft.
Wie schön ist's hier, — und schöner noch dort oben!
Was ist ein Tag im Ocean der Zeit?
Wir fühlen uns beseligt und erhoben
Von jener Welten Unermeßlichkeit.
Ein Tag vergeht, ein and'rer wird geboren.
Zu ew'gen Bahnen ist der Geist erkoren.

Marie.

Manuscript von M. N . . .

(Fortsetzung.)

III.

Des Capitains Leben.

Quand on a tout perdu, quand on est sans espoir
La mort est un opprobre, la vie un devoir.
Voltaire.

Ich habe Alles verloren, ich bin ohne Hoffnung, darum soll ich leben; denn in diesem Falle sey der Tod ein Schimpf, das Leben eine Pflicht, meint Voltaire. Der scharfsinnige Philosoph mag wohl nie gefühlt haben, was es heißt: Alles verloren haben, ohne Hoffnung zu seyn. Und doch hat er recht: Selbstmord bleibt immer die Handlung eines Feiglings. Aber den Tod suchen auf dem Felde der Ehre, einen ehrlichen Soldatentod, das muß Dem erlaubt seyn, den keine heilige Pflicht an das Leben bindet, der ganz allein steht mit seinen Schmerzen, mit der fürchterlichen Erinnerung der Vergangenheit, ohne Hoffnung einer Zukunft. Und ich stehe allein, ohne Eltern, ohne Geschwister, ohne ein Herz, das Theil nimmt an meinem Schmerz; denn das eine Herz, das mein war, liegt wohl längst gebrochen im Grabe.

Doch will ich in diesen Blättern noch ein Mal alle Freuden, alle Leiden vor meine Seele rufen; vielleicht fallen sie einst in die Hand eines Menschen, der mild und schonend meine Fehler beurtheilt und von meinem Andenken die Schmach nimmt, die ein hartes, unerbittliches Gesetz schonungslos im Vaterlande auf mich gehäuft. Wir Menschen sind ja überhaupt geneigt, den Todten milder zu richten; der Tod sühnt meistens, was das Leben verbrochen, und wo dem Lebenden Haß und Verachtung, schenkt man dem Todten Mitleid und Nachsicht.

Es waren schöne Tage, — die Tage meiner Kindheit. Treue Eltern wachten über dem wilden, ausgelassenen Knaben, den kaum des Vaters Strenge, der Mutter milder Ernst zu zügeln vermochte. Trotz dieser Heftigkeit und Ausgelassenheit lag dennoch

ein gewisser Kraft schon in der Seele des Knaben, und eine gewisse Sucht nach Auszeichnung, die sich — ich gestehe es offen — trotz aller Kämpfe nie ganz verlor. Selten theilte ich die Spiele meiner Jugendgenossen; ich erinnere mich noch heute, daß sie mir immer fad und leer vorkamen. In den geheimsten verborgensten Tiefen meiner Seele lag schon damals ein gewisses Etwas, dem ich keinen Namen zu geben wußte, eine Sehnsucht, die ich noch nicht einmal begriff, und die später in der unendlichsten seligsten Befriedigung mich zu dem glücklichsten Sterblichen machte, bald aber den Keim zu den namenlosen Leiden legte, dem fortan mein ganzes Leben gehörte. Wie die Natur mich mit reichen Talenten begabt hatte, hatte sie auch wilde, stürmische Leidenschaften in meine Brust gelegt, die sich immer stürmischer entwickelten. Von Jugend auf für den Militärstand bestimmt, hatte ich mir mit Leichtigkeit die dazu nöthigen Kenntnisse angeeignet, und noch sehr jung, trug ich schon die Epauletten des Offiziers. Die Erziehung im elterlichen Hause hatte mir alle Eigenschaften verliehen, die in dem Umgange mit der sogenannten höheren Welt irrigerweise so sehr überschätzt werden, und so bewegte ich mich mit Leichtigkeit in ihren Kreisen, deren Oberflächlichkeit mir bald nicht mehr genügte. Ich gehe schnell über jene Zeit hinweg; denn noch jetzt fühle ich, wie ein Erröthen die Stirne des Mannes überzieht, wenn ich daran denke. Alle Laster unserer modernen Jugend waren bald die meinigen geworden, bei meiner Leidenschaftlichkeit um so heftiger hervortretend, als die Leichtigkeit des konventionellen Tones, den ich mir angeeignet hatte, mir ihre Ausübung erleichterte und mich in den Stand setzte, sie unter dem mystischen Schleier äußerer Ehrbarkeit zu verbergen. Bald hatte ich den Glauben an Gott und die Menschen verloren, die Tugend schien mir nichts zu seyn als ein leeres Phantom, und ein leiser Ekel gegen das Leben erfüllte meine Seele. Ich zog mich von den öffentlichen Vergnügungen zurück, legte mich mit der ganzen Energie meines geistigen Wesens auf ernstere Studien, und besuchte nur hie und da kleine und vertrautere Familienkreise, doch auch diese selten.

Man hat in unserer Zeit die sogenannte „Zerrissenheit“, die ein Typus unserer Zeit geworden, als Affektation zu belächeln und zu verspotten gesucht. Ich glaube mit Unrecht; sie scheint mir im Gegentheile nur eine unbedingt nothwendige Folge unserer krankhaften gesellschaftlichen Zustände zu seyn. Dieser „Weltschmerz“ ist begründet in dem frühen Hingeben an unedle Genüsse und Freude, die bald blasiren und dann — auch in Folge unserer Natur — unter den sentimentalen heuchlerischen Schleier edlerer Sehnsucht versteckt werden, da Niemand als abgelebter Roué verachtet, Jeder dagegen als unverschuldet Unglücklicher beklagt werden will. Es ist ein gewisser Nimbus, mit dem sich die kraftlosen Mondscheinnaturen unserer jungen Leute umziehen, die Lage, in die sie sich stolz wie der sterbende Brutus verhüllen, um, nicht wie jener große Römer, edle Thränen über den Verfall der vaterländischen Größe, sondern feige Klagen über den Untergang verschwendeter Kraft und ihres erbärmlichen Nichts zu verbergen.

Eine edlere, kräftigere Natur wird ihm nie anheimfallen; in ihr äußert sich der Verlust der Jugendideale ganz anders. Es entsteht ein verzweifelter Kampf, der wohl Wunden schlägt, aber nur zu neuen Anstrengungen reizt. Ueberhaupt kann eine edle Natur sich nie ganz verläugnen, und wenn glückliche äußere Verhältnisse ihr zur Seite treten und manches bessere im Hintergrunde der Seele schlummernde Gefühl zum Leben wecken, wird sie sich bald mit erneuter Kraft erheben und schöner entfaltet siegreich aus dem Kampfe hervorgehen.

Und welches Gefühl könnte schützender und läuternder auf unsere Seele wirken, als eine reine, edle Liebe. Auch mir ward dieses Glück zu Theil, auch mir die Seligkeit, ein edles, reines Wesen mit der Kraft meines ganzen Seyns zu lieben und geliebt zu werden. Hat auch eine Ewigkeit von Leiden in dieser Liebe ihre Entstehung gefunden, so danke ich doch noch jetzt Gott aus voller Seele für jenes Gefühl, das erwärmend und strahlend die tiefe Nacht meines Lebens erhellte.

In einem jener vertrauten Kreise traf ich eines Abend ein junges, in der ersten Blüthe des Lebens stehendes Mädchen, dessen einfaches ungekünsteltes Betragen mich ansprach. Marie W. war eines jener Wesen, die, ohne gerade schön zu seyn, doch unendlich anziehend und reizend sind. Ein feines blasses Gesichtchen, umspielt von zarten blonden Locken, empfing durch den sinnigen Ausdruck der schönsten dunklen Augen jene Schönheit höherer Art, die mehr geistiger Natur ist, und daher von Wenigen gewürdigt wird. Ein einfaches Trauerkleid, das Marie für den jüngst verstorbenen, geliebten Vater trug, erhöhte den blendenden Teint und ließ ihren schlanken, edlen Wuchs erkennen. In ihren Zügen lag zugleich Ernst und Milde, und über ihr ganzes Wesen war jene schmerzliche Weichheit ausgegossen, welche verrieth, daß ihre Trauer nicht bloß äußerlich sey, sondern aus ihrem tiefen Herzen hervorgehe.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ausstellungssäle im Städel'schen Institut.

Es wäre wohl der Mühe werth, und die Künstler, so weit sie die öffentliche Meinung nicht verschmähen, könnten darauf Anspruch machen, daß unter dieser Rubrik regelmäßig die neuen Erscheinungen in der Malerei besprochen würden, die uns in den Räumen unsers Kunstinstitutes von einheimischen oder fremden Künstlern dargeboten werden. Aber theils erscheinen, seit die großen Ausstellungen aufgehört haben, die tüchtigen Bilder so vereinzelt, daß die Besprechung derselben eine gar zu aphoristische werden müßte, theils ruft man leicht kleinliche Verstimmungen hervor, wenn man eben, wie es doch natürlich ist, nur das Bedeutende heraushebt, oder geräth in die noch schlimmere Gefahr, durch allgemeine Nennung und Lobspendung langweilig zu werden. Wir achten die Zeit und gute Laune des Publikums zu sehr, als daß wir es an Unbedeutendem langweilen möchten, und halten es für ein zu undankbares Geschäft, zu tadeln; daher beschränken wir uns auf Das, was in der That Beachtung verdient.

Ein bewundernswerthes Bild sind „*die heimkehrenden Schnitter von Professor Becker*.“ Drei große Bilder dieses Meisters haben wir seit 7 — 8 Jahren hier gesehen, alle drei dem höheren Genre angehörend, edel in den Motiven, groß in der Ausführung. Die beiden ersteren zeigten in ihren Motiven viel Aehnlichkeit; ein plötzlich hereinbrechendes Unheil malt in den mannichfaltigsten Abstufungen seine Schrecken auf den Gesichtern der herbeigeeilten Gruppe. Dort hat bei schwerem Wetter der Blitz im heimischen Dorfe gezündet, Schnitter und Schnitterinnen sind zusammengeeilt und wissen im ersten Moment des Schreckens noch nicht, was zu thun sey. Hier hat der tödtende Strahl den Schäfer getroffen, Mäher und Mäherinnen, schaurig beleuchtet von der lodernden Eiche, umstehen das hingestreckte Opfer. Das Unheil tritt hier nahe an uns heran; wir sehen dem Tod ins starre Antlitz, wir hören den Entsetzensschrei des unglücklichen Weibes; das an der Leiche des Mannes zusammenstürzt; in namenloser Angst suchen wir selbst Trost und hülfsbedürftig weilt unser Auge gerne auf dem gottvertrauenden Alten. In beiden Bildern nimmt die Landschaft einen bedeutenden Platz ein; sie stellt sich als wesentliche Bedingung neben die Gruppe, um mit ihr zusammen zu wirken. Besonders in dem letzteren Bilde tritt uns die vernichtende Gewalt des Elementes in der Natur fast eben so grausenhaft entgegen, wie in dem Menschen. In den *heimkehrenden Schnittern* hat der Künstler eine neue Stufe betreten. Die Landschaft tritt ganz zurück und die Luft wirkt als Medium an ihrer Stelle. Sie ist zu brillanten

Effekten benutzt, aber ihre Wirkung ist ungesucht und man wird sich dessen kaum bewußt, wie dieser warme, heit're, sonnendurchglühte Abendhimmel die Freude der Scene verklärt. Es ist wie in einem Melodrama; während Wort und Handlung uns ganz gefesselt hält, trifft die Musik unser Ohr wie das Echo unserer laut gewordenen Empfindungen. So ruht hier auf der Scene selbst unser ganzes Interesse, und diese Scene spricht so laut und natürlich, so durchaus wahr und zusammenhängend, daß die Erklärung eben auch nur wieder ein leises, bescheidnes Echo des Bildes werden kann. Das heiße Tagewerk ist geendet; hoch aufgethürmt stehen Schwaden auf den leeren Feldern; Schnitter und Schnitterinnen ziehen heim zum Dorfe; was zusammen gehört, hat sich zusammen gefunden; das wonnige Gefühl des Feierabends verklärt Alles, was sie thun, und ist gleichsam der durchklingende cantus firmus, das, was Einheit in die Mannichfaltigkeit bringt. Den Zug eröffnet ein kräftiges Paar, das in Sonnenschein und Sturm schon eine große Strecke des Lebens durchwandelt hat; Last und Lust haben sie mit einander getheilt; die Mühe war leicht vergessen, denn die süße Frucht derselben, die wohlerworbene, erfüllte sie mit dauernder Freude. In den frisch und fröhlich heranwachsenden Kindern fließt ein Quell der Freude, unerschöpflich wie die Liebe in ihrem Herzen. Jetzt ist der süße Abend gekommen, wo sie sich nach dem heißen Tage wieder erfrischen können an diesem klaren Quell. Die älteren Kinder sind schon mit auf's Feld gezogen und haben nach Kräften geholfen. Aber das Kleinste, das mit der großen Schwester zurückgeblieben, ist im Dorfe, es muß auch dabei seyn. In der Schaar der Kleinen, die den Aeltern entgegen kommen, wird es von der Schwester voraus getragen. Jetzt ist's wieder bei der lieben Mutter; Sichel und Tuch wegwerfend, hebt diese den kleinen Liebling hoch in die Luft; es ist uns, als ob wir ihr hoch aufjauchzendes Herz sähen. Zappelnd streckt das Kleine die Händchen dem Vater entgegen, der mit den Fingern schnalzend, seine Freude laut werden läßt, und die Wärterin des Kindes, die ältere Schwester, schmiegt sich, zufrieden in dem Gefühl, das Kleine treu gepflegt zu haben, an die Mutter und schaut mit Innigkeit hinauf zu ihrem freudestrahlenden Antlitz und zum zappelnden Pflegling. Wie komisch ernst und gravitätisch glotzt der dicke Bursche in dem bürgermeisterlichen Rocke in die Scene herein und vergißt darüber fast sich selbst und warum er gekommen. Hinter den glücklichen Eltern ziehen singend zwei schmucke Dirnen. Ihnen ist der Gesang Erholung und Genuß nach der Mühe; die blonde, hochgewachsene mit dem feinen Gesichte, die den Kopf emporhebt, fast zurückwirft, singt die Melodie; Haltung und Mienen zeigen klar, wie ihr Herz emporjubelt mit der Stimme; die ältere, dunklere, derbere Nachbarin begleitet die Melodie und lauscht deßhalb mit sanft geneigtem Haupte den Gängen derselben, damit sich ihre Stimme ja recht rein und schmiegsam mit der der Freundin vermähle. Der stattliche Bursche aber neben ihr, der ein wenig zurückbleibend zur Seite schaut, hat nur Auge für die schöne Blonde und labt sich unbemerkt von ihr an ihrem blühenden Reize. Hinter ihnen und ihrer lauten Freude zieht ein seliges Paar. Ganz versenkt in das Glück, geliebt zu seyn, wandelt das Mädchen, umschlungen vom Arm des Geliebten, in sich sinnend dahin, während den Burschen sein Glück zu kecker Lustigkeit hintreibt und er jauchzend den Hut schwenkt. Eine Gruppe anderer Art hat sich dem Paare zur Seite gebildet. Die Großmutter, die rüstige, ehrwürdige Alte, hat auch tüchtig mitgeschafft; ihr gebräuntes, glänzendes Gesicht gibt ihr das Zeugniß, daß sie nie Sonne und Wetter gescheut hat. Und sie ist auch jetzt noch in den Feierabend hinein thätig; ihr Genuß ist die Arbeit; sie läßt sich's nicht nehmen, den prächtigen Klee selbst heimzufahren, und als spotte sie der Last, hat sie den Enkel noch dazu aufgeladen. Drollig ernst sitzt der von Gesundheit strotzende flachshaarige Bursche auf dem blumigen Klee und dünkt sich, trotz der unsanften Bewegung des schütternden, stoßweise mit jedem Schritt fortrückenden Schubkarrens so glücklich, wie Einer in der Welt. Sein älterer Bruder leistet, vor den Karren gespannt, der Großmutter Beistand, und vergißt auch nicht die Sichel und das Tuch aufzuheben, welche die Mutter hingeworfen hat, um den jüngsten Liebling zu herzen. Ueberall muß die geschäftige Alte seyn; die Enkelin zur Seite hält ihr ja so lieb die gepflückten Mohnrosen hin, die muß sie doch freundlich ansprechen, und auch die liebliche, arme Ruth, die Aehrenleserin, die ihr freudig die gesammelte Garbe zeigt, auch sie muß mit herzlichem Zuspruch erquickt werden. So ist Leben und Heiterkeit überall, und hinten aus der Höhle ziehn noch in Schaaren die Paare herbei; sie dehnen, wie der kleine Bürgermeister auf der andern Seite, die Scene weit über den Rahmen aus und lassen der Phantasie den reichsten Spielraum.

Ja, das ist Erntezeit, das ist Schnitterfreude, wie sie aus Overbeck's Liedern jauchzt und hier rein und edel uns entgegen tritt. Veredelt? Ja, oder auch nein! In ihren Brennpunkten aufgefaßt, wie das ja die Kunst soll, die an der gemeinen Wirklichkeit, wie wir es dicht bei im andern Saale sehen, scheitern muß. Aber sie ist hier, wie in der Dichter Liedern, doch innerlich wahr, wenn auch äußerlich verschönt, vielleicht in einzelnen Gestalten und selbst in dem Beiwerk zu glänzend und ideal dargestellt, und darum nur um so reizender und liebenswürdiger. Wir wollen zugeben, daß die beiden andern Bilder interessanter in ihrer Composition sind, wie denn Leidenschaft, sey es im Natur- oder Menschenleben, immer mehr Abstufungen hat und in geistreicher Darstellung auch mehr fesselt. **Das vom Blitz entzündete Dorf**, wie wir kurz jenes erste, herrliche Bild nennen wollen, dem wir allerdings hinsichtlich der Composition den Preis zuerkennen, und **der erschlagene Schäfer**, das, wenn auch in Composition sich sehr an jenes anlehnend, doch durch den überraschenden Lichteffekt merkwürdig wirkt, sind ergreifende tragische Scenen, die mit immer erhöhetem Interesse angeschaut werden. **Die heimkehrenden Schnitter** sind ein Bild voll sonniger Freude, das in seinen Motiven nicht die Mannichfaltigkeit hat, wie jene, und nicht in jeder Stimmung gleich wirkt, sondern mit sonnigem Gemüthe angesehen seyn will, um in seiner ganzen, edeln Schönheit erkannt und genossen zu werden. Dies Bild als Pendant zum erschlagenen Schäfer würde in unserer Gallerie Becker's Eigenthümlichkeit würdig repräsentiren.

Ueber die Technik des Bildes brauchen wir nichts hinzuzufügen. Jeder fühlt, wie die Wahrheit erreicht ist, wie die Gestalten rund und lebendig hervortreten, wie Zeichnung und Farben vollkommen Das aussprechen, was der Künstler gewollt hat. Es ist in den Farbentönen das kühnste Bild, das Becker gemalt hat; wir erinnern uns keines Bildes, in dem die Gluth der Abendsonne ohne grelle Effekte so Alles durchdrungen und durchröthet hat. Jedes Bild würde daneben kalt erscheinen. Doch vom künstlerischen Standpunkte das Bild zu besprechen, ist nicht unsere Sache. Wir wünschen dem wackern Künstler Glück, daß er der gewagten Aufgabe in so glänzender Weise Meister geworden ist.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Von H. **Andersen** lieblichem Bilderbuch ohne Bilder ist eine neue Uebersetzung von **Gottfried von Leinburg** erschienen (Druck und Verlag von Heinrich Ludwig Brönner, Frankfurt a. M.). Der freundliche Mond blickt durch das Fenster eines einsam wachenden Dichters und erzählt ihm Allerlei von dem, was er am heutigen oder an früheren Abenden gesehen hat, wie er hier mit den Fröhlichen sich gefreut, dort mit den Trauernden getrauert, wie er hier ein glückliches, dort ein unglückliches Liebespärchen besucht, wie er hier über die weiten Schneegefilde des

Nordens, dort über die blühenden Orangenhaine des Südens hingezogen, wie er hier einem Matrosen auf hoher See Grüße aus der Heimath gebracht und dort einem Gefangenen Trost und Hoffnung zugelächelt hat. Die kleinen Geschichten und Skizzen sind eben so bunt und wechselnd, als sinnig und anmuthig, und das freundliche Mondbüchlein dürfte besonders den schönen und gemüthlichen Leserinnen angenehme Unterhaltung und Vergnügen bereiten.

Die Eisenbahn zwischen Frankreich und Piemont wird einen Tunnel durch den Mont Cenis nöthig machen, der an 3 Stunden (11 Kilometer) Länge hat und 7 Jahre Arbeit erfordert. Die Kosten für den Bau der Durchbruchmaschinen (Schilde), welche an beiden Seiten des Berges zugleich in Thätigkeit gesetzt werden sollen, werden allein auf 2 bis 3 Millionen Francs angeschlagen.

Ein Pariser Witzblatt sagt in Bezug auf die schauerliche Katastrophe auf der Nordbahn: Aus den darüber angestellten Untersuchungen ergiebt sich klar, daß weder die Regierung noch die Eisenbahn, weder die Wagen noch die Schienen ein Vorwurf trifft; es kann demnach Niemand an dem ganzen Unglücke Schuld seyn, als die ertrunkenen Passagiere, und es ist ein großes Glück, daß sie todt sind, weil sie sonst zu schwerer Verantwortung gezogen würden.

Der Aufsatz des N. aus M. kann nicht eingerückt werden.

Literatur.

Sagen und Geschichten der Stadt Baden im Großherzogthum und ihrer näheren und entfernteren Umgebungen in poetischem Gewande, gesammelt, bearbeitet und mit Anmerkungen begleitet von Eduard Brauer. Karlsruhe, G. Braun'sche Hofbuchhandlung.

In dieser freundlichen Sammlung bietet uns der Herausgeber einen wohlgewählten Kranz heimischer Sagen, welche sich nicht nur auf die allernächsten Umgebungen Badens beziehen, sondern auch auf Gegenden, die etwas weiterhin nach Norden und Süden vorrücken. Das Büchlein zerfällt in drei Abtheilungen, deren erste Baden und seine nächsten Umgebungen bespricht. Die zweite hat es mit den Sagen im Süden von Baden zu thun, während die dritte solche Sagen enthält, die sich auf Orte beziehen, welche von Baden nördlich gelegen sind. Von dem Herausgeber selbst sind viele Sagen trefflich bearbeitet. Außer seinem Namen begegnen wir noch den Namen vieler ausgezeichneter Dichter. Wir nennen nur Uhland, Simrock, Kopisch, die beiden Stöber, Chamisso, Fr. Otte, Maltitz, Schenkendorf, Mörike u. A. — Was der Inhalt der Gedichte nicht geben konnte, das suchte der Herausgeber in den Anmerkungen zu vervollständigen, welche mit vielem Fleiße und sorgfältiger Benutzung der Literatur bearbeitet sind, so daß wir diese kleine Sammlung allen Reisenden nach Baden als einen freundlichen poetischen Wegweiser — der prosaischen gibt es nur zu viele! — auf's Beste empfehlen können. Dann ist sie aber auch ein werthvolles Scherflein zur Kenntniß heimischer Sagen. Der Hr. Verleger hat für eine würdige Ausstattung des freundlichen Büchleins Sorge getragen. K.....

Korrespondenz.

Mainz, 20. August.

Am 1. d. Mts. starb der in rabbinischer Literatur hochgelehrte Rabbi L. Ellinger in Mainz. In dieser Stadt geboren, widmete er sich frühzeitig der jüdischen Theologie, und daß er dieses mit großem Erfolge that, beweis't sein Vicariren unter dem berühmten Rabbi H. Scheier, dem er bald nach seinem Tode im Amte folgte und die Stelle als Rabbinatsverweser, bis zu seinem im 73. Lebensjahre erfolgten Ende, mit Treue, Redlichkeit und dem besten Willen für alles Gute bekleidete. Sein Wirken als Lehrer ist ein ausgezeichnetes zu nennen, indem er eine große Anzahl Schüler in der jüdischen Theologie ausstellte; eben so ausgezeichnet war auch sein Charakter und fleckenloser Lebenswandel, seine herzgewinnende Freundlichkeit, Güte und Uneigennützigkeit, die ihm die Neigung Aller, die ihm nahe kamen, gewannen. In seinen kräftigen Lebensjahren stand er an der Spitze fast aller Wohlthätigkeitsanstalten, die er theils in's Leben rief, theils bedeutend förderte; bis zu seinem Tode aber blieb er Direktor des Krankenverpflegungsvereins. Die Liebe, die er sich im Leben erworben, zeigte sich deutlich bei seinem Leichenbegängnisse, dem fast alle Gemeindeglieder folgten und dem auch der Hr. Bürgermeister beiwohnte. Das Höchste, was sich der Mensch hieniedrn erwerben kann, ein liebevolles Andenken in dem Herzen Anderer, wird ihm gewiß im hohen Grade zu Theil! *)

Offenbach, 16. August.

Obgleich die verehrl. Redaction der Didaskalia den Wunsch ausgesprochen, eine Streitsache beendet zu sehen, welche durch eine sogenannte „Beleuchtung" in Nro. 223 dieser Blätter wieder aufgefrischt wurde, so ist dennoch ein letztes Wort von unserer Seite nothwendig und wir erwarten gerade von der Unparteilichkeit der Redaction, daß sie diese Berichtigung baldigst erscheinen lasse. — „Jeder, der unbefangen und mit den Verhältnissen und Personen bekannt ist, kann über die Tendenz des oben angezogenen Artikels „Beleuchtung" nicht zweifelhaft seyn", so können auch wir unsere Vertheidigung beginnen und wohl mit größerem Rechte, denn es geht aus dieser „Beleuchtung" sonnenklar hervor, daß deren Verfasser weder „unbefangen", noch auch mit den Verhältnissen bekannt ist. Wir möchten sogar dreist behaupten: diese „Beleuchtung" ist nicht aus der Feder eines hiesigen Einwohners geflossen, denn wir wüßten nicht, wer die hiesigen Verhältnisse, vor den Augen der Welt, so zu entstellen geneigt seyn könnte. Fürchteten wir nicht, die Leser zu ermüden, würde es uns ein Leichtes seyn, den Vertheidiger selbst im Widerspruche mit seinen Clienten zu ertappen, begnügen uns aber mit der einzigen Frage: Liegt etwa in den Angriffen Reich's und Heber's gegen den Deutschkatholicismus und die protestantischen Reformfreunde so viel „Liebe" verborgen, daß ihr Vertheidiger sich darauf berufen darf? — Grade die Lieblosigkeit und Gehässigkeit, mit welcher sie auftraten, hat die, durch ihr eigenes Verschulden, längst entschwundene Anhänglichkeit, bei einer weit überwiegenden Mehrzahl der hiesigen Einwohnerschaft — etwa die Pietisten ausgenommen — in eine wahre Abneigung gegen sie und namentlich gegen ihre Lehre umgewandelt. Wir mißtrauen einer „Liebe", welche uns Raum und Recht auf deutscher Erde abzusprechen sucht, wie Heber gethan, und finden sonderbar, mit welchem Rechte man von uns fordern kann, was man selbst nicht gegen uns üben mag? Wie nichtig die Gründe unseres Gegners sind, geht daraus hervor, daß wir seine eigenen Worte zu seiner Bekämpfung anwenden können und, wie wir unsere Vertheidigung mit dem Eingange seiner „Beleuchtung" eröffnet, so wollen wir ihm und seinen Genossen zum Schlusse nun auch in seiner eigenen Sprache zurufen: „Mögen doch Diejenigen, die auf der Höhe christlicher Bildung stehen wollen und sich als deren Verfechter geriren, das erste Gebot des Christenthums, das der Liebe, bethätigen, dann würden sie der Sache, welcher dienen zu wollen sie vorgeben, gewiß mehr nützen, als durch lieblose Anfeindungen und Verdächtigungen!" — Paßt dies nicht vortrefflich? fragen wir die Leser.

*) Geifernder Haß gegen das Judenthum, wie er sich im Rhein. Beobachter bei dieser Gelegenheit unter Schaustellung eigner Ignoranz kund gibt, verdient keine Würdigung; Spott und Hohn fallen auf Den zurück, von dem sie ausgegangen.

Main-Wasserwärme: 22. August, Morgens, 8 Uhr: 15 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samstag, 22. August. (Neu einstudirt): **Wilhelm Tell**, große Oper in 4 Abth., Musik von Rossini.

Sonntag, 23 August. (Zum Erstenmale): **Stadt und Land**, oder: Der Viehhändler aus Oberösterreich, Posse in 3 Abth., von F. Kaiser, Musik von A. Müller.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 233. Montag, den 24. August 1846.

Marie.

Manuscript von M. R . . .

(Fortsetzung.)

In der That hatte Marie an dem Vater ihre einzige Stütze verloren, und ihr reiches Gemüth litt unendlich nun, den ganzen Schatz in sich verschließen zu müssen, den sie mit kindlicher Offenheit dem Heimgegangenen erschlossen hatte. Ihre Mutter, eine zwar wackere aber ungebildete Frau, verstand das sinnige Gemüth der Tochter nicht, und so stand die arme Waise geistig wenigstens allein in der Welt. Meine frühere Lebensweise hatte mir die Frauen nicht in dem günstigsten Lichte gezeigt, und dadurch war eine Leere in mir entstanden, die ich an diesem Abend zum erstenmale wohlthätig ausgefüllt sah. Dadurch mochte meine Stimmung weicher und theilnehmender seyn, und ich gab mich mit einfacher Herzlichkeit dem Gespräche mit Marie hin. Nach Hause gekommen, war mir die Erinnerung an meine Vergangenheit noch peinlicher, die ganze Nacht umgab das Bild des Mädchens mich in meinen Träumen, und ich fühlte am andern Morgen die Möglichkeit, noch glücklich zu werden, worauf ich längst verzichtet hatte. Ich ging öfters aus, um Marien zu sehen, sie wurde mir immer theurer, und nach einigen Monaten schlug die selige Stunde, in der sie mit einfacher kindlicher Offenheit das Geständniß meiner Liebe annahm und erwiederte. Jener Moment ist noch heute der Lichtpunkt, der mit seinem ewigen Glanze mein ganzes Leben umstrahlt und mich in meinem langen Leiden aufrecht erhält. Marie erschloß dem Geliebten die innersten Tiefen ihres Wesens, und ließ mich täglich mehr das Glück erkennen, ein solches Herz gewonnen zu haben. Mit Zustimmung unserer Eltern waren wir verlobt, und mit Sehnsucht sah ich dem Augenblicke entgegen, der mir die Geliebte durch die heiligsten Bande unauflöslich verbinden mußte, obwohl ich nicht läugnen kann, daß schon damals in einzelnen Stunden ängstliche Ahnungen in mir erwachten, die aber ein Blick, ein Wort, eine unschuldige Liebkosung meiner Marie bald verscheuchten. Sie hatten nicht gelogen.

Unsere Verbindung war für das kommende Frühjahr bestimmt, da die Trauerzeit abgewartet werden mußte. Plötzlich wurde mein Regiment in eine entfernte Gränzstadt versetzt, und unter den schmerzlichsten Gefühlen und den heißesten Schwüren ewiger Liebe schieden wir. Eine ununterbrochene Korrespondenz milderte den Schmerz des Getrenntseyns, wenn sie ihn auch nicht ganz zu bannen vermochte. Nach kurzer Zeit wurden Mariens Briefe seltener und kürzer, und als ich sie in den meinigen über den Grund fragte, mußte ich in den ihrigen bald eine ihrem ganzen Wesen fremde unnatürliche Zurückhaltung bemerken. Ich litt unendlich, aber mein Schmerz steigerte sich fast zur Verzweiflung, als ich den folgenden Brief von ihr erhielt. Marie schrieb:

„Meine Hand zittert, mein Geliebter, kaum kann ich die Feder halten, mit der ich mein Todesurtheil schreiben soll. Wir werden uns nicht gehören, man will uns trennen, trennen für ewig; man will Dich mir entreißen, mein Gustav, Dich, der meine Welt, meine Seligkeit ist. Meine Mutter hat ihre Einwilligung zu unserer Verbindung zurückgenommen, da ein anderer reicherer Mann als Du um meine Hand geworben hat. Also um eines elenden Glanzes willen soll ich geopfert werden! Meine Bitten, meine Thränen waren fruchtlos. In Deine Hände, mein Geliebter, lege ich mein Leben. Was Du auch beschließest, ich bin Dein, ewig Dein. Muß ich Dich verlieren, werde ich sterben. O gieb mir Trost, Rettung. Komm', komm' bald, gleich, und rette Deine

ewig treue Marie.“

In den ersten Stunden hatte ich die Besinnung verloren; bald aber wurde mir klar, daß ich um jeden Preis mir die Geliebte retten müsse. Liebe und Haß, kühne Entschlüsse und Verzweiflung stürmten wechselnd in meiner Brust. Marie mußte doppelt unglücklich werden, wenn sie auch den Verlust des Geliebten überlebte, da sie die Beute eines Ehrlosen wurde; denn nur ein Ehrloser konnte um die liebende Braut eines Andern werben und eine Verbindung erzwingen wollen, die zwei Menschen unglücklich machte. Gegen Mariens Treue hegte ich nicht den mindesten Verdacht, meine Liebe zu ihr hatte in dem gefürchteten Verlust nur einen wo möglich noch höheren Grad erreicht. Ich eilte zu dem Commandeur meines Regiments, und der erbetene Urlaub wurde mir nur mit Mühe ertheilt. Zwei Stunden später saß ich im Wagen, von tausend Gedanken und Entschlüssen bewegt, zwischen Hoffnung und Furcht schwankend, nur darin mit mir einig, die Geliebte nur um den Preis meines Lebens dem Nebenbuhler zu überlassen. In dem Wohnort meiner Braut angekommen, gelang es mir, eine heimliche Zusammenkunft mit ihr zu bewerkstelligen. Dies schien mir nothwendig, ehe ich einen entscheidenden Schritt unternahm. Es war ein schöner und zugleich schmerzlicher Augenblick, der mir meine Marie nach langer Trennung zum erstenmal wieder in die Arme legte. Stumm hielten wir uns lange umschlungen; aber nie werde ich vergessen, wie das bleiche Mädchen das leidende Gesichtchen von meiner Brust erhob und mich unter Thränen und dennoch mit hoffnungsstrahlendem Auge fragte: „Nicht wahr, Du rettest mich, mein Gustav? Es ist ja Alles gut, weil Du nun wieder bei mir bist. Du wirst Deine arme Marie nicht verlassen.“ Nach langer Ueberlegung begleitete ich Marien nach Hause, wir lagen zu den Füßen ihrer Mutter, unser heißes Flehen wurde zurückgestoßen, ich selbst mit kalter Höflichkeit gebeten, ihr Haus zu verlassen, ohne daß sie mir selbst die eine Bitte gewährte, einen anderen Grund für ihre Handlungsweise zu geben, als den, daß sie die beschlossene Parthie für das Glück ihrer Tochter für vortheilhafter halte, als eine Verbindung mit mir. Ich begreife selbst nicht, daß ich in jenen furchtbaren Augenblicken meiner selbst mächtig blieb; — es war die tödtliche Ruhe der Verzweiflung. Stolz stand ich der Frau gegenüber, die mir

ein Recht gegeben hatte sie zu verachten; ich erinnere mich nur noch, daß ich ihr sagte, sie könne durch ihre Weigerung zwar mich und ihre Tochter unglücklich machen; nie aber werde Marie einem Andern gehören, so lange ich am Leben sey. Dann schied ich nach einem schmerzlichen Abschiede, der selbst die harte Mutter zu rühren schien. Ich hatte Marien gelobt, den Versuch zu machen, Baron Neuberg, ihren jetzigen Bewerber, zu einem freiwilligen Abstehen von seiner Bewerbung zu bewegen, obwohl ich selbst nicht die mindeste Hoffnung hiezu hegte. Mein erster Gang war zu ihm. Er empfing mich mit der feinen, kalten Artigkeit eines Weltmannes, ohne jedoch von dem Gedanken, seinem Nebenbuhler gegenüber zu stehen, nur im mindesten bewegt zu scheinen. Diese Gleichgültigkeit, obgleich sie mich empörte, gab mir dennoch die Ruhe und Kälte wieder, die zu einem solchen Versuche unumgänglich nothwendig war. Mit Mäßigung und Ernst, mit der ganzen Wärme des Gefühls sprach ich es zu ihm; auch nicht ein Zug veränderte sich in diesem eiskalten Gesichte. Als ich geendet, lächelte er spöttisch und erwiederte in einem beinahe verächtlichen Tone:

„Und Sie glauben wirklich, mein Herr Lieutenant, daß ich großmüthig genug seyn würde, auf meine Rechte zu Ihren Gunsten zu verzichten?“

Nur mit Mühe hielt ich an mich und erwiederte ruhig und kalt:

„Ich glaube nicht, mein Herr Baron, daß hier von Großmuth und Rechten die Rede seyn kann. Rechte auf Fräulein Mariens Hand habe nur ich, wie Sie selbst wissen müssen, und es ist wahrlich nicht Großmuth, sondern nur Pflichtgefühl, wenn Sie von einer Bewerbung abstehen, die nicht einmal mit der Ehre eines redlichen Mannes sich verträgt, nachdem das Fräulein schon verlobt ist.“

„Es scheint also, mein Herr, daß Sie meine Handlungsweise für unehrenhaft halten?“ fuhr Neuberg heftig auf.

„Lassen Sie mich lieber glauben, daß Sie meine Rechte nicht genau kannten, als Sie Marien Ihre Hand boten,“ erwiederte ich gelassen.

„Sie waren mir bekannt, nur schienen Sie mir da keiner Berücksichtigung mehr werth, wo ich zu werben beschlossen,“ sagte der Baron hochmüthig und mit wegwerfender Miene.

„Dann, mein Herr, muß ich Ihnen sagen, daß Ihre Handlungsweise eben so ehrlos war, als Ihr jetziges Benehmen lächerlich ist. Sie haben mir übrigens durch das letztere nur die Mühe erspart, Sie auf andere Weise dahin zu bringen, mir die Satisfaktion zu geben, die ich von Mariens Anwerber hätte fordern müssen. Nur Einer von uns wird lebend den Platz verlassen. Nie soll Mariens Hand einem Unwürdigen gehören.“

„Wir werden sehen,“ entgegnete er kalt, und ich verließ ihn, um einen meiner Freunde aufzusuchen, der mich als Sekundant vertreten sollte. Bald brachte er mir des Barons bejahende Antwort mit der Bestimmung für den nächsten Morgen zurück. Ich ordnete meine Angelegenheiten und schrieb an die Geliebte, für den Fall ich auf dem Platze bleiben sollte. Mündlichen Abschied wollte ich nicht nehmen, da ich ihr schwerlich meinen Entschluß verbergen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ausstellungssäle im Städel'schen Institut.

(Schluß.)

Ein Galleriebild wie das Becker'sche verlangt ein detaillirtes Eingehen; von den übrigen, eben ausgestellten Bildern wollen wir kürzer berichten. Von Portraiten ist seit den von Ihlee und von Strahlendorf gemalten nichts Hervorragendes, ja nur wenig Namenswerthes ausgestellt worden. Im Genre sehen wir noch das liebliche Bild von Professor Becker: „der Sonntagsmorgen“, das wir früher schon besprochen haben. Der Kunstverein hat es für die diesjährige Verloosung angekauft; eben so eine Dorfscene von Jacob Dielmann, wie aus dem Leben herausgeschnitten, wie wir es von diesem scharfen Beobachter und naiv humoristischen Darsteller gewohnt sind, und mit bekannter Virtuosität ausgeführt. Daneben hängt von Burger, einem jüngeren, talentvollen Künstler, der sich nach Dielmann zu bilden scheint, eine Scene im Dorfe Falkenstein, die freundlich componirt und nett gemalt ist. Das Mädchen mit der Ziege, von Rumpf, in größeren Proportionen ausgeführt, ist ein sinniges Bild voll lieblicher Einfalt, sowie denn überhaupt die Bilder dieses jungen Künstlers, der sich Becker zum Vorbild nimmt, in ihrer naiv sentimentalen Composition und zarten Ausführung ein weiches Gefühl verrathen, entgegengesetzt der keck muthwilligen Weise, zu der Dielmann meisterlich den Ton anschlägt. Dielmann's frischen, übersprudelnden Humor bezeugt seine köstliche Dorfschmiede, von der das rheinische Taschenbuch einen Stich gebracht hat. Sie ist ein unvergleichliches Bild, und man weiß in der That nicht, wie der Kunsthändler, der sie besitzt, von dem Künstler verlangen kann, er solle das hölzerne Bein des fidel darauf loshämmernden Alten in ein gesundes verwandeln, oder wenigstens mit dem Schurzfell bedecken, und solchergestalt seinen eignen, flinken Humor an die Krücke bringen. Ein Genrebild von dem Kasseler von der Embde, der Knabe, der Rohrpfeifen schneidet, ist zwar nicht ohne Verdienst, doch nicht mit der gewohnten Tüchtigkeit ausgeführt, in den Gesichtern zu portraitartig verschönt und flach gemalt. Meisterhaft gemalt ist das Bild von Schmid aus Antwerpen, das im Freskensaale steht: der sterbende Mönch, der, von seinen Brüdern in die Kirche getragen, das Viaticum erhält. In wiefern diese Nachahmung alter Bilder zu loben sey, wollen wir dahin gestellt seyn lassen; ein Fortschritt in der Kunst wird dadurch schwerlich erlangt werden. In der Landschaft finden wir vor Allen von W. Pose, der in letzterer Zeit, seitdem er hier lebt, mehrere geistvolle italienische Landschaften ausgestellt hat, unter andern Taormina, das in die Prager Gallerie gekommen ist, die Gegend von Sorrenti, ein in seiner energischen Auffassung und kühnen Malerei ausgezeichnetes Bild. Für einen Künstler, der sich mit solchem Erfolg, wie Pose, der deutschen Natur in seinen Landschaften bemächtigt hatte, und, schon ehe er nach Italien ging, zu den tüchtigsten Landschaftern gezählt worden ist, mußte es eine Riesenarbeit seyn, sich in die italienische Natur hinein zu leben. Daß es ihm gelungen ist, zeigen seine Werke. Welche reizenden Formen in den fernen Bergen, welche harmonische Mannichfaltigkeit der Linien des über den Mittelgrund sich hindehnenden Meeres! Wie weich gebettet die Villa im vollen Glanze der Sonne daliegt, während sich im Vordergrunde schon die Dämmerung mit feuchtem Flügel niedersenkt! Und das tiefblaue Meer, wie besänftigend gegen das energische Licht, das den Mittelpunkt durchglüht und in immer sanfteren Tönen an den fernen Bergen verschwindet. Gewiß ein vortreffliches Bild! Und mit welchem feinen Schönheitssinne componirt! Der ansteigende Flügel zur Linken, mit breiten Kastanienbäumen bekränzt, am Fuße ein offnes Kapellchen; von den Bäumen, deren Gipfel nur noch beleuchtet sind, fallen tiefe Schatten auf den Hohlweg, aus dem eine Schaafheerde heraufzieht, und über den ganzen felsigen, von einem Bache durchzogenen Vordergrunde. Brillant gegen die kalte Färbung des Vordergrundes wirkt der zurückstehende Felsen mit den sonnerdurchblitzten Pinien, Orangen, Cypressen, und der reizenden Villa; hinter ihm zieht sich in langen Linien die duftige Campagna mit einzelnen Dörfchen und Villen bis zum Fuß des vorderen Gebirgs hin, und weit zur Linken, hinter ihr an hohem Horizonte, breitet sich der tiefblaue Spiegel des Meeres aus, das in seinen Buchten den Fuß der Berge kühlt und in ihrem rosigen Schimmer sanft wiederglüht. Am höchsten Horizonte steigen die kühnen Formen des Vesuvs auf, und über ihnen wölbt sich ein weicher mattge-

rötheter Himmel. Ein solches Bild läßt uns den Zauber ahnen, mit dem Italien Künstler und Nichtkünstler gefesselt hält. Von Funk stand der Chiemsee und eine kleinere Landschaft, wenn wir nicht irren, aus dem oberen Innthal aus, von denen wir nur bedauern müssen, daß sie so gar schnell wieder verschwunden sind. Namentlich der Chiemsee schien uns ein sehr werthvolles, fein ausgeführtes Bild zu seyn, das uns ganz den Eindruck des reizenden See's gab, den Rubens zum Schauplatz seines herrlichen „Ave Maria" gemacht hat. Reiffensteins Waldmorgen, vom Kunstverein angekauft, ist frisch und kräftig, wie die Natur dieses Künstlers; die Natur, die er scharf beobachtet, weiß er glücklich in seine Bilder zu bannen und auch in der Staffage klar abzuspiegeln. Eine Landschaftsscene von dem Münchner Melchior, die der Kunstverein zur Verloosung bestimmt hat, ist ein in Landschaft und Scene höchst gelungenes Bild, eigenthümlich gemalt, in der Art wie Kaufmann, sehr lebendig und schön. Auch de Jongbe's Landschaft, und der Mondschein, von Donny, sind tüchtige Arbeiten, ohne gerade besonders hervorzutreten. Sehr viel Talent verräth die größere Landschaft von Hoffmann, die, irren wir nicht, auch zur Verloosung kömmt. Soviel für diesmal. Wie wir hören, wird M. v. Schwind nächstens seinen Sängerkrieg auf der Wartburg, den er für das Institut gemalt hat, zur Ausstellung bringen; wir freuen uns, endlich ein großes Werk hier zu sehen, das geeignet ist, uns die überströmende Compositionsfülle und das kraftvolle Darstellertalent dieses Künstlers anschaulich zu machen.

Schließlich können wir es uns nicht versagen, unsere Freude auszusprechen über das steigende Künstlerleben in unserer Stadt. In allen Richtungen haben wir Meister als tüchtige, ja selbst erste Repräsentanten, die, wenn auch nicht, wie eben die Verhältnisse sind, an Einer Anstalt vereinigt, doch unter einander in regem Verkehr stehen und für Schüler und Meister bedeutende Anziehungspunkte sind.

Es wäre überflüssig, die allbekannten Namen hier nennen zu wollen, ohne von ihren neuesten Leistungen zu sprechen. Die Gelegenheit dazu wird sich hoffentlich bald finden. Einen bedeutenden Zuwachs wird unsere Künstlerwelt durch Lessing erhalten, der, wie wir mit großer Freude gehört haben, für unser Institut gewonnen ist.

Bei so erfreulicher Gestaltung der Dinge bleibt nur ein Wunsch: daß Das, was gerade die größten Meister schaffen, doch nicht vom Atelier fort in die Welt wandern möge, ohne auch hier, an dem Geburtsorte, der Oeffentlichkeit übergeben worden zu seyn. Der Kunstverein könnte sich in dieser Beziehung ein großes Verdienst erwerben, wenn er dies, was gewiß der Wunsch eines jeden Freundes der Kunst ist, vermitteln wollte. An der Bereitwilligkeit der Meister wird es wohl nicht fehlen. M.

Mannichfaltigkeiten.

Die „Wien. Allg. Th.-Ztg." berichtet, daß Mad. Gundy, früher erste Sängerin vom Theater in Frankfurt, am Theater an der Wien engagirt sey. Ihre Gesangsleistungen haben lebhaften Beifall gefunden, und in der, in diesen Tagen stattfindenden ersten Aufführung von Halevy's „Musketiere der Königin" wird sie die Parthie der Athenay Solange singen. Hr. Ditt hat in genannter Oper die Rolle des Olivier übernommen. — Fräulein von Marra aus Wien findet in Berlin allgemeine Anerkennung und wird in den Berichten der Vossi'schen Zeitung ausführlich und sehr günstig besprochen. — In der k. privil. Berliner Zeitung wird berichtet, daß der königl. hannover'sche Sänger Steinmüller mit seiner talentvollen Gattin (Minna Schrickel) sich dermalen in Paris befindet um hier die neuesten Opern, namentlich Halevy's mousquetaire de la reine und Flotow's Ame en peine zu hören. Halevy soll sich über Steinmüllers klangvolle schöne Stimme und ausgezeichneten Vortrag sehr beifällig ausgesprochen und dem deutschen Sänger zu Ehren eine musikalische Soirée veranstaltet haben; auch seyen demselben Anträge zu einem Engagement bei der großen Oper gemacht worden, die er aber abgelehnt habe, weil er mit seiner Stellung in Hannover zufrieden sey. — Von dem beliebten Claviercomponisten Czerny sind wiederum zwei neue Rondoletto's über Motive aus dem schwarzen Domino erschienen, welche den früheren nach Form und Gehalt als gefällige und gut gearbeitete Piegen sich anschließen. — Der österreichische Dichter Pannasch hat ein neues fünfactiges Lustspiel: „August der Dritte" vollendet, welches in Wien demnächst zur Aufführung kommen soll. Auch „Graf Waltron" kömmt dieser Tage im Theater an der Wien in der neuen Birch-Pfeifer'schen Bearbeitung zur Aufführung.

(Karlsruhe, 15. August.) Personenfrequenz und Gesammteinnahme auf der großh. badischen Eisenbahn im Monat Juli d. J.: Zahl der beförderten Personen 230,935; Einnahme an Personentaxen 130,450 fl. 59 kr., an unterwegs erhobenen Fahrtaxen 323 fl. 16 kr., an Gepäcktaxen 9966 fl. 5 kr., an Lagergebühren 149 fl. 45 kr., an Equipagentransporttaxen 4665 fl. 44 kr., an Viehtransporttaxen 2253 fl. 21 kr., an Gütertransporttaxen 53,623 fl. 5 kr.; Gewicht der beförderten Güter 153,421 Ztr. 71 Pfd. Summe aller Einnahmen 201,432 fl. 25 kr.

(Glarus. Bad Stachelberg, 15. August.) So überaus günstig dieser Sommer für Bergreisende ist, so gefährlich sind nun die Gletscherübergänge. Die außerordentlich anhaltende Wärme hat die Firne durchweicht, eine Menge Schründe ihrer Schneebrücken beraubt, und durch Einstürze neue geöffnet, an Stellen, die bisher zugänglich waren: so z. B. auf den Clariden. Auch Versuche, den Töbi zu besteigen, scheiterten hieran. Die obere Sandalp ist vorgestern Abends durch einen Sturz des Spitzalpeli-Gletschers in ihrer ganzen Breite hinten überdeckt worden, wodurch 6 Stück Galtvieh erschlagen wurden, der vom Windstoße umgeworfene Hirt blieb wunderbar verschont, obwohl stallgroße Eisstücke über ihn hingeschleudert wurden.

Korrespondenz.

Vom Haardtgebirge, 10. August.

Gestern Mittag 3 Uhr versammelten sich die Sängervereine von Neustadt, Haardt, Gimmeldingen, Königsbach, Meckenheim und Mußbach und zogen, geleitet von einer unübersehbaren Menschenmasse, unter dem Schalle einer freundlichen Musik mit wallenden Fahnen dem oberhalb Neustadt so romantisch gelegenen Schießhause zu. Ein freundlich geschmückter, mit Zuhörer fast überreich besetzter, obgleich durch eine angebaute Estrade vergrößerter Saal nahm hier die zahlreichen Sänger (200 etwa) auf und unter Leitung des Hrn. J. L. Dacqué begann gegen 4 Uhr die Aufführung. Feierlich stiegen die Töne der „Hymne" von Fischer: „Laßt Jehovah hoch erheben", empor und drangen in ihrer schönen Einfachheit zum Herzen. Zunächst folgte „Bundeslied", componirt von dem Dirigenten der Aufführung, Hrn. J. L. Dacqué, das, mit Gefühl und Kraft vorgetragen, mit seinen Soli und dem am Ende angebrachten Echo eine überraschend schöne Wirkung machte. Bisher hatten sämmtliche Vereine zusammen gesungen. Jetzt trug der Königsbacher Verein unter Leitung des Schullehrers Vernauer ein liebliches „Frühlingslied" von Klage vor. Es war überraschend und für den Freund der Volksbildung erfreulich, von einfachen Bauersleuten eine so liebliche, dabei sehr schwierige, fugenartige Composition vortragen zu hören. Den Königsbachern folgten die Neustädter und sangen G. Heckmann's treffliches und zeitgemäßes: „Was ist ein Turner", dessen Soli, von Hrn. Abresch aus Neustadt meisterhaft vorgetragen, zu allen Herzen drangen. Hierauf folgte der von sämmtlichen Vereinen gesungene „Jagdchor" von L. Hetsch, und darauf sang der Haardter Verein unter Direction des Lehrers Degen: „Siegesfeier des 18. Juni", Musik von Mozart, und

ward mit reichlichem Beifalle belohnt, wie er es für seine wohlgetroffene Wahl und seinen erhebenden Gesang verdiente. Aehnlichen Beifall ernteten sämmtliche Vereine, als sie das „Lied der Deutschen“ von F. Abt: „Deutschland, Deutschland über Alles, über Alles in der Welt“, mit Kraft und Begeisterung vortrugen und es mußte, um dem Dacaporufen zu genügen, ein Vers wiederholt gesungen werden. Nach einer halbstündigen Pause, während welcher Sänger und Zuhörer in der schönen Anlage am Schießhause sich ergingen und sich geistiger Erholung in der herrlichen, unvergleichlichen Aussicht oder im freundlichen Zwiegespräch und materielleren Genüssen in der gut versehenen und gut bedienten Wirthschaft des Hrn. Bühler hingab, wurde die Aufführung fortgesetzt mit C. A. Mangold's: „Seyd einig“, das mit ungewöhnlicher Frische und Begeisterung vorgetragen und mit Begeisterung auch aufgenommen wurde. Der herrliche Refrain:

Schwört freudig in die Runde
Treue dem Bruderbunde,
Treue, ja Treu' dem Vaterland!

kam aus den Herzen und drang zu den Herzen. Das nun folgende, von den Gimmeldingern unter Leitung ihres Schullehrers Rheinberger gesungene „Morgenlied“ von Spefford, eine gar liebliche Composition, fand verdienten Beifall und in noch erhöhetem Grade wurde dieser den Meckenheimern zu Theil, welche unter Leitung eines einfachen Landmannes, da der Lehrer von einem diesen Abend abzuhaltenden Gottesdienste durch den betreffenden Geistlichen (wie wir hören) die Dispensation nicht erhalten konnte, Täglichbeck's: „Mein Vaterland“ vortrugen. Der Mußbacher Verein, unter Direction des Schullehrers Duttenhöfer, sang nun: „Die Eintracht“, Nägeli's herrliche Composition, unter Beifall. Sämmtliche Vereine trugen nun: „Der Jäger Abschied“ von F. Mendelssohn-Bartholdy vor, eine der herrlichsten Compositionen, die ich kenne. Der Neustädter Verein sang nun noch in Solo und Chor mit Begleitung des Melodikon die „Friedensruhe“, in welcher Hr. Abresch wiederum seine Meisterschaft bewährte. Die Composition, von ergreifender Wirkung, ist von Hrn. J. L. Dacqué, den wir zu Nutz und Frommen aller deutschen Singvereine bitten, diesmal seine Bescheidenheit nicht allzu weit zu treiben und seine Composition der Oeffentlichkeit zu übergeben. Ohne uns einem späteren Dementi aussetzen zu müssen, glauben wir derselben eine Runde durch Deutschland's Sangvereine prognosticiren zu dürfen. Das ungemein liebliche und ergreifende: „Vaterland, ruh' in Gottes Hand“, und das zu hoher Kraft und fast wilder Begeisterung ansteigende: „Schütze Gott dich vor Noth“ werden kein deutsches Herz unberührt lassen. Freude und Begeisterung der Sänger und Zuhörer erreichte ihren Gipfel, als hierauf zum Schlusse unseres Altvaters Arndt's herrliches Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland“, eben so rein, als innig gefühlt von sämmtlichen Vereinen unter rauschendem Beifalle gesungen wurde. Die Versammlung ergoß sich nun in die herrlichen Spaziergänge des Schießhauses, und als diese Abends in zauberischer Beleuchtung zu glänzen begannen, hörten wir noch von der Terrasse des Hauses das einfache, bedeutsame: „Schleswig-Holstein, stammverwandt, wanke nicht, mein Vaterland“, herunterklingen, und so schloß ein Fest, zu dessen Ehre wir nichts Besseres zu sagen wüßten, als was wir einen Landschullehrer am Abende äußern hörten: „Meine Bauersleute gehen als andere Menschen heut' nach Haus.“ Ja, mit der Liebe zum Gesange und mit dessen Pflege wird Liebe zum Vaterlande, wird Einigkeit in deutsche Herzen einkehren und eine schöne Zukunft uns bereiten helfen. Wir dürfen unsern Bericht nicht schließen, ohne unserem Landcommissär Hausmann, der, so weit er es vermag, Gutes und Schönes zu fördern stets bereit ist, unsere Anerkennung zu zollen; denn nur ihm, so wie den persönlichen Bemühungen des Hrn. Actuar Kömmich, verdanken wir die Erlaubniß zur Abhaltung des bereits verboten gewesenen Festes.

Wetzlar, 14. August.

Der Einsender des Artikels d. d. August in der Didaskalia vom 14. August hat gewiß nicht gesehen, oder das Gesehene nicht bedacht, daß die projectirte Straße außerhalb der Stadt beinahe parallel mit der jetzigen Poststraße innerhalb derselben, auf einem und demselben Bergrücken fortlaufen würde und daher durch diese Veränderung kein Zoll Steigung und auch keine Krümmung vermieden würde. Man nehme die Summe, die zur Erbauung einer neuen Straße nöthig wäre und wende dieselbe zu den etwa nöthigen Verbesserungen der jetzigen Poststraße an, um ihr ein neues Pflaster zu geben, man wird dasselbe erzielen, die Promenade, eine Zierde der Stadt, mit großen Kosten und langjähriger Sorgfalt und Arbeit geschaffen, nicht unnütz demoliren, eine Menge gut angebauten Landes verschonen, Fremde nicht früher, als nöthig, aus der Stadt weisen, dieselben längs der Fronte von Häusern, anstatt deren Rücken, führen (denn wenn die Stadtmauer abgebrochen würde, was wohl bei dem Neubau der Fall wäre, würden die Höfe und die hintere Seite von Stallungen, Scheunen und Häusern mit den Geheimnissen, welche sie bergen, das Auge des Passirenden wahrlich wenig erfreuen) und die bestehenden Interessen schonen. Der Magistrat hat ganz seine Pflicht erfüllt in Berücksichtigung dieser Interessen eines Theils seiner Bürger, und wenn es auch nur einer Schmiede gälte, so muß dieselbe wenigstens mit in Frage kommen; der König hat das Wohl der Bürger der Stadt ohne Unterschied ihm anvertraut und Se. Maj. verlangt von jedem seiner Beamten, daß Privatrücksichten und Nebenabsichten dem Gesammtwohl weichen.

Schweinfurt, im August.

Die Geschäftsresultate der hiesigen neuen amerikanischen Kunstmehlmühle sind in Absicht auf Umfang und Bedeutenheit im abgewichenen Semester noch glänzender gewesen als die des Vorjahres, da die Versendungen nach allen Richtungen und der Platzverkauf sich seitdem wesentlich vermehrt haben und überhaupt die Ausdehnung des Geschäfts in fortschreitender Zunahme ist. Die Maschinen, aus Danner's Fabrik in Zürich hervorgegangen, bewähren sich immer mehr als ausgezeichnet und es werden täglich 70 Scheffel, somit des Jahres über 25 000 Scheffel Getraide auf 5 Gängen gemahlen, das als Mehl raschen Absatz findet und könnte die Mühle das doppelte Quantum liefern, so würde der Verkaufsausweg auch dafür nicht fehlen, da das Bedürfniß nach Mehl alle Begriffe übersteigt. Der Pächter, der das Mehl nach dem Gewicht verkauft, fühlt sich dieses Jahr, wo 1 Scheffel Waizen 50 Pfund schwerer wie im vorigen Jahre wiegt, in seiner monopolistischen Stellung besonders behaglich und wünscht gewiß nichts mehr, als daß ihm diese durch Vermehrung solcher wahrhaften Goldminen nicht so bald verkümmert werden möchte, obschon durch vermehrte Anlagen dieser Kunstmehlmühle das Mehl verbrauchende Publikum nur gewinnen könnte. Und in der That, die jetzigen erleichternden Transportmittel durch Kanal-Dampfschiff- und Eisenbahn-Gelegenheiten, der vereinsländische Schutzzoll von fl. 3 20 kr. für den Ctr. ausländisches Mehl und der nie aufhörende, vielmehr immer belangreicher werdende Verbrauch des Mehls im Allgemeinen sind diesen Etablissements sehr förderlich, die ohnehin auch zu den vortheilhaftesten und gesichertsten der Jetztzeit gehören, wie dies erst kürzlich der hiesige Kunstmühlpächter bis zur Evidenz dargethan, daß er den Vertretern der Stadt zweihunderttausend Gulden geboten hat, wenn man ihm die Mühle als Eigenthum überlassen möchte.

Darmstadt, 20. August.

Seit voriger Woche ist hier im sogenannten „alten Museum“ ein aus Elfenbein gearbeiteter großer Pokal zur Beschauung aufgestellt, den man in jeder Hinsicht als ein Meisterwerk bezeichnen darf. Der Künstler, welcher es verfertigt, heißt Chr. Heyl, ein geborner Darmstädter. Im Hautrelief sehen wir hier die Hermannsschlacht, als Hauptbild, unten die völlig freistehenden Standbilder deutscher Kaiser, auf dem Deckel die Figur der Germania. Möchte dies Kunstwerk der Vaterstadt des Künstlers erhalten werden! — Unser Hoftheater wird am 25. d. M. mit der „Belagerung von Korinth“ eröffnet werden. Der Beginn der Abonnementvorstellungen dürfte sich bald daran reihen. — In unserer Stadt entfaltet sich in jüngster Zeit in Folge der Eisenbahnverbindung regeres Leben. Auch manche fremde Familien siedeln sich hier an, und in der That ist die gesunde Lage hiesiger Stadt eben so sehr geeignet, wie der Reichthum herrlicher Umgebungen dazu einladet. Für Unterkunft ist bestens gesorgt. Es sind in der jüngsten Zeit wie durch Zauberschlag eine Menge neuer Häuser erwachsen, welche die schönsten, freundlichsten und gesundesten Wohnungen bieten zu verhältnißmäßig billigen Preisen.

Main-Wasserwärme: 23. August, Morgens, 8 Uhr: $14\frac{1}{2}$ Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 23. August. (Zum Erstenmale): Stadt und Land, oder: Der Viehhändler aus Oberösterreich, Posse in 2 Abth., von F. Kaiser, Musik von A. Müller.

Montag, 24. August. (Auf vielfältiges Verlangen): Marie, oder: Die Regimentstochter, komische Oper in 2 Abth., Musik von Donizetti. (Gastrolle) Marie: Fräul. Henr. v. Treffz, erste Sängerin vom k. k. priv. Theater an der Wien.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 234. Dienstag, den 25. August 1846.

Marie.

Manuscript von M. N . . .

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen standen Neuberg und ich uns gegenüber; Versöhnungsversuche waren unnöthig, weil sie kein Resultat herbeiführen konnten. Neuburg, der heftig aufgeregt war, fehlte. Er hatte mit scharfem Auge nach mir gezielt, und gewiß lag mein Tod in seiner Absicht; dennoch bot ich ihm nach seinem Schusse Vergessenheit und Versöhnung an, wenn er Marien entsagen wollte. Eine neue Beleidigung war die Antwort. Gott ist mein Zeuge, daß ich auch jetzt sein Leben geschont hätte, aber durfte ich Marien dem kalten, seelenlosen Wüstlinge hingeben. Ihre Frage: „Nicht wahr, Du rettest mich, mein Gustav?" tönte in meiner Seele wieder, ich schoß, Neuberg sank in seinem Blute zusammen. Die Kugel war mitten durch's Herz gegangen. Marie war gerettet, aber um welchen Preis? Ein Menschenleben lag auf meiner Seele, ich hatte nach unseren Gesetzen meine ganze gesellschaftliche Stellung mit ihr die letzte Hoffnung auf die Hand der Geliebten verloren. Höchstens eine Stunde konnte ich noch zu bleiben wagen, wollte ich nicht noch das letzte Gut, die Freiheit, verlieren. Ich eilte nach meiner Wohnung, sandte mit kurzen Worten mein Entlassungsgesuch an mein Regiment, dann stürzte ich nach Mariens Wohnung, um den letzten Abschied zu nehmen. So schonend ich ihr das Geschehene mittheilte, da ich sie glücklicherweise allein traf, so sank sie dennoch ohnmächtig zusammen. Doch bald erholte sie sich; ohne Thräne, bleich, verzweifelnd sank sie an meine Brust. Unsere Leiden hatten jenen höchsten Grad erreicht, auf dem die Natur selbst die Wohlthat der erleichternden Thräne versagt. Ohne Hoffnung wiederholten wir den Schwur ewiger Treue, besprachen flüchtig den künftigen Briefwechsel; — dann noch einen langen, langen Kuß und ein Lebewohl für ewig. Am zweiten Tage war ich in Straßburg. Monate lang war ich zu Allem unfähig, selbst die Gedanken versagten mir den Dienst; allmählig erholte ich mich. Der höchste Schmerz war für mich das Leiden der Geliebten, die sichtlich nach allen ihren Briefen der Verzweiflung erlag. Ich raffte mich auf, und es gelang mir, eine Stellung zu erwerben, die mich und die Geliebte anständig ernähren konnte. Trotz der unterdessen eingeleiteten Untersuchung wagte ich es, nach Mariens Heimath zu eilen, ich trotzte der Gefahr. Ueber das Wiedersehen gehe ich hinweg; es war der Gipfel des Entzückens, des höchsten Leidens. Aber auch diesmal war jeder Versuch, Mariens Mutter zum Mitleid zu bewegen, vergebens. Sie zog den Tod ihrer Tochter, der unausbleiblich war, einer Verbindung mit dem Manne vor, der ihre schönsten Pläne zerstört hatte. Marie hatte aufgehört zu hoffen, mit tödtlicher Ruhe bat sie die Mutter, ihr nur noch eine letzte Unterredung mit mir unter vier Augen zu erlauben, was jene nach vielen Bitten gewährte. Als wir allein waren, zog sie mich neben sich nieder, und meine Hand zwischen die ihrigen schließend, begann sie mit weicher und seelenvoller Stimme die letzten Worte, die ewig in meiner Seele nachhallen werden. „Gustav," sprach sie, „wir sehen, wir sprechen uns zum letztenmale. Nur wenige Momente noch ruht Deine Hand in der meinigen, dann sehe ich nicht mehr in Dein liebes Auge, dann höre ich Deine Stimme nimmer, und mein Leben gehört nur noch meinem Schmerze. Thränen habe ich nimmer. Sie sind mit der letzten Hoffnung versiegt. Darum laß uns in diesen Augenblicken noch klar und ohne Täuschung in die Zukunft sehen. Ich werde Deinen Verlust nicht überleben; ich fühle, wie meine Kräfte abnehmen; und wenn ich auch langsam dem ersehnten Ziele meiner Leiden entgegen gehe, so hat doch mein würdiger Arzt selbst mir auf eine Bitte um sein aufrichtiges Urtheil erklärt, daß ein solcher Zustand mich aufreiben muß, wenn ich auch noch ein paar Jahre zu leiden haben werde. Ich fürchte den Tod nicht, ich segne ihn, da ich mein Leben nicht Deinem Glücke weihen, nicht an Deiner Hand durch dasselbe gehen kann. Du hast mir Alles, Alles geopfert; selbst die Heimath mußt Du um meinetwillen meiden. Ich weiß es, auch Du wirst meinen Verlust nicht ertragen. Ich habe gehofft, daß Du einst mein brechendes Auge schließen würdest, daß mein letzter Blick noch auf Deinen geliebten Zügen weilen, Dein Kuß mir den letzten Seufzer des Todes von den Lippen nehmen würde. Es kann nicht seyn, das Geschick hat es nicht gewollt. Du darfst nicht bleiben, denn es müßte furchtbar seyn, Dich auch Deiner Freiheit noch beraubt zu wissen, wie es nutzlos für unsere Liebe wäre. Ich weiß, daß Du nicht leben kannst, wenn ich heimgehe; denn unser Daseyn ist eines. Darum billige ich Deinen Plan, nach Algier zu gehen und im fremden Dienste den Tod zu suchen, den Tod des Soldaten. Du wirst für die Liebe sterben, wie ich, und wir werden einst vereinigt werden, um nimmer uns zu trennen. Es wäre vergebens, Dich zu bitten, Dein Leben zu erhalten, Du kannst es nicht, das sagt mein eigenes tiefstes Gefühl. Du mußt einen Tod suchen, des Mannes würdig, nicht feiger Selbstmord darf unsere Liebe entweihen, und dem Manne ist es nicht vergönnt wie uns, am gebrochenen Herzen zu sterben. Darum ziehe fort, suche Ruhm und Tod. Jeder Sieg, den Du erkämpfest, ist ein Myrthenblatt zu dem Kranze Deiner Todtenbraut. Sey ein Vater Deiner Soldaten; gleich Dir sind sie Unglückliche, vom Vaterland verbannt. Bei jeder Erleichterung, die Du ihrem harten Loose bietest, lohnt Dir ein Lächeln Deiner armen Marie. An sie verschwende den ganzen Schatz Deines liebebedürftigen Herzens, lasse sie Deine Kinder seyn; ihr Segen wird Deine letzte Stunde leicht machen. Ich fordere nicht Deine Vergebung, daß die Liebe zu mir Dich so namenlos unglücklich macht; ich achte uns beide zu sehr, um solcher gewöhnlichen Redensarten zu bedürfen. Wir bedürfen keiner Vergebung für ein Gefühl, dessen unselige Folgen wir lieber tragen, als es selbst aufgeben, da es das Grundgesetz unseres Daseyns ist. Aber sagen muß ich Dir,

daß Du mich glücklich, unendlich glücklich gemacht hast, danken muß ich Dir, daß Du der armen Marie schon hier eine Seligkeit geschenkt hast, die sie nur dadurch lohnen kann, daß sie mit Dir, für Dich stirbt. Bitten will ich Dich, meiner Mutter zu vergeben, wie ich ihr vergab, und ihr nicht zu fluchen. Nicht wahr," fuhr sie inniger und meine Hand fester umfassend fort, „Du versprichst es Deiner Marie, wenn es Dich auch einen schweren Kampf kostet." Dann erhob sie sich, schnitt eine ihrer reichen Haarflechten ab und sagte: „Dies, Gustav, sey mein letztes Andenken; es wird mit Dir in's Grab gehen. Ich bitte Dich nicht, meiner stets zu gedenken; ich weiß es, Du kannst mich nicht vergessen. Unser letztes Wort wird „Gustav", wird „Marie" seyn. Und solltest Du eher heimgehen, als ich, und Du kannst mir noch Nachricht geben, dann thue es; ich werde dann desto eher dort seyn, wo Du mich erwartest. Und nun, mein Gustav, laß uns Abschied nehmen; wir werden uns bald wiedersehen." Ich hatte keine Worte mehr, aber in den letzten Augenblicken schenkte uns Gott die Wohlthat der Thräne. Schluchzend umschlossen wir uns — zum letzten, letztenmale. „Lebe wohl, lebe wohl auf ewig!" flüsterten die Lippen; ohnmächtig sank Marie zusammen; die fürchterliche Anstrengung des letzten Augenblickes hatte ihre Kraft gebrochen. Ich küßte die bleichen Lippen der Geliebten, dann stürzte ich verzweifelnd fort. Ich sah sie nimmer wieder. — — — —

Ich ging nach Algier; ich fand Ruhm und Beruhigung in der Liebe meiner Soldaten. Ich war ihnen Vater. Bei jeder guten That sah ich das Lächeln meiner Marie; an dem Tage, an dem ich das Kreuz empfing, fühlte ich selbst eine Stunde des Glückes. Es war ja „ein Blatt zu dem Myrthenkranze meiner Todtenbraut", wie Marie gesagt hatte.

Noch lebt Marie, ich weiß es; denn ihr Geist, an keine irdischen Bande mehr gebunden, hätte mich abgerufen. Sie konnte nicht selig seyn im Himmel ohne den Geliebten, wie sie ohne ihn nicht zu leben vermochte. Aber bald schlägt die Stunde der Erlösung. Bald sind wir vereint; bald werde ich meine Marie wiedersehen. Ich danke Dir, mein Gott!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Kunstausstellung in Köln am Rhein.

(Flüchtige Bemerkungen eines Reisenden.)

Eine Erholungsreise führte mich vor acht Tagen nach Köln. Mein erster Gang war in den alten Gürzenich, wo die Kunstwerke ausgestellt sind.

Bei drei Hundert Gemälde, plastische Gebilde und Lithographieen boten sich dem beschauenden Auge dar.

Die Plastik, Büsten und Statuetten zum größten Theile, war nicht eben ausgezeichnet vertreten, die Lithographieen kaum beachtungswerth. Desto mehr zogen mich die Gemälde an.

Die Niederländer waren ziemlich zahlreich; besonders schöne Marinen hatten sie ausgestellt. Leider vermag ich die Maler zweier ganz vorzüglichen Bilder dieses Genre's nicht zu nennen, da mir zufällig im Gasthofe mein Katalog abhanden kam.

Unter den Landschaften fiel mir eine besonders wegen ihrer poetischen Auffassung und künstlerischen Vollendung auf. Es ist ein ziemlich großes Bild. Der Sonnenuntergang malt eben den Himmel in Purpur und Gluth. Durch einen Waldeinschnitt bringen die letzten Lichter und zittern auf stehendem Wasser, durch welches Gras und Schilf gewachsen ist. Keine Staffage hat das Bild; aber es macht einen tiefen Eindruck. Alles haucht abendliche Frische. Ueberall herrscht die Stille der nahenden Nacht, und es ist, als neigten schon Bäume und Pflanzen schlaftrunken ihre Häupter und Spitzen zur stillen Grabesruhe der Nacht. Leider hat der Maler die Gruppen zur Linken, wo Felsen und dunkler Wald sich mischen, durchaus gewöhnlich concipirt. Wäre das Bild mein, ich schnitte es in der zweiten Hälfte Mitte durch, und es würde überall den Preis unzweifelhaft erringen. An andern Landschaften fehlt es nicht, wo wieder so himmelblaue Berge im Hintergrunde stehen, daß man gar nicht begreift, wo die Maler ihre gesunden Sinne haben.

In dem historischen Fache ist wenig geleistet und dies Wenige als Mittelgut wird von Einem Bilde ganz gedrückt. Es ist Simson, nachdem ihm die lockende Buhlerin die Haarfülle abgeschnitten, in dem Momente, wo er sich den falschen Feinden, die ihn fesseln wollen, entziehen will. Er kniet noch mit Einem Fuße auf dem Bette, mit dem andern stämmt er sich gewaltig gegen den Boden. Delila, halb verhüllt, sitzt noch auf dem Bette und wendet, mit dem Lächeln des Triumphes, ihre falschen Bundesgenossen anschauend, diesen das hübsche Gesichtchen zu. Simson ist eine herrliche, kolossal kräftige Gestalt, voll Leben und Ausdruck. Der Kopf ist sehr schön und der Ausdruck des Zornes über die schändliche Ueberlistung vortrefflich. Die Hauptgestalten heben sich rund von der Leinwand ab und Fleisch wie Gewandung ist sehr glücklich behandelt, obwohl der Unterschied des Braunen in Simson gegen das zarte Weiß in Delila etwas zu stark und grell gehalten zu seyn scheint.

Van der Embde hat zwei Kinder ausgestellt von bezaubernder Lieblichkeit. Es ist ein Knabe und ein Mädchen im Grünen. Das Mädchen heftet eben dem Knaben einen Blumenstrauß an den Arm und er sieht d'rauf hin mit dem prüfenden Blicke, ob sie's auch recht mache, während das Lächeln des Wohlgefallens um die frischen Lippen spielt. Unnachahmlich schön ist der Ausdruck stiller, schalkiger Lust im Mädchenkopfe ausgedrückt. Das sind wirklich Kinder und nicht Kinderfiguren mit alten Köpfen. Alles ist hier Leben, Natur, Lieblichkeit, kindliche Einfalt und spielende Lust. Außerdem ist das kleine Bild mit großer Sorgfalt gearbeitet und das Colorit meisterhaft. Wie sticht gegen diese Kinder ein anderes ab, obwohl das Bild Vorzüge hat und verdienstlich ist. Eine junge Mutter tritt, mit dem Lichte in der Hand, zum Bette ihres Kindes. Sie zieht den grünen Vorhang zurück und blickt mit Liebe auf das kleine Wesen. Dies liegt schlafend, nackt da, aber es ist eine so verzerrte, verzeichnete Figur, daß man unwillkürlich den Blick abwendet. Der Kopf ist ohne Ausdruck, dick und alt; es hat keine Brust und kein Theil scheint zum andern zu passen. Malt doch um Gotteswillen keine Kinder, Ihr Maler, wenn Ihr keinen Blick habt für des Kindes Ausdruck und Wesen!

Aus dem reich vertretenen Gebiete des Genre insbesondere sprachen mich zwei Bilder mit wunderbarer Macht an, Hasenclever's „Ueberschwemmte" und Kleinenbroich's „Proletarier."

Weilen wir bei diesen beiden Gemälden, wie ich bei ihnen vorzugsweise sinnend verweilt.

Wer kennt nicht den ergötzlichen Humoristen Hasenclever? Die Darstellungen aus der Jobsiade haben Alle entzückt, die sie sahen. Hier tritt der Meister ins Innere des Gemüthslebens in einem Momente, dessen grausenvolle Natur das Herz beben macht, und doch hat der Künstler die Rettungshoffnung wie einen himmlischen Strahl in all das Entsetzen fallen lassen, das hier die Seele packt, und dadurch wirkt das Bild wieder beruhigend auf den Beschauer. Das Sujet ist dieses:

Der Strom, wir denken uns den Rhein, ist aus seinen Ufern getreten und überschwemmt weit hin die Fluren des Flachlandes. Er naht sich der Hütte einer zahlreichen, armen Familie. Immer höher steigt das Wasser, und die Mutter, die Seele des Hauses, die von Allen so heißgeliebte, liegt im Wochenbette, den kleinen Liebling an der keuschen Brust. Die steigende Fluth fordert gebieterisch das Verlassen des Gemachs im Unterstocke. Jetzt auch das im Oberstocke, und nun ist nur noch der enge Speicher da. Noch ist keine Hoffnung, daß die Fluth falle. In der Angst der

Verzweiflung stellt der Vater Tonnen auf den Boden und Stützböcke, legt Dielen darüber, just unter dem Dache, und darauf legt er das Bette, in dem das Weib seiner Seele Schutz findet. In diesen Speicher blicken wir im Bilde vor uns. Das Wasser steht schon fast unter der Diele; aber dort am Dachfenster steht der Vater und winkt hinaus auf die weite Fläche der rauschenden Fluth und — ein segelndes Boot, das retten will, sieht sein Nothzeichen. Das Segel ist nach dem Hause gerichtet, die Rettung naht. Das Gefühl dieses Bewußtseyns spiegelt sich in den Physiognomieen in der mannichfaltigsten Weise.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Der in öffentlichen Blättern vielbesprochene junge Zauberkünstler aus Athen, **Wiljalba Feickel**, beabsichtigt in bevorstehender Herbstmesse in Frankfurt a. M. einen Cyclus aus dem Gebiete der natürlichen Magie zu geben. Derselbe hat bereits viele Hauptstädte Europa's besucht und besonders in Petersburg und Konstantinopel glänzende Erfolge gehabt; in letzterer Stadt hat er im kaiserlichen Serail eine Vorstellung gegeben, worüber die L. illustr. Ztg. Ausführliches berichtet. Nicht nur die überraschende Gewandtheit und Sicherheit seiner Produktionen, sondern auch die Anmuth seiner Persönlichkeit werden gerühmt.

(**München**, 18. Aug.) L. **Feldmann** hat zwei neue Original-Lustspiele, ein vieraktiges: „Ein Mädchen vom Theater", und ein einaktiges: „Der 30. November", geschrieben und so eben an die bedeutenderen deutschen Bühnen versendet. — Dr. **Ringler's** dreiaktiges, auswärts bereits mit sehr günstigem Erfolge gegebenes Original-Lustspiel: „Die Flüchtlinge, oder: Aechte Liebe, falsche Wechsel", wird nunmehr auch auf hiesigem Hoftheater als nächste Novität in Scene gehen.

In der **städtischen Ressource** zu Königsberg hielt der Buchbinder Hr. Matern einen Vortrag, in welchem er die schlimme Lage der kleinen Handwerker schilderte, die bei regem Willen und guten Kenntnissen aus Mangel an Mitteln außer Stande seyen, sich dem Publikum bemerklich zu machen, Kunden zu erlangen und sich dadurch in die Höhe zu arbeiten. Hr. M. glaubte eine Abhülfe für dieselben darin zu finden, wenn ihnen Gelegenheit geboten würde, Arbeiten von ihrer Hand in einem bestimmten Locale zur Ansicht des Publikums und zum Verkauf zu bringen, wodurch sich denn eine beständige Gewerbe-Ausstellung bilden würde. Zur Erreichung dieses Zweckes schlug Hr. M. die Bildung eines Vereins vor, aus dessen Mitteln der Handwerker zugleich auf die ausgestellte Waare einen angemessenen Vorschuß erhalten solle, damit er die gehabten Auslagen seinem Gewerbbetriebe nicht zu lange entziehe. Die Gesellschaft zollte dem gemeinnützigen Plane ihren Beifall, enthielt sich aber für den Augenblick einer Zergliederung desselben, ernannte vielmehr eine Commission, die denselben in nähere Erwägung ziehen und in einer späteren Versammlung darüber Mittheilung machen soll.

Für die nächste Wintersaison, welche mit dem 1. Oktober beginnt und mit dem 31. März endet, sind von dem Direktor der italienischen Oper in Paris folgende Künstler engagirt worden: Mario, Lablache, Ronconi, Bellini, Corelli, Tagliafico und Coletti, dann die Frauen Persiani, Grisi, Marietta und Peppina Brambilla und Angiola Albini.

Die berühmte Tänzerin Carlotta Grisi macht jetzt in Dublin außerordentliches Furore.

Die neuste Nummer des „Wochenblatts für das Transportwesen" bringt unter der Rubrik: „Was ist der Krebsschaden unserer Zeit?" eine Philippika gegen die Eisenbahnen, welche die große Lieblingserfindung unserer Zeit auch einmal von der Kehrseite betrachtet und neben manchen Uebertreibungen sehr viel Wahres und Beachtungswerthes enthält. Bei dieser Veranlassung glauben wir wiederholt auf eine Zeitschrift verweisen zu dürfen, deren Inhalt eben so mannichfaltig als deren Tendenz löblich und dem Fortschritte gewidmet ist, wobei sie den Ton einer ruhigen und besonnenen Vermittlung sehr gut zu treffen weiß. Dies bereits beliebt gewordene Blatt zeugt von der Sachkenntniß und dem richtigen Takte seines Herausgebers (A. **Vogtherr**).

In Europa soll es etwa 4 Milliarden Frs. baares Geld geben, worauf ein Kredit von mehr als 60 Milliarden in Staatsschulden (40 Milliarden) und in Eisenbahnactien und Banknoten fußt.

Es dürfte wohl den Antheil manchen Freundes der deutsch-katholischen Angelegenheit erregen, einiges über den Lebenslauf des jetzt zu Heidelberg angestellten, deutsch-katholischen Pfarrers Dr. **Brugger**, zu vernehmen, der sich, neben seinen ausgezeichneten Leistungen als Prediger, namentlich auch durch seine Vorlesungen über deutsche Sprache und sein Werk „das Fremdwörterwesen und seine Nachtheile für deutsche Sprache, Gesinnung und deutsches Leben." (Stuttgart, Frank'sche Verlagshandlung 1844) Verdienst um das deutsche Volk erworben hat und noch erwirbt. Indem wir das ebengenannte treffliche Werkchen allen Denjenigen, welchen es um deutsche Volksthümlichkeit ernstlich zu thun ist, empfehlen, verweisen wir zugleich auf ein kleines Brochürchen, „Lebensbeschreibung des Dr. **Brugger**, Heidelberg bei Julius Groos", welches man nicht ohne Interesse lesen wird.

Das Stationsgeld für die in Paris aufgestellten Fuhrwerke (droit de stationnement des voitures publics) ist in dem Budget der Stadt Paris für 1847 mit 437,600 Fr. veranschlagt.

Der Bildhauer **Franzoni** aus Carrara hat eine Maschine erfunden, welche unter der Leitung eines Menschen, mit dem Kostenaufwand für den Bau von etwa drei Viertheilen der gegenwärtigen Dampfmaschinen und mit einer unbedeutenden Ausgabe für den Betrieb, ohne Feuer und ohne Dampf, mithin auch ohne Feuers- und Dampf-Gefahr, dasselbe leistet, als unsere Dampfmaschinen. Der Erfinder, dem man allerdings entgegensetzen kann, daß er sich selbst täuschen möge, erklärt, daß er seine Erfindung, nach vorheriger Feststellung eines Kontrakts, der ihm sein Eigenthum sichert, zuverlässigen und sachverständigen Männern mittheilen und daß er sie als Privilegium einem Jeden, der sie übernehmen möchte, für eine runde Summe von 300 000 Thalern überlassen will, und zwar ohne einen Heller eher zu verlangen, als bis sie sich in der Art bewährt hat, daß z. B. die erste Lokomotive seiner Erfindung auf einer Eisenbahn geht und alles Dasjenige leistet, was er versprochen hat.

Die Deutschen — sagt der Komet — setzen ihren verdienten Männern einen Stein auf's Grab, aus Furcht, dieselben könnten zurückkehren und Brod von ihnen verlangen.

Korrespondenz.

Brüssel, im August.

Die deutsche Oper hat hier in dem kurzen Zeitraum von vier Wochen (vom 9. Juli bis 6. August) fast das Unmögliche geleistet, indem unter des Hrn. Kapellmeister F. **Lachner** kunsterfahrener Leitung nicht weniger als 14 große Vorstellungen stattfanden. Von den drei Opern: „Catharina Cornaro", von Lachner, „Zauberflöte" und „Fidelio", wurde jede

dreimal gegeben. Sie alle, Fidelio besonders, das schöne Erzeugniß der Beethoven'schen Muse, wurde mit kunstschätzendem Beifalle aufgenommen; Lachner's Composition fand eine glänzende Anerkennung, wie noch wenigen fremden Opern hier zu Theil geworden ist. Von den drei Opern: „Don Juan", „Oberon" und „Freischütz", wurde jede einmal, „Figaro's Hochzeit" dagegen zweimal gegeben. Groß und glänzend waren die Erfolge, welche sich an die Darstellungen dieser trefflichen Opern knüpften; es schien, als ob unser kunstliebendes Publikum den inneren Werth der deutschen Oper, ihrer ganzen Tiefe nach, zum ersten Male sollte kennen lernen. Mad. Pirscher, mit ihrer herrlichen Stimme und sonstigen künstlerischen Gaben, war wohl zunächst berufen, neue Schönheiten der deutschen Oper zu entwickeln, eben so der gewaltige Bassist Hr. Reichel, Hr. Biberhofer u. A., welche hier die Bühne betraten und nicht ruhmlos verließen. Orchester und Chöre waren nicht minder ausgezeichnet, und was die Unternehmer, die Herren Pirscher und Löwe, insbesondere betrifft, so haben sie sich ihrer Aufgabe vollkommen gewachsen gezeigt und bei dem hiesigen Publikum in Rücksicht der äußeren Leitung der Oper eine anerkennende Erinnerung zurückgelassen. Bei einem so guten Anfange der deutschen Oper in unserer Stadt darf dieselbe für die Zukunft auf noch größere Erfolge zählen.

Dresden, 20. August.

Nachdem das famöse Buch: „Dresden und die Dresdener" seit einigen Wochen die Aufmerksamkeit unserer Residenzbewohner gefesselt, erscheint so eben eine Entgegnung: „Der Lügner und sein Sohn." Doch das Wahre, welches das erstere enthält kann die Entgegnung nicht wegdisputiren, und das Verläumderische hatte das Publikum längst schon — gerichtet. Das Publikum (oder warum sagt man nicht lieber die Bürger oder das Volk?) hat zu gesunden Menschenverstand, als daß böser Leumund großen und dauernden Eindruck übe. Das beweis't es auch in Bezug auf den Deutschkatholicismus. Man ist bemüht, die Ansicht zu verbreiten, derselbe stelle sich der protestantischen Kirche feindselig gegenüber, um die Sympathie der Protestanten zu vernichten oder doch bedeutend zu schwächen. Nicht abzuläugnen ist's, daß diese Verdächtigung geflissentlich von einem Theile der protestantischen Geistlichkeit in Schrift und Wort weiter getragen wird. Doch wenn auch der frühere Enthusiasmus, wie ganz natürlich, sich abgekühlt, so sieht man aus dem Beifalle, den die Broschüre von Gervinus: „Die protestantische Geistlichkeit und die Deutschkatholiken" findet, daß wahre Freundschaft, die auf klarer Erkenntniß der Vorzüge beruht, sich nicht so leicht, am allerwenigsten durch haltlose Verdächtigungen, untergraben läßt. Der aufgeklärtere Theil weiß recht wohl zu unterscheiden zwischen der protestantischen Kirche, welche durch ihre großen Männer, z. B. Herder, den Deutschkatholicismus erzeugt hat, und zwischen der protestantischen Kirche, welche unter dem Schutze der Regierung das Veraltete festhalten will. Die Theilnahme der Dresdener am Deutschkatholicismus ist sonntäglich sichtbar. Man hat zwar dem Dr. Bauer das Christenthum abgesprochen; seine meist protestantischen Zuhörer fühlen sich aber erbaut und lassen sich vom wiederholten Besuche nicht abhalten. Der genannte Geistliche, seine Stellung und Zeit erkennend, sucht natürlich in seinen Vorträgen immer besondere Beziehungen zu seiner Kirche hervorzuheben. Er predigt also deutsch-katholisch. Dies nennt man polemisiren! Ja, das sächsische Volksblatt hat ihn sogar zum Fanatiker, der seiner eigenen Kirche schade, gestempelt. Um der guten Sache willen gestatten Sie mir daher, daß ich Ihnen Tendenz und Geist der Bauer'schen Vorträge, welche ich in neuester Zeit fast alle angehört, kurz angebe. Man hatte der deutschkatholischen Auffassung des Christenthums öffentlich nachgesagt, ihr fehle das Wesentliche des Christenthums. Nun hielt Dr. Bauer eine Predigt: „Was ist das Wesentliche im Christenthume?" und schloß mit Vorlesung eines Abschnittes einer Zellikofer'schen Predigt, welche dieselben Grundsätze enthielt. Man hatte ferner mehrere Deutschkatholiken zaghaft machen wollen durch den Vorwurf: „die deutschkatholische Kirche raube dem Menschen allen Trost im Hinblick auf den Tod." (Dr. Schenkel hat dies ebenfalls aufgetischt) Diesen Vorwurf beleuchtete nun B. und wies ihn zurück. Die neueste Generalverordnung konnte nur einen niederschlagenden Eindruck hervorrufen. Darum hielt Dr. B. eine Predigt: „Was kann und muß den deutschkatholischen Christen jetzt bei allen Widerwärtigkeiten muthig und standhaft erhalten?" Die staatsgefährlichen Tendenzen, welche man der jungen Kirche ebenfalls geflissentlich unterschiebt, wies er zurück in einem andern Vortrage: „In dem Wesen des Gottesreiches, das wir bauen, liegt unsere beste Vertheidigung und unser festester Trost" (der Text war: „Das Reich Gottes ist inwendig in euch.") Diese Predigten sollen antiprotestantisch, polemisch, unpassend seyn. Man hat sogar, wie wir genau wissen, theils direct, theils in anonymen Briefen, Dr. Bauer dringend gebeten, er solle doch so predigen, als gäbe es gar keinen Deutschkatholicismus! — Solche Zumuthungen sind freilich stark! — Um allen Vorwürfen am besten zu begegnen, hat Dr. Bauer die in der Waisenhauskirche gehaltenen Zeitpredigten, wenn ich sie so nennen darf, in der „Lesehalle" abdrucken zu lassen begonnen und sie werden hoffentlich jedem Unbefangenen den Beweis liefern (wie auch die Sammlung von 28 Predigten, welche Dr. B. kürzlich herausgegeben), daß die „Mutter", nämlich der ächte Protestantismus, von ihrem „Kindlein", dem Deutschkatholicismus, keineswegs in's Gesicht geschlagen wird, wie mehrere mißliebige und gehässige Aufsätze und Broschüren wenigstens in Sachsen auszuposaunen jetzt sich zur Aufgabe gestellt haben.

Aus der Pfalz, im August.

Eine Uebersicht der Wasserheilanstalten der Rheingegenden gibt uns das Resultat, daß Bad Gleisweiler im laufenden Sommer die besuchteste derselben ist. Vom Monat Mai an wohnen beständig 50 bis 60 Kurgäste in dem geräumigen Kurhause, während eine kleinere Anzahl in den dazu gehörigen Nebenbauten, im Dorfe Gleisweiler und den zunächst gelegenen Ortschaften Unterkunft suchten und fanden — Diese Anstalt verdankt ihr Gedeihen wohl zunächst der glücklichen Idee ihres Gründers, mit den Wasserkuren nicht exclusive zu verfahren, sondern unter allen Mitteln, welche die wissenschaftliche Medicin bietet, vorzugsweise solche in Anwendung zu bringen, welche den kranken Körper auf die einfachste, unschädlichste Weise dazu antreiben, seine natürlichen Functionen wieder zu verrichten. Daß unter diesen Mitteln die Wasserheilmethode eine sehr große Rolle spielt, bedarf hier keiner weitern Auseinandersetzung. — Zum Gebrauch der Ziegenmolken- und Traubenkur, welche letztere nunmehr vollständig im Gange ist, wird Gleisweiler sehr stark besucht. Die reine und dabei milde Gebirgsluft, welche in dem hohen, von Reben und Kastanien umgebenen Thälchen weht, die unvergleichlich schöne Fernsicht in die Rheinebene und auf die Kette der Vogesen, die Nähe der Lieblingsorte unseres erlauchten Königshauses (Maxburg und die Villa bei Rhodt), eine allen Ansprüchen genügende Restauration sind Ursache, daß dieser Ort seit seiner Gründung nicht allein von Leidenden, sondern auch von der lebensfrohen Gesellschaft der Umgebung und vielen Fremden mit großer Vorliebe aufgesucht wird, besonders an Freitagen, an welchen sich die Musik der in Landau garnisonirenden Regimenter producirt. Der Eindruck, den diese Freitagsreunionen und das gemüthliche, heitere Zusammenleben der Gleisweiler Badegäste, zusammengesetzt aus allen Ständen und Nationen, hervorbringen, ist ein äußerst wohlthuender. Hat die Pfalz auch keine größeren Städte, die Sammelplätze der Einheimischen sind und Fremde locken, so bietet nun Bad Gleisweiler ein gesellschaftliches Centrum zu genußreichem Sommeraufenthalt, freundschaftlichen Rendezvous und zur Erholung jeder Art, abgesehen von dem hohen Werth, den es sich schon als Heilanstalt erworben hat, wodurch sein Besuch mit jedem Jahre steigen muß.

Logogryph.

Wie kleinlaut stehen die Genossen,
Wenn ich nicht unter ihnen bin;
Doch helfe ich, daß sie erstarken,
Dann bringen wir gar viel Gewinn.
Wirst du nun meinen Kopf vertauschen,
Dann nimmst du in die Hand mich gern;
Und wo sich Freunde froh vereinen,
Da bleib' ich ihnen selten fern.

Main-Wasserwärme: 24 August, Morgens, 6 Uhr: $14^{1}/_{2}$ Grad.
M. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Montag, 24. August. (Auf vielfältiges Verlangen): Marie, oder: Die Regimentstochter, komische Oper in 2 Abth., Musik von Donizetti. (Gastrolle) Marie: Fräul. Henr. v. Treffz, erste Sängerin vom k. k. priv. Theater an der Wien.

Dienstag, 25. August. Der Freischütz, große Oper in 4 Abth., Musik von C. M. v. Weber.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 235. Mittwoch, den 26. August 1846.

Marie.

Manuscript von M. N . . .

(Fortsetzung.)

Mit diesen Worten schloß das Manuscript des Capitains. Alle waren tiefergriffen, die Frauen schluchzten laut. Nachdem der Doktor sich gesammelt, fuhr er fort:

„Seine Ahnung hat ihn nicht getäuscht; zwei Tage nach dem Datum, unter dem er die Geschichte seines Lebens geschlossen, blieb er auf dem Felde der Ehre. Marie wird ihm bald folgen. Sobald ich die erbetene Entlassung erhalten, eilte ich nach Deutschland, um das Vermächtniß meines Freundes in die Hände seiner unglücklichen Braut zu legen. Ihre Mutter, die auf der Stufe, auf der sie stand, nicht hatte begreifen können, daß man am gebrochenen Herzen sterbe, fand ich in solcher Verzweiflung, daß die Erbitterung, die ich gegen sie in mir trug, bald in inniges Mitleid überging. Nachdem ich mich mit Mariens Arzte besprochen und von ihm erfahren, daß die Uebergabe der letzten Worte Arnheims für ihren ohnedem hoffnungslosen Zustand keinen Schaden bringen könne, nachdem er sie selbst auf meinen Besuch vorbereitet, brachte er mich eines Morgens zu ihr. Jetzt begriff ich, daß mein Freund lieber den Tod umarmt, als ohne die Geliebte hatte leben wollen. Marie ruhte auf einem Divan in der Nähe des Fensters, durch das die Morgensonne ihre Strahlen warf, und eine Glorie um die goldnen Locken der Dulderin zog, während die weißen Rosen, die Marie leidenschaftlich liebte und pflegte, das Zimmer mit ihrem feinen, zarten Duft erfüllten. Ein schwarzseidener Oberrock schloß sich leicht um ihre schlanke Gestalt, ihr Gesicht war todtenbleich, aber es lag kein Ausdruck von Schmerz, nur ein Abglanz seliger Verklärung in ihren Zügen. Mit freundlichem Lächeln bot sie mir die Hand und sagte leise: „Sie bringen mir die letzten Grüße meines Gustav's; ich danke Ihnen für das letzte Glück, das Sie mir dadurch bereiten. Sie werden mein Bruder seyn, wie Sie Gustav's Bruder waren, und die Schwester darf dann um so mehr ihre Nachsicht in Anspruch nehmen, wenn sie unermüdlich in Fragen nach dem Heimgegangenen ist.“ Ich war so bewegt und ergriffen, daß mir die Stimme den Dienst versagte. Nur mit Mühe stammelte ich: „Ja, Marie, ich will Ihr Bruder seyn, wenn Sie mich annehmen wollen,“ dann legte ich die Chatouille in ihre Hände und zog meinen Kollegen in das Nebenzimmer. Der Moment war für Marie zu heilig, als daß er Zeugen geduldet hätte. Sie mußte allein seyn, allein der Liebe letzte Gabe empfangen, allein und doch — in der engsten Gemeinschaft mit dem heimgegangenen Geliebten. Als wir wieder in ihr Zimmer traten, fanden wir sie in Thränen; aber es waren keine Thränen des Schmerzes, sondern einer Freude, die dieser Welt nicht gehört. Auf ihrem Schoße lagen einige zerstreute Blätter von Arnheims Hand, in der übrigen hielt sie seinen Abschiedsbrief und das Kreuz der Ehrenlegion. „Mein Gustav hat Wort gehalten, der Myrthenkranz ist geflochten; er soll nicht lange auf die Braut warten.“ Dann bat sie mich, ihr die letzten Augenblicke ihres Geliebten zu erzählen. Eine höhere Röthe färbte ihre Wange, ihr dunkles Auge blitzte beinahe stolz, als ich von seiner Tapferkeit und von der Liebe seiner Soldaten sprach; die Schilderung des Gefechts, in dem er gefallen war, hörte sie mit Fassung an, ohne die kleinste Schwäche zu verrathen. Sie war augenscheinlich auf seinen Tod vorbereitet gewesen, und betrachtete denselben weit mehr als ein Glück für sie beide, da er sie ja bald vereinigte. Von nun an sah ich Marien täglich. Gustav's Vermächtniß hatte nicht nachtheilig auf ihren Zustand gewirkt, sondern wie dies häufig bei solchen Kranken der Fall, die Lebensthätigkeit erhöht. Ihr Arzt, der ihr vorher kaum noch Wochen gegeben hatte, war gleich mir der Meinung, daß der Lebensfunke noch Monate lang fortglimmen werde. Ich hatte Anfangs den Plan gehabt, bis zu ihrem Tode zu bleiben, allein ich vermochte es nicht. Marie ward mir täglich theurer, ein wüthender Schmerz nagte mir am Herzen, und mit dem scharfen, klaren Blicke, der ihr eigen war, hatte sie bald erkannt, daß ich sie — liebte, mehr als mein Leben liebte, und daß der Friede meines Lebens dahin sey. Als wir an einem schönen Herbstabende allein waren, nahm sie meine Hand und sagte weich: „Mein Bruder, Du mußt mich verlassen. Wozu soll meinem unerbittlichen Geschicke ein zweites Opfer fallen! Wer wie ich an dem Rande des Grabes steht, kann ohne Furcht und ohne Rücksichten auf die Form sprechen. In Deinem Herzen lebt ein Gefühl, das Dich unglücklich machen wird, wenn Du es nicht mit aller Kraft bekämpfest. Darum mußt Du fort, wenn Du nicht auch mir den so mühsam errungenen Frieden rauben und den Schmerz bereiten willst, Alle, die mich lieben, unglücklich gemacht zu haben. Sey übrigens ohne Sorge; Du wirst mich noch einmal sehen, Niemand als Du soll mir das Auge schließen und den Brautkranz in die Locken flechten. Ich verspreche Dir, Du sollst Nachricht haben, ehe ich heimgehe, und meine letzten Stunden mir erleichtern. Morgen wirst Du reisen,“ fuhr sie mit ruhiger Sicherheit fort. Ich gelobte es, und am andern Morgen nahm ich Abschied und ging hieher. Lassen Sie mich,“ fuhr der Doktor fort, „da mich ein Brief der Schwester, den ich heute erhielt, zu ihr ruft, nun Abschied nehmen, und Ihnen aus voller Seele für Ihre Liebe danken, die mich in meinem Schmerze aufrecht erhielt. Ihre Theilnahme wird mich in jenen schweren Stunden begleiten, denen ich jetzt entgegen gehe, und mir den Leidenskelch weniger herb machen.“

Alle drückten dem Doktor mit herzlichen Worten gerührt die Hand, und als er schied, bot ihm Antonie die ihrige und sagte weich und leise: „Gott gebe Ihnen Kraft, lieber Doktor, Ihr Geschick zu tragen. Wird Ihnen aber die Last zu schwer, dann vergessen Sie nicht, daß Sie hier wahre Freunde haben und auch ein Herz recht schwesterlich für Sie schlägt.“ Stumm drückte ihr der Doktor die Hand und schied.

(Schluß folgt.)

Die Kunstausstellung in Köln am Rhein.

(Flüchtige Bemerkungen eines Reisenden.)

(Schluß.)

Ich habe den Moment bezeichnet, den der Künstler festgehalten hat, und wende mich nun zu der Gruppirung. Grade im Vordergrunde erblicken wir auf hartem Lager, züchtig bedeckt, die Mutter. Sie sitzt aufgerichtet und hält ihren Säugling eng an die Brust gedrückt, die sie sittig verhüllt. Es ist ein Kopf von großer edler Schönheit, der sich uns fast im Profile zeigt. Ein Mädchen verkündet die nahende Rettung. Noch malt sich Angst in ihren Zügen, aber nicht die, welche eben in Verzweiflung übergehen will. Man lies't eine gläubige Ergebung, bei aller Angst der liebenden Mutter. Noch wagt sie nicht, sich ganz der Hoffnung hinzugeben. Sie fragt. Der schöne Mund ist geöffnet. Im Auge leuchtet die Sehnsucht, daß es wahr seyn möge, was der Kinder Seelen schon mit voller Gewißheit erfüllt. Man kann kaum wegsehen von diesem Kopfe. Man fühlt Alles mit, was ihre Seele bewegt. Jeder Zuschauer wird mit in die Situation hineingerissen. Das ist die zauberische Macht der Kunst, das ihr höchster Triumph. Was die Ausführung betrifft, so ist sie herrlich. Das ist das eigenthümlich durchsichtige, bleiche Fleisch der Wöchnerin, mit einer ergreifenden Wahrheit wieder gegeben. Man meint noch die Thräne im Auge zittern zu sehen, so feucht ist es. Und dort in dem Auge des kleinen Mädchens zittert sie wirklich noch an der großen seidenen Wimper. Zunächst an die Mutter lehnt sich ein Mädchen mit dunklerer Haut und dunklem Haar. Es ist ein herrlicher, ausdrucksvoller Kinderkopf. Alle Angst ist vergessen. Die Wonne der nahen Rettung verklärt das schöne Gesichtchen. Wenn dies Kind mehr im Hintergrunde steht, befindet sich rechts im Vordergrunde ein älteres, eine Blondine. Sie erzählt mit bebender Freude der Mutter, was bald geschehen wird. In ihrem schönen Gesichtchen ist die Freude schon verklärter. Man sieht, es tritt der Gedanke an die Rettung der theuren Mutter schon erhöhend in den Bereich ihrer Freude, ihrer lebendigen Hoffnung. Ein anderes hat sich auf einen alten Korb gestellt und lugt zu einer Lücke des Daches hinaus, selber die nahende Rettung zu erspähen. Zur linken Hand, unten an der Böschung des Daches, hat ein kräftiger Knabe mit der dorthin ebenfalls geretteten weißen Ziege gespielt. Es ist ein frischer, voller, leichtsinn'ger Bube, dem das Wasser eine Lust zu seyn schien, weil er die Gefahr nicht kannte. Jetzt kriecht er herbei, um auch zu sehen, wie das rettende Schiff naht, und selbst im verständigen Gesichte des Thiers meint man eine neugierige Frage nach Rettung zu lesen. Das Bild ist frisch, saftig und warm gemalt. Ueberall Einheit, Harmonie und seelenergreifender Ausdruck. Fast immer sammelt es Beschauer, und jeder sieht es mit inniger Theilnahme. Man nimmt im Herzen die Gewißheit mit hinweg: Sie werden gerettet!

Hat dies vortreffliche Bild die Seele ganz in Anspruch genommen, so gelingt dies nicht minder dem „Proletarier" von **Kleinenbroich**. Der Maler ist ein Kölner. Der Eindruck dieses Bildes ist anderer Art. Es ist ein Bild der Zeit. Es ist die Frage des Pauperismus, die hier an uns gerichtet wird, die entsetzliche Frage: Wollt, könnt ihr helfen? Warum zögert ihr?

Mitten im Bilde sitzt die edle, auch noch in Lumpen edle Gestalt eines Holzhauers. Die Axt steht an seine Beine gelehnt, und das tiefe, sinnige Auge schaut kummervoll hinaus, als wollt' es Hülfe suchen. Zu seinen Füßen kauert seine Tochter, ein junges Mädchen. Sie, wie ihr Vater tragen in ihren Zügen den Ausdruck unverschuldeten Elends. Ihre Kleidung legt dafür Zeugniß ab und die bleiche, gelbliche Gesichtsfarbe. Das Wamms des Vaters liegt auf des Mädchens Knien; drei Orden, voran das eiserne Kreuz, schmücken das alte Kleidungsstück, und des Mädchens Finger heben die Orden empor. Sie senkt ihr Gesicht, daß der Vater das weinende Auge nicht sieht, und stumm fragt sie uns. Jedermann hört die stumme Frage: Was helfen den armen Vater diese Orden? Er hungert! Was half ihn die Tapferkeit für das Vaterland? Das undankbare läßt ihn darben! Das ist die Frage, die des Mädchens spielende Hand an uns richtet, die im trüben Ausdrucke des schönen Vaterauges liegt, die aus den schmerzbewegten Zügen spricht. Mir hat der Anblick des Bildes die Brust zusammengepreßt, daß mir der Athem stocken wollte. Es hat nachher eine Wehmuth in mein Gemüthe gesenkt, daß ich hätte weinen können. O das ist der Prototyp Tausender, die darben in dieser Zeit, wo neben ihnen die faule Ueppigkeit praßt; die darben trotz ihrer Verdienste, während der verdienstlose, zusammengeerbte, zusammengewucherte, zusammengeschruppte Reichthum sich blasirt auf dem Sommeillere dehnt und, übersättigt von den Genüssen, sinnt, wie er sich neue erkaufe. So darben Tausende neben dem Ueberfluß, und er hat kein Herz, kein Erbarmen, keine Hülfe, während seine Geldsäcke in den eisernen Truhen stehen und harren bis neue hinzukommen. Es ist entsetzlich!

O, daß sie Alle dies Bild sähen! Es würde zu ihren verknöcherten Seelen vielleicht beredter sprechen, wie der Anblick des wirklichen Elends, das sich scheu dem Blicke entzieht, der kalt und theilnahmslos d'rüber hingleiten würde.

Das Mährchen vom Erzbischof Hatto, den die Mäuse auf dem Mäusethurm fraßen, weil er höhnend den Ruf der hungernden Armuth „Mäusepfeifen" genannt, ist eine furchtbare, warnende Mähr für unsere Zeit. Möchte ihr Sinn verstanden, erwogen, beherzigt werden! Gäbe es doch Gott! **W. O. v. Horn.**

Die nassauische Gewerbeausstellung.

† (**Wiesbaden**, 23. Aug. — Corresp.) Die seit einigen Tagen eröffnete erste **nassauische Gewerbeausstellung** hat alle billige Erwartungen der Freunde und Beförderer unseres Gewerbewesens befriedigt, ja sogar übertroffen. Wenn es sich hauptsächlich darum handelte, in einem leicht überschaulichen Rahmen ein Miniaturbild von der gewerblichen Thätigkeit unseres Herzogthums dem Beschauer vorzuführen, den in den einzelnen Gewerbszweigen erreichten Grad der Ausbildung und Vervollkommung darzulegen, und vielfache Anregung zum weiteren Fortschreiten zu geben: so ist diese Absicht vollständig erreicht worden; denn nicht leicht dürfte wohl ein einigermaßen namhaftes Gewerbe sich in unserem Lande vorfinden, von dem nicht der eine oder der andere würdige Repräsentant in der Ausstellung erschienen wäre. Eine massenhafte und dadurch schon allein imponirende Repräsentation der einzelnen Industriezweige möge aber der Besucher durchaus nicht erwarten; auch würde er eben so sehr fehl gehen, wenn er aus der relativen Menge der eingesandten Gegenstände einen Schluß auf die Ausdehnung einzelner Gewerbszweige und Fabricationen ziehen zu können glauben sollte. So dürfte z. B. kein mit unsern Verhältnissen Unbekannter hinter den verhältnißmäßig wenigen Gegenständen aus der Eisenindustrie des Herzogthums die Wichtigkeit dieses Fabrikzweiges für unser Land sowie dessen großen Umfang vermuthen, da doch nach einer ziemlich nahe zutreffenden Schätzung vollauf ein Dreißigstel der gesammten Bevölkerung von Nassau mit Bergbau und Hüttenbetrieb beschäftigt seyn dürfte. — Nach diesen allgemeinen Bemerkungen gehen wir nun zu den einzelnen Gegenständen über, indem wir für diesmal nur eine allgemeine Uebersicht über das Hervorstechendste zu geben die Absicht haben. — In der für schwerere Gegenstände erbauten Bude im Theaterhofe finden sich vorab die Erzeugnisse der **Hütten-**, **Hammer-** und **Walzwerke**, die den Kenner in hohem Grade ansprechen dürften, und von der technischen Vervollkommung dieses Industriezweiges in Nassau das ehrenvollste Zeugniß ablegen, wie denn auch

die dort liegenden Proben von aus nassauischen Roheisen fabricirten Cäment- und Gußstahl, Feilen ꝛc, die den besten englischen nicht nachstehen sollen, eine weitere Ausdehnung unserer Eisen-Industrie in erfreuliche Aussicht stellen. Proben von Marmorarbeiten befriedigen nicht minder; durch eine in diesem Augenblick erst in Betrieb gesetzte, für den Umfang des Herzogthums patentirte Steinschneide-Mühle, die den Marmor zu bis auf einige Linien dicken Fourniren zu schneiden vermag, dürfte den herrlichen Marmorbrüchen an der Lahn für eine mannichfaltigere Verwendung ihres Materials ein neuer Weg eröffnet werden. Die Lederfabrikation des Herzogthums wird schon seit lange her schwunghaft betrieben; die theils hier, theils in den oberen Räumen des Theaters ausgestellten Proben von Leder, Saffian ꝛc., werden gewiß jeden Kenner befriedigen. Ein Schwarz'scher Dampf-Maisch-Destillir-Apparat nebst mehreren andern eben so zweckmäßig construirten als meisterhaft ausgeführten Apparaten, als Pressen, Mühlen, Spritzen ꝛc. verdienen eine aufmerksame Beachtung, sowie denn das in der Mitte der Bude aufgestellte Schiffchen mit Schaufelrädern, das sich auf dem Rhein vollkommen als Schnellfahrer bewährt hat, durch seine nette Bauart von selbst die Blicke auf sich zu ziehen nicht verfehlt. Einige Wagen aus der rühmlichst bekannten Höchster Fabrik, die diesem Raume zur besonderen Zierde gereicht haben würden, sind leider! noch nicht eingetroffen. — In den oberen Räumen des Theaters bemerken wir, außer den schon erwähnten Ledersortimenten Proben aus unsern Töpferbezirken, die, obwohl sie einen weit ausgebreiteten Markt in steinerner Waare sich erworben haben, noch lange nicht die herrliche Thonerde unseres Landes so zu benutzen wissen, wie es eine hoffentlich nicht allzu entfernte Zukunft zum großen Vortheile jener Gegenden verstehen wird. Gegenwärtig geht noch das rohe Material, für Hunderttausende jährlich, in ganzen Schiffsladungen zu Berg und zu Thal, selbst bis nach England hinüber, von wo es zum Theil wieder zu uns und unsern Nachbarländern zurückkehrt. Die Tabaksfabrikation des Landes, an einigen Orten sehr schwunghaft betrieben, erscheint würdig vertreten. — Von Leinen, Damast, wollenen Tuchen, Buckskin liegen schöne Proben auf. — Von Wachstuchen, Teppichen u. dergl. sind sehr ansprechende Muster aufgehängt. — Prächtige Sattlerarbeiten fesseln nicht Wenige. — Unsere Kleiderkünstler und Stiefelfabrikanten, längst gewohnt, ihre Schule in Paris und London zu absolviren, haben elegante Arbeiten geliefert. — Schöne Häfner-Arbeiten, zierliche Porzellanöfen und die jetzt so beliebten Blumenvasen von rothem Thon machen sich bemerklich. — Proben unserer Papierfabrikation bekunden einen erfreulichen Fortschritt in diesen Industriezweigen. — Einen höchst befriedigenden Eindruck macht der große Konzertsaal, der in einen der anziehendsten Bazare des nassauischen Kunstfleißes mit dem glücklichsten Geschmacke, durch die unermüdliche Ausstellungs-Commission, umgewandelt worden ist. Mechaniker, Optiker, Kunstdrechsler, Metallarbeiter, Büchsenmacher, Waffenschmiede, Kupfer-, Silber- und Goldarbeiter, Graveure, Instrumentenmacher, Schlosser, Uhrmacher, Buchbinder, Galanterieschreiner, Tischler, Tapezierer und wie die Gewerbe weiter Namen haben mögen, haben hier zusammengewirkt, um die Besucher wahrhaft zu überraschen und in Erstaunen zu setzen, da neben Solidität und Zweckmäßigkeit überall das Bestreben, den Anforderungen eines guten Geschmacks zu genügen, auf das erfreulichste bemerkbar wird, und nicht wenige Arbeiten ein entschiedenes Talent glänzend dokumentiren. Schon sind einige der Prachtstücke dieses Saals von Ausländern angekauft worden, und eine weitere Anerkennung der Tüchtigkeit unseres Gewerbstandes von Seiten unsers Publikums wird zweifelsohne auch in dieser Hinsicht nicht ausbleiben! —

Mannichfaltigkeiten.

(Elberfelder Markt-Angelegenheit.) Mit Vergnügen lesen wir im heutigen Tägl. Anzeiger den Vorschlag, sich dahin zu einigen, daß für den Becher bester Kartoffeln Niemand mehr als 2½ Sgr., für das Pfund Butter Keiner mehr als 5 Sgr. und sofort zahle, und wir mithin selbst nach Maßgabe der Marktpreise an andern benachbarten Orten die Lebensmittel, welche hieher zum Verkauf gebracht werden, taxiren. Es würde dies bei möglichster Consequenz das durchgreifendste Mittel seyn, und kann nicht genug empfohlen werden. (Verz. d. Fr.)

Folgende sehr merkwürdige meteorische Erscheinung, welche in Genua beobachtet worden ist, wird erst jetzt in den wissenschaftlichen Blättern mitgetheilt. Nach einem 24stündigen Regen wurde am 10. Mai, gegen 10 Uhr Morgens, der Himmel nach Südwesten, also in der Richtung nach Afrika hin, plötzlich geröthet. Diese Röthung überzog wenigstens ein Viertel des sichtbaren Horizonts und erreichte die halbe Höhe des Zeniths. Einem kalten Winde folgte eine unerträgliche Hitze, welche bis zum Abend währte. Des andern Morgens, nachdem erst der Regen aufgehört hatte, fand man die platten Dächer und die Terrassen mit einem gelblichen Staube bedeckt, welcher bei der Untersuchung mit dem Mikroskope als größtentheils aus Kieselpanzern von Infusionsthierchen bestehend, sich zeigte, unter welchen namentlich die Hüllen von Bacillarien deutlich zu erkennen waren. Es schließt sich diese Beobachtung an die schon mehrmals gemachte an, daß Staub, welcher auf offener See auf Schiffe niedergefallen war, auch größtentheils aus den Hüllen von Infusionsthierchen bestand.

Die Gesammt-Einnahmen des Hagel-Versicherungs-Vereins für Baiern vom Jahre 1845 betragen 61 698 fl., die Ausgaben 57,142 fl.; verbleibt bei'm Rechnungsschluß eine Baarschaft von 4556 fl

---

Im Eifer gerathen auch die tüchtigsten Männer zu weit. Der Prof. Delbrück, in Bonn, hat in einer scharfen Kritik Arndt's berühmtes Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland", hart mitgenommen, und Arndt sich in der gedruckten Vertheidigung u. A. zu folgendem Ausspruch hinreißen lassen: „Ein gewisser Volkshaß ist von Gott verordnet, der verschiedene Völker gemacht und kein schmutziges, knechtisches Zusammenfließen der Völker gewollt hat!"

Eine Privat-Sammlung in Magdeburg hat in diesem Sommer bereits mehrere ganz weiße Feldsperlinge, weiße Finken, weiße Hamster, weiße Wiesel und weiße Ratten erworben. Alle lebende Exemplare dieser interessanten Menagerie sind kräftig und vollkommen gesund.

(Ein fataler Tag.) Der Sonnabend ist der dies ater für die königliche großbritannische Familie; alle Könige von England, dieses und des vorigen Jahrhunderts, starben an Sonnabenden.

Wilhelm III., gest. Sonnabend den 18. März 1702.
Königin Anna, gest. Sonnabend den 1. August 1704.
Georg I., gest. Sonnabend den 10. Juni 1727.
Georg II., gest. Sonnabend den 25. Oktober 1760.
Georg III., gest. Sonnabend den 30. Januar 1820.
Georg IV., gest. Sonnabend den 26. Juni 1830.

Calderon in seinem Schauspiele: El Dia de San Blans en Madrid sagt: „Keinem kommen seine eignen Verse und seine eignen Kinder ganz häßlich vor, und wären sie auch noch so ungestaltet."

Korrespondenz.

Mainz, 20. August.

Die am Ufer des Rheins beinahe die ganze Stadt entlang sich hinziehenden Bauten sind schon ziemlich weit vorgeschritten und gereichen der Stadt zur wahren Zierde, obwohl nicht zu verkennen ist, daß dadurch die herrliche Aussicht nach dem Rhein in den ersten Etagen unserer großen Hotels wesentlich beschränkt ist. Der Unternehmer dieser Neubauten, Hr. Christian Lothary, hat durch die umsichtige und geschmackvolle Einrichtung und Eintheilung auch kleineren Etablissements die Gelegenheit geboten, die Producte ihrer Industrie hier ausstellen zu können, und schon fesseln die höchst geschmackvoll und reich garnirten Magazine der Herren Knußmann und B. v. Zabern, so wie die Lager der Herren Lechner, Mayer und Halenza, die Blicke der Vorübergehenden welche, namentlich des Abends, in Masse sich hier beschauend ergehen. Fünf und dreißig Bögen bilden diesen in einer Reihefolge sich hinziehenden Bazar, welcher, vollendet, der Rheinstraße zur höchsten Zierde gereichen wird; die fertigen Bögen sind schon alle begeben, und die im Innern noch unvollendeten eignen sich ganz vorzüglich für Conditoreen, Friseurs, Marchandes de Modes, Marchands Tailleurs, Regenschirmfabrikanten, Stock- und Pfeifen-Händler, Gold- und Silber-Arbeiter, Uhrmacher, Stickereien, Glaswaaren, Quincaillerie, u. s. w.; es sind, wie wir hören, bereits mehrere hiesige und auswärtige Kaufleute mit dem Unternehmer in Unterhandlung, um sich von den noch vorhandenen Plätzen Magazine zu sichern. Ist erst Alles vollendet, dann hat unsere Stadt eine Zierde, um welche sie alle Rheinstädte beneiden werden, und unsere Rheinstraße gibt der Sammelplatz der beau monde, der Boulevard und die Toledostraße von Mainz. Auch unser altes kurfürstliches Schloß ist nun durch die Sorgfalt und rastlose Thätigkeit unserer städtischen Behörde auf das Herrlichste wieder hergestellt und enthält bereits die vollständig aufgestellten Sammlungen des naturforschenden Vereins, die Gemälde-Gallerie, die römischen Alterthümer und die weltberühmte Uhr des Pater Alexis Johann, das wichtigste Werk, welches Mainz aufzuweisen hat. Bald wird auch das reiche Münzcabinet und unsere über 80,000 Bände starke städtische Bibliothek hier aufgestellt seyn, wo alsdann die Besucher die gewiß seltene Gelegenheit haben werden, in einem einzigen Gebäude die Kunstschätze der Stadt bewundern zu können.

Frankfurter Theater.

Stadt und Land, oder: Der Viehhändler aus Oberösterreich, Posse von F. Kaiser, Musik von A. Müller.

Mit den nun allmählig wieder länger werdenden Abenden ist es an der Zeit, den Theaterfreunden so oft als möglich Novitäten vorzuführen; denn diese sind es doch eigentlich, welche das größere Publikum am meisten anziehen. Die Declamationen über ein sogenanntes klassisches Repertoire nehmen sich zwar auf dem Papier recht gut aus, entbehren aber der practischen Wahrheit, da das kleine Häuflein ihrer Anhänger nicht ausreichen würde, um die materielle Existenz einer Bühne zu sichern. Es ist gewiß, daß nur ein abwechselndes Repertoire unter den Verhältnissen mittlerer Bühnen genügen kann und mag diese Ansicht von gestrengen Kritikern immerhin als ein Gemeinplatz verschrieen werden, so bleibt sie darum nicht minder eine auf Erfahrung gestützte Wahrheit. Unvermeidlich ist hierbei der Uebelstand, daß über dieselben Bretter und von denselben Künstlern dargestellt heute Hamlet und Don Juan und morgen Nestroy oder Donizetti schreiten müssen und daß die Extreme des Klassischen und des Alltäglichen oft sehr nahe bei einander liegen. In London, Paris oder Wien, wo jedem Theater seine eigenthümliche Sphäre angewiesen ist, sind die Directionen, die Künstler und das Publikum besser daran und kann somit auch die Kritik entschiedenere Anforderungen stellen. Bühnen mittleren Rangs wie die unsrige können ohne bunte Mischung der Elemente durchaus nicht bestehen und wer ihnen diese zum Vorwurf machen will, der verlangt Unbilliges, wie er es auch in schöne Redensarten einhüllen möge. — Am 23. d. M gab man auf der Frankfurter Bühne eine Novität, deren heimischer Boden eine Wiener Volksbühne ist und gegen deren Uebervflanzung auf die unsrige man demnach Einwendungen machen könnte. Dem sehr zahlreich versammelten Publikum aber, von welchem sie sehr beifällig aufgenommen wurde, hat sie einen heiteren Abend bereitet und wir wollen sie um so weniger verwerfen, als ihre Tendenz eine moralische und ihre Bearbeitung eine sehr populaire ist. Die Posse von F. Kaiser: „Stadt und Land, oder: Der Viehhändler aus Oberösterreich" vereint die bekannten und oft besprochenen Vorzüge und Mängel vieler ähnlichen Piecen, welche man mit dem Namen von Sonntagsstücken insofern ganz richtig bezeichnet hat, als sie besonders auf das größere schau- und lachlustige Publikum berechnet sind, welches an den Sonntagen mehr als an denen der Woche das Theater zu besuchen Zeit hat. — In Kaiser's „Stadt und Land" sind die beiden Hauptpersonen zwei Brüder, der eine (Herr von Hochfeld) ein Großhändler in der Residenz ein vornehmes Haus bildend, seiner niedern Abkunft sich schämend, ehrgeizig bis zur Eitelkeit, verschwenderisch und ohne Festigkeit des Charakters, der andere (Sebastian Hochfeld) ein Viehhändler, ein rechter deutscher Michel, derb, aber gutmüthig, sparsam, aber nicht dem Gelde huldigend, unbekannt mit den Sitten und Gebräuchen der Residenz, aber die Stimme der Natur und des Herzens desto höher achtend. An diese Beiden reihen sich eine Anzahl von Originalen, welche das Stadt- und Landleben in seinen verschiedenen Erscheinungen repräsentiren. Durch sie wird die in ihrer Anlage ganz einfache, aber in rascher Zusammenhange fortgeführte Handlung belebt und das Interesse des Beschauers rege erhalten. Die Intrigue ist zwar in ihren Motiven nicht neu, jedoch in den Einzelnheiten gut und mit practischer Bühnenkenntniß behandelt. Die schroff contrastirenden Charaktere gehören nicht der höheren Schule der historischen Malerei, sondern dem gewöhnlichen Style der Posse an; ihre Umrisse sind derb und ihre Farben grell, aber nicht ohne drastische Wirkung. Einen feinen Dialog und poetische Blüthen darf man hier nicht erwarten, doch fehlt es nicht an gesundem Volkswitz und an manchen ganz zeitgemäßen Pointen, welche sowohl im Dialog, als in den eingestreuten Couplets sich geltend machen. Nimmt man die Piece für dasjenige, was sie seyn soll, so wird man sie, ohne ihr höheren Werth beizumessen, ganz amüsant und auch, da ihr Kern ein gesunder und ihre Moral eine echt practische ist, nicht verwerflich finden. Nach der ihr gewordenen sehr beifälligen Aufnahme wird die Posse noch manches volle Haus machen und wir wollen ihr diesen Erfolg nicht verkümmern. Die Herren Grahn (Herr von Hochfeld) und Meck (Sebastian Hochfeld) gaben die Hauptrollen mit der ihnen eigenen Natürlichkeit und Wahrheit des Spiels, eben so die Damen Kratky (Apollonia) und Hausmann (Clotilde). Hr. Hassel (Faustin) war wieder sehr ergötzlich und mußte sein Volkslied über die Schwärmerei nach der Mode mehrmals wiederholen. Die Herren Meck und Hassel und die Damen Kratky und Hausmann wurden hervorgerufen. — Auch die kleineren Partieen waren gut besetzt. Eine detaillirte Besprechung derselben verstattet der Raum unseres Blattes nicht.

Um mehrseitigen Wünschen zu entsprechen, findet am 26. d. M. die erste Wiederholung der hier besprochenen Novität statt. W.

Die wohllöbliche Direktion der Aachener und Münchener Feuer-Versicherungs-Gesellschaft, deren treffliches Institut sich der wohlverdienten, immer steigenden Theilnahme des Publikums erfreut, hat sich die schöne Aufgabe gestellt, von ihren jährlich reservirten Geldern einen Theil zu gemeinnützigen Zwecken zu verwenden. In diesem Sinne hat solche unserer Vaterstadt seit einer Reihe von Jahren ansehnliche Summen zufließen lassen und neuerdings insbesondere für Erweiterung der hier bestehenden Volksbibliothek fl. 120 36 kr. ausgeworfen. Indem wir uns verpflichtet fühlen, unseren wärmsten Dank hierfür öffentlich auszusprechen, benützen wir diesen Anlaß, unsere Stiftung der Theilnahme verehrter Bürger- und Einwohnerschaft bestens zu empfehlen.

Frankfurt a. M., 20. August 1846.

Der Vorstand der Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Volks- und Jugendschriften.

Berichtigung.

In der vierten Zeile der dritten Spalte des in Nro. 231 der Didaskalia enthaltenen Nekrologs ist nicht „Großherzog", sondern Erbgroßherzog zu lesen.

Main-Wasserwärme: 25. August, Morgens, 8 Uhr: 14½ Grad.
M. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 25. August. Der Freischütz, große Oper in 4 Abth., Musik von C. M. v. Weber.

Mittwoch, 26. August. (Zum Erstenmale wiederholt): Stadt und Land, oder: Der Viehhändler aus Oberösterreich, Posse in 2 Abth., von F. Kaiser, Musik von A. Müller. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. F. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nr. 236. Donnerstag, den 27. August 1846.

Marie.

Manuscript von M. R . . .

(Schluß.)

Schluß.

Einige Monate waren seit dem Abschiede des Doktors vergangen. Die Freunde im Hause des Gesandten hatten ihn schmerzlich in ihrem kleinen Kreise vermißt, — denn er war Allen lieb geworden — und es verging kein Abend, an dem sie nicht mit Liebe und schmerzlicher Theilnahme seiner gedachten. Da trat er an einem Donnerstag am Ende Februars plötzlich an der Seite seines alten Freundes in das Zimmer, in dem die andern Glieder des kleinen Cirkels sich schon um den traulichen Theetisch versammelt hatten. Alle eilten ihm froh und freundlich entgegen, und Walther sah mit tiefgefühlter Freude, daß er hier nicht vergessen war. Der Ausdruck in seinen Zügen war weniger düster als früher; die Milde und Weichheit, die über sein ganzes Wesen verbreitet war, schadete dem kraftvollen Ernste nicht, den sein männliches würdiges Benehmen stets an sich trug.

Trotz der Freude, die des Doktors Ankunft erregt hatte, war doch nach der ersten herzlichen Begrüßung eine gewisse Verlegenheit und Aengstlichkeit nicht zu verkennen, die leicht erklärbar ist, wenn man die Lage bedenkt, in welche der Doktor durch seine Mittheilungen vor seiner Abreise zu den Freunden getreten war, und welche leicht jeden zu innigen Ausdruck von Theilnahme als unzart erscheinen lassen konnte, da sie tiefe, kaum vernarbte Wunden schmerzlich berühren konnten. Aber bald verschwand die Spannung, als der Doktor, nachdem er seinen alten Platz zwischen Antonien und seinem Kollegen eingenommen hatte, mit Herzlichkeit und Freimüthigkeit sagte:

„Die Reihe des Erzählens ist zwar wahrscheinlicherweise nicht an mir; dennoch glaube ich, daß Ihre Theilnahme mir die Fortsetzung jener ergreifenden Ereignisse erlauben wird, die nun zu ihrem beklagenswerthen und doch zugleich wünschenswerthen Ziele gekommen sind. Es wird mir wohlthun, meinen Schmerz hier auszusprechen, wo er verstanden wird, und dann mit der Vergangenheit abzuschließen, von der mir nichts bleibt, als eine heilige Erinnerung.

„Sie wissen, meine Freunde, daß mich ein Brief Mariens zu ihr rief, weil sie ihr Ende nahe fühlte. Was ich auf dieser Reise litt, welche Gefühle in mir stürmten, brauche ich nicht zu erwähnen. Die nächste Zukunft lag ernst und finster vor mir; an dem Todtenbette der Geliebten zu stehen und den Kampf mit dem eignen Herzen zu kämpfen, um nicht durch meine Gefühle ihren letzten Frieden zu zerstören, war die schwere Aufgabe. In ihrem Wohnorte angekommen, erfuhr ich bald von meinem sie behandelnden Kollegen, daß Marie nur noch Stunden zu zählen habe. Ich fand sie äußerlich beinahe unverändert, nur konnte sie ihr Lager nimmer verlassen. An der Seite desselben stand auf einem kleinen Tischchen die Chatoulle, die Gustav's Vermächtniß enthalten hatte, neben derselben lagen seine Briefe und das Kreuz; über dem Bette hing sein Degen, den er mir vermacht hatte, und den Marie mit einem frischen Myrthenkranz geschmückt hatte. Lächelnd bot sie mir die Hand; aber dieses Lächeln schnitt mir in's Herz: es war so überirdisch, so verklärt, wie es nur in jenen letzten Augenblicken erscheint, in denen der Geist schon die ahnende Nähe einer höheren Welt empfindet. Ich weine nicht leicht; aber jetzt stürzten schwere Thränen aus meinen Augen, und ich lag unwillkürlich auf den Knieen an der Seite ihres Bettes. Sie bat mich sanft aufzustehen und sagte leise: „Weine nicht, mein Bruder! Ich bin sehr glücklich; bald werde ich mit Gustav vereint seyn. Oder wolltest Du, daß ich noch länger leiden soll? Auch Du, mein Bruder, wirst glücklich werden. Ja, ja," fuhr sie fort, als ich verneinend das Haupt schüttelte, „die Ahnung eines Sterbenden trügt nicht. Du wirst glücklich werden, das sagt mir die Stimme meines Innern. Und bald stehe ich ja am Throne des Vaters und werde vereint mit dem Geliebten für Dich beten. Unser Geist wird tröstend und schützend stets Dich umschweben!"

„Mit ruhiger Fassung bat sie mich dann, ihr meine Erlebnisse während meiner Abwesenheit zu erzählen, und als ich ihr sagte, daß ich hier Herzen gefunden, die meinen Schmerz getheilt und gemildert, ließ sie mich versprechen, nach den ersten Monaten des heftigsten Schmerzes hieher zurückzukehren. Ihnen, Fräulein Antonie, sendet Marie den schwesterlichen Gruß; in ihren letzten Stunden bat sie mich, Ihnen denselben zu überbringen.

„Lassen Sie mich über die letzten Momente weggehen; sie ergreifen mich zu sehr. Es war nicht das Lager einer Sterbenden, die von der Erde schied; nein, ein Engel kehrte freudig lächelnd und voll Sehnsucht nach der Heimath zurück. Am dritten Tage um die Abendstunde sagte sie leise: „Laß uns ohne Täuschung scheiden, mein Bruder, ich werde die aufgehende Sonne nimmer sehen. Zum letztenmale schließt sich mein Auge zum irdischen Schlummer; ich werde nimmer erwachen. Vergiß meine letzten Wünsche nicht! Und nun lebe wohl, mein Freund, mein Bruder! Gott sey mit Dir!" Sie bot mir die bleichen Lippen zum Abschiedskusse, legte segnend die Hand auf mein Haupt. Mit den Worten: „Gustav, bald bin ich bei Dir!" sank sie zurück, noch einige Stunden schlummerte sie sanft; plötzlich, als ich mich über sie bog, lauschte ich umsonst nach ihren Athemzügen. — Marie war heimgegangen.

„Wie Marie es gewünscht, drückte ich ihr den bräutlichen Kranz in ihre Locken und legte das Kreuz auf ihre Brust. Hatte Gustav es doch für sie erkämpft. Am dritten Tage geleiteten wir sie zum Grabe, das nach ihrem Willen ein einfaches Kreuz, von Epheu umschlungen, ziert. Mein Schmerz war gränzenlos, aber meine Liebe war Anbetung geworden. Eine Heilige wie Marie durfte nicht durch irdische Liebe entweiht werden. Auch der Tod-

ten darf ich und kann ich jenes Gefühl weihen, das ewig in mir leben wird, und Mariens Geist ist oft bei mir, er umgiebt mich in meinem Schlummer und mildert meine Qual. Die heiligsten Reliquien, die sie mir hinterließ, sind ihr Tagebuch und eine weiße Rose, die sie in der Abschiedsstunde von ihrer Brust nahm und mir als letztes Andenken bot. So sind zwei Herzen wieder vereint, die ein Opfer des elendesten Vorurtheiles geworden. Gewiß ist das Glück, das ihnen jetzt beschieden, ein höheres, als die Erde ihnen hätte bieten können! Friede sey mit ihnen!

„Mariens Mutter hat die Tochter nicht lange überlebt. Verzweifelnd und mit gebrochenem Herzen ging sie umher; die äußerste Sorgfalt, die ich dem Versprechen gemäß, das ich Marien gegeben, an sie wandte, blieb fruchtlos. Zwei Monate nach Mariens Tode verschied sie.

„Als ihre Angelegenheiten, die sie mir anvertraut hatte, geordnet waren, fühlte ich mich nun ganz einsam und verlassen; ich eilte ohne Aufenthalt hieher, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie wohl es mir ist, unter Ihnen zu seyn und in Ihren Augen den Ausdruck des Mitgefühles für mich und die edlen Heimgegangenen zu lesen."

Doktor Walther wählte Wien zum ständigen Aufenthalte. Allmählig heilte die Zeit die Wunden seines Herzens. Der kleine Kreis der Freunde hatte ihn immer lieber gewonnen, und als nach einigen Jahren der Gesandte abberufen wurde, fühlte Walther, wie theuer ihm Antonie geworden sey. Auch sie hatte den edlen Mann liebgewonnen, und vergaß gerne, daß sie nicht seines Herzens erste Liebe sey. Ehe der Gesandte Wien verließ, feierte der kleine Cirkel ihre Vermählung, und die Zurückgebliebenen versammeln sich nun in seinem Hause.

Marie hat wahr gesprochen: Walther ist glücklich geworden. Gustavs und Mariens Segen wacht über ihm und den Seinigen.

Der Religions-Proceß des Predigers Schulz zu Gielsdorf, genannt Zopfschulz, eines Lichtfreundes im achtzehnten Jahrhundert.

Der Deutsche ist gewohnt auf seine eigene Sache und seine berühmten Männer mehr zu geben, wenn sie vom Auslande her gelobt werden. Der Herausgeber des unter obigem Titel bei Reclam jun. in Leipzig zu Anfang dieses Jahres erschienenen Schriftchens, der Advokat-Anwalt am Revisions- und Cassationshof in Berlin, Hr. Leopold Volkmar, mag, seine Landsleute kennend, Aehnliches gefühlt haben, wenn er die Vorrede seines Werkchens mit einer Unterredung beginnt, die der (nun verstorbene) Berliner Professor Eduard Gans im Jahre 1825 mit dem berühmten englischen Rechtsgelehrten Jeremias Bentham gehabt hatte, und die wir nicht umhin können, hierher zu setzen. Bentham, damals ein noch rüstiger Neunziger, sagt u. A.:

„Wir müßten vielmehr in euer Land uns begeben, wo die Gesundheit durchgängiger Reform seit beinahe einem Jahrhundert herrschend ist, und das Volk mit seiner Regierung so zusammengewachsen erscheint, daß keine Abweichung bemerklich wird. Was wollen alle unsere Kirchenverbesserer, unsere Zehntenaufheber gegen die Energie eures Mannes mit dem Zopfe bedeuten?"

„Unseres Mannes mit dem Zopfe?" erwiederte Gans. „Verstehen Sie etwa Friedrich den Großen darunter?"

„Nein, ich verstehe darunter jenen hartnäckigen, beständigen und tapfern Prediger des göttlichen Wortes, der seine Tracht des gewöhnlichen Lebens auch auf der Kanzel nicht verlassen wollte *) und vor Gott erschien, wie er vor den Menschen zu erscheinen pflegt. Mit solcher Größe können weder Brougham, ich muß sagen wie er heut ist, noch Stanley, noch Grey, noch Althorp in die Schranken treten."

Gans selbst erinnert sich kaum des Mannes, den er mit Erstaunen in der Erinnerung eines englischen Rechtsphilosophen von dem Glanze einer Bedeutung umgeben fand, die ihm im Vaterlande abging, und hörte von dem englischen Verehrer, daß, als er in Berlin (wahrscheinlich in den 90r Jahren) gewesen, diese wichtige Geschichte den Hauptgegenstand der Unterredung ausgemacht habe. — —

Das Publikum muß dem ehrenwerthen Herausgeber des obgenannten Schriftchens großen Dank für eine Arbeit wissen, die mit eben so viel Geschick als Wärme aus den sonst unzugängigen oder trockenen Materialen des Processes zusammengestellt ist, die so ähnliche Ereignisse und Bestrebungen der Licht- und Dunkelmänner der Neuzeit vergleichend benutzt, ohne der historischen Einheit und Wahrheit zu nahe zu treten und Befehlenden wie Gehorchenden zum Spiegel dienen kann. Einsender dieses aber glaubt auch, daß das Büchlein in so ferne ein empfehlenswerthes Erbauungsbuch für alle Zeiten genannt werden kann, als es unserer Anschauung die Lehre und das Walten eines einfachen, von der Größe seines Berufs erfüllten Landpredigers vorstellt, eines Geistlichen, der es sich zur Aufgabe gemacht, die christlichen Grundwahrheiten rein und lauter zu lehren, zur sittlichen Veredlung der Menschen dadurch beizutragen, diese aber nicht in der Erklärung von Dogmen und unverständlichen, sogenannten Heilswahrheiten zu finden. Kein Wunder, daß ein solcher Mann darum in offne Fehde mit derjenigen Partei gerieth, die sich zu allen Zeiten für christlicher als Christus selbst hielt, das Wesen des Christenthums allein in todten Formen und Symbolen ausprägen und Alles in die spanischen Stiefel des Glaubenszwangs gern pressen möchte, was nach Vernunft und deren freiem Gebrauche schmeckt. Der Leser erwarte indessen in dem Büchlein kein unerquicklich theologisches Gezänke. Die Vertheidigungen; die dargelegten Grundsätze des „Zopfschulz" sind so einfach und so klar, so ruhig und so milde, aber auch wo es seyn muß, mit solchem Feuereifer vorgetragen für das was ihm wahr und recht schien, wie die ewigen Wahrheiten des Christenthums selbst, die auch der Meister, gegenüber Hohepriestern und Schriftgelehrten, nicht immer gleich sanft aussprach. Der philosophische Ideengang des Mannes ist für Jedermann faßlich; er ist in jedes Denkenden Kopf, er lebt in jedes Fühlenden Brust, denn er ist aus dem klaren Born einer gesunden Vernunft entsprungen. Der Mann klaubt weder am Christenthum mit den Spitzfindigkeiten des Rationalismus, noch schmäht er oder setzt er die umdüsterte Befangenheit des Supernaturalismus herab. Meisterstücke der gleichen, ruhigen Unbefangenheit, so ehrend für ihn als Lehrer und Prediger, wie für die Leute, auf welche seine Lehre einen solchen Einfluß hatte, sind u. a. die Erklärungen seines Kirchenpatrons, des Hrn. von Pfuel, sind die Deposita der auf allerhöchsten Befehl inquisitorisch vernommenen Gemeindevorsteher, Schulzen rc. der drei Pfarrdörfer Gielsdorf, Wilkendorf und Hirschfelde. Diese

*) Die Beibehaltung des Namens, der Zopfschulz, würde an sich parodirend oder abgeschmackt erscheinen, wenn man den Umstand nicht erwägt, daß auf diese Eigenthümlichkeit des Schulze die erste Anklage eines Menschen gegründet worden wäre, dem Schulz dadurch auf den Fuß getreten, daß er die Bauern gegen die Mißhandlungen desselben in Schutz nahm. Der Weg Rechtens führte allerdings jenen Menschen, einen Pächter, auf die Festung, aber auch Schulz ward durch die Anklage, er gründe seine Lehre auf Fatalismus, und trüge selbige nicht in einer Perücke oder gekräuseltem Haare, sondern im Zopfe vor — zum historischen Charakter geworden. Sonderbar, daß die ersten Quälereien und Anklagen gegen Johannes Ronge auch mit der Ausstellung gegen sein Haar von längerem Schnitt und gegen seine Kleidung begannen. Siehe dessen Rechtfertigung.

Leute, die vom Zeitbewußtseyn nichts sprechen, vielleicht in ihrer abgeschiedenen Lage von der Welt nicht einmal die gewaltigen Schläge vernommen hatten, welche die Zeit an die Pforte des scheidenden Jahrhunderts schlug (es war das Jahr 1792), sie erklären u. A. offen und furchtlos: wir behalten die reine Lehre Jesu bei, so wie sie in der Bibel vorgetragen ist, und wie wir sie begreifen können. Ferner: Unser Herr Prediger hat uns von Jugend auf und so lange er bei uns ist, zum Nachdenken gewöhnt. Wir nehmen schlechterdings nichts an, was wir nicht geprüft haben. Im neuen Testamente steht ja: Prüfet Alles und das Gute behaltet! Ein blinder Glaube ist für uns ein todter Glaube. Dann hat uns auch unser Herr Prediger gesagt, daß die Protestanten die Freiheit, selbst zu denken, durch viel Blut und schwere Kriege sich sauer erfochten haben. Mit dieser Freiheit sind wir nun so das ganze Lutherthum durchgegangen, und da haben wir an so vielen Orten und Stellen gefunden, daß es nur damit nichts ist.*) Wir haben daher nur was uns begreiflich geworden, behalten. Mögen doch unsere Nachbarn und Mitmenschen Lutheraner bleiben, das gilt uns gleich und muß uns gleich gelten. Denn so wie wir Freiheit haben wollen, müssen wir jedem Andern die seine auch lassen. Und was verlieren wir denn, wenn wir das Lutherthum verlieren? Wir behalten ja das Christenthum bei. Wenn wir unter beiden die Wahl haben, so ist's ja am besten letzteres zu behalten, und ersteres fahren zu lassen, zumal Luther selbst sagt: Ihr sollt euch nicht Lutheraner nennen. Einer ist euer Meister, das ist Christus! — Von der Bußfertigkeit und der Versöhnung durch das Verdienst Christi sagen sie: wenn Andere glauben, das Verdienst Christi wasche den Menschen von allen Sünden ab, er möge gesündigt haben, wie er wolle, wenn er nur seine Sünden allenfalls noch auf dem Sterbebette bereue, so werde er doch selig so glauben wir: der Mensch kann nur selig und glücklich werden, wenn er seine ganze Lebenszeit durch gut gehandelt; und wenn er dies nicht thut, sondern vorsätzlich ein böser Mensch ist, so können alle Belehrungen auf dem Sterbebette und das ganze Verdienst Christi zur Seligkeit nichts helfen.

Man sieht, daß Die sich verrechnen, welche uns so gerne glauben machen möchten, der Ruf nach Religionsfreiheit, nach freierer Entwickelung der protestantischen Kirche, kurz alle die jetzigen reformatorischen Bestrebungen, um nicht der Kirche sowohl als den unveräußerlichen ewigen Wahrheiten des Christenthums die Würde und Geltung wiederzugeben, die es durch mannichfache Zuthaten weltlicher und geistlicher Macht entstellten, ja selbst gefährdeten — alles Dies sey nur ein Ruf der Neuzeit, die Ausgeburt gar einiger mißmuthiger Köpfe! Die Bauern unter dem Drucke eines Ministeriums Wöllner, so gut wie heute ein Wisliten, Uhlich, Zittel, wissen, was sie wollen, und weder sie noch ihre Anhänger haben schwerlich bis jetzt viel von jenen Bauern gehört, die da den Muth haben zu sagen:

„Daß uns doch die von Sr. Majestät bewilligte und versicherte Gewissensfreiheit — das Einzige, was wir für alle Lasten und Abgaben haben, für uns, unsere Frauen und Kinder erlaubt werde, Religionsgrundsätze anzunehmen, welche wir wollen, sobald sie nur dem Staate nicht schädlich sind."

Der Religionsprozeß gegen den Schulz gewinnt auch ein besonderes Interesse dadurch, weil er die Unabhängigkeit eines Gerichts in vollem Glanze zeigt. Man hatte das Kammergericht in Berlin vergebens zu einem Ketzergericht gegen den widerspenstigen Prediger machen wollen. Kabinetsbefehle und fulminante Ministerialerlässe des allmächtigen berüchtigten Großkanzlers Wöllner konnten die Männer vom Boden des Rechts nicht vertreiben, von wo aus sie dem Unterthan das Recht der Gedanken- und Gewissensfreiheit vindicirten, und auf welchem sie die Unabhängigkeit des Richteramts behaupteten. Wir müssen bedauern, daß uns der Raum nicht verstattet, namentlich jene vortreffliche Anrede hier wörtlich wiederzugeben, die der Kammergerichts-Direktor Kircheisen (nachmaliger Justizminister) an den Kronprinzen (später Friedrich Wilhelm III.) hielt, als derselbe einer Sitzung des Kammergerichts beizuwohnen wünschte. Der Verfasser hat sie aus Kiels Annalen entnommen und wie alle seine Anmerkungen mit Geschick hier beigesetzt. Obgleich es aber dahin kam, daß nur ein Machtspruch das zu vernichten wagen konnte, was die unabhängigen Gerichte furchtlos zu Recht erkannt; obgleich der Ausgang der Geschichte, was die äußere Wirkung betrifft, ein tragischer genannt werden kann — so müssen wir doch in die Schlußworte des ehrenwerthen Herausgebers einstimmen (Kap. XXI.):

„Aber auch die Rechtung spricht frei. Sein (Schulze's) Name ist nicht verloren gegangen. Er hat mit der ihm gewordenen Kraft in den Fesseln der Menschheit herumgebrochen. Nach- und Mitwelt ist ihm zu gleicher Dankbarkeit verpflichtet, welche darin besteht: weiter zu wirken an seinem Werke mit männlicher Gesinnung.

E.

*) Zur Vermeidung von Mißverständniß muß erläutert werden, daß die Deponenten hierbei die Anmuthung der Orthodoxie verstehen, bei dem unverbrüchlichen Glauben an die symbolischen Bücher, an die Unwandelbarkeit der Augsburgischen Confession und ihrer Bekenntnißformeln, gegenüber dem lebendigen, frei aufgefaßten Christum verharren zu sollen.

Mannichfaltigkeiten.

(Hanau.) Wieder hat der Geist der Erneuerung und der Kräftigung der Jugend in unserer lieben Vaterstadt neue Wurzeln geschlagen, denn nicht nur, daß die hier bereits schon seit einer Reihe von Jahren bestehende Turngemeinde von Tag zu Tag neue Mitglieder zählt, und die Anzahl sich bereits auf ungefähr 200 Mann beläuft, sondern es hat sich Hr. W. Linck, einer unserer wackersten jungen Männer, unterstützt von einigen, dieser Sache sehr zugethanen Mitbürger, sich zur schönen Aufgabe gemacht, die weibliche Jugend in der edlen Turnkunst zu unterrichten. Von dem schon so oft bewährten Grundsatz ausgehend: „in einem kräftigen und gesunden Körper kann nur eine reine und gesunde Seele wohnen," ist es ihm gelungen, viele Eltern zu bestimmen, ihm ihre Töchter anzuvertrauen, und wahrhaftig, er rechtfertigt dieses Vertrauen.

(Für Getreide-Wucherer.) Wir lesen in einem Blatte folgende Fruchthändlerregeln:

Fällt vom Himmel dicht der Regen,
Mußt' Dich auf's Verkaufen legen,
Regnet's nicht und tröpfelt's doch:
Halt die Preise mäßig hoch!
Scheint die Sonne glühend heiß,
Steige hurtig mit dem Preis!
Dauert diese Dürre lang,
Stimme an den Lobgesang!
Juble täglich, juble laut,
Und zieh' Allen ab die Haut!

Literatur.

Darmstadt, der Odenwald, die Bergstraße und die Main-Neckar-Eisenbahn. Ein Handbuch für Reisende. Mit einem Stahlstich, einem Plan der Waldanlagen um Darmstadt und einer Reisekarte. Darmstadt 1846. W. Olweiler's Buch- und Kunsthandlung

Die große Anzahl von Reisenden, welche seit Eröffnung der Main-Neckar-Eisenbahn von Frankfurt aus das freundliche Darmstadt, die Bergstraße und den Odenwald durchstiegen, machte ähnliche Schriften wie die

vorliegende und die kürzlich in der Didaskalia angezeigte (im Verlage von G. Jonghaus erschienene) nöthig; eine dritte ist bei L. Pabst herausgekommen. Jede hat in ihrer Art Vorzüge und wird ihre Leser anziehen. Die gegenwärtige scheint uns zunächst den reiselustigen Frankfurtern zu empfehlen, denen hier eine Reihe von Excursionen in der beschriebenen Gegend angegeben werden, die ein-, zwei- und mehrtägig auszuführen und nach den schönsten Punkten des Odenwaldes und der Bergstraße zu richten sind. Zieht man es vor, in Darmstadt zu verweilen, oder dessen anmuthige Umgebung zu durchstreifen, so wird die Beschreibung dieser Stadt und ihrer Umgegend, so wie die sehr gelungene Plankarte der Waldanlagen vollends befriedigen. Die Reisekarte umfaßt den Odenwald und die Bergstraße, so weit die Bahn reicht; die Beschreibungen Heidelbergs und Mannheims sind mehr Skizzen, inzwischen wohl genügend, wenn der Reisende keinen längern Aufenthalt nimmt. Ueberall sind Sagen und poetische Bearbeitungen eingestreut, die dem Leser willkommen seyn müssen. In dem Stahlstich nimmt er eine Erinnerung an die schönsten Punkte Darmstadts hin. Das Werk wird bei seinem sehr mäßigen Preis — 1 fl. 48 kr. — dem reisenden Publikum erwünscht seyn; auch Darmstadts Einwohnern empfehlen wir es. ***

Korrespondenz.

Wiesbaden, im August.

Welch ein schönes Unternehmen ist unsere erste Gewerbausstellung, wie nützlich für das Land, wie überraschend für den fremden Besucher, wie ehrenvoll für die Männer, welche ihr seit Monaten Zeit und Mühe gewidmet haben! — Wahrlich, Dr. List, der seit einem Vierteljahrhundert für die nationale Industrie und ihre Consequenzen, für Handelseinheit des ganzen deutschen Volks, für Befreiung von dem bei der Zerrissenheit unseres Vaterlandes im höchsten Grade betheiligten Ausland, für eine deutsche Flotte und eine Nationalflagge als unerläßliches Symbol dieser glorreichen deutschen Handelseinheit kämpft, würde sich unseres Werkes freuen, denn es würde ihm den deutlichsten Beweis liefern, daß es an allen Enden Deutschlands Tag wird, daß die Zeiten des Schlendrians und verzagter Selbstverachtung vorbei und an die Stelle dieser größten Fehler eines Volks die größten Tugenden eines solchen, Thatkraft und Selbstgefühl, getreten sind. Wir Deutsche wollen keine Löwenverträge mit England, Frankreich, Rußland; wir besitzen Kunstfleiß genug, um die Paläste unserer Großen und Reichen mit aller Pracht zu schmücken, welche die Phantasie ersinnen kann; wir können die unermeßlichen Summen selbst auf direktem Wege verdienen, welche früher in's Ausland gingen ohne Ehre und ohne Nutzen für uns; nur müssen wir uns immer mehr gewöhnen, unter dem Ausland nicht Mainz oder Frankfurt, nicht Baiern oder Preußen, sondern nur die Länder außerhalb des Zollvereins zu verstehen und wenn derselbe bis an die Mündungen unserer Ströme, bis an die Ufer unserer Meere vorgedrungen seyn wird, das eigentliche, in fremden Sprachen redende Ausland. Die Handelsgröße und der Reichthum Großbritanniens beginnt mit der Königin Elisabeth, als die fremden Fabrikanten aus Belgien und den Hansestädten entweder fortgejagt oder gezwungen wurden, Engländer zu werden; als die Königin, der Hof und alle Großen des Reichs nur englische Tücher und nur Erzeugnisse englischen Kunstfleißes verbrauchten; als man die Einfuhr fremder Waaren durch hohe Schutzzölle hinderte, als man anfing, Erfinder und die Beförderer der nationalen Industrie großartig zu belohnen. Wir haben schon viel vom Ausland gelernt, aber wir wollen noch mehr die großen und theuern Lehren befolgen und aus allen Kräften die Zeit beschleunigen, wo unsere Großen und Reichen es als eine Ehrensache betrachten, Das für ihr deutsches Land und Volk zu thun, was seit der Königin Elisabeth alle großen und reichen Engländer für ihr Land gethan haben. Wenn wir unser Herzogthum nicht als ein kleines, in sich abgeschlossenes China, sondern nur als einen Theil des nach Emancipation vom Auslande strebenden Deutschlands betrachten, so dürfen wir das Beste und Erfreulichste hoffen, denn wir haben die feste Ueberzeugung, daß jeder Besucher mit größerer Achtung die Hallen und Säle der Ausstellung verläßt, als er in sie eintritt und daß sie in erfreulicher Eigenthümlichkeit, Vielfältigkeit und Tüchtigkeit seine Erwartungen bei weitem übertrifft.

Koblenz, 24. August.

Am 15. d., von Mittags 12 Uhr an, landeten die erwarteten Sänger aus dem goldenen Mainz, aus der rheinischen Musenstadt, aus der Metropole der preußischen Rheinprovinz und aus der alten deutschen Kaiserstadt, die Mitglieder der Liedertafeln des mittelrheinischen Bundes zu dem hier abzuhaltenden Sängerfeste. Bewillkommnet wurden sie von den Gliedern der hiesigen Liedertafel, mit einer Harfe am rothen Bande auf der Brust geziert. Von der Rheinbrücke bis zum deutschen Eck am Ausflusse des lotharinglschen Stromes waren auf den Schiffen und am Gestade die Flaggen der rheinischen Uferstädte aufgepflanzt und von Zeit zu Zeit ertönten den ganzen Nachmittag hindurch die Geschütze. Aeltern Bewohnern von Koblenz gaben diese in schwüler Luft flatternden Fahnen und die Freudenschüsse Veranlassung zu ernstem Nachdenken an vergangene Zeiten, wie vor noch wenig Decenien an eben diesem Tage dem damals im Siegeskranze schimmernden Imperator, der durch seine Siege und Niederlagen die Welt in Erstaunen setzte, Weihrauch gebracht werden mußte, und bei den sichtbaren Segnungen eines wohlthuenden Friedens der Kunst und dem Gesange freiwillige Ehrenbezeugungen erwiesen werden. Die meisten der Sänger sind am Abend nach gastlicher Bewirthung zum heimathlichen Herd zurückgekehrt.

Darmstadt, im August.

Unsere topographische Literatur ist durch ein schätzbares Werkchen bereichert worden, welches bei L. Pabst erschienen ist. Dem Verfasser, Hrn. Ludwig, war es darum zu thun, einen „Wegweiser durch die nächsten Umgebungen von Darmstadt und nach den schönsten Punkten des Odenwaldes und der Bergstraße" zu entwerfen, ohne sich zu sehr auszubreiten und in weitläufige Beschreibungen zu verlieren. Für den Fremden besonders ist das Büchlein von practischem Werthe, da alles Wissenswerthe auf einen Bogen Text zusammengedrängt ist. Der beigefügte Plan von Darmstadt, nebst der Karte der Main-Neckar-Bahn, erhöhen die Brauchbarkeit des Ganzen, welches für Einheimische wie für Fremde in dem gegenwärtigen Zeitpunkte eine um so willkommenere Erscheinung seyn dürfte, da die vier Beilagen des Werkchens lauter wünschenswerthe Reisenotizen über Eisenbahn, Postenlauf und Droschken enthalten. — Der nackten Prosa, die aber im Leben nicht zu entbehren ist, setzen wir ein vielfarbiges Bild der Phantasie entgegen, betitelt: „Der Wilddieb, oder der Schloßbrand zu Darmstadt unter dem Landgrafen Ernst Ludwig." Eine Volkssage bildet die Unterlage der Dichtung, welche dem Verfasser, Hrn. C. Merck, gut gelungen ist. Die eigentliche Sage spielt in das Schauerliche und Furchtbare hinüber und trägt somit eine Farbe, welche auch auf minder erregbare Gemüther starke Eindrücke hervorzubringen geeignet ist.

Höchst, 24. August.

Die nassauische Gewerbausstellung zu Wiesbaden ist von hier aus mit einem interessanten Meisterwerk bereichert worden, das die Beachtung der Mechaniker und Künstler gewiß verdienen wird. Es ist dies nämlich eine Standuhr, deren bewegende Kraft der gewöhnliche Pendel ist, die nur alle 6 Jahre aufgezogen wird, und auf 6 Zifferblättern nicht allein außer der gewöhnlichen Zeiteintheilung der Uhren, Wochentag, Tag und Monat des Jahres, sondern auch den Mondeswechsel richtig zeigt. Der Verfertiger derselben, Hr. Uhrmacher Hofmann dahier, hatte noch Mehreres daran projectirt, wie ein Zifferblatt für die Aequinoctien, eins für die Jahre und einen Globus mit dem Thierkreis, doch mangelte ihm leider die Zeit, um dies Alles noch zur diesjährigen Gewerbausstellung zu fertigen. Er hat mit vielem Zeitaufwand und nicht unbedeutenden Kosten dieses Werk vollendet, das zwar in seinem Aeußeren ohne Prunk und Glanz ist, dessen wirklicher Werth aber nur von Sachverständigen wahrhaft beurtheilt zu werden vermag. So sehr wir nun im Interesse der vaterländischen Gewerbausstellung dieses höchst gelungene Werk mit Freuden begrüßen, so hoffen wir auf der anderen Seite, daß dem geschickten Meister auch die Anerkennung von Seiten des Publikums werde, die er in so reichem Maße verdient.

Main-Wasserwärme: 26. August, Morgens, 8 Uhr: $14\frac{1}{2}$ Grad.

M. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 26. August. (Zum Erstenmale wiederholt): Stadt und Land, oder: Der Viehhändler aus Oberösterreich, Posse in 2 Abth., von F. Kaiser, Musik von A. Müller. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 27. August. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart. (Gastrolle) Cherubin: Fräul. Henr. v. Treffz, erste Sängerin vom k. k. priv. Theater an der Wien.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 237. Freitag, den 28. August 1846.

Wem hat das große Loos gehört?

(Aktenmäßige Darstellung.)

(Landau, 24. August.) Am hiesigen Zuchtpolizei-Gerichte ist in diesen Tagen ein Straffall zur Verhandlung und Entscheidung gekommen, der wegen des bedeutenden, sich daran knüpfenden Geld-Interesses, nicht minder wegen eines merkwürdigen Spieles des Zufalles, der in den vorliegenden Thatsachen gewaltet hat, und wegen der höchst verwickelten und schwierigen Aufgabe, welche sowohl der Anschuldigung, als der Vertheidigung geboten war, endlich in psychologischer Hinsicht unstreitig zu den interessantesten Fällen gehört, welche in dieser Sphäre der Strafrechtspflege vorkommen mögen. Es handelte sich um nichts geringeres, als um die Hälfte des großen Looses (110 000 fl.), welches dem Besitzer des Originallooses Tags nach der Ziehung durch Prellerei entzogen worden seyn soll.

Folgendes sind die Hauptzüge dieses Rechtsfalles, wobei wir vorerst mehr den Aufstellungen der Anschuldigung folgen, und daran einige der Hauptgesichtspunkte der Vertheidigung reihen wollen.

Heinrich Beck, ein wohlhabender Oekonom in Edesheim, hatte von einem jungen Juden aus Essingen, dem zwanzigjährigen David Kahn, zur 108ten Frankfurter Stadtlotterie im vorigen Jahre ein halbes Loos geliefert erhalten, worauf in der 6ten Klasse ein Gewinn von 100 fl. gefallen war, so daß ihm netto 45 fl. oder sein Einsatz zufiel. Die gespielte Nummer war aktenmäßig (denn die Loose der 5 Klassen, welche nicht gewonnen hatten, hatte Beck aufbewahrt), die Nummer 16,274. Die gleiche Nummer mit einem halben Loose spielte Beck auch in der 109ten Ziehung; er hatte Personen erklärt, er werde nie eine andere Nummer spielen; mehrere Bekannte hatten bei ihm die Loose der vier oder fünf ersten Klassen mit dieser Nummer gesehen. Alle diese Loose, so wie auch das zur 6ten Klasse, bezog Beck von dem nämlichen David Kahn. Dienstags, den 21. April abhin, des Abends zwischen 6 und 7 Uhr, erschien dieser in der Wohnung Beck's, zeigte ihm an, sein Loos sey, wie voriges Mal, in der 6ten Klasse mit 100 fl. herausgekommen, und er welle ihm gleich seinen Gewinn mit 45 fl. auszahlen. Beck wollte sich überzeugen, daß dem auch so sey, worauf ihm David Kahn eine Ziehungs-Liste vorzeigte, worin bei der Nummer 16,274 ausgeworfen stund 100 fl. — Ohne Arg übergab nun Beck dem Juden gegen Bezahlung von 45 fl. die Loose, damit er das Geld seinerseits wieder in Frankfurt beziehen könne; da Beck aber zuerst nur die 5 Loose der früheren Klassen 109ter Ziehung fand, ward erst nach einigem Suchen in dem nämlichen Umschlag, in dem der Jude dem Beck das 6te Loos zugeschickt hatte, dieses aufgefunden und mit übergeben. —

Am andern Tage arbeitete Beck ruhig in einem seiner Weinberge, zufrieden, seinen Einsatz wieder gewonnen zu haben, als ein vorübergehender Jude ihm als Neuigkeit mittheilte, „Jospel (eigentlich Joseph Kahn, der Vater des gedachten jungen Kahn) habe das große Loos gewonnen.“ Erstaunt, davon gestern nichts erfahren zu haben, fragt Beck nach der Nummer, die ihm dann von diesem Juden als 16 274 angegeben wird. Mit dem Rufe: „das ist meine Nummer, ich bin betrogen“, eilt Beck nach Hause, wo er ganz verstört ankommt und bald seinen Bekannten bange macht, er werde den Verstand verlieren. Sogleich wird im Frankfurter Journal nachgesehen; es ist richtig, Nr. 16,274 hat das große Loos gewonnen, und viele ordentliche Männer in Edesheim wollen diese Nummer als die von Beck gespielte erkennen, woran er Mehreren zuvor Antheil zu geben sich erboten hatte.

Dieses soll der Vorgang in Edesheim gewesen seyn.

In Essingen, dem Wohnorte der Familie Kahn, war am fraglichen Dienstag, 21. April, gegen Mittag ein Commis des Hauptkollekteurs Stiebel von Frankfurt angekommen, um dem Unterkollekteur Heinrich Scharff II. die Nachricht zu bringen, daß auf das ihm seiner Zeit übersandte Loos Nr. 16,274 das große Loos bei der Ziehung Tags zuvor mit 110,000 fl., das heißt für das halbe Loos der halbe Gewinn, gefallen sey. Scharff war an jenem Tage in Landau, eine Stunde von Essingen entfernt, wohin ihm jener Commis nacheilt und ihm zwischen 2 und 3 Uhr des Nachmittags die gedachte Mittheilung macht. Zu dieser Zeit will der junge Kahn in Neustadt gewesen seyn und auf dem Rückwege nach Hause in Edesheim dem Beck das Loos ausbezahlt haben, so daß er erst zu Hause in Essingen von dem auf 16,274 gefallenen großen Gewinnste Kenntniß erlangt hätte. Zeugen traten auf, daß David Kahn wirklich in Neustadt gewesen, Andere wollen ihn in Essingen gesehen haben. War er wirklich Mittags in Neustadt, so kann er natürlich dem Beck nicht das große Loos abprellen wollen, von dessen Ziehung er noch gar nichts weiß; dann gewinnt seine Behauptung Wahrscheinlichkeit, daß Beck 17,624 in der 6ten Klasse gehabt habe, worauf nur 100 fl. getroffen, und nicht die Glücks-Nummer 16 274.

Scharff, der Unterkollekteur, welcher auch Loose an David Kahn absetzt, erfährt also in Landau von dem erwähnten Commis die erfreuliche Nachricht. Er muß jedoch erst zu Hause nachsehen, wer es wohl haben möge; doch soll er gleich verlauten lassen, „wie er meine, habe es dem Jospel seiner, aber wohl nicht für sich.“ — Jener Commis muß dann unverrichteter Dinge nach Frankfurt zurückkehren, sey es, weil das Loos selbst im Augenblick nicht da war (es lag ja in Edesheim bei Beck, sagt die Anschuldigung); sey es, weil der wirkliche Inhaber und Gewinner, wofür sich Jospel ausgiebt, nicht für nöthig hält, an Ort und Stelle mit dem Bringer der Glücksbotschaft weiter zu verhandeln, dem er das Uebliche in Frankfurt ja doch geben könne und werde. In Landau und Essingen verbreitet sich alsbald das Gerücht: Jospel hat das große Loos gewonnen. Doch heißt es auch hie und da gleich: „er hat es nicht für sich“ oder „es haben Andere Theil

daran." Eine Zeugin, welche allerdings erst ganz spät in der Untersuchung auftritt, während von Seite der untersuchenden Behörde und der Beck'schen Familie alle Zeugen lange eifrigst aufgesucht wurden, will von zwei Judenkindern am nämlichen Nachmittage die Worte gehört haben: Nicht der Josel, sondern der Beck von Edesheim hat das große Loos gewonnen. — Das Zeugniß dieser Person ward von den Beschuldigten um so mehr angefochten, als das eine Kind, ein Mädchen von 14 Jahren, die Zeugin in's Gesicht Lügen straft; das andere Kind wäre ein kleiner Bruder des Scharff gewesen.

Gewiß ist, daß Josel schon um 5 Uhr an jenem Dienstage einem Handelsfreunde in Landau die Nachricht von Essingen brieflich mitgetheilt und von ihm 50 fl. entlehnt, zu einer Zeit, wo sein Sohn noch gar nicht im Besitz des Beck'schen Looses war.

Scharff läßt sich in derselben Nacht durch die Nachtwächter wecken und reis't mit Josel, Vater und Sohn, per Omnibus und Dampfschiff am Mittwoch nach Mainz. Hier schließt Josel Abends noch einen Fruchthandel, erzählt von seinem Glück, und läßt sich an das Banquierhaus Weiller in Frankfurt einen Brief mitgeben, damit ihm bei Einkassirung seines Gewinnes keine Schwierigkeiten gemacht werden mögen. In Frankfurt wird dann Donnerstags das Loos einkassirt, ein Viertheil bei Rothschild, das andere bei Weiller. Josel handelt genau über Discont und Goldkurs, läßt an beiden Orten 18,000 fl. verzinslich auf ein halb Jahr stehen, nimmt für einige Tausend Gulden Wechsel, den Rest bis zum vollen Betrag der 48 000 fl. in Gold und Silber. Eben so werden bei Stiebel, im Beiseyn des Kollekteurs Scharff, die Provisionsberechnungen gemacht und berichtiget.

Die Geschäfte sind in Frankfurt nach Wunsch erlediget; mit der Eisenbahn geht es zurück nach Mainz, und mit dem Abendboot den Rhein hinauf zurück nach Mannheim, wo das Schiff Morgens nach 3 Uhr landet. Die drei Beschuldigten, denen von Essingen aus eine Chaise zur Heimkehr bis an den Rhein entgegengefahren war, verlassen das Schiff, voran Scharff, den geldschweren Reisesack tragend, dann Kahn Vater und Sohn.

Da empfängt sie im Momente des Aussteigens Beck mit einem Verhaftsbefehl. Die bereitstehende Polizei ergreift die drei Juden, alle Reden und Gegenreden werden abgeschnitten (nach der Anschuldigung ein schuldbewußtes Verstummen); die Verhafteten werden gesondert nach Landau geliefert und es beginnt eine Untersuchung, die an Vollständigkeit und Genauigkeit musterhaft genannt zu werden verdient. Während Beck und seine Freunde Alles aufbieten, der verfolgenden Staatsbehörde Beweise an Handen zu geben, vermögen die Verhafteten natürlich nur Angaben zu machen, ohne zur Ausmittelung von Entlastungsmomenten eine gleiche Thätigkeit entwickeln zu können. Ihre Familien, sey es aus allzugroßem Eifer und Aengstlichkeit, sey es eine wirkliche Schuld kennend oder voraussetzend, thun vielfache Schritte, welche als eben so viele Zeichen eines schuldbewußten Innern gedeutet werden könnten, wären die Verhafteten selbst die Veranlasser dieser Bemühungen auf Vernichtung möglicher Beweisstücke. So sollen namentlich die von Scharff geführten Lotterie-Listen beseitiget worden seyn, was zu dem Verdachte führte, der Name Beck möge bei der Nummer 16,274 der 6ten Klasse 109ter Ziehung gestanden haben.

Das Gerücht, daß Beck am Donnerstag Morgens gerichtliche Anzeige gemacht habe und den Juden nachstelle, war auch gleich nach Essingen gedrungen; die betheiligten Familien sind erklärlicher Weise bestürzt; ein Dorfwächter will sogar die Ehefrau Josel's jammernd ausrufen gehört haben: „Hätten sie mir gefolgt, so wären sie nicht im Elend." Gewiß ist, daß ein jüngerer Sohn Josel's und ein Schwager des Scharff in der Nacht nach Worms eilen, wohl um ihre Verwandten zu warnen; allein bei ihrer Ankunft ist das Dampfboot bereits an Worms vorüber. Sie fliegen nach Ludwigshafen — kurz vorher sind aber bereits die Ihrigen jenseits der Rheinbrücke verhaftet und sie müssen betrübt nach Hause zurückkehren.

(Schluß folgt.)

Ueber die Colonisation von Texas.

Auf Veranlassung eines eben so überschriebenen Aufsatzes in Nro. 227 d. Bl. sehe ich mich um so mehr zu nachfolgender Erörterung bewogen, als ich dieser Angelegenheit schon seit Jahren mit Interesse gefolgt bin und deren Ausführbarkeit die größte Aufmerksamkeit und das schärfste Nachdenken schon immer gewidmet habe.

Es ist gewiß nicht durchaus nöthig, und auch wohl nicht einmal zweckmäßig, daß der Adelsverein, welcher einen Theil von Texas zu colonisiren beabsichtigt, sich über diesen zum Schutze der Einwanderer die Souverainität verschaffe. Denn dieser zu ertheilende und allerdings ganz unerläßliche Schutz kann auch schon dann vollständig gewährt werden, wenn dem Adelsverein von der dortigen Regierung zu dem fraglichen Zwecke auch nur die Ausübung der vollen Civil- und Militärgewalt für den zu colonisirenden Bezirk auf eine Weise übertragen würde, daß derselbe eines Theils dadurch hinreichende Macht erhielte, und anderen Theils dadurch der künftigen staatsrechtlichen Ausbildung von Texas kein Hinderniß bereitet werde.

Mit solchen Befugnissen ausgerüstet, würde dann aber der Adelsverein vor allem Dingen eine dem ersten Bedürfnisse völlig angemessene Anzahl waffenfähiger Mannschaft anzuwerben und auf Kosten des Vereins auszurüsten und zu übersiedeln, auch an Ort und Stelle einstweilen vollständig zu unterhalten haben. Die hiezu erforderlichen Geldmittel würden sich aber gewiß als ziemlich mäßig zeigen, wenn nur solche Männer von unbescholtenem Rufe gewählt würden, die zugleich als Handwerker und Handarbeiter bei der Colonisation selbst benutzt werden könnten und denen nach etwa 5 — 6jährigem Dienste als Lohn und Belohnung ihrer bis dahin nur für den Verein geleisteten Arbeiten die sichere Aussicht auf ein hinreichendes, gehörig ausgestattetes Grundbesitzthum innerhalb der beschützten Coloniegränze gegeben würde. Diese Männer könnten allem Anscheine nach ohne Hinderniß für ihre Dienstüchtigkeit bereits sämmtlich Familie besitzen, sobald nur der Adelsverein für letztere im Falle eines Unglücks vollständig zu sorgen übernehme, und unter dieser Voraussetzung müßten denn auch zur Erreichung eines schnelleren Flors der Colonie wo möglich nur Familienväter zunächst auf solche Weise angeworben werden.

Mit diesen so viel als nöthig etwas militärisch zu organisirenden Männern nebst ihren Familien, als Stamm- und Grundpfeilern der neuen Colonie, würde dann wo möglich gerade im Mittelpunkte des ganzen zu colonisirenden Terrains die Niederlassung dergestalt zu beginnen seyn, daß daselbst zunächst ein, wenn auch nur vorläufiger sicherer und gesunder Aufenthalt mittelst s. g. Blockhäuser für Alle hergestellt würde, von welchem aus die größtmögliche Thätigkeit zur An- und Bebauung des umliegenden Terrains nach und nach entfaltet werden könnte. Auf diese Weise würden allmählig immer mehr einzelne Wohnungen, welche mit den sie umgebenden Ländereien in der Folge je eine Besitzung einer Ansiedler-Familie abgeben könnten, in das umliegende Terrain hinaus mit Sicherheit vorgeschoben werden können, und wenn deren eine hinreichende Anzahl eingerichtet, Wege und Stege gehörig fahr- und gangbar gemacht, auch hinreichende Vorräthe von Wagen, Vieh und Geräthschaften angeschafft sind, dann können auch solche Einwanderer gegen billige Bedingungen eingeladen und zugelassen werden, welche die Kosten der Ueber- und ersten Ansiedelung aus eigenen Mitteln zu bestreiten vermögen.

Es versteht sich dabei von selbst, daß die Leitung des Ganzen

und Einzelnen nur Personen von zuverlässiger Rechtlichkeit und Tüchtigkeit überlassen werden darf, welche der Adelsverein schon längst als solche erkannt und geprüft hat.

In dieser Weise würde es fast zu den Unmöglichkeiten gehören, wenn die Colonie nicht rasch und gut gedeihen wollte; und da Alles, was insofern vom Adelsvereine bisher versäumt seyn sollte, recht bald noch nachgeholt werden kann, so ist auch zu hoffen, daß dieses nicht nur unverzüglich geschehe, sondern daß auch der Colonie auf solche Weise noch eine sichere und erfreuliche Zukunft baldigst bevorstehe.

Hann. Münden. Dr. jur. W. Günther.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Aus Berlin vernimmt man eine Aufforderung, Goethe's Geburtstag (28. August) zu feiern und auch hier hat sich in gleicher Absicht eine Stimme vernehmen lassen. Obgleich zu einer festlichen Begehung dieses Tages für diesmal kein besonderer Grund vorliegt, so mag es doch der Pietät der Goetheverehrer anheimgestellt bleiben, ob und wie sie ihre Huldigungen dem bewunderten Meister darbringen wollen. Jedenfalls ist es löblich, daß unsere Theaterdirektion für den 28. August eine Aufführung des Egmont angeordnet hat, welche ohne Zweifel manchen Freund unseres berühmten Landsmannes anziehen dürfte, und wer nach der genannten Vorstellung im engeren oder weiteren Kreise von Gleichgesinnten die empfangenen Eindrücke nachklingen lassen und durch einen schönen Toast oder durch traulichen Gedankenverkehr fortsetzen will, dem sey es unverwehrt, und wir wünschen ihm eine festliche Stimmung und einen nach den Mühen des Tages recht erquicklichen Abend.

Am 10. d. M., früh nach 6 Uhr, beobachtete man aus einem Fenster des Schlosses Ober-Kunzendorf bei Freiburg in Schlesien eine merkwürdige Luftspiegelung (fata morgana) gegen Osten. Aus dunkeln Wolken erhoben sich nebelartige, wunderlich zerrissene oder geformte Gestalten, unter welchen man deutlich Häuser und Bäume, unter letzteren sogar die Arten, namentlich Linden und Obstbäume, unterscheiden konnte, und als deren Originale man bald das Schloß von Ober- und den Kirchthurm von Nieder-Arnsdorf erkannte. Die Spiegelbilder zogen im Allgemeinen von Norden nach Süden und dauerte die ganze Erscheinung eine volle halbe Stunde, so daß sie in allen Theilen genau beobachtet werden konnte.

(Berlin, 20. Aug.) Der Schwindel, welcher bei uns alle Geschäftsbahnen ergriffen, tritt besonders in der Kleiderfabrikation offen vor das Publikum. Riesengroße Zettel bedecken die Straßenecken unserer Residenz. Mit den lächerlichsten Annoncen: „Meine Herren, können Sie Geld gebrauchen?“ „Eine Sparkasse auf die richtigste Manier“, „Nichts Aehnliches, so weit die Civilisation sich erstreckt“, werden fertige Kleider zu den spottbilligsten Preisen, natürlich eben so schlecht an Stoff als an Arbeit, ausgeboten. Man muß bedenken, daß Berlin nahe an 4000 Schneider zählt, von denen eine große Zahl den Kleiderhändlern vollkommen preisgegeben ist, und deren Lohn Letztere so weit herabdrücken, daß sie ihnen z. B. die Anfertigung von einem Paar Hosen mit 3 Sgr. bezahlen. Besonders einer dieser Kleiderfabrikanten war es, wie jetzt die „Beiträge“ berichten, welcher in Berlin die Preise auf eine alle weitere Concurrenz ausschließende Weise herabdrückte. Gegenwärtig hat sich ergeben, auf welche Weise der Mann im Stande war, so billige Preise zu stellen. Derselbe hat nämlich seine Artikel fast durchgängig gegen Credit eingekauft, solche, ohne sie bezahlt zu haben, verschleudert und das erhaltene Geld verbraucht, ohne sich um seine Gläubiger weiter zu bekümmern. Zuletzt war natürlich sein Credit erschöpft, man kam hinter seine Operationen, und er ist gegenwärtig gefänglich eingezogen und wegen muthwilligen Bankerotts in Untersuchung.

Unter den vielen literarischen Hülfsmitteln, die in neuerer Zeit Eltern und Erzieher geboten werden zur Anregung der Geistesthätigkeit und zur Belebung des sittlichen Gefühls ihrer Kleinen, begrüßen wir besonders freudig die kürzlich erschienenen „Gedichte für die Jugend, von Karl Enslin.“ Diese Gedichte sind meistens kurz und können deßhalb leicht zu Memorirübungen benutzt werden; doch finden sich auch einige größere darunter, die den Kindern gewiß ein sehr willkommener Lesestoff seyn werden. Sie zeichnen sich durch eine gemüthliche, kindliche Sprache aus und behandeln nur Dinge, die wirklich aus dem Leben des Kindes genommen sind — wahrlich Vorzüge, die man leider nur zu oft bei Erzählungen, Gedichten u. dergl., die ihrem Titel nach für Kinder bestimmt sind, vergebens sucht! Stoff und Form sind hier sehr glücklich gewählt. — Als besonders gelungen bezeichnen wir: Das Schifflein — Das Sandkorn — Die Wünsche — Es regnet — Lebenslust — Brüderchen und Schwesterchen u. s. w. Doch, aufrichtig gesagt, die Wahl thut weh. Recht aus inniger Ueberzeugung empfehlen wir das Werkchen allen Eltern, die für ihre Kinder eine angenehme und zweckmäßige Unterhaltung wünschen. — Die Ausstattung ist elegant und der Preis (10 Bogen, gebunden 54 Kreuzer) verhältnißmäßig sehr gering.

Es ist eine Herzensfreude, wenn man in dem gewöhnlichen seichten Zeitungswasser einmal eine so recht frische Welle kräftig aufschlagen sieht, und man läßt sich gern von ihr forttreiben. So habe ich eben in dem sonst so ruhigen, übrigens meist klaren Augsburger Wasser einen geharnischten Artikel vom Rhein über die holsteinische Frage gegen die vornehme englische Times gelesen, der mich hocherfreut hat. So herzhaft ist die hochfahrende Engländerin noch nicht bedient worden; jedes Wort ein Schlag, keiner nebenhin; das Fleck muß dunkelroth werden, wenn's nicht faul ist. Irre ich nicht, so habe ich vor ein paar Jahren in dem Garten dicht am Rhein gestanden, wo der Artikel geschrieben worden ist, und neben mir der alte und immer junge Kämpfer für alles Rechte, Ernst Moritz Arndt.

(Die Berliner sind noch keine Menschen.) Vor langen Jahren sagte Nikolai zu Sonnenfels: „Ihr Wiener seyd doch rechte Bauchmenschen!“ Indessen sollen dem Berliner Fasan und Tokaier ganz gut gemundet haben. Dem sey nun wie ihm wolle, die Wiener waren doch damals schon Menschen, die Berliner sind es aber nach eigenem Geständniß noch nicht. Es liegt nämlich eine kleine Druckschrift über den in Berlin beabsichtigten Verein zur Verbesserung des Zustandes der arbeitenden Classen vor, (welcher Verein jedoch zerfiel, weil die Capacitäten des mündigen Volkes der Metropole der „deutschen Intelligenz“ nicht wußten, wie sie das Ding angreifen sollten), in welcher Druckschrift der Schluß lautet: „Wir wollen einen Verein bilden, Menschen zu werden!“ — Also sind die Berliner noch keine Menschen, sie sind nur Berliner.

„Mein Volk darf Gerechtigkeit und Milde von mir erwarten, denn meine einzige Richtschnur ist dieses Buch“, so sagte vor einigen Tagen ein Regent und legte die Hand auf das Evangelium. Und dieser Fürst war der neue Papst.

Korrespondenz.

Wertheim, 23. August.

Bei Durchlesung eines Korrespondenzartikels in der Didaskalia vom 22. d. M. aus der baierischen Pfalz vom 18. August glauben auch wir

auf den reichen Segen des bevorstehenden Herbstes in hiesiger Gegend und auf eine frühere Lese als gewöhnlich aufmerksam machen und alle Diejenigen, welchen eine Traubenkur in unserer Nähe verordnet ist, einladen zu dürfen, solche in unserer schönen Gegend zu gebrauchen, wo die Trauben gleichfalls trefflich sind, in diesem Jahre besonders geschmackvoll seyn und in größter Menge in den hiesigen Rebgeländen gefunden werden. Der hier gezogene, als vorzüglich bekannte Wertheimer Wein läßt ohnehin schon auf die Güte unserer Traubensorten schließen. Damit aber Fremde, welche die Traubenkur hier zu gebrauchen gesonnen seyn sollten, wegen Logis nicht in Verlegenheit kommen, so machen wir sie auf das seit einigen Jahren hier bestehende, sehr schöne und in jeder Hinsicht großartige Gasthaus „zum Löwensteiner Hof" aufmerksam, wo die ganze Einrichtung, sowohl hinsichtlich der eleganten Zimmer, als auch in Rücksicht auf die Kost, die Weine und die billigen Preise nicht leicht etwas zu wünschen übrig lassen wird. Aber auch an Wohnungen in Privathäusern fehlt es nicht, in welchen die Kost alsdann aus andern, denselben benachbarten Gasthäusern bezogen werden kann. — Die Spaziergänge in dem weit ausgedehnten fürstlichen Parke und schönen Postgarten, so wie auch die sehr interessante Schloßruine und die mit diesen Partieen verbundenen ungemein schönen Aussichten werden jeden Fremden, welcher die Traubenkur bei uns gebraucht, gewiß sehr ansprechen und zu einem glücklichen Erfolge der Kur das Ihrige mit beitragen.

Usingen, im August.

Die hiesige neue Turngemeinde nimmt fortwährend an neuen Mitgliedern zu; sie besteht aus unerwachsenen und erwachsenen, zum Theil verheiratheten Mitgliedern und leistet für die kurze Zeit ihres Bestehens sehr Erfreuliches und Anerkennungswerthes. Zwar fehlt es ihr auch nicht an Gegnern und Solchen, welche ihre Uebungen als ein bloßes leeres Possenspiel betrachten; indessen ist es nur zu oft das Loos des Schönen und Guten, daß es zum Theil verkannt wird. Dessenungeachtet kann und wird der vorerwähnte Umstand dem Gedeihen und der Fortbildung der hiesigen Turngemeinde auch nicht den geringsten Abbruch thun, wird ja doch bei der gegenwärtigen Zeitrichtung die Turnkunst immer mehr als ein Mittel gegen die Verweichlichung, Ueberfeinerung und das Absonderungswesen, und damit als ein wirksames Mittel zur Ausbildung der gleichmäßigen Leibeskraft und Leibesstärke, dadurch der Beförderung der leiblichen Gesundheit, ferner der damit in Verbindung stehenden geistigen Kraft und Stärke, des thatkräftigen jugendlichen Sinns, des Frohsinns, überhaupt des äußern Lebens anerkannt. Sehr wünschenswerth für die hiesige neue Turngemeinde ist es, wenn für die Folge mehr sogenannte Turnfreunde sich aufnehmen ließen, welche in hiesiger Stadt wider Erwarten in geringer Anzahl bis jetzt sich angemeldet haben. — Sonntags den 24. d. M. stattete die hiesige Turngemeinde der befreundeten Turngemeinde im benachbarten Butzbach einen Besuch ab. Der daselbst ersteren Turnern von letztern zu Theil gewordene Empfang, die erwiesene Gastfreundschaft, das erzeugte freundschaftliche Zuvorkommen und der daselbst herrschende heitere Frohsinn machen diesen Tag im Andenken der hiesigen Turner unvergeßlich.

Mainz, im August.

Ich kann nicht umhin, in Ihrem geschätzten Blatte einer Anstalt zu erwähnen, die eine viel größere Würdigung verdient als ihr bis jetzt von Seiten unserer Stadt geworden; ich meine das Atelier für Glasmalerei welches unserem Mitbürger, dem Stuccateur und Zimmermaler Hrn R. Usinger, sein Entstehen verdankt. Unter den vielen sehr gelungenen Werken, die aus diesem Atelier bereits hervorgegangen, zeichnen sich besonders zwei neue Glasbilder aus, welche seit Kurzem unsern ehrwürdigen Dom schmücken und die lebhafteste Theilnahme aller Kunstfreunde erwecken. Diese Bilder, zu denen der wackere Scholl in Darmstadt die Cartons entworfen, sind unter der besondern Leitung des Hrn. Usinger ausgeführt worden. Sie stellen die Apostel Petrus und Paulus vor und befriedigen durch ein markiges Colorit und ganz besonders durch eine bei derartigen Gemälden nicht gewöhnliche Sicherheit und Reinheit der Conturen. Wie man hört, hat Hr. Usinger gegenwärtig zwei Fenster für die Stadtkirche in Darmstadt und mehrere für die Burg Rheinstein in Arbeit. Es wäre zu wünschen, daß Hr. Usinger diese Werke gleich nach deren Vollendung in einem dafür besonders geeigneten Locale ausstelle und so unserem Publikum Gelegenheit gäbe, sich mit mehr Theilnahme einer Anstalt zuzuwenden, die unserer Stadt zur Zierde gereicht und deren Gründer um so größere Ehre verdient, als er dieselbe, von einem nicht genug anzuerkennenden Kunstinteresse angeregt, mit vielen Opfern in's Daseyn gerufen. ***

Frankfurt, im August.

Nekrolog.

Ein edler Mann, ein Menschenfreund in der vollsten Bedeutung des Wortes ist in diesen letztern Tagen, wenn auch bereits im vorgerückten Lebensalter, dennoch zu frühe, der Liebe seiner Familie, dem großen Kreise seiner zahlreichen Freunde und Bekannten, nach kurzem Leiden, durch den Uebergang in ein besseres Jenseits entrückt worden. Denn, wie wenige, vermochte Hr. Dr. jur. Salomon Hamburger, hiesiger Bürger und Rechtsanwalt, einen unbestrittenen Anspruch auf jene Epitheta zu erheben und geltend zu machen, welche ihm ohnehin die allgemeine Anerkennung längst beigelegt hatte. — Unter den ungünstigsten Verhältnissen dunkler Zeiten, drückender Umstände und beengender Umgebungen geboren und herangewachsen, wußte er, durch die ihm inwohnende Kraft seines Geistes und seines Willens, sich allmählig auf einen Standpunkt zu schwingen, auf welchem mit Fug und Recht angelangt, es ihm möglich wurde, jene edelmüthigen Gesinnungen, welchen er zwar schon früher, so viel in seinen Kräften stund, beständig einen realen Ausdruck verliehen, noch in einem weit stärkern und erhöhetern Maaße zum Heile und Wohle jener Rath-, Trost- und Hülfsbedürftigen zu verwirklichen, welche sich — weil niemals vergeblich — beständig in so großer Anzahl um ihn drängten. So, in täglicher, ja stündlicher, Ausübung des Guten begriffen, kam es, daß er während seines ganzen ehrenvollen Lebens, in jenem Sinne auch keinen einzigen Tag als einen verlorenen betrachten konnte, weil er einen jeden durch Ausübung verschiedenartiger Wohlthaten zu bezeichnen die edle Gewohnheit hatte. Ausgezeichnet nun auf solche Weise durch Vorzüge des Herzens und der Gesinnung, war er dies nicht minder durch jene des Geistes und des, durch wohlbenützte Erfahrung, gereiften Wissens; letzteres erlangt durch seine, auf Theorie und Praxis derjenigen Rechtsverhältnisse vorzüglich gerichteten, eifrigen und erfolgreichen Bemühungen, welche im praktischen Leben, zunächst in Beziehung auf Handels- und Familienangelegenheiten, von überwiegend praktischem Interesse sind. Denn wenn auch gleich vorzugsweise der Anwalt mit Rath und That, zahlloser Mittellosen, ohne Unterschied des kirchlichen Glaubensbekenntnisses, besaß er auch das Vertrauen vieler und angesehener Familien, und hatte, in frühern Jahren kräftigerer Thätigkeit, als er es noch wollte, eine Klientel, gewichtig durch Zahl, wie durch Bedeutendheit. — Wenn nun der Verblichene die Zeit seines irdischen Lebens beständig durch edle Handlungen höher zu verwerthen suchte, so war er auch zugleich darauf bedacht, auch noch in der, nach seinem Tode, auf gleiche Weise fortzuwirken und er hat, wie man vernimmt, in diesem Sinne testamentarische Verfügungen getroffen, welche die lange Reihe der, während seines Lebens bewirkten, Wohlthaten auch nach seinem Tode kräftig fortführen, und so seinem Namen nicht nur in der bloßen Rückerinnerung, sondern durch beständiges segensreiches Fortwirken ein ehrenvolles Weiterleben gesichert. — Einem Manne von solch ausgezeichnetem Werthe wurde denn auch in den Morgenstunden des 24. d. Mts., als letzte äußere Würdigung desselben, ein Geleit zur Friedensstätte, dessen Charakter, sowohl durch die Lebensstellungen, als auch durch die große Anzahl der Theilnehmenden den ehrenvollsten öffentlichen Beweis der allgemeinen Anerkennung bildete. Dr. D.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 234.

Vocal, Pocal.

Main-Wasserwärme: 27. August, Morgens, 8 Uhr: 16 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 27. August. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart. (Gastrolle) Cherubin: Fräul. Henr. v. Treffz, erste Sängerin vom k. k. privilegirten Theater an der Wien.

Freitag, 28. August. Egmont, Trauerspiel in 5 Abth., von Göthe. Die zur Handlung gehörige Musik ist von L. v. Beethoven.

Redakteur, J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität

Nro. 238. Samstag den 29. August 1846.

Wem hat das große Loos gehört?

(Aktenmäßige Darstellung.)

(Schluß.)

Die Verhafteten verwickeln sich in mancherlei Lügen und Widersprüche, die sie aber theils durch die Besorgniß, als Collecteure einer verbotenen Lotterie bestraft zu werden, theils durch ihre hauptsächlichste Angst, am Ende gar ihren Gewinn confiscirt zu sehen, zu erklären versuchen. Zur Hauptsache stellt der junge Kahn als sein Vertheidigungssystem Folgendes auf: Beck hat nicht 16 274 gehabt, sondern 17,624, und diese letztere Nummer ist ausweislich der Ziehungslisten in der nämlichen 6ten Klasse am 16 April, also vier Tage vor dem Haupttreffer mit 100 fl. herausgekommen. Die Glücksnummer 16,274 hat der Vater Jospel mit einem halben Loose für sich gespielt. Beck und seine Verwandten, an sich nicht glaubwürdig wegen des großen Interesses, das der Ausgang dieser Sache für sie hat, sind mindestens von Argwohn befangen gewesen, so sehr, daß sie auf die Nachricht, Jospel hat auf 16,274 das große Loos gewonnen, das ausgelieferte Loos 17.624 in ihrem Sinne verwechseln; es sind ja ganz die nämlichen Ziffern. Wie nahe liegt die Verwechselung, wie leicht wird ein solches Versehen zur festen Ueberzeugung, nachdem einmal Beck und seine Frau versichern, der Jude habe ihnen das große Loos abgelockt! — Hatten sie denn vor der Ziehung schon Grund, sich die Ziffern so fest einzuprägen, daß sie dieselben nicht später in ihrer Erinnerung versetzt erblicken könnten?

Wenn aber auch gar kein Irrthum hier anzunehmen wäre, wenn wir es als volle Wahrheit gelten lassen, daß die von Beck und seinen Bekannten betrachteten Loose der vier oder fünf ersten Klassen die Nummer 16.274 hatten — so mangelt doch alle Gewißheit, daß auch das 6te Loos im Umschlag die gleiche Nummer hatte, daß also das Glücksloos je in die Hände von Beck gekommen sey. Eine Verwechselung, ein Spiel des Zufalls mag obwalten, daß in jenem Umschlage 17.624 sich befand und nicht 16,274. Jeder Zweifel, jede Ungewißheit hierüber genügt vollkommen, daß die Freisprechung erfolgen muß.

— Das auch Loose der Nummer 17.624 in den Essinger Lotterie-Bezirk, namentlich in die Scharff'sche Collecte gekommen, hat die Untersuchung gezeigt. Es sollen freilich, nach der Anschuldigung, nur drei Achtel dieser Nummer in jener Gegend circulirt haben, allein Gewißheit kann auch hierüber nicht erlangt werden, denn die Listen Scharff's liegen nicht vor und die schriftlichen Vernehmungen der Frankfurter Collecteure, welche vor dem Zuchtpolizeigerichte nicht erschienen sind, haben keine Beweiskraft.

Nach der Vertheidigung läge aber nicht blos die Möglichkeit vor, daß Beck statt seiner frühern Nummer 16,274 eine andere 17.624 in der 6ten Klasse erhalten und gegen 45 fl. dem David Kahn ausgeliefert habe, wobei Jospel aus derselben Kollekte die für Beck bestimmte Nummer empfangen hätte — sondern Jospel hat sogar positiv nachgewiesen, daß er wirklich vor der Ziehung im Besitze dieser Nummer gewesen. Ein Zeuge (Israelite) hat diese Nummer 16.274 wenige Tage, ehe sie herauskam, von Jospel gezeigt erhalten, mit dem Bemerken, er hoffe, dieses Loos solle seinen schon oft gewechselten Vermögensverhältnissen eine neue Wendung geben — und zu dieser Zeit war erwiesenermaßen das Loos im Umschlage bereits in den Händen des Beck. Wenn dieser Zeuge die Wahrheit gesprochen hat, so ist es wahr und nicht blos möglich, daß Jospel den Treffer hatte, und nicht Beck. Denn die beiden Hälften des großen Looses waren sicher nicht in der nämlichen Kollekte; die Annahme, Jospel hätte diese Nummer ehrlicherweise mit einem halben Loose, und das halbe Loos derselben Glücksnummer hätte Beck gehabt, aber durch Betrug verloren, ist ganz unwahrscheinlich, fast unmöglich. Sicherlich hätte man von Frankfurt aus ermittelt, daß das ganze Loos mit 110.000 fl. im Essinger Bezirke gewesen seye, und was die Hauptsache ist, ganz bestimmt hätten die Kahne nicht blos ein halbes Loos in Frankfurt einkassirt, sondern die beiden Hälften.

Außer jenem wichtigsten Entlastungszeugen, der das Loos bei Jospel gesehen und die Nummer genau gemerkt haben will, treten noch mehrere auf, die minder genau, aber ähnlich Günstiges hierüber aussagten. Früher hatte Jospel zu einem alten Bekannten (Israeliten) gesagt, er spiele ein halbes Frankfurter Loos; dieser sagte, auch er habe früher gespielt, seine Nummer sey gewesen 10.500 und etliche, worauf Jospel sagte: „Ich habe ein halb Dutzend mehr." — „also in den 60zen" fragt der Andere. „Nein, ein halb Dutzend Tausend mehr." — So sprach Jospel auch von dem Schiffe, das er noch auf dem Meere habe, und das ihn zum geborgenen Manne machen solle, indem er auf sein Loos anspielte. —

Dies sind einige der Hauptgesichtspunkte, von denen die beiden Kahne bei ihrer Vertheidigung ausgingen. Der Vater Kahn lehnte auch darum jede strafbare Gehülfenschaft ab, selbst wenn die von Beck behauptete Prellerei angenommen werden könnte, weil seine Thätigkeit, das Einkassiren des Looses, zum Vergehen selbst nichts beigetragen hätte. Als der Sohn mit dem Loose nach Hause kam, war ja das Vergehen vollendet; da war nichts mehr zu helfen und zu unterstützen, also auch keine strafbare Betheiligung mehr möglich. Und hätte denn der Vater den Sohn mit dem Loose zu Beck zurückschicken und diesen um Verzeihung bitten, oder gar seinen Sohn bei Gericht anzeigen sollen?? Daß die Anleitung vom Vater ausgegangen sey, ward nicht einmal von der anschuldigenden Behörde behauptet.

Scharff, dessen Stellung im Prozesse offenbar die günstigste war, hatte hauptsächlich auch diesen letzteren Grund für sich. Ob Kahn oder die Kahne den Beck um das große Loos geprellt haben oder nicht, sagt Scharff, ist mir gleichgültig; wer das Loos hat, ob auf ehrlichem Wege oder wie immer, den begleite ich; denn

an dem Loose hängt mein Gewinn als Kollekteur; nicht blos meine Provision bei'm Hauptkollekteur, sondern alle sonstigen üblichen Gratifikationen und Douceurs. — So will denn Scharff etwa $3\frac{1}{2}$ % von Kahn als Douceur empfangen haben, eine Rolle von hundert Zehnguldenstücken und eine Rolle mit 140 Fünfguldenstücke, so wie sie Kahn in Frankfurt bekommen, zusammen 1700 fl. — Dem Kahn hatten Bekannte in Mainz schon vorgestellt, er sey glücklich geworden, und solle nun auch den Unterkollekteur glücklich machen; daher rühre die generöse Gabe der zwei Rollen. Ferner will Scharff von Stiebel 1100 fl. als übliche Prozente empfangen haben. Diese 2800 fl. in dem Reisesack, den Scharff auf der Schulter trug, als sie das Dampfschiff verließen, heute noch eingeschlossen und als Ueberführungsstück zu den Füßen des Gerichts befindlich, fordert Scharff als sein Eigenthum zurück.

Der Raum dieser Blätter gestattet nicht, auf das Für und Gegen hier weiter einzugehen. Nicht leicht mag das Gewicht der Gründe auf beiden Seiten so gleichmäßig durch andere Gründe aufgewogen worden seyn; nicht leicht mag die Glaubwürdigkeit an und für sich achtbarer Zeugen so viel Bedenken gefunden haben, wegen der Größe des im Hintergrunde stehenden Geldinteresses, und der bei einem so seltsamen Spiele des Zufalles mit zwei Zahlen, wie 16,274 und 17,624, leicht möglichen Verblendung und Selbsttäuschung.

Die Vernehmung der Zeugen erforderte den ganzen ersten Tag (21. August). Die Vertheidigung, vorgetragen durch die Advokaten Glaß, Pauli und Böcking mit einer der Wichtigkeit und Schwierigkeit der Sache entsprechenden Kraft der Dialektik und überzeugender Beredsamkeit, währte volle vier Stunden, und fesselte das sehr zahlreiche Publikum aller Stände eben so sehr, als die den Nachmittag des zweiten Tages füllenden Vorträge der anschuldigenden Staatsbehörde, welche durch den königl. Substitut Lang vertreten war.

Nach $2\frac{1}{2}$stündiger Berathung, deren Ausgang selbst dem aufmerksamsten Beobachter und besten Rechtskenner ungewiß erschien, erfolgte am 22. August Abends $8\frac{1}{2}$ Uhr das umfassende, wohlmotivirte Urtheil, dahin lautend:

> es sey ungewiß, ob Beck wirklich das 6te Loos der 109ten Ziehung mit der Nummer 16,274 besessen habe; die Thatsache der Prellerei sey daher nicht erwiesen, sohin der Hauptbeschuldigte nicht überführt —

womit die Anschuldigung gegen die der Gehülfenschaft beschuldigten Joseph Kahn und Heinrich Scharff II. von selbst hinwegfiel.

Zugleich ward die Rückgabe aller mit Beschlag belegten Gelder und Geldeswerthe an die Beschuldigten als letzten Besitzer verordnet.

Von diesem Urtheile steht der Staatsbehörde das Recht der Berufung an das Appellationsgericht zu Zweibrücken offen.

Schließlich verdienen wohl auch die zur Sprache gekommenen Rechtsfragen eine kurze Andeutung.

1) Paßt die Definition des Art. 405 Code pénal auf einen solchen Betrug oder liegt nur ein dol civil vor, der auf dem Strafwege nicht befolgt werden kann? Die Worte des Gesetzes sagen: Quiconque . . . en employant des manoeuvres frauduleuses pour persuader l'existence de fausses entreprises ou pour faire naitre l'espérance ou la crainte d'un succès, d'un accident chimérique . . . Kann man, nach stattgehabter Ziehung sagen, in dem Beck seyen durch Kahn Hoffnungen oder Befürchtungen erzeugt worden, um ihn zur Auslieferung des Looses zu vermögen? Sind betrügerische Angaben über eine vollendete Thatsache rechtlich gleichzustellen künstlich erzeugten Erwartungen von Dingen, die da kommen sollen?

2) Ist ein Frankfurter Lotterie-Loos im Baierischen, wegen des Verbots, in fremden Lotterien zu spielen und für sie zu kollektiren, ein Gegenstand, der unter dem Schutz der Gesetze steht? bildet es einen rechtlichen Vermögenstheil? (escroquer la fortune d'autrui.)

Diese beiden Fragen hat das Gericht dahin entschieden, daß das Strafgesetz allerdings zur Anwendung zu kommen habe, wenn die von der Staatsbehörde behauptete Thathandlung bewiesen wäre.

3) Die Prellerei als erwiesen angenommen, kann Beck auf Herausgabe des Geldes, der Wechsel und Depositenscheine klagen? Kann aus einem verbotenen Geschäfte ein Klagrecht erwachsen, da die Quelle des Erwerbs eine nach baierischen Gesetzen unerlaubte ist? Könnte etwa Konfiskation durch den Staat eintreten?

Diese letzteren Fragen kamen schon um deßwillen nicht weiter zur Sprache, weil die Thatsache der Prellerei nicht erwiesen ward. Auch hätte Beck im Falle der Verurtheilung erst noch den Civilweg betreten müssen, um jene schwierigen Fragen zur Entscheidung zu bringen.

Mannichfaltigkeiten.

Da mehrere Handelshäuser und namentlich das Haus Delrue in Dünkirchen viele Deutsche unter falschen Versprechungen verlockt haben, nach Brasilien zu gehen, so hat der brasilianische Generalkonsul in Berlin, Hr. Sturz, öffentlich gewarnt, sich nicht in's Verderben stürzen zu lassen, da schon über 700 Menschen hungernd in Dünkirchen liegen.

(Straubing, 18. August.) Am 15. d. fand zum Schlusse des Schuljahres im hiesigen Schullehrer-Seminar eine öffentliche Musik-Produktion statt, welche indeß einen traurigen Ausgang nahm. Denn während der Aufführung einer großen Ouvertüre sank der Dirigent, Hr. Musiklehrer Anton Schmid, vom Schlage gerührt plötzlich todt hin. Der Verewigte hat seit 30 Jahren dahier durch seine Musikkenntnisse und unermüdete Thätigkeit sehr erfolgreich gewirkt, und er wird allgemein bedauert. Man kann von ihm sagen, daß er buchstäblich in seinem Berufe gestorben ist.

In Pittsburg, sagt ein Blatt, haben die Dampfbootfabrikanten, wie in Boston die Pianofabrikanten, alle Hände voll Arbeit. Während der letzten sechzehn Jahre sind im Westen nicht weniger als 612 Boote erbaut worden, 31 in dem gegenwärtigen. Unter den eben vollendeten sind angeführt: Col. Croß, Ringgold, Rough und Ready, Rio Grande, Major Brown, Palo Alto &c.

Außer den Spinnschulen, welche man im sächsischen Erzgebirge jetzt überall errichtet, um Kinder und Schwachen Arbeit und Brot zu verschaffen, verdient der Anfang, den man in anderen Orten mit Strumpfnähschulen macht, gleichfalls Lob und in ähnlichen armen Gegenden Nachahmung. So hat der Stadtrath in Stolberg zwei solcher Schulen, jede für 40 Lernende, errichtet, worüber die Deutsche Allg. Zeitung meldet: „In den ersten zwei Wochen haben die Kinder keinen Anspruch auf einen Nähelohn, nach deren Ablauf aber erhalten sie denselben unter Abzug von nur einem Zehntel, das die Lehrerin für ihre Mühwaltung erhält. Kinder, die von den Eltern freiwillig in die Nähschule geschickt, oder wegen Müßiggang, Betteln &c. von Polizei wegen dahin gewiesen werden, müssen dieselbe regelmäßig alle Tage besuchen, und es soll dagegen keine andere Entschuldigung gelten, als welche nach dem Elementarschulgesetz für Versäumniß des öffentlichen Schulunterrichts nachgelassen ist. Für beide Nähschulen zusammen hat der Stadtrath 25 Thlr. baar und das nöthige Brennholz auf ein Jahr bewilligt; es soll jedoch dieser Geldbetrag erforderlichenfalls verdoppelt werden können, jedoch unter der Bedingung, daß die Polizei unnachsichtlich die arbeitslos herumstreifenden und bettelnden Kinder in diese Schule schafft. Arbeitsverschaffung ist auch in der That das beste Mittel, der Verarmung der niedern Volksklassen vorzubeugen. Würden überall Spinn- und Nähschulen ein-

geführt, Maulbeerpflanzungen gemacht und auf Grund derselben die Seidenraupenzucht ins Leben gerufen, die namentlich alten und schwächlichen Personen Arbeit und Verdienst gewährt, würden überall Verwahranstalten für kleine Kinder eingerichtet, so daß die Eltern nicht mehr von der Arbeit abgehalten würden, bestrebte man sich überall, Unterstützungskassen für alte bedürftige Dienstboten herzustellen, Kranken- und Sterbekassen für die arbeitende Klasse ins Leben zu rufen, in jedem Ort ein Getreidevorrathshaus zu errichten, und verbände man mit allem diesen noch die Einrichtung, den Arbeitern den verdienten Lohn nicht am Sonnabend, wo es am darauffolgenden Sonntag öfters zum größern Theile vergeudet wird, sondern am Montag auszuzahlen, so würde sicherlich der Verarmung ein starker Damm entgegengesetzt werden, es würde sich bei diesen Einrichtungen nicht nur die arbeitende Klasse, sondern auch die Gemeinde wohl befinden, indem diese nun nicht mehr so sehr, vielleicht gar nicht mehr von Almosenempfängern, Bettlern und Dieben belästigt würde."

(Kissingen, 24. August.) Vor einigen Tagen sahen wir hier eine große Prozession von Wallfahrern, mit Geistlichen und fliegenden Fahnen an der Spitze, hier durchkommen. Sie kam aus Würzburg und der Umgegend und begab sich nach einem Kloster auf dem Kreuzberg in der Rhön. Der ganze Weg hin und zurück beträgt etwa 18 Meilen. Bei dieser Gelegenheit ereignete sich, daß einige Kurgäste, welche zufällig des Weges kamen und die Hüte nicht abnahmen, von Gensd'armen dazu angehalten wurden. Dies gab zu einer Beschwerde an den hiesigen Landrichter und Badecommissär Anlaß, über deren Erfolg bis jetzt noch nichts verlautet hat. Muß man auch zugeben, daß die Achtung, welche ein Religionstheil dem andern schuldig ist, auch die äußern Zeichen der Höflichkeit in sich schließt, so halten wir es doch für unstatthaft, Jemand durch die Polizei dazu zwingen zu wollen, zumal einen Fremden, einen Kurgast, den vielleicht selbst Gesundheitsrücksichten abhalten können, das Haupt zu entblößen. Die Wallfahrer, größtentheils der untern und Mittelklasse angehörend, blieben hier über Nacht, und aus dem, was in den Wirthshäusern vorging, konnte man leicht abnehmen, daß durch solche Züge die Moralität eben nicht gefördert wird. Es würde deßhalb gewiß nur im Interesse des Katholicismus selbst liegen, diese Wallfahrten in Masse abzustellen.

Theodor Mügge erzählt in seinem eben so unterhaltenden als lehrreichen Werke: „Streifzüge in Schleswig Holstein und im Norden der Elbe" folgende Geschichte: „Auf dem Meere im Halbdunkel des Abends, trüber Himmel oben, der Wind im Tauwerk rauschend und die schäumenden Wellen wild aufrollend und an den Bugen eines schaukelnden Schiffes zerschmetternd, hören sich Seemannsgeschichten am grausigsten an. Ich hörte hier mehrere erzählen, als wir an der Sturmbank saßen, zwei aber sind mir besonders im Gedächtniß geblieben. Die erste, von einem Hamburger Kapitän, der jetzt ein schönes Schiff führt. Er war Steuermann auf einer Brigg, die in einem schrecklichen Sturm vor der Elbe unterging. Das Schiff versank unter den Füßen der Unglücklichen; ungeheure Wogen rissen sie in die Tiefe und zogen sie wieder empor. Es war finstere Nacht. Als der Steuermann auftauchte, wurde er an einen schwimmenden Gegenstand geworfen, den er krampfhaft festhielt und bald als den Hühnerkasten der Brigg erkannte. Nach einigen Anstrengungen gelang es ihm hinaufzuklettern und sich festzuhalten, kaum aber hatte er Besitz genommen, so reckte sich ein Arm und ein Kopf neben ihm empor. Ein zweiter Schiffbrüchiger arbeitete sich nach oben und willig leistete der Steuermann ihm Hülfe. Es war sein Kapitän. Der Hühnerkasten mit den beiden Männern wurde nun von der wüthenden See fortgeschleudert, nach wenigen Minuten aber sahen sie ein, es sey unmöglich, daß er sie trage. Glaubst du, daß wir uns beide halten können? fragte der alte Schiffer. — Nein, Kapitän, sagte der Steuermann. — Einer von uns muß also fort? — Ja, Kapitän. — Wer von uns soll es seyn? — Ich weiß es nicht, Kapitän. — Nach einer Pause sagte der Kapitän: Höre, ich bin ein bejahrter Mann und kann nicht viel im Leben mehr nützen. Du bist jung und kräftig, aber ich habe eine Frau und drei Kinder. Willst du für sie Sorge tragen, wenn du davon kommst? — Ja, Kapitän. — So gib mir die Hand. — Der Steuermann reichte sie ihm hin. — Im nächsten Augenblicke ließ der Kapitän los und versank. — Der Hühnerkasten hob sich, die Wellen stürzten nicht mehr so arg darüber hin; endlich verging die Nacht und am Morgen wurde der halberstarrte Steuermann gerettet. Treu seinem Worte, eilte er nach Hamburg, suchte die Wittwe auf, und um sich fest zu binden an Das, was er versprochen, heirathete er sie, und hat mit großer Sorgfalt die Kinder erziehen lassen, welche sein Vermächtniß geworden sind."

Die von Professor H. von Sybel in Marburg unlängst gehaltene Rede bei der akademischen Feier des Geburtstags Sr. k. Hoheit des Kurfürsten von Hessen (Marburg, in der Bayrhoffer'schen Universitätsbuchhandlung) hat Betrachtungen über die Ateries zu ihrem Thema gewählt, und diese sind der Art, daß sie ein treues Bild derjenigen Eigenschaften und Einrichtungen entwerfen, durch welche ein uns stammverwandtes Volk sich bürgerliche Freiheit, staatliche Ordnung und nationale Größe geschaffen hat.

(Duldsamkeit.) Die Duldsamkeit ist ohne Zweifel der Verfolgung vorzuziehen; sie ist aber immer etwas sehr Bedrückendes, weil sie einen beleidigten Stolz verräth. Um einer Religion das Recht der Duldsamkeit zu geben und einer anderen die Demüthigung aufzulegen, geduldet zu werden, muß man zuerst beweisen, daß die duldende die einzig gute, und daß die geduldete schlecht sey. Wie soll man aber dahin gelangen, da Jeder seine Religion für die beste hält? Das Wort Duldsamkeit ist eine Beleidigung, und kann der Vernunft nach nur durch das Wort Freiheit ersetzt werden." (Levasseur.)

Der Schw. Merk. schreibt aus der Schweiz: Ueber die schon öfters erwähnte Erfindung des Hrn. Schönbein, Professors der Chemie an der Universität in Basel (aus Metzingen gebürtig), Baumwolle mit einer Substanz zu vermengen, bei deren Entzündung eine beträchtlich größere Kraft entwickelt wird, als durch Schießpulver, erfahren wir aus Basel Folgendes: Die dieser Tage gezeigten Proben, mittelst verschiedenartiger Schießgewehre und auf verschiedene Entfernungen gerichtet, lieferten den thatsächlichen Beweis, daß mit chemisch bereiteter Baumwolle von kaum dem vierten Theil des Gewichts gegen das einer bisher üblichen Pulverladung die Kugeln nicht allein weiter getragen, sondern auch in Gegenstände um Vieles tiefer eingetrieben werden, als durch die Gewalt des Pulvers. Versuche mit grobem Geschütz lieferten bei gleicher Ersparniß am Gewicht des Materials eben dasselbe Resultat, und es wurde unter Anderem ein Stück alte Mauer von einem Thurm von 250 Kubikfuß mit 8 Loth solcher Baumwolle in viele Theile zersprengt, während 3 Pfund Schießpulver vergeblich auf solches gewirkt haben. Ein weiterer wesentlicher Vortheil bei dieser Erfindung ist für den Schützen der Umstand, daß das Schießmaterial spurlos verschwindet. An sämmtlichen Waffen, aus denen zum Theil 40 bis 50mal gefeuert wurde, war keine Spur einer Verunreinigung bemerkbar, und neben diesem belästigt den Schützen weder Dampf noch Rauch, zu jeder Zeit bleibt demselben sein Ziel unverschleiert. Professor Schönbein soll beabsichtigen, seine Erfindung dem englischen Staate anzubieten, doch läßt sich vermuthen, daß dieselbe ihres unberechenbaren Werthes wegen nicht ohne allgemeine Anwendung bleiben werde, wenn auch die Fabrikation dieses Materials um Vieles höher als Schießpulver zu stehen

käme; übrigens ist in dieser Beziehung noch gar nichts bekannt geworden. (Frankfurter Blättern zufolge macht bekanntlich der dortige Professor Böttger den Anspruch auf nachträgliche Mitentdeckung der zwei Schönbein'schen Erfindungen, der Schießbaumwolle und der Anwendung derselben Erfindung auf das Papier.)

(Mannheim, 26. August.) Es wird jetzt natürlich aller Orten in Deutschland gesprochen von der Schleswig-Holstein'schen Frage. Jeder Deutsche ist entrüstet, daß diese zwei Herzogthümer von dem deutschen Vaterlande abgerissen werden sollen, und Jedermann weiß auch, daß Dänemark dieses beabsichtigt. Allein die Gründe des positiven Rechts, worauf es hier ankömmt, und welche der unparteiische Rechtsgelehrte allein erwägt, sind nicht Allen bekannt, und dennoch ist es gewiß, daß das nationale Gefühl durch dieselben die kräftigste Stütze erhält Die Schrift von Professor Häuser: „Schleswig-Holstein, Dänemark und Deutschland“, welche in diesen Tagen bei Winter in Heidelberg erschienen, und auf 53 Seiten die ganze geschichtliche und rechtliche Grundlage der in Frage stehenden Angelegenheit mittheilt, ist daher eine willkommene Gabe, welche wir allen Denen empfehlen, so auch in politischen Fragen dem prüfenden Verstande und nicht blos dem erregten Gefühle eine Stimme einräumen. Nichts ist komischer, als einen politischen Eiferer zu hören, welcher, befragt warum es sich eigentlich handele, durchaus keine Auskunft zu ertheilen versteht. Dennoch ist die Zahl derselben sehr groß auch bei uns gründlichen Deutschen. Nur derjenige Eifer hat Bestand, welcher sich gründet auf Sachkenntniß. Wir empfehlen daher nochmals allen Eiferern in der Schleswig-Holstein'schen Frage, welche nicht Gelegenheit haben, die größeren Werke von Sammer, Dahlmann, Falk und Anderen zu lesen, obengenannte Schrift zur Hand zu nehmen.

Freiherr Ottokar Maria Schlechta-Wssehrd, Zögling der k. k. orientalischen Akademie, hat den „Robinson Crusoe“ in Türkische übersetzt.

(Scherzfrage.) Welches Versatzamt fehlt noch im Leben und wäre das nothwendigste? — Antwort. Ein Versatzamt, in welchem man sich immer in die Lage des Andern versetzen könnte; wir würden dadurch tausend schiefe Urtheile ersparen.

Die „Köln. Ztg.“ erzählt: „Manche Philadelphierin macht durch Blick, Haltung und Gang leicht glaublich, was man von einer jungen Nordamerikanerin in Rom erzählt, welche den Papst zu sprechen wünschte. Als der Kardinal, an welchen sie sich deßhalb gewendet hatte, ihr bemerklich machte, daß auf solche Ehre nur Töchter der Souveraine Anspruch machen könnten, erwiederte sie stolz: „In Nordamerika ist das ganze Volk souverain; ich bin die Tochter eines nordamerikanischen Bürgers, und folglich bin ich eine Prinzessin.“ Der Papst ließ auf den Bericht des Kardinals die holde politische Schwärmerin sogleich vor, empfing sie gebührlich freundlich als seines Gleichen und entließ sie fürstlich beschenkt.“

Korrespondenz.

Wiesbaden, im August.

Mit jedem Jahre erwachsen den Taunusbädern neue Concurrenten in nahen und fernen deutschen Gegenden. Mit jedem Jahre wird der Wetteifer zwischen ihnen selbst lebhafter, indem Ems, Wiesbaden und Homburg alle Kraft und allen Erfindungsgeist entwickeln, um den Fremden die meiste Annehmlichkeit und den feinsten Lebensgenuß darzubieten. Da mir der Flor der einen Stadt gerade eben so lieb ist, als der der andern, so überlasse ich es Andern, zu entscheiden, ob die Gasthöfe zu Wiesbaden von denen zu Ems oder Homburg übertroffen werden, ob die Eisenbahn, das Theater rc. in jenen beiden Rivalen ein Aequivalent finden; — aber einen sehr großen Vorzug besitzt Homburg in dem von den Herren Gebrüdern Blanc in dem Kursaale mit großem Kostenaufwand errichteten Lesezimmer, zu welchem jeder anständig Gekleidete zu jeder Stunde des Tags das ganze Jahr hindurch freien Zutritt hat. In diesem großartigen Lesezimmer, welches sich beinahe Galignani's Cabinet de lecture in der Rue de la Bourne zu Paris vergleichen kann, findet man die theuersten und werthvollsten deutschen, englischen, französischen Zeitungen, Revuen, illustrirte Zeitungen, Monats- und Vierteljahrsschriften; hier kann man den Anforderungen der Wißbegierde volles Genüge thun, wenn die Musik verstummt und man von dem Glanz der haute volée ermüdet ist. Wiewohl ich freudigen Herzens jeden Augenblick die Aufhebung der Roulettspiele begrüßen würde, weil ich, so lange sie bestehen, in Deutschland nicht das Land erblicken kann, „wo Zorn den welschen Tand vertilgt“, so bin ich doch nicht undankbar gegen die Gründer einer Anstalt, welche eben so nützlich ist, als sie den feinsten Lebensgenuß befriedigt. Diesen Mangel der hiesigen öffentlichen Anstalten verspüre ich stets besonders lebhaft, wenn ich an der Kasse des Lesezimmers im Kursaale für die Sitzung 12 Kr. bezahle und häufig von Fremden und Einheimischen den Wunsch aussprechen höre, Hr. Chabert möge jenem Beispiele in seinem eigenen Interesse folgen und unserer Stadt die einzige Zierde verleihen, die sie noch im Vergleiche mit Homburg entbehrt.

Baden-Baden, 27. August.

Ihre geehrte Zeitung enthält in einer Nummer von den ersten Tagen des vorigen Monats Juli einen Artikel über Baden, worin gesagt wird, daß ein vornehmer Russe, Hofrath de St., der nach Illenau gebracht wurde, wo er leider noch ist, als ein neues Opfer des Spiels gefallen wäre. Diese Nachricht die in mehreren andern Zeitungen nachher aufgenommen worden ist, kann der Einsender mit so mehr Grund als völlig ungegründet erklären, als er diese Sache besser als jemand Anderes kennt. Der unglückliche St. hat nur ein einzigesmal und nur mit wenigen Fünffrankenthalern gespielt. Sollte übrigens irgend einer der Leser Ihres Blattes sich näher über die sogenannte europäische Welt- und Badestadt und das dasige Leben und Treiben in diesem Sommer zu unterrichten wünschen, da braucht er nur einen Aufsatz, der ungefähr gleichzeitig, als diese Zeilen, in der Köln. Ztg. über diesen Gegenstand erscheinen wird, und von dem Unterzeichneten herrührt, nachzuschlagen.

Der zweite Beobachter von Baden.

Charade.

(Viersylbig.)

Stellt erstes Sylbenpaar sich bei dir ein,
Dann wird im Nu das and're von dir weichen;
Sonst nirgends findet man sie im Verein,
Wie sie sich hier — in meinem Ganzen — zeigen.

Nichts wen'ger ist dies, als von edler Art,
D'rum sucht man's auch, wo möglich, zu verhehlen;
Wenn Gott vor ersten Beiden dich bewahrt,
Dann wird es nimmer deinen Feind beseelen.

V. W. S.

Main-Wasserwärme: 28. August, Morgens, 8 Uhr: 16 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Freitag, 28. August. Egmont, Trauerspiel in 5 Abth., von Göthe. Die zur Handlung gehörige Musik ist von L. v. Beethoven.

Samstag, 29. August. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth., Musik von Lortzing. (Letzte Gastrolle) Marie: Fräul. Henr. v. Treffz, erste Sängerin vom k. k. privilegirten Theater an der Wien.

Sonntag, 30. August. (Zum Erstenmale): Idomeneus, König von Kreta, große Oper in 3 Abth., das Buch neu bearbeitet von Lenz. Musik von Mozart. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität

Nro. 239. Sonntag, den 30. August 1846.

Konrad's von Würzburg Tod. *)

(1 2 8 7.)

In die stille Klosterzelle
Blinkt der Abendsonne Licht
Auf die schlichte Lagerstelle,
Auf ein todtenbleich Gesicht;
Zu dem Bruder Dom'nikaner,
Der schon Jahre lang hier wohnt,
Trat der strenge letzte Mahner,
Welcher keines Alters schont.

Um den Sterbenden kniet leise
Seiner Brüder Ordenszahl,
Aber aus dem braunen Kreise
Glänzt auch mancher Ritterstahl:
Freiburg's edler Herren viele,
Wack're Bürger noch dabei,
Meister in dem Saitenspiele,
Schließen auch sich an die Reih'.

Alle kamen sie, zu lauschen
Konrad's letztem Athemzug;
Konrad's, der so hoch einst rauschen
Ließ des Liedes Adlerflug;
Würzburg's ruhmbekränztem Sohne
Bringen sie den Scheidegruß,
Der ihn zu des Höchsten Throne
Liebend noch begleiten muß.

Doch der Lebensmüde richtet
Noch einmal das Haupt empor,
Seine Blicke, neugelichtet,
Brechen durch des Todes Flor;
Und er winket, aufzuschließen
Seiner Zelle Fensterlein,
Daß ihn voller noch umfließen
Mag der Sonne letzter Schein.

Drauß' im Blau, im wolkenlosen,
Sieht man hehr vom Dome blüh'n
Seiner Pyramide Rosen
In der Purpurstrahlen Glüh'n;

Und die ehr'nen Zungen regen
Sich nun auch zu dem Choral,
Der den heil'gen Abendsegen
Betet über Berg und Thal.

Durstig hangen Konrad's Augen
Am verklärten Münsterbild;
Klänge scheint sein Ohr zu saugen
Aus der Engel Lustgefild;
Seine letzten Kräfte sammeln
Nochmal sich zu neuem Schwung,
Leisen Munds, doch ohne Stammeln,
Spricht er mit Begeisterung:

„Brüder, Freunde aus der Runde!
Seyd voll Dankes mir gegrüßt,
Daß ihr mir die bittre Stunde
Noch durch euren Trost versüßt!
Eurer Gebete Schwingen
Lassen aus dem Lebenband
Leichter meinen Geist sich ringen
Zu dem ew'gen Vaterland.

„Von hienieden scheid' ich gerne;
Diese kampfestrübe Zeit
Hüllt des Sängers schönste Sterne
Tiefer stets in Dunkelheit;
Alle Zügel läßt erschlaffen
Sie der blinden Leidenschaft,
Nur in Schmach noch übt die Waffen
Fürstenstand und Ritterschaft.

„Keines Ruhmes Ziele locken
Die verirrte Jugend mehr,
Zucht und Sitte flieht erschrocken
Vor der Lüste wildem Heer;
Rohe Lieder nur noch schallen,
Wüster Spaß und Becherklang,
Wo sonst in den Ritterhallen
Tönte keuscher Minnesang.

„Wo nur noch die Faust sich Recht schafft,
Da erlahmt des Harfners Hand;
Wo nur Tyrannei und Knechtschaft
Er noch sieht im Vaterland,
Wo er nirgends mehr noch Pflege
Hoffen darf für seine Kunst,
Sucht er auf dem Himmelswege
Rettung aus der Erde Dunst.

*) Aus: „Badisches Sagen-Buch. Eine Sammlung der schönsten Sagen, Geschichten, Märchen und Legenden des badischen Landes aus Schriftkunden, dem Munde des Volkes und der Dichter. Herausgegeben von August Schnezler. Karlsruhe, Druck und Verlag von Creuzbauer und Hasper. 1846."

„Darum hatt' ich hier in's Kloster
Mich geflüchtet aus der Welt,
In den Port, wo sturmdurchtos'ter
Seelenhimmel sich erhellt;
All mein irdisch Minnen streifte
Ab ich vor dem Friedensthor,
Denn in meinem Busen reifte
Heiß mein höchstes Lied empor.

„Und ich schuf die goldne Schmiede,
Drin mein Herz mit voller Glut
Zu Maria's Ruhmesliede
Hat verschmolzen all sein Gut;
Was nur Köstliches mein Seelen-
Schacht umschloß an Erz und Stein,
Gold und Silber und Juwelen
Schmiedet' ich in's Lied hinein.

„Nehmt die Pergamentesrollen
Dort hervor aus jenem Schrank!
So nur, Brüder, Freunde! sollen
Kann ich euch noch meinen Dank
Für die Liebe, die dem greisen
Mönche stets bewährt ihr habt;
Wenn an dieses Liedes Weisen
Ihr nach meinem Tod euch labt.

„Was so kühn ich jetzt gesprochen,
Nehmt es hin als Schwanenlied;
Mein Geräth ist morsch gebrochen,
Selbst zusammen bricht der Schmied.
Vor den andern Sängern neide
Ich nur einen Einz'gen, dich,
Walter von der Vogelweide,
Du warst glücklicher als ich!

„Denn dein Grab ist Würzburg's Erde,
Meiner theuern Vaterstadt,
Und auf seinem Futterherde
Ißt sich manches Vöglein satt.
Sey es! Auch in fremdem Grunde
Schläft der Sänger sanft und kühl,
Lebt er fort im Freundesmunde
Und in seines Volks Gefühl!

„Aber euch, ihr jüngern Meister
In dem edlen Sangesspiel,
Mögen reine, gute Geister
Leiten an das hehrste Ziel!
Strebt zum Lenz des höhern Lebens
Aus dem Wintersturm der Zeit;
Baut auf Gott! und nicht vergebens
Ringt ihr nach Unsterblichkeit!" —

Konrad's Worte still verklingen
Mit der Glocken letztem Zug,
Mit des letzten Strahles Schwingen
Nimmt sein Geist den Himmelsflug.
Auf den Schatz der gold'nen Schmiede
Drücken Alle heiß den Mund:
„Friede seiner Asche, Friede!"
Tönt's aus jedem Herzensgrund.

A. Schnezler.

Anmerk. Nach Angabe einiger Literatoren soll Konrad von Würzburg 1287 in Freiburg i. B. gestorben seyn. Auch führt ein Verzeichniß der Mönche des dortigen ehemaligen Dominikanerklosters aus jener Zeit den Namen eines Bruders Konrad aus Würzburg auf.

Erdsturz im berner Oberland in der Schweiz.

Am 29. Juli d. J. fand, wie die schweizer Zeitungen berichten, gleichzeitig mit den Erdstößen in der Rheingegend, im berner Oberlande ein merkwürdiges Naturereigniß statt. Es löste sich nämlich ein Stück Land, 4 — 5 Juchart (160 — 200,000 Quadratfuß) groß, von dem sogenannten Kandergrien plötzlich ab und versank mit einem heftigen Knalle und unter gewaltiger Wellenaufregung spurlos in den Thuner See. Zur Erklärung dieses in der Schweiz nicht ganz seltenen Phänomens *) dürften vielleicht folgende Bemerkungen nicht unwillkommen seyn.

Die Kander, ein wilder Bergstrom, der aus dem 6050 Fuß über der Meeresfläche liegenden Langengletscher, im Hintergrunde des Gasternthales, entspringt, ergoß sich bis zum Jahre 1714 nach einem 14stündigen Laufe in die Aare, indem sie ungeheure Massen von Kies (Grien) und Sand mit sich führte, welche die ganze Gegend mit Versandung bedrohten und bei plötzlichen Regengüssen häufige verderbliche Ueberschwemmungen veranlaßten. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, beschloß im Jahre 1711 die Regierung von Bern, den Fluß durch einen Durchstich von 3000 Fuß Länge in den Thuner See zu leiten. Es wurde durch diesen Kanal der Lauf der Kander um mehr als 3 Stunden abgekürzt, und der immer mehr überhand nehmenden Versandung der ganzen Gegend vorgebeugt. Der auf der berner Bibliothek im Manuscript befindliche Bericht des Notarius Schellhammer enthält darüber folgende bemerkenswerthe Notizen: Anfänglich beabsichtigte man, den 152 pariser Fuß hohen Hügel gänzlich zu durchgraben, allein bald überzeugte man sich, daß durch einen Stollen das Ziel weit leichter zu erreichen seyn werde. Es wurden daher durch mehrere hundert Arbeiter zwei mannshohe und drei Schuh breite Stollen durch den Berg gegraben, indem man mit Sicherheit darauf rechnete, daß der gewaltige Strom das ihm angewiesene Bett bald hinreichend erweitern und sich freie Bahn in den See brechen werde. Nach der Sitte der damaligen Zeit zogen die Arbeiter täglich unter Trommel- und Pfeifenschall an das Werk, und eben so Abends wieder zu Hause. Der Volkssage nach soll ein zum Tode Verurtheilter die letzte Arbeit verrichtet, aber dabei sein Leben verloren haben. Endlich nach drei Jahren, ist am 15. Brachmond „dasjenige Stück Land, so noch einige Schritte breit über dem Graben hing, und über das kein Mensch mehr zu gehen wagte, mit entsetzlichem Tosen und Prasseln, davon die Erde erzitterte, über Stein und Felsen in den See gefahren." Im folgenden Heumond waren daselbst schon Brüche und Erdlawinen von einer solchen Größe zu sehen, daß männiglich von Stadt und Land diese neue Wunder-Fuhrt der rasenden Kander zu beschauen hergereis't. Zwei Herren von Wattenwyl aus Bern, welche allzu neugierig an den äußersten Rand traten, wurden mit dem immer nachrutschenden Erdreich in den brüllenden Strom gestürzt und verschwanden augenblicklich für immer. Die Masse des in den See stürzenden Wassers bedrohte die Stadt Thun mit Ueberschwemmung, doch wurde durch künstliche Schleusen und Dämme der Schaden abgewehrt. Im Laufe der Zeit bildete sich an der Mündung der Kander in dem See durch die außerordentlich starke Anschwemmung von Sand und Felsschutt ein Delta von mehreren hundert Morgen Größe, das

*) So versanken z. B. im Jahre 1435 zwei ganze Straßen der Stadt Zug sammt allen Bewohnern plötzlich in den See, ein ähnliches Schicksal hatten daselbst 1594 mehrere Häuser; 98 Jahre später stürzten bei einem heftigen Sturmwinde 4 Häuser des Fleckens Gottlieben mit einer großen Strecke Landes in den Bodensee.

sogenannte Kandergrien.) Diese Ausfüllung des Sees ist ungeachtet der bedeutenden Tiefe desselben in so raschem Zunehmen begriffen, daß sich der Wasserspiegel desselben bereits mehrere Fuß gehoben hat. Der plötzliche Sturz einer so großen Masse von Sand und Kies in die Tiefe des Sees erklärt sich aber aus dem Umstande, daß der letztere (nach einer vor einigen Jahren vom Referenten vorgenommenen Messung) in der Nähe des Kandergriens eine Tiefe von 260 Fuß schweizer Maß hatte, welche im nördlichen Ufer desselben bis auf 720 Fuß steigt. In einer Höhe von 80 Fuß führt eine bedeckte hölzerne Bogenbrücke über den Kanderkanal, von welcher man eine prächtige Aussicht auf den blaugrünen See und dessen herrliche Umgebungen hat. In der neuesten Zeit ist indessen die Straße hart an den See verlegt und eine zweite Brücke über die Kander nahe an deren Einmündung in den See erbaut worden. (Br. Z.)

Noch ein Wort über die Ursachen der unlängst stattgehabten Erderschütterungen.

Eine in einem ziemlich großen Theil Deutschland's am 29. Juli d. J. Abends gegen zehn Uhr stattgehabte Erderschütterung gab, wie man wahrgenommen, in Unterhaltungen zu den verschiedensten Ansichten Veranlassung.

Jedem Freunde der Natur und ihrer Begebenheiten wird es daher nicht unangenehm seyn, wenn auch wir hier eine kurze Unterhaltung*) über dieses bei uns so seltene Phänomen anknüpfen.

Die schrecklichen Wirkungen, welche die feuerspeienden Berge zuweilen verursachen, übergehen alle Vorstellung und erstrecken sich zuweilen bis zu einer ansehnlichen Entfernung, so daß wir damals anzunehmen geneigt waren, diese stattgehabte Erschütterung sey eine Folge der bekannten feuerspeienden Berge Europa's, oder der bei uns vielleicht im Verborgenen liegenden selbstentzündlichen und brennbaren Mineralien, als Schwefelkiese, Steinkohlen, Schwefel, Alaunschiefer, Mergelschiefer, Asphalt und anderer mehr gewesen; aber weder in vulkanischer noch astronomischer Hinsicht haben wir bis jetzt noch keine Nachricht in Bezug dieses Phänomens erhalten und wenden uns daher zu folgender Wahrscheinlichkeit.

Werfen wir einen aufmerksamen Blick auf die bei uns im verflossenen Winter und Frühjahr stattgehabte außerordentlich große Feuchtigkeit und vergleichen wir dagegen die bei äußerst seltenem Regen bis daher stattgehabte außerordentliche große Hitze, und vertrauen wir den Gründen physique, so wird es uns ziemlich klar, daß eine derartige Erscheinung, wie diese damalige, wohl auch auf folgende Art entstanden seyn mag.

Diese in Rede stehende große Winter- und Frühjahrsfeuchtigkeit, welche bis zur beträchtlichen Tiefe in die Erde gedrungen ist, denn man hat in den Weingegenden, z. B. Bingen und im Rheingau, im verflossenen Frühjahr, sich der großen Feuchtigkeit in der Erde wegen, für dieses Jahr keinen, oder jedenfalls einen geringen Wein versprochen, und an anderen Orten, wie Dienheim bei Oppenheim und Framersheim bei Alzey, sind ganze Felder dieser großen Feuchtigkeit wegen von ihren Plätzen gewichen.

Diese Feuchtigkeit nun, in gewisser Tiefe in der Erde gleichsam wie in einem Behälter eingeschlossen, mußte nothwendiger Weise der außerordentlich erwärmten Erde weichen**); eine beträchtliche Menge elastischer Dämpfe entwickeln, welche von dem luftartigen Zustande sich nährten, und welche der außerordentlich heißen Atmosphäre wegen, nicht so leicht oder ganz wenig davon in derselben aufsteigen und aufgenommen werden konnten*), sondern auf die in der Tiefe sich befindende Feuchtigkeit zurückwirkten, wodurch selbige einen äußerst hohen Grad von Federkraft annehmen mußten, wodurch somit eine derartige Erschütterung wohl hervorgebracht werden konnte**), denn der schnelle oder plötzliche Uebergang der Feuchtigkeit in Dampfgestalt verursacht eine außerordentliche Federkraft derselben, und damals, am 29. Juli, war es so außerordentlich heiß, selbst noch an diesem Abend, und ein solcher plötzlicher Uebergang mußte nothwendiger Weise stattfinden und solche Erschütterung hervorbringen.

Es ist daher nicht gesagt, daß eine derartige Erschütterung jedes Mal vulkanischen Ursprunges oder die Folge sonstiger Begebenheiten im Weltsysteme seyn muß.

Alzey in Rheinhessen, im August 1846.

De Billaud,
großh. hess. Kreisthierarzt.

*) In sofern es diesen Zweck betrifft, haben wir dem Nachstehenden, welches eben nur eine Ansicht des Verfassers ist, die Veröffentlichung nicht verweigert. Die Red.

**) Die Erde war so stark erwärmt, daß man eine Hand in dieselbe gelegt, selbige nicht lange erhalten konnte.

*) Selbst in den Nächten war es sehr warm.

**) Denn ein eisernes Gefäß, zum Theil mit Wasser angefüllt, selbiges hermetisch verlutirt und bis zu einem beträchtlichen Grade erhitzt, wird durch die in demselben sich entwickelnden Dämpfe, welche auf die darin noch enthaltene Feuchtigkeit zurückwirken, aus einander gesprengt.

Mannichfaltigkeiten.

(München, 24. August.) Die in Passau erscheinende Passavia macht öffentlich auf das wucherische Unwesen aufmerksam, welches in Niederbayern von Getreide-Aufkäufern auf dem Land getrieben werde. Ganz dasselbe hört man aus unserer Gegend. Einheimische und Fremde, die Letzteren zum Theil aus ferner Gegend, wandern durch alle Dörfer und überbieten sich förmlich in Mitteln und Wegen, um den Bauern all ihre Vorräthe abzukaufen. Bestätigen sich diese von vielen Seiten her laut werdenden Angaben, dann wäre allerdings die Voraussetzung gerechtfertigt, daß diese Auf- und Zwischenkäufe lediglich in der Absicht geschehen, um den Händlern die Preisbestimmung in die Hände zu spielen.

(Aus dem Rheingau, 24. Aug.) Wenn von verschiedener Seite, namentlich aus Rheinhessen und von der Haardt, in Ihrer Zeitschrift, wie in einigen andern Blättern, die Behauptung aufgestellt wird, daß der nächst bevorstehende Herbst (die nächste Weinlese) am Rhein nicht so reichhaltig ausfallen dürfte, als Produzenten und Konsumenten in ihren sanguinischen Hoffnungen vorausgesetzt, so mag dies zum Theil Wahrheit, zum Theil aber auch Spekulation seyn. Was unsern Rheingau in solcher Beziehung anbelangt, so gestalten sich die Aussichten auf einen vollen, unübertrefflichen Herbst von Tag zu Tag immer günstiger. Unsere Produzenten verheimlichen darüber ihre Freude keineswegs. Die Spekulanten allein erheben Bedenken über Bedenken, zu dem alleinigen Zwecke, um ein rasches Sinken der Weinpreise zu verhindern. Die Aßmannshäuser rothen Trauben färben sich zusehends. Es bieten sich schon viele reife Beeren, die auf der Zunge, mit Zucker und Geist übersättigt, zergehen. Sowohl im Rheingau, als auf dem Scharlachberge bei Bingen, sind die Reben ganz mit Trauben bedeckt, obschon man manche abgebrochen hat, um zu große Ueberladung zu vermeiden. Viele Stöcke haben 15 bis 20 Trauben von außergewöhnlicher Größe und mit vielen durchaus gesunden Beeren. Die letzten Gewitter und Regen beförderten außerordentlich die völlige Ausbildung der Trauben. Es trifft diesmal Alles zusammen, was der Winzer in einem guten Weinjahre sich wünschen kann: ein heißer Juli, der vielen Geist giebt, und ein

durch abwechselnde Nässe und Wärme vielen Saft erzeugender August. Hin und wieder hört man deshalb schon sagen: „Möge der September werden wie er wolle, einen trefflichen 46er vermag er uns nicht mehr zu rauben; und zeigt dieser Monat sich nur irgend günstig, so wird der 46er den 34er überbieten und dem 11er gleichkommen." Bei Lorch und weiter abwärts wird der Herbst nicht so segensreich ausfallen, als im obern und mittlern Rheingau, bis Aßmannshausen. Schon gehen die Kaufleute mit allerlei Plänen um, und glauben unter Andern die wenig unterrichtete und zugleich ärmere Klasse der Produzenten dadurch zu wohlfeileren Preisen zu zwingen, daß sie ihr einzureden sich bemühen, „die Reben seyen in unserer Gegend ausgeartet, und unsere Weine hätten die frühere Güte nicht mehr." Diesem eben so eigensüchtigen als für unser ganzes Weinland bedrohlichen Treiben kann nur durch unbedingte Oeffentlichkeit entgegengewirkt werden.

Unter der Rubrik: „Wie ist der Theurung abzuhelfen?" hat F. Funk in Frankfurt a. M. eine der Seitenzahl nach nur kurze, aber dem Inhalte nach wichtige und sehr lesenswerthe Brochüre herausgegeben, auf welche hinzuweisen wir für verdienstlich halten, da nicht nur der hier beregte Gegenstand von größter Bedeutung, sondern auch dessen Erörterung und Einsicht in der unverkennbaren Absicht abgefaßt ist, zur Linderung der Volksnoth nach Kräften mitzuwirken. Die Brochüre ist bei G. Oehler à 6 kr. zu haben.

(Offenbach, 26. August.) Vorgestern ließ der Direktor des hiesigen Sängervereins „Concordia" ein Kind taufen, bei welchem der ganze Verein Pathenstelle versah und somit seinen Namen auf seinen Schützling übertrug. Wiederum ein Fortschritt!

Gegen den Lieutenant Anneke in Preußisch-Minden war, wie die Barm. Ztg. erzählt, zu Ende des vorigen Monats auf die Anzeige eines Kameraden eine ehrengerichtliche Untersuchung wegen Umgangs mit Kommunisten eingeleitet worden. Anneke läugnete in seiner Vertheidigungsschrift die Anklage nicht ab, vertrat vielmehr die Grundsätze und Bestrebungen seiner Freunde. Als Kriegsgericht erster Instanz fungirte die 7te Brigade. Bei der Stimmenzählung ergab es sich, daß von 66 Offizieren 30 für völlige Freisprechung, 18 für Verwarnung sich ausgesprochen hatten. Da nun aber zu einem rechtsgültigen Urtheile zwei Drittel der Stimmen erforderlich sind, so ging die Sache an die zweite Instanz, welche aus den Stabsoffizieren der (13.) Division besteht, und von diesen wurde Anneke mit 27 Stimmen unter 30 zur Entlassung aus dem Offizierstande verurtheilt. Drei hatten auf Verwarnung angetragen. Das Erkenntniß ist bereits von dem Könige bestätigt worden.

In der „Hannov. Morgenzeitung" erzählt Jemand: „Als ich unlängst wieder die bekannte Monographie über die Universität Göttingen las, fiel mir auf, was Seite 57 erzählt wird: „„daß die Jugend auch in Göttingen auf vaterländische Dinge aufmerksam gewesen war, beweis't das im Januar 1816 gegen den geheimen Staatsrath Dabelow Unternommene. Am hellen Mittage versammelte sich eine große Anzahl Studirender auf dem Markte und nagelte dessen Schrift: „über den dreizehnten Artikel der deutschen Bundesakte", an den Schandpfahl. Dann zogen sie nach seiner Wohnung und brachten ihm „als einem Manne, der die deutsche Freiheit mit Füßen treten wolle", ein Pereat; so daß Herr Dabelow sich genöthigt sah, Göttingen schleunigst zu verlassen."" Schwerlich hat der Verfasser gewußt, daß der Anführer dieser Studentendemonstration Niemand anders war als Hassenpflug — der bekannte spätere kurhessische Minister. Er war es, der das Dabelow'sche Büchlein eigenhändig an den Schandpfahl nagelte. Ich kann Dies um so gewisser versichern, da ich als Student selbst mit dabei war."

(Karlsruhe, 22. Aug.) In der 22sten öffentlichen Sitzung der ersten bad. Kammer anerkannte Frhr. von Göler d. A. mit Dank, daß die Regierung sich angelegen seyn lasse, den Turnunterricht, wo sich das Bedürfniß bei der Jugend zeige, zu einem Gegenstand der Staatsaufsicht zu machen. Nur unter dieser Bedingung werde der eigentliche Zweck dieser Einrichtung mehr im Auge behalten und verhindert werden, daß dieselbe eine Richtung annehme, wie sie in andern Händen vielleicht zu ihrem eigenen Nachtheil einschlagen könnte. Geh. Rath Klüber schließt sich dieser Erklärung an und spricht sich gegen eine Theilnahme der Schuljugend an den Turnvereinen aus, obgleich er dem Turn-Unterricht selbst alle Anerkennung zolle. Der Regierungs-Kommissär, Ministerialrath Vogelmann, erkennt die Richtigkeit der gemachten Bemerkung an, glaubt aber, daß die Regierung überall so viel möglich ihr entsprochen habe.

Korrespondenz.

Mannheim, 26. August.

Mit Vergnügen hat man hier vernommen, daß von mehreren Seiten der Oberstudien-Behörde in Karlsruhe der Wunsch ausgesprochen worden ist, die Ernteferien an unseren Bürger- und Gelehrtenschulen für die Zukunft aufzuheben. Diese Ferien dauern in der Regel drei bis vier Wochen und füllen fast den ganzen Monat Juli aus, und die Schüler werden in ihrem Lernen auf eine für sie um so nachtheiligere Weise unterbrochen, als bald darauf (in der ersten Hälfte des Septembers) die Hauptprüfungen und Herbstferien eintreten. Was zwischen den beiden Ferien gefristet wird, das müssen uns die Schulmänner wohl zugeben, ist nicht von großem Belange, besonders bei den Schülern in den untern Klassen. Bei diesen geht immer zuerst eine Zeit hin, bis sie Das, was sie in den Hundstagen verschwitzt, wieder gelernt haben. Auch finden, so weit wir die Schulverhältnisse kennen, in keinem andern Lande diese Sommerferien statt. Wäre die Einrichtung eine ersprießliche, so würde sie gewiß auch in andern Staaten Platz greifen. Dazu kommt noch, daß die Vorlesungen auf den Universitäten jetzt fast überall mit dem 15. October beginnen, wodurch die Oberstudien-Behörde sich auch bestimmt sieht, die Herbstprüfungen nicht zu weit hinauszuschieben, damit Schüler, besonders solche, welche auswärtige Hochschulen besuchen, mit der Zeit nicht zu sehr in das Gedränge kommen. Uebrigens wissen wir wohl, daß die Sache an einzelnen älteren und jüngeren Lehrern, welche gerne Bäder besuchen, ihre Gegner finden wird: aber es wäre doch gewiß nicht am Platze, auf solche individuelle Wünsche mehr Rücksicht zu nehmen, als auf die Sache. Daß aber auf die Sache des Unterrichts die jetzt bestehende Einrichtung höchst störend einwirkt, werden selber die Vertheidiger der Sommerferien zugeben, besonders da bereits, wegen dieses Grundes der Schädlichkeit, auf einer und der andern höheren Bürger- und Gelehrten-Schule unseres Landes diese Ferien abgeschafft sind. Zu wünschen aber wäre, daß dies von Seiten der Behörde geschehe, um auch darin eine gewisse Gleichförmigkeit herbeizuführen.

Main-Wasserwärme: 29. August, Morgens, 8 Uhr: 18 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samstag, 29. August. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth., Musik von Lortzing. (Letzte Gastrolle) Marie: Fräul. Henr. v. Treffz, erste Sängerin vom k. k. privilegirten Theater an der Wien.

Sonntag, 30. August. (Zum Erstenmale): Idomeneus, König von Kreta, große Oper in 3 Abth., das Buch neu bearbeitet von Lenz. Musik von Mozart. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur, Dr. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität

Nro. 240. Montag, den 31. August 1846.

Jastram und Schnittger.

(Eine Szene aus der Geschichte Hamburgs. Von F. F.)

Seit **Georg Werner** in Hamburg unter dem Namen **Jastram Schnittger** die Zustände seiner Vaterstadt einer ernsten Beleuchtung und einer scharfen Beurtheilung unterworfen hat, ist dieser letztere Namen in den Mund Aller gekommen. Gesteigert hat sich die allgemeine Theilnahme, als der Rath in Hamburg gegen den mit dem Namen **Jastram Schnittger** Geschmückten eine fiskalische Untersuchung eingeleitet hat, und als der wackere Mann am 13. Dezember 1844 von der gegen ihn erhobenen Klage freigesprochen, der fiskalische Kläger aber in die Kosten verurtheilt wurde, da freuten sich Tausende des gerechten Spruches. Da indessen unter den Tausenden wohl nur Wenige waren, welche wissen, was das für eine Bedeutung hat mit dem Namen **Jastram Schnittger** und warum gewisse Personen in Hamburg selbst **den** Namen nicht hören mochten — in welchem für Hamburg und dessen Senat eine tiefe Bedeutung lag — so glaubt der Schreiber dieses geschichtlichen Aufsatzes den Lesern einen Gefallen zu erzeigen, wenn er ihnen erzählt, wer Jastram Schnittger gewesen ist und was sich Wichtiges an diesen Namen knüpft.

Vor Allem, lieber Leser, mußt du wissen, daß weiland Jastram Schnittger nicht **eine** Person gewesen ist, sondern daß darunter **zwei** Personen zu verstehen sind, deren eine **Cord** (Conrad) **Jastram**, die andere **Hieronymus Schnittger** geheißen hat. Beide waren Bürger Hamburgs, die es mit dem Volke wohl meinten, dem Senate sich widersetzten, eine wichtige Rolle spielten und elendiglich umkamen. Die Geschichte ist folgende:

Die Könige von Dänemark, als Herzoge von Holstein und Lauenburg Schirmherren der freien Reichsstadt Hamburg, waren lüstern auf den Besitz dieser durch ihren Handel mächtigen Stadt. Vergebens hatten sie unterhalb Hamburg eine Stadt gegründet, welche sie nach der Beschwerde des Rathes von Hamburg — Et is al to nah (Es ist allzu nahe) — Altona genannt. Hamburgs Handel war unzerstörbar. Darum suchten sie einen Vorwand, sich der Oberherrschaft über die Stadt zu bemächtigen. Im Jahre 1672 stellte der König Christian V. von Dänemark bald nach seiner Thronbesteigung an den Hamburger Rath das Ansinnen: „daß die Stadt ihm als ihrem Erbherren huldigen, dessen Wappen über ihre Thore, über den Eingang ihres Stadthauses und auf ihre Münzen setzen, daß sie eine dänische Besatzung von 1000 Mann aufnehmen, eine Citadelle für 1000 Mann bauen, einen königl. dänischen Residenten nicht nur in der Stadt, sondern mit zwei Stimmen in den Rath nehmen, die Schlüssel von einem der Stadtthore den Dänen übergeben und überlassen solle“ und Anderes. Als der Rath dieses Ansinnen hörte, wies er es zurück, verwahrte die Stadt und bewaffnete die Bürger. Der König, in Krieg mit Schweden verwickelt, sah zu, gab aber seine vermeinten Ansprüche nicht auf und rückte, sobald der mit jenem geschlossene Frieden es gestattete, mit einem Heere von 20,000 Mann und 70 Kanonen, unter dem Feldmarschall Wedell, gegen Hamburg 1679. Hier ließ man es bei den Rüstungen nicht bewenden, sondern wendete sich um Schutz an den Herzog von Braunschweig-Lüneburg, welcher auch als damaliger Kreishauptmann einige Tausend Mann Hülfs-Völker schickte, und an den König von England, wie an den Churfürsten von Brandenburg. Zudem sandte die Stadt einige Abgeordnete an den König Christian V. nach Pinneberg, um ihn zu bitten, daß er von seiner unbegründeten Forderung abstehen möge. Hier erhielten diese von den dänischen Ministern den seltsamen Bescheid: „Es müsse ihnen wohl bekannt seyn, daß die Stadt Hamburg auf holsteinischem Boden erbaut sey. Da nun das Herzogthum Holstein dem Könige gehuldigt habe, so müsse Hamburg auch huldigen. Bisher habe man dieses vergessen und so den Respect aus den Augen gelassen, welchen man dem Könige schuldig sey. — Nun solle sich die Stadt erklären, ob sie dem Könige huldigen, für erwiesenen Muthwillen und Beschimpfung Vergütung leisten und Versicherung für künftige Beobachtung ihrer Pflicht geben wolle. In diesem Falle solle ihr Gnade zugesichert werden. Anders habe sie es selbst zuzumessen, wenn es ihr gleich andern Städten ergehen werde.“ — Hierauf antwortete der Rath: „Die Stadt gehöre seit nahe denn 200 Jahren zum deutschen Reiche und sey immer zu den Reichstagen berufen worden. Das Haus Holstein habe zwar Ansprüche auf sie machen wollen, habe aber durch einen Reichsschluß Abweisung erhalten.“ — Hierauf rückten die Dänen vor die Stadt, und nach einigen Tagen endigte der Krieg durch einen Vergleich, nach welchem auf Anrathen Brandenburgs die Ansprüche des Königs und der Stadt ungekränkt bleiben sollten bis auf weiteren richterlichen Bescheid, und die Bürger dem Könige in „geziemender Devotion“ zugethan seyn und sein Bestes befördern sollten. Dieser am 30. Okt. 1699 in Pinneberg geschlossene Vertrag wurde am 6. Nov. ratifizirt, wobei dem Könige ein Geschenk von 220,000 Thalern ausgezahlt wurde. So schien die Ruhe Hamburgs gesichert. Allein die Stadt hatte in ihren Mauern einen Feind, welcher fast so gefährlich, vielleicht gefährlicher war als der, welcher vor den Thoren gestanden hatte. Und dieser war die Zwietracht des Rathes mit den Bürgern.

Schon im Jahre 1665 war es in der Stadt wegen schlechter Rechtsverwaltung zu tumultuarischen Auftritten gekommen. Die Sache wurde an dem Reichskammergerichte anhängig. Endlich erschien in Hamburg als kaiserlicher Bevollmächtigter der Graf Gottlieb von Windisch-Gräz und machte daselbst einen Vergleich zwischen dem Rathe und den Oberalten, durch welche die bisherige Verfassung Hamburgs eine wesentliche Veränderung erfuhr, 1674. Hierüber führten die Bürger Beschwerde. Die Oberalten wendeten sich an den Kaiser und dieser gab nicht nur der Anordnung des Grafen von Windisch-Gräz volle Bestätigung, sondern setzte noch

eine Geldstrafe aus, 3. Febr. 1676, welche der kaiserliche Fiskal mit Umgehung der Stadtgerichte jedem Bürger ansetzen sollte, welcher obiger Verordnung sich nicht fügte. Dieses erbitterte die gegen die bevortheilten Oberalten aufgebrachten Bürger noch mehr, so daß sie beschlossen, entweder die zu Gunsten der Oberalten gemachte ungerechte kaiserliche Verfügung zu vernichten, oder aber die Urheber derselben zu züchtigen. Hierzu machten die Bürger gemeinschaftliche Sache mit dem Rathe. Man vereinigte sich am 13. September 1677 dahin, alle Diejenigen, welche damals Oberalte gewesen waren, als jene Strafe von dem Kaiser angedroht wurde, ihrer Ehrenämter zu entsetzen. Und dieser Beschluß wurde auch sogleich ausgeführt. Einer dieser abgesetzten Gewalthaber, Nikolaus Krul, zugleich ein Rathmann damals, wollte den Schimpf der Absetzung nicht ertragen, und wendete sich klagend an den Kaiser. Und der Kaiser, welcher in der von den Bürgern und dem Rathe vorgenommenen gesetzlichen Veränderung entweder eine Auflehnung gegen seine Macht sehen wollte, oder aber auf anderm Wege von den Vorgängen in Hamburg andere Ansicht gewonnen hatte, befahl auf's strengste, den Hrn. Nikolaus Kurt sammt seinen Amtsgenossen unverzüglich in die verlornen Aemter wieder einzusetzen. Diesem auf kein Recht gegründeten Machtgebote zu gehorchen, war weder der Rath noch die Bürgerschaft gesonnen. Sie sahen in der einseitigen Unterhandlung der Oberalten mit dem kaiserlichen Hofe ihre alten, seit Jahrhunderten bestehenden Rechte schmählich verletzt, und hatten die Gewißheit, daß der seltsame kaiserliche Richtspruch durch das Geld erwirkt worden war, welches die Oberalten aus der Kasse des Magdalenen-Armenhauses nach Wien gesandt hatten. Der Rath leitete alsbald eine fiskalische und peinliche Untersuchung gegen jene Oberalten wegen dieser Veruntreuung öffentlicher Gelder bei dem Stadtgerichte ein. Die Verklagten, welche ihrer Sache nicht trauten, wandten sich abermals nach Wien und erhielten dorten einen kaiserlichen Befehl, welcher dem Rathe die Klage bei dem Stadtgerichte untersagte. Zugleich aber wurde dem Herzoge Georg Wilhelm von Braunschweig in Zelle und der Stadt Bremen von dem Kaiser aufgegeben, die Beschwerden des Rathes gegen die Oberalten zu untersuchen und zu tilgen. Als die Bevollmächtigten des Herzogs und der Stadt Bremen am 20. Dezember 1683 in Hamburg eintrafen und die Untersuchung anfangen wollten, fanden sie bei den Bürgern einen eigenen Widerstand; alle Aufforderungen an diese, ihre Beschwerden vorzutragen, blieben ohne Erfolg; Niemand erschien, der eine Klage anbringen wollte. Nach vier Wochen vergeblichen Wartens erhielten die kaiserlichen Kommissarien, statt der Klagschrift gegen die Oberalten, eine Beschwerdeschrift der Bürgerschaft, in welcher diese gegen das bisherige ihren Rechten zuwiderlaufende Verfahren des Kaisers Verwahrung einlegten, 24. Januar 1684. Diesem thatkräftigen Schritte folgte alsbald ein noch kräftigerer.

(Fortsetzung folgt.)

Eine inhaltsschwere Rede.

Wir haben in dem in Nro. 236 unseres Blattes enthaltenen Artikel über den Religions-Prozeß des Predigers Schulz (Zopfschulz) auch der Rede Erwähnung gethan, welche der Kammergerichts-Direktor Kircheisen (späterer Justizminister) am 6. März 1792 an den damaligen Kronprinzen von Preußen, späteren König Friedrich Wilhelm III., richtete, als dieser einer Session des Kammergerichts beiwohnte. Jene Worte sind so inhaltschwer, daß sie zu derjenigen gehören, die nicht oft genug wiederholt werden können, und wir glauben, unsern Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir sie hier folgen lassen. „Es bleibt mir zum Beschlusse — sprach Kircheisen — noch die heute so zweckmäßige Erörterung der wichtigen Frage übrig:

> Ob der Landesherr selbst sich mit Entscheidung der Rechtsstreite bei uns unmittelbar zu befassen befugt ist?

Wo sollte Freimüthigkeit und Wahrheit im Vortrage anzutreffen seyn, wenn Ew. Königl. Hoheit auch hier vor Schmeicheleien nicht sicher zu seyn befürchten müssen.

Mein gnädigster Herr! auch Sie dürfen in Zukunft Gehorsam und Liebe von Millionen erwarten. Auch in Ihnen wird der Unterthan seinen Gesetzgeber verehren und sich in eben dem Grade unter dem Gesetze willig beugen, in welchem er die Güte desselben erkennt. Auch Sie werden den, zu ihrer Ausübung berufenen Richter wählen, durch Ihren Befehl seinen Ausspruch vollziehen lassen, aber auch Beurtheilte begnadigen, und dann ein Recht ausüben, welches (mag es doch mit Mißbilligung der Unvollständigkeit des Gesetzes, worauf der Urtheilsspruch beruhet, verknüpft seyn!) zu den köstlichsten Vorzügen des Thrones gehört, und nur, wie ein Schatz, eine sparsame Verwaltung erfordert.

Aber unmittelbare Schärfung einer durch das Gesetz gelinder bestimmten Strafe oder unmittelbare Entscheidung des kleinsten Rechtsstreites, würde Ihnen mit Recht das Vertrauen des Volks auf Ihre Gerechtigkeit entziehen, auf welchem Vertrauen doch ein so großer Theil der Glückseligkeit eines Königs beruht. Die gesittete Welt, dies mächtige Tribunal, ist dahin übereingekommen, sich mit dem Worte Machtspruch — Ungerechtigkeit, als verschwisterte Ideen, zu denken.

Welcher mit den Regierungsgeschäften belastete König darf sich mit Entscheidung der Rechtssachen befassen, ohne jene zu versäumen, ohne sich den Irrthümern, den Ueberraschungen, den Verleitungen seiner oder Anderer Leidenschaften preiszugeben. Welcher König kann sich mit den langweiligen Verhandlungen der Parteien, mit Abwägung der sich so oft widersprechenden Beweismittel beschäftigen und der zu den Entscheidungen erforderlichen vollständigen Kenntniß der Gesetze sich rühmen? auf deren Erlernung, noch mehr aber auf die Kunst, sie richtig anzuwenden, wir unsere ganze Lebenszeit verwenden, weil es unsere einzige Bestimmung ist.

Gesetzt, die unmittelbare Entscheidung wäre zufällig recht, würde sie nun deshalb regelmäßig, gesetzmäßig seyn? und wäre sie ungerecht, was kann ein König von einem durch Gesetze im Zaume gehaltenen Volke erwarten, wenn er selbst das Beispiel ihrer willkürlichen Verletzlichkeit giebt? Der scharfsinnige Montesquieu sagt in seinem Buche über den Geist der Gesetze:

> in den despotischen Staaten darf der Fürst richten, nicht so in monarchischen: sonst würde die Verfassung zerstöret, die Form der gerichtlichen Entscheidung aufgehoben, die Gemüther aber mit bleichender Furcht erfüllt werden. Vertrauen, Ehre, Liebe und Sicherheit würden mit der Monarchie selbst verschwinden rc.

Klein's Annalen, Bd. 9. S. 293."

Nachträglich haben wir noch einen Druckfehler in den Schlußzeilen des oben genannten Artikels in Nro. 236 des Blattes zu berichtigen, wo es in Zeile 6 von unten statt Rechtung Rechtung heißen muß.

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 17. Aug.) Der in Berlin erscheinende „Publicist" erzählt das nachstehende Factum von Wucher: A., ein wackerer Geschäftsmann, ist augenblicklich in Geldverlegenheit. Man adressirt ihn an B., der bereit ist, zu helfen. Dieser muß natürlich Sicherheit und bedeutenden Gewinn haben. Da ein einfaches Darlehnsgeschäft gegen Ausstellung eines Schuldscheins nicht beliebt ward, so wird auf folgende Weise verfahren. B. gibt dem A. die verlangte Summe (25 Thlr.), dafür verkauft dieser dem

Gläubiger einige Stücke seines Mobiliars. Diese sind nun Eigenthum des Darleihers, welcher jedoch großmüthig genug ist, sie dem Verkäufer zum Gebrauche leihweise zu überlassen, aber nur gegen eine monatliche Miethe von 2 Thlr. Zum Schlusse stipulirt man dem Verkäufer das Rückkaufsrecht auf eine gewisse Zeit — natürlich gegen Erstattung des erhaltenen Kaufpreises. — Dieses Geschäft scheint ein reines Kaufgeschäft, und doch involvirt es — wenn auch nicht nach dem Buchstaben des Gesetzes, so doch nach der gesunden Vernunft — einen unerhörten Wucher. Ist nämlich A. im Stande, etwa nach Jahresfrist die Kaufsumme zurückzuzahlen, um in den Besitz seines Eigenthums zu gelangen, so hat er 24 Thlr. an Miethe, d. h. mit andern Worten 96 Procent zahlen müssen: eine Zinsenlast, die auf Billigkeit in der That keinen Anspruch macht.

Wer etwas mehr als Herz und Schmerz zusammenreimen kann, möcht' jetzt ein Niklas Becker werden. In allen Blättern poetische Versuche, den Protest des deutschen Volkes Hinsichts Schleswig-Holstein in Verse zu bringen! Die Kölnische Zeitung bringt in ihrem Feuilleton ein Lied: „Das Erdbeben am Rhein", nach der Melodie (welcher?): Sie sollen ihn nicht haben. „Und zitterte das Rheinthal. — So kam's vom „offnen Brief", — Ihn las in seinem Weinthal — der Alt' und sagte: Schief!"

Der Missions-Prediger Röttger, welchen sein Beruf im Jahre 1834 nach Riouw, (einer im chinesischen Meere, nördlich von Sumatra von 104° 9' bis 57' östl. L. und von 0° 43' bis 1° 15' nördl. Br. gelegenen Insel) führte, rühmte bei seiner im Jahre 1842 erfolgten Rückkehr die wohlwollende Aufnahme und die humane Behandlung, welche ihm und seinen Missions-Anstalten während eines achtjährigen Aufenthaltes auf jener Insel von dem Radja von Riouw zu Theil geworden war. In Anerkennung dieser einem Unterthan des Preußischen Staats erwiesenen Gewogenheit fanden Se. Majestät der König sich veranlaßt, dem Radja mehrere Geschenke, bestehend aus einem Kronleuchter, einer Uhr mit Spielwerk, einer Vase mit einem künstlichen Kolibri und zwei Stücken Zeug von Goldstoff, resp. Silberstoff, begleitet von einem Allerhöchsten Handschreiben, durch den im Jahre 1844 nach Riouw zurückkehrenden Prediger Röttger übersenden zu lassen. Die „Allg. Pr. Ztg." theilt das Memorandum des Letzteren, welches die Beschreibung der Feierlichkeit enthält, unter welchen die Uebergabe jener Geschenke stattgefunden hat, so wie eine Uebersetzung der von einigen Geschenken (einem Dolch mit künstlich gearbeitetem Griff und goldener Scheide und zwei mit Gold beschlagenen Lanzen) begleiteten Antwort des Radja von Riouw auf das königliche Handschreiben mit.

Die zu Leipzig bei J. J. Weber erscheinende „Illustrirte Zeitung", welche bereits im 7ten Bande steht, verdient, als eine der großartigsten Zeitungs-Unternehmungen Deutschlands, mit besonderer Aufmerksamkeit besprochen zu werden. Die derselben zu Grunde liegende Idee, durch Bilder, die in dem Blatte gemachten Mittheilungen zu veranschaulichen, verdient gewiß alle Anerkennung. Es ist nicht zu läugnen, daß nicht blos unsere Literatur, sondern auch unsere Schulen bisher viel zu wenig sich bemüht haben, durch veranschaulichende Darstellungen ihren Worten mehr Klarheit und mehr Nachdruck zu verleihen. Auch ein Bild kann belehren, selbst ohne erklärenden Text, mit diesem in Verbindung, erleichtert es nicht nur die Auffassung des letztern, sondern es berichtigt auch dessen Unvollständigkeiten und prägt denselben fester in's Gedächtniß. Die Verlagshandlung verdient daher gewiß volle Anerkennung, indem sie diese Idee im praktischen Leben zu verwirklichen sucht. Was die Ausführung derselben betrifft, so müssen wir jedoch bemerken, daß die Bilder nie die Hauptsache, sondern nur zu Hülfe des Verständnisses des Textes gebraucht werden dürfen, soll die Zeitung nicht zum Bilderbuche herabsinken. Eine deutsche Zeitung in unsern Tagen muß ferner einen nationalen und einen freimüthigen Charakter behaupten, soll sie günstig wirken. Werden die Bilder benützt, um der verderblichen ausländischen Mode, dem Flitterstaate von Hoffesten und andern Lampalien in den Augen des Publikums einen erhöhten Werth zu verschaffen, so wird der Zweck einer tüchtigen Zeitung verfehlt. Wir wünschen der illustrirten Zeitung einen ernstern Charakter. Die Moden, die einfältigen Rebus, die theatralischen Berühmtheiten dürfen keine so große Rolle in ihren Spalten spielen. Will sie sich den Dank und die Aufmerksamkeit der deutschen Nation erwerben, muß sie auch in deren Größe und Streben eingehen.

(Mannh. J.)

(Danzig, 23. August.) Ein hiesiger, durch seine Uneigennützigkeit bekannter Commerzienrath hat den Bäckern anzeigen lassen, daß wenn sie das Brod nicht größer backen wollten, er selbst eine Bäckerei für arme Leute einrichten werde.

(Stuttgart. — Wespenvertilgung.) Die im gegenwärtigen Sommer in ganz außerordentlicher Anzahl vorhandenen Wespen verschiedener Arten (insbesondere die Hornisse, die gemeine und die röthliche Wespe) fangen bereits an, die reifenden Trauben überall anzugreifen. Wäre es nicht unverzeihlich, wenn die Weinbergsbesitzer, statt diese verderblichen Feinde auf jede mögliche Weise zu bekämpfen und namentlich die Nester derselben, welche an Rainen, Grasplätzen, in hohlen Bäumen, unter Dächern rc. nicht schwer zu finden sind, aufzusuchen und zu zerstören, ruhig zusehen würden, wie dieselben in von nun an täglich steigendem Maße fortfahren, die schönsten und besten Trauben zu verderben? Sollten nicht die Gemeindevorsteher sich der Sache annehmen, Belohnungen für die Zerstörung solcher Nester aussetzen oder Leute dazu eigens anstellen? (Der Stadtrath in Cannstadt hat zu Vertilgung der Nester eine Prämie aus der Stadtkasse, und zwar auf die Vertilgung eines Hornissennestes 18 kr. und auf die eines Wespennestes 12 kr. ausgesetzt.)

(München, 25. Aug.) Das neueste Regierungsblatt bringt eine neue Organisation unserer (1808 errichteten) Akademie der Künste. Das Personal derselben besteht künftig aus einem Direktor, vier Professoren der Malerei, einem Professor der Bildhauerkunst, einem der Baukunst, einem der Kupferstecherkunst, und einem Professor der Kunstgeschichte. Diesen ist beigegeben: ein Docent der Anatomie und einer der Perspektive, der descriptiven Geometrie und der Schattenkonstruktion, ein Lehrer für die technischen Anfangsgründe in der Malerei und ein Korrektor zur Aufsicht im Antikensaale und Korrektur der von den Schülern gefertigten Zeichnungsstudien. Die vier Professoren der Malerei werden je einer eine eigene Schule erhalten, in welche Diejenigen eintreten, die bereits ihre Studien nach dem Leben, sowohl im Zeichnen als Malen, gemacht, und in denselben nun beginnen sollen, Darstellungen eigener Erfindung auszuführen. Die Schulen werden die Namen ihrer Professoren tragen rc.

(Geschwindigkeit der Lokomotiven.) Als im Jahr 1812 Col. Stevens in seiner Flugschrift über Eisenbahnen von Geschwindigkeiten von 60 Meilen stündlich sprach, belächelte man seine romantischen Zukunftträume. In England bedient man sich der sogenannten broadgauge Lokomotiven und einer neuen Konstruktion der Maschine, um einen Passagierzug von 100 Tonnen fortzutreiben, und legt den 118 Meilen langen Weg zwischen Bristol und London in 2 Stunden 26 Minuten 40 Sekunden zurück. Auf ebener Bahn macht diese Maschine 60 Meilen, auf abhängiger Bahn 70 bis 72, auf gekrümmter oder aufsteigender Bahn 50 Meilen stündlich. Auf einer ebnen Bahn lassen sich daher wenigstens 50 Meilen stündlich zurücklegen.

Korrespondenz.

Stuttgart, 27. August.

Die Wieder-Eröffnung des k. Hoftheaters ist nun gestern erfolgt; es soll sich dieselbe jedoch, wie männiglich weiß, nicht blos auf ein neues Haus, auf neue Maschinerien und Decorationen beschränken, sondern es soll auch eine völlige Umgestaltung der ganzen Organisation, eine Ergänzung des sehr lückenhaft gewordenen Künstlerpersonals damit verbunden, kurz es sollte der ganzen Anstalt ein neuer besserer Geist eingehaucht werden; und wahrhaftig, wenn es irgendwo Noth that, so war es an dem Hoftheater zu Stuttgart. Mit großen Erwartungen betrat daher der denkende Theil des Publikums das neue Haus. Was Gebäude und Einrichtung, Maschinerien, Decoration, Beleuchtung u. s. w. betrifft, so ist geschehen, was unter den gegebenen Verhältnissen geschehen konnte, das muß anerkannt werden. Es ist Alles zweckmäßig für Zuschauer und Acteur, die Beleuchtung glanzvoll (unsere Gasbeleuchtungsgesellschaft hat sich dabei eben so sehr durch sinnreichen Mechanismus, als durch Präcision in allen einzelnen Arbeiten auf's Vortheilhafteste ausgezeichnet), die Decorirung sehr geschmackvoll, elegant und prunkend, ohne Ueberladung, die Zuschauerräume so eingetheilt, daß von jedem Platze Alles gut gesehen werden kann. Die Eröffnung geschah, wie bekannt, mit der fünfactigen Oper „Lichtenstein", Text nach W. Hauff's Roman von Franz Dingelstedt, Musik von Peter und Lindpaintner. Wenn prachtvolle Costüme, ausgezeichnete Decorationen, schöne Um- und Aufzüge, einzelne schöne Arien, Lieder und Chöre mit drastischen Effecten und Abwechslungen, wozu sogar als Traumbilder Dissolving Views, wie Döbler sie in Deutschland zeigte, kommen, eine vorzügliche Oper ausmachen, so ist der „Lichtenstein" offenbar eine solche. Wer aber noch mehr verlangt, wird sowohl in Composition, wie im Text noch Manches zu wünschen übrig haben. Den kosmopolitischen Nachtwächter will man in letzterem weder in Geist, noch Gesinnung wieder erkennen. — Als neues Opernmitglied trat darin auf Mad. Palm-Spazer, die bekannte vielbegabte Sängerin, die jedoch bei weitem den Eindruck nicht machte, den man sich von ihrem ersten Auftreten als Gast gemacht. — Morgen wird die Schiller'sche „Jungfrau von Orleans" zur Aufführung kommen und auch darin einige neu engagirte Mitglieder auftreten. Ich werde bald Veranlassung finden, Ihnen einiges Nähere über die allerdings mit vieler Consequenz und Umsicht begonnene Regeneration unseres Theaters zu sagen. — Wie es heißt, soll auch vom 1. Sept. oder Oct. an eine besondere Theaterzeitung hier erscheinen, als deren Redacteur ein Hr. Wilhelm Koffka, Bruder des Leipziger Julius Koffka, genannt wird. Es heißt, der Redacteur behaupte, von Seiten der Intendanz protegirt zu seyn. — (Das k. Hoftheatergebäude hat neben dem jetzt um vier Fuß ansteigenden Parterre, das ungefähr 640 Personen (mit Einschluß der beiden Gänge für die Stehenden rechts und links) faßt, vier Gallerien und bietet im Ganzen Raum für 1850 bis 1900 Personen, ungefähr 400 bis 450 weiter als früher. Die Decke des Saales ist fresco gemalt und zeigt die Büsten der ersten Dichter und Tonsetzer verschiedener Nationen und Zeiten. So wie die Räume für die Zuschauer vergrößert wurden, geschah es auch mit der Bühne, welche ebenfalls etwas ansteigend gebaut wurde. Das Bühnenhaus hat bis unter das Dach gegen 100' Höhe, so daß neben dem nöthigen Raume für die Maschinerien ober- und unterhalb alle Vorhänge ungerollt in die Höhe gezogen werden können. Drei Zimmermanns-Gallerien laufen auf beiden Seiten hinter der Scene. Das auf einem beinahe achtzig Fuß weiten Sprengwerk ruhende Dach ist mit Sturzblech gedeckt. Die Heizung der Bühne geschieht mit heißem Wasser, der Logen und des Parterre's mit erwärmter Luft. Der Foyer für die Zuschauer befindet sich auf gleicher Höhe mit der zweiten Gallerie.)

Nürnberg, 27. August.

Wie alljährlich versammelten sich vergangenen Sonntag die Veteranen zur Feier des Stiftungstages ihres Vereins. In militärischer Ordnung zogen die ehemaligen Krieger in die Kirche der Vorstadt Wöhrd, wo sie dem Gottesdienst beiwohnten, und dann auf den nahgelegenen Judenbühl — einem großen, mit Bäumen bepflanzten freien Platz — um gemeinschaftlich ein Mittagsmahl einzunehmen. Der von ihnen gewählte Raum war passend mit kriegerischen Emblemen und Trophäen geschmückt am Ende der langen, mit Blumen bekränzten Tafeln, an denen gespeis't wurde, erhob sich eine zierlich von Waldreisern gebildete Wand, an der das Bildniß des Königs, umgeben von Erinnerungen an die Hauptschlachten des Befreiungskampfes, angebracht war. Da das Fest als Surrogat für das früher am 25. August gehaltene Volksfest gelten sollte, so hatten mehrere Wirthe die Erlaubniß erhalten, dort passende Localitäten für diesen Tag zu errichten. Eine Masse Menschen bewegte sich fröhlich von früh bis Abends trotz der nicht ganz günstigen Witterung auf dem Festplatz, welcher Zeuge war einer mittelalterlichen Barbarei, indem da einst eine Menge Juden, Einwohner der Stadt, die man damals nicht mehr innerhalb der Mauern dulden wollte, verbrannt wurden. Sehr wohlgefällig wurde es von Seite der Bürgerschaft aufgenommen, daß der Magistrat, welcher Anfangs die Feier auf einen Tag beschränken wollte, stillschweigend dem früheren Verlangen nachgab und noch zwei Tage bewilligte. Diese drei Tage haben den Beweis gegeben, daß man das zu Grabe getragene Volksfest nicht vergessen habe, wie man von einer Seite behauptete, gewiß ist es aber, daß im nächsten Jahre ein Volksvergnügen in's Leben wieder gerufen wird, das stets den vielseitigsten Anklang fand.

Frankfurt, 29. August.

Ich halte es für meine Pflicht, Sie von einem schauderhaften Vorfalle, wovon ich Augenzeuge war, in Kenntniß zu setzen, der, wenn Sie ihn in Ihrem geschätzten Blatte veröffentlichen wollen, vielleicht dazu dienen wird, ein ähnliches Unglück künftig zu verhüten. Am 26. d. fuhr ich mit dem zu Berg fahrenden Dampfboote der Kölnischen Gesellschaft: „Der König." Oberhalb des Siebengebürges setzte sich, wahrscheinlich um die Gegend besser übersehen zu können, ein Mädchen von ungefähr 17 Jahren auf die nahe am Bugspriet angebrachte Bank, und zwar ganz am Ende derselben. Vielleicht um einen Punkt besser in Augenschein zu nehmen, erhob sich das Mädchen, überschritt im Umschauen das Ende der Bank, und hier ereignete sich das entsetzliche Unglück, daß es beim Niedersitzen die Bank verfehlte, durch das Geländer rücklings in den Strom fiel und spurlos in den Wellen verschwand. Von dem herzzerreißenden Jammergeschrei der Tante der Verunglückten, die auf der andern Seite des Schiffes Zeuge dieses Vorfalls war und die das ihr anvertraute Schwesterkind auf so gräßlich schnelle Weise sich entrissen sah, kann ich keine Schilderung machen. Mehrere Passagiere mußten alle Kraft aufbieten, um sie zu verhindern, sich der Verschwundenen nachzustürzen. Das Schiff wurde zwar sogleich gestopft, der am Steuer befestigte Kahn konnte aber, ich weiß nicht, aus welchem Grunde, nicht losgemacht werden und mußte mithin jeder Rettungsversuch unterbleiben. Wären aber die Schutzbretter an dem Bugspriet eingehängt gewesen, wie es die Vorsicht erheischt, so hätte sich dies Unglück nicht ereignen können, und ist es der Zweck dieser Mittheilung, Diejenigen, denen die Führung der Schiffe anvertraut ist, zu größerer Wachsamkeit zu ermahnen, damit nicht ferner durch leicht zu beseitigende Nachlässigkeiten Menschenleben geopfert werden.

Den Freunden der Naturkunde ist so eben ein Anblick gewährt, der Kenner und Nichtkenner in Erstaunen setzt. Es blüht nämlich in dem warmen Gewächshaus des Hrn. Baron Carl v. Rothschild auf der Günthersburg die Aristolochia Gigas, welche vor nicht langer Zeit von Hrn. Hartweg aus Karlsruhe, Sammler der Horticultur-Gesellschaft zu London, aus den sumpfigen Wäldern Sumatra's nach Europa gebracht wurde. Fällt schon die heterodoxe Form dieser Pflanzenfamilie überhaupt auf, um wie viel mehr dieser riesengroße Repräsentant, so viel bekannt zum ersten Mal auf dem Continent blühend. Eigenthümlichkeiten dieser Pflanze sind: äußerst schnelle Entwickelung der Blüthen; dann nur höchstens vierzig Stunden Dauer derselben; von dem Momente an, wo sie sich erschlossen haben, stets nach Süden gewandt; dann aber ihre Oeffnung streng nach Norden kehrend, bei Hindernissen mindestens nordöstlich. Möchten doch die Freunde der Wunder sich an die Natur wenden, den einzig reellen Weg zu ihrer Befriedigung. ****

Auflösung der Charade in Nro. 238:

Schadenfreude.

Main-Wasserwärme: 30. August, Morgens, 8 Uhr: 15 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 30. August. (Zum Erstenmale): Idomeneus, König von Kreta, große Oper in 3 Abth., das Buch neu bearbeitet von Lenz. Musik von Mozart. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Montag, 31. August. Marie-Anne, oder: Ein Weib aus dem Volke, dramatisches Gemälde aus dem Volksleben in 5 Abth., nebst einem Vorspiel: Der Hochzeittag, nach Dennery und Mallian. Deutsch von Dräxler-Manfred.

Redakteur, J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 241. Dienstag, den 1. September 1846.

Der Bauherr.

Historische Novelle von Anton Langer. *)

1. Eine alte Inschrift als Einleitung.

S'ist eine alte Gewohnheit von mir, daß ich auf der Gasse nicht gehen mag, wie andere Leute, die ihre Augen unverschämt auf jeden Vorübergehenden heften, besonders aber die Damen mit so neugierigen Blicken mustern, als ob sie Beamte eines Paß-Bureaus wären; auch ich hatte einst diese böse Gewohnheit, aber ich las in den Gesichtern nichts, als höchst langweilige Alltagsgeschichten von unverdientem lustigem Glück oder selbstverschuldetem Elend, wie sie der große Novellenschreiber Schicksal alle Tage zu tausenden liefert, und so habe ich denn meine Blicke allgemach von den Menschengesichtern ab, und den Steinen zugewendet, und diese predigen mir mit ihren grobgrauen, verwetterten Zügen die Sprache der Vorzeit. Jede alte Stadt ist für mich eine Chronik, und wenn ich durch ihre Straßen schreite, so lese ich an jedem gothischen Thürmchen, an jedem, selbst dem unbedeutendsten alterthümlichen Erkerfenster ein Kapitel aus der Geschichte längst verklungener Tage. Nun ist aber unter all' diesen steinernen Chroniken keine interessanter, als die uralte Stadt Wien; doch den Leuten bleibt bei uns vor lauter Lebenslust blutwenig Zeit zum Lesen übrig. Und so kommt es, daß gar Manches der Vergessenheit anheim fällt, was des Erinnerns werth wäre, und darum werfe ich meine Augen suchend und spähend umher, um manchmal etwas aufzufinden, was Aufschluß geben könnte über die von immer trüber werdender Dämmerung umhüllten Tage der Vorwelt.

Und so habe ich denn auch etwas entdeckt, was vielleicht jedem Andern entgangen ist. Wenn man vom Burgplatze her in den Schweizerhof tritt durch das Thor, welches Ferdinand I., der Bruder des großen Karl V. baute, so findet man auf dem Piedestale des innern, dem Schweizerhofe zugekehrten Thorbogens folgende, wie es scheint, mit einem Dolche eingegrabene Inschrift:

16 I D M VIVAT!
SI DEVS PRO NOBIS, QVIS CONTRA NOS. 1660.

Zur Verständigung meiner schönen Leserinnen füge ich bei, daß die untern Worte zu Deutsch heißen: „Wenn Gott für uns, wer gegen uns!" Was das Obere bedeute, wußte ich freilich selbst nicht, und die räthselhaften Worte übten eine zauberähnliche Gewalt auf mich und ließen mich nicht ruhen bei Tag und Nacht, und wenn ich in jene Gegend kam, so zog es mich hin zu den im braunen Gestein eingegrabenen Lettern, die nur in der Nähe lesbar sind, und ich bückte mich und sann und grübelte mit gekreuzten Armen zur großen Verwunderung des wachestehenden Grenadiers, der auf seiner klafterlangen Promenade still stehend mich betrachtete und höchst wahrscheinlich für verrückt hielt.

Und so stand ich auch eines Tages und quälte mich mit den geheimnißvollen Lettern, als sich plötzlich eine Hand leise auf meine Schulter legte. Da ich mich umwendete, sah ich einen kleinen, alten Mann vor mir, mit trüben Augen und verlebtem, melancholischem Gesichte, aus dem die ungeheure Kupfernase als der einzige lustige Punkt in die Welt hinaus leuchtete; seine spärlichen grauen Haare bedeckte ein abgetragener, schmalrändiger Filz, und die magern Glieder hatte er in einen alten Mantel von unkenntlicher Farbe gehüllt, aus dem hie und da das Futter neugierig hervorsah. Der Alte bot mir aus einer abgegriffenen Dose eine Prise, und da ich sie höflich dankend genommen, sprach er: „Sie lesen da eine Inschrift, lieber Herr, an der viel tausend Menschen vorübergegangen sind, ohne sie zu bemerken."

„So ist's," antwortete ich, „und nicht zum ersten Male stehe ich heute vor diesen verwünschten Worten."

„Sie wissen sich vermuthlich ihren Sinn nicht zu erklären."

„Leider nein; wahrscheinlich ist nicht viel dahinter."

Der Alte lächelte geheimnißvoll. „Urtheilen Sie nicht vorschnell," sprach er beinahe feierlich. „Diese Worte hat Einer aufgeschrieben in einer glücklichen Stunde, als ihm der Himmel alle Wünsche seines Herzens gewährt hatte. Aber auch aus der unumwölkten Höhe kann der Blitz, der zündende, schlagen, sagt Schiller, und auch er mußte fort, der sich den Glücklichsten wähnte, und erst nach Jahren, nachdem er, wie Odisseus, viele Städte der Menschen geschaut und viel erfahren, durfte er heimkehren in's heilige Vaterland."

Ich sah den Alten befremdet an, denn ich konnte mir obige Citate mit seinem übrigen verlumpten Aussehen nicht reimen; noch mehr überraschte mich die Zuversicht, mit welcher er von Demjenigen sprach, der die räthselhaften Worte in den Stein gegraben, und er schien also im Besitze des Geheimnisses zu seyn, dessen Schlüssel ich vergebens suchte. Der Alte bemerkte mein Staunen mit sichtlichem Vergnügen und fuhr, sich die Hände reibend, fort: „Sie scheinen sich für diese Inschrift zu interessiren, lieber Herr!"

„Allerdings," antwortete ich; „und wenn Sie mir darüber Aufschluß geben können, so würde ich mit Vergnügen —"

„O ho!" fiel mir der Alte heftig in's Wort. „Sie meinen, ich sey ein armer Teufel und lasse mir mein Geheimniß um ein paar Zwanziger abkaufen; aber es hängt an diesen Worten eine ganze Geschichte, und diese sollen Sie nicht anders erfahren, als wenn Sie mir bürgen, daß dieselbe gedruckt wird."

„Das will ich gern thun," antwortete ich.

Ueber das melancholische Gesicht des Alten flog ein so freudiger Schimmer, daß die Farbe seiner Wangen beinahe der seiner Nase gleichgekommen wäre. „Wirklich?" fragte er, „also wirklich soll die Geschichte gedruckt werden. Und so hätte mir der Zufall gerade den rechten Mann in die Hände geführt!"

*) Aus der „Wiener Allgemeinen Theaterzeitung."

„Sehen Sie," fuhr er nach einer kleinen Pause zutraulich fort; während der er sich mit einer bedeutenden Prise erfrischt hatte, „sehen Sie, lieber Herr, ich bin mit dem Manuscript zu manchem Redakteur gelaufen, aber die Leute im Vorzimmer glauben, man komme wegen einer Bettelei und schlagen einem die Thüre vor der Nase zu, und so habe ich es endlich ganz aufgegeben, und beschloß, mit schwerem Herzen zu warten, bis der Zufall, der uralte Beschützer der armen Teufel, mir eine Gelegenheit an die Hand geben würde."

„Ihre Geschichte," sagte ich, „muß natürlich so interessant seyn, daß sie des Druckes werth ist."

„Wie?" fragte der Alte. „Sie meinen, meine Geschichte sey nicht interessant genug für den Druck? Bewahre ich sie nicht in meiner Kammer wie ein Heiligthum, habe ich sie nicht mit einer grünseidenen Schnur sorgsam umwunden, und öffne ich selbige grünseidene Schnur nicht allwöchentlich am Sonntage, um die Geschichte zu lesen, und ist sie mir je uninteressant vorgekommen, he?"

„Sie sind vermuthlich der Verfasser," sagte ich lächelnd.

„Aber wenn ich Ihnen wiederhole, daß Sie Aufschluß über diese Inschrift finden sollen," eiferte der Alte, „so verstehe ich darunter nicht Dichtung, sondern pure, lautere Wahrheit. Mein Manuscript ist von Anno 1670, und mithin kann ich also unmöglich der Verfasser seyn."

„Warum also nehmen Sie so viel Antheil daran?"

„Das ist ein Familiengeheimniß," sagte er stolz; „glauben Sie, wir armen Leute haben auch ein Ehrgefühl, und wenn man diese Geschichte lesen wird, so wird es mich in der Seele freuen; aber kein Mensch soll erfahren, in welchem Zusammenhange ich mit derselben stehe."

(Fortsetzung folgt.)

Jastram und Schnittger.

(Eine Szene aus der Geschichte Hamburgs. Von X. X)

(Fortsetzung.)

Der Bürgermeister Dr. Heinrich Maurer hatte die in Hamburg so seltsam stehenden kaiserl. Kommissarien begünstigt und dadurch das Vertrauen seiner Mitbürger verloren. Es wurde ihm daher vorgeworfen, daß er die Kämmerei der Stadt seither jährlich 18.000 Thaler für Schutz an den Herzog von Braunschweig-Lüneburg habe auszahlen lassen, daß er dem Herzoge Georg Wilhelm in Zelle den Thum*) für schweres Geld abgehandelt und dann dem Könige von Schweden unentgeltlich überlassen habe, daß er dadurch die Stadt mit einer großen Schuldenlast beschweret habe. In Folge dieser das öffentliche Wohl beeinträchtigenden Punkte wurde Maurer seines Amtes als Bürgermeister entsetzt. Sogleich begab er sich nicht nur in den Schutz der kaiserlichen Kommissarien, sondern floh aus der Stadt nach Haarburg, und blieb daselbst so lange, bis er sich den kaiserlichen Befehl ausgewirkt hatte, daß der Herzog Georg Wilhelm von Zelle ihn wieder in sein Amt einsetzen solle. Als dieser es jedoch versuchte, diesen Befehl auszuführen, fand er in den entschlossenen Hamburgern einen entschiedenen Widerstand. An die Spitze der Bürger traten zwei festwillige, einsichtsvolle Mitbürger, Cord Jastram und Hieronymus Schnittger, beide Kaufleute, Männer von republikanischem Geiste, freisinnig, kühn und für ihre Sache begeistert und begeisternd. Hatte man sie bisher als die Seele der ganzen Bewegung angesehen, so wurden sie durch die Verhältnisse jetzt auf den Schild gehoben. Der abgesetzte und entflohene Bürgermeister wurde nicht wieder eingesetzt. Als nun gar der Herzog Georg Wilhelm Gewalt brauchte, die durch seine Hand gehenden Hamburgischen Waaren und Kaufleute anhielt und den Hamburgern die Insel Mohrwerder nebst Mohrburg wegnahm, bestimmten Jastram und Schnittger die Bürger dahin, daß sie das ganze Kollegium der Oberalten abschafften und an dessen Stelle ein Kollegium von dreißig Abgeordneten der Bürgerschaft einsetzten, welches, da die beiden Urheber desselben in ihm herrschten, sich eines großen Einflusses bemächtigte, und dem selbst der Rath, die erbitterten Bürger fürchtend, sich fügte. Laut äußerte sich der Unmuth über die Partheilichkeit der kaiserlichen Kommissarien und des Herzogs, und mancher hoffnungsvolle Blick wendete sich nach dem Könige Christian V. von Dänemark; die beiden Führer Jastram und Schnittger sagten es laut und öffentlich, es sey besser, sich in dänischen Schutz zu begeben, als sich kaiserlicher Gewaltthat preiszustellen, und verhandelten selbst mit dem dänischen Residenten Pauli in Hamburg. Kaum hatte der Herzog hiervon Kunde erhalten, so verlangte er von der Bürgerschaft die Auslieferung Jastrams und Schnittgers, besetzte drohend die hamburgische Stadt Bergedorf und die festen Plätze Kollenspyker und Buntehaus, 25. Jan. 1686, und verbot selbst seinen Unterthanen mit den Bürgern Hamburgs Handel zu treiben. Das steigerte die Erbitterung der Bürger noch mehr, und doch sollte sie noch höher gebracht werden. Am 19. März wagten es einige Hamburgische Offiziere, den Hieronymus Schnittger in seinem Gartenhause aufzuheben, um ihn dem Herzoge auszuliefern. So vorsichtig jedoch diese Frevelthat eingeleitet war, mißglückte sie dennoch; die Entführung wurde sogleich bemerkt, den Entführern durch Bürgerwache nachgesetzt, die Flüchtigen auf lauenburgischem Boden eingeholt, Schnittger befreit und im Triumphe nach Hamburg zurückgebracht. Die Entführer wurden ins Gefängniß gebracht, verurtheilt und als Menschenräuber und Verräther am Vaterlande hingerichtet. Nach diesem für die Unternehmer so unglücklichen Entführungsversuche sprach sich der Unwille der Bürger gegen den kaiserlichen Gesandten in Hamburg laut aus. Man beschuldigte ihn nicht nur der Partheilichkeit, sondern der Feindseligkeit gegen die Stadt, und gab ihm schuld, daß er die Entführung Schnittgers veranlaßt habe. Und wie die Abneigung gegen den Kaiser und dessen Stellvertreter in der Stadt zunahm, so fühlte man täglich das Bedürfniß mehr, sich fester an den König von Dänemark anzuschließen. Man sandte Abgeordnete an ihn, mit der Bitte, sich der bedrängten Stadt anzunehmen. Der König ließ nicht lange auf Hülfe warten. Er hatte schon am 8. Febr. desselben Jahres mehrere Regimenter gegen Bergedorf gesandt. Jetzt wendete er sich an den Herzog Georg Wilhelm, stellte ihm vor, wie ungerecht das Versehen gegen Hamburg sey, und bewog, von Schweden und Brandenburg unterstützt, denselben, sein Kriegsvolk aus dem Hamburgischen Gebiete zurück zu ziehen. Hierdurch schöpften die Bürger neuen Muth, schickten zwar zwei Abgeordnete nach Wien, um selbst ihre Sache dorten in das richtige Licht zu setzen, wichen aber in Hamburg von ihrer bisher eingehaltenen Weise nicht ab, thaten vielmehr was sie vermochten, ihre Selbstständigkeit zu erhalten. Zu dem Ende stiftete Cord Jastram zwar ein vertrauliches Verhältniß zwischen den Hamburgern und dem naheliegenden dänischen Kriegsvolke, verbot aber in der Stadt bei schwerer Strafe, von den verlangten Gerechtsamen und dem Oberhoheitsrechte Christians V. über Hamburg zu sprechen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Thum war ein schloßartiges Gebäude in Hamburg, welches seinem zeitlichen Besitzer besondere Vorrechte in der Stadt verlieh, weßhalb selbst Könige darum buhlten.

Gesammelte Werke von Karl Gutzkow.

(Vollständig umgearbeitete Ausgabe. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt. 1846.)

Unter den deutschen Schriftstellern aus der neueren Zeit steht Karl Gutzkow in den ersten Reihen und seiner vielseitigen Pro-

duktivität und unermüdlichen Thätigkeit verdanken wir eine Anzahl von gehaltvollen und interessanten literarischen Gebilden. Ueber keine unserer zeitgenossentlichen Notabilitäten ist so viel geredet und gestritten worden, als über Gutzkow, und wie ihn die Einen wohl über Gebühr erhoben, so haben ihn die Andern zu verkleinern und zu verdächtigen gesucht. Dies darf uns nicht befremden, denn einestheils begann Gutzkow seine literarische Laufbahn als Kritiker, und da er sehr entschieden auftrat, so konnte es nicht fehlen, daß er Manchen verletzte, manche Eitelkeit turbirte und auch Manchem wirklich wohl zu nahe trat, aber auch Andere sich befreundete. Anderseits liegt es in der Natur der Sache, daß Neid und Mißgunst, sowie nicht minder enthusiastische Bewunderung und Nachbeterei sich an die Fersen eines neu auftretenden Schriftstellers und Dichters von ungewöhnlicher Befähigung knüpfen. Nach mancherlei kritischem Gezänke von Berufenen und Unberufenen hat sich unterdessen das Urtheil über Gutzkow dahin festgestellt, daß wir ihn zu den berufensten Autoren der Gegenwart zu zählen haben, und daß er in die Zeit frisch und wirksam eingegriffen und ihre Bestrebungen im Sinne der Humanität und des Fortschrittes nicht wenig gefördert hat. Sind auch viele seiner Schriften mitunter etwas fragmentarisch gehalten, entbehren sie auch jener bewältigenden Totalität des Eindrucks und mitunter des urkräftig poetischen Elementes, so sind sie doch in den Einzelnheiten so reich ausgestattet und bieten fast auf jeder Seite so viel Geistvolles und Beachtungswerthes, daß man sie nicht anders als mit ungewöhnlichem Interesse lesen wird. Ueberall gewahren wir dieselbe Schärfe des Urtheils, dieselbe Unabhängigkeit und Freiheit der Ansicht, dieselbe Frische des Gedankens, denselben scharfen Witz und denselben Glanz der Darstellung. Was den literarischen Charakter dieses Schriftstellers betrifft, so können wir diesem, so oft man ihn auch zu verdächtigen gesucht hat, unsere Achtung nicht verweigern, und stimmen hierin einem seiner Kritiker bei, welcher gesagt hat: „Wenn Gutzkow auch hie und da geirrt und zu Zeiten mißtrauisch in sich und das Publikum durch harte Erfahrungen geworden, dennoch hat er das Recht und die Wahrheit stets mit Consequenz vertreten. In seiner ersten Periode litt er an einer sich zerreibenden Kraft und rang sich ab in einem vergeblichen Kampf mit den Dingen; in seiner zweiten offenbarte sich ihm das Maß, und in der dritten öffnete sich ihm die weite Welt geregelter, in schöner Concentration zusammengefaßter Thätigkeit." Gutzkow's vor uns liegende, in zwölf Bänden gesammelte Schriften (mit Ausschluß der dramatischen) sind eine zu mannichfaltige Gallerie, als daß wir auf eine spezielle Betrachtung der einzelnen Stücke eingehen könnten, und es sey uns daher nur ein flüchtiger Ueberblick derselben, mehr referirend als kritisirend verstattet. Der **erste** Band enthält **Gedichte** und **Xenien** und die Fragmente **Nero** und **Hamlet in Wittenberg**. Unter den Gedichten finden sich viele eben so liebliche als wahrhaft lyrische Blüthen, die den Beweis führen könnten, daß es dem Verfasser an Wärme und Tiefe des Gemüths nicht fehlt, obwohl er die sentimentale Lyrik in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes nicht vorherrschen läßt. Die Xenien sind von verschiedenem Werthe und jeder Leser wird hier nach jeweiliger Ansicht beistimmen oder verwerfen, aber die meisten dieser Geistesfunken zünden und lassen den scharfen Kritiker über Welt und Zeit nicht verkennen. **Nero** und **Hamlet** sind nur der Form nach dramatisch, nicht für die Bühne bestimmt, gehören aber in vielen Details zu dem Gehaltreichsten, was Gutzkow geschrieben. — Ueber **die öffentlichen Charaktere** (2ter Bd.) hat man sich allgemein so günstig ausgesprochen, daß wir nichts beizufügen haben und sie als einen Beitrag zur Zeitgeschichte mit Recht bezeichnen dürfen. — Im **dritten** Bande finden wir die **Briefe eines Narren an eine Närrin**, **Seraphine** und die **Wiener Eindrücke**. Seraphine ist ein Roman voll Leben und Tiefe, welcher den sinnigen Leser gewiß anziehen und mit einem Dichter befreunden wird, welcher sich hier als einen geistvollen Seelenmaler bekundet. Die Briefe des Narren an eine Närrin gehören der Sturm- und Drangperiode ihres Verfassers an, und haben mehr ein in Beziehung zu ihm subjectives, als objectives und allgemeines Interesse. Der **vierte** Band ist philosophisch-kritischen Inhaltes und wenn auch weniger populär, doch sehr belehrend und anziehend für den Mann von Fach. — **Maha Guru** (5ter Band) gehört zur Kategorie der Briefe des Narren an eine Närrin, schildert die Zweifel und Kämpfe eines nach dem Lichte der religiösen Wahrheit ringenden Geistes, und enthält zugleich viel satyrische Streiflichter auf Priesterherrschaft und auf gesellschaftliche Institutionen. — Im **sechsten** Bande ist die Biographie Börne's ein höchst verdienstlicher Beitrag zur allseitigen Würdigung eines der gefeiertsten Schriftsteller der neuern Zeit und die Charakteristik **Hurters** ein mit Recht gepriesenes, in das innerste Leben der Gegenwart tief eingreifendes Meisterstück. — **Blasedow und seine Söhne** (7ter und 8ter Band) haben eben sowohl Goethe'sche und Jean Paul'sche Elemente, als auch eigenthümliche ihres Verfassers. Es ist die einfache Geschichte eines Landpfarrers und seiner Söhne mit allerlei bunten Episoden und eben so bunten, mitunter auch excentrischen Charakterschilderungen. Mag auch die novellistische und kunstgerechte Durchführung von manchem Leser ungern vermißt werden, so werden ihnen doch ohne Zweifel die gedankenreichen Details, die vielen Blumen und Blüthen auf dem Wege, und die meist treffliche Diktion genugsam entschädigen. Wer Romane nur zum Zeitvertreib liest oder um durch sie die Verdauung nach Tisch zu befördern, dem wollen wir den Blasedow nicht empfehlen, doch giebt es ja auch der ernstern und sinnigen Leser noch genug, die hier eine schöne Blumenlese halten können. — **Die Säkularbilder** (9ter und 10ter Band) sind in der gegenwärtigen neuen Unterabtheilung eine reiche Fundgrube für den Denker und Forscher. Eine ausführliche Besprechung derselben haben wir bereits mitgetheilt. (Vergl. Nr. 133 d. Bl.) Gutzkow sucht in diesem Werke in dem Leben der Zeitgenossen zunächst die materielle Basis zu legen, worauf sich der Gesichtspunkt von der Materie zur Seele und von dieser zum Geiste erhebt. In den von vielseitigen Kenntnissen zeugenden Abhandlungen dieser Säkularbilder vereint Gutzkow mit der Gründlichkeit der wissenschaftlichen Forschung den klaren Blick des praktischen Beobachters und die unabhängige Gesinnung eines die Extreme vermeidenden Liberalismus. Besonders ausgezeichnet sind die Erörterungen über Religion und Christenthum, und um so anziehender, als sie die Interessen der Gegenwart speziell berühren. — Im 11ten Band (Novellenbuch) finden wir fünf kleinere Erzählungen und im 12ten „Briefe aus Paris und Pariser Eindrücke". Die letzteren (1846) sind in Form von Randglossen und Erläuterungen gehalten; sie heben oft, wie Gutzkow im Vorworte sagt, eine frühere Behauptung auf, noch öfter dienen sie ergänzend und vervollständigend für ein früheres, neu bestätigtes Urtheil. — Somit hätten wir den Inhalt der gesammelten Werke eines Schriftstellers angedeutet, dessen literarische Erzeugnisse vielfachen Widerspruch hervorgerufen haben, aber von Allen mit Interesse gelesen worden sind. Der Preis von fl. 18 für die aus 12 Bänden bestehende Sammlung ist verhältnißmäßig billig und die äußere Ausstattung, wenn auch nicht brillant, doch gut zu nennen.

W.

Mannichfaltigkeiten.

In einer vor kurzem erschienenen französischen Uebersetzung eines deutschen Werkchens ist das Wort: Hauptschwadroneur ganz gutmüthig durch chef d'escadron übersetzt.

Georg Fein, der in Newyork glücklich angekommen ist, hat seine gute Laune nicht verloren; er giebt in der newyorker Schnellpost folgende Erklärung ab: Nicht ohne Schrecken ersehe ich aus

Nro. 58 der „Deutschen Schnellpost", daß nun auch dieses ehrenwerthe Blatt mich zum Doktor erhoben hat. Je höher ich den Werth und die Vorzüge unserer wirklichen deutschen Doktoren anschlage, unter denen sich nicht ein einziger findet, der nicht wenigstens seinen tiefgelehrten, völlig fehlerfreien lateinischen Aufsatz zu schreiben verstände, desto weniger möchte ich im durchbohrenden Gefühle meiner lateinischen Unwissenheit mir eine Würde anmaßen, die mir nicht zukommt. Wenn gleichwohl ein mir unerklärliches Mißgeschick mit meinem schlichten Namen sehr häufig den Doktortitel verbunden hat, so liegt die Schuld davon um so weniger an mir selbst, als ich nicht blos privatim, sondern auch in öffentlichen Blättern gegen jede noch so gut gemeinte Standeserhöhung jener Art stets entschieden Einspruch erhoben habe und auch für die Zukunft hiermit erhebe. **Georg Fein, nicht Doktor.**

Korrespondenz.

Mainz, Ende August. *)

Die Gemeinderathswahlen sind vor der Thüre. Bekanntlich besteht hier eine Partei, welche kein Mittel unversucht läßt, um ihren Lieblingswunsch, uns vorerst mit dem Orden der barmherzigen Schwestern (und später, wo möglich, auch mit jenem der Jesuiten) zu beglücken, durchzusetzen. Bis jetzt war die größere Majorität des Gemeinderaths nicht für die Einführung dieses Ordens und hoffentlich fällt auch die neue Wahl in diesem Sinne aus, wenn anders ein jeder Bürger seine Pflicht thut und seine Stimme abgibt; denn es ist außer allem Zweifel, daß der bei weitem größere Theil der hiesigen Bewohner durchaus nicht mit den Ansichten jener durch die Sonntagsblätter vertretenen Partei sympathisirt. Leider müssen wir eingestehen, daß bisher bei solchen Wahlen die zu wünschende Theilnahme nicht stattfand; nach geschlossener Wahl machte Mancher über diesen und jenen der Neugewählten seine Randglossen, fragte man ihn aber, für wen er denn gestimmt, so folgte häufig das naive Geständniß: „Ich habe gar nicht gewählt." Diesmal aber könnte eine solche Lauheit schlimme Folgen haben; denn jene barmherzige Partei arbeitet schon längst auf's eifrigste daran, den Gemeinderath mit Gleichgesinnten zu vervollständigen; viele Geistliche und deren Jünger, welche bis jetzt nicht daran dachten, Bürger von Mainz zu werden, ließen sich vor wenigen Wochen noch in die Bürgerregister eintragen und so sind der Indicien noch mehr vorhanden, welche eine große Thätigkeit und Theilnahme für die Wahl von dieser Seite beurkunden. Diese Partei, obgleich in der Minorität, bildet durch ihre Eintracht und Zusammenwirken dennoch eine starke Phalanx, und wenn von anderer Seite nicht ebenfalls energisch und übereinstimmend gewirkt wird, so könnte leicht der Fall eintreten, daß solche dennoch den Sieg davon trüge, wofür uns Gott behüte! Unsere Nachbarstadt Köln, deren sämmtlichen Bewohnern gewiß Niemand Frömmigkeit absprechen kann, hat vor Kurzem einen ähnlichen Kampf zu bestehen gehabt; auch da setzte die Partei, welche zu der Fahne der hiesigen Sonntagsblätter schwört, bei Gelegenheit der Gemeinderathswahlen Himmel und Hölle in Bewegung, — aber vergebens. Der aufgeklärte Theil der Bewohner Köln's wollte sein Interesse nicht durch Leute vertreten wissen, welche nicht einmal im Stande sind, ihren Unwillen über die wohlthätigen Reformen des neuen Papstes zu verbergen. Wir wollen auch hier das Beste hoffen und dem gesunden Sinne, welchen der Mainzer Bürgerstand bei jeder Gelegenheit an den Tag gelegt hat vertrauen daß er die vorhandene Gefahr würdigt und seine Pflicht thut, um so mehr, als es sich dermalen nicht allein um die barmherzigen Schwestern, sondern auch um andere wichtige Gegenstände handelt welche noch in der Schwebe sind und die nur durch vorurtheilsfreie, das wahre Gute wollende Männer zu einem günstigen Resultate geführt werden können. Wir wollen nur einen Gegenstand erwähnen, welcher in der jüngsten Zeit in hiesigen Blättern sehr sachgemäß besprochen wurde — nämlich der Vorschlag des Gemeinderaths zur Verbesserung des Schulwesens. Es ist notorisch, daß die dermaligen Schuleinrichtungen unter aller Würde schlecht sind; solche wurden vor ohngefähr acht Jahren durch die Vorsteher jener Partei hervorgerufen; die Schulen stehen unter deren unmittelbarer Aufsicht und statt längst auf eine zweckmäßige Verbesserung anzutragen, was ihre heiligste Pflicht gewesen wäre, wenn anders das wahre Wohl der Menschen ihnen am Herzen liegt, scheinen sie nichts sehnlicher zu wünschen, als den Status quo erhalten zu sehen, und wir fragen nun: werden ihre Gesinnungsverwandten ihnen entgegen wirken? — Diese Frage beantworte sich ein Jeder selbst und wer das Herz auf dem rechten Flecke hat, der thue, was er nicht lassen kann und soll.

*) Nicht von einem unserer ständigen Korrespondenten.

Offenbach, im August.

Lieber Freund! Ich habe dir Mittheilungen versprochen über die am 25. d. stattgefundene Eröffnung der ersten hiesigen Gewerbeausstellung und über die damit verbundenen öffentlichen Feierlichkeiten. Ich weiß, du nimmst großen Antheil an solchen Festlichkeiten, obgleich du keineswegs zu Denjenigen gehörst, welche das Heil der Menschheit in einer rein materiellen Richtung suchen, und ich erinnere mich noch sehr wohl, aus deinem eigenen Munde vernommen zu haben: „Kein Heil in der Industrie, welche nicht mit freier geistiger Entwickelung nach allen Richtungen hin Hand in Hand geht!" Um so freudiger darf ich dir bekennen, daß grade hier ein geistiges Streben nach allen Richtungen hin thätig ist und daß wir auch nur dem aufgeweckten, dem offenen Geiste unserer Bevölkerung die Resultate des heutigen Tages zuschreiben, nicht etwa einer rein speciellen Richtung. Die Geschichte lehrt uns deutlich, daß die geistig freiesten Völker immer auch diejenigen waren, welche den geistig unterdrückten Völkern auf dem Gebiete der Industrie weit vorangingen und jetzt noch vorangehen. Wie wäre dies auch anders möglich? Wo soll denn der Gemeingeist herkommen, welcher zur Belebung und Hebung der Gewerbe nothwendig ist? Aus der industriellen Bildung allein ohne politische Bildung, doch gewiß nicht! Ein anderes Mal mehr hierüber! Für heute beschränke ich mich darauf, dir zu sagen, daß viele auswärtige Gewerbmänner und Gewerbsfreunde sich an dem Feste betheiligten. Darmstadt, Mainz und Worms waren zahlreich vertreten und mehr oder minder viele andere Städte. Von früh Morgens an war unsere Bevölkerung in Bewegung und der Donner der Geschütze verkündete weit in die Ferne hin, den frohen Empfang unserer lieben Gäste. Es ist das erste öffentliche Fest der Art, welches in unseren Mauern begangen wurde und ich kann nicht anders, als dem dabei an den Tag gelegten Geiste unserer Bevölkerung ein offenes Lob zu spenden. Der Versuch fiel gut aus und ein zweites Fest der Art — vielleicht ein Sängerfest auf nächstes Jahr — könnte gewiß nicht verfehlen, den Enthusiasmus bis zu lautem, freudigem Ausdruch zu steigern. Von 11 bis 12 Uhr war berathende Sitzung im Darmstädter Hofe, von 12 bis 2 Uhr Besichtigung der Ausstellung, über deren Totaleindruck ich dir nur Günstiges mittheilen kann. Ja manche Aeußerung der Ueberraschung wurde laut. — Später folgt vielleicht ein specieller Bericht über die einzelnen Gegenstände. Um 2 Uhr ging's zum Festmahle, zu welchem Behufe eine große Halle im Schlosser'schen Garten erbaut war. Aber hier — es thut mir leid, sagen zu müssen — hier zeigte sich der deutsche Michel wieder in seiner vollen Glorie. Von der einen Seite Angst vor den Reden, darum gar keine Anstalt in Beziehung darauf; von der andern Seite die größte Gleichgültigkeit gegen das Wort. Wer aber das freie Wort nicht ehrt, der ehrt auch nicht die freie Presse und wie hier die Redner sich durch Geschrei und Gläserklang hindurchwinden mußten, so geht es auch unserer deutschen Presse. Hier reden, hieße leeres Stroh gedroschen, drum blieb's auch bei den officiellen Toasten und ich kann dir nur sagen: die Herren Festordner haben ihrem Mahle die geistige Weihe genommen, indem sie nicht Vorkehrung getroffen, daß nah an 600 Männer nicht offen deutsch und deutlich mit einander reden konnten. Ich möchte fast behaupten, daß die Redner auf Stühle und Tische steigen mußten, um nicht gehört, aber nur gesehen zu werden, hat dem Feste mehr genommen an Adel, als die freieste Rede, von einer Tribune gesprochen, ihm hätte nehmen können. — Um 7 Uhr Abends verließen uns die meisten der auswärtigen Gäste, wir hoffen und glauben, in recht froher Stimmung, denn es schien ordentlich drauf abgesehen, uns Alle trotz des modernen Treibens in die alte Zopfzeit zu versetzen, und gar Mancher hat seinen Zopf mit heimgenommen.

Main-Wasserwärme: 31. August, Morgens 8 Uhr: 15 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Montag, 31. August. Marie-Anne, oder: Ein Weib aus dem Volke, dramatisches Gemälde aus dem Volksleben in 5 Abth., nebst einem Vorspiel: Der Hochzeittag, nach Dennery und Mallian. Deutsch von Dräxler-Manfred.

Dienstag, 1. Sept. Die Zauberflöte, große Oper in 2 Abth. Musik von Mozart.

Redakteur, J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 242. Mittwoch, den 2. September 1846.

Der Bauherr.

Historische Novelle von Anton Langer.

(Fortsetzung.)

„Also, Sie wollen mir Ihr Manuscript überlassen?“ fragte ich.

„Gewiß. Morgen ist Sonntag, und Sie können mich den ganzen Tag über zu Hause treffen. Hier haben Sie meine Adresse, kommen Sie nur gewiß. —“

„Ich werde nicht ermangeln, und es soll Ihr Schade nicht seyn.“

„Pah, pah! davon später,“ sagte er, „also vergessen Sie nicht; Sie treffen mich zu jeder Stunde des Tages.“

Er drückte mir herzlich die Hand und ging. Noch im Fortgehen bemerkte ich, wie er vor sich hinmurmelte und heftig und freudig mit den Händen gestikulirte. Ich war wirklich gespannt auf den Ausgang meines Abenteuers, und schon am frühen Morgen des nächsten Tages machte ich mich auf, um den Inhaber des geheimnißvollen Manuscriptes zu besuchen. Die Adresse, die mit blassem Bleistift auf schmutzigem Papier geschrieben war, machte mir beinahe so viel Mühe als die räthselhafte Inschrift selbst. Endlich brachte ich heraus, daß mein Unbekannter in jener Vorstadt am Wienufer wohne, welche den poetischen Namen „Magdalenengrund“ führt, vom Volke aber, freilich viel prosaischer, aber sehr bezeichnend „Ratzenstadil“ genannt wird. Dorthin lenkte ich also meine Schritte. Ferner erfuhr ich noch aus der Adresse, daß der Mann im abgeschabten Mantel seines Handwerks ein Zimmerputzer sey, und aus dem charakteristischen Beisatze: „wohnhaft bei'm Schneidermeister“ konnte ich mir selbst so viel enträthseln, daß er kein eigenes Haus besitze, sondern eines jener bei Fremden domicilirenden Wesen sey, welchen der Wiener den eigenthümlichen Namen „Bettgeher“ giebt. Alles dieses brachte ich auf dem ziemlich langen Wege in die Vorstadt glücklich heraus.

Als ich die Vorstadt erreicht hatte, fand ich das Haus mit leichter Mühe. Im Hofe überzeugte ich mich, wie passend der Volksname der Vorstadt sey; doch zu steigen brauchte ich übrigens nicht, denn das Haus hatte nur ein bescheidenes Erdgeschoß, und in diesem, weit hinten im Hofe, zeigte mir ein spielender Junge die Wohnung des Schneiders. Ich trat in die Küche, ein altes Weib machte Feuer, und als ich den Namen des Bettgehers nannte, führte sie mich schweigend durch eine dumpfige, noch nicht aufgeräumte Stube, und da lag denn mein Mann von gestern — todt und kalt auf seinem Bette. Gestern war des Bettgehers letzter Beitgang gewesen.

Mich dauerte der arme Teufel von ganzem Herzen, und ich erkundigte mich bei dem Weibe, wie es denn zugegangen sey, daß er so schnell habe fort müssen, und sie erzählte mir, während sie sich mit der schmutzigen Schürze über die Augen fuhr, gestern sey der Bettgeher ungewöhnlich zeitlich in einer ganz besondern freudigen Aufregung nach Hause gekommen, habe geheimnißvoll gethan und von einem großen Glücke gesprochen, welches ihm bevorstehe; da eben Samstag war und er sein Wochengeld einkassirt hatte, so habe er beschlossen, in Anbetracht des zu hoffenden großen Glückes sich einen besonders guten Tag anzuthun; unter einem guten Tag habe aber der Bettgeher nichts anders verstanden, als ein viel größeres Maß Branntwein, wie gewöhnlich, für welche der Verblichene überhaupt eine zärtliche Leidenschaft zu haben schien; und so sey denn der Bettgeher um 12 Uhr tüchtig benebelt nach Hause gekommen, und in der Nacht habe ihn, zweifelhaft ob vor Freude oder vor Branntwein, der Schlag getroffen; ihr Mann sey eben fortgegangen, um die Sache anzuzeigen und den Leichnam in's Spital bringen zu lassen.

So berichtete das Weib; ich erkundigte mich nun um das Manuscript mit der grünseidenen Schnur; sie sah mich mißtrauisch an und meinte, man könne denn doch nicht einem Fremden, — da ich aber mit der Hand bedeutungsvoll im Sacke klingelte, so öffnete sie eine alte Truhe, und da lag neben verschiedenen staubigen Scharteken, sorgsam mit der grünseidenen Schnur umwunden, das Manuscript. Da ich begierig darnach greifen wollte, kam mir das Weib zuvor, und das Manuscript von der Schnur befreiend, untersuchte sie es sorgfältig Blatt für Blatt, wahrscheinlich, ob zwischen den Seiten keine Banknoten lägen. Da sich aber nichts dergleichen vorfand, so überreichte sie mir die Handschrift mit der Bemerkung, daß das Papier denn doch einige Groschen werth seyn dürfte. Ich gab ihr großmüthig mehr, als sie begehrte, und das gerührte Weib begleitete mich unter unzähligen Bücklingen bis an's Hausthor mit der wiederholten Versicherung, daß es sie ganz absonderlich freue, daß ein so charmanter, großmüthiger Herr den lieben Bettgeher auf seinem Todtenbette besucht habe.

Nach Hause gekommen, eröffnete ich meinen Schatz. Das Manuscript war wirklich vom Jahre 1670 und enthielt in vergilbten, schwer lesbaren Buchstaben in der schwülstigen, mit Fremdworten überladenen Sprache jener Zeit nachfolgende Geschichte. Ob und in welchem Zusammenhange mit den Personen, die darin handelnd auftreten, mein armer Bettgeher gewesen sey, habe ich nie erfahren können.

2. Der Bauherr.

In der Hofburg zu Wien war ein geschäftiges Treiben und Drängen. Der junge Kaiser Leopold I. sollte den Grundstein legen zu jenem Theile der Burg, welcher noch heut zu Tage die Leopoldinische heißt. Edelknaben flogen hin und her, breitschultrige Schweizertrabanten trieben von Zeit zu Zeit mit einem eben nicht sanften Streiche ihrer Hellebarden das neugierige Volk zurück, das sich lärmend, fluchend und lachend bis an die Bretter drängte, die mit roth und weißem Tuche belegt, von der Treppe des Schweizerhofes bis zu dem neubegonnenen Bau führten. Die neue Burg sollte sich nämlich dort erheben, wo jetzt die Wohnung des Kaisers. Freilich war der Platz zu der Zeit ein leerer, lustiger, und

ließ freien Raum, hinauszuschauen auf das alte Burgthor mit dem Walle, seinen seltsamen Pallisaden, Escarpen und Contrescarpen, nur zur Linken dort, wo heut zu Tage der sogenante Rittersaal, durch dessen Erdgeschoß täglich viel tausend Menschen gehen, ragte ein hoher, finstrer Thurm in die blaue Luft, der gleichsam den Schlußstein der alten Burg bildete und zu Gunsten des neuen Baues demolirt werden sollte.

Von dichten Reihen der Stadtguardia war der Platz umgeben, wo der Grundstein liegen sollte, innerhalb der Spieße standen in guter Ordnung die Bauleute, zur Seite der Grube war die Wanne mit Mörtel und die zierliche silberne Kelle. Daneben stand der Baumeister, ein schöner junger Mann von etwa zwei und zwanzig Jahren, in der prächtigen würdevollen spanischen Kleidung jener Zeit und unterhielt sich mit seinem Altgesellen, einem ehrlichen, treuen Gesichte, dessen Augen mit wahrer Begeisterung an dem jungen Meister hingen. Er konnte nicht bewogen werden, in des Meisters Gegenwart das Sammetkäppchen aufzusetzen, so daß seine spärlichen grauen Locken in der Morgenluft flatterten, die lind und warm aus den Gärten vor der Stadt über den Wall herüberwehte.

„Und so wäre er denn endlich da, der große Tag," sagte mit einem freudigen Lächeln der Bauherr, „das Werk ist begonnen, des Kaisers Hand wird es einweihen, und die späten Enkel werden noch mit Staunen den Bau betrachten, den ich geschaffen."

„Mit Staunen," versetzte der Altgesell, „sagt lieber mit Bewunderung und Verehrung; hat Euch Mühe genug gekostet, bis Ihr ihn ausgearbeitet habt, Euren Plan; bin ich nicht selbst manchmal in der späten Nacht vor Eure Thüre geschlichen und habe hineingespäht durch's Schlüsselloch, und da saßet Ihr denn, die linke Hand dem Kopf zur Unterlage gebend, und mit der rechten den Zirkel handhabend ohn Unterlaß. Und wenn ich nach einigen Stunden wieder kam, so saßet Ihr immer noch in derselben Stellung und hattet Euch nicht fingerbreit vom Platze bewegt."

(Fortsetzung folgt.)

Jastram und Schnittger.

(Eine Szene aus der Geschichte Hamburgs. Von X. X.)

(Fortsetzung.)

Nicht bloß über die Bürger, auch über das Hamburgische Kriegsvolk dehnte Jastram sein Ansehen aus, besetzte mehrere Offizierstellen in diesem mit dänischen Unterthanen, und eignete sich selbst den Oberbefehl über dasselbe wenigstens theilweise zu. Man weiß nicht recht, zu welchem Zwecke er es that, aber an der Spitze der dreißig Deputirten, sammelte er, ohne des Rathes Vorwissen und ohne des Oberbefehlshabers der Kriegsmacht Mitwirken, in der Nacht vom 30. Mai die Hälfte der Besatzung, führte sie aus der Stadt und erklärte den Befehl des Rathes zur schleunigen Rückkehr derselben für ungültig. Viele wollten darin einen Versuch finden, die Stadt den Dänen in die Hände zu spielen, und besonders deßhalb, weil bei diesem nächtlichen Auszuge des Kriegsvolkes die Thore offen geblieben waren. Der Rath, der sich durch Jastram's und Schnittger's Macht zurückgedrängt sah, und, entweder für das Wohl der Stadt oder auch nur für sein eigenes Ansehen, auch vielleicht für Beides in Besorgniß, sann auf Mittel, die Bewegung des Volkes nieder zu halten, und das um so mehr, je deutlicher er zu erkennen glaubte, daß sich in ihr dänischer Einfluß geltend machte. Und in der That benutzte Christian V. die Uneinigkeiten der Hamburger, seine früheren Ansprüche auf die Stadt geltend zu machen, oder, wie die Dänen sagten, zu verhüten, daß Hamburg nicht die Beute eines Andern werde. Dänische Kriegsschiffe erschienen in der Elbe, Kanonen und Schießvorrath fuhr man in Altona auf, und der Rath von Hamburg, durch diese Zurüstungen geängstigt, und die Bürger, über diese nicht wenig betroffen, erhielten von Jastram und von Pauli, dem dänischen Residenten, die Versicherung, diese Zurüstungen alle gelten nur einem großen Ringelrennen, welches der König in Gottorp zu halten beabsichtige. Ob nun gleich dieses Ringelrennen später daselbst stattfand, so glaubte jetzt und später doch Niemand, daß ihm zu Gefallen solche Rüstungen gemacht und selbst Belagerungsgeschütze in Altona bereit gestellt wurden. Bald kam der König selbst nach Holstein. Zu ihm eilten Cord Jastram und Hieronymus Schnittger, vor ihm erschienen auch zwei Abgesandte des Rathes. Was jene mit ihm verhandelt, kann man nicht ganz angeben, daß sie aber dorten nicht für das Weh, sondern für das Wohl ihrer Vaterstadt gesprochen und gearbeitet haben, geht aus dem Umstande hervor, daß der König ihnen das Versprechen gab, die Hamburger sollten ungehinderten Handel nach der Stadt Bergen in Norwegen haben. Die Gesandten des Rathes dagegen erhielten den Bescheid, der König verlange jetzt von Hamburg die schuldige Erbhuldigung. Statt der Antwort an den König sandte der Rath an den Kaiser und an den Churfürsten von Brandenburg, um Hülfe gegen den König bittend. Hierauf erschien am 30. Juni ein Verbot des Kaisers an diesen, sich an der Stadt Hamburg selbst Recht zu nehmen, mit Hinweisung auf den Pinneberger Vergleich, nach welchem seine Ansprüche durch richterlichen Spruch geordnet werden sollten, und neben diesem eine Weisung an den Churfürsten von Brandenburg, gemeinschaftlich mit dem Herzog von Braunschweig-Lüneburg die geängstete Stadt zu schützen. Diese deutschen Fürsten kamen dem Befehle eilends nach und der Churfürst schrieb dem Könige, daß er es als eins betrachten müsse, ob Hamburg oder Berlin beschossen werde. Beide Theile rüsteten sich zum Kampfe.

Diese äußeren Bedrohnisse stellten, wenn auch nicht die Eintracht, doch den Frieden in Hamburg wieder her; der Rath suchte die Bürger zu gewinnen, wußte Jastram und Schnittger als Männer ohne Zuverlässigkeit darzustellen, und mit Hülfe der Bürgerschaft diese sammt dem Kollegium der Dreißig zu zwingen, daß sie nicht nur mit den Herzogen von Braunschweig zu Hannover und Zelle sich aussöhnten und einen Waffenstillstand schlossen, 9. August, sondern auch lünneburgische Besatzung in der Stadt aufnahmen. Am Tage nach dieser Uebereinkunft erschien in Hamburg als Bevollmächtiger des Königs der Geheimerath Andreas Paul von Lilienkran und forderte den Rath und die Bürgerschaft auf, sich binnen 24 Stunden zu erklären, ob sie Abgeordnete an den König senden und durch diese die Erbhuldigung leisten wollten; ob sie ferner zur Strafe ihres bisherigen Ungehorsams an den König 500,000 Thaler zahlen und 2000 Dänen in Besatzung nehmen wollten. Wenn sie das Eine oder das Andere verweigerten, sollte ihr Gebiet verheert und die Stadt in Brand geschossen werden. Der Rath antwortete, „er wolle nicht." — Sogleich verließ der dänische Resident die Stadt; die Dänen schlossen die Stadt zwischen der Elbe und Alster mit 15,000 Mann ein, nahmen auf der Elbe alle Hamburgische Fahrzeuge weg und plünderten die vor der Stadt gelegenen Häuser Hamburger Bürger, 21. August, und eröffneten in der nächsten Nacht die Laufgräben.

(Schluß folgt.)

Die beiden Irren auf der Eisenbahn.

(Berliner Polizei-Zeitung.)

(Berlin.) Auf einem der hiesigen Eisenbahnhöfe hat sich in diesen Tagen eine Scene von höchst komischer und doch zugleich sehr ernster Art ereignet. In dem Augenblick, in welchem nämlich von dort ein Eisenbahnzug abgehen will, tritt an den zugführenden Eisenbahnbeamten ein junger, höchst anständig gekleideter Mann

heran, bittet denselben, die Abfahrt des Zuges noch aufzuschieben und macht ihn auf einen in einem der Personenwagen sitzenden Mann mit der Versicherung aufmerksam, daß derselbe ein aus einer hiesigen Irrenheilanstalt entsprungener Wahnsinniger sey, der jedenfalls im Begriffe stehe, nach seiner Heimath zurück zu reisen, von dem aber dort die größte Gefahr zu befürchten stehe, da er tobsüchtig sey und einen tödtlichen Haß auf seine Angehörigen geworfen habe, von denen er in der Irrenanstalt untergebracht worden sey. Der junge Mann trug seine Bitte so lebhaft und verständig vor, daß man auf solche auch einzugehen sich bereit zeigte, obwohl man an dem bezeichneten angeblich wahnsinnigen Manne, dem Aeußern nach, durchaus keine Spur einer Seelenstörung wahrzunehmen vermochte. Unter dem Vorwande, daß man seinen Paß revidiren wollte, nöthigte man ihn, einen Augenblick aus dem Wagen zu steigen, und kaum war dies geschehen, als der Eisenbahnzug vor seinen Augen hinwegrollte und ihn zurückließ. Aber auch jetzt ließen sich an ihm durchaus keine Zeichen eines unregelmäßigen Betragens wahrnehmen, und man gerieth daher in nicht geringe Verlegenheit, wie man das ganze gegen denselben beobachtete Verfahren rechtfertigen wollte. Es wurde der Revier-Polizei-Commissarius herbeigeholt und dieser fragte nunmehr vor allen Dingen den jungen Mann, welcher als Denunciant gegen den angeblich Wahnsinnigen aufgetreten war, nach seinen Personalverhältnissen und nach seiner Legitimation. Wie erstaunte man nun aber, als der junge Mann erklärte, er sey selbst ein Patient der Irrenanstalt, aus welcher der so eben Angehaltene entsprungen sey, befinde sich dort mit diesem zugleich in der Kur, habe ihn noch heute dort an der Kette liegen gesehen, sey dann auf erhaltene Erlaubniß ausgegangen und könne, wenn der Andere sich ebenfalls hier befinde und er mit ihm an diesem Orte zufällig zusammentreffe, nur annehmen, daß eine Entweichung vorgefallen sey. Durch diese Erklärung nahm die Sache nunmehr eine höchst komische Wendung. Ein Wahnsinniger beschuldigte den andern des Wahnsinns, beide benahmen sich ganz vernünftig und man wußte nicht, wem man Recht geben sollte. Möglich war es auch, daß man auf die Denunciation eines Wahnsinnigen einen ganz vernünftigen Menschen festgehalten, ihn gewaltsam an seiner Reise verhindert und sich so einer unangenehmen Verantwortlichkeit ausgesetzt hatte. Man beschloß daher, um die Sache in Klare zu bringen, zunächst beide Patienten nach der Anstalt zu bringen, der sie angehören sollten. Als man dort anlangte, fand man Alles in der größten Aufregung und Bestürzung, und es ergab sich wirklich, daß sich Alles so verhielt, wie es der junge Mann angegeben hatte. Der von der Reise Zurückgehaltene war wirklich ein Gutsbesitzer aus der Provinz, der in seiner Heimath in Wahnsinn verfallen war und die größten Tollheiten begangen hatte. Er hatte seine Angehörigen und sein Gesinde auf das Aergste gemißhandelt und namentlich eine wahre Bademanie gehabt. Auf dem Hofe seines Gutes hatte er ein großes mit trübem Wasser gefülltes Bassin graben lassen und in diesem badete er stündlich, und mit ihm mußte sein ganzes Gesinde baden. Sogar durchreisende Fremde hatte er anhalten und ins Bad bringen lassen! So sah man sich endlich genöthigt, ihn nach Berlin in die Irrenanstalt zu bringen, wo er in Tobsucht verfallen war und an die Kette gelegt werden mußte. Am Morgen des betreffenden Tages war es ihm gelungen, sich von der Kette loszumachen, die eisernen Stäbe, welche sich vor seinem Fenster befanden, durch die ihm beiwohnende außerordentliche Körperstärke zu zerbrechen und so das Freie zu gewinnen. Durch die Hülfe eines Bekannten, vor dem er jede Spur seines Wahnsinns zu verbergen gewußt hatte, war es ihm gelungen, Reisemittel zu erlangen und sich einen Platz im Eisenbahnwagen zu verschaffen. In seiner Heimath angelangt, hätte er gewiß das Leben der Seinigen in große Gefahr gebracht, wenn er nicht zufällig im Moment der Abreise mit dem oben erwähnten jungen Manne zusammengetroffen wäre, der sich als Reconvalescent in der Irrenanstalt befand und bereits so weit hergestellt war, daß er ausgehen konnte. Gewiß sind derartige Patienten in Irrenanstalten aber höchst selten.

Korrespondenz.

Mainz, 30. August.

Schon seit acht Tagen nehmen die auf übermorgen ausgeschriebenen Gemeinderathswahlen alle Aufmerksamkeit in Anspruch, und man erinnert sich bei keiner früheren Wahl einer so regen und allgemeinen Theilnahme. Alle Vereine und größere Gesellschaften haben bereits Listen angefertigt, und gestern Abend fand eine große Versammlung, von Mitgliedern des Gewerbvereins veranlaßt, statt, um sich über die zu wählenden 13 Mitglieder des Gemeinderaths zu verständigen. Es wurde besonders geltend gemacht, wie Mainz sich schon zu Zeiten der Kurfürsten durch die höchste Toleranz ausgezeichnet habe und wie erst in neuester Zeit der Jesuitismus sich bemühe, Unkraut unter den Waizen zu säen; welche Mittel er angewandt und wie er jetzt wieder eifrigst bemüht sey, seine Candidaten in den Gemeinderath zu bringen, dadurch sich die Majorität zu verschaffen, um doch noch seine Lieblingspläne, namentlich die Einführung der barmherzigen Schwestern, durchzusetzen. Einigkeit allein könne zu dem gewünschten Ziele führen, daher möge man alle übrigen Rücksichten bei Seite lassen und Jeder möge die 13 Namen, welche von der Mehrzahl der Versammlung beliebt würden, zu Männern seiner Wahl machen, damit die Majorität den Männern des Fortschritts gesichert sey. Daß die ultramontane Partei wie **ein** Mann stimmen würde, das stehe fest; man möge sich darnach richten und die Stimmen nicht aus Eigensinn zersplittern. Es wurde nun bestimmt, daß 13 Namen, welche vorher von einer Anzahl tüchtiger Männer waren zusammengestellt worden, einzeln vorgelesen werden sollten und man dann durch Aufheben der Hände über Annahme oder Verwerfen abstimmen würde. Die Wahl war sehr lebhaft und man konnte deutlich wahrnehmen, welch großes Interesse an diesem Acte genommen wurde; 9 Candidaten wurden von der Versammlung nach dem vorgelesenen Zettel sogleich adoptirt, einer später angenommen und 3 neue hinzugefügt. Die also gewählten Candidaten, welche alle dem Fortschritte huldigen, sind folgende: **Schalk**, Friedensrichter; **Merkel**, Richter am Kreisgerichte; Dr. **Zitz**, Advokat-Anwalt; Dr. **Itzstein**, Arzt; Th. v. **Zabern**, Hofbuchdrucker; Wilhelm **Städel**, Kaufmann; Christ. **Lothary**, Bauunternehmer; Carl **Martel**, Dachdecker; Jos. Hugo **Loech**, Weinhändler; Valentin **Reus**, Kaufmann; **Rischmann**, Oberfinanzrath; Dr. **Stecker**, Agent der Düsseldorfer Dampfschifffahrt; Christ. **Scholz**, Kaufmann. Da die Partei der Ultramontanen in entschiedener Minderheit ist, so könnte sie nur dann siegen, wenn die Bürger von ihrem Wahlrechte aus Nachlässigkeit keinen Gebrauch machen, oder ihre Stimmen zersplittern; hoffentlich ist dies nicht der Fall, und dann ist der Triumph der Partei des Fortschritts gesichert. Concordia res parvae crescunt, discordia maximae dilabuntur.

Wiesbaden, 28. August.

Unsere Gewerbeausstellung gibt jetzt überall bei uns den Stoff zu dem Tagsgespräch. Diese Blätter haben darüber schon so Ausführliches gebracht, daß wir uns hier vorläufig nur auf eine kleine Bemerkung beschränken wollen. Der Besuch der Expositionsräume von Fremden, die sich hier aufhalten, ist sehr bedeutend, und gerade von diesen sind bis jetzt viele und mitunter die werthvollsten Gegenstände angekauft worden. Sollte dies für den Vorstand des Gewerbevereins nicht ein Fingerzeig seyn und ihn bestimmen, die nächste Ausstellung mehr in die Zeit der vollen Kur hineinzuziehen? — Unsere Saison hat bereits ihren Culminationspunkt erreicht. Die Fremdenliste vom 26. Aug. zählt 10.989 Gäste und 16.573 Durchgereis'te, jene des 27. Aug. vorigen Jahres hatte 11.635 Gäste und 11,786 Durchgereis'te. Daß die Zahl der Gäste dieses Jahr nicht ganz jene des vorigen erreicht und die der Durchgereis'ten sie so bedeutend übersteigt, ist lediglich in den allgemeinen Zeit- und — Raum-Verhältnissen zu suchen. — Unsere Kurhausverwaltung hat, wie früher schon gemeldet, dieses Jahr sehr viel gethan, was zur Annehmlichkeit des Kurpublikums wesentlich beitragen mußte. Nur in Betreff der Reunionsconzerte scheint uns eine Reorganisation dieses Institutes für die Zukunft durchaus nöthig. Es kam während der diesjährigen Saison kein einziges vollständiges Reunion-Conzert zu Stande, obgleich es nicht an Ankündigungen und Künstlern — mitunter namhaften Künstlern — fehlte. Einige konnten von der Einnahme nicht einmal die unbedeutenden Kosten, die das Conzert veranlaßte, bestreiten; andere mußten, wegen gänzlichem Mangel an Zuhörern, kurz vor dem Beginn das Unternehmen aufgeben. Das einzige Talent, welches mit Erfolg hier gastirte, nicht aber in der Reunion, sondern im Theater, war Mad. **Monteno**-

gro. Nachdem dieselbe am 11. d. M. am herzogl. Hofe zu Bieberich gesungen hatte, trat sie am 12., bei erhöhten Eintrittspreisen, als Norma auf. Diese Oper wurde am 16. auf Verlangen wiederholt. Erntete Mad. Montenegro hier reichen Beifall als dramatische Sängerin, so gab sie uns in einer dritten Vorstellung am 18. (Scenen aus Lucia von Lammermoor, Scenen aus dem Barbier von Sevilla und spanische Lieder) Gelegenheit, sie auch im naiven Fache zu bewundern. Einen ganz besondern Genuß gewährten uns die spanischen Lieder und die Originalität, mit welcher Mad. Montenegro dieselben vortrug, wofür ihr auch der Beifall im reichsten Maße zu Theil ward. Von der reichen Zahl der übrigen Gäste, die wir während der Kur auf unserer Bühne zu hören und zu sehen Gelegenheit hatten, erwähnen wir nur einer jungen, angehenden Schauspielerin Namens Biron, welche in den letzten Tagen als Griseldis auftrat, und zwar weil dieselbe, nach ihrer Auffassung und Darstellung dieser Rolle zu urtheilen, eine begabte und talentvolle Ansängerin seyn muß, die der Aufmunterung bedarf und sie verdient. Es wäre zu wünschen, daß sich unsere Direktion für dieselbe interessire. Vielleicht würde sie uns, bei guter Leitung und fleißigen Studien mit der Zeit theilweise entschädigen für den Verlust der beiden Fräulein Hausee, welche in einigen Tagen nach Mannheim abgehen, wohin sie die Achtung und das Wohlwollen des hiesigen Publikums begleiten. D.

Köln, 28. August.

Die durch Peter Gras, den Wiederhersteller der Fenster des Domes und der St. Kunibertskirche, gemachte Entdeckung des Glasdruckes hat sich auf das Schönste bewährt und verspricht eine Kunst zu werden, welche außerordentlich zur Ausschmückung unserer Wohnungen und Kirchen beitragen kann, indem in jedem Tage mehrere hundert Scheiben von einem einzigen Arbeiter gedruckt werden können. Gras hat in diesem Augenblick einen Versuch mit der bei Kamphausen hierselbst palingraphirten Kreuzigung nach Albrecht Dürer gemacht, der vollständig gelungen ist und auf dem Glase den herrlichen Holzschnitt getreu wiedergibt, so daß er jede Lithophanie weit in Schatten stellt.

Offenbach, 31. August.

Die Bewohner Offenbachs, und mit ihnen viele ihrer Freunde aus der Nähe und Ferne, begingen heute in still ernster Weise und mit freudig-regen Gefühlen einen Act der Weihe, der ihnen zu einem wahren Festtage wurde: die Grundsteinlegung zum neuen deutsch-katholischen Gotteshause. Die in jeder Beziehung sehr strebsame Bevölkerung dieses freundlichen Städtchens war schon in den frühen Morgenstunden des heutigen Tages allüberall in reger Thätigkeit: in den meisten Straßen, durch welche der Festzug gehen sollte, sah man die Häuser mit Blumenkränzen, Laubwerk, zahlreichen Portraits der früheren und jetzigen Reformatoren schmücken, unter welchen sich besonders die Straßen des kleinen und großen Biergrundes auszeichneten. Die halbe Bevölkerung der Stadt war in Bewegung. Bevor wir eine Beschreibung des Festzuges und des Actes der Grundsteinlegung geben, theilen wir nachstehend die bei letzterem gesungenen Lieder mit:

Choral von Klein.

(Gesungen von den Sänger-Chören.)

Stimmt an den Lobgesang und singt dem Gott der Götter!
Er hat uns Sieg verlieh'n, war Helfer uns und Retter,
Gerecht war unser Kampf, erkämpft in unserm Herrn,
Die Wahrheit hält den Sieg, die Lüge droht nicht mehr.
Die ganze Welt ist voll des Herren Macht
Und alle Engel jauchzen ihm
Und preisen seine Macht.

Hymne.

(Text und Musik von Seemiller. Gesungen von den Sänger-Chören.)

Heiliger Gott! Ewiger, stärkender, schützender Gott,
Sieh' auf Dein Volk herab,
Sieh' auf Dein betendes, strebendes, hoffendes Volk,
Spende stets Segen aus,
Ueber Dein Gotteshaus,
Segne, ja segne dies Haus!

Lied.

(Text von Pirazzi. Gesungen von den Sänger-Chören und der ganzen Gemeinde.)

Melodie: Großer Gott! wir loben Dich ꝛc.

Betend blicken wir empor,
Herr, zu Dir in lichter Höhe;
Oeffne Deines Himmels Thor,
Weile jetzt in unserer Nähe.
Doch Du bist ja überall
In dem ganzen Weltenall.

Du beseelest die Natur,
Läßt sie neu sich stets gestalten,
Und in jeder Creatur
Athmet Deines Geistes Walten;
Alles dankt Dir sein Entsteh'n,
Nichts kann ohne Dich gescheh'n.

Wunderbar durch Deine Macht
Ist das Licht hereingedrungen
Ueber Wahn und Glaubensnacht;
Wahrheit hat den Sieg errungen —
Aber noch bleibt viel zu thun,
Und die Arbeit darf nicht ruh'n.

Nicht ein neues Christenthum
Wollen eitel wir verkünden;
Nur das alte wiederum
Streben wir auf's Neu zu finden,
Wie's der Heiland einst gelehrt
Und in Heiligkeit bewährt.

Einen Tempel laßt uns bau'n,
Wo sein Geist uns wahr durchdringet,
Wo die Seele, Gott zu schau'n,
Sich empor zum Himmel schwinget,
Wo die Pracht nicht prahlend thront,
Wo der Herr lebendig wohnt.

Glaubenszwang beeng' ihn nicht,
Duldung sey's, die man d'rin übe,
Wahrheit schmücke ihn und Licht,
Fern bleib', was die Eintracht trübe;
Liebe soll der Grundstein seyn,
Gieb, o Gott! dem Werk Gedeih'n.

Main-Wasserwärme: 1. Sept., Morgens, 8 Uhr: 14 Grad.
M. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 1. Sept. Die Zauberflöte, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Mittwoch, 2. Sept. Stadt und Land, oder: Der Viehhändler aus Oberösterreich, Posse mit Gesang in 2 Abth., von F. Kaiser, Musik von A. Müller.

Redakteur: J. N. Pfeiffer. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 243. Donnerstag, den 3. September 1846.

Der Bauherr.

Historische Novelle von Anton Langer.

(Fortsetzung.)

„Es waren Stunden der Lust für mich," sagte der junge Meister, während er die stolzen Blicke über die Massen des Volkes hingleiten ließ, aus welchen manch neugieriger Blick auf den schönen Mann flog; „jene nächtigen Arbeiten boten mir eine nie versiegende Quelle der Wonne. Nur der Künstler fühlt es in der ahnenden Brust, daß das Werk, das phantomartig in seinem Geiste schwebt, durch seine Kraft, Leben und Gestaltung gewinnen und seinen sterblichen Leib überdauern werde, daß noch späte Geschlechter bewunderungsvoll den Mann ehren, der solches geschaffen."

„Und dennoch," meinte der Alte, „hat es Euch viel Sorg und Kummer bereitet."

„Nicht die Erfindung war es, mein wackerer Konrad," sagte der Meister stirnrunzelnd, „aber das Herumlaufen von einem unberufenen Tadler zum andern: als es bekannt wurde, daß unser allergnädigster Herr die Burg zu bauen gedenke, da eilten Franzosen, Italiener und Spanier mit geschmacklosen Zeichnungen und flinken Zungen herbei und schrieen ihr eigenes Lob den Herren in die Ohren. O wie oft wollte mir das Herz zerspringen vor Unmuth, wenn der Thürsteher die Pforten weit aufriß vor so einem pomadenduftenden Gecken mit ausländischem Namen, mich aber, weil ich schlechtweg Michael Vogelsang hieß, mit geringschätzigen Blicken betrachtete und vor dem Tempel stehen ließ; und als ich endlich meinen Plan eingereicht, wie spotteten sie da: Was will der Knabe mit seinen zwanzig Jahren? Michael heißt er! höhnte ein Anderer, aber kein Michael Angelo! Aber des Kaisers Majestät ist gerecht und gnädig." —

„Ja, weiß Gott! so ist's," schaltete der Alte ein.

„Mein Plan wurde gewählt," fuhr der Meister fort, seine Blicke glühten und er preßte die Hand gegen die kühn sich hebende Brust, „gewählt aus hundert und drei und zwanzigen. Die deutsche Beharrlichkeit hat den Sieg davon getragen; schon stehen die Grundlagen, Stein fügt sich an Stein, tausend Hände regen und rühren sich, das fest und dauernd darzustellen, was mein Geist erfunden und ersonnen in den Stunden der Weihe, und der Knabe wird den Welschen, die seiner zu spotten wagten, zeigen, daß deutsche Kunst nicht zu weichen braucht vor irgend einer der Erde, und daß der Name Michael Vogelsang so berühmt werden kann, als der hochklingende Michael Angelo!"

Der Bauherr hatte hier unwillkürlich den Gefühlen seines Herzens Luft gemacht und so Manches gesagt, was er lieber verschlossen hätte in des Herzens geheimsten Tiefen; auch sah er sich schnell um; es stand doch Niemand in seiner Nähe, als der alte Konrad, und so beruhigte er sich wieder, während der Alte neugierig in seinen Zügen forschend fortfuhr: „Wenn man Euch so reden hört, lieber Herr Vogelsang, so sollte man glauben, Ihr hättet einen recht bittern Haß gegen Alles, was welsch ist, und dennoch kann ich es mit diesen meinen Augen tagtäglich sehen, daß Ihr die Gesellschaft eines Welschen jeder andern vorzieht."

„Du meinst den Scomparini?" fragte der Meister, während eine leichte Wolke über seine schönen Züge flog, und da der Alte nickte, fuhr er halb ärgerlich fort: „Das gehört in ein anderes Kapitel. Der Scomparini ist ein lustiger Gesell und lacht und singt, geht nicht vorüber, wenn wo Würfeln klappern und Gläser klirren, und darum ziehst Du ein schief Gesicht und möchtest gerne hofmeistern und mich zu Hause behalten. Aber ich bin kein Knabe mehr, und liebe zu thun und zu lassen, was mir gefällt."

„Werdet nicht böse, lieber Herr und Meister," sagte der Alte traurig, „Ihr wißt es ja am besten, wie ich meinen letzten Tropfen rothes Herzblut für Euch gebe und, wenn ich so rede, dieses nur aus leibhaftiger Besorgniß für Euch thue."

„Besorgniß!" lachte Herr Vogelsang.

„Ja, Besorgniß, und Angst und Furcht noch dazu," eiferte Konrad, „oder soll ich etwa nicht besorgt seyn um Euch, wenn Ihr in stockfinsterer Nacht mit dem wildfremden Manne hinübergeht über die Donau in den Werd mit seinen geheimnißvollen Häusern und schelmischen Judengesichtern. Das Volk murmelt mancherlei." —

„Das Volk besteht aus eben solchen Narren, wie Du einer bist," sagte der junge Meister halb ärgerlich, halb lachend.

„Zugegeben," brummte Konrad, der, wenn er ein Mal im Zuge war, sich so leicht nicht zum Stillschweigen bringen ließ, „zugegeben, aber Kinder und Narren reden die Wahrheit, sagt das Sprüchwort, und es ist ein Wahrwort. Oder könnt Ihr es vielleicht abstreiten, daß schon Mancher über die Brücke hinübergegangen in die schauerliche Judenstadt, und am andern Morgen gefunden wurde mit rothen Messerstichen in der Brust, oder vielleicht gar nimmer zum Vorschein gekommen, da die Donauwellen und die Karpfen nicht plaudern können. Wenn in der ganzen Stadt jede Trinkstube oder sonstiges Spielhaus geschlossen, da hört man drüben noch die Würfel lustig rollen, und die Mädchen, die drüben herumschleichen, wenn die Sonne hinter den kahlen Berg sich steckt, sind wohl auch nicht da, um Unterricht in der Baukunst zu geben."

Meister Vogelsang biß sich bei der kecken Rede seines Altgesellen in die Lippen; er sah dem Alten viel nach, denn schon seinem Vater war er ein treuer Diener gewesen und hatte den Sohn als Kind auf seinen Armen getragen; dessen ungeachtet würde er vielleicht seine vorwitzigen Worte strenge gerügt haben, wenn nicht in diesem Augenblicke die Volksmasse aus ihrem lauten Lärmen in ein dumpfes freudiges Murmeln übergegangen wäre und durch das Abziehen der Hüte und Mützen zu erkennen gegeben hätte,

daß der Kaiser nahe. Wirklich kam der Zug langsam vom Schweizerhofe herüber. Kaiser Leopold I. war damals etwa zwanzig Jahre alt, dennoch trug er bereits seit seinem fünfzehnten Jahre die Kronen von Ungarn und Böhmen, und den Erzherzoghut von Oesterreich. Sein Antlitz war blaß, ernst und melancholisch; charakteristisch darin war die weitvorspringende Unterlippe. Er schritt ernst und würdevoll grüßend durch die dichtgedrängten Reihen des Volkes; ihm zur Seite ging seine Stiefmutter Eleonore, Kaiser Ferdinands III. Wittwe, die Tochter Karls von Nevers, Herzogs zu Mantua. Sie hatte den Wittwenschleier, obwohl ihr Gemahl bereits über drei Jahre todt war, noch nicht abgelegt, und seine dunklen Spitzen verbargen die Züge des edlen Antlitzes, das einst von der lieblichsten Schönheit gewesen seyn mußte. Hinter ihnen kamen der Bischof von Wien, begleitet von zahlreichem Clerus, Kämmerlinge und Hofbediente, der Bürgermeister Christian Holzer mit Rathsherren und Kanzleigefolge, und zum Schlusse eine Abtheilung der Schweizergarde, die in ihren rothen Uniformen ein unentbehelicher Bestandtheil eines damaligen Hofaufzuges war, und obwohl sie jetzt längst außer Gebrauch gekommen, dennoch ihren Namen dadurch verewigt hat, daß jener Theil der Burg, in welchem diese kolossalen Gestalten behaus't waren, noch jetzt den Namen des Schweizerhofes trägt.

(Fortsetzung folgt.)

Jastram und Schnittger.

(Eine Szene aus der Geschichte Hamburgs. Von X. X.)

(Schluß.)

In derselben Nacht ließ der Rath von Hamburg den Hieronymus Schnittger, den Cord Jastram und den Bürgermeister Schlüter verhaften. Gleichzeitig mit dieser Verhaftung der bisherigen Volksführer verbreitete sich das Gerücht, man habe in der Behausung des entflohenen dänischen Residenten Pauli Briefe von Jastram gefunden, aus welchen erhelle, daß dieser dem Könige von Dänemark die Stadt am 25. August habe übergeben wollen. Dieses Gerücht fand bei den Bürgern Glauben, besonders weil nach der Verhaftung des Bürgermeisters der Stadtsyndikus Heinrich Pohlmann in das dänische Lager floh. Mochte aus den sich widersprechenden lächerlichen Berichten, wie die gedachten Briefe aufgefunden worden seyen, für jeden Vernünftigen ein gerechter Zweifel gegen die Wahrheit jener Behauptung sich erheben, das Volk nahm die Sage, Pauli habe Jastram's Briefe in einem ledernen Koffer im Keller verborgen mit der andern, er habe sie der Hausmagd zum Verbrennen übergeben, für gleich wahr, fluchte dem Manne, den es noch vor kurzem wie einen Vater geehrt hatte, und rüstete sich mit Erbitterung gegen die Dänen; mochte der dänische Resident die Behauptung gegen Jastram öffentlich für eine Lüge erklären, die Erbitterten und Befangenen, denen das Unglaubliche immer leicht glaublich und das Unvernünftige leicht vernünftig zu seyn scheint, haßten Jastram und Schnittger, weil sie die Dänen haßten, vertheidigten ihre Stadt mit großer Hartnäckigkeit und verursachten durch ihr Stückfeuer und ihre Ausfälle den Belagerern erheblichen Schaden. Jetzt drohte der König mit Bombenwerfen und machte Anstalt, seine Drohung zu verwirklichen, überzeugt, daß die Reichen Hamburgs, in Besorgniß für ihre Häuser und Güter, eher einen Vergleich eingehen, als sich den Schrecken einer Beschießung aussetzen werden. Die Gefahr von Hamburg abzuwenden, bemühten sich nicht nur der Churfürst und die Herzoge, auch Schweden nahm sich ihrer an und rüstete ein Heer; Niederland bewaffnete Schiffe, selbst England nahm eine drohende Haltung gegen Dänemark an, und der Kaiser stellte Christian V. die Aussicht, daß er als ein Reichsfeind behandelt werden solle. Unter diesen Umständen verstand sich der König von Dänemark zu einem Vergleiche, welcher am 23. Oktober desselben Jahres zu Stande kam, in welchem der Pinneberger Vertrag bestätigt und nach welchem der abgesetzte, von dem Herzoge Wilhelm beschützte Bürgermeister Maurer wieder in sein Amt kommen sollte.

Noch während der Unterhandlung war das Schicksal Cord Jastram's und Hieronymus Schnittger's erfüllt worden. Damit sie nicht in den Vergleich eingeschlossen werden möchten, beeilte der Rath durch seine Gerichtspersonen die Untersuchung, besonders seit am 10. September die Belagerung aufgehoben worden war. Nicht allein die angeführten unerwiesenen Beschuldigungen legte man ihnen zur Last, auch das sollte gegen sie zeugen, daß der dänische Resident Pauli und der geflüchtete Stadtsyndikus Pohlmann von dem Könige zu Justizräthen ernannt worden waren. Man hatte behauptet, Briefe von Jastram gefunden zu haben, welche die beabsichtigte Landesverrätherei beweisen sollten. Aber welche Briefe von Schnittger hatte man denn gefunden? Auch mag glauben wer da will, daß Beide, wenn sie mit dem Residenten Pauli wegen Uebergabe der Stadt hätten unterhandeln wollen, dieses durch Briefe gethan haben würden, da sie täglich bei ihm aus und ein gingen! Daß man keine Zeugnisse gegen sie in Händen hatte, wohl aber Haß im Herzen, bezeugt das Verfahren gegen sie. Auf der Folter preßte man ihnen das Geständniß der Verrätherei ab und verurtheilte sie hierauf, nicht aber auf Grund jener Briefe zum Tode. Das Urtheil lautete auf den Tod durch's Schwert, auf Viertheilung und Aufsteckung ihrer Köpfe an den Thoren. Am 4. Okt. 1686 wurde es vollzogen und also die Namen Jastram und Schnittger vor der Welt beschimpft — und in Schimpf gehalten, bis Herr Georg Werner sie wieder zu Ehren brachte.

„Idomeneo", große Oper in drei Abtheilungen von Mozart.

Diese Oper wurde am 30. August auf hiesiger Bühne mit so viel Sorgfalt als Ehrfurcht vor dem unsterblichen Meister gegeben. (Vorbereitende Mittheilungen sind in Nro. 228 dieser Blätter nachzuschlagen.)

Hat die Frankfurter Theater-Direktion der Schwierigkeiten nicht geachtet, ein so großartiges Werk in Scene zu setzen, das für die Hoffnung einer Zug-Oper zu hoch über dem jetzt herrschenden Geschmack steht, und hat sie es zur Ehre des Instituts gleichsam auf eigene Faust gethan, so ward ihr dafür die unerwartete Satisfaction eines entschiedenen Beifalls.

Nachdem „Idomeneus" bereits volle 66 Jahre existiert, erscheint er zum ersten Male auf einer der ersten deutschen Bühnen! „Idomeneus und zum ersten Male im Jahr 1846!" Diese paar Worte geben deutlicher, als es ganze Abhandlungen vermögen, das bedauernswerthe Verhältniß deutscher Musikzustände zu erkennen und enthalten zugleich die schmerzlich bitterste Ironie darauf. Indem seit der Schöpfung des Idomeneo Tausende von Werken ihren Weg vor das öffentliche Forum gefunden (mit welchem Rechte wäre eine maliciöse Frage), war eines der herrlichsten und tiefgedachtesten Werke der Vergessenheit geweiht.

Nissen sagt in seiner Biographie Mozart's (1828 erschienen): „Was noch keine deutsche Bühne gewagt hat, unternahm das Kasseler Theater im Jahre 1802, nämlich den Idomeneo aufzuführen." So grob gegen Bildung und Sitte zu verstoßen, war freilich eine große Verwegenheit. Dafür aber verschwand er auch gleich wieder, und wird sich wohl hüten, je wieder so vorwitzig zu seyn mit den Opern der Italiener und Franzosen (denn mit der deutschen Concurrenz hat es keine Gefahr) in die Schranken zu treten. Doch trotzdem waren auch noch andere Bühnen so kühn, diesen Handstreich zu wagen, wofür sie aber ebenfalls mehr oder

weniger durch Gleichgültigkeit oder Fiasko bestraft wurden. In Weimar zum Beispiel, dem deutschen Athen, wurde er ausgezischt.
Ferner heißt es im Nissen, in Bezug auf Aehnlichkeiten mit Idomeneo, die sich in Mozart's spätern Opern vorfinden: „Man hat dieses Mozarten zum Vorwurf gemacht; ich glaube mit Unrecht. Mozart durfte seine frühere Arbeit benutzen, nicht nur weil sie vortrefflich war, sondern auch weil sie, so lange er lebte, wie ein vergrabener Schatz verborgen lag."

Um desto erfreulicher ist es, jetzt mittheilen zu können, daß das Wagniß, den Idomeneo auch bei uns aufzuführen, vollkommen gelungen ist, denn was aus Pietät für deutsche Musik dem gebildeten Kunstfreund geboten wurde, siehe da, das ganze Publikum hat Antheil daran genommen.

Die erste Ursache dieses Beifalls ist wohl zunächst darin zu suchen, daß es Hr. Kapellmeister Guhr nie unterlassen hat, dem Publikum nebst den Erzeugnissen der Zeit auch Klassisches vorzuführen, namentlich für Mozart's Werke immer empfänglich zu erhalten und so den bessern Geschmack nie sinken zu lassen, und zweitens, weil die Darstellung selbst, im Ganzen wie im Einzelnen, eine vorzügliche war.

Wir dürfen, ohne ungerecht gegen jeden Mitspielenden zu seyn, eines einzelnen Sängers Leistungen nicht besonders hervorheben, denn, von der Bedeutung dieser Aufgabe durchdrungen, bildeten das Solo-Personal, im Verein mit dem Orchester und den Chören, ein so würdevoll gehaltenes Ensemble, als man kaum von einem Personal erwarten darf, das seine Talente täglich in andere Formen des Charakters und der Schule umzugießen gezwungen ist. Wie gesagt, noch selten mochte die Illusion eines [illegible] so ungetrübt erhalten worden seyn, wie an diesem Abend. Alle Sänger wurden am Schluß der Oper mit dem herzlichsten Enthusiasmus hervorgerufen, und der Theater-Maschinist, Hr. Schechner, erhielt am Schluß des zweiten Aktes noch einen besondern Tribut.

Die Besetzung der Rollen war folgende: Idomeneo, Hr. Chrudimsky; Idamantes, Fräul. Oswald; Ilia, Fräul. Capitain; Electra, Fräul. Brandt; der Oberpriester des Neptuns, Hr. Caspari, und Arbaces, Hr. Nork.

Eine Analyse der Darstellung im Einzelnen zu geben, dürfte in Bezug auf die Größe des Stoffes und die Mannichfaltigkeit der Erscheinungen erst nach Wiederholungen statthaft seyn, und dann ist die Frage, ob eine solche, gewissenhaft geführt, den Raum dieser Blätter nicht überflügeln würde. Ueber die Composition aber durchgreifend abzuhandeln, ist nur ein Gegenstand für musikalische Blätter, und bietet — da die Kritik alle übrigen Opern Mozarts bereits ausgebeutet — tiefern Forschungen ein neues und reiches Feld. Jedenfalls mag das ganze Heer der neuern Opern-Componisten zu der Partitur des Idomeneo wie zu einem Tempel wallfahrten, um dort die wahre Religion der Musik, die für dasselbe Hieroglyphen geworden sind, wieder zu erlernen!

Daß Idomeneo hier einen so ungetheilten Beifall erhalten, zählen wir zu den freudigsten Ereignissen unserer Bühne, denn es liegt die Garantie darin, daß diese Oper nunmehr, gleich andern bei uns heimisch gewordenen klassischen Opern, Wurzel fassen werde. † † †

Wo ist es billiger?

(London, 15. August.) Die London-Birminghamer Eisenbahngesellschaft beabsichtigt, ihre Fahrpreise für die Wagen zweiter Klasse auf 1 Penny (3 Kr.) per englische Meile, und für die Wagen dritter Klasse auf 3 Farthings ($2^1/_4$ Kr.) herabzusetzen. Bisher haben die Preisermäßigungen auf den Eisenbahnen noch fast in allen Fällen, wegen der ungeheuer gestiegenen Frequenz, eine Vermehrung der Einnahme zur Folge gehabt.

Von Frankfurt nach Mainz (Castell) sind's 8 Stunden oder 18,4 engl. Meilen. Die engl. Meile zu 3 und $2^1/_4$ Kr. gerechnet macht 55,2 und 41,4 Kr. Man bezahlt von F. nach M. auf dem zweiten Platz fl. 1. 27 kr. und auf dem dritten Platz fl. 1 — kr.; demnach kostet der zweite Platz auf der Taunusbahn 31,8 Kr. und der dritte Platz 18,6 Kr. mehr, als dieselben Plätze auf der englischen Eisenbahn kosten werden. — Daß die Wagen zweiter und dritter Klasse auf der Taunusbahn besser sind, als die englischen, ist nicht in Abrede zu stellen, und in dieser Beziehung dürften die hiesigen Preise wohl etwas höher stehen, als die dortigen; aber vergessen darf man auch nicht, daß auf der englischen Bahn doppelte Schienenwege liegen, daß man auf ihr alles Gepäck frei hat, und daß in England Alles, was zur Eisenbahn gehört, theurer ist, als in Deutschland. — Man darf daher wohl mit Recht fragen: wo ist es billiger? — Von F. nach M. sollte man, bei freiem Gepäck, auf dem zweiten Platze nicht mehr als fl 1 und auf dem dritten Platze nicht mehr als 42 Kr. bezahlen müssen, das ginge an; aber fl. 1. 27 kr. und fl. 1, ohne freies Gepäck, das ist zu viel.

Mannichfaltigkeiten.

Das Théâtre français in Paris hat Destouches alten „Dissipateur" wieder in die Scene gebracht. Aus diesem Stück hat Raimund seinen „Verschwender" gemacht und die ganze Handlung beibehalten. Der Verschwender des Destouches wird von falschen Freunden und betrügerischen Dienern geplündert; seine Geliebte, die dies sieht, verlangt fortwährend Geld von ihm, das sie sorgsam anhäuft. Endlich geräth der Verschwender an den Bettelstab — sein alter Diener erkennt ihn und nimmt ihn bei sich auf, und seine Geliebte bringt ihm das ganze Geld, das sie ihm nach und nach abnahm, als ein gerettetes Kapital zurück. Der phantastische Bettler und die schwülstige Cheristane fehlen freilich — aber das Stück ist einfach und wahr und dabei (unter Ludwig XV. geschrieben) hundert Jahre alt.

(Zweibrücken, 27. August.) Der gefallene Regen war den im Felde stehenden Kartoffeln von nur unbedeutendem Nutzen, und die königl. bayr. Regierung fordert eben von sämmtlichen Bürgermeistern in der Pfalz Gutachten ein, ob es nicht rathsam wäre, alles Branntweinbrennen sofort zu untersagen, um so viel wie möglich voraussichtlichem Kartoffelmangel vorzubeugen.

In einem uns mitgetheilten Privatbriefe d. d. Greiz im Voigtlande, den 25. August wird gemeldet: „Hier zu Lande giebt es eine solche Menge Raupen, daß es an's Unglaubliche, an's Fabelhafte gränzt. Sollten Sie wohl glauben, daß deren Anzahl so groß ist, daß dieser Tage der Bahnzug zwischen Reichenbach und Werdau halten geblieben ist, trotzdem es auf dieser Station beinahe unausgesetzt bergunter geht? Die von der Lokomotive zerquetschten Thiere verbreiten über die Schienen nämlich eine solche Masse fettigen Schleims, daß die Friktion, zwischen Rad und Schiene beinahe aufhörend, die Räder glitschen macht, viel schlimmer als bei Glatteise. Seitdem sind der Lokomotive Besen vorgebunden, welche zwar etwas aber nicht viel helfen, denn auf diese Weise werden die Thiere nur theilweise entfernt, anderntheils und zwar von den Besen selbst aber immer noch zerquetscht. Der Merkwürdigkeit wegen theilen wir Ihnen diese Thatsache mit, und wollen nur wünschen, daß Ihre Gegend frei geblieben sey von dieser wahrhaft ägyptischen Landplage. (M. Z.)

Korrespondenz.

Mainz, 31. August. — (Eingef.)

Aller Aufmerksamkeit wendet sich jetzt der bevorstehenden Ergänzungswahl unseres Gemeinderaths zu. Zettelträger durchlaufen die Straßen, anonyme Briefe mit Candidatenlisten werden durch die Post befördert und in unserm Localblatt „der Gemeinnützige“, herausgegeben durch den Gemeinderath Prickarts, lesen wir heute einen Aufsatz an die Bürger von Mainz, welcher sich im Allgemeinen durch seine unpartheiische Haltung, so wie durch die Gediegenheit seines Inhaltes empfiehlt und sehr verdient, beherzigt zu werden. Es stellt zwar der Verfasser den Handel der Stadt oben an und man könnte daraus schließen, daß die Aufmerksamkeit auf Candidaten aus dem Handelsstande geleitet werden wolle; wenn man aber weiter lies't, daß hohe Staatsregierung und der Stadtvorstand bereits das Mögliche gethan haben, um auf hiesigem Platze die Concurrenz mit auswärts zu begünstigen, und wenn man bedenkt, daß nicht nur der Bürgermeister und die beiden Adjuncten, sondern auch viele Mitglieder des Gemeinderaths dem Handelsstande angehören, so wird man zugeben, daß es nicht der Zweck seyn kann, noch mehr Handelsleute in den Stadtrath zu bringen, weil man nicht von diesen das Unmögliche verlangen kann und die Bürgerschaft in allen wichtigen Beziehungen repräsentiert werden muß, da, wie richtig bemerkt, der Gemeinderath als das nächste Organ der Bewohner bei der hohen Staatsregierung zu betrachten ist. Uebrigens dürfen wir sehr bezweifeln, daß die Reste des früher so blühenden und nährenden Ein-, Durch- und Ausfuhr-Handels bedroht sind, sonst wäre es nicht zu rechtfertigen, daß man enorme Summen, welche der Gesammtheit gehören, zum Vortheil des Handelsstandes in die Erbauung von colossalen Magazinen am Rheine verwendet und diesen Steinhaufen die Aussicht der theuer erbauten Häuser der Rheinstraße zum Opfer bringt. Die Aufgabe, Mainz den Fremden anziehend zu machen, ist eine höchst wichtige; allein sie wird nicht blos durch die Sorgfalt für das Theater gelös't; auch die neue Anlage und deren Bewirthschaftung ist in Schutz zu nehmen. Einer der wichtigsten, wir möchten sagen, der allerwichtigste der Verwaltungszweige ist unberührt geblieben, nämlich die Ueberwachung der Frucht- und Brod-Preise; denn die Concurrenz der Bäcker kann, der öffentlichen Sicherheit wegen, nicht durch die Concurrenz der einzelnen Bürger in's Gleichgewicht gebracht werden, sondern nur durch das Organ der Bürgerschaft, das auf Wiedereinführung der polizeilichen Taxe antragen kann, wenn die freie Concurrenz mißbraucht werden sollte. Zu was nützt die Angabe der Mittelpreise der auf dem Markte verkauften Früchte, wenn, wie vorgestern, nur 29 Malter Korn daselbst verkauft werden, während das wöchentliche Bedürfniß in wenigstens 7 — 800 Malter besteht? wenn der Waizen nur 2 fl. mehr als der Roggen kostet und 8 Pf gemischtes Brod mit 20 Kreuzer bezahlt werden müssen, während 4 Pf Schwarzbrod, erste Sorte, nur 18 Kr. kosten und bekanntermaßen das gemischte Brod zu gleichen Theilen aus Waizen und Roggen-Mehl fabricirt wird? Hier ist es unerläßlich, daß, wie der Gemeinnützige sagt, Männer gewählt werden, „welche durch ihr seitheriges Leben und Wirken eine Bürgschaft bereits dafür geliefert haben, daß Kraft und Willen bei ihnen vorhanden ist, zum allgemeinen Besten der Vaterstadt mitzuwirken.“

Offenbach, 1. Sept.

Wieder ist ein Tag vorüber, der zu Offenbach's schönsten gezählt werden darf. Die Grundsteinlegung der deutsch-katholischen Kirche dahier, welche gestern den 31. Aug. stattfand, gab Veranlassung zu einem wahren Volksfeste. Zu dem feierlichen Acte waren alle Behörden geladen, so wie die Geistlichkeit und das Offiziercorps. Um 10 Uhr, unter drohendem Wetter, setzte sich ein großer Zug von Männern aller Stände, Kindern und Frauen, von der Wohnung unseres geliebten deutsch-katholischen Geistlichen Keilmann in Bewegung. Voran die Turner als Stützen der Ordnung auf dem Platze; ihnen folgten 160 Mitglieder aller hiesigen Gesangvereine; daran schloß sich, in festlicher Kleidung und blumenbekränzt, ein Zug von kleinen Mädchen und Knaben und Frauen aller Confessionen, ihnen als Schutz zur Seite. Folgten nun die Geistlichkeit, Stadträthe, Kirchenvorstände, der Ausschuß des Reformvereins, die Glieder der deutschkathol. Gemeinde und als Bundeszeichen einer gemeinschaftlichen Sache alle Glieder des Reformvereins. Inmitten des Zuges wurde der Grundstein getragen, umgeben von den Bauunternehmern. Begleitet von einer wogenden Menge, die immer mehr anwuchs, je näher man dem Ziele kam, nahm man den Weg durch den großen und kleinen Biergrund, deren Bewohner sich den Dank aller Freunde des Fortschritts erworben, dadurch, daß sie ihre Häuser so schön schmückten. Einen freudigen Eindruck machten diese Gewinde, die da in ihrer Farbenpracht an den Häusern prangten gleich einer Hieroglyphenschrift, welche Glück weissagte für die Zukunft. Auch der Himmel öffnete sein Thor der Herrlichkeit und die Sonne strahlte wieder freundlich bis nach Beendigung der Feierlichkeit. Eine genaue Beschreibung des Festes kann ich Ihnen heute noch nicht zukommen lassen. Nur so viel, daß Alles in schönster Ordnung, ohne die geringste Störung ablief. Ein kleines Essen, das namentlich der fremden Gäste und Deputationen wegen abgehalten werden mußte, versammelte diese und viele Gemeindeglieder im Darmstädter Hofe, wo viele schöne, zu beherzigende Worte gesprochen wurden und worüber ich Ihnen später berichte; nur das noch, daß die Versammlung die unerwartete Ankunft des Dr. Rupp aus Königsberg, in Begleitung unseres bekannten Freundes Habermann aus Frankfurt, mit lebhafter Acclamation begrüßte. — Im Schlosser'schen Garten war nicht minder reges Leben, wohin auch die Tischgesellschaft sich nun begab. Der Kernschlag unserer Bevölkerung war dort versammelt, Männer und Frauen, um durch ihre Theilnahme zu erkennen zu geben, daß sie verstanden, was heute geschehen. Auch hier wechselten Reden mit Musik und Gesang in schönster Ordnung und ungetrübten Herzens; obwohl von einem schweren Regen überfallen, ging die Gesellschaft Abends spät auseinander. — Der Bau des Gotteshauses wird ausgeführt durch freiwillige Actien à fl. 10 und fl. 25. Welcher Mann freier Geistesrichtung möchte solchem Werke sein Scherflein versagen?

Frankfurt, 1. Sept.

Den Freunden anziehender Sehenswürdigkeiten können wir die gewiß willkommene Anzeige machen, daß der liebenswürdige Zauberer Wiljalba Frickel, der allerwärts, wo er seine staunenerregenden Zauber-Soiréen gab, mit dem ungetheiltesten Beifall aufgenommen wurde und der in öffentlichen Blättern so vielen Lobes sich zu erfreuen hatte, während dieser Messe auf dem Paradeplatz tägliche Vorstellungen geben und gewiß das allgemeinste Interesse in Anspruch nehmen wird. — Auch die bekannte Künstlerfamilie Knie wird in einem Cyclus von gymnastisch-mimischen Darstellungen auf dem Seile ihren Ruf von Geschicklichkeit bewähren, den sie sich schon bei ihrer Anwesenheit auf früheren Messen hier zu erwerben Gelegenheit hatte. Die Mitglieder leisten in der That Außerordentliches in Sprüngen, Tänzen und Gruppirungen, sowohl auf dem spanischen Drath, als auf dem englischen Seile, und verdienen wahrlich einmal gesehen zu werden. Binnen wenigen Tagen wird ihr Circus auf dem Paradeplatz eröffnet.

Charade.

Hart wirst du die Erste finden,
Kostbar hier, und dort gemein.
Wohl kann, doch im andern Sinne,
Hart auch meine Zweite seyn.
Eine Kunst, was längst ihr wißt,
Das erfund'ne Ganze ist.

Main-Wasserwärme: 2. Sept., Morgens, 8 Uhr: 16 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 2. Sept. Stadt und Land, oder: Der Viehhändler aus Oberösterreich, Posse mit Gesang in 3 Abth., von F. Kaiser, Musik von A. Müller.

Donnerstag, 3. Sept. (Zum Erstenmale wiederholt): Idomeneus, König von Kreta, große Oper in 3 Abth., das Buch neu bearbeitet von Lenz. Musik von Mozart.

Sonntag, 6. Sept. (Zum Erstenmale): Die Musketiere der Königin, große Oper in 3 Abth., von St. Georges, in's Deutsche übertragen von Carl Gollmick, Musik von Halevy. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 244. Freitag, den 4. September 1846.

Der Bauherr.

Historische Novelle von Anton Langer.

(Fortsetzung.)

Das Baret in der Hand, tief sich neigend, empfing Meister Vogelsang das hohe Paar; er führte sie in den begonnenen Bauanlagen herum, zeigte ihnen das Angefangene, und erklärte mit männlichem Anstande und wohlklingender Sprache, wie das Werk zu seiner Vollendung gebracht werden sollte, während ein Edelknabe mit dem Plane in der Hand zur Seite stand. Kaiser Leopold warf manchmal auf diesen einen durchdringenden Blick aus seinen lichtblauen Augen, er horchte aufmerksam auf des Meisters erklärende Rede, allein er unterbrach ihn mit keinem Worte, kein Zug veränderte sich in seinem blassen Antlitze, denn so war er, daß ihn nichts bewegen konnte, die stolze Ruhe, die edle, ernste Würde, die ihn immer umstrahlte, aufzugeben und das leichte beifällige Kopfnicken, mit dem er manchmal eine gelungene Idee des jungen Meisters begleitete, war eine Gunst, deren sich nur Wenige rühmen konnten. Freundlicher nahm die Kaiserin des Meisters Worte auf, machte absichtlich eine Einwendung, um dem überglücklichen jungen Manne Gelegenheit zu geben, seine Kenntnisse zu zeigen, und ließ sich gerne von ihm belehren und berichtigen.

So gelangte man zu der Grube, in der aus Marmor gehauen der Grundstein lag. In seinen hohlen Raum wurden, der alten Sitte gemäß, Urkunden, Handschriften und Münzen gelegt, und hierauf von sechs rüstigen Handlangern der bereit liegende gewichtige steinerne Deckel darüber geschoben. Lautlos war es ringsum. Volk und Herren hatten andächtig das Haupt entblößt, als der Bischof mit gesenktem Haupte und gefalteten Händen ein kurzes, inbrünstiges Gebet sprach. Hierauf wandte sich Kaiser Leopold gegen seine Begleiter und sprach mit ernster, tiefer Stimme: „Meine Lieben und Getreuen! Es ist nicht die Sucht, ein stattlich Haus zu haben, die uns getrieben, zu diesem neuen Bau zu schreiten; wir hätten uns wohl mit dem begnügt, das unsere Vorfahren glorreichen Andenkens uns hinterlassen; aber jetzt, da Alles der edlen Baukunst huldigt und selbst kleinere Potentaten sich prächtige Paläste bauen, haben wir in unserer Weisheit erwogen, daß es der Majestät des römisch-deutschen Kaisers nicht wohl anstehe, schlechter, denn jene Herren zu wohnen, und darum haben wir einem wackern und sachverständigen Meister den Bau dieser unserer neuen Burg übertragen und dazu Euch, liebe und getreue, Priester, Herren und Bürger geladen, daß Ihr der Legung des ersten Steines beiwohnen wollet. Laßt uns den Herrn des Himmels anflehen, daß er dieses Haus in seinen Schutz nehme, daß er unsere Nachkommen glücklich und beglückend darinnen wohnen lasse, und wenn sich eine Wolke darüber herabsenkt, daß er sie mild und gnädig vorüber führe. Und so setzen wir denn ihm zu Ehren und uns zum Heil den ersten Stein und beginnen den Bau im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen!“

Und mit eigner Hand fügte der Kaiser den bereit liegenden Stein und warf eine handvoll Mörtel darüber, mit der silbernen Kelle, die ihm Meister Vogelsang reichte; seinem Beispiele folgte die kaiserliche Wittwe, der Bischof, der Bürgermeister und die übrigen Anwesenden des Gefolges. Das Volk aber warf die Mützen in die Höhe und ein dreimaliges „Vivat Leopoldus!“ erschütterte die Luft; gleichzeitig begannen die auf dem Ravelin und der Löwelbastei aufgestellten Kanonen ihren festlichen Gruß hinaus zu donnern in die Vorstädte, und dumpf und feierlich erklangen die Schläge der Glocken im Dome zu St. Stephan, in welche die der übrigen Kirchen in Stadt und Vorstädten bald mit harmonischem Geläute einstimmten. Der Tag, an welchem der Grundstein zur Leopoldinischen Burg und zum muthmaßlichen Ruhme des schönen jungen Meisters gelegt wurde, war der 16. Juni des Jahres 1660.

Die Feierlichkeit war geendet und der Zug bewegte sich in die Burg zurück. Vogelsang begleitete in den Reihen des Gefolges den Kaiser. Noch hatte ihm dieser kein Wort des Lobes gesagt, aber als man unter den Bogen des zum Schweizerhofe führenden Thores gelangte und rechts an der Treppe die Herren des Magistrates ehrerbietig stehen blieben, um von dem Kaiser Abschied zu nehmen, da sah sich Leopold um, und als seine scharfen Augen schnell den Bauherrn bemerkt hatten, rief er ihn durch eine gnädige Handbewegung herbei. Tief sich neigend nahte der Gerufene, todtenstille wurde es im Kreise, da der Kaiser die Hand freundlich auf die Schulter Vogelsangs legte und sprach: „Mein lieber Meister! Ihr habt in kurzer Frist ein wackeres Stück Arbeit geliefert; ich bin mit Euch zufrieden, und wenn Ihr auf dieselbe Weise fortfahrt, wie Ihr begonnen, so wird Euch unsere kaiserliche Huld und Euer wohlverdienter Lohn nicht entgehen.“ Und mit einem huldreichen Kopfnicken entließ Leopold die Versammlung und begab sich mit der Kaiserin Wittwe und seinen Kämmerlingen in die innern Gemächer. Viel freundliche Blicke aber leuchteten dem jungen Meister, der im Besitze so großer kaiserlicher Gunst war, und der Rathsherr Preinhuber drückte ihm warm die Hand und sprach: „Du gehst einen guten Weg, lieber Michael, glaubte ich doch schon fast, kaiserliche Majestät würde Dir ein golden Gnadenkettlein umhängen, so gnädig hat sie Dich angeblickt. Nun, was nicht ist, kann ja noch werden, Gott befohlen, und vergiß mir nicht, heute Abend Dich einzustellen; ich will der Dorothea nichts erzählen, daß sie recht neugierig wird und Dir Alles selbst abfragen muß.“ Mit leuchtenden Blicken versprach der junge Mann zu kommen, und die Herren gingen; auch das Volk verlief sich nach und nach, nur die Schweizerschildwache ging im Thorwege gedankenlos auf und nieder. — Der junge Meister schickte seinen Konrad, um Meißel und Schlägel zu holen. Er selbst lehnte sich mit halbgeschlossenen Augen an den Pfeiler rechts von der Treppe und ließ die berauschenden Bilder des eben genossenen und die noch feenhafteren des zukünftigen Ruhmes an seiner Seele vor-

übergleiten. Was der Thau der Blume, was das Licht dem Auge, das ist Anerkennung dem Genie, nur kleine Seelen können mit materiellen Voetheilen sich begnügen, dee Geist des wahren Künstlers, und hätte sein Leib keine Brodrinde zur Sättigung, fühlt sich überglücklich in der begeisterten Bewunderung seinee Zeitgenossen, in der Hoffnung künftigen, dauernden Ruhmes. Solches und Aehnliches dachte Meister Vogelsang, als sein Altgeselle mit Schlägel und Meißel zurückkam, und sie ihm mit den Worten überreichte: „Fast möchte ich errathen, lieber Herr, was Ihr mit den Werkzeugen vorhabt!"

„Nun, was glaubst Du?" sagte Meister Vogelsang.

„Ich denke, Ihr wollt es machen, wie Euer seliger Vater, der wackere Meister, der hatte es sich zur Pflicht gemacht, einen recht glücklichen Tag in Stein zu verewigen und Datum und ein paae passende Buchstaben einzuhauen in den Kies zum ewigen Gedächtniß."

„Errathen, Konrad!" eief Vogelsang, „und so gedenke ich's auch zu halten in der Zukunft. Und er setzte das Eisen an das Piedestal des Pfeilers, an das er gelehnt war, und begann lustig darauf loszuhämmern, daß die glühenden Funken von dem Granitblocke wegsprangen und der Schweizer, auf seine Hellebarde gestützt, ihn mit geoßen, neugierigen Augen ansah, während der Alte lustig dazwischen plauderte: „Recht so, Aet von Art läßt nicht; wie Ihr das Eisen handhabt; bei Gott, Ihe wäret ein eben so guter Bildhauer geworden — als Ihr ein teefflicher Meister der edlen Baukunst seyd. Will doch sehen, was Ihe da für Räthsel einmeißelt; hm, was heißt das: „16 I", nun, das ist wohl 16. Juni, des heutigen Tages Datum. Ganz wie Euer Vater, der wackere Mann, Gott lasse ihn selig ruhen und verleihe ihm eine fröhliche Auferstehung."

(Fortsetzung folgt.)

Eine tragische Geschichte

erzählt der englische Kapitän Rollo Burslem in seiner eben erschienenen „Reise in Turkistan" bei der Schilderung der Ruinen der Burg Zohawk, die so von ihrem letzten Besitzee, Zohawk Khan, hieß, welcher zuerst ein Sclave gewesen war und später eine gefürchtete Räuberbande errichtet hatte, mit welcher er die blutigsten Thaten verrichtete und eines Tages auch die erwähnte Bueg erstürmte, in der er früher seinem freundlichen Herrn gedient hatte. Als der Räuber im Besitze der Burg war, nahm er den Titel Khan an und begann jene Laufbahn entsetzlicher Grausamkeit, die seinen Namen heute noch zum Schrecken macht Er hatte jedoch einen Vertrauten, den er füe treu hielt und der als erster Eunuch des Harems großen Einfluß in demselben hatte. Zohawk Khan pflegte den Herbst zu seinen Raubausflügen zu wählen, und als er einst mit seinen besten Leuten zu einem solchen Unternehmen ausgezogen war, zettelte der erste Eunuch eine Verschwörung gegen ihn an. An dem Abende, an welchem man den Gebieter zurückerwartete, sollte den Zurückgebliebenen ein Festmahl gegeben werden, um die Männer, welche nicht zur Verschwörung gehörten, kampfunfähig zu machen und um den Khan zu erbittern, welcher solche Festlichkeiten in seiner Abwesenheit streng verboten hatte. Die Favoritin lud den ganzen Harem zu sich und unter die Besatzung der Burg wueden berauschende Getränke vertheilt. Der Wein brachte bald die gewünschte Wirkung hervor und während des größten Jubels erschien der Khan am Burgthore. Sofort begab er sich in seinen Harem und trat vor seine erschrockenen Frauen. „Was soll das heißen?" fragte er, indem er sich mit zornfunkelnden Augen umschaute. — „Wir erwarteten Deine Ankunft und bereiteten ein Fest, Dich zu bewillkommnen", antwortete ironisch die Favoritin, die aber den geausamen Gebieter nicht anzusehen wagte. „Du lügst", donnerte der Khan sie an, „und sollst sofort für Deinen Ungehorsam büßen. Saleh" (so hieß sein Vertrauter), „nimm sie und stürze sie von dem Thurme hinunter in den Fluß." Aber ehe dee zögernde Eunuch den grausamen Befehl ausführen konnte, erhob die Frau die Hand und stieß sich einen kleinen Dolch in's Herz. Ohne sich durch dies Unglück abschrecken oder eühren zu lassen, befahl Zohawk, daß die vier andern Frauen eben so behandelt wüeden. Als er sah, daß der Eunuch zögerte, zog er sein Schwert und trat drohend auf ihn zu; aber ehe er dasselbe schwingen konnte, stieß ihm der Eunuch den Dolch in die Brust. Die Kunde von seinem Tode verbreitete sich schnell in der Burg und es folgte ein erbitterter Kampf. Die Partei des Khans war, obgleich jener Saleh's um das Doppelte überlegen, von dem Ausfluge ermüdet und wurde nach einer dreistündigen verzweiflungsvollen Gegenwehr in einen Flügel des Gebäudes getrieben und bis auf den letzten Mann niedergemacht. Es floß Blut in jedem Zimmer; zerbrochene Schwertee, Dolche und Flinten lagen überall umher als Zeugnisse, wie schrecklich der Kampf gewesen. Endlich, als die Partei Zohawks vernichtet wae, entstand unter den Siegern Streit darüber, wer nun der Führer seyn solle, und Saleh, der bald einsah, daß er füe seine Bemühungen keinen Lohn erhalten würde, bat, die Burg verlassen zu dürfen und nahm als Theil seiner Beute nur seine Schwester mit sich, die im Harem gewesen war. Man gab ihm die Erlaubniß und der kluge Eunuch entfernte sich von dem blutigen Schauplatze. Die Zurückbleibenden kamen überein, die Wahl eines Anfüheers bis auf den nächsten Tag zu verschieben; im Rausche, in welchen sich Alle stürzten, floß nochmals Blut, und als der Morgen endlich tagte, sah er nur noch achtzehn Ueberlebende. Während diese halbtrunken über die Wahl stritten, versteckte ein Anhänger Saleh's einen großen Sack mit Pulver in dem Zimmer, legte einen langsam brennenden Zünder hinein und schlich sich wieder fort. Die Explosion, welche bald erfolgte, war furchtbae; Thürme und Bastionen brachen zusammen und begruben unter ihren Trümmern die von den Bewohnern, welche das Schwert bisher verschont hatte; nach wenigen Augenblicken war die stolze Burg die formlose Masse von Steinen, wie sie sich jetzt dem Wanderer zeigt. Nue der verwundete Urheber des ganzen Unglücks entkam, aber seiner Verbrechen wegen wagte er es nicht, in seine Heimath zurückzukehren und er schlich viele Jahre lang um die geschwärzten Mauertrümmer umher, der Scheecken der Nachbarschaft, die ihn für einen bösen Geist hielt. Er lebte von Kräutern und Wurzeln auf den umliegenden Bergen, bis er endlich verschwand, ohne daß Jemand wußte und erfuhr, was aus ihm geworden. (A. M.-Z.)

Furchtbarer Sturz eines Geisteskranken.

(Berlin, 30. Aug.) Der Techniker G. Krauß, aus Kitzingen gebürtig und in Nürnberg wohnhaft, beschäftigte sich in den letzten Jahren mit der Einrichtung von Brennereien und Brauereien und ist durch die letzte Einrichtung bei dem Hrn. H. mit diesem in einen Prozeß verwickelt worden, weil seine von ihm versprochenen Produkte nicht nach Wunsch ausgefallen seyn sollen. Krauß glaubte sich durch die Bosheit und den Eigennutz gekaufter Menschen, die sein Produkt verfälscht hätten, eulnirt, und ohnehin längst an Unterleibsbeschwerden leidend, griffen diese unangenehmen Verwickelungen seinen Verstand an; er glaubte die Speisen, die man ihm vorsetzte, seyen durch von seinen Gegnern erkaufte Leute vergiftet, ferner ein Franzose sey gedungen, der ihn erschießen solle. In diesem Wahne lebte er beinahe ein Jahr, ohne daß in seinem übrigen Benehmen und seiner Unterhaltung von Geisteszerstörtheit etwas zu bemerken gewesen wäre. Am 28. nun, als der Luftballon des Hrn. Green aufstieg, befand sich Krauß auf dem Dache des Hotels in Gesellschaft mehrerer Personen, mit welchen er sich auf

das Beste unterhielt, und äußerte zu einem Herrn, sich an die eine Ecke des Dachplateaus stellend, von wo man mehrere Straßen übersehen kann und eine angenehme Uebersicht über die Stadt erhält, dies sey der schönste Punkt. In diesem Augenblicke mag er seine That beschlossen haben, denn er wartete, bis sich sämmtliche Herren entfernt hatten, schrieb hierauf an die Thür: Wer sich mir nähert, den erschieße ich, verschloß sie sodann ohne ein Wort zu sprechen, versah sich mit drei geladenen Pistolen und einer Flasche Schwefelsäure, überstieg das Gitter des Daches und stellte sich an den äußersten Rand. Von hier aus warf er nun eine Menge Geld auf die Straße herab, wovon vieles in Goldstücken bestand, die jedes in ein Billet eingewickelt waren, dessen verworrener Inhalt sattsam von dem Zustande des Verfassers Zeugniß gab. Es entstand natürlich, da das Hotel in der belebtesten Straße liegt, ein ungeheurer Menschen-Auflauf und der unten sich ansammelnden Menge erzählte er vom Dache herab seine Beschwerden, wie ihn böse Menschen u. s. w. vernichtet haben und nach seinem Leben trachteten. Der Versuch, ihn aus seiner gefährlichen Stellung wegzulocken, scheiterte, weil er den sich ihm nahenden Personen mit augenblicklichem Erschießen drohte; auch feuerte er in seiner Raserei zwei Pistolen auf das unten stehende Publikum ab, wodurch ein Knabe am Kopf (jedoch unbedeutend) verwundet, so daß derselbe in wenigen Tagen seiner Heilung entgegensieht. Als aber einige entschlossene Leute sich ihm endlich näherten, bespritzte er einen mit Schwefelsäure und that den entsetzlichen Sprung von dem fünf Stock hohen Hause auf die Straße. Ein geladenes Pistol, das er wahrscheinlich noch für sich bestimmt hatte, ließ er zurück. Er endete nach wenigen Minuten sein Leben. Ein Jahr vorher testirte er über sein Vermögen von 5000 fl. und zwei Monate vor seinem Ende machte er den Städten Nürnberg und Kitzingen ein Geschenk zu wohlthätigen Zwecken, jedes von 300 fl. Unter seinen Papieren fand sich eine Schrift an Se. Maj. den König, in welcher er sich über die Gerichte beschwert; so wie eine goldene Kapsel, auf welcher folgende Worte: „Friedrich Wilhelm III. war groß als Mensch und König“, inwendig lag ein Viergroschenstück; auf der einen innern Seite des Deckels stand: „Gefunden nach dem Tode Sr. Maj. des hochsel. Königs“, auf der anderen: „Gestorben den 28. August 1846.“; es ist sonach anzunehmen, daß er den Tag schon seit längerer Zeit bestimmt hatte, an diesem Tag sein Leben zu enden.

Mannichfaltigkeiten.

(Lebensweise König Leopold's von Belgien.) „In seinen Neigungen, in seiner Lebensweise“, bemerkt Kuranda (Belgien seit einer Revolution), „ist König Leopold der englischen Sitte zugethan, er liebt die Zurückgezogenheit. Den größten Theil des Jahres lebt der König in dem eine halbe Stunde von der Stadt entfernten Dorfe Laeken, da er seinen Pallast in Brüssel nicht sehr liebt. Seine Lebensweise ist in hohem Grade einfach; er steht ziemlich früh auf und begibt sich, nachdem er angekleidet ist, gewöhnlich mit einem Buche in der Tasche in den Garten; gegen neun Uhr geht er zu der Königin, wo die ganze Familie versammelt ist; später kommen die Minister, um mit ihm zu arbeiten; die Fremden werden vorgestellt und gegen ein Uhr wird ein zweites Frühstück en famille genommen. Dann wieder ein Spaziergang im Freien, gewöhnlich allein. Vor Tische zieht sich der König gewöhnlich in sein Gemach zurück, um zu arbeiten; um sechs Uhr wird gespeist und der Rest des Abends wieder im Familienkreise verlebt.“

Das „heiße Wetter“ hat in London bereits Gelegenheit zu einem sogenannten Theaterstücke gegeben, in welchem der Theater-Direktor auftritt, welcher über das Ausbleiben gewisser Künstler klagt, die ihm gemeldet haben, sie könnten wegen der großen Hitze nicht kommen . . . Die erwähnten Künstler sitzen in den Logen und vertheidigen sich von da aus; nur der Direktor spielt auf der Bühne. Diese Gelegenheitsposse und namentlich die Vertheilung der Schauspieler im Theater zieht trotz des heißen Wetters eine große Zuschauermenge zu dem „heißen Wetter“. — Für viele andere Theater hat freilich das heiße Wetter gar nichts Komisches, es wird vielmehr eine sehr tragische Angelegenheit für sie.

Lenau. Dieser ausgezeichnete Dichter, dessen Geistesstörung unsere Zeitungen mit Bedauern verkünden, heißt eigentlich Nicolaus Nimbsch, Edler von Strehlenau, geboren 1802 zu Chotad in Ungarn. In seinem dreißigsten Lebensjahre trat er mit einem mehrmals wieder aufgelegten Bande lyrischer Gedichte auf, die ihn als ein reiches Talent hinstellten, und zugleich seine feurige Sehnsucht nach einer freien Welt bekundeten. Er hoffte sie in Amerika zu finden, aber die kalte Prosa dieses Welttheils trieb ihn bald wieder auf deutschen Boden zurück, wo er sich der schwäbischen Schule anschloß, und durch lebendige Schilderungen der Natur und des Volkslebens in Ungarn seinen schmerzhaften Gefühlen Luft gab. Vier Jahre darauf (1836) erschien sein dramatisches Gedicht „Faust“, dessen oft bearbeiteter Stoff manche herbe Kritik veranlaßte. Gleiches Schicksal hatte sein Epos „Savonarola“, der, ein ungestümer Schwärmer in Florenz, gegen den vatikanischen Donner des Papstes predigte, aber seinen unzeitigen Eifer 1498 auf dem Scheiterhaufen büßte. — Wer mag entscheiden, ob und welchen Einfluß erregende Stoffe dieser Art auf die glühende Phantasie eines geistvollen Dichters haben konnten, dessen trauriges Geschick uns jetzt die Thräne des Mitleids entlockt, unserer poetischen Literatur aber wahrscheinlich die schöne Hoffnung künftiger genialer Genüsse raubt? Aehnliches erlebten wir schon an Franz v. Sonnenberg 1805, dessen hohe physische Natur sich in unserm Lenau zu verjüngen schien. Th. H——.

Korrespondenz.

Nürnberg, 31. August.

Unsere Nachbarstadt Fürth hatte gestern ein Gesangfest veranstaltet, bei welchem 16 Vereine aus der Umgegend mitwirkten. Die Stadt bot in ihrem Festschmucke, denn alle Häuser waren stattlich herausgeputzt, einen für die eingeladenen Gäste schmeichelhaften Anblick dar. Die Vorträge wurden mit ausgezeichneter Präcision vorgetragen und erhielten den lebhaftesten Beifall, besonders das Schlachtgemälde von Bechuß, Direktor eines Fürther Gesangvereins. Als am Schlusse stürmisch von den 800 versammelten Sängern und den Tausenden von Zuhörern „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ verlangt wurde, widersetzte sich nur ein Ausschußmitglied, der Rector B. an der dortigen Gewerbschule, früher Schullehrer, der durch besondere Connexionen seine jetzige Stellung erlangte, dem allgemeinen Verlangen und legte, als er nicht durchdrang, das Zeichen seiner Würde, die Schärpe mit unseren Farben, ab, wodurch der gute Mann sich eben sehr lächerlich machte und Anlaß zu Stichelreden gab. Eben so bemerkte man mißliebig, daß allein das Rathhaus nicht geschmückt war und daß der Bürgermeister loci die ankommenden, von Seite der Vereine durch berittene Deputirte feierlich empfangenen Sängerbünde mit der brennenden Pfeife im Munde auf dem Balcon des Rathhauses sich betrachtete. — Die Stadt Kitzingen hat ebenfalls zu einem Gesangfest auf den 14. Sept. eingeladen, das wohl unterbleiben wird, da bis jetzt die Allerhöchste Erlaubniß dazu noch nicht erfolgt ist.

Mainz, 25. August.

Der hier erscheinende „Gemeinnützige“ und die „Mainzer Unterhaltungsblätter“ haben jüngst in einer Reihe Artikel die hiesigen Stadtschulen besprochen; möchten unsere hiesigen Gymnasialzustände einmal eine gleiche Beachtung finden! Seit längerer Zeit, seit Jahren haben sich Mißstände und Mängel genug an dieser Anstalt gezeigt, als wie der Mangel des Turn-, des englischen Sprach-, eines tüchtigeren Schreib- und Zeichen-Unterrichts, die jahrelangen Provisorien für gestorbene oder abge-

gangene Lehrer. Die obersten Behörden kennen diese unheilvollen Lücken, müssen sie kennen, aber —. Dieser Sommercurs verstieß sogar ohne allen Zeichen-Unterricht, für welchen doch in dem Schulgeld ein besonderer Posten angesetzt und erhoben wird. In jüngster Zeit aber prägte sich in zwei Thatsachen ein Geist aus, welcher die Aufmerksamkeit eines jeden Vaters aufweckt und auch die Aufmerksamkeit, die Untersuchung und die Abhülfe der obersten Behörde aufzuwecken allerdings geeignet ist. Neulich blieb in der Unterrichtsstunde des Direktors die oberste Klasse weg, und vorgestern widerfuhr einem Lehrer durch einen frechen Schüler der zweitobersten Klasse eine körperliche Mißhandlung, als eben die sämmtlichen katholischen Schüler aus dem sonntäglichen Gottesdienste und dem Gymnasium herausgingen. Es genüge, hier diese Erscheinungen angedeutet und an die seit Jahren vermißten und zum Theil bei der Oberstudienbehörde beantragten Vervollständigungen und Verbesserungen wieder erinnert zu haben. Mainz verdient eine möglichst vollkommene Gymnasial-Einrichtung, in dem Personal, wie in den Sachen; die Art der durchaus nöthigen und Abhülfe liegt nahe.

Bingen, Ende August.

Auch die diesjährige Feier des Namensfestes unseres hohen Landesherrn gab Veranlassung zu einem frohen Tage. Schon Abends vorher verkündete der Geschütze Donner und das feierliche Geläute aller Glocken das Fest. Dies begann mit einem erhebenden Gottesdienst, welcher auf die Gemüther der Anwesenden einen erbaulichen Eindruck machte. Bei dem Festmahle, welches im englischen Hofe stattfand, brachte der gr. Kreisrath Dr. Camesasca dem Landesherrn den ersten Toast. Nach diesem wurde ein für den Tag eigens verfaßtes Lied abgesungen. Hierauf sprach Hr. Friedensrichter Kaiselreiter und nach ihm folgten noch manche Redner in angemessenen, theils erhebenden, theils erheiternden Worten. Hr. Gasthalter Müller hatte nichts versäumt, was Küche und Keller zu bieten vermögen, und erhielt einstimmige Belobung. Abends versammelte man sich in dem schön decorirten Saale des weißen Rosses zu einem Konzerte des hiesigen Cäcilien-Vereins, nach dessen Beendigung ein Ball folgte. Den Anordnern des Festes ist man zu Dank verpflichtet und so wurde auch diesmal ein uns Allen werther Tag in würdiger Weise begangen.

Darmstadt, 27. August.

Als Anerkennung für ein kleines geistvolles Gedicht (Sängergruß vom Odenwald) beim Gesangfest in Köln) hat der Männergesangverein in Erbach den Verfasser, Hrn. Dr. Duller dahier, zu seinem Ehrenmitgliede aufgenommen. Hr. Dr. Duller erhielt unlängst ein prachtvolles Ehrendiplom, ein wahres Meisterstück kalligraphischer Kunst, geschrieben von Hrn. Feodor Kehrer in Erbach. Die Schrift, mit Gold und Farben reich verziert, ist so vollendet und geschmackvoll, daß Referent sich nicht erinnert, etwas Aehnliches in dieser Vollkommenheit gesehen zu haben.

Worms, 28. August.

Unter den hiesigen dem Fortschritte huldigenden Israeliten ragt der kräftige religiöse Sinn, der von jeher in ihnen obwaltete, immer mehr hervor, besonders da, wo es gilt, eine zeitgemäße Verbesserung herbeizuführen. Dieses hat sich durch die That (was wohl die Hauptsache ist) beurkundet, was Folgendes zur Genüge beweisen wird. Das Gebet in einer verständlichen und daher in der Mutter- oder Landessprache zu Gott zu verrichten, haben die Juden schon längst als ein dringendes Bedürfniß gefühlt und gewünscht; es wird aber, ist es aus Aengstlichkeit oder aus Engherzigkeit, von den alten Rabbinern verboten. Die Rabbiner der neuen Schule, die mit weit mehr Sach- und Weltkenntniß ausgerüstet und die daher den wichtigen Gegenstand gründlicher und aufmerksamer nachforschen, haben nicht nur die deutschen Gebete im Gotteshause erlaubt, sondern sogar (siehe die Protokolle der zweiten Rabbinerversammlung), um eine feierlichere Andacht hervorzurufen (da ja die Meisten die Gebete in hebräischer Sprache nicht verstehen) für höchst nothwendig erachtet. Letzterem Ausspruche, dem wohl jeder von dem Geiste der Zeit beseelte Israelite seinen Beifall zollen muß, hat auch bei dem größeren Theile der hiesigen israelitischen Religionsgemeinde völligen Anklang gefunden, was sich am besten durch den projectirten und in Bälde in's Leben tretenden, in deutscher Sprache abzuhaltenden Nachmittagsgottesdienst, der wöchentlich einmal Samstags stattfindet, bewahrheitet, wo die achtbarsten Familienhäupter hervortraten und ihren Beitritt erklärten. Diesen Gottesdienst wird der wackere Prediger A. Adler (ein tüchtiger Gelehrter) leiten, der daher um so zuverlässiger auf eine erbauende und andächtige Weise stattfinden wird. Hier kann man mit Recht das Sprüchwort anwenden: „Besser gut gethan, als gut gesagt.“

Hofheim am Taunus, 1. Sept.

Kommenden Sonntag den 6. Sept. findet bei uns die Weihe einer in Frankfurt gefertigten Fahne für den hiesigen Sängerverein „Concordia“ statt, womit zugleich ein Gesangfest verbunden ist. Die bedeutendsten Vereine der umliegenden Ortschaften haben dabei ihre Mitwirkung zugesagt und selbst aus meilenweiter Entfernung erhielten wir Anmeldungen, so daß ein recht zahlreicher Zuspruch in Aussicht steht. Der Humanität unserer verehrten Behörden haben wir es zu danken, daß das Fest so gefeiert werden darf, wie es im Plane der Mitglieder lag. Auf beiden Seiten unseres Städtchens werden für die einziehenden Sänger Ehrenpforten errichtet und an denselben die einzelnen Vereine bei ihrem Herannahen durch Böllersalven begrüßt und durch eine Deputation empfangen. Um zwei Uhr erfolgt vor dem Hause des Hrn. Präsidenten die Uebergabe der Fahne an den Verein und dann beginnt der Zug sämmtlicher anwesenden Vereine, unter Absingung des Festmarsches von Stunz, nach der so romantisch gelegenen, weithin gesehenen Kapelle, woselbst nach erfolgter Fahnenweihe die Vorträge des Gesammtchors mit denen der einzelnen Vereine abwechseln werden. — Möge ein heiterer Himmel unser Sängerfest begünstigen, damit doch auch unsere werthen Gäste sich der entzückenden Aussicht recht erfreuen können!

Mörfelden im Großherzogthum Hessen.

Eine allgemeine herzliche Freude erfüllt die Gemüther unserer ganzen Gemeinde. Hr. Pfarrer Geiger, der unserer Gemeinde seit 15 Jahren als würdiger Seelsorger vorsteht und sich stets die Liebe und Achtung aller Gemeindeglieder erworben und erhalten hat, ist dieser Tage zum Kirchenrath ernannt worden.

Antwort

auf die Erklärung des Banquiers zum Schutze deutscher Einwanderer in Texas über meinen Aufsatz, die Colonisation in Texas betreffend.

Wie der Verein seine Verbindlichkeiten den Auswanderern gegenüber erfüllt, ist in einem Artikel der Didaskalia vom 21. Juli 1846, Nro. 199, datirt Galveston den 16. April, enthalten. In diesem Artikel heißt es am Schlusse wörtlich so: „Nachträglich glaube ich noch die Bemerkung hinzufügen zu müssen, daß Einwanderern, welche, dem Kredit des Vereins vertrauend, vor ihrer Abreise nach Amerika entweder in Mainz oder Antwerpen Geld deponirt hatten, dasselbe weder hier, noch in Neu-Braunfels haben zurückerhalten können. Was nach dieser Sachlage zu machen sey, liegt klar vor Augen.“

Dr. Freihr. v. Preuschen.

Auflösung der Charade in Nro. 243:

Steindruck.

Main-Wasserwärme: 3. Sept., Morgens, 8 Uhr: 16 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 3. Sept. (Zum Erstenmale wiederholt): Idomeneus, König von Kreta, große Oper in 3 Abth., das Buch neu bearbeitet von Lenz. Musik von Mozart.

Freitag, 4. Sept. (Zum Erstenmale): Gottsched und Gellert. Charakter-Lustspiel in 5 Abth., von Heinrich Laube.

Sonntag, 6. Sept. (Zum Erstenmale): Die Musketiere der Königin, große Oper in 3 Abth., von St. Georges, in's Deutsche übertragen von Carl Gollmick, Musik von Halevy. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 245. Samstag den 5. September 1846.

Der Bauherr.

Historische Novelle von Anton Langer.

(Fortsetzung.)

„Nun, da Du Dich so trefflich auf die Entzifferung der Buchstaben verstehst,“ sprach der Bauherr, „so wird Deine Weisheit wohl auch errathen, was dies bedeuten will.“

Der Alte lächelte pfiffig. „Ein D ist's,“ sagte er, „nun, ein D kann mancherlei bedeuten, und wer Euch nicht kennte, der möchte auf dies und jenes rathen; aber der alte Konrad hat ja doch noch ein wenig Hirn unter seinen grauen Haaren und ist nicht eben auf den Kopf gefallen, und so weiß ich denn auch, daß Ihr in des Rathsherrn Preinhubers Hause gar gern gesehen seyd, und daß Euch dort nicht blos der kräftige Handschlag des alten Herrn empfängt, sondern daß auch noch ein kleines, weißes, wie Sammet weiches Händchen sich gar zu gern in die Eurige legt und Euch, wenn Ihr kommt, zwei so liebliche Augen entgegen leuchten, wie wenig ihres gleichen in gesammten kaiserlichen Landen, und so meine ich denn in meiner Weisheit, daß das D nichts anders sagen und heißen soll, als Dorothea.“

Der Meister lächelte. „Gut gerathen, Alter, und es ist ein süßer und lieber Name.“

„Das will ich meinen,“ sagte der Altgeselle. „Nun kommt ein M, das seyd Ihr wohl selbst, Herr Michael; recht so, die zwei Namen passen zusammen, und, die sie tragen noch mehr; in meinen alten Tagen will ich zum Kinde werden und mich freuen, wie ein Schulbube, wenn der Pfarrer Eure Namen von der Kanzel herabwirft und Ihr am Altare steht, mit des Kaisers goldner Ehrenkette, und sie in der Myrthe jungfräulichem Schmucke. Was hämmert Ihr denn da: VIVAT! richtig, so heißt's und Vivat! will ich auch rufen von ganzem Herzen an dem Freudentag, an welchem Eure Hände zusammen gelegt werden.“

Vogelsang hielt inne und wischte sich die Stirne ab, auf die während seiner eifrigen Arbeit reichlicher Schweiß getreten war. Der Altgeselle stand noch immer wartend, so daß ihn der Meister fragte: „Genügt's Dir noch nicht, was ich hier eingehauen, daß mir die Hände schmerzen.“

„Euer seliger Vater pflegte,“ sagte der Altgeselle ernst, „wie ich bereits erwähnt, irgend einen frommen Spruch hinzu zu thun, wenn er derlei Gedenkbuchstaben irgend wo einmeißelte. Geht nur hinab an's Lugeck in des Dr. Hillinger Haus, da könnt Ihr's lesen. Dort steht sein liebster Spruch: Si Deus pro nobis, quis contra nos! den hat er so oft eingegraben und uns, seinen Gesellen, so auferbaulich erklärt, daß ich ungelehrter Tölpel noch zur Stunde weiß, wie es in gutem Deutsch nichts anders sagen will, als: Wenn Gott für uns, wer ist gegen uns! S'ist ein guter Spruch.“

Ueber das Antlitz des schönen Bauherrn flog ein stolzes Lächeln, eine Anwandlung von, das Schicksal herausforderndem, Uebermuth, wie sie begabten Geistern, wenn das Glück ihren Unternehmungen günstig ist, oft eigen zu seyn pflegt. Er sprach leicht hin: „Jeder Mann steht für sich selbst; ich vertraue am liebsten der eigenen Kraft; nur Schwächlinge glauben, daß Gott ein Wunder für sie thun werde. Und so will ich denn keinen Spruch beisetzen, sondern meinen eigenen Namen und den ihren allein stehen lassen; doch halt! fast hätte ich die Jahreszahl vergessen.“

Während Vogelsang wieder zum Meißel griff und die Zahl 1660 in den Stein einhämmerte, sagte der Alte nachdrücklich: „Wenn Gott für uns, wer ist gegen uns! Das ist ein schöner und kräftiger Spruch, lieber Herr. Thut es mir zu Liebe und setzt ihn bey. Wer weiß, wozu es gut ist.“

Die Stirnader Vogelsangs schwoll an. „Schweig, kindischer Alter!“ zürnte er, „bin ich ein Kind; weiß ich nicht, was ich thue? Oder soll ich Dir, dem abergläubischen Greise, zur Frohne gehn? Schon ein Mal heute hast Du mir das Blut wallen gemacht, und wenn mein Blut erglüht, so ist es ein böses Blut. Also schweig' und merk', daß ich thue, was mir gefällt und keines Menschen Willen höher achte, als den meinen.“

„Recht so,“ sagte eine tiefe Stimme hinter ihnen. Beide wandten sich um, und während Vogelsang dem Hinzugetretenen lustig grüßend die Hand schüttelte, brummte Konrad: „Jetzt geschieht es sicher nicht. Ich hätte ihn wohl noch dazu gebracht, den Spruch einzubauen. Aber wenn der da ist, so wird sein sonst nachgiebiges Herz starr wie Granit.“

Ich kann mich nicht enthalten, diese neue Person ein wenig näher zu beschreiben. Es war ein schmächtiger Mann von mittlerer Größe und etwa dreißig Jahren. Sein schönes Antlitz, das italienische Abkunft beurkundete, war blaß und entstellt durch einen Zug, der unwiderlegbar bewies, daß er das Leben bereits viel genossen hatte. Seine dunkelschwarzen Haare und Augen bildeten mit des Gesichtes Blässe einen lebhaften Contrast; er trug sich mit ausgesuchter Eleganz, und das Deutsch, obwohl er es mit dem den Südländern eigenen Accente sprach, klang in seinem Munde gewählt und zierlich.

„Du hast heute einen schönen Tag gehabt, Maestro Michaele,“ sagte er zu dem Bauherrn, „wenn das so fortgeht, so wirst Du wohl stolz werden und Deine alten Freunde vergessen.“

„Nie,“ antwortete der Meister eifrig, „nur ein schlechter Mann vergißt seine Freunde im Glücke.“

„Um so besser,“ sagte der Italiener, „und so wirst Du wohl auch morgen Abend uns die Ehre geben in der weißen Rose; wir wollen ein Mal recht lustig seyn.“

„Ich werde sicher nicht fehlen,“ sprach Vogelsang, „und was gedenkst Du jetzt zu thun.“

„Ich will ein wenig herumschlendern, und recht nach Herzenslust faullenzen. Willst Du mit kommen?“

„Gerne,“ sagte der junge Meister, „mein Tagewerk ist für

heute gethan. Die Gesellen arbeiten heute nicht mehr. Hier, Konrad, bringe ihnen dieses, und sage, sie sollen auf des Kaisers und meine Gesundheit trinken." Und er überreichte dem Altgesellen einige Thaler, hing sich an des Italieners Arm, und schritt mit ihm in die Stadt hinein. Konrad sah ihnen ingrimmig nach, und murmelte, während er das Geld in den Sack schob, zwischen den Zähnen: „Ich hätte es eben so gerne, wenn er mit dem leibhaftigen Satan ginge, als mit diesem Ecomparini."

(Fortsetzung folgt.)

Die Gewerbe-Ausstellung zu Offenbach.

Mit Vergnügen liefere ich Ihnen einen Bericht von der am 25. August eröffneten Gewerbe-Ausstellung in Offenbach, welche die anerkennendste Theilnahme findet und einen neuen Beleg liefert, welchen vielseitigen Nutzen solche offene Darlegungen der industriellen Thätigkeit und des Zusammenwirkens mit sich führen. Mögen auch befangene Menschen diese Ausstellungen mit mißgünstigen Augen ansehen, wie dies einzelne Grossisten thun, die gern einheimische Fabrikate für ausländische ausgeben. Nein! der deutsche Fabrikant, darunter der Offenbacher, muß dafür anerkannt werden, daß es seine Fabrikate sind, welche vielfach als Pariser, Wiener rc. rc. Fabrikate gelten. Diese Anerkennung wird sein Gefühl erheben und ihn noch zu Vollkommnerem und Größerem anspornen und tüchtig machen.

Man kann dreist behaupten, daß keine Lokal-Gewerbe-Ausstellung, im Verhältniß zur Größe der Stadt, ein so liebliches und ansprechendes Ganze und so geschmackvolle und elegante Einzelheiten darbieten wird, als eben die gegenwärtige Ausstellung der Offenbacher Industrie-Erzeugnisse.

Versuchen wir nun die interessantesten und neuesten Gegenstände näher zu betrachten. Gleich Parterre, am Eingange, findet man einen der schönen Wagen aus der berühmten Chaisenfabrik von Dick und Kirschten; neben an eine Hochdruck-Dampfmaschine von zehn Pferdekräften, mit Expansionsregulator, solid und sauber ausgeführt in der Maschinenfabrik von J. de Bary; weiter mehrere Pressen, Schneid- und Walzendruck-Maschinen von G. D. Heim, sowie Straußische Feuerspritzen. Oben im Vorplatz finden sich schön gefärbte und gemusterte Papiere aus den hiesigen Papier-Fabriken von J. B. Weber und A. Freund, Tapeten, Seilerarbeiten, Porzellanöfen und noch einige Pressen. Beim Eintritt in den Ausstellungssaal selbst entfaltet sich vor unseren Blicken das freundlichste Bild; man glaubt hier hätten die reichen Magazine von Paris, London, Wien ausgestellt. Wer kennt nicht die zierlichen und geschmackvollen Gegenstände aus der Fabrik feiner Eisengußwaaren von Seebaß u. Comp., welche mit den schönen Lichtschirmbilder (Lithophanien) in großer Auswahl aufgestellt sind? Auch überaus reich und würdig sind die geschmackvoll gearbeiteten Etui-, Porteseuille-, Holz-, Leder- und Blech-Galanteriewaaren, aus den vielen und renomirten Fabriken Offenbachs vertreten. Sehr Schönes haben unter den vielen eleganten Mustern Luft und Dollmann, Haas und Hohwiesner, J. G. Klein sen. und noch Andere geliefert. Als neu begrüßten wir einen gar ansprechenden und Geschmack verrathenden Artikel in diesem Genre; er besteht in Holz gepreßten Galanteriearbeiten, in antiken Formen, aus der Porteseuille-Fabrik von Klein, Riesser und Comp.; deßgleichen die Gold- und Seidenstickereien, Kirchenparamenten von A. Klugherz. Rühmende Erwähnung verdienen: die vorhandenen lackirten Waaren, Stöcke, Dosen, Leder und das besonders geschmackvolle, mit vielem Fleiß bearbeitete Wachstuch. Von diesem sind glänzend schöne Muster aufgestellt, die als Tapeten und Fußteppiche jedes Zimmer ausschmücken. So sieht der Zimmerteppich aus der Fabrik von F. Ihm täuschend einem gestickten oder gewirkten Teppiche ähnlich. Die künstlich zusammengesetzten Muschel- und Gürtlerarbeiten von M. Heil scheinen aus einem Pariser Magazin zu stammen, deßgleichen die lieblichen silbernen Filigrain-Arbeiten von Chr. Feuß und die silbernen Tafelbestecke von Gebr. Abé und G. W. Batz. Gravirte, guillochirte Gegenstände, Schriftlettern und Stereotypen sind in gefälliger Form vorhanden. Die von Heyer und Buchhammer gelieferten eleganten ausgelegten Kunstschreiner-Arbeiten sind überraschend schön und eine Zierde fürstlicher Zimmer, daneben die vielen künstlichen, der Natur treu nachgebildeten Blumenbouquette und Sträuschen, die schönen Possamentierarbeiten. Geldbörsengruppen, die blendend weißen Stearinmassen und Kerzen, mit der aus Stearin gegossenen, gut gelungenen weiblichen Statue von W. Fleischmann, die künstlichen Dreherarbeiten und noch so manches Andere liefern einen herrlichen Anblick.

Die Hutfabrikate sind in großer Vollkommenheit und Schönheit vorhanden, deßgleichen die Filz- und Kürschner-Gegenstände, Pelze, Kleider, Schlafröcke, Spitzen, Corsetten, Frisuren, Kämme, Schuhe, Stiefel, Bürsten zu dem verschiedenartigsten Gebrauche, Horn- und Beinknöpfe von jeglicher Größe, eben so Oblaten von den schönsten Farben.

Spengler-, Korb-, Tapezier-, Sattler- und Schlosser-Arbeiten, Schlösser, Werkzeuge, eine massive Geldkiste von P. Schmaltz, sehr hübsche Lichtformen von Zinn aus der Fabrik von Heil und Fröling, Buchbinderarbeiten und Buchbinderwerkzeuge, Alles in schöner Auswahl. Zwei mit vielem Fleiß gearbeitete Claviere von Chr. Schäfer, von denen eins sehr gut als Verloosungs-Gegenstand bei der Ausspielung sich eignen würde; Instrumenten-Saiten von H. Pirazzi Söhne und lithographische Kunst- und Schriftgegenstände. Letztere beweisen, daß Offenbach nicht allein die erste Anstalt hierin besaß, sondern daß auch diese Anstalten hinter den Anforderungen der Gegenwart nicht zurückgeblieben sind. Farben und Firnisse von Chr. Schramm, die Bleiweiße von Sprenger, Eiberle u. Comp. sowie Asphalt und Creosot von Dr. Sell bilden die vorhandenen chemischen Fabrikate.

In dem oberen Raum sind nur wenige, aber sehr sauber gearbeitete Möbel, ein Schrank mit gemalten Gewehren und sehr lobenswerthe Kieferarbeiten.

Jedenfalls werden die Besucher diese Ausstellung befriedigt verlassen, welche selbst die Einheimischen angenehm überraschte, indem gar mancher Offenbacher die Mannichfaltigkeit der hier so schön fabrizirt werdenden Gegenstände selbst nicht Alle kannte.

Ueber hohe Fruchtpreise und über Mittel, der Theurung abzuhelfen.

Bayerische Pfalz, 30. August.

Wenn man die Fruchtpreise unserer Provinzen und der umliegenden Staaten, sowie die zu Markt gebrachten Quantitäten der Früchte — vom Beginn der Aernte bis hierher zusammenstellt, so kann man nur mit Besorgnissen der ernstesten Art der nächsten Zukunft entgegen sehen; weniger, weil wir in Deutschland gegründete Ursache hätten, eine Theurung wegen wirklichem Mangel an Früchten und Kartoffeln fürchten zu müssen, als vielmehr darum, daß man so viele kostbare, ja unwiderbringliche Zeit verloren gehen sieht, ehe die Regierungen diesen unnatürlichen Preisen entgegenarbeiten mit einem Nachdruck, der den gewünschten Erfolg sichern muß.

Wir wollen dankbar anerkennen, daß bereits mehrere deutsche Regierungen diesen hohen Preisen und einer Abhülfe ihre ganze Aufmerksamkeit geschenkt haben, daß unter den Zollvereinsstaaten sogar schon Schritte wegen freier Einfuhr von Früchten und Mehl des Auslandes geschehen, auch amtliche Uebersichten über die

Erträge der diesjährigen Aernte gesammelt worden sind, welche Letztere wegen unserm eigenen Bedarf gewiß nur ganz befriedigend haben ausfallen können. Allein abhelfende Erfolge haben wir von allen diesen Schritten noch keine gesehen, wohl aber wird das Uebel selbst, wie die natürliche Steigerung der Frucht- und Brodpreise, überall hin langsam aber immer fortschreitend größer und drückender.

Von Markt zu Markt steigen in den Provinzen die Preise und jene der Seeplätze halten gleichen Schritt, und mit jedem neuem Steigen wirft sich auf's neue die Speculation mit immer wiederkehrendem Ungestüm auf das unglückliche Opfer dieser Steigerungen, was Niemand anders ist, als die arme und arbeitende Volksklasse. Diese hauptsächlich zahlt zuletzt jene unnatürlichen Preise durch theures Brod an die Steigernden zurück, und diese allein büßt am härtesten mittelst ihrer Noth und ihres theueren Brodes solchen unnatürlichen Zustand.

Wenn wir auch nicht Alles Wucher nennen können, wo die Speculation auf steigende Preise hinarbeitet, oder wie sie im Verhältniß zu den gestiegenen Fruchtpreisen die Abtragung ihres Kapitals mittelst theueren Brodes zuletzt von den Armen und Arbeitenden zurückfordert, so dürfen wir doch gewiß hoffen, daß zunächst die Regierungen diese am meisten leidende Volksklasse bei solchen nicht mehr abzuläugnenden, andauernd und immer unnatürlich höher getrieben werdenden Fruchtpreisen in nachdrücklicheren Schutz nehmen wird. Hierzu aber, soll es nicht zur Hülfe zu spät werden, ist es jetzt die höchste Zeit!

Unsere größeren Produzenten dreschen nicht gerne vor den späteren Wintermonaten und lassen sich bei den immer höher gehenden Preisen um so lieber durch den Gedanken vom Dreschen abhalten, daß das Frühjahr noch höhere Preise bringe. Es wird dadurch für die Bedürfnisse zu wenig Frucht auf den Markt gebracht, und diese um so schneller weggekauft zu steigenden Preisen, als unter die ungestümen Käufer auch auswärtige Speculanten sich hie und da mischen. Dies würde aber anders seyn, wäre die Einfuhr von Frucht und Mehl freigegeben, weil dann neben den Zufuhren auch die größeren Produzenten sich einrichten würden, möglichst noch die jetzigen hohen Preise zu benützen, und bald würden alsdann Frucht- und Brodpreise eintreten, die unserer Aernte im Verhältniß zu unserem Bedarf natürlicher entsprächen, und Regierungen wie Volk könnten ruhiger dem nahen Winter entgegen sehen.

Wie andauernd und hart dieser werden kann? weiß Niemand voraus, aber das weiß man voraus und gewiß, daß, wenn mitten in der Aernte und unmittelbar nach derselben alle Lebensmittel auf volle Theuerungspreise hinaufgetrieben sind, und hierzu noch die Arbeitslosigkeit und Feuerungsbedürfnisse des Winters sich gesellen, — auch der fleißigste Arbeiter und der redlichste Arme in eine Noth getrieben werden kann, die selbst die öffentliche Ruhe zu bedrohen vermag. Noth und Hunger brechen jede Schranke, und brechen sie um so unaufhaltsamer, je mehr die Armen und Arbeitenden, die an Zahl und persönlichen Kräften die Staats-Gesellschaft überragen — von ihnen ergriffen werden.

Sind daher die öffentlichen Aufnahmen über die Aernte mit einiger Zuverlässigkeit angefertigt und nicht befriedigend wegen unseres eigenen Bedarfs, so wäre es höchst Zeit, die Ausfuhr zu verbieten und freie Einfuhr zu gestatten. Sind sie aber befriedigend, wie von Deutschland fast gar nicht zu bezweifeln ist, so können die jetzigen Fruchtpreise nur künstlich und durch übertriebene Aengstlichkeit gesteigerte Preise seyn, denen energisch entgegengewirkt werden muß. Weil wir aber denn doch ein Mal überall hohe Theuerungspreise schon haben, und eine bloße amtliche Bekanntmachung über die befriedigend ausgefallene Aufnahmen unserer Aernten nicht allgemein beruhigen dürfte, solche Aufnahmen auch kaum mit einiger Zuverlässigkeit aufzustellen sind und sicher nicht baldige natürlichere Preise erwirken würden, so könnten unsere jetzigen, unnatürlichen Preise nur mit sicherem Erfolg und bald, dem wirklichen Vorrath und Bedürfniß entsprechend — regulirt werden durch freie Einfuhr von Frucht und Mehl, neben einem Verbot der Ausfuhr, für so lange wenigstens, als die Früchte und Kartoffeln in den Vereinslanden einen bestimmten Preis, den einer Theurung, übersteigen.

Niemand wird verlangen wollen, daß der Produzent außer Schutz gestellt werde, um nicht auch in Jahren von höheren Fruchtpreisen Entschädigung finden zu können gegen wohlfeilere Jahre; allein Niemand wird auch billigen wollen, daß das große Ganze unter dem Vortheil eines einzelnen Standes leide.

Die Staaten mögen darum sogar hohe Preise festsetzen, bei denen, wenn sie erreicht oder überstiegen sind, dann ganz von selbst freie Einfuhr und Verbot der Ausfuhr eintritt.

Bei einem Preise von 9 fl. für das Korn, von 11 fl. für Waizen, von 7 fl. für Gerste und 2 fl. für Kartoffeln per Malter kann wohl jeder Produzent mehr als zufrieden seyn, und für die arme und arbeitende Volksklasse Deutschlands sind diese Preise im Verhältnisse, was diese Volksklasse erwerben oder im Taglohn verdienen kann — ohnehin schon Theuerungspreise.

Der Einwand, daß bei solcher Einrichtung auch der Produzent gegen zu billige Preise Schutz ansprechen dürfe, hebt sich schon dadurch, daß bei der Bevölkerungszunahme Deutschlands keine so niedere Preise leicht wieder eintreten werden, und treten sie ein, so könnte dies nur durch doppelte Aernteerträge geschehen, wo alsdann die größere Menge die kleineren Preise annähernd ausgleichen würde.

Würden nun die Vereinsstaaten für solche Fälle freie Einfuhr verordnen, sobald ein bestimmter Preis, den wir hier nur Beispielshalber angeführt haben wollen — erreicht oder überstiegen ist; so würde alsdann die Spekulation den Ueberfluß entfernterer Länder herbeiziehen, und die Preise werden stets natürliche bleiben, das heißt in einem natürlichen Verhältniß stehen zum Bedarf und dem Vorrath. Würden sie aber selbst bei diesen Maßregeln fort und fort sich steigern, so würden sie nicht durch Wucher oder Spekulation getrieben seyn, sondern aus wirklichem und allgemeinem Mangel oder Mißverhältniß zwischen Vorrath und Bedarf hervorgerufen; in diesem Fall also nur ein allgemeines Unglück seyn, in das sich auch die am meisten durch dasselbe leidende Volksklasse der Armen und Arbeitenden ruhiger ergiebt, als es geschieht, wenn sie in unnatürlich gesteigerten Frucht- und Brodpreisen nur die Wirkung des Wuchers und der Spekulation erkennen zu müssen glauben darf.

Jener Ausfall aber, der hierdurch der Vereinskasse entstehen kann, ist gewiß nicht in Betracht zu bringen gegen die Wohlthat dieser Maßregel, die stets natürliche Frucht- und Brodpreise der größeren und bedürftigeren Menge sichert; er ist gewiß nicht in Anschlag zu bringen gegen den Werth des inneren Friedens der Staaten, auch nicht in Anschlag zu bringen gegen jene Kosten, die Untersuchungen, Gefängnißpflege, Demolirungen, Truppenbewegungen etc. veranlassen neben jenen oft blutigen Opfern, die dort entstehen und gefordert werden, wo der Hunger gegen das Gesetz und die öffentliche Ruhe und Sicherheit sich auflehnt. Er ist endlich auch darum in keinen Anschlag zu bringen, weil ein solcher Ausfall — sich auch auf die Großen und Reichen, auf alle Millionen der Vereinsstaaten in richtigerem Theilverhältniß ausbreitet, während eine unnatürliche Steigerung der Frucht- und Brodpreise zuletzt allein fast, jedenfalls aber doch vorzugsweise jene Klasse trifft, die die größere ist, und der es am schwersten fällt. Für solche Fälle müssen wie Deutschland um so mehr einen Central-Punkt wünschen, der augenblicklich und nachdrücklich solche nationale Vorkehrungen und Sicherstellungen eintreten lassen könnte, als durch Conferenzen und zerstreute Commissionen nur zu oft zu einem raschen und allgemeinen Eingreifen die beste Zeit, wo nicht gar selbst die Mittel zur Abwendung des Uebels entschlüpfen. Denn

zieht sich das Verbot der Ausfuhr und die Freigebung der Einfuhr noch fernere zwei Monate hinaus, so sind jene Früchte, die uns einen natürlichen Brodpreis für die nächste Zukunft sichern könnten, sehr wahrscheinlich in das nächste Ausland und seine Festungen ausgewandert und durch den nahenden Winter zugleich die überseeischen Beifuhren erschwert, wo nicht gar vereitelt.

Und da wir nicht glauben können, daß die einzelnen Vereinsstaaten so sehr ihre eigene Souverainität durch Vereinsverträge sollten geopfert haben, daß sie in Fällen, wie der vorliegende, wo Gefahr auf Verzug steht — nicht mehr für die eigenen Lande solche raschen und durchgreifende Schutzregeln sollten erlassen wollen; so können wir wohl mit Sicherheit und Zuversicht baldige und durchgreifend schützenden Verfügungen der sämmtlichen Vereinsstaaten, gewiß aber Einzelner von ihnen hoffen und erwarten.

P. F. Schlinck, aus Frankenthal.

Mannichfaltigkeiten.

(Eheliche Buchstabirübungen.) Gottfriede: Nicht wahr, Weibeken, den Mann gehört doch von Gott und Rechtswegen der Regiment in seinem Hause? — Karoline: Des versteht sich, un ick will et Dir ooch gewiß nich streitig machen. — Gottfriede: Also bin ick die erste Hälfte und Du die zweete? — Karoline: Ja woll. Du bist mei Karo und ick Deine Line. — Gottfriede: Ne; ick bin Dein Gott und Du bist mei Friede.

(Paris, 25. Aug.) Eine neue Assekuranz hat sich hier gebildet, die für unsere Zeit höchst charakteristisch ist, denn sie zeigt, daß heutzutage das Geld ein Aequivalent für Alles ist. Es ist eine neue Assekuranz gegen Unglücksfälle auf Eisenbahnen, und ihr Sitz Nr. 4 in St. Georges. Sie assekurirt Prämien von 1000 bis 20 000 Fr. für die Beschädigungen auf Eisenbahnen, wenn man für je 1000 Fr. jährlich 50 Cent. (14 kr.) einzahlt. Eine köstliche Idee — man läßt sich seine beiden Arme mit 4000, und die beiden Beine mit 4000 Fr. versichern, den Rumpf und Kopf mit 12,000 Fr., und nun fährt man getrost über Jampour nach Brüssel. Kömmt eine Katastrophe, desto besser, je mehr einem gebrochen oder zerschmettert wird, desto größer ist die Prämie, die man erhält. Alle Kondukteure, Maschinisten und Heizer der Nordbahn sollen sich bereits assekurirt haben. Die Administration hat bekannt gemacht, daß sie für alle Eisenbahnen assekurirt. Es lebe die Industrie!

Korrespondenz.

Braunfels, 31. August.

Die in der Nummer 240 d. Bl. erzählte, von einem Commerzienrathe zu Danzig geschehene Drohung gegen die dortigen Bäcker hat der hiesige fürstl. Hofagent Löw bereits seit mehreren Wochen realisirt, indem derselbe, da die Bäcker das vierpfündige Brod nicht unter dem mit dem Fruchtpreise in keinem Verhältnisse stehenden Preise von 5 Sgr 3 Pf. oder 19 Kr. zu verkaufen sich vereinigt hatten, für seine Rechnung täglich sehr bedeutende Quantitäten vorzüglich guten Roggenbrodes backen läßt und das vierpfündige Brod für 4 Sgr. 5 Pf. oder 16 Kr. verkauft, dadurch aber der Wohlthäter der ganzen Umgegend geworden ist, welche aus einer Entfernung von mehreren Stunden und mit Umgehung der Städte Wetzlar und Weilburg, wo die Preise weit höher stehen, ihren Brodbedarf hier kauft. — Ehre dem wohlhabenden Menschenfreunde, der von seinem Vermögen einen so schönen Gebrauch zu machen weiß!

Marburg, 31. August.

Das hiesige Studentenleben, schon über ein Jahr dem Fortschritt huldigend, geht einer neuen bedeutenden Entwickelungsphase entgegen. Es war einer Reactionspartei gelungen, die Progressisten als einen Verein von Leuten darzustellen, welche sich aus persönlicher Feigheit, aus Furcht vor dem Duelle, unter dieser Fahne zusammengeschaart hätten. Studenten und Bürger waren von dieser durch Intrigue geschaffenen Ansicht befangen. Um so mehr ist es anzuerkennen, daß, wie wir aus guter Quelle versichern können, die hiesigen Corpsstudenten aus eigenem Antriebe, mit edler Selbstverläugnung, an die Spitze der Bewegung sich zu stellen beschlossen haben, um die Ehre der gesammten Studentenschaft vor den Augen des Publikums zu retten. Ja, noch mehr! Es haben sich innerhalb der Corps radicalere Grundsätze über academisches Leben ausgebildet, als es dem friedlichen Progreß jemals eingefallen ist. — So werden wir bald die gesammte Studentenschaft in schöner Harmonie mit vereinten Kräften veraltete Vorurtheile vernichten, einen neuen, gesunden Kern eines jungen Studentenlebens schaffen sehen. Besonders hat sich die hiesige Verbindung der H. N., welche schon seit Jahren als das nobelste Corps — vor zwei Jahren wurden sogar drei seiner Mitglieder wegen ihres ächt chevaleresken Betragens von der Hochschule entfernt — anerkannt ist, für die unumschränkteste studentische Reform erklärt. Sobald sich die neue Bewegung gesetzt und bestimmtere Formen angenommen hat, werden wir Ihnen das Nähere mittheilen.

Bad Homburg, 1. Sept.

Die Astern blühen schon in unserem freundlichen Kurgarten, die Sonne versendet ihre Strahlen weniger warm und die Abende werden länger, dennoch ist die Nachsaison in Folge der anhaltend schönen Witterung sehr frequentirt und die Abende in unserm glänzend erleuchteten Kursaale sind sehr freundlich durch den Zusammenfluß der ganzen Badegesellschaft in den Salons, wo von 7 bis 9 Uhr Abends musikalische Soiréen unserer Kurkapelle stattfinden, die fortwährend zur Zufriedenheit der Kurgäste die neuesten Erscheinungen im Gebiete der Opernmusik mit Präcision uns vorführt. Dem tüchtigen Musikdirektor dieser Kapelle, Hrn. Garde, wurde dieser Tage von höchster Hand zum Beweise der Anerkennung ein sehr werthvoller goldener Tactirstab überreicht, ein schmeichelhaftes Geschenk, das den deutlichen Beweis liefert, wie sehr zufrieden man in allen Kreisen mit den trefflichen Leistungen dieser Kapelle ist. — Dem Cyclus unserer Sommerkonzerte schloß sich ein am verflossenen Freitag stattgehabtes Konzert des talentvollen Pianisten Zell an, das noch durch den seltenen Umstand ausgezeichnet war, daß die bekannte Tänzerin Lola Montes sich als mitwirkend auf dem Zettel annonciren ließ, aber am Abende des Konzertes nicht erschien, sondern schnell abreis'te, ob aus Künstlercaprice oder aus andern Gründen lassen wir dahin gestellt seyn; übrigens soll sie in Baden-Baden eben so mit dem Publikum umgesprungen seyn. — Die Jagd, die jetzt begonnen hat, zieht viele Liebhaber des edlen Waidwerks an, da sowohl Schwarz- als Hochwild in unsern Waldungen reichlich sich vorfindet und den Kurgästen vollkommene Jagdfreiheit gestattet ist. — Dem Vernehmen nach wird Jenny Lind noch im Laufe des Monats im hiesigen Conversationshause singen, auch Staudigl hat zugesagt. — Die Bälle finden fortwährend jeden Dienstag statt; der jüngste war namentlich von Frankfurt aus sehr besucht.

Berichtigung.

Nach einem uns aus Düsseldorf zugekommenen Schreiben ist das in Nro. 234 und 235 d. Bl. beschriebene Bild: „die Ueberschwemmten", nicht von Hasenclever, sondern von J. G. Meyer von Bremen, was hiermit berichtigt wird.

D. Red.

Main-Wasserwärme: 4. Sept., Morgens, 8 Uhr: 16 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Freitag, 4. Sept. (Zum Erstenmale): Gottsched und Gellert Charakter-Lustspiel in 5 Abth., von Heinrich Laube.

Samstag, 5. Sept. Der alte Magister, Schauspiel in 4 Abth., von Roderich Benedix.

Sonntag, 6. Sept. (Zum Erstenmale): Die Musketiere der Königin, große Oper in 3 Abth., von St. Georges, in's Deutsche übertragen von Carl Gollmick, Musik von Halevy. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 246. Sonntag, den 6. September 1846.

Aus Frankfurt.

(Von Ludwig Hub.)

Ein Ruf, zu kommen, tönet uns entgegen
Aus allen Städten uns'rer Nachbarschaft,
Die wir erreichen jetzt auf Eisenwegen,
Gezogen von des Dampfes Zauberkraft.
Ein jeder Ort will sich bemerkbar machen
Und ladet freundlich zum Besuch uns ein;
Da muß ja wohl die Reiselust erwachen:
Ihr Nachbarn, ruft! Wir werden folgsam seyn!

Doch Gleiches wollen wir von euch erwarten,
Auch uns're Stadt hegt Sehenswerthes viel.
Sie, die umschlungen ist von einem Garten,
Sie war von je ein würdig Reiseziel.
D'rum kommt nur Alle, jüngst noch viele Meilen
Und jetzt Minuten kaum von uns entfernt!
Ihr werdet gerne öfter bei uns weilen,
Wenn ihr uns nur erst näher kennen lernt.

Zwar müßt ihr hier gar Mancherlei entbehren,
Was ihr zu Hause habt im Ueberfluß.
Fern bleibe von uns, wer da trägt Begehren
Nach Einsamkeit und ländlichem Genuß!
Wir haben keine Burgen aufzuzeigen,
Ruinen nicht und keine Alpenhöh'n,
Das Schnitterlied, die Heerdenglocken schweigen;
Hier schallet nur der Großstadt laut' Getön.

Des Handels Banner seht ihr lustig wehen;
Es führt Merkur bei uns den Herrscherstab,
Der Gott, dem stets noch Tempel hier erstehen
Und der den Vätern Glück und Wohlstand gab.
Ein reges Leben wogt in allen Räumen,
Die Thätigkeit regieret und der Fleiß.
Hier ist's nicht Brauch, die Stunden zu verträumen;
Der Rüst'ge nur gewinnt den Siegespreis.

Doch wähnet nicht, daß einzig sey versunken
In nied're Leibessorgen das Geschlecht,
Erstickend alle edlen Himmelsfunken
Und schwärmend nur für Cours und Wechselrecht.
Nein, ob die Bürger wetten auch und wagen,
Ob sie sich müh'n voll selt'ner Thätigkeit,
Sie sind nicht taub für all' die großen Fragen,
Die mächtig jetzt bewegen uns're Zeit.

Ein jeder Fortschritt wird mit Lust betrachtet,
Der kund sich gibt im deutschen Vaterland;
Wo je das Unglück nach Errettung schmachtet,
Da reicht man gerne ihm die Bruderhand.
Man freut sich wohl der edlen Gottesgaben,
Die reich verlieh'n das gütige Geschick;
Doch weilet nicht allein auf „Soll“ und „Haben“,
Nein, auch auf höh'rem Ziele gern der Blick.

Es kann euch von dem frischen Geistesleben,
Von jeher heimisch schon in uns'rer Stadt,
Manch' schönes Denkmal lautes Zeugniß geben,
Das edler Bürgersinn gegründet hat.
Der Waisen und der Armen Prachtpaläste,
Die milden Stiftungen, so reich begabt,
Sie bieten einen Anblick dar, ihr Gäste,
An dem wohl jeder Menschenfreund sich labt.

Beschauet euch den regen Kampf der Kräfte,
Des blüh'nden Handels wechselreiches Bild,
Wie Jedem bei dem Walten der Geschäfte
Das eig'ne Ich nur als das Höchste gilt.
Dann wieder schaut, wie man nach Tagesmühen
Am Abend sich im Freundeskreis' vereint,
Wo Frohsinn herrscht, des Witzes Funken sprühen
Wo aller Hader aufgehoben scheint.

Und habt ihr euch genugsam umgesehen,
Dann fehlt es auch an Herzensstärkung nicht;
Nach uns'rer schönen „Mainlust“ mög't ihr gehen,
Wo's an Erquickung nimmermehr gebricht.
In den Hotels, den heitern, ist gut wohnen,
Sey's nun im „Kaiser“, „Landsberg“ oder „Schwan.“
Ihr trefft da Glieder aller Nationen
Und Rebensaft in selt'ner Güte an.

Auch die statt Wein den Gerstentrank sich preisen,
Auch diese finden, was sie suchen, hier:
In einem „Stifte“ spendet Stiftsherr Eysen,
Ein Bauer in dem „Taunus“ trefflich Bier;
Auch Eckhard gibt's; es ragt der Felsenkeller,
Wo selbst der Fremde einen Schwager trifft;
Weit reicht der Blick, die Stunden schwinden schneller,
Wenn man im Geist den luft'gen Raum durchschifft.

Gefällt es euch, Gedanken auszutauschen, —
Frei ist das Wort, es zählet nur die That;
Kein Späher wird hier euren Worten lauschen,
Die euch entströmen über Kirch' und Staat.

Beamtenstolz und höf'sche Bückling' gelten
Bei freien Bürgern, wie ihr wisset, nichts.
Die Dunkelmänner trifft man bei uns selten,
Doch zahlreich die Geweiheten des Lichts.

Kommt nur, ihr Nachbarn, denen Zauberflügel
Zu Diensten steh'n! Ganz furchtlos könnt ihr nah'n:
Man führt das Dampfroß jetzt an straffem Zügel
Und schwerlich überspringt's noch je die Bahn.
Der Messe Walten hat bereits begonnen,
D'rum kommt! — Und wenn ihr heimwärts euch begebt,
Dann hat Erinnerung ein Bild gewonnen,
Das Bild der Großstadt, wie sie leibt und lebt.

Der Bauherr.

Historische Novelle von Anton Langer.

(Fortsetzung.)

3. Das Haus des Juden.

Niemand, der heut zu Tage die prachtvollen Straßen der Leopoldstadt durchwandert, denkt wohl daran, wie ganz anders es hier vor weniger als zweihundert Jahren ausgesehen hat. Wo waren damals jene prächtigen, palastähnlichen Gebäude, und die breiten, geraden Straßen, voll von schimmernden Carrossen und geputzten Fußgehern; nicht einmal der Name existirte noch. Eine einzige Brücke von Holz führte hinüber in den Werd, (so hieß damals die jetzt so glänzende Vorstadt), und dieser Werd war die Wohnung der Juden, die auch in Wien, wie es allenthalben im Mittelalter bis spät in die neue Zeit hinauf, Sitte war, einen eigenen Stadttheil zu ihrer Behausung angewiesen hatten. Der Prater, damals freilich noch nicht so genannt, erstreckte sich viel weiter herauf gegen die Stadt zu, als jetzt, und bis zwischen die Häuser hinein standen einzelne Buchen und Birken. Die Wohnungen der Juden selbst, die schlechtesten Häuser von der Welt, waren klein und schmutzig, manche nur aus Holz; die Thore blieben den Tag über geschlossen und die Fenster ließ man absichtlich erblinden, daß kein neugieriges Auge den spähenden Blick hineinwerfe in das geheimnißvolle Innere. Die träge Stille, die hier am Tage herrschte, wurde nur von Zeit zu Zeit unterbrochen, durch den hastigen Schritt eines Wildhüters oder eines Schacherjuden, der mit dem wohlgefüllten Bündel heimkehrte in seine niedere Behausung. aber wenn die Nacht ihren geheimnißvollen Schleier herabsinken ließ, da begann in den engen, unreinlichen Gassen der Judenstadt ein eigenes, seltsames Leben und Treiben. Sporen klirrten und Federbüsche schwankten durch die Häuserreihen, manche niedere unscheinbare Hütte ließ durch die kleinen Fenster Lichtströme blendend schimmern, und drinnen klangen die Becher und rollten die Würfel; Mädchenstimmen sangen lockende Lieder, und nur zu oft mischte sich darein das Rasseln der Raufdegen, daß die herbeieilende Rumorwache dem wüsten Treiben der nächtigen Schlemmer ein Ende machen mußte. Wohl wußte der Wiener Pöbel dies, und scheute sich, den verrufenen Stadttheil in der Nacht zu besuchen, aber man brandmarkte den Werd nicht blos als den Sitz der Lüderlichkeit, sondern auch als den Schauplatz geheimnißvoller, schauerlicher Thaten. Wenn irgend eine fürchterliche Unthat begangen, ein recht grimmiger Frevel verübt worden war, so suchte man die Ueheber gewiß in der Judenstadt; und läßt es sich auch nicht läugnen, daß Aberglaube und gehässiges Vorurtheil sich dabei übertreibend einmengte, so kann man anderseits nicht in Abrede stellen, daß wirklich über der Donau drüben viel herumlaufendes Gesindel und landstreicherische Schnapphähne bei den Bewohnern Unterstand fanden, und viele und große Frevel begangen wurden, die endlich die gänzliche Ausweisung der Juden aus Wien zur Folge hatten.

Eines jener Judenhäuser, welches, wie es bei nicht vielen der Fall war, sogar mit einem Stockwerke prangte, stand in der Gegend des heutigen scharfen Ecks. Es war ein altes graues Gebäude, das mit dem Thore gegen die Straße zu stand, seine Hinterwand aber an die vorbeirollende Donau anlehnte, jedoch auch auf dieser Seite ein kleines Pförtchen besaß, das aber von dichtem Weidengebüsche so versteckt war, daß man es vom andern Ufer oder von den Stadtmauern aus unmöglich wahrnehmen konnte. Der Eigenthümer dieses Hauses hieß Ascher Ben Israel, ein Mann, der sich im Gespräche mit Andern hundertmal einen armen Teufel nannte, den aber die ganze kundige Nachbarschaft für sehr reich hielt. In einem Zimmer dieses Hauses, dessen von Weinlaub umstrickte Fenster in den Hofraum hinaus gingen, saß am Abende des Tages, da der Grundstein zur Leopoldinischen Burg gelegt wurde, eine schöne bleiche Frau. Sie hatte das Haupt matt gegen die Brust sinken lassen, ihre großen dunklen Augen sahen aus, als ob sie viel geweint hätten. Sie trug ein schwarzes Sammtkleid, und die Hände, die von blauen Adern durchzogen kraftlos in ihrem Schoße lagen, wurden in ihrer blendenden Weiße durch das Dunkel des Kleides noch mehr gehoben. Das Zimmer war mit einem gewissen Luxus eingerichtet; zur Seite des weichen Himmelbettes hing eine mit Perlenmutter kostbar eingelegte Mandoline; in einem aus Golddraht geflochtenem Käfig wiegte sich ein buntgefiederter Sittich, und ein schönes, etwa siebzehnjähriges Mädchen, die Tochter des Juden, neckte sich mit dem kreischenden Vogel, dem sie Zucker hinhielt, und wenn er haschen wollte, lachend ihn wieder zurückzog.

„Er kommt heute wieder nicht," sagte die Frau, indem sie mit bekümmerter Miene durch's Fenster hinaus sah, und ihre Aussprache verrieth durch ihren weichen, fremdartigen Klang die Italienerin; „er kommt heute wieder nicht, und so harrt meine Sehnsucht Tag für Tag vergebens; er kommt nicht."

„Seyd nicht so trübe, edle Frau," sagte das Mädchen, „was grämt Ihr Euch; Scomparini hat viel Geschäfte, wie mein Vater sagt, und ist er damit zu Ende, so wird er sich augenblicklich einfinden."

„Sonst war es anders, liebe Lea," seufzte die Signora, „auch sonst hatte er mancherlei zu thun; aber wenn der Abend kam, da flog er herbei auf den Flügeln der Liebe, und versicherte, wie er die Minuten gezählt habe, die ihn von seinem Glücke trennten. Wie ganz anders ist es jetzt geworden."

„Das war wohl in Welschland?" fragte Lea, und sah die Dame mit neugierigen Augen an. „Ach, Italien!" rief die schöne Dame in einem Anfluge von Begeisterung, „du schönes, du herrliches Land, wo die Sonne heißer glüht und die Herzen heißer schlagen; hier in Eurem Norden ist Alles kalt und klug, die Menschen und die Erde, und die Augen sehen uns hier so scheu und mißtrauisch an, und die Reden klingen so finster und trotzig, als ob hier keiner das Wort Liebe aussprechen könnte."

„Schmäht mir nicht unser Land," eiferte Lea, „unsere Hügel stehen so schön im Schmucke ihrer grünen Reben, unsere Sonne scheint so mild und warm, und die Menschen sind auch gut und freundlich; o ja, sie können lachen und lieben, wie bei Euch. Euch macht nur der Gram ungerecht gegen uns."

„Vergieb, Lea," sagte die Donna, indem sie ihre kleine weiße Hand dem Mädchen reichte, „aber ich bin krank und mein Herz ist beklemmt, seit ich aus dem Hause meiner Eltern entfloh."

„Ihr enfloht?" fragte das Mädchen aufhorchend.

„Ach, leider," seufzte die Dame, „warum sollst Du es nicht wissen, Du gute und treue Seele. Ich entwich in Genua aus meines Vaters Hause, weil der stolze Nobile nimmer seine Einwilligung zu meiner Verbindung mit dem ahnenlosen Scomparini gegeben hätte; nun sind es fast zwei Jahre."

„Da habt Ihr ihm ein großes Opfer gebracht," meinte Lea kopfschüttelnd.

„Die Liebe kennt kein Opfer," versetzte die Dame, „wir gingen nach Deutschland. Scomparini kannte kein größeres Glück als meine Wünsche zu befriedigen. An den Augen sah er mir meinen Willen ab; seit wir hier in Wien sind, hat sich das Alles sehr, recht sehr geändert."

„Weint nicht, Signora," sagte Lea tröstend; „Ihr seyd krank und seht Alles mit trüben Augen an; Scomparini liebt Euch wie sonst, und wenn er nicht bei Euch seyn kann, so leidet er gewiß mehr als Ihr selbst; gebt Acht, ehe es Nacht wird, haben wir ihn hier."

„Wollte Gott, Du sprächest wahr, aber ich fürchte, ich fürchte. —"

„Fürchtet nichts, Ihr verdient es, und Ihr werdet gewiß noch glücklich, recht glücklich werden."

„Glücklich?" fragte die Dame seufzend, und ein leiser unwillkürlicher Schauer durchbebte ihre schönen Glieder; „glücklich! es giebt kein Glück für die, auf denen der Fluch eines Vaters lastet. Und sie beugte das schöne Haupt auf die weißen Hände, daß die dunklen Locken sie umflogen wie Wetterwolken den verbleichenden Tag, und weinte bitterlich.

(Fortsetzung folgt.)

Vorlesungen
über
die Geschichte der deutschen National-Literatur von Dr. A. F. C. Vilmar, Direktor des kurfürstl. Gymnasiums zu Marburg und Leipzig. Druck und Verlag der Elwert'schen Universitäts-Buchhandlung. Zweite Auflage. *)

Wenn es schon eine betrübende Erscheinung ist, daß heutzutage bei uns jeder Herumstreicher ohne Verdienst und bestimmte Beschäftigung, jeder Phrasenmacher ohne Kenntniß und Tiefe sich Literat nennen darf, wenn es eine traurige Bemerkung ist, daß bei uns jede sentimentale Romanheldin, die wöchentlich ein halbes Dutzend s. g. Literaten bei sich sieht, und mit Thee und Butterbrod bewirthet, sich für eine Beschützerin der Poesie und schönen Literatur halten darf, so ist doch die Thatsache noch viel betrübender, daß unter Denjenigen, welche nicht hierher gehören, welchen es nicht an einem besseren Sinn und Geschmack für schöne Literatur fehlt, so viele sind, denen in dieser Beziehung gerade Das, was ihnen am nächsten liegt: die deutsche Literatur und ihre Geschichte am fremdesten ist. Aber der alte, über den Deutschen verhängte Fluch, überall das Fremde dem Einheimischen vorzuziehen, von Fremden das Recht, von Fremden die Religion, von Fremden die Ausdrucksweise des Herrführers, von Fremden sogar die Tracht und noch Tausend andere Dinge sich vorschreiben zu lassen, ist leider auch in Bezug auf Literatur noch immer von Wirksamkeit. Fünfzehn deutsche Buchhandlungen sind zur Verbreitung geschäftig und streiten sich um das Vorrecht, eine Uebersetzung liefern zu dürfen, wenn in der Hauptstadt unserer Nachbarn „Geheimnisse von Paris" oder „ewige Juden" angekündigt werden. Das gediegenste deutsche Buch dagegen, wenn es nicht ein Lesebuch für Schulen und Akademien ist, erlebt selten die zweite Auflage. Nicht schnell genug kann sich unsere vornehme Welt einfinden, wenn ein hergereister Professeur über französische Literatur fünf Vorlesungen für einen Louisd'or ankündigt, dagegen würde sie für einen vollständigen gediegenen Cursus von Vorlesungen über deutsche Literatur nicht den zehnten Theil anwenden. Doch wir wollen darum noch nicht völlig an der Möglichkeit einer Besserung unserer nationalen Moralität verzweifeln. Wir sind seit dem Jahre 1842 wenigstens in einigen Dingen wieder mehr zum deutschen Element zurückgekehrt; deutsche Gesangvereine und Sängerfeste sind rührig aller Orten; deutsche Turnkunst darf wieder die einst gefesselten Glieder im Vaterlande frei bewegen, und so hofft auch Schreiber dieser Zeilen nicht ganz vergeblich die Stimme zu erheben, wenn er seine Landsleute auf die Geschichte deutscher National-Literatur mit der Bemerkung hinweis't, daß nächst der Unkenntniß seiner politischen Geschichte nichts schimpflicher für ein Volk sey, als die Unkenntniß seiner National-Literatur, daß aber neben der Bekanntschaft mit seiner Volksgeschichte nichts mehr geeignet ist, das Nationalgefühl zu kräftigen, als die Bekanntschaft mit seiner National-Literatur und deren Geschichte. Wohl Mancher, der diese Zeilen lies't, wird im Stillen die zweifelnde Frage an Schreiber dieses richten: Was kann aber eine genauere Kenntniß unserer National-Literatur uns helfen, da wir doch in der Hauptsache mit dem Streben und Wirken Lessing's, Herder's, Goethe's, Schiller's und aller Späteren bekannt sind? Ihm antworten wir: Diese Frage beweis't, daß Du mit Dem, was wir früher schon Bedeutendes besessen haben, nicht bekannt bist, daß gerade der nationalere Theil unserer Literatur für Dich nicht vorhanden ist, daß Du die Meinung hegst, als hätten wir unsere Literatur bloß einer Nacheiferung der Franzosen und Engländer zu danken. Unsere schon vor Lessing's Zeit vorhandene Literatur ist eine so reiche und früh aufblühende, daß wir wohl berechtigt sind, auf die Bedeutung und den Vorsprung, den sie schon im dreizehnten Jahrhundert vor den poetischen Produkten aller unserer Nachbarn hatte, wahrhaft stolz zu seyn; und um sich davon zu überzeugen, ist vor allen Dingen die Kenntniß der Geschichte deutscher National-Literatur nöthig.

Aus der Ueberschrift dieses Aufsatzes muß der Leser schon errathen haben, daß wir der Absicht sind, mit den vorstehenden Zeilen die Empfehlung eines im Buchhandel gegenwärtig befindlichen Buchs als eines geeigneten Mittels zur Abhülfe der von uns gerügten Thatsache zu verbinden. So ist es. Das oben angeführte Werk entspricht unserem sehnlichen Wunsche vollständig, eine allgemeinere Kenntniß der deutschen Literatur und deren Geschichte, unseren Landsleuten jeder Klasse und jeden Geschlechts auf eine würdige und faßliche Weise möglich gemacht zu sehen. Nicht zu ausführlich für den Nichtgelehrten, und nicht zu skizzenhaft für den Gelehrten eines andern Fachs, bewegt es sich in einer edlen, sehr schönen und dabei faßlichen Sprache, ist warm und mit nationaler Begeisterung für den Gegenstand aufgefaßt, und wirkt darum innig und begeisternd auf den Lesenden. Du aber, lieber Leser, der Du vielleicht Neigung hast, das Buch in Deinen Besitz zu bringen, stoße Dich nicht an dessen Titel: „Vorlesungen ꝛc." Aus demselben kannst Du, dessen Ohr freilich durch die heutzutage zur Mode gewordene Charlatanerie und Anmaßung so mancher Nachschreiber verwöhnt ist, gerade die Bescheidenheit des Gelehrten erkennen; ja es muß dieser Titel, da die Vorlesungen wirklich gehalten worden sind und zwar vor einem Kreis von Herren und Damen und sich in Churhessen ein Subscribentenverzeichniß von nahe an sechshundert Personen erworben haben, gerade Dein Vertrauen erwecken.

Dr. F. Luca.

*) Sollte der vielfach in Anspruch genommene Raum unserer Blätter es verstatten, so werden wir aus dem genannten Werke einige Bruchstücke mittheilen, und es ließen sich deren nicht wenige auswählen, welche als Beleg der vorstehenden Empfehlung dienen könnten.

Gelehrten-Versammlung in Frankfurt a. M.

Mit Beginn dieses Jahres haben einige namhafte Gelehrte eine Einladung zu einer Gelehrten-Versammlung ergehen lassen. Es waren dies die Professoren E. M. Arndt, Beseler, Dahlmann, Falk, Gervinus, Jacob Grimm, Wilh. Grimm, Haupt, Lachmann,

Lappenberger, Mittermaier, Pertz, Ranke, Reyscher, Runde, A. Schmidt, Uhland, Wilda. Aus Frankfurt schlossen sich noch dieser Einladung an und erboten sich die nöthigen Vorbereitungen zu treffen: Schöff Dr. Souchay und Dr. Euler.

Diese Männer, welche sich der Pflege deutschen Rechts, deutscher Geschichte und deutscher Sprache ergeben, nehmen sich vor, in Frankfurt a. M., einer der ehrwürdigsten Städte des Vaterlandes, vom 24. Sept. d. J. an einige Tage mit einander zu verkehren und mit andern Gleichstrebenden daselbst zusammen zu treffen. Wissenschaftliches Anregen, persönliches Kennenlernen und Ausgleichen der Gegensätze, soweit diese nicht innerhalb der Forschung Bedürfniß sind, werden als Zweck der Versammlung angegeben. Da die Wissenschaft aus geheimnißvollem Dunkel herausgetreten ist, sollen die Zusammenkünfte möglichst öffentlich, dabei nur freie Rede gestattet, abgelesene Vorträge für die Regel ausgeschlossen seyn. Thätige Theilnahme aber soll auf den Kreis der Männer eingeschränkt bleiben, welche ihre Betheiligung am Fortschritt der deutschen Wissenschaft durch ihre Arbeiten oder im Amte dargelegt haben.

Wie man vernimmt, sind bereits einige unserer Mitbürger zusammen getreten, um Fürsorge zu treffen für das Unterkommen und die Annehmlichkeit der Gäste, sowie für die zu den Zusammenkünften nöthigen Localitäten. Großartige Festlichkeiten wären dem Wunsche der Einladenden und dem Wesen der Versammlung nicht entsprechend; es bleibt darum unsern Mitbürgern überlassen, durch freundliches Entgegenkommen und gastliche Aufnahme die Gäste (deren ein- bis zweihundert erwartet werden sollen), zu ehren. Die Loge „Socrates“ hat bereits in sehr zuvorkommender Weise ihre Säle den erwarteten Germanisten zur Verfügung gestellt.

Die Zeit der Versammlung naht heran und bald wird unsere Vaterstadt die Männer in ihren Mauern erblicken, welche ihr Leben den höchsten Gütern des Vaterlandes, seinem Rechte, seiner Geschichte, seiner Sprache gewidmet, welche für dieselben muthig in die Schranken getreten und theilweise so große Opfer freudig gebracht haben. Gewiß werden unsere Mitbürger dies zu würdigen wissen und das Ihrige dazu beitragen, den lieben Gästen den Aufenthalt in Frankfurt heiter und angenehm zu machen.

Mannichfaltigkeiten.

In Paris sind kürzlich Ary Scheffer's zwei berühmte Gemälde: „Faust und Gretchen im Garten“ und „Faust auf dem Blocksberge“ zusammen für 45,000 Frcs. von einem Kunsthändler gekauft worden.

In Sachsen ist die Getraideernte dahin ausgefallen, daß das Korn in Schocken eine gute Mittelernte gab, dabei ist aber der Mehlgehalt sehr reichlich. Der Waizen ist in Schocken, Körnern und Mehlgehalt ausgezeichnet. Gerste hat eine gute Mittelernte gegeben, dagegen ist die Hafererernte gering ausgefallen. (Dorfz.)

Korrespondenz.

Stuttgart, 3. Sept.

Die Zeit der Festlichkeiten, von denen so lange bei uns sich unterhalten wird, naht immer mehr heran, aber immer mehr scheint es auch, als wenn diese Festlichkeiten keine sonderlich große Ausdehnung erhalten werden; denn Eins um's Andere von Dem, was man früher damit verbunden glaubte, geht inzwischen vereinzelt und fast in aller Stille vor sich, so daß der Kreis des noch übrig Bleibenden sich immer enger zusammenzieht. Das neue Theater, von dem man Anfangs glaubte, es werde nicht vor Ankunft des jungen Paares eröffnet werden, ist nun, wie ich Ihnen bereits gemeldet, am letzten Mittwoch, am 26. Aug., mit Lindpaintner's und Dingelstedt's Festoper „Lichtenstein“ eröffnet worden. — Die Enthüllung des Jubiläums-Denkmals oder der sogenannten Festsäule, von der man glaubte, sie werde am 27. Sept., dem Geburtsfeste des Königs, feierlich stattfinden, ging heute vor sich und zwar ohne alles Gepräge, ohne daß die Bewohner Stuttgart's ihrer bei weitem größten Mehrzahl nach nur etwas davon ahnten. Heute Mittag, kurz vor 12 Uhr, begab sich eine Deputation des ständischen Ausschusses zum Könige, welchem der Präsident der Abgeordnetenkammer, Kanzler v. Wächter, die Urkunde der Uebergabe des Denkmals an den gefeierten Regenten überreichte. Während dessen wurden die Statuen und Reliefs, so wie die Inschrift des Denkmals ihrer Umhüllungen entkleidet und das ganze Denkmal, eine Zierde des Schloßplatzes, zeigt sich frei den Blicken Aller. Am Fuße der Säule selbst, noch oberhalb des Unterbau's, stehen mit Lapidarschrift die Worte: „Dem treuen Freunde seines Volkes, König Wilhelm dem Vielgeliebten, widmen die Stände Würtemberg's dieses Denkmal zur Feier seines 25jährigen Regierungs-Jubiläums den 30. October 1841.“ An den vier Ecken des Säulenfußes auf dem Fundamente sind vier kleine Piedestals angebracht, auf welchem vier in München gegossene, 9 Fuß hohe Statuen von blankem Erze sich befinden; es sind die allegorischen Figuren der Stände der menschlichen Gesellschaft, des Nähr-, des Lehr-, des Wehrstandes und von Handel und Gewerbe; sie repräsentiren den Ackerbau, Handel und Gewerbe, Künste und Wissenschaften und den Kriegerstand. Um die vier Seiten des Fundaments, das, wie die ganze Säule aus würtembergischen Granit besteht, ziehen sich vier schöne in Erz gegossene Hautreliefs, Scenen aus dem Leben des Königs darstellend. Drei sind aus dem Feldzug von 1814, wo er noch als Kronprinz eines der Armeecorps der Verbündeten mit Ruhm befehligte. Es sind die Treffen bei la Fère Champenoise, Brienne und Sens; das vierte stellt den König auf dem Throne im Ständesaale, umgeben von den Ständen des Landes, einerseits die Standesherren, andererseits die Abgeordneten der Ritterschaft, der Geistlichkeit, der Universität und des Volkes, wie sie mit erhobener Hand die Verfassung beschwören. Das ganze Denkmal, auf welche noch die 13 Fuß hohe Bildsäule des Königs kommen soll, macht einen günstigen Eindruck. — Der Einzug des Kronprinzen und seiner Gemahlin ist officiell auf den 21. d. Mts. angezeigt. Unter den nun noch abzuhaltenden Festlichkeiten nennt man: den feierlichen Einzug durch die festlich geschmückte Stadt, eine große Truppenschau über die bis dahin eben vom Herbstmanöver zurückkehrenden Truppen der Stuttgarter, Ludwigsburger und Heilbronner Garnisonen, die Eröffnung der Eisenbahn von Stuttgart nach Ludwigsburg und Cannstatt, Festtheater, Festbälle, ein Carroussel, Beleuchtung des neuen, prachtvollen maurischen Bades und das jedes Jahr um diese Zeit stattfindende landwirthschaftliche oder Volksfest und Wettrennen mit größerem Pompe, so wie öffentliche Speisung der Armen.

Frankfurt a. M., im Sept.

Wiljalba Frickel.

Dieser durch die Berichte öffentlicher Blätter bereits genugsam bekannte Meister aus dem Kunstgebiete der sogenannten natürlichen Magie, Hr. Wiljalba Frickel, ist in Athen geboren, hat aber in Deutschland seine Studien gemacht und sich bereits so lange schon daselbst producirt, daß er der deutschen Sprache vollkommen mächtig ist. Auf einer geschmackvoll decorirten und mit einem eben so reichhaltigen, als sehr werthvollen Apparate versehenen Bühne, in einer geräumigen Bude auf dem Paradeplatz hat Hr. Frickel am 3. d. M. seine Vorstellungen eröffnet. Der Besuch war zahlreich und der Beifall lebhaft. Hr. F. schließt sich seinen Vorgängern Bosko, Döbler, Conis, Becker u. A. würdig an und steht an Sicherheit und Gewandtheit der Manipulation denselben nicht nach, während er sie an Schnelligkeit der Ausführung noch übertrifft und besonders darin excellirt, daß er seine Stücke ohne alle Unterbrechung und ohne von Einem in's Andere zu gerathen, schnell zu Ende führt, wodurch er einen um so überraschenderen Eindruck hervorbringt. Die persönliche Erscheinung des Darstellers ist empfehlend und er besitzt seinem Publikum gegenüber den nöthigen Tact. Es steht demnach dem hier eröffneten Zauber-Cyclus des Hrn. Wiljalba Frickel ein günstiger Erfolg in Aussicht und wir machen auf denselben die Freunde der natürlichen Magie und angenehmen Unterhaltung aufmerksam.

Main-Wasserwärme: 5. Sept., Morgens, 8 Uhr: 16 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 247. Montag, den 7. September 1846.

Der Bauherr.

Historische Novelle von Anton Langer.

(Fortsetzung.)

Es wurde heftig an's Thor gepocht. Schnell erhob sich die Signora, trocknete ihre Augen und trat an's Fenster, wohin ihr Lea folgte. Ein schmutziger Junge von gelber Haut und wirren Haaren öffnete das Thor, und hereinkleppelte sich bückend ein Reitersmann, dessen kothbespritzter Fuchs und die nicht minder schmutzigen Stiefel zu erkennen gaben, daß er einen tüchtigen Ritt gemacht. Er war in einen langen Reitermantel gehüllt und unter dem schief auf's Ohr gesetzten spanischen Filz, mit der einfachen schwarzen Feder, sah ein kühnes, wettergebräuntes, aber lebenslustiges Gesicht hervor. Er fragte nach Ascher, indem er dem Jungen den Zügel zuwarf; schweigend wies der Gefragte auf eine Kammer des Erdgeschosses, des Juden Schreibstube, und pfeifend, seine Reitgerte schwingend, trat der Fremde ein, während Lea zu der Dame sagte: „Es ist nicht Scomparini."

„Leider, nein," versetzte die Donna, „aber er steht mit ihm in irgend einem geheimnißvollen Zusammenhange. Scomparini scheint ihm unbedingt zu gehorchen. Als wir in Straßburg waren, erschien dieser Mann, hatte eine geheime Unterredung mit Marco und des andern Tages reis'ten wir ab. Ein Gleiches geschah in Bruchsal, und ich ahne, daß er auch heute wieder geheime Befehle überbringt."

„Nichts leichter zu erfahren als dies," meinte Lea, „laßt Euch nur führen von mir, schöne Frau, und Ihr sollt alles hören, was Ihr zu wissen nöthig habt; es wäre das nicht das erste Mal, daß ich meinen Vater belauscht, wenn er sein Geld zählte, oder purpurfarbene Tincturen mischte."

„Lauschen sollen wir, horchen?" sagte die Dame mit einem leisen Anfluge von Unwillen.

„Nun, und was ist es denn im Grunde so Arges," philosophirte Lea, „Ihr wollt Euch befreien von Eurer Herzensangst, und Ihr horcht also in einer guten Absicht; überdies," setzte sie schelmisch lächelnd hinzu, „hat man ja unserem Geschlechte von jeher ein wenig Neugierde zu gute gehalten."

Die Dame warf ein feines, seidenes Tuch um und folgte dem Mädchen, welches sachte zur Thüre hinaus über die Treppe hinabschlich. Sie gingen geräuschlos durch einen dunklen Gang und Lea öffnete eine Thüre, die zu einer alten Rumpelkammer führte. Sie traten ein, und Lea flüsterte der Dame zu: „Dort, jene Thüre geht in meines Vaters Schreibstube, legt Euer Auge an das Schlüsselloch, dann könnt Ihr Alles sehen, was darin vorgeht." Die Dame folgte dieser Weisung, und leise näher tretend, hielt sie ihr dunkles Auge an die Oeffnung in der Thüre; da diese nur von dünnem Holze war, so konnte sie auch jedes Wort hören, was darin gesprochen wurde. Die Schreibstube sah kahl aus ein paar Schränke mit schweren, eisernen Schlössern standen an den Wänden; der einzige Schmuck war ein altes Ruhebett von verschossenem, rothem Sammet, und auf diesem lag mit Stiefel und Sporen der fremde Reitersmann und klopfte von Zeit zu Zeit mit der Gerte seine mächtigen Waden. Vor seinem Schreibpulte saß der Hausherr Ascher Ben Israel in dunkelseidnem Kaftan, ein schwarzes Sammetkäppchen auf dem Kopfe. Sein Gesicht war ernst und edel, der lange graue Bart wallte ihm bis auf die Brust herab, und seine ganze Gestalt hatte etwas ehrwürdig Patriarchalisches, welches nur von Zeit zu Zeit durch einen schiefen, stechenden Blick seiner pechschwarzen Augen unterbrochen wurde.

Der fremde Reiter sprach so eben: „So geht es immer fort; es wird viel gesprochen und wenig gehalten, und Ihr werdet es so lange treiben, bis die Herren in Paris unwillig werden."

„Gott Abrahams," sagte Ascher, „Ihr meint, das ginge so leicht, ich kann doch nicht den nächst besten bei der Brust packen und sagen: Wollt Ihr das Land verrathen und für gutes, rothes Gold hier den Aufpasser spielen zu Gunsten Frankreichs."

„So tölpelhaft wird man es freilich nicht anfangen, alter Prophet," sagte der Reiter, indem er dem Juden einen freundschaftlichen Schlag mit der Gerte gab, „aber man muß sich erkundigen, um die Säufer, die Spieler u. s. w., denen geht das Geld am öftesten aus, und die Verlegenheit macht das engste Gewissen um einen ganzen Zoll weiter."

„Und habe ich das etwa nicht gethan?" fragte Ascher, pfiffig lächelnd, „habe ich nicht erst diese Woche den sehr edlen Herren Krafelsky und den Sekretarius Steinacker geworben für den Dienst Seiner Majestät des Königs von Frankreich?"

„Verläßliche Leute?" fragte der Reiter.

„Ei, Herr Marquis; die Aussicht, im Entdeckungsfalle gehängt zu werden, macht auch die Leichtsinnigsten zu höchst verläßlichen Dienern."

„Gut," sagte der Herr Marquis, „und so reift unser Plan immer mehr und mehr. Alles, was hier vorgeht, müssen wir erfahren. Jeder Kriegsbefehl muß, ehe ihn der kaiserliche General erfährt, bereits am Hofe in Versailles seyn, und so werden wir jede Operation Oesterreichs vereiteln. Ich komme so eben von Linz, auch dort haben unsere Werbungen guten Erfolg. Jetzt aber brauche ich Geld, viel Geld, also heraus alter Knabe mit den Moneten."

„Natürlich gegen ein sicheres Papierchen?" meinte der Jude.

„Versteht sich, Liebenswürdigster aller alten Wucherer. Hier ist eine Anweisung auf 10 000 Franken, ausgestellt von Bouillet und Stocker in Lyon, jeder Kaufmann in Wien zahlt sie gerne."

Der Jude ging zu einem Schranke, öffnete, nahm mehrere lederne Beutel heraus und zählte die Thaler auf den Tisch, während der Marquis gähnend sein Spiel mit der Gerte trieb. Als der Jude fertig war, sagte er: „Hier, Herr Marquis, sind 8000

Franken in vollwichtigen Thalern, keiner beschnitten und keiner falsch."

„Also nicht mehr als 2000 Franken nimmst Du Profit," lachte der Reiter, „Du bist wirklich eine unparteiische Seele, alter Ascher, der redlichste Geschäftsmann auf der Welt."

„Ach, Herr," schmunzelte der Jude, „bin ich doch ein armer Teufel und der König von Frankreich ist ein großmüthiger Herr."

„O Du armer Teufel!" höhnte der Marquis, „wem sagst Du das, alter Wucherer; wenn ich ein Schneider wäre, den Du wegen schuldigen Seidenstoffen pfändest, so könnte ich es mir wohl gefallen lassen; aber bin ich nicht Marquis Jean d'Auvers, und weiß ich etwa nicht, daß Du den ganzen Werd könntest mit Kronen pflastern lassen."

(Fortsetzung folgt.)

Verhandlungen über Pönitentiarreform in Frankfurt am Main.

(28. September 1846.)

Mehrere für Gefängnißreform lebhaft sich interessirende Männer hatten seit längerer Zeit das Bedürfniß erkannt, auf einige Tage eine Zusammenkunft zu veranstalten, um sich ihre Erfahrungen mitzutheilen, über einzelne noch unklare Punkte ihre Ansichten auszutauschen und sich gegenseitig näher kennen zu lernen. Man hielt gerade die jetzige Zeit zu einer solchen Versammlung (welcher vielleicht in regelmäßigen Zeiträumen ähnliche folgen möchten) für besonders geeignet, weil die Gefängnißreform in einigen Ländern bereits in einem größeren Maßstabe begonnen ist, in den meisten andern wenigstens die Vorarbeiten dazu gemacht sind, in allen aber die Frage der Pönitentiarreform lebhaft verhandelt wird. Noch war man nicht entschieden, welcher Punkt Frankreichs, Belgiens oder Deutschlands für die Vereinigung der Theilnehmer aus den verschiedenen Ländern am passendsten gelegen oder in anderer Beziehung vorzuziehen seyn würde, als die Aufforderung der Männer, welche sich der Pflege deutschen Rechtes, deutscher Geschichte und Sprache ergeben, zu einer Versammlung Gleichstrebender auf den 24. September 1846 nach Frankfurt am Main veröffentlicht ward. Da bei der innigen Verwandtschaft des Strafrechtes mit der Strafvollstreckung (in Gefängnissen) voraussichtlich Manche gerne beiden Versammlungen beiwohnen möchten, der September auch die geeignetste Zeit zu solchen Vereinigungen ist, so hat jene Aufforderung für Frankfurt den Ausschlag gegeben, wo sich nach Beendigung der ersten Versammlung dann auch die Pönitentiarreformfreunde auf einige Tage vereinen wollen. Die Unterzeichneten erlauben sich demnach, alle Diejenigen, welche sich für die Gefängnißreform interessiren, hiermit einzuladen, sich mit ihnen vom 28. September 1846 an auf einige Tage in Frankfurt am Main zusammen zu finden.

Weitere Anfragen, so wie die gefällige Antwort, ob Sie an unserer Versammlung Theil zu nehmen gedenken, belieben Sie an den am Orte der Versammlung wohnenden Dr. Georg Varrentrapp (Roßmarkt, dem Englischen Hofe gegenüber) gelangen zu lassen.

Aubanel. Craivford. David. Diez. Ducpetiaux. Harnier. Jebb. Julius. Lindpaintner. Mittermaier. Moreau. Christophe. Röllner. Picot. Russel. Suringar. Varrentrapp. Welcker.

Programm für die Verhandlungen über Pönitentiarreform in Frankfurt a. M.

(28. September 1846)

1. Officielle Mittheilungen über den gegenwärtigen Stand der Pönitentiarreform in den verschiedenen Staaten.

2. Welches ist die geeignetste Haftweise für Untersuchungs-Gefangene?

3. Verhandlungen über die wichtigsten Punkte, welche bei jener Pönitentiarreform und bei der Wahl des derselben zu Grunde zu legenden Pönitentiarsystems in Betracht kommen:

Welches ist der eigentliche Strafzweck bei einer Gefängnißstrafe?

Die principielle Mangelhaftigkeit der alten Gefängnisse vorausgesetzt, welches der sogenannten Pönitentiar-Systeme entspricht am besten jenem Strafzwecke? Genauere Formulirung der einzelnen Pönitentiar-Systeme (Auburn'sches, Genfer, Philadelphisches).

Kann bei dem Auburn'schen System das Gebot des Stillschweigens (in Wort oder Zeichen) in Wirklichkeit durchgeführt werden?

Sind dazu Körper- oder sonstige sehr strenge oder häufige Strafen nothwendig?

Wirkt dieses Gebot des Stillschweigens etwa an sich nachtheilig, aufregend, oder sonst wie?

Welches sind theoretisch und praktisch die Vorzüge des Classifications- oder Genfer Systems vor dem Auburn'schen? Wiegen diese Vorzüge die Nachtheile der Vereinigung auf?

Kann eine wirkliche Isolirung der Gefangenen, so wie sie das pennsylvanische System verlangt, durchgeführt werden?

Kann eine zum Aufenthalt bei Tage und bei Nacht bestimmte Zelle erbaut werden, welche in Hinsicht auf Gesundheit, Arbeit und Unterricht (Bauart, Größe der Zellen, Lufterneuerung, Heizung, Wasservertheilung, Abtritte, Spazierhöfe, Unterricht, Gottesdienst rc.) den nöthigen Anforderungen entspricht?

Kann der Gefangene, so viel als für seine Gesundheit nothwendig ist, an die freie Luft gebracht werden?

Kann bei dem pennsylvanischen System elementärer, industrieller und religiöser Unterricht gegeben werden?

Kann dem Gefangenen bei den verschiedenen Systemen, namentlich aber bei dem pennsylvanischen, der Besuch rechtschaffener Menschen zu Theil werden? und in welchem Maße? wem ist er zu gestatten?

Welche Einrichtung ist dem Gottesdienste bei dem pennsylvanischen System zu geben?

Sollen gutgesinnten Sträflingen, zur Belohnung für gutes Betragen, gewisse Erleichterungen (Arbeit im Freien) oder zeitweises Aufheben des Trennungs-Systems (z. B. Erlaubniß, mit einander zu sprechen) zu Theil werden?

Welches ist die Einwirkung der verschiedenen erwähnten Systeme auf körperliche und geistige Gesundheit? Bewirkt eines derselben mehr Erkrankungen, Todesfälle oder Geisteskrankheiten, oder doch Schwächung oder Abstumpfung der geistigen oder körperlichen Kräfte, oder bedingt es wenigstens gewisse Umstände, welche wiederum auf die Gesundheit schädlich zurückwirken, wie z. B. gewisse geheime Laster?

Sollen einzelnen Sträflingen in Rücksicht auf ihre Gesundheit gewisse ausnahmsweise eintretende Befreiungen von der andauernden Vereinzelung gestattet werden, und welche?

Ist die getrennte Haft auch auf die Weiber, Kinder und auf die angeklagten oder verurtheilten Militärgefangenen anzuwenden, und in welchem Maße und mit welchen Milderungen?

- In wie weit verhüten die verschiedenen Systeme weitere Verschlechterung?

Was sind die Resultate der verschiedenen Systeme in Bezug auf Besserung der Sträflinge, sowie in Bezug auf Abnahme der Rückfälle und auch auf Abnahme der Verurtheilungen?

Welche allgemeine Einrichtung ist den Pönitentiar-Anstalten zu geben? Soll an der oberen Verwaltung der Anstalten eine gewisse Anzahl freier Bürger Theil nehmen?

Mittheilungen von Erfahrungen über einzelne sonstige Punkte aus der Gefängnißkunde und über einzelne Gefängnisse.

Mittheilungen und Verhandlungen über Schutzvereine für entlassene Sträflinge.

Mittheilungen und Verhandlungen über Schutzvereine und Rettungsanstalten für jugendliche Gefangene.

NB. Vorstehendes Programm ist eigentlich nur ein Vorschlag zur Bestimmung der Tagesordnung für die Versammlung; dieser steht es natürlich frei, das Programm nach Belieben zu ändern.

Es haben bis jetzt außer den Einladenden ihre Theilnahme angemeldet: die Herren Arbit, Blouet, Larroque, Belut; Blankenberg, von Bosse, von Closen, Eberly, Heffter, von Jagemann, Obermaier, Röder, Simon; von Baumhauer, Bischers; Adshead, Lea, Merry; Grf. Skarbeck; Moser; Grosch, Moinichen u. a. Erst im Laufe des kommenden Monates September werden weitere Antworten einlaufen können.

Die erste Sitzung wird Montag den 28. September Morgens 9 Uhr in dem freundlichst zur Verfügung gestellten Saale der Gesellschaft Carl zum aufgehenden Licht (Gallengasse, E. 5. im Hinterhause) stattfinden. Die Eintrittskarten zu den Versammlungen werden in der letzten Woche vor Eröffnung des Congresses in der Wohnung des Dr. Georg Varrentrapp (Roßmarkt, E. 230. b.) ausgegeben werden.

Die erste Gewerb-Ausstellung für das Herzogthum Nassau.

Wiesbaden.

Das glänzende und patriotische Schauspiel der ersten Gewerbausstellung für das Herzogthum Nassau, welches Wiesbaden in diesen Tagen dem ganzen Lande, den lieben Nachbarstädten Mainz und Frankfurt, den Tausenden fremder Menschen, welche uns täglich und stündlich die Rheindampfschiffe und die langen Wagenzüge der Taunus-Eisenbahn zuführen, den Holländern, Engländern, Franzosen rc. rc. darbietet, ist hauptsächlich nur darum veranstaltet worden, um das Land dem Lande selbst zu zeigen, um das Gefühl der eigenen Kraft und Tüchtigkeit zu beleben, um schreibseligen Pedanten größere Achtung vor unserem allzu bescheidenen Gewerbstande einzuflößen und die große Bestimmung des noch jungen nassauischen Gewerbvereins außer allen Zweifel zu setzen.

Nur die Schande scheuet das Licht. Jedes edle Menschenwerk, jede heilsame Anstalt im Leben der Völker sucht die Oeffentlichkeit, sie will und muß von ihrer Sonne beschienen seyn, und deßhalb wünschte ich, daß die frohe Kunde auf den schnellen Schwingen dieser Blätter nicht allein in jede Dorfschenke des Westerwaldes, des Taunus und des Lahnthals, sondern weithin über alle Gaue des Vaterlandes getragen würde, damit es immer mehr und mehr bekannt werde, wie sehr es uns drängt und treibt an dem national-ökonomischen Aufschwung Deutschlands Theil zu nehmen und den großen Tag herbeizuführen, wo die deutsche Handelseinheit errungen seyn wird, wo wir mit den Erzeugnissen unseres Kunstfleißes unseren Bedarf an Colonialwaaren bezahlen und die deutsche Nationalflagge als glorreiches Sinnbild unserer Einheit und Einigkeit auf den Masten unserer Schiffe weht.

Von solchen Ansichten ausgehend, die den Philister gleichgültig lassen, aber das Herz des Patrioten freudig bewegen, will ich den geneigten Leser einladen, mir in die große Halle des Theaterhofes und in die prachtvollen Säle des oberen Stockwerks zu folgen, damit er Achtung lerne vor der produktiven Kraft eines kleinen deutschen Staates, in welchem erst in den jüngsten Jahren den Gewerben ein erfreulicher Schutz zu Theil wird und welcher bis dahin nur mit dem ehrsamen aber bescheidenen Titel eines Agricultur- oder Bauernstaates bezeichnet wurde.

In der großen Halle, bei deren Bau weder der Raum noch die Kosten gespart wurden, und welche von oben durch viele und breite Fenster das Licht erhält, indeß an ihrer Decke die Banner der verschiedenen Gewerbe wehen, werden wir sogleich freudig überrascht durch den Anblick des von Hrn. Bierbrauer Adam zu St. Goarshausen erbauten Schiffleins, welches durch Schaufelräder nach Art der Dampfschiffe in Bewegung gesetzt wird. Die Erfindung ist nicht neu, aber der Bau solid und die Ausstattung freundlich, die Bewegung wunderbar leicht, und wenn ich ein Landhaus hätte an den Ufern des Rheins, so würde der Erbauer seine Zeit und Mühe nicht umsonst verschwendet haben. Zu linker Hand am Eingang die complicirten Destillir- und Spiritus-Apparate von Carl Wörner zu Wiesbaden, sowie die Kessel jeglicher Dimension von den Kupferhämmern zu Hedderheim und Oberursel. Eine Apothekerpresse von Roth zu Idstein, welche viel beitragen wird, diesen Mechaniker bekannter zu machen. Zwei Maschinen von der weithin berühmten Andenschmiede, von so praktischer Art und wie der Augenschein zeigt von solcher Wichtigkeit für die Landwirthschaft, daß ich wünschte, sie würden von jedem zum Fortschritt geneigten Oekonomen gesehen und geprüft. Es ist eine Kartoffelmühle und ein Kohlrabenschneider, deren zwei Tag für Tag die Arbeit eines Dorfes zu verrichten fähig sind und welcher nur einer Hand bedürfen, um bewegt zu werden. Wie nützlich würde die Einführung dieser eben so wohlfeilen als soliden Maschinen in unsere Dörfchen seyn, wie schnell würden sie dem Käufer die Auslagen zurückerstatten, wie wirksam würden sie seyn, unseren Bauern die Ansicht beizubringen, daß es nicht immer klug ist, mit bleierner Zähigkeit am Alten und Veralteten zu kleben und die Anwendung der Maschinenkraft auf den Ackerbau ohne alle Prüfung als unnütze Neuerung zu verdammen. Eine Sämaschine, verbessert von dem denkenden Oekonomen Johann Heppenheimer zu Bieberich, welche an die köstliche Unterhaltung des Buchmaier mit dem Lauterbacher in Berthold Auerbachs Dorfgeschichten erinnert, wie man sie nur auf großen Gütern gebrauchen und nicht mehr den alten Sämannsspruch anwenden könne:

„Ich säe diesen Samen
Hier in Gottes Namen
Für mich und für die Armen."

Ehe wir uns zur rechten Seite wenden, sehen wir in der Mitte der Rückwand, dem Eingang gegenüber, ein prachtvolles, etwa zehn Fuß hohes, aus einem einzigen schwarzen Marmorblocke gearbeitetes und für die Familie Hauch zu Offenbach bestimmtes Grabmonument auf einer Unterlage von Stein und Moos. Diese imposante Arbeit, bestimmt für die geweihte Stätte, wo alle Leiden enden, ist hervorgegangen aus der Zuchthausfabrik zu Diez, aus dem Haus der Angst und Qualen, an dessen Pforten, wie an Dante's Hölle die Worte stehen: „Ihr, die ihr eingeht, laßt die Hoffnung schwinden."

Die Seite, welche uns wieder zum Ausgange führt, zeigt uns die mannichfaltigsten Arbeiten unserer Hüttenwerke: Springfedern für Eisenbahnen, Wendeltreppen, Krüppen, Pflugachsen und hochragende Oefen, wobei wir uns nicht enthalten können, es seltsam zu finden, daß diese Werke, welche uns das Holz so unerschwinglich theuer machen, so unermüdlich sind, uns mit Oefen zu versehen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Der Stuttgarter Beobachter theilt einen schaudererregenden Fall von Thierquälerei mit. Christoph S..... von Renningen, O.-A. Leonberg, ein schon längst bekannter Pietist, besaß ein Pferd, das vor Entkräftung nur langsam sich bewegen konnte, und vielleicht aus einem andern Grunde als dem der Gewohnheit, zuweilen die Zunge heraushängte. In vergangener Woche wurde dieses Pferd von seinem Besitzer aus dem Stall geholt, um Futter zu holen. Weil es aber bei'm Anspannen an den Wagen die Zunge heraushängte, so gerieth der durch seine Frömmigkeit sich so auszeichnende Mann dermaßen in Zorn, daß er das arme Thier mit einem starken Stock heftig auf den Kopf und die heraushängende Zunge schlug, hierauf den Stock fallen ließ, die Zunge mit beiden Händen faßte und so lange an derselben riß, bis sie sich bedeutend streckte und aus dem Rachen des Pferdes eine starke Masse Blutes über die sonst so andächtig zum Gebete gefalteten Hände auf den Boden lief. Ohne auf die Verletzung Rücksicht zu nehmen, spannte der Unmensch das Pferd vollends an, und holte mit demselben das Futter vom Felde. Daß es unterwegs an Hieben nicht fehlte, läßt sich denken. Nachdem sich herausgestellt, daß die Zunge von ihrem Bande losgerissen sey, wurde das halb zu todt gemarterte Thier erst zwei Tage später zum Thier

arzte nach Weilderstadt geführt, der seinem marterv ollen Leben ein Ende machte. Es wurde sofort eine Untersuchung angeordnet, di aber bis jetzt noch zu keinem Resultate gelangt ist.

In Potsdam hat eine Anzahl Bürger einen Aufruf an alle Preußen erlassen, Beiträge zu spenden, um den beiden Königen Friedrich dem Großen und Friedrich Wilhelm III. ein lebendiges Denkmal zu setzen, das ihrer würdig wäre. Es sollen zwei National-Erziehungshäuser für Kinder unglücklicher Familien errichtet werden, das für Söhne in Potsdam und das für Töchter in Charlottenburg.

Auf der Straße von Jassy nach Odessa kommt man durch ein Dorf, in welchem ein großes schönes Haus mit prächtigem Garten dicht am Wege liegt. Daran lies't man: Vermächtniß des Bojaren B. für Durchreisende ohne Unterschied des Standes, des Glaubens und der Nationalität. Jeder Reisende wird in dem Hause aufgenommen und zwei Tage gut beköstiget; er hat dafür nichts zu bezahlen, ja erhält noch, wenn er bedürftig ist, bei'm Fortgehen ein Reisegeld von zwei Gulden. Der Gast schreibt seinen Namen, seinen Stand, seine Heimath und den Tag seiner Anwesenheit in ein Buch, aber merkwürdigerweise findet man, obgleich die Stiftung schon sechzig Jahre besteht, sehr wenige Namen eingeschrieben. —

Frankfurter Theater.

Gottsched und Gellert, Charakter-Lustspiel von H. Laube.

Unter unsern jüngern Dichtern von Beruf und wissenschaftlicher Bildung, die ihr Talent der Bühne zugewendet haben, steht H. Laube in den ersten Reihen. Sein Name ist von gutem Klang und aller Orten hat man daher auch seinen Dramen die dem Verfasser schuldige Beachtung gespendet. Es muß Billigung finden, daß er diesem einen historischen Hintergrund gegeben und dadurch einen Vortheil errungen hat. Abgesehen von dem Interesse, welches geschichtliche Stoffe und biographische Umrisse an und für sich schon gewähren, und von dem ergiebigen Material, welches an sie geknüpft ist, kommt hier dem Dichter noch zu statten, daß er, wo Gegebenes vorliegt, selber weniger zu erfinden, sondern nur anzuordnen und auszuschmücken hat. Für das Letztere sind die deutschen Autoren befähigt, während sie nicht sonderlich erfinderisch sind. In Bezug auf Erfindung, auf Anlage, Handlung und Verwicklung von Dramen sind uns die Franzosen unstreitig weit überlegen, während sie an Gediegenheit der Bearbeitung und an poetischem Detail uns sehr nachstehen; in ihren Stücken ereignet sich mehr und wird mehr gehandelt, in unseren waltet mehr innerliches Leben. In „Gottsched und Gellert" hat H. Laube eine gute Wahl getroffen und die vorhandenen Elemente gut benutzt. Der treuherzige, gutmüthige, fromme und bescheidene Gellert, dessen Lieder und Fabeln ihm einen bleibenden Ruhm verschafft haben, macht einen wirksamen Contrast zu dem pedantischen und anmaßenden Gottsched, dessen Verdienste um die Reinigung und Förderung der deutschen Sprache auch nicht verkannt werden dürfen. Beide Charaktere, die im Vordergrunde des Drama's stehen, sind biographisch treue und wahre Lebensbilder und so behandelt, daß sie dem Darsteller den erwünschten Spielraum bieten und für ihn um so ergiebiger sind, als sie den Zuschauer an und für sich schon interessiren. Auch hat es Laube verstanden, nicht nur die Beziehungen ihrer Zeitperiode an sie zu knüpfen, sondern auch durch ihre Vermittlung der Gegenwart manchen Anklang zu gewähren, welches besonders in dem letzten Acte frisch und belebend eingreift. Auch die Person des Prinzen Heinrich von Preußen ist für den Schauspieler ein dankbarer Charakter und, einige etwas allzu fühlbare Effecthascherei abgerechnet, gut gezeichnet. Der Charakter des Cato ist mehr eine wirksam ausgestattete Theaterfigur, als ein aus poetischer Tiefe hervorgegangenes Bild und seine Einkleidung in die Livree des Hauses Gottsched macht keinen sehr ästhetischen Eindruck. Die weiblichen Rollen sind von geringer Bedeutung, aber bühnengerecht, welches auch mehr oder minder von den übrigen der in diesem Stücke handelnden Personen gilt. Obwohl die Anlage des hier besprochenen Drama's im Ganzen nicht spannend und die Verwicklung der Intrigue nur unbedeutend ist, obwohl in den drei ersten Acten etwas zu viel gesprochen und zu wenig gehandelt wird, so vermögen doch manche recht anziehende Scenen und der immer frische, glatte und gefällige Dialog den gebildeten Beschauer zu fesseln und er fühlt sich bei diesem Dichter in einem würdigen Kreise von geistigen Anregungen. Der Totaleindruck, den die Novität hervorbrachte und die Aufnahme, die ihr geworden, waren günstig, wie sich dies durch wiederholten und lebhaften Beifall und durch Hervorrufungen am Schlusse kund gab. Einige Kürzungen in den drei ersten Acten dürften dazu beitragen, unserem Schauspielrepertoire eine, wenn auch nicht gerade volle Häuser machende, doch gewiß von Vielen gerngesehene Novität gewonnen zu haben, deren Verfasser auf unsere beifällige Anerkennung gerechten Anspruch zu machen hat.

W.

(Eingesendet.)

Es ist zu bedauern, wenn amtliche Gegenstände, welche im Weg einer vollständigen, ruhigen Prüfung und Verhandlung erledigt werden sollten, im Interesse des einen Theils oder für dessen vorgesetzten Zweck einseitig verfolgt, an unpassenden Orten zur Sprache gebracht und in öffentlichen Blättern nicht nur ohne Zusammenhang vorgetragen, sondern auch hierbei durch Unwahrheiten entstellt und mit schlechten Witzen untermischt werden, in der Absicht, durch erstere das nicht unterrichtete Publikum irre zu führen und durch letztere die Lacher wider die herabzuwürdigenden Gegner zu gewinnen. Der mit Nro. 223 der Didaskalia veröffentlichte weitere Artikel über ein hiesiges Straßenbauproject ist gleich früheren in diesem Sinne verfaßt, obwohl sonst nach Form und Inhalt wenig beachtungswerth. Es liegt im Interesse der Sache und des öffentlichen Dienstes, der oder die Urheber dieses Artikels, welcher die Opposition gegen jenes Project mit Federvieh, Hühnern, Gänsen, Enten und Truthähnen vergleicht, aus ihrem Versteck hervorzuziehen. Da die Redaction der Didaskalia die Nennung des Einsenders abgelehnt hat, so ist dieselbe ersucht worden, hiermit die Aufforderung an den Einsender oder Urheber selbst zur Bekanntmachung oder Mittheilung seines Namens und etwaiger Entfernung bestehenden Verdachts in ihr Blatt aufzunehmen.

Wetzlar, den 3. September 1846.

Die Stadtverordneten daselbst.
Münch, Vorsteher.

Herder's Denkmal.

Als Beiträge für Errichtung eines Standbildes von Erz Johann Gottfried von Herder's in Weimar sind den Unterzeichneten zugekommen: von den Herren Baron A. M. von Rothschild 50 Thlr. pr. C., Commercienrath Töpfer 5 fl. 35 kr., v. F. 10 Thlr. pr. C., Pf. K. 5 fl., einer Verehrerin Herder's 2 fl. 42 kr., von Hrn. Buchhändler Keßler 6 fl., verschiedenen Verehrern Herder's 9 fl 12 kr., der löbl. Loge Sokrates 50 fl., einem Ungenannten 1 fl., Hrn. Hermann Flörsheim 2 fl. 42 kr., einem Ungenannten 1 fl.

Die Unterzeichneten sind bereit, fernere Beiträge für dieses Nationaldenkmal in Empfang zu nehmen.

Frankfurt, 4. Sept 1846.

Jacob Becker, Professor am Städel'schen Kunstinstitut. Hermann Flörsheim. v. Fritsch; vor dem Friedberger Thor, IX. 85. J. L. Heller, Redacteur des Frankfurter deutschen Journals. Hermann Johann Keßler, Franz Varrentrapp's Sortimentsbuchhandlung, Buchgasse, Lit. J. Nro. 117. Pfarrer Kirchner, Dr. jur. Advocat Lucä, großer Kornmarkt, Lit. F. Nro. 4.

Main-Wasserwärme: 6. Sept., Morgens, 8 Uhr: 16 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 6. Sept. (Zum Erstenmale): **Die Musketiere der Königin**, große Oper in 3 Abth., von St. Georges, in's Deutsche übertragen von Carl Gollmick, Musik von Halevy. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 248. Dienstag, den 8. September 1846.

Der Bauherr.

Historische Novelle von Anton Langer.

(Fortsetzung.)

„Sprecht nicht so, edler Herr!" sagte Ascher unwillig, „laßt uns lieber von Geschäften reden."

„Gut, also von Geschäften," lachte der Marquis, „was macht die Heidenseele Scomparini; wie vielen hat er schon den Beutel geleert."

„Es scheint ihm hier zu gefallen," meinte der Jude.

„Er hat für die Pfalz und für Böhmen eine vortreffliche Bande organisirt, Kerle, die auf ein Haus von Eisen den rothen Hahn setzen könnten. Aber die Zeit ist noch nicht da, Du mußt ihm auf die Finger sehen, daß er keinen übereilten Streich macht; der Bursche hat eine teufelmäßige Leidenschaft für sein Handwerk."

„Er denkt daran, sich hier seßhaft zu machen."

„Wäre nicht schlecht," kombinirte Jean d'Auvers, „so wie es jetzt ist, sieht er einem Landstreicher etwas stark ähnlich. Wenn er aber irgend ein Bürgerdirnchen mit hübscher Larve beschwatzte, und sich warm einnistete in Haus und Hof, so könnte er uns höchst wichtige Dienste leisten."

„Er hat auch schon so ein Vöglein am Zuge," lächelte Ascher, „eine Rathsherrntochter, ein einziges Kind mit vielen tausend Gulden."

„Teufelskerl, der Marco!" brummte der Herr Marquis.

„Ein einziger Nebenbuhler steht ihm im Wege," setzte der Jude hinzu.

„Ah pah!" rief der Marquis, „Maestro Scomparini weiß schon, wie man sich einen Nebenbuhler aus dem Wege schafft. Und was ist denn aus der bleichen Donna geworden, die er aus Italien mitschleppte?"

Der Jude zuckte die Achseln. „Leider," sagte er, „hängt sie ihm noch immer am Halse. Marco hat sein liebes Kreuz mit ihr, er seufzt und hat mir wohl hundert Mal gesagt, er gebe tausend Zechinen darum, wenn er die bleiche Närrin mit ihrer langweiligen Zudringlichkeit vom Halse hätte."

In diesem Augenblicke vernahmen die beiden liebenswürdigen Herren vor der Thüre einen schweren Fall, wie wenn ein ohnmächtig zusammenbrechender Mensch zu Boden sinkt, und gleich darauf hörte man Lea's Stimme, die gellend um Hülfe rief.

Die Beiden waren hastig aufgesprungen. „Mort de Dieu!" rief Jean d'Auvers, den Degen ziehend. „Wir sind verrathen, der Teufel hole Deine Unvorsichtigkeit." Der Jude schritt schnell der Thüre zu, öffnete sie, und zu seinen Füßen lag die schöne Dame, ohnmächtig und mit Blut übergossen, denn sie hatte sich im Fallen verletzt, und über sie hingebeugt, jammerte Lea, die Hände ringend, und suchte sie vergebens in's Leben zurückzurufen. „Ihr habt gehorcht, Hexenbrut," zürnte Ascher, und hob drohend die Hand gegen seine Tochter, allein der Marquis fiel ihm in den Arm und rief: „Bist Du von Sinnen, alter Knabe, wer wird solch hübschem Mädchen etwas zu Leide thun."

„Ei freilich," murmelte der Jude in derselben Sprache, „hat sich noch etwas, galant zu seyn, wenn der Hals in Gefahr ist. Wen der Teufel ärgern will, dem schickt er ein paar Weiber in's Haus."

„Helft der Donna, Ihr Herren, sie vergeht sonst," klagte Lea.

„Wer ist die Dame," fragte der Marquis.

„Bianca Neri, des Scomparini genuesisches Liebchen," sagte finster der Jude.

„Beruhigt Euch, schönes Kind," sprach Jean d'Auvers zu Lea, „zeigt mir den Weg; wir wollen die Donna auf ihr Zimmer bringen, sie wird bald genesen von ihrem Gebreste." Und so leicht, als wäre sie ein dreijähriges Mädchen, nahm der Franzose die schöne Ohnmächtige auf seine Arme und trug sie, von Lea geführt, auf ihre Kammer, während der Jude murmelnd hinten drein schritt. Oben angelangt, legte er sie sanft auf's Bett und sprach zu Lea: „Nun, meine hübsche Kleine, überlasse ich sie Euch; zieht sie aus, macht die Fenster auf und sprizt ihr Wasser in's Gesicht. Und Du Alter, wandte er sich an den Juden, bereite einen stärkenden Trunk; warst ja immer ein Stück von einem Quacksalber, laß sehen, was Deine Kunst vermag."

„Hm," sagte der Jude, „ich will ihr schon einen Trunk zurecht machen, kommt nur."

Die beiden Ehrenmänner begaben sich wieder in die Schreibstube, jedoch nicht ohne daß der Herr Marquis dem Mädchen ein paar verliebte Blicke zugeworfen hätte. Während er unten seinen Reitermantel umhing und zum Fenster hinaus dem Jungen zurief, ihm seinen Gaul vorzuführen, setzte sich der Jude gedankenvoll nieder und sprach: „Das ist eine böse Geschichte, Herr Marquis."

„Warum nicht gar," sagte dieser, „ist die Kleine Deine Tochter?"

„Zu dienen, Herr Marquis," antwortete der Jude.

„Ein wunderliebliches Kind, sie würde in Paris ein ungeheures Aufsehen machen."

„Meint Ihr?" sagte Ascher pfiffig lächelnd.

„Ob ich es meine. Ich weiß es ganz gewiß. Aber die Zeit drängt, ich habe noch manche Besuche zu machen und eine Menge Geschäfte zu besorgen. Was übrigens das Mädchen betrifft, so sprechen wir weiter über diesen Punkt. Wir sind ja alte Geschäftsfreunde."

Der Jude antwortete nicht, sondern begleitete schweigend den Herrn Marquis in den Hof hinaus, in welchem sich dieser auf seinen Fuchs schwang und dem tief sich neigenden Ascher einen gnädigen Gruß zunickend, lustig zum Thore hinaus klepperte.

Kaum war der Herr Marquis fort, als Ascher Ben Israel, aus seiner gebückten Stellung sich aufrichtend, eine sehr bezeichnende Pantomime machte. Er legte nämlich den Daumen der rechten Hand an die Nase, streckte die Finger weit von sich und

ließ die Zunge zum Munde heraushängen. Dann murmelte er höhnisch die Worte: „Meint Ihr, Herr Marquis? Aufsehen würde sie in Paris machen? Alte Geschäftsfreunde sind wir? So? Ei, der Pascha von Ofen ist auch ein alter Geschäftsfreund von mir; der Pascha von Ofen verwendet viel Geld auf seinen Harem, und das türkische Gold ist mir weit lieber als das französische Silber."

Hierauf rief er seinen Jungen und befahl ihm, den Herrn Scomparini in der Herberge zur „weißen Rose" aufzusuchen und eiligst her zu bescheiden. Dann trat er wieder mit gedankenvoller Miene in seine Schreibstube zurück.

Mit verschränkten Armen schritt er in dem kahlen Zimmer auf und nieder, und sprach also mit sich selbst: „Die eifersüchtige Donna hat Alles gehört, und ein eifersüchtig Weib kennt keine Mäßigung, sie wird uns Alle verrathen, blos um ihren Ungetreuen zappeln zu sehen. Soll ich sie einsperren und sie hüten? Dazu fehlt mir Zeit und Lust; also müssen wir einen andern Weg bahnen. Der Scomparini hat mich oft darum angesungen, die Närrin aus dem Weg zu schaffen, aber ich wollte nicht; denn erstens ist es doch ein unschuldig Menschenkind und zweitens ein schönes Weib, und ich kenne Manchen in Wien, dem sie lebendig viel lieber, als todt wäre."

Nach diesem auferbaulichen Monolog ging Ascher Ben Israel hinaus und kam in wenig Minuten mit einem Kelchglase voll Wasser zurück; er öffnete einen Schrank und nahm aus einem verborgenen Fache eine Phiole, angefüllt mit einer dunkelblauen Flüssigkeit, er trat damit an's Fenster und hielt sie vor's Auge, gegen die bereits stark sinkende Sonne gewendet. „Die Farbe ist rein," sprach er, „und der Saft wird seine volle Wirkung thun. Fünf Tropfen genügen für den stärksten Mann. Fünf Tropfen! Hm, die Signora ist ein schwaches, krankes Weib, und der Tropfen kostet einen Dukaten. Ich glaube, für die werden wohl auch drei genügen."

Nachdem er so seinem schmutzigen Geize gehuldigt hatte, ließ er langsam aus der Phiole drei Tropfen in das Kelchglas träufeln, bei jedem zischte das Wasser und braus'te auf, als ob eine glühende Kohle hineingefallen wäre; aber schnell ebnete es sich wieder und nahm eine bleiche grünschillernde Farbe an. Mit dem Glase in der Hand schritt der Jude langsam hinauf in das obere Stockwerk. Als er die Thüre öffnete, lag die Donna bereits erwacht in ihrem Bette, das müde bleiche Haupt an Lea's Brust gelehnt. Bei Aschers Eintritte schloß sie unwillkürlich die Augen, allein dieser stellte das Glas auf den Tisch und sagte näher tretend mit sanfter Stimme: „Ihr zürnt mir, schöne Frau, weil ich gesagt, was doch nur Wahrheit. Warum mußtet Ihr hören, was Ihr nicht hören solltet? Bei'm Barte meines Vaters, Ihr dauert mich, als wäret Ihr mein eigen Fleisch und Blut. Will mir doch das Herz brechen, wenn ich Euch so blaß und leidend sehe, und darum habe ich Euch hier einen Trank gebracht aus heilsamen Kräutern und würzigen Spezereien zu Eurer Stärkung."

Die Frau machte eine abweisende Bewegung mit der Hand, allein Lea redete ihr freundlich zu: „Trinkt, Signora, mein Vater ist ein gar erfahrner Mann und hat Manchen schon geheilt von seinem Gebreste aus den Gojim nicht minder, als unsern Leuten."

„Dir zu Liebe," sagte Bianca Neri, und trank in einem Zuge das Glas aus.

„Wie fühlt Ihr Euch, edle Frau?" fragte Lea.

„Mir ist kühl," sprach die Dame, tief Athem holend.

„Ich glaub' es," murmelte Ascher zwischen den Zähnen.

„Mich mahnt es, als ob ich schlafen sollte," sagte die Donna, ihr Haupt zurücklegend. „Das ist eben die Wirkung des Trankes," meinte der Jude, sie scharf ansehend.

„Bleibe bei mir, Lea, gute Nacht, Ascher," sagte Bianca, bereits halb schlummernd.

„Gute Nacht!" antwortete Ascher schaudernd, und ging, ohne sich umzusehen, hinaus. Seine Tochter folgte ihm bis vor die Thüre und fragte leise: „Wie findet Ihr sie, Vater?"

Ascher zuckte die Achseln: „Bleibe bei ihr. Es wird bald mit ihr vorbei seyn."

„Heiliger Gott!" jammerte Lea.

„Still! Sie stirbt an dem, was die Narren von Poeten „am gebrochenen Herzen" nennen. Warum mußtet Ihr auch lauschen an der Thüre, daß sie auf ein Mal die nackte Wahrheit hörte."

„Weh mir," klagte das Mädchen, „so bin ich Schuld an ihrem Tode."

„Ah pah! mache Dir keine Skrupel, mein Kind. Früher oder später hätte sie es doch hören müssen."

„Ich will bei ihr bleiben bis an ihr Ende."

„Thue das, mein Kind, und wenn sich etwas in ihrem Zustande ändert, so rufe mich schnell herbei."

Auf den Zehen schlich Lea wieder in die Kammer; Ascher mit verschränkten Armen die Stiege hinabschreitend, murrte vor sich hin: „Es ist gut. Das Mädel hat keinen Verdacht und glaubt, die Signora sterbe aus Gram. Meine Tropfen machen nicht das geringste Fleckchen am ganzen Leibe, und wer kann dir nun etwas anhaben, ehrlicher Ascher!"

Er trat in die Stube; die untergehende Sonne warf einen blutrothen Schein auf die finstern Schränke an den Wänden. Ascher schauderte. „Pr!" sagte er, „ich hätte nicht geglaubt, daß einen Mann an einem Junitage frieren könnte. Narr, der ich bin; weiß ich mir doch ein Geschäftchen, wobei mir die Kälte vergehen wird, der Scomparini wird froh seyn."

Hierauf nahm er aus einem Schrank ein Kästchen und öffnete es. Es war voll Dukaten. Er setzte sich und begann zu zählen, indem er eine Hand voll Gold heraus nahm, und je drei Stücke auf den Tisch werfend, die Dukaten in regelrechter Ordnung hinlegte. Von Zeit zu Zeit horchte er unruhig, da sich aber nichts hören ließ, setzte er wieder langsam sein eintöniges Geschäft mechanisch fort. Plötzlich stürzte Lea blaß und verstört die Treppe herab, und rief zur Thüre herein: „Um Gotteswillen helft, Vater, sie stirbt!" Und mit geflügeltem Schritte eilte sie wieder hinauf.

Der Jude hatte die Hand voll Gold unter die geordneten Stücke fallen lassen. Er erhob sich rasch, fast schien es, als ob er wankte. Doch faßte er sich schnell, kreuzte die Arme entschlossen, und ging mit ruhigem, festem Schritte auf die Thüre zu, während er in seinen langen Bart hinein murmelte: „Sie stirbt? Nun ja, freilich thut sie das. Es wäre wahrhaftig ein großes Wunder, wenn sie es nicht thäte."

(Fortsetzung folgt.)

Künstlers Erdenwallen.

Es ist zu bedauern, daß so selten Schauspieler und Schauspielerinnen Denkwürdigkeiten aus ihrem Leben veröffentlichen, das doch meist an Abenteuern reich genug ist und Stoff genug zu heitern und ernsten Mittheilungen bieten würde, wie wir in Wallner's „Aus dem Tagebuche eines alten Comödianten" und neuerdings aus den „Reiseerinnerungen der Schauspielerin Minna Wohlgeboren-Wohlbrück" gesehen haben. Die Verfasserin der letztern versteht es namentlich, Genrebilder wie aus der niederländischen Schule zu malen, wie z. B. Folgendes: „Ich hatte in einem kleinen Städtchen Gelegenheit, eine dort weilende Schauspielertruppe zu beobachten. Wie bei unsern Altvordern der Glaube war, daß die im Kampf gefallenen Todten in Walhalla wieder erständen, um von neuem zu kämpfen, so ging auch hier, sobald der Vorhang gefallen und das Schauspiel zu Ende war, an der Kasse ein neues Schauspiel an, in welchem die Charaktere lebenskräftiger und wahrer durchgeführt wurden und worin ein Humor, aber auch ein

Jammer und oft ein wahrhaft tragisches Elend sich dem Blicke darbot, wie man es auf der Bühne nie größer sehen kann. Der Direktor stand mit seiner Gesellschaft auf halbe Theilung der Einnahme. Von Mißtrauen, von gemeiner Habsucht und schmutzigem Geize getrieben, eilte er, noch ehe das Stück beendigt war, auf seinen Posten, zählte die Einnahme und vertheilte sie oft nicht mit der größten Redlichkeit. Gleich darauf wurde er von dem ganzen Schauspielerpersonal und Allen, die irgend auf einen Theil der Einnahme Anspruch machten, umringt; Jeder war in gespannter Erwartung und man konnte nach der Zahlung auf jedem Gesichte deutlich lesen, ob seine Hoffnungen erfüllt oder getäuscht worden waren. Kam es so weit, daß die ersten Fächer mit einem Zwanziger honorirt wurden, so war die Einnahme überreich gewesen und man konnte vor Jubel und Lärmen kein Wort verstehen. War dieser Act vorüber, so änderte sich die Scene. Man ging in den Saal zurück, welcher die doppelte Bestimmung hatte, ein Tempel der Kunst und eine Wohnung ihrer Priester zu seyn. Man kann im vollen engsten Sinne sagen, daß diese Künstler auf ihren Brettern leben. Man macht Raum und Alle setzen sich an einer großen Tafel zum gemeinschaftlichen Mahle nieder, dessen Fülle oder Dürftigkeit je nach der Skala der Einnahme varirt. Tafeltuch, Gedeck, Servietten ꝛc. sind als beschwerlicher Ballast pedantischer Convenienz verbannt und verachtet. Nach dem Abendbrode wird in demselben Saale ein Strohlager ausgebreitet, welches etwa für achtzehn bis zwanzig Personen berechnet ist und hierauf nimmt die ganze Gesellschaft zur Nachtruhe Platz. An der Spitze liegt der Direktor selbst, bedeckt mit dem Hermeline, der vor zwei Stunden in Wallenstein oder König Lear geprangt; neben ihm schnarcht in der größten Ruhe und Gemüthlichkeit die erste Liebhaberin unter dem Ueberwurfe, in welchem sie als Julie sich ermordet hatte, und dann folgen die übrigen Glieder der Truppe nach dem Range, welchen sie bei der Bühne einnehmen, gekleidet und bedeckt mit denjenigen Lappen und Resten aus der Garderobe, welche ihnen ihre kunstaristokratischen Genossen übrig gelassen. Pelze, Pilgerröcke, Mönchskutten, Tricots, Mieder, Perrücken — Alles muß herhalten, um den schlafenden Künstlern eine Decke und eine Staffage zu liefern, so barock und phantastisch, wie sie nur der Traumgott in genialen Künstlerträumen aufführen kann."

Die erste Gewerb-Ausstellung für das Herzogthum Nassau.

(Schluß.)

Treten wir nun, den Katalog in der Hand, in die oberen Säle, so finden wir alsbald drei sehr nützliche und altehrwürdige Industriezweige. Die seit Jahrhunderten berühmten Spinnräder vom hohen Westerwald, aus den Aemtern Hachenburg und Marienberg, vom leichtesten Schwung und unverwüstlich scheinender Dauer, die Zierden unserer Spinnstuben, deren Garn Vorzüge besitzt, die ihm bis jetzt das Maschinengarn mit nichten streitig macht. Mit dem Aufhören der Handspinnerei würden auch die Spinnstuben unserer Bauern verschwinden, und die Spinnstuben sind das Casino des Landvolks. Neuerdings haben unerträgliche Sittenprediger und unberufene Vormünder, die wie die griechische Sphinx nach Oben lächeln und nach Unten die Krallen strecken, Zetter über die harmlosen Spinnstuben geschrieben, denen doch die beiden großen Kenner unseres Volks im Norden und im Süden, der kerndeutsche advocatus patriae Justus Möser und der allemannische Hebel das Wort geredet haben. Beide haben bewiesen, daß in diesen harmlosen Spinnstuben mehr Poesie und auch mehr wahre Sittlichkeit ist, als die herzlosen Vormünder vielleicht selbst besitzen. — Die Brunnenröhren und Kannenbäckerwaaren aus den Aemtern Montabaur und Selters, welche ebenfalls seit undenklicher Zeit im ganzen Lande, in Westphalen und den Rhein hinab bis nach Holland in großem Ansehen stehen. Die Filzschuhe und Filzreitdecken, Strümpfe, Wollwaaren und Gamaschen aus dem Amt Usingen, die mit jedem Jahre weiterhin bekannt werden und deren Absatz nach Holland und Amerika sicherlich weit stetiger wäre, wenn wir durch größere Einheit und durch Einführung des Differentialzollsystems ein ernsteres Wort mit dem Ausland reden könnten. Neben diesen uralten Gewerben dürfen die Safiangerbereien zu Idstein und Sohlenleder von Bockenhausen und St. Goarshausen nicht unerwähnt bleiben. Heil dem industriellen Talente! Heil den nützlichen Männern, die das Budjet der Amtsarmencommissionen mindern, indem sie Hunderten fleißiger Menschen Brot und Kleidung geben und die ein gewissermaßen patriarchalisch freundschaftliches Vernehmen mit ihren Arbeitern pflegen durch milde Behandlung, durch Gründung von Sparkassen ꝛc. ꝛc. Hierher gehört die erste große Tuchfabrik zu Wiesbaden, deren Lager sich vor uns ausbreitet, hierhin die Etablissements von Limburg, die Fayencefabriken zu Weilburg und Wiesbaden, die Wachstapetenfabrik zu Griesheim bei Höchst, die Tabaksfabriken zu Höchst, Biebrich, Dillenburg, Grenzhausen, und viele andere größere Anlagen, deren Flor wir im Interesse des Landes wünschen.

In dem alltäglichen Leben, in dem harten Kampf, den wir in mißlichen Lagen am Abend endigen, um ihn am Morgen wieder zu beginnen, will sich unserer zuweilen eine gewisse Verachtung des Lebens und der Menschen bemeistern. Diesem gefährlichen Gift unserer Seele, das unsere Liebe zu dem großen Allgemeinen ertödtet, wird seine Wirkung genommen, wenn wir diese Säle durchwandern, wenn wir die wunderbare Mannichfaltigkeit menschlichen Wirkens und Schaffens, Sinnens und Erfindens vor uns ausgebreitet sehen, wenn wir uns freudig gestehen, daß hier nichts gleichgültig ist, daß alle Handwerke, alle Künste, vom Kleinsten bis zum Größten, so weltverschieden, dennoch Alle nach dem einen Ziele streben, das Leben zu verschönern, zu erheitern, zu erleichtern und die freundlichen Gebilde menschlichen Schönheitssinnes, die früher nur die Reichen und Gewaltigen der Erde ansprechen konnten, bis in die Wohnungen des bescheidenen Bürgers und sogar in die Hütten der Armen zu verbreiten.

Wahrlich, die Herren von der Commission sind kluge Wirthe gewesen, sie haben den köstlichen Wein bis zum Ende des Gastmahls aufgespart. Indem wir in den dritten, den sogenannten Konzertsaal eintreten, überrascht uns ein solcher Glanz und Reichthum, daß, hätten wir auch die Absicht gehabt, daß große Ganze zu detailliren, wir hier bescheiden unserer Aufgabe entsagen würden, denn die Masse des Dargebotenen dringt überwältigend auf uns ein. Die schwellenden Polster, die hohen Spiegel mit reichen Goldrahmen, die eleganten Etageres, die allerliebsten Blumen- und Toilettetischchen, die Gemälde an den Wänden, die Stickereien in Gold und Silber und die in allen Farben brennenden Stuccaturen spotten fürwahr der griechisch feinen und orientalisch üppigen Phantasie eines Wieland, der den Oberon und den Agathon gedichtet hat. Hier ist ein Ruf des Erstaunens und eine Aeußerung froher Ueberraschung, und da wir nur da staunen und nur da überrascht seyn können, wo wir finden, was wir nicht erwartet haben, so führt uns dies zu unserer ursprünglichen Ueberzeugung zurück, daß unser Land bis jetzt sich selbst nicht kannte, und daß von diesem wichtigen Tage des 20. August an eine neue Epoche für uns beginnt, denn von ihm wird sich die Achtung vor unserem Gewerbstande datiren, eine Achtung, die nicht lange säumen wird, ihre segensreiche Wirkung zu äußern durch Belebung deutscher Gesinnung und wohlbegründeten Selbstgefühls.

Der geneigte Leser, der gewiß gerne eingesteht, daß es nichts Langweiligeres auf dieser Erde gibt, als eine bogenlange Schilderung in beständigen Comparativen und Superlativen, möge mich von dieser undankbaren und mühseligen Arbeit entbinden, denn

ich wenigstens finde nur zu loben und wüßte nicht, was ich tadeln sollte, ohne ungerecht zu seyn. Ich lade daher Jedermänniglich ein, selbst den Omnibus, oder das Rheindampfschiff, oder die Taunuseisenbahn zu besteigen, selbst zu sehen, selbst zu prüfen, und wenn er kann, meine Worte Lügen zu strafen.

Drei große Epochen hat die deutsche Geschichte und jede mit eigenen Festen und nur ihr angehörenden nationalen Freuden und Wettkämpfen. Als der hohe, holde, goldgelockte Held Hermann die römischen Adler vernichtete im heiligen Walde von Teutoburg, da hatten unsere germanischen Vorfahren als liebstes Vergnügen den von Tacitus beschriebenen Waffentanz. Als das Christenthum an den Ufern des Rheins und der Elbe die gothischen Dome baute, als die Ritterharfen klangen und die Minnesänger alles deutsche Land durchwanderten von Burg zu Burg, von einem Fürstenhofe zum andern, da war die Zeit der Turniere und ritterlicher Spiele zu Ehren holder Frauen und romantischer Abenteuer und Kreuzfahrten im Dienste der Himmelskönigin Maria. Die Zeit der heroischen physischen Kraft, die Zeiten der Gefühlsschwärmerei des Mittelalters sind ohne Rückkehr dahin und kein Don Quixote wird sie zurückbringen. Wir leben in einer hellen Zeit, wir sind die Erben einer dreitausendjährigen geistigen Errungenschaft, wir leben in dem Jahrhundert des Verstandes, der Arbeit und Industrie. Nicht die vergebliche Mühe, verschwundene Jahrhunderte zurückführen zu wollen sey unser Ruhm, sondern das richtige Begreifen unserer Zeit und ihrer Ansprüche. Nur hier blühet uns Ehre und Glück und eine reiche Ernte.

Mannichfaltigkeiten.

Man weiß, daß Beriot seiner Frau, der bekannten Malibran, ein prächtiges Grabmal hat errichten lassen, eine Statue von weißem Marmor, welche die Sängerin als „Norma" darstellt. Das Denkmal befindet sich in Laeken in einer Kapelle mit einer durchbrochenen Bronzethüre. Es wurde von vielen Personen besucht, jetzt aber hat man an die innere Seite der Thüre ein Blech geschlagen und dies mit Löchern durchbohrt, so daß man nicht mehr die ganze Statue auf einmal sehen kann. Man sagt, diese Vorsichtsmaßregel sey angewendet worden, weil man nicht wolle, daß eine Comödiantin wie eine Heilige angebetet werde. Die Bauern hatten die Gewohnheit gehabt, vor der Statue niederzuknien und zu beten.

(Meteor.) Man schreibt aus Zieverich, im Kreise Bergheim, vom 2. Sept.: „Diesen Abend um 10 Uhr 5 M. sah Einsender dieses, in der Richtung von Kerpen hin, tief unten am Firmamente, weit im Süden, ein helles, blendendes Licht, in Gestalt eines ungewöhnlich großen Sternes, der Anfangs langsam, dem Anscheine nach fast senkrecht, höher stieg und dann, nachdem er in rascherer Bewegung eine kreisförmige Bahn von Osten nach Süden bis zur höchsten Höhe beschrieben hatte, mit unverändertem Glanze, im Verlaufe von etwa 5 Minuten plötzlich verschwand. Hier war der Mond sichtbar und mit Feder-Wolken umzogen; dort im Süden schien der Himmel düster. Das Interesse, welches dieses Phänomen gewährt, hat zu dieser Mittheilung Veranlassung gegeben.

(Eckensteher-Gespräch.) Zwei Eckensteher sahen eine Dame gehen, welche einen karrirten Sommermantel trug, der ihnen zu folgender Unterredung Veranlassung gab: L. Seh mal, da geht'n lebendiger Rebus. — R. Erkläre mir es, ick verstehe mir nich recht uf die Rebusse. — L. Na siehste, des ist die Karo-Dame. — R. Ach so! Na, denn bist Duooch'n Rebus! — L. Was vor einer! — R. Halte mal diese Schüppe in die Hand (er giebt ihm eine Schaufel) So! Nun bist Du der Schüppen-Bube. — L. Des is wahr, na, nun kannst Du mit uns beeden Schaafkopp spielen!

Korrespondenz.

Stuttgart, 5. Sept.

Das gestrige Geburtsfest J. M. der Königin, die am 4. Sept. 1800 geboren wurde, ist ziemlich still vorübergegangen und außer Gratulationscour und Hofball fand keine Feier statt. Das Einzige, was etwa öffentlich genannt werden kann und wo dem größeren, auch nicht hoffähigen Publikum Gelegenheit geboten war, seine Huldigung darzubringen, das war die Festvorstellung im neuen Hoftheater, wozu Auber's „Stumme von Portici" gewählt wurde. Sie fand bei gedrängt vollem Hause statt, und J. M. wurde mit wiederholtem donnerndem Hoch und dem Tusch der Musik bewillkommt. In dieser Vorstellung wurde auf's Neue ein großer Mangel unseres neuen Theaters fühlbar. Sänger und Sängerinnen, Chor, Ballet und Orchester wirkten auf's Trefflichste zusammen; die Costüme waren reich und geschmackvoll, um so mehr aber stach bei der blendenden Helle des Gaslichtes die schlechte Ausstattung der Decorationen ab; sie waren unansehnlich, geschmacklos und abgenützt und trugen als Alter wohl ein Vierteljahrhundert zur Schau. Außer den neuen und sehr geschmackvollen Decorationen zum „Lichtenstein" ist bis jetzt weder in der Schiller'schen „Jungfrau von Orleans", noch dem „Liebestrank", oder der „Stummen" etwas Schönes im Feld der Decorationen zum Vorschein gekommen und es ist, soll Uebereinstimmendes erzielt werden, darin noch Manches nachzuholen. — Ueber Dingelstedt's Text zum „Lichtenstein" wird noch immer viel geschwatzt, geurtheilt — und hauptsächlich getadelt. Man ist gar nicht damit zufrieden, weil er, wie behauptet wird, außer schönen Versen dem ganzen Inhalte nach fast nichts biete, das mit der völligen hier an den Tag gelegten Unkenntniß von Schwabensitte und Schwabencharakter bei einem Dichter versöhnen könnte, von dessen öffentlicher Stellung man eine solche Kenntniß oder gründliches Studium derselben erwarten zu können glaubt. Hauff ist bei uns durch seine vaterländischen Romane und Novellen zu populär geworden, er hat als Schwabe und gemüthlicher, sinniger Schwabe, alle innersten Gefühle, alle, selbst die verborgensten Saiten in den Herzen seiner Stammesbrüder zu gut anzuregen und anzuschlagen gewußt, als daß man Dingelstedt eine Mißhandlung dieses Dichters verzeihen könnte, obgleich auch einzelne Schönheiten im Text billigerweise gar nicht verkannt werden dürfen; allein, daß er zu sehr von Hauff abgewichen und allerdings nicht zum Vortheil seines Werkes, das verurtheilte den Librettisten schon zum voraus, und so konnte weder die zum Theil sehr schöne Musik, noch die schönen Costüme und Decorationen und die vielen den Stuttgartern gebotenen Anregungen die Oper retten. Dennoch dürfte sie noch mehrmals ein volles Haus machen, da trotz Allem ein Jeder sie gesehen haben will und zu viele, dem Würtemberger theuere Erinnerungen sich an den Gegenstand selbst knüpfen, und dann gehen auch Viele hin, sich mit zu ärgern und mit zu verurtheilen und sich zu überreden, die Oper sey schlechter, als sie wirklich ist. — Im Uebrigen sieht man an Allem, was die Leitung des Theaters betrifft, ein unablässiges Streben nach Vervollkommnung der so vieles Geld absorbirenden Anstalt, die aber trotz dem seither, besonderer Verhältnisse wegen in ziemlich verwahrlos'tem Zustande war. — Heute ist Se. Maj. der König zu den in Oberschwaben bis zum Bodensee hin stattfinden Herbstmanövern abgereis't, nachdem ihm Prinz Friedrich von Würtemberg, als Befehlshaber eines der beiden gegen einander operirenden Corps, vorangegangen war. — Ueber den am 21. d. stattfindenden Einzug des Kronprinzen und seiner Gemahlin ist jetzt Näheres bekannt, und es werden bereits eine Menge Vorbereitungen deshalb getroffen. Doch darüber Näheres in meinem Nächsten.

Main-Wasserwärme: 7. Sept., Morgens, 8 Uhr: 16 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Montag, 7. Sept. Das Käthchen von Heilbronn, großes romantisches Ritterschauspiel in 5 Abth., nebst einem Vorspiel in 1 Act, genannt: Das heimliche Gericht, von Heinrich v. Kleist, für die Bühne bearbeitet von Holbein.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 249. Mittwoch, den 9. September 1846.

Der Bauherr.

Historische Novelle von Anton Langer.

(Fortsetzung.)

4. Dorothea.

Das Haus des Rathsherrn Preinhuber stand am Graben, und bildete die Ecke des Paternostergäßchens; allein sowohl jenes Gäßchen, als auch das Haus selbst, sammt den nebenanliegenden sind verschwunden; der Graben ward verschönert und vergrößert, eine riesige Gaslampe steht auf dem Platze jener Gebäude, mit ihren alterthümlichen Giebeln und runden, bauchigen Erkern; doch wissen sich wohl die meisten von uns noch daran zu erinnern. Das Meublement jener Tage stach freilich von dem heutigen gewaltig ab, statt der eleganten Teppiche bedeckten den Boden zierlich geflochtene, feine Strohmatten; in den mit Schnitzwerk überladenen Glasschränken standen grüne Römer, schwere silberne Schüsseln, geschnitzte Heiligenbilder und andere Kleinodien; an der Wand, die mit bunten Tapeten bekleidet war, hing des Ahnherrn von der Zeit gedunkeltes Bildniß, und als seltener Luxusartikel prangte ein Spiegel, hinter dem sich ein dunkelbraunes Kruzifix erhob, geschmückt mit dem Palmbusch der letzten Ostern.

In einem solchen Zimmer saß Meister Vogelsang, an der Seite von Preinhubers Tochter. Dorothea war ein liebliches Mädchen von etwa fünfzehn Jahren. Ihre kastanienbraunen Locken flogen frei um das tadellose Oval ihres schönen Antlitzes; die feurigen, dunklen Augen bewegten sich ruhelos, und der kleine Mund, obwohl schelmisch lächelnd, deutete auf eine Entschlossenheit und Seelenstärke hin, wie sie die Natur nur selten den Frauen verleiht. Sie hatte ihre kleine weiße Hand in die Rechte des schönen Meisters gelegt, und horchte begeisternd auf seine Worte, da er ihr den Triumph des heutigen Tages, und die sichtbaren Gunstbeweise des Kaisers erzählte.

Michael hatte geendet, und Dorothea rief, seine Hand drückend: „Wie glücklich bin ich, wenn Du gelobt und ausgezeichnet wirst vor der Welt. Hättest Du es nur gesehen, wie mir das Gesicht glühte und das Herz pochte, als Hans, der Knecht, heimkehrte von der Festlichkeit, und den hochaufhorchenden Mägden erzählte, wie der Kaiser Dich auf die Achsel geklopft habe, und die ganze Stadt voll sey von Deinem Ruhme; ich war in Versuchung den Hans zu küssen."

„Da wäre ich ja wohl eifersüchtig geworden," lachte Vogelsang.

„Nun, Du wirst so leicht nicht eifersüchtig," meinte Dorothea, „sonst hättest Du wohl mehr Grund, es auf Scomparini zu seyn."

„Wie so?" fragte der Meister.

„Ei nun, weiß ich's doch selbst nicht; aber mir wird seine Aufmerksamkeit nachgerade lästig. Du hast ihn in unser Haus gebracht, und so ist er mir ein lieber Gast; aber sonderbar finde ich es, daß er mir auf jedem Schritte folgt, und Schmeicheleien an mich verschwendet, wie es kein rechter Mann gegen die Braut seines Freundes thut."

Eine leichte Wolke flog über Vogelsangs schöne Stirne; aber es ist edlen Gemüthern eigen, daß sie dem Mißtrauen nicht leicht Raum geben, und sich selbst beruhigend, sagte er: „Ei, ei, mein süßes Kind, möchtest Du mich nicht argwöhnisch machen gegen einen Freund? Scomparini ist artig und galant, hat lange in Paris gelebt, und so ist ihm das, was Du für Zudringlichkeit hältst, zur andern Natur geworden, besonders wenn er einem so schönen Mädchen gegenüber steht, wie meine Dorothea ist."

„Denke was Du willst," sprach diese, „ich aber will vorsichtig seyn; danke Gott, daß Dein Lieb so treu ist, wie ich, und nicht bangt vor einem Fremden."

„Ich weiß," sagte Vogelsang, indem er sie zärtlich an sich zog, „ich weiß, daß Du die treueste, liebste Seele bist. Dein Herz liegt vor mir wie ein aufgeschlagenes Buch, und kein Geheimniß waltet zwischen uns beiden."

„Und dennoch," sagte Dorothea, sehr ernst werdend, indem sie das liebliche Köpfchen an seine Brust legte, „und dennoch habe ich ein Geheimniß, und noch dazu ein recht schauerliches Geheimniß, das mir das Herz beklemmt, und mich krank machen würde, wenn ich es Dir nicht mittheilen könnte."

„Sprich!" rief Vogelsang, indem er sie feurig küßte, „Du hast keinen treuern Freund auf der Erde."

„Das weiß ich," sagte Dorothea, „und so will ich Dir Alles erzählen. Gestern Abend sitze ich am Fenster und sehe hinaus und den von den letzten Sonnenstrahlen vergoldeten, ziehenden Wolken nach. Da tritt ein schlecht gekleidetes Weib über die Schwelle, sieht sich vorsichtig um, und winkt endlich dem Hans, der faulenzend in der Abendsonne lungerte. Der meint, es sey eine Bettlerin, und murrt vom schlechten Gesindel und vom Thürreweisen; allein das Weib schüttelt unwillig den Kopf und sagt zum Knechte, sie heische keinen Zehrpfennig, sondern möchte die Jungfer Tochter sprechen, der sie etwas ganz Absonderliches mitzutheilen habe. Da ich dieses hörte, steige ich selbst hinab, und als mich das Weib erblickt, küßt sie mir demüthig die Hand, und erzählt mit überlaufenden Augen, wie die Walburga, unsere alte Kindsmagd, an die ich mich noch dunkel erinnere, im Sterben läge. Sie hatte vor mehr als zehn Jahren eines Umstandes wegen, der mir nicht mehr im Gedächtniß war, plötzlich unser Haus verlassen müssen, und habe nun, sagte das Weib, keinen sehnlichern Wunsch vor ihrem Tode, als mich zu sehen und mir etwas mitzutheilen, das ihr drückend am Herzen liege. Schnell entschlossen, nehme ich meinen Regenmantel um, und heiße dem Hans den Stoßdegen umzugürten und uns zu folgen. Das Weib führte uns hinaus an den Spitalberg in eine armselige Behausung; dort in einem engen

Stübchen, auf schlechtem Lager, finde ich die alte Walburga, elend, abgezehrt, einem Gerippe ähnlich, und mit des Todes sichtbaren Spuren im verblaßten Antlitz. Da sie mich erblickte, richtete sie sich auf, ergriff meine Hände, bedeckte sie mit zahllosen Küssen und weinte und schluchzte, daß sie lange das Wort nicht finden konnte. Da ich ihr freundlich zuredete und sie aufforderte, zu sagen, warum sie mich habe rufen lassen, da trocknete sie ihre Thränen, und sprach mit tonloser Stimme: „Ach, liebe Jungfer! Gott weiß es, daß es mir meine Tage nicht so gut gegangen, wie in Eures Vaters Hause, und ohne meine Schuld durch ein gräßliches Geschick kam ich daraus fort. Es war vor vierzehn Jahren im Mai, da führte ich Euer dreijährig Schwesterlein, Ihr selbst wart kaum ein Jahr alt, spazieren am grünenden blühenden Donauufer. Das Kind hatte seine Herzensfreude an den Käfern mit ihrem seltsamen Gesumse, und da die Sonne heiß brannte, so schritten wir immer weiter hinein in den Schatten des Weidengebüsches, und setzten uns nieder auf den weichen Rasen mit seinen gelben Maiblumen. Plötzlich steht ein hoher, finsterer Jude vor uns, und spricht mit dumpfer Stimme: „Weib, gieb mir das Kind!" Ich wollte aufschreien, allein der entsetzliche Schreck hatte mir die Sprache geraubt. „Ich muß das Kind haben," fuhr der Jude fort, indem er ein langes Schlachtmesser aus seinem Kleide zog, „und giebst Du es nicht willig, so muß ich Dich schachten." Ich fiel auf meine Knie und flehte um Erbarmen für mich und das Kind, allein der Jude sagte, indem er der kleinen Margarethe, die gar nicht scheu that, sondern ihn zutraulich ansah, die Wangen streichelte: „Soll ihm nichts geschehen, dem lieben Herzchen; Gott Abrahams, wie schön das Kind ist." Ich wußte mir nicht zu helfen, und wimmerte ganz erbärmlich. Da wirft mir der Jude zwei Goldstücke in den Schoß und spricht: „Sage daheim Deinen Leuten, das Kind sey in's Wasser gefallen und ertrunken, während Du im Schatten schliefest, und Du habest nur sein Tüchel hängen gefunden am Weidengebüsche des Ufers." Mich machte die Verzweiflung stark, ich sagte, daß ich Alles anzeigen wolle und schrie um Hülfe; aber weit und breit war kein Menschenkind zu schauen, und der Jude zog wieder sein blankes Messer, und ließ mich einen fürchterlichen Eid schwören, daß mir das Mark in den Gebeinen gefror ob den gräßlichen Worten. Und so habe ich nichts verrathen, sondern als ich heim kam, erzählte ich, wie mir der Jude befohlen, daß das Kind durch meine Fahrlässigkeit den Tod gefunden in den trüben Wellen der Donau. Ach, sie haben stromauf, stromab gesucht nach der Leiche des süßen Kindes und nichts gefunden. Euer Vater hätte mich strenge strafen können, aber 's ist ein gar herzensguter Mann, und er begnügte sich, die schlechte Magd aus seinem Hause zu verstoßen auf immer. Seitdem ging es mir elend, ich hatte kein Glück auf der Welt, und der unselige Frevel, dessen schaudernde Mitwisserin ich war, quälte und ängstigte mich Tag und Nacht, daß ich siechte, und meine Kraft dahin schwand. Und so in meines Herzens Angst machte ich mich auf vor einem Monate, und ging barfuß hinüber über's Gebirge nach Maria Zell. Dort vor dem Bilde der Gnadenmutter kniete ich weinend Tagelang, bis es wie ein lichter Schimmer einbrach in meine Seele, und mir eine Stimme zurief, wieder zurück zu pilgern nach Wien, und Euch, liebe Jungfer, Alles zu erzählen, und das habe ich nun gethan mit meinen letzten ersterbenden Kräften, und ist mir ein großer Stein vom Herzen gefallen; ich habe viel gelitten und geduldet, und der gnädige Herrgott im Himmel oben wird mir meinen Meineid verzeihen." So erzählte die Walburga, während ich bleich und bestürzt zuhörte, dann sank sie kraftlos zurück."

(Fortsetzung folgt.)

Die Freude wollte sich vermählen. *)

Die Freude wollte sich vermählen,
Die frei doch war so lange Zeit:
„Ich bin noch jung, noch kann ich wählen,
An Freiern soll es mir nicht fehlen;
Sie lieben all' mein buntes Kleid.
Und wer erst den Verlobungsring
Aus meiner weichen Hand empfing,
Dem soll das gold'ne Glück auf Erden
Nie treulos werden."

Da kam das Spiel und bot ihr Karten;
In seid'nen Schuhen sprang der Tanz;
Ihr winkt der Blumenfreund zum Garten;
Der Bücherwurm bot alte Schwarten,
Der Wuch'rer ihr des Goldes Glanz;
Es kommt sogar ein Jägersmann,
Ob er sie nicht erjagen kann,
Er will mit Hunden, Netz und Stangen
Die Flücht'ge fangen.

Auch kam, behängt mit falschem Flimmer,
Das Lustspiel und das Trauerspiel;
Ein Krieger bot der Waffen Schimmer,
Ein Zierling des Geschmeides Glimmer,
Ein Reimer ihr den Gänsekiel;
Der lockt mit Wagen und mit Roß,
Und Der mit der Lakaien Troß,
Der will sogar mit bunten Tauben
Das Herz ihr rauben

Noch naht mit morgenrothen Wangen
Im Rosenkranz der Liebes-Gott;
Er will das zarte Kind umfangen,
Nach ihrem Ringe will er langen,
Der flüchtige, der schöne Gott.
Der Freude wallt die junge Brust,
Es drängt die nie gekannte Lust,
Sie möchte für ihr ganzes Leben
Sich ihm ergeben.

Doch sieh! Wer kommt mit leichtem Schritte?
Ein Brüderpaar naht, Hand in Hand:
Die nehmen rasch in ihre Mitte
Die schöne Maid, mit zarter Sitte
Um sie geschmiegt der Arme Band.
Das Aug' ist hell, die Stirne glatt,
Die Lippen sind ein Rosenblatt,
Die Wangen frisch, und Blumen glänzen
Auf Lockenkränzen.

„Wer seyd ihr, daß ihr mich umwunden
„Mit eurer Arme sanftem Zwang?"
„Wir haben oft dich schon gefunden;
„Wir waren immer treu verbunden,
„Wir sind der Wein und der Gesang.

*) Aus: „Gedichte, zur Preisbewerbung eingesendet an den norddeutschen Musik-Verein in Hamburg. Herausgegeben mit Bewilligung der resp. Dichter von C. Krebs, Präses des norddeutschen Musik-Vereins. Hamburg und Leipzig. Verlag von Schuberth u. Comp."

„O bleibe frei, du schöne Maid!
„In deinem leichten, bunten Kleid;
„Wir sind dir immer treu geblieben
„In unserm Lieben."

Da küßt die Braut sie unverhehlet
Und lächelt rechts und lächelt links:
„Wenn zur Geliebten ihr mich wählet,
„So bleib' ich immer unvermählet,
„Und treu gewärtig eures Winks."
Sie küßt den Wein im neuen Drang,
Umschlingt erglühend den Gesang:
Und heißer geben Wein und Lieder
Die Küsse wieder.

Dr. F. Helms.

Ausflüge in die Bergstraße.

Zwingenberg, im August 1846.

Frankfurt hat durch die Main-Neckar-Bahn, wie Paris durch die Nordbahn, eine Eroberung gemacht. Die Bergstraße und der Odenwald mit ihren tausend Reizen liegen jetzt vor seinen Thoren, in dem Bereich der Spaziergänge seiner Bewohner.

Dieses neue Besitzthum kennen zu lernen, vertraut zu werden mit seinen reichen Schätzen, muß jedem Freunde der Natur angenehm seyn, und es ist die Aufgabe der Bewohner der Bergstraße, welche ein offenes Auge für die Schönheit der Gegend haben und sie genau kennen, Alles dazu beizutragen, ihr immer mehr Freunde und Bewunderer zuzuführen. So will ich auch mein Schärflein dazu beitragen, doch beschränke ich mich auf die Umgebungen meines Wohnorts, und überlasse es Andern, auf gleiche Weise zu verfahren.

Wenn man von Frankfurt auf der Eisenbahn die Bergstraße bereist, so ist es Zwingenberg, wo die Bahn zuerst das Gebirg berührt und wo von der Bahn selbst ein herrliches Bild den Blick fesselt. In der Mitte der hohe Melibocus, in stolzer Ruhe, zu seiner Rechten die Alsbacher-, zu seiner Linken die Auerbacher Schloßruine, und an seinem Fuße das freundliche Zwingenberg malerisch den Berg hinaufgebaut, mit seiner alten Kirche, die es überragt.

Wir stehen so an dem ersten bedeutenderen Punkte der Bergstraße und wollen nicht vorübergehen. Für gute und billige Unterkunft ist in dem Städtchen hinreichend gesorgt; die Gasthäuser zum Löwen, zur Krone und zum grünen Baum werden alle billige Wünsche befriedigen.

Um nun die Umgegend geziemend und mit Bequemlichkeit zu genießen, wollen wir fünf Tage hier verweilen und uns jeden Tag einen neuen Naturgenuß bereiten. Daß man das kann, läßt schon auf den Reichthum der Gegend schließen. Hat ein Anderer weniger Zeit, so wähle er aus den Genüssen, die hier auf einen längeren Zeitraum vertheilt sind, das ihm Passende.

Wir kommen um 8 Uhr Morgens auf dem Stationshof zu Zwingenberg an und lassen uns in dem Gasthaus, das wir wählen, sogleich einen Führer geben. Mit ihm durchwandern wir die Stadt, an der Apotheke hinauf, auf den sogenannten Berg, erfreuen uns an der Aussicht vor dem Kirchhof, lassen uns im Vorbeigehen den noch erhaltenen großen Keller des alten Schlosses zeigen und verlassen den Ort durch das Bergthor. Gleich hernach wenden wir uns rechts und lassen uns auf ein freundliches Plätzchen führen, das, wohlbeschattet, mit Tisch und Bänken versehen, über dem Weinberg des Hofapothekers Schenck eine herrliche Aussicht über die Ebene bietet. Der gefällige Wirth, bei dem wir Einkehr genommen, hat wohl hierher auf den Wunsch der Reisenden das Frühstück geschickt, und es wird da Oben besser schmecken und mehr erfrischen, als in den engen Wänden.

Hier zeigt sich nun zuerst der Anblick der reizenden Ebene, welche, obgleich noch von keiner beträchtlichen Höhe herab gesehen, doch schon Stunden weit sich ausbreitet und am Horizont die Thürme von Speyer, Mannheim und Worms erblicken läßt.

Gestärkt gehen wir weiter, durch das Weidenthal den Melibocus hinauf, um gleich am ersten Tage einen vollen Ueberblick unserer künftigen Streifzüge zu erhalten. Wir erreichen den Gipfel des Berges in einer Stunde und finden den Weg nur zuletzt etwas steil und beschwerlich.

Schon auf der Höhe des Weidenthals überrascht uns eine weite Aussicht nach Auerbach, Bensheim, Heppenheim und Weinheim hin, während sich die Ebene noch weiter dem Blicke erschlossen hat und der Rheinspiegel glänzend hervortritt.

Gleich hernach umfängt uns der kühle Schatten des Laubwaldes. Wir steigen einige Zeit aufwärts und befinden uns auf einem breiten wohlunterhaltenen Wege, dem sogenannten neuen Wege, welcher in ziemlicher Höhe horizontal den Windungen des Gebirges folgt und die Alsbacher mit der Auerbacher Schloßruine verbindet. Auf diesem Wege gelangen wir bis zur sogenannten Jägerreiche und ruhen auf einer Moosbank, während wir uns an den Durchsichten erfreuen, die nach den schönsten Punkten der Umgegend durch das Gebüsch gebahnt sind.

Ehe wir den Gipfel des Melibocus besteigen, lassen wir uns von dem Führer noch einige Schritte weiter auf dem neuen Wege führen, wo wir von dem Wege rechts abtreten und von einer der schönsten Aussichten durch die Schlucht in die Ebene überrascht werden.

Auf dem Melibocus angekommen, gehen wir, ehe wir den Thurm, zu dem der Führer den Schlüssel hat, besteigen, auf eine Stelle über den Felsen, welche sich thurmhoch steil herabsenkt. Hier stehen wir entzückt, gleichsam schwebend über den niedrigen Höhen mit ihren herrlich bewaldeten sanften Wellenlinien, zu unseren Füßen die Alsbacher Schloßruine, und vor uns, in der Ferne, Darmstadt, Frankfurt und Mainz. Der Eindruck dieser Stelle bleibt unauslöschlich und wird auch nicht durch die weitere Umsicht verringert, die man auf dem Thurm genießt. Allein die Mühe, ihn zu besteigen, wird gleichwohl belohnt, denn jetzt zuerst schweift das Auge über die Höhen und Thäler des Odenwaldes, die so viel Erhabenes und Liebliches herbergen. Der Rhein gehört zur Landschaft und fließt mitten in der Ebene, welche wir überblicken.

Haben wir uns genugsam erquickt an all diesen reichen Aussichten, dann treten wir den Rückweg an, und zwar, damit wir nicht denselben Weg gehen, den sogenannten Brunnenweg herab, der uns zwar steiler und rauher, aber auch desto schneller zu unserem Gasthaus bringt, wo uns das Mittagessen erwartet.

Nachmittags ruhen wir einige Stunden und gehen dann gegen Abend durch die Ebene bis an den Jägersburger Wald. Wir freuen uns des bequemen Weges, der reichen Fruchtbarkeit der Gegend und des Schattens des prächtigen Waldes. Hier laben wir uns an einer der schönsten Ansichten der Bergkette, welche die Bergstraße bildet. Der herrliche Melibocus in der Mitte des Bildes, breitet sich dasselbe in der Abendbeleuchtung weit nach Norden und Süden aus und entzückt durch seine reiche Abwechselung und durch seine lieblichen Einzelheiten.

Wenig von Fremden gekannt, ist dieser Spaziergang doch so überaus schön, daß er allein eine Gegend berühmt machen könnte. In der Nähe von Alsbach verlassen wir den Wald und kehren nach Zwingenberg zurück, das wir vor etwa fünfviertel Stunden verlassen hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Fräul. Lind wird, wie wir vernehmen, in der zweiten Hälfte dieses Monats ihr Gastspiel auf hiesiger Bühne beginnen. Sie hat die Anträge, die ihr von Stuttgart gemacht worden, abgelehnt, weil die Zahl der Rollen, welche sie in Frankfurt singt, jenes Gastspiel nicht zulassen. Auch wird Fräul. Lind aus eben dem Grunde nicht auf den Bühnen der Umgegend auftreten. Jetzt schon werden an Tagen, die für Abonnement-suspendu-Vorstellungen bestimmt sind, Vorstellungen im Abonnement gegeben, um bei der kurzen Anwesenheit der Fräul. Lind die erforderlichen Abonnement-suspendu-Vorstellungen geben zu können. — Die viel besprochene Oper von Halevy: „Die Musketiere der Königin", ist am 6. d. M. auf der Frankfurter Bühne zum ersten Male gegeben worden. Die sehr geschmackvolle Ausstattung und der Fleiß, welcher von Seiten der darin beschäftigten Sänger und Sängerinnen auf die Ausführung ihrer Partie verwendet worden, erzielten einen günstigen Erfolg der Novität. Mehrere der schönsten Nummern wurden mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommen, und der mit viel Bühnengeschick bearbeitete Text verschaffte den Anwesenden eine angenehme Unterhaltung. Wir behalten uns eine weitere Besprechung der Novität vor.

(Offenbach.) Man darf wohl behaupten, daß Offenbach schon jetzt zu den bedeutenderen Fabrikstädten des mittleren Deutschlands gehört. Bei dem raschen Aufblühen und der reichen Mannichfaltigkeit der hier vorkommenden Fabriken und Gewerbe ist es aber selbst dem Einheimischen schwer, sich in dieser Geschäftswelt gehörig zu orientiren und damit bekannt zu machen, um so mehr noch dem auswärtigen Handels- und Geschäftsstande. Dem in dieser Beziehung gefühlten Bedürfnisse ist durch das Erscheinen des Geschäfts-Adreßbuches von G. Walter, Druck von Kohler und Teller 1846, abgeholfen. Die zweckmäßige Anordnung, Vollständigkeit und Billigkeit des Preises (18 kr) werden nicht verfehlen, dem genannten Adreßbuch auch außer dem Bereiche von Offenbach freundliche Aufnahme und Verbreitung zu verschaffen.

(Der Verbrauch von Seife, ein Maßstab für die Kultur.) „Ein mit Recht berühmter, einsichtsvoller Gelehrter, J. Liebig, in seinen chemischen Briefen (S. 110)", bemerkt Dr. G. H. von Schubert, „spricht den Satz aus: daß der größere oder geringere Verbrauch der Seife einen Maßstab für den Wohlstand und die Kultur der Staaten abgeben könne, denn der Verbrauch dieses Reinigungsmittels „hängt nicht von der Mode, nicht von dem Kitzel des Gaumens ab, sondern von dem Gefühl des Schönen, des Wohlseyns, der Behaglichkeit, welches aus der Reinlichkeit entspringt". Ein Land, in welchem bei gleicher Einwohnerzahl ungleich mehr Seife verbraucht wird als in einem anderen, berechtigt uns zu dem Schlusse, daß der Zustand seiner Bewohner ein äußerlich wohlhabenderer und gebildeterer sey als der Zustand der anderen, die von Seife weniger Gebrauch machen. Und nicht nur auf den Zustand der äußeren Kultur, auch auf die tiefere innerliche Bildung des Geistes und Herzens, auf das wahre Wohlbefinden des inwendigen Menschen, läßt uns die Reinlichkeit im Aeußerlichen einen Schluß machen. Ein Gottesgelehrter des vorigen Jahrhunderts sprach einmal die Behauptung aus, daß ein unreinlicher Mensch kein Christ seyn, und daß ein guter Christ auch an seinem auswendigen Menschen keine Unsauberkeit dulden könne. Und in der That, jene Wahrheit: daß auch der Leib des Menschen dazu bestimmt sey, ein Tempel Gottes zu werden und zu seyn, ist unserer Natur nicht von außen als ein gegebenes Gebot aufgedrungen worden, sondern sie gehet aus einem tiefen, lebendigen Bedürfniß unseres Wesens selber hervor. Es gibt Hütten der Armuth, in denen die größte Reinlichkeit herrscht, weil in den Herzen ihrer Bewohner ein Geist der Zucht und der höheren Ordnung waltet, und es gibt wohlgebaute Häuser, deren innerer Zustand von dem Gegentheile zeugt."

Korrespondenz.

Weimar, Ende August.

Mit Ende September geht bekanntlich das Recht der weimarischen Landes-Lotterie an Sachsen über. Diesen Umstand hat ein hiesiger Bürger benutzt, um einen das Wohl der Künstler und Handwerker befördernden Vorschlag zu thun, den er, planmäßig ausgearbeitet, in einer der letzten Bürgerversammlungen zum Besten gab. Dieser Vorschlag besteht darin, eine vorläufig für den Umfang des Großherzogthums bestimmte „Landes-Industrie-Actien-Lotterie" zu errichten, durch welche unbemittelten Künstlern und Handwerkern Gelegenheit gegeben werden soll, ihre verfertigten Werke ohne Zeit- und Geldverlust zu den bestmöglichsten Preisen versilbern zu können. Diese Idee fand bei den versammelten Bürgern eine um so günstigere Aufnahme, als es sich leider nur zu oft ereignet, daß kostbare, mit Fleiß und Aufmerksamkeit gearbeitete Meisterstücke nur dann erst Absatz finden, wenn sie durch äußere Einflüsse ihre ursprüngliche Form und Farbe verloren haben und — mit einem Worte — unscheinbar geworden sind. Daß nun ein solches von den Einwirkungen der Zeit ergriffenes Stück, sey es, welcher Art es wolle, nicht mehr denselben Werth hat, als wenn es eben erst unter den Händen des Verfertigers hervorgegangen ist, und daß somit der Verkauf des Gegenstandes zu einem geringeren Preise ein Verlust für den Verkäufer seyn muß, liegt auf der Hand. Um daher solchen Uebelständen für die Folge vorzubeugen und dem fleißigen Künstler und Handwerker zu einem schnelleren Umsatze seiner Erzeugnisse zu verhelfen, beabsichtigt jener Bürger ein Institut in's Leben zu rufen, das diese Aufgabe zu erfüllen ganz geeignet scheint. Die Ausarbeitung des Projects hat große Aehnlichkeit mit dem Plane einer Landes-Lotterie, nur mit dem Unterschiede, daß hier statt der Geldsummen nützliche, in jeder Haushaltung brauchbare Gegenstände gewonnen werden. Die ganze Ausspielung soll fünf Abtheilungen umfassen, für deren jede der Einsatz auf 6 Sgr. bestimmt ist. Nieten sind nicht vorhanden und das große Loos soll in einem ganz vollständigen, elegant gearbeiteten Meublement mit fertig gemachtem Bett bestehen. Der Plan zu diesem Institut liegt gegenwärtig der hohen Behörde zur Begutachtung vor und wir zweifeln nicht, daß er hinsichtlich seines gemeinnützigen Zwecks die erwünschte Genehmigung erhalten wird. — In dem nahen Oberweimar hat eine famose Spukgeschichte, wie sie unsere Zeit nur selten noch aufzuweisen hat, das ganze Dorf in Allarm versetzt. Ein dortiger Einwohner hatte sich nämlich vor Kurzem ertränkt. Bald darauf erscheint jedoch dem Schäfer sein Geist und klagt ihm mit hohler Grabesstimme, daß er den Hrn. Pfarrer bitten solle, in der Kirche für ihn zu beten, weil er sonst nicht eher die ewige Ruhe finden könne. Der Schäfer soll den Geistlichen auch wirklich darum gebeten haben, dieser aber hat den Antrag des guten Alten belächelt und entschieden verneint. Seitdem sollen die Hinterlassenen des Verstorbenen in ihrer Wohnung so sehr beunruhigt worden seyn, daß sie diese haben räumen müssen. Gleichzeitig will man der Ilm entlang allnächtlich eine weiße Gestalt bemerkt haben, von welcher jeder Vorübergehende geneckt worden sey. Wie man sich jetzt erzählt, hat man an einem der letzten Abende das Gespenst festgenommen und hinter Schloß und Riegel sicher verwahrt. Seine Absicht soll gewesen seyn, das zum Verkauf ausgebotene Haus des Verstorbenen in Verruf zu bringen, um es auf eine desto billigere Weise an sich bringen zu können.

Main-Wasserwärme: 8. Sept., Morgens, 6 Uhr: 16 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 8. Sept. (Zum Erstenmale wiederholt): Gottsched und Gellert, Charakter-Lustspiel in 5 Abth., von Heinrich Laube.

Mittwoch, 9. Sept. (Zum Erstenmale wiederholt): Die Musketiere der Königin, große Oper in 3 Abth., von St. Georges, in's Deutsche übertragen von Carl Gollmick, Musik von Halevy.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 250. Donnerstag, den 10. September 1846.

Der Bauherr.

Historische Novelle von Anton Langer.

(Fortsetzung.)

Dorothea hielt inne, auch Vogelsang, der mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte, schwieg eine Weile, dann sprach er: „Das ist eine seltsame Geschichte, und aus dem Benehmen des Juden geht fast hervor, daß er nicht gesonnen, das Kind zu ermorden.“

„Aber das Volk spricht ja —“ murmelte schaudernd Dorothea.

„Man muß nicht glauben, was das Volk spricht,“ sagte beschwichtigend der junge Meister, der in vielen Stücken über die Vorurtheile seiner Zeit erhaben war. „Daß man den Juden die Ermordung von Christenkindern zuschreibt, ist eine böse und jedes Grundes baare Sage. Margarethe aber war, wie Du selbst sagst, schon drei Jahre alt.“

„Du glaubst also, daß ihr der Jude nichts gethan?“

„Fast will ich's meinen. Und ich glaube, daß Deine Schwester lebt.“

„Heiliger Gott!“ rief Dorothea, „dasselbe meinte auch die alte Walburga, und sie beschwor mich, Alles aufzubieten, um die unglückliche Verlorne wieder zu finden.“

„Wie soll das angehen?“ fragte Vogelsang.

„Höre,“ sprach Dorothea näher rückend, „als die Kranke eine Zeitlang matt darnieder gelegen, richtete sie sich wieder auf und sagte mir, daß sie die feste Ueberzeugung habe, mein armes Schwesterlein sey nicht umgekommen, sondern lebe noch und lasse sich wiederfinden. Sie trage ein Kennzeichen am linken Arme, das allen Frauen unserer Familie eigen sey, und welches auch ich besitze.“

Und Dorothea streifte den bauschichten Aermel ihrer seidenen Robe zurück und enthüllte vor den entzückten Blicken des jungen Mannes den schönsten weißen Arm, auf dem ein Mal in der Form einer Erdbeere sichtbar wurde. „Daran, sagte sie, soll man die Verlorne erkennen.“

„Und warum theilst Du es nicht dem Vater mit?“ fragte Vogelsang.

„Ich wage es nicht,“ antwortete Dorothea, „der Verlust jenes Kindes, der auch meiner Mutter das Herz brach, hat meinen armen Vater schmerzlich getroffen. Er glaubt, wie alle Andern, daß meine Schwester Margarethe in den Wellen der Donau ertrunken sey, und jede Erinnerung an die Verlorne greift ihm schmerzlich an's Herz. Wenn ich je neugierig um mein kaum gekanntes Schwesterlein mich erkundigte, da verdunkelte sich sein Gesicht und seine sonst ewig heitere Laune war dahin. Soll ich nun die alten Wunden wieder aufreißen, ihm das Gräßliche erzählen, und eine Hoffnung einführen in seine Seele, die wohl nie erfüllt wird. Ich will schweigen, und Du sollst des Geheimnisses einziger Mitwisser seyn, mein treuer Freund.“

„Habe Dank für Dein Vertrauen,“ sagte der Meister, warm die Hand des Mädchens drückend, „was in meinen Kräften steht, das soll aufgeboten werden.“

„Heimliches Forschen wird nöthig seyn,“ meinte Dorothea, „die Ehre unseres Hauses darf vor den Augen der Welt keine Makel tragen.“

„Ich verstehe Dich, und verspreche Dir die größte Behutsamkeit und sorgsamste Geheimhaltung. Vielleicht geht es auf diesem Weg. Scomparini hat viel im Werd zu thun; er macht, wie er sagt, Geldgeschäfte für ein genuesisches Handlungshaus.

„Machst Du vielleicht auch Geldgeschäfte im Werd?“ fragte Dorothea schalkhaft lächelnd.

Vogelsang erröthete, und Dorothea fuhr lachend fort: „Schäme Dich nicht, daß ich um Deine nächtlichen Gänge weiß. Ich sehe Dich nicht mit so kleinen Augen an, wie die andere Welt, und bin nicht so albern zu glauben, daß Du mir zu Liebe jedem fröhlichen Gelage entsagen sollst; versteht sich aber von selbst, daß Du als Ehemann anders werden und bei Deiner Frau zu Hause bleiben mußt.“

„Ich versichere Dich,“ eiferte Vogelsang, „daß ich wegen nichts anderm in den Werd gehe, als —“ Doch Dorothea ließ ihn nicht ausreden, sondern ihn umschlingend, verschloß sie ihm den Mund mit einem Kusse. In diesem Augenblicke trat der Rathsherr Preinhuber mit Scomparini ein. Der Italiener wurde bei diesem Anblicke noch blässer, wenn dies möglich war, aber der Rathsherr rief in fröhlicher Weinlaune den überraschten Liebesleuten zu: „Bene, Kinder! Ihr lebt ja wie die Tauben; werdet doch dem alten Vater erlauben, sich zu erkundigen, wenn es Euch gefällig, Hochzeit zu machen.“

Vogelsang schüttelte dem lustigen Alten die Hand, während die erröthende Dorothea sich an den Italiener wendete: „Ihr bleibt doch bei uns zum Nachtmahl, Herr Scomparini?“

Der Welsche verneigte sich, und Preinhuber rief: „Richtig, thut das, Herr Scomparini. Der Richter von Gumpoldskirchen, den ich im Rathe vertreten, hat mir ein Fäßchen geschickt, ein ganz köstliches Fäßchen; und wenn man auch bei Euch zu Lande Resosco trinkt und Malvasier und wie sie alle heißen, so sollt Ihr heute sehen, daß sich unser Landsmann mit Ehren zeigen kann vor den Augen der Welt.“

Und der Rathsherr ließ sich nieder und nöthigte mit freundlicher Gebärde die jungen Männer zum Sitzen. Dorothea verrichtete geschäftig die Dienste der Wirthin, und Vogelsang, in dessen Herzen des Mädchens Worte über Scomparini einen kleinen Stachel zurückgelassen hatten, beobachtete scharf den Italiener; dieser aber schien es zu bemerken, er war einsylbig, und enthielt sich jeder Artigkeit gegen die Tochter des Rathsherrn. Dorothea aber verschwendete an den jungen Meister alle jene Aufmerksamkeiten,

die nur die Frauen zu spenden verstehen, und welche den, dem sie gelten, so glücklich machen, und jeden Nebenbuhler zur Verzweiflung bringen.

Plötzlich erschien an der Thüre der zerlumpte braune Junge des Juden Ascher Ben Israel, machte eine tölpische Verbeugung und sprach: „Hei, was macht Ihr mich laufen, Maestro Scompaini; habe Euch vergebens in der weißen Rose gesucht; man wies mich hieher, mein Meister verlangt dringend nach Euch."

„Verzeiht," sagte der Italiener, sich erhebend; „ich weiß, daß des Burschen Herr nur bei einer höchst wichtigen Angelegenheit meine Gegenwart verlangt, und muß demnach folgen."

„Thut mir leid," sagte der Rathsherr mit der herzlichen Gastlichkeit eines ächten Wieners, „wie Schade, daß Ihr meinen Gumpoldskirchner nicht kosten könnt; aber wenn Euch ein dringend Geschäft ruft, werther Herr, so will ich Euch nicht halten; geht in Gottesnamen."

Scomparini gab zum Abschiede dem Rathsherrn und dem alles Verdachtes sich entschlagenden Vogelsang die Hand, verneigte sich zierlich vor Dorothea, und folgte dann dem Jungen des Juden. Als er die Treppe hinabstieg, murmelte er zwischen den Zähnen: „Seyd Ihr schon so weit mit dem goldenen Rathsherrnkinde, Meister Vogelsang? Wollt Ihr schon in's Brautbett steigen? Nehmt Euch in Acht, daß Ihr nicht über meine Klinge stolpert!"

(Fortsetzung folgt.)

Ausflüge in die Bergstraße.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Morgen zur guten Stunde sind wir zur neuen Bergwanderung gestärkt. Heute wollen wir die Alsbacher- und Auerbacher Schloßruinen besuchen. Wir gehen nordwärts an dem unteren Abhange der Berge hin, bis der Weg rechts in ein Thal biegt, in dessen dunklem Schooße uns himmelhohe Buchen locken. Bald wird der Weg etwas steiler, zieht sich links an der Bergwand hin, und wir treten hinaus ins Freie, vor uns die Ruine des Alsbacher Schlosses und zu beiden Seiten die herrlichsten Fernsichten, während rückwärts das Auge sich an dem schönsten Laubwald erfreut, der breit und hoch den Melibocus hinansteigt.

Die Ruine des Alsbacher Schlosses bietet uns mehrere höchst anziehende Punkte. Der Thurm kann bestiegen werden, wenn man einen Führer mitgenommen, der den Schlüssel dazu hat, und die kleine Mühe wird reichlich belohnt. Nach Norden, vor einer einfachen, mit Stroh bedeckten Hütte, welche schon manche fröhliche Gesellschaft sah, fällt der Blick hinunter auf das Dorf Alsbach, das sich halbmondförmig um einen Hügel schlingt. Weiter tritt Seeheim hervor, und den Hintergrund ziert Darmstadt, besonders ausgezeichnet durch die Kuppel der katholischen Kirche und die hohen Häuser der Neustadt.

Um von der Alsbacher- auf die Auerbacher Schloßruine zu kommen, bieten sich uns zwei Wege dar: der sogenannte neue Weg, den wir gestern, als wir den Melibocus bestiegen, überschritten, und ein Fußpfad, welcher erst vor kurzem angelegt wurde. Beide Wege sind gleich schön und jeder hat seine besonderen Reize. Ersterer bietet mehr Fernsichten und ist kürzer wie der Fußpfad, der durch sein träumerisches Hinschleichen durch den grünen Wald, an den Schwingungen des Gebirgs her, zum bequemen Gang, zu stillem Sinnen einladet. Wählen wir diesen Weg, so versäumen wir nicht, auf der sogenannten großen Höhe, aus dem Walde heraus auf die Stirne dieses Vorbergs zu gehen. Es wird uns schwindeln an dem steilen Abhange, und doch wird es uns wieder seyn, als müßten wir Flügel haben und hoch über das tief unten liegende Zwingenberg weg in die weite Ebene fliegen.

Nach einer anderthalb- bis zweistündigen schattigen und bequemen Wanderung kommen wir zu der prachtvollen Auerbacher Schloßruine. In dem schattigen Hofraum ruhen wir kurze Zeit und betrachten mit sinnigem Ernste den hohen Thurm und das Hauptgebäude, dessen Wände noch wohl erhalten sind. Jetzt aber eilen wir die breite Mauerfläche eines Befestigungswerkes zu besteigen und stehen mit erweiterter Brust, mit einem Ach! des Entzückens an einem der schönsten Punkte Deutschlands. Es ist besonders der Blick in das Hochstädter Thal, auf eine Mühle mit ihren frischen Wiesen, der etwas so Wohlthuendes, Beruhigendes und Erquickliches hat, daß man ihn nicht wegwenden kann und wie von einem befreundeten Wesen endlich mit Wehmuth scheidet.

Haben wir uns hernach noch die Außenwerke und die vielen malerischen Ansichten der Ruine betrachtet, auf einem Ruheplatze, mit lieblichen Aussichten nahe am Eingange verweilt, dann scheiden wir, gewiß mit dem Wunsche, recht bald wieder zu kommen.

Der Weg führt uns an einem interessanten Basaltsteinbruch vorüber in das Hochstädter Thal. Hier wird uns der Genuß, zuerst ein solches Odenwälder Thal zu durchwandern, und wer kann fühllos bei seinen stillen Reizen seyn? Ein frischer Bach durchströmt es munter. Seine Ufer sind bewachsen und alle paar hundert Schritte treibt er eine Mühle. So gelangen wir in kurzem nach Auerbach, gehen rechts am Rathhaus hinaus, um die Chaussee zu erreichen, auf welcher wir in einer kleinen halben Stunde nach Zwingenberg gelangen, wenn wir nicht vorziehen in Auerbach selbst, im Gasthaus zur Krone Mittag zu machen, wo wir einen ausgezeichnet guten Tisch erwarten dürfen.

Wir haben heute einen Weg von gut vier Stunden zurückgelegt und dürfen den Rest des Tages der Ruhe widmen.

Der dritte Tag winkt uns wieder mit neuen reichen Genüssen. Heute wollen wir den **Felsberg** besteigen. Da geht es nun munter, bei früher Tageszeit, durch einen Führer geleitet, den Hochstädter Pfad hinauf. Obwohl wir schon gestern und vorgestern die schönen Aussichten von den Vorbergen der Bergstraße aus genossen haben, so sind wir doch durch ganz neue Punkte überrascht, und wir besteigen die Höhe in einer ununterbrochenen Kette von Fern- und Nahsichten, deren jede ihren besonderen Reiz hat. In dem dichten Walde, der uns bald umfängt, kommen wir an den Mauertrümmern einer uralten Wallfahrts-Kapelle, zur Noth Gottes, vorüber. Gar manche Sage knüpft sich an diesen Ort und noch jetzt vermeidet ihn Nachts der Landmann.

Auf dem Kamme des Berges gelangen wir auf den neuen Weg, der uns gestern vom Alsbacher auf das Auerbacher Schloß führte; wir verfolgen ihn einige Schritte links und durchwandern dann an der östlichen Seite des Melibocus die sogenannten neun Krümmen, wie wir gestern der westlichen Seite entlang kamen. Aber wie wohlthuend sind diese Blicke in das Hochstädter Thal, wie frisch und grün sind die Wiesen, wie idyllisch liegen die einzelnen Häuser, und dann wieder, wie öffnet sich so herrlich die Aussicht bis an die Starkenburg und wie neu ist bei jeder der neun Krümmen (Biegungen) des Weges die Gegend! Ehe wir es denken, haben wir die Höhe erreicht, welche das Hochstädter- von dem Balkhäuser Thal scheidet, und genießen wieder eine ganz neue Aussicht in dieses Thal und auf den Ort Balkhausen, der sich darin verliert. Nun umfängt uns wieder Waldeskühle, in welcher wir, ohne große Anstrengung, etwa zwei Stunden, nachdem wir Zwingenberg verlassen haben, zu dem gastlichen Försterhause auf dem Felsberg gelangen. Aus dem oberen Zimmer sieht man Frankfurt, Mainz, den Johannisberg bei Friedberg, die Gegend von Aschaffenburg und weit in den nordöstlichen Theil des Odenwaldes.

Nun aber ist es Zeit, die berühmten Kunst- und Naturwunder dieses Berges zu schauen. Die Riesensäule und der Riesenaltar, Werke menschlicher Hand, und das Felsenmeer, ein Werk der göttlichen Allmacht. Eine kleine Strecke bergab führt uns zu diesen Denkmalen uralter Kunst und urweltlicher Erdrevolutionen. Erfüllt von diesen neuen Anschauungen besteigen wir wieder den Gi-

pfel des Felsbergs, sagen unserem Wirthe Lebewohl und nehmen den Rückweg über den Heiligenberg und Jugenheim.

Wie labend ist dieser Weg zwischen den grünen Buchen und wie überraschend der Anblick der fürstlichen Wohnung und Anlagen auf dem Heiligenberg? Wohl wird Jugenheim die Perle der Bergstraße genannt. Von dem fürstlichen Landhaus mit seinen herrlichen Gartenanlagen aus führt uns der Weg auf dem schmalen Rücken eines Berges hin, welcher zwei entzückend schöne Thäler, das Balkhäuser und Stallbacher scheidet und zu jedem den Blick frei läßt. In dem Stallbacher Thal insbesondere zeichnet sich ein Landschaftsbild aus. Drei Mühlen stehen fast senkrecht über einander und das Wasser stürzt sich von einem Mühlrade auf das andere bis tief hinunter in das Thal. Noch einige Schritte weiter, und es umfangen uns, in scharfem Abstich zu der Eleganz der fürstlichen Wohnung, die uralten Mauertrümmer eines Klosters. Die Aeolsharfe in dem Fenster der verfallenen Kapelle haucht die Gesänge der früheren Bewohnerinnen dieser Mauern wehmuthsvoll in das Ohr des Reisenden.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M. — Die vier ungarischen Instrumentalsänger.) Die bereits zu Ruf gelangten Sänger aus dem Magyarenlande sind im Besitz einer ganz eigenthümlichen Kunst oder auch Kunstfertigkeit, und man hat sie wandelnde Instrumente genannt. Ihre Leistungen sind ganz neu, werden als überraschend geschildert und der Hörer hat es hier mit Virtuosen zu thun, die in gar keine bestimmte Kategorie gereiht werden können. „Sie singen", berichtet die Wien. Allg. Th.-Z, „Lieder ohne Worte, ungarische Weisen, ernst-erhabene und wild-ausgelassene, mit einer Kraft und Begeisterung, mit einer Anmuth und Milde des Ausdrucks, wie er in solchem grellen Kontrast nur in der magyarischen Nationalität zu finden ist. Die feierlichen Choralklänge, die wilden kräftigen Schlachtengesänge, die spornklirrenden, weinbelebten Tanzweisen lassen diese Sänger in grotesken Contouren mit wenigen aber flammenden Strichen vernehmen." Zugleich ahmen sie auf täuschende Weise mit dem Munde das Waldhorn, Cor à piston, das Cello, die Violine und Oboe nach. Diese Imitationen werden überall angestaunt werden und Aufsehen machen, da sie sich nicht nur durch Kontreue, sondern zugleich durch große Bravour auszeichnen sollen. Ausführliche Berichte über die neuen Virtuosen lies't man in Saphir's „Humoristen", in A. Schmidt's „Musikzeitung", in der „W. Allg. Z.", in der „Pannonia" u. a. Bl., und nach diesen dürfen wir etwas Ungewöhnliches von diesen Virtuosen erwarten, welche dieser Tage auch in unserer Stadt ihr erstes Konzert geben werden.

In dem Hausgarten des Kaufmann Pfarrius in Hachenburg befinden sich Gewächse von Stangen-Bohnen von 26 Fuß Höhe.

(Hamburg, 31. August.) Bis zu welcher Entäußerung des nationalen Gefühls es in Hamburg gekommen ist, davon lieferte das Publikum des Thaliatheaters gestern Abend ein Beispiel. Man gab ein lebendes Bild mit poetischer Umschreibung von A. Glaßbrenner: „Deutsche Auswanderer". Wer irgend über die Motive der deutschen Auswanderer nachgedacht und die Bedeutung dieses wunden Flecks empfunden, der mußte sich mit Schmerz und tiefer Wehmuth von diesem Jammerbilde unserer Schmach abwenden. Die Hamburger waren aber außer sich vor Entzücken, sie jubelten laut und verlangten Da Capo. Nicht das Bild an und für sich war ein Bild der Schande ihres Vaterlandes, sondern ihr Enthusiasmus machte es dazu. So überbieten die Hamburger denn schon den Engländer, der zwar auch an den Bildern des Elends und Verbrechens ein schauerliches Behagen findet, dem der Künstler und Dichter aber dabei nicht an die Ehre seines Volkes tasten darf.

(Frankfurt a. M.) Von Carl Voß, dem bekannten Berliner Klavier-Componisten, wird in der Andre'schen Musikhandlung in Offenbach a. M. ein Cyclus von Salon-Fantasien über Motive der beliebtesten Opern erscheinen. Hr. C. Voß, der sich sowohl bei seiner Hin- als Zurückreise von Paris einige Wochen hier aufhielt, hat mit dieser Arbeit bereits den Anfang gemacht, indem er seiner beliebt gewordenen Stradella-Fantasie ähnliche über die Hugenotten, Czaar und Zimmerman und Part du Diable folgen ließ, in denen bei größter Spielbarkeit schöne Cantilene mit den brillant effektvollsten Passagen wechselnd das Interesse der Hörer in Anspruch nehmen und dem Spieler Anerkennung und Beifall sichern.

(Würzburg, 1. Sept.) Gestern Nachmittag entluden sich über unserer Stadt mehrere heftige Gewitter, begleitet von einem gedeihlichen Regen. Zweimal schlug der Blitz hier ein, das einmal zündete er zwei Balken eines Wohnhauses an, das zweitemal zertrümmerte er einen Baum in einem Hausgarten.

(Die verkehrte Welt.) Die Schriftstellerin Aston, die sich nicht nur kleidet wie ein Mann, sondern auch raucht, reitet, trinkt und tanzt wie ein Mann, ist aus Berlin verwiesen und hat sich in Dresden einen Mann zum Weibe genommen. Dieser kann kochen, stricken, nähen und spinnen und gefällt sich ausnehmend gut im Weiberrocke. (Dorfz.)

Frankfurter Theater.

Die Musketiere der Königin, romantische Oper in drei Acten, von Halevy, Text von St. Georges, deutsche Bearbeitung von C. Gollmick.

Diese bereits so viel besprochene Oper, die in Paris während sechs Monaten allein 87 Vorstellungen erlebte und, wie zu erwarten steht, die Runde bei allen deutschen Bühnen von einiger Bedeutung machen wird, ist nun auch bei uns, wenn auch nicht mit entschiedenem Enthusiasmus, doch mit Beifall über unsere Bühne gegangen (Sonntag den 6. Sept.) Die Musik Halevy's ist, soviel man sie nach einmaligem Hören zu beurtheilen vermag, nicht allein leicht, pikant und graziös, sondern auch mit Geist entworfen und dazu für den Sänger größtentheils dankbar. Halevy beweis't übrigens in dieser etwas lang ausgesponnenen Oper, wie schon früher in der Operette: „der Blitz", daß sein Genius von dem nach großen dramatischen Effecten ringenden Ernste (wie in der „Jüdin", „Pest von Florenz" und „Königin von Cypern") leicht abspringen und sich einer heitern Lyrik als einem Genre zuwenden kann, das er jetzt ausschließlich zu lieben scheint. Ein Verdienst, wird Mancher ausrufen, das nur den Franzosen zugeschrieben werden kann! Doch ist Halevy ein Deutscher; denn seine Eltern stammen aus Schlesien und er selbst ist in Straßburg, der deutschen Rheinstadt, geboren. Sein längerer Aufenthalt in Frankreich mag seinem Geiste nur die Elastizität gegeben haben, die allerdings gewöhnlich nicht des Deutschen Mitgift ist. Neben dem hüpfenden und koketten Wesen, das in dieser Musik vorherrscht und den Triangel, die kleine Trommel, Piccoloflöte und Cordinen oft in Anspruch nimmt, dabei aber der Pauken und Trompeten in keiner Nummer entbehren mag, erhebt sich auch wieder manche prägnante und ritterliche Stelle, worunter das zweite Finale — die Scene des Maskenballs — der Steigerungspunkt ist. Rein lyrisch-zarter Natur ist blos die Cantilene Oliviers im dritten Acte, die als ein Meisterstück dieser Gattung gelten kann. Der einzelnen melodiösen Schönheiten aber sind so viele, daß das Ganze einem Blumenbeet gleicht, bei dessen Ueberschauung man lieber verweilt, als daß man darauf botanisirt. Um auch Ausstellungen zu erwähnen, so erscheint uns Halevy in seinen Musketieren nicht so selbstständig wie in seinen früheren Werken; denn seine Vorliebe für Auber führt ihn weiter, als es sich für einen Schüler Cherubini's schickt. Jedes unbefangene Ohr würde hier leicht in Zweifel gerathen, wem es die Ehre dieser Composition zuzuschreiben hätte, ob Halevy oder dem Componisten der „Braut", der hier ganz besonders hervorsticht. Im Ganzen ist die

Musik dieser Oper mit dem Text so sehr verwachsen, daß ohne denselben sie an Geltung verlieren würde, wie umgekehrt der Text durch die Musik wieder an Ausdruck gewinnt. Daß unter diesen Umständen ein so fein componirtes Lustspiel in gute Hände kommen muß, ist so natürlich, als es für deutsche Sänger schwer ist, ihre Aufgabe mit französischer Volubilität zu lösen.

Die Ouvertüre ist als eine Vorrede der ganzen Oper zu betrachten, weil sie die Hauptmotive derselben berühret und besonders die spitzige Ronde-Melodie der Musketiere hervorhebt, die sich auch wie ein rother Faden durch das Ganze hinzieht.

Die Handlung, einem bekannten Roman von Dumas entnommen, sieht sich leichter an, als sie sich in der Kürze mittheilen läßt, weshalb man uns dieser Mühe überheben mag. Die fünf Hauptpartien, welche sich in dieser Intrigue verschlingen und von denen es schwer zu entscheiden, welche die hervorragendste ist, befanden sich in folgenden Händen: Olivier von Entragues, Hr. Caspari; Hector von Biron, Hr. Chrudimsky; Capitain Roland, Hr. Conradi; Amalie von Solanges Dem. Brandt und Bertha von Simiane, Dem. Oswald.

Feinere Nüancirungen im Spiel, sicireres Ineinandergreifen im Ensemble, größere Sorgfalt auf den Wortaccent in der Musik und consequentere Haltung der Charaktere sind Dinge, welche, obgleich unsere Darsteller das Möglichste leisteten und es an Fleiß nicht fehlen ließen, nur wiederholte Vorstellungen zur gänzlichen Reife bringen können. Den secundären Musketier Offizieren Nardonne, Rohan, Gonteau und Crequi empfehlen wir eine ritterlichere Haltung an. Costüme und Decorationen waren für das Auge sehr bestechlich, obgleich erstere nicht aus der Zeit Ludwigs XIV., welcher Anachronismus indessen, da er der freieren Bewegung des Spiels nur förderlich gewesen, vom Publikum wohl verziehen werden wird. Die deutsche Uebertragung von C. Gollmick ist nicht nur mit Bühnenkenntniß und Geschick bearbeitet, sondern zeigt auch den Musiker von Fach, welcher den deutschen Text dem musikalischen Accente passend unterzulegen verstanden hat. So wenig man von Uebertragungen dieser Art eine vollkommene poetische Abrundung aller Details verlangen kann, so schwierig, so undelohnend und unbelohnt ist die Arbeit und es gehört eben so viel Liebe zur Sache, als Ausdauer dazu, dem Original des Textes Schritt vor Schritt zu folgen und ihm Wort nach Wort unterzulegen. L.

Israelitisch-religiöse Angelegenheiten.

(Frankfurt, 6. Sept. — Eingesendet.) Der Zwiespalt, der im religiösen Leben der Judenheit seit langer Zeit in Betreff der Sabbathfeier besteht, ein Zwiespalt, der unläugbar immer größer wird, hat nach den bekannt gewordenen Verhandlungen der Breslauer Rabbinerversammlung keine Lösung erhalten, vielmehr hat dieselbe den Zwiespalt nur vergrößert, die Widersprüche nur noch deutlicher herausgestellt. Es braucht hier nicht auseinander gesetzt zu werden, was Jedem klar einleuchtet, daß seitdem der Israelite als Bürger, als thätiges Gesellschaftsglied in das Staatsleben eingetreten ist, es ihm unmöglich geworden, zwei Tage in der Woche statt einen zu feiern. Es ist aber auch Thatsache, daß die bei weitem größte Mehrzahl der jüdischen Städtebewohner ihre Geschäfte und sonstigen Gewerbe am Samstag ganz wie an Werktagen betreiben. Welche Uebelstände daraus hervorgehen, welche nachtheiligen Eindrücke ein solcher Widerspruch besonders auf die empfängliche Jugend, welche das, was ihr als heilig gelehrt wird, von den eigenen Eltern ganz und gar übertreten sieht, ausüben muß, bedarf keiner Auseinandersetzung. Das Kind hält entweder die religiöse Lehre für Täuschung, oder seine Eltern, die es verehren soll, für Sünder, und wie verlegen müssen diese, wie beschämt der Lehrer seyn, wenn sie von der Jugend darüber zur Rede gestellt werden. — Wer daher diese Uebelstände mit ernstem Sinne betrachtet, kann die Unabweisbarkeit einer Aenderung, kann mit Einem Wort die Nothwendigkeit der Verlegung des Sabbaths auf den vom Staat eingesetzten Ruhetag, den Sonntag, nicht bestreiten. Es ist hier nicht der Ort, die theologische Seite der Frage an's Licht zu ziehen und zu untersuchen, ob es möglich oder ob es unmöglich sey, darzuthun, daß der Samstag gerade der siebente Tag ist, an welchem Gott, wie die Bibel in der Schöpfungsgeschichte erzählt, von seinem Werk ausgeruht habe u. s. w.; wir halten uns nur an der Thatsache, daß der Sabbath für einen großen Theil der Juden aufgehört hat, ein Ruhetag zu seyn, und daß der aufgeklärte Sinn der jetzigen Zeit nicht wohl mehr in die engen Schranken des alten Wortglaubens zu bannen ist. Die Zeiten, wo es Geistlichen oder Rabbinen leicht war, dem Volk seinen Glauben zu dictiren und dasselbe in Geistesknechtschaft zu halten, die Zeiten, wo eine Synode alle mögliche und unmögliche Glaubenssätze als unumstößlich aufstellen, Bannbullen und Dispense erlassen konnte, sind längst vorüber. Die größere Mehrzahl der deutschen Juden besonders ist jetzt hinreichend unterrichtet, um nicht selbst über seinen Glauben mehr oder weniger frei denken und darnach handeln zu können. Das Judenthum kennt keine andere Autorität als die Bibel, und nur der Druck des Mittelalters hat seinem Nacken das Joch rabbinischer Satzungen aufgelegt; die Auslegung und Anwendung der mosaischen Gesetze ist Sache eines Jeden mit Vernunft begabten Israeliten. Er hat die höchste Achtung und Ehrfurcht vor dem altehrwürdigen Glauben, den an die Einheit Gottes; er will diesen Glauben auch ferner mit ganzer Seele festhalten, er will sich aber sein Gewissen und seine Geistesfreiheit stets bewahren, wie seine Väter solches von jeher mit ihrem Lebensblute gethan haben. Das Judenthum hat sich aber auch zu allen Zeiten grade in den wichtigern Fragen dem allgemeinen Bildungsstand und den Verhältnissen angeschlossen. Der dem mosaischen Gesetz zufolge in Opferdienst bestehende Cultus wird von einer späteren Zeit verworfen, weil er dem cultivirteren Sinn widerstrebt. Der Priesterdienst, die Auslösung der Erstgeborenen, die Ehegesetze, wer hat diese und so vieles Andere abgeschafft? Wer hat eine Liturgie eingeführt? Wer hat die Monogamie zum Gesetz erhoben? Es ist dies die Macht des Weltengeistes, des unaufhaltsam fortschreitenden, von der ewigen Vorsehung gelenkt. Keine menschliche Macht vermag sie zu hemmen. Vor wenigen Jahrhunderten noch bekämpfte man die Freiheit des Glaubens mit Feuer und Schwert. Diese Zeiten sind dahin. Jetzt streitet nur noch das Wort, und hoffnungsvoll sieht der Freund der Menschheit der Zeit entgegen, wo jeder Streit über Glaubensmeinungen schwinden, wo alle Menschen Brüder seyn werden. G.

(Vom Obermain, 5. Sept. — Corresp.) Die Frankfurter Zeitungen und die Hanauer Zeitung lieferten in der letzten Zeit von Seiten der fortschreitenden Frankfurter Israeliten kräftige Protestationen gegen die Beschlüsse der diesjährigen Rabbinerversammlung in Breslau. Beide Protestationen sind gründlich abgefaßt, erstere in etwas derber Sprache, letztere in ruhiger Haltung. Sehr weitläufig, und fast bei Durchlesung derselben bis zum Einschlafen, beantwortet beide der Frankfurter Rabbiner Hr. L. Stein, Mitglied der Breslauer Versammlung. Indessen führen die beiden Protestationen der israelitischen Lichtfreunde zu gar nichts, so lange die Mitglieder der Unterzeichner derselben nicht den Muth haben, sich öffentlich zu denselben zu bekennen, so lange sie es nicht wagen, wie ihre Glaubensbekenner in Berlin, sich zu einer eigenen Reformgesellschaft zu bilden und, wie sie, zu sagen: „Das ist unser Glaube, zu diesem bekennen wir uns, und nur in diesem wollen wir leben und sterben.“ Dieses offene Bekenntniß haben die israelitischen Lichtfreunde in Berlin der Rabbinerversammlung nach Breslau gesendet und sich wenig darum bekümmert, daß diese stolze hierarchische Versammlung daselbst dieses Schreiben in ihrem Uebermuth gänzlich unbeantwortet ließ. — Freilich scheinen die meisten Mitglieder der israelitischen Lichtfreunde in Frankfurt aus Männern zu bestehen, die vor allen Dingen ihre irdischen und Erwerbsverhältnisse im Auge haben und deren Hauptbesorgniß darin besteht, sie möchten durch solche öffentliche Schritte orthodoxen und reichen Männern zu nahe treten und sich deren Unwillen zuziehen, so daß es leicht dahin kommen könnte, ihren bisherigen Erwerbszweig bei diesen zu verlieren. Allein wer von dem Höhern beseelt ist, wer darnach strebt, die Religion in ihrer Reinheit herzustellen, der muß auch den Muth haben, nöthigen Falls irdischen Gütern zu entsagen. Doch so weit wird es nicht kommen! Die Verlegung des Sabbaths auf den Sonntag, welche die Rabbinerversammlung von sich gewiesen hat, ist die Hauptangelegenheit, wogegen die beiden Protestationen sich verwahren. Hr. Rabbiner L. Stein aber hat glücklicher Weise das Mittel gefunden, wodurch die israelitischen Lichtfreunde befriedigt werden können und nicht mehr zu befürchten brauchen, daß zwei Ruhetage in der Woche ihren Erwerb stören. In seiner letzten Erklärung beweis't derselbe aus Schriften berühmter christlichen Theologen, daß es eine Zeit gab, in welcher der christliche Sonntag ebenfalls am Samstag gefeiert wurde, dieser Tag jedoch von den Christen leichthin auf den Sonntag verlegt wurde; wenn nun jetzt die Christen wieder so leichthin ihren Sonntag auf den Samstag zurückverlegten, so wäre durch diesen christlichen Fortschritt (!!) der ganze Streit gehoben. —

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 9. Sept. (Zum Erstenmale wiederholt): Die Musketiere der Königin, große Oper in 3 Abth., von St. Georges, in's Deutsche übertragen von Carl Gollmick, Musik von Halevy.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 251. Freitag, den 11. September 1846.

Der Bauherr.

Historische Novelle von Anton Langer.

(Fortsetzung.)

5. In der weißen Rose.

Die Nacht hatte sich herabgesenkt über das alte Wien, und die glücklichen und die leidenden Herzen hatten im Schlummer Ruhe und Vergessenheit gefunden. Durch die öden Straßen schritt Arm in Arm mit Scomparini Meister Vogelsang; beide hatten sich in ihre Mäntel gewickelt, denn obwohl im Juni, war doch die Nacht kühl und ein fröstelnder Zugwind wehte vom Kahlengebirge herein durch die menschenleeren Gassen. Sie schritten die Straße hinab, die zum rothen Thurme führt, der wohl eigentlich der Roththurm heißt, und nur in der Länge der Zeit in einen rothen Thurm umgewandelt wurde, und sogar als solcher auf einem Gewölbschilde prangt. Zu jener Zeit stand noch der riesige Thurm an jenem Platze, auf welchem jetzt das gleichnamige Thor befindlich; in seinen Gewölben wurden Verbrecher aufbewahrt, und eine starke Abtheilung von gewappneten Stadtknechten hielt sein Erdgeschoß besetzt. Vogelsang und Scomparini, die in ihrer stattlichen Tracht mit Sporn und Federhut wie Edelleute aussahen, passirten ungehindert; als sie auf der andern Seite des Thurmes an der über die Donau führenden Holzbrücke standen, blieb Scomparini stehen, wandte sich um und starrte den Thurm an, der im Lichte des eben aus den Wolken hervortretenden Mondes glänzte. Auch Vogelsang blieb stehen und freute sich des eigenthümlichen Anblickes. Die Donau rollte vom Monde überspiegelt ihre Wellen dahin, als wären sie eitel Silber, die Wolken jagten in seltsamen abenteuerlichen Formen, drüben in den niedern Häusern des Werdes zuckten Lichter und verschwanden wieder, wie der Wind die Weidenbüsche am Ufer hin und her wehte; die Stadt aber selbst, mit ihren dunklen Häusern und Thürmen lag in ihrem Rücken wie ein schlummernder Riese, und über das Ganze war jene süße Ruhe, jene heimliche, wohlthuende Stille ausgegossen die allein einer schönen Mondnacht eigen ist.

„Woran denkst Du denn?“ fragte nach einer Weile halblaut der junge Meister, gleichsam als wolle er das heilige Schweigen ringsum nicht stören.

„Ich denke,“ versetzte Scomparini, „wie es sich ausnehmen müßte, wenn jetzt plötzlich das Dach des alten Thurmes zu knistern anfinge und mit einem Male die liebe rothe Flamme herausleckte bei Sparren und Fenstern und anwachsend größer und größer auf des Sturmes Armen hinüber flöge auf die Dächer und riesengroß hinausloderte mit hellem Scheine zum blutigen Himmel, was das für ein prächtiger Anblick seyn müßte.“

„Pr!“ sagte Vogelsang, sich schüttelnd, „das sind ja ganz absonderliche Gedanken.“

„Nun,“ meinte der Italiener scherzend, „Du bist ein Baumeister und hast Deine Freude am Aufrichten; willst Du mir's wehren, wenn ich die meinige am Vernichten und Zerstören habe.“

„Ganz und gar nicht,“ sagte Vogelsang auf den Scherz eingehend, „wenn's brennt, bekomm ich zu thun.“

„Hast Du nie gehört,“ fragte Scomparini lauernd, „daß es Menschen giebt, bei denen das Brennen zur Leidenschaft geworden, und die an nichts Freude haben als am rothen Hahn.“

„Hm! Ich erinnere mich, daß mein Schwiegervater eines Tages erzählte, wie vor vielen Jahren ein Mordbrenner im Verhöre bekannt habe, daß er das erste Mal aus Rache den rothen Hahn auf seines Feindes Haus gesetzt, dann aber sey ihm das Ding nach und nach lieb geworden, und er habe müssen zünden und brennen.“

„Nun, wenn ich ein solcher wäre?“

„Du!“ rief der Meister lachend, „ich glaube, Du liebst das Feuer auch, aber nur das, welches der Wein durch die Adern strömen läßt, und das, welches aus schönen Augen strahlt, wie zum Beispiele die der fremden Donna, die Du so sorgfältig in Aschers Hause verbirgst.“

„Jenes Feuer ist ausgebrannt,“ sagte Scomparini ernst werdend.

„Wie so?“ fragte Meister Vogelsang.

„Donna Blanca ist gestern gestorben,“ versetzte der Welsche.

„So schnell!“ sprach Vogelsang bestürzt zurücktretend.

„Es kam mir nicht unerwartet,“ sagte Scomparini, indem sie langsamen Schrittes über die Brücke gingen; „seit wir aus Italien fort sind, kränkelte sie; Euer kaltes Klima that ihr nicht gut.“

„Wäre sie daheim geblieben, die Arme!“

„Wohl wäre es besser gewesen; nach ein paar Jahren wohl wäre ich gekommen, sie zu holen in meine Vaterstadt nach Turin; aber unsere südländischen Frauen haben ein heißeres Blut, als Eure nordischen. Sie ließ sich's nicht nehmen, mich zu begleiten, und folgte mir auf meiner beschwerlichen Reise durch Deutschland.“

Vogelsang sah den Welschen befremdet an. „Und Du scheust Dich nicht,“ fragte er, „während dieses treue Wesen auf der Bahre liegt, die Schenke zu besuchen und ein fröhlich Gelage mit zu machen?“

„Nun, und was weiter?“ antwortete Scomparini, „ist sie etwa nicht todt? Mache ich sie lebendig, wenn ich mich hinsetze an ihren Sarg und heule? Weiß Gott, ihr Deutschen nehmt das Ding sonderbar; ihr seyd so zähe in eurem Schmerz, wie in eurem übrigen Wesen. Ihr spannt Euer Herz auf die Folter der Erinnerung, daß es recht lange leide und blute. Bei uns zu Lande halten wir das anders: „heute gestorben, morgen vergessen!“ und damit uns der Kelch des Schmerzes nicht zu herbe munde, umwinden wir ihn mit Rosen und gießen purpurnen Falerner hinein und jubeln ein Lied, daß keine Klage gehört werde, und wir im Rausche die Thränen nicht sehen.“

So schwatzte der Welsche; Meister Vogelsang schritt, ohne zu

antworten, an seiner Seite hin; sie hatten die Brücke passirt und gingen den schmalen Fußsteig am Donauufer hinauf. Ich glaube, es sey hier der Ort, einige Bemerkungen über den scheinbaren Widerspruch in des jungen Bauherrn Charakter einfließen zu lassen. Mit einem Herzen, das begeistert schlug für Alles, was groß und schön war, verband er einen seltsamen Hang nach tollen Abenteuern und verpöntem Treiben. Es ist dies genialen Gemüthern nur zu oft eigen; ihr großes, reines Herz weiß es nur zu gut, daß es aus all' diesem Treiben rein hervorgehen werde; sie spielen mit der Gefahr, weil sie sich über dieselben erhaben fühlen und nicht Hang oder Leidenschaft, sondern Neugierde zieht sie an den Abgrund, in dessen Tiefen sie lächelnd schauen und ohne Schwindel zurück treten; sie müssen so handeln, denn der Versuchung ausweichen, heißt ihnen verächtliche Schwäche und Philisterthum. So war das Verhältniß, welches Vogelsang mit dem Italiener unterhielt; er fühlte es deutlich, daß mit dem Welschen nicht alles war, wie es seyn sollte, und daß die Welt selbst, wenn seine nächtlichen Gänge offenbar würden, ein schweres Urtheil über ihn sprechen würde, aber er konnte sich nicht losreißen von jenen nächtlichen Gelagen mit ihren klingenden Bechern und süßen Mandolinenklängen, mit ihrem Würfelgeklapper und den lustigen Raufhändeln; sie schienen ihm verklärt von dem Schimmer der Poesie, wie sie jungen feurigen Herzen nur zu oft erscheinen, und dabei gab er sich das Wort, welches charakterschwache Menschen nie, starke aber allezeit getreu erfüllen sobald ein heilig Band ihn mit Dorothea verbinde, sobald der Kreis der Familie sich um ihn schließen würde, weg zu bleiben von jenem nächtlichen Treiben auf immer.

(Fortsetzung folgt.)

Ausflüge in die Bergstraße.

(Schluß.)

Wollen wir uns in Jugenheim erfrischen, so finden wir bei dem Gastwirth C. Rindfuß eine freundliche Aufnahme.

Von Jugenheim erreichen wir über Alsbach, an den Vorhöhen des Gebirgs hin, in einer kleinen Stunde unser Zwingenberg, das uns jetzt gewiß schon lieb und werth geworden ist.

Haben wir uns bisher als rüstige Fußgänger gezeigt, so wollen wir heute, am vierten Tage, auch von den Wohlthaten der höhern Civilisation einigen Gebrauch machen. Wir fahren auf der Eisenbahn nach Bensheim und bewundern bei dieser kurzen Fahrt die ununterbrochene Kette der schönsten Bergansichten. In Bensheim besteigen wir den bereit stehenden Postwagen und fahren nach Schönberg, uns erfreuend an den wechselnden Formen dieses Thals, an den vielen Mühlen, dem geschmackvollen Landhaus nahe bei Schönberg und an der wunderschönen Lage des Schlosses und der Kirche. Wir besteigen das Schloß und besuchen den Garten, welcher dem Publikum geöffnet ist. Hier, besonders unter einem collossalen Schirm, und dann weiter, in der Nähe einer Glaskugel, welche die Landschaft wiederspiegelt, fesseln uns mit die schönsten Bilder, welche uns bis jetzt entzückt haben. Der Garten selbst erfreut uns durch seine sorgsame Pflege und seinen reichen Blumenschmuck. Nach Schönberg zurückgekehrt, erfrischen wir uns bei Gasthalter Rettig mit gutem Heidelberger Bier und pilgern dann das Thal weiter hinauf nach Elmshausen. Von hier lassen wir uns auf die Mexenruhe (früher Schallesruhe) führen. Gewiß haben wir bisher die Mannichfaltigkeit der schönsten An- und Aussichten bewundert, und wir glaubten vielleicht schon, daß wir abgestumpft seyen und daß uns nichts Neues und Ueberraschendes mehr geboten werden könne, und doch, wann wir aus dem dunklen Walde hinaus auf das Plateau treten, welches der sinnige Freund der Natur, der edle Graf von Erbach-Schönberg hier hat anlegen lassen, so müssen wir gestehen, daß unsere Erwartung übertroffen ist, daß wir wieder eine ganz neue Aussicht genießen, welche sich allem Andern, was wir bisher sahen, würdig an die Seite stellen kann.

Doch wir haben heute noch Manches zu genießen. Unser Führer bringt uns nach einem Marsche von einer Stunde auf einem sehr angenehmen Wege nach Knoden, einem ärmlichen Orte hoch oben im Gebirge, schon recht im Odenwalde. Ehe wir an die ersten Häuser gelangen, drehen wir uns um, und vor uns liegt ein herrliches Wiesenthal aufgethan mit den Orten Gronau und Zell. Das Thal wird fast zierlich geschlossen durch die wunderschön geformten Vorberge der Bergstraße, hinter welchen sich der Thurm von Bentheim erhebt. Der Blick schweift sodann weiter bis an den Rhein und an die jenseitigen Gebirge.

Erquickt durch diesen herrlichen Anblick steigen wir höher hinauf, an den Hütten des Orts vorüber, und gelangen ohne große Anstrengung und in unbedeutender Entfernung von dem Orte, auf eine Höhe, von welcher aus sich eine ganz neue Welt dem trunkenen Blick eröffnet. Wir sehen tief in den Odenwald, und vor uns, in einer Entfernung von $1^1/_2$ Stunden, liegt ein Edelstein in smaragdener Schale: Lindenfels.

Nur ungern werden wir uns von dieser Aussicht trennen, doch wir haben noch manches Schöne zu sehen. Von Knoden lassen wir uns nach Hohenstein geleiten. Der Herr Graf von Erbach-Schönberg hat hier ein Gut und darauf eine geschmackvolle Wohnung angelegt und die Reize der Gegend durch einfache Anlagen wunderbar erhöht. Von dem gräflichen Hause aus sieht man über frische Wiesen hinunter nach Reichenbach und jenseits den Höhen des Felsbergs hinauf. Wir versäumen nicht, ehe wir nach Reichenbach hinunter gehen, die Carolinenhöhe zu besuchen, welche, geschmückt durch einen einfachen Tempel, eine Aussicht über das ganze Reichenbacher Thal bis nach Schönberg darbietet.

Auf dem Rückweg gehen wir an dem Hohenstein vorüber, einer ungeheueren Felsenmauer von wunderbarer Construction.

Reichenbach ist von da bald erreicht, und bei Bürgermeister Lambert wird uns ein wohlzubereitetes Mahl, meistens mit frischen Forellen, recht willkommen seyn.

Nach geziemender Rast verlassen wir Reichenbach und das Thal und steigen zu dem Borstein hinauf, einem ähnlichen Felsgebilde wie der Hohenstein. Von da gelangen wir über Hochstädten auf den Hochstädter Pfad, den wir zum Theil schon gestern betraten und kommen auf ihm nach Zwingenberg zurück, nachdem wir Reichenbach vor zwei Stunden verlassen haben. Sind wir aber in Reichenbach zu sehr ermüdet, so bleiben wir da, bis uns die von Reichelsheim kommende Post abholt und durch das reizende Thal wieder nach Bensheim liefert.

Wir haben heute einen ziemlich starken Marsch gemacht und wollen morgen uns behaglicher bewegen, damit das Wohlthuende der mannichfachen Eindrücke, welche wir empfingen, nichts durch Ueberreizung verliere. Darum gehen wir am fünften Tage Morgens nur nach dem eine halbe Stunde entfernten Auerbach und besuchen dort das reizend gelegene Fürstenlager, welches uns in seiner prunklosen Schönheit ungemein wohlthuend ansprechen wird, dann gehen wir hinauf in den frischen Wald des Champignonberges und erfreuen uns seiner geschmackvollen Anlagen. Wir bleiben auf dem Rücken des Berges und biegen auf der Höhe des Thals nach dem Altarberg um, von dessen Lusthäuschen auf der Stirne der Urhöhe wir noch einmal die herrliche Aussicht in die Ebene genießen. Den Berg hinuntergehend, besuchen wir noch den Kirchhof und weiden uns an dem Blick in das grüne, reichbewaldete Hochstädter Thal. Um nicht die Chaussee gehen zu müssen, welche wir gekommen sind, lassen wir uns einen etwas weiteren Rückweg zeigen, der uns hier und da in ziemlicher Höhe an den Bergen herführt und noch häufig die Ebene und die Gebirge jenseits des Rheins in voller Pracht erblicken läßt.

So kommen wir, nach ungefähr zwei und einhalbstündiger Abwesenheit, nach Zwingenberg zurück und beschließen eine Reihe von

Ausflügen, welche so reichen Genuß gewährt haben, daß sie uns unvergeßlich seyn werden. Und doch haben wir so manches Schöne nicht gesehen. Seeheim und Frankenstein, das Stettbacher, Balkhäuser und Zeller Thal, Lindenfels, Heppenheim und die Starkenburg und noch so viele andere von Zwingenberg aus bequem erreichbare Punkte ließen wie unbesucht, uns vorbehaltend, sie später kennen zu lernen.

Mannichfaltigkeiten.

(Posen, 29. Aug.) Gestern wurde hier ein Gütercommissarius Sb. aus dem Schrodaer Kreise arretirt, welcher seine Braut hat erschießen wollen. Derselbe hatte ein Liebesverhältniß mit der Tochter eines Müllers und begehrte dieselbe zur Ehe. Da die Eltern jedoch ihre Einwilligung zu der Partie nicht geben wollten, so entschieden sich die beiden mit einander einverstandenen jungen Leute für die Politik des fait accompli: das Mädchen verließ das elterliche Haus und begab sich zu ihrem Verlobten. Hierauf machten die Eltern Anstalt, ihre Tochter, welche weder Bitten noch ernsten Vorstellungen Gehör gab, durch die Polizei in das väterliche Haus zurück bringen zu lassen. Das hatten die Liebenden nicht erwartet; sie hatten darauf gerechnet, daß ein so entschiedener Schritt die Eltern zum Nachgeben bewegen würde. Die Drohung, ihrem Bräutigam gewaltsam und öffentlich wieder entführt zu werden, brachte das Mädchen zur Verzweiflung. Sie dringt in den Bräutigam, sie zu erschießen, da sie eine solche Schande nicht überleben könne. Ein dreiläufiges Pistol soll erst ihrem, dann seinem Leben ein Ende machen. In einer Distance von wenigen Schritten tritt das entschlossene Mädchen in seiner Stube dem auf sie anlegenden Bräutigam gegenüber, greift aber, während jener losdrückt, mit der Hand nach dem Gesicht, so daß die Kugel nur ihre Hand verwundet. Auch jetzt noch besteht sie darauf, daß er zum zweiten Mal auf sie schieße. Die Kugel geht ihr ins Bein. Nun ist nur noch eine Ladung übrig, die er gegen sich selbst kehrt; aber das Pistol versagt. Hierauf sucht er voll Schrecken und Angst das Weite und gelangt nach Posen, wo er festgenommen wurde.

(Mannheim, 6. Nov.) Es ist den Lesern dieser Blätter bekannt, daß auf dem hiesigen Turnplatz nicht blos Knaben, Jünglinge und Männer, sondern auch Mädchen (natürlich zu besonderen Stunden) turnen. Gestern fand in Beiseyn der Eltern, Geschwister und Freunde dieser Mädchen das erste Schau-Turnen statt. Wie wir hören, fand dasselbe allgemeinen Beifall. Unser verdienstvoller Turnlehrer Metz leitete diese Turnübungen, welche durch die Thätigkeit des Hrn. Dr. Hammer zunächst ins Leben gerufen wurden. Die Freude und der Jubel unter den Kindern war groß rein und ungetrübt. Wir hoffen, daß dieses erste Schau-Turnen manche Vorurtheile entfernt haben möge, welche da und dort noch im Verborgenen sich halten. Das Mädchen bedarf nicht minder als der Knabe der körperlichen Ausbildung. Wohl besteht ein Unterschied zwischen den Bedürfnissen des weiblichen und des männchen Körperbaus, auf diesen muß bei den Uebungen Rücksicht genommen werden. Allein der eine wie der andere kann sich niemals kräftig und schön entwickeln, ohne regelmäßige Uebung.

Fast fabelhaft klingt es, daß die Hahn-Hahn schon wieder einen Roman unter der Presse haben soll, „Sybille" betitelt. Das mache ihr ein Mal ein Spekulant in andern Sachen nach! Von den beiden romanstrickenden Berlinerinnen, der Paalzow und Hahn-Hahn erzählen die Gränzboten: Es giebt Jahre, in welchen die Gräfin Hahn von ihrem Verleger 5000 Thaler Honorar bezieht, und unter 3000 läuft selten ein Jahr ab. Das Einkommen der Frau Paalzow ist nur um ein Weniges geringer. Um 5000 Thaler jährlicher Einkünfte zu haben, bedarf ein Grundbesitzer wenigstens eines Rittergutes im Werthe von 120,000 Thalern, und dabei sind die polnischen Gutsherrn noch der Gefahr ausgesetzt, von ihren Unterthanen den Kopf abgeschlagen oder mindestens die Robot verweigert zu erhalten. Die Verfasserinnen von Faustine und von Thomas Tyrnau erhalten höchstens von der Kritik einige blaue Flecken, den Kopf tragen sie nach wie vor hoch, und auf ihren papiernen Lehnsgütern roboten sie selber.

(Stuttgart, 6. Sept.) Eine muthwillige oder boshafte Hand hat bereits in der ersten Nacht an einem der Reliefs an der Festsäule einen kleinen Schaden angerichtet, d. h. einem der Soldaten das Bajonett abgebrochen; ein freilich geringer Schaden, der bald wieder kurirt seyn wird, der aber einen traurigen Beleg dafür liefert, daß leider nichts dem Publikum bloßgegeben werden kann, ohne daß Polizey oder Militär dazu gestellt wird. Ist nicht Bosheit thätig, so ist's der Unverstand oder der täppische Vorwitz.

(Berlin, 2. Sept.) Charles Green erzählte hier kürzlich in einem vertrauten Kreise folgenden Vorfall, der ihm in London begegnet ist. Eines Tages kam ein hagerer Engländer zu ihm und bot ihm 700 Pfund, wenn er ihn auf seiner nächsten Luftfahrt mitnehmen, aber ihm zugleich eine Gondel zur alleinigen Disposition stellen wolle. — „Und weßhalb wollen Sie denn nicht mit mir fahren?" fragte ihn Green. — „Das stört mir meine Phantasie," erwiederte der Engländer. „Ich muß eine Gondel allein haben, sonst fahre ich nicht." — Nun dachte Green, für 700 Pfund kannst du dem Sonderling schon seine Phantasie lassen. Er bestellte also eine zweite kleine Gondel, befestigte diese unter der seinigen und fuhr auf diese Weise ab. Der Ballon ging ganz schön in die Höhe und fuhr dann ruhig weiter, plötzlich bemerkte Green aber, daß er wieder sehr heftig in die Höhe ging, ohne daß er Ballast ausgeworfen hätte. Er sah daher nach seinem unteren Gefährten, dieser war aber sammt seiner Gondel verschwunden. Er war nur deßhalb allein gefahren, um sich abschneiden und einen recht schnellen Tod sterben zu können.

(München, 5. Sept.) Vor einigen Tagen trat ein Sohn unsers unvergeßlichen Eßlair in einem ersten theatralischen Versuche auf und erhielt dabei in zahllosen Aufmunterungen den sprechendsten Beweis, wie ungeschwächt das Andenken an seinen großen Vater im hiesigen Publikum sich erhält. Gleichwohl wird Eßlair, der Sohn, wie manch Anderer in ähnlichen Verhältnissen, es wohl oft empfinden müssen, daß die Erbschaft eines berühmten Namens nicht blos erhebend und ermuthigend, sondern auch drückend auf dem Menschen lasten kann.

Man theilt sich in Rom folgendes Anagramm mit, welches man in den Wagen Pius IX. geworfen hat:

A Giovanni-Maria-Mastai-Ferretti.
(Anagramma.)
Grati nomi: Amnistia e ferrata via.

Das heißt: Erwünschte Namen: Amnestie und Eisenbahn.

(Lyon, 24. Aug.) Wir haben jetzt zwei Congresse bei uns, einen leerenden und einen gelehrten. Die Wein- und Obstbauern um Bachus Tonne und Pomona's Füllhorn, die Archäologen um die Eule Minerva's. Die Weinzusätze und Verfälschungen, denen fast ohne Ausnahme sämmtliche Weine Burgunds und des Beaujolais ausgesetzt sind, haben heftigen Streit verursacht. Die Chemiker möchten gern aus ihrem Laboratorium einen Weinberg, die ehrlichen Winzer möchten aus ihren Weinbergen kein Laboratorium machen. Die Natur arbeitet immer noch auf alte gute Weise, aber die Zersetzer können noch nicht hinter ihre Sprünge kommen. Das gedachte Obst-Füllhorn ist ziemlich dürftig. Den Frucht- und Blumenausstellungen sieht man auch den Aktienschwindel an. Wer

Geld hatte, spielte an der Börse, und ließ die Aermeren ruhig Gurken, Melonen und Pfirsiche ziehen. Zu essen bekommt er sie doch.

Korrespondenz.

Von der Bergstraße, 1. Sept.

Seitdem wir mehrere warme Regen in Folge der von Osten her ziehenden Gewitter hatten, sind die Besorgnisse des Winzers wegen der sich verspäteten Traubenreife verschwunden. Die bisher klein und schmächtig gebliebenen Rieslinge füllen sich mit Saft und sind, auch nur halbreif, bereits von auffallender Süßigkeit. Besonders schön stehen die mit schwarzen Clävner bepflanzten Weinberge. Viele darunter zeigen schon jetzt fast ganz gefärbte Trauben, ein herrlicher Anblick für Diejenigen, welche auf das Erscheinen jener Käufer auch in diesem Jahre hoffen, welche in den vorhergehenden bedeutende Käufe zum Behuf der Schaumweinfabrication gemacht haben. Alles läßt daher auf eine gesegnete Weinernte hoffen. Kann diese wohl nicht allen Ausfall und Verlust an anderen Crescentien decken, welche das heurige Jahr brachte, so gibt sie doch einen Sorgenbrecher, um so manche Scharte und Verdrüßlichkeit auf Augenblicke vergessen zu machen, und dies ist auch etwas werth. — Aus hiesiger Gegend rüsten sich Manche, um die auf den 30. Sept. bestimmte Versammlung der deutschen Wein- und Obstproduzenten in Heilbronn zu besuchen. Namentlich sind es solche, welche, wegen zu großer Entfernung, nicht der Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe in Gratz beiwohnen können. Wenn hier wohl Alles viel großartiger betrieben werden mag, so scheint die Heilbronner Versammlung doch auch manches Interessante zu bieten. Den der Ankündigung beigegebenen Fragen nach ist es besonders die seit einigen Jahren mit besonderem Eifer betriebene Untersuchung über die offene Gährung, welche in Heilbronn fortgesetzt und einem genügenden Resultate näher gebracht werden dürfte, da seit der Freiburger Versammlung wieder ein Jahr verstrich, in welchem Beobachtungen gemacht werden konnten. Mögen diese nur mit der nöthigen Ruhe und Intelligenz geprüft werden, so kann, bei nun mehrjährigen Versuchen ein Resultat nicht fehlen, dies möge nun für die Methode günstig ausfallen oder nicht. Liegt hier doch keine kleinliche Rechthaberei, sondern ein unparteiisches Aufsuchen des Rechten zu Grund. Andere Fragen, namentlich über mehrere die Weinbehandlung betreffende Gegenstände, sind von nicht weniger Interesse, und da die Versammlung noch vor der Weinlese fällt, so kann mancher Weinproduzent mit neuen oder geläuterten Ideen zurückkehren und gleich schon Verbesserungen eintreten lassen, an welche er nicht gedacht hätte. Denn es ist wohl der größte Vortheil solcher Besprechungen, daß man durch sie auf eine Menge von Gegenständen aufmerksam wird, an welche man vorher gar nicht dachte, deren Wichtigkeit man erst im Verlauf der Verhandlungen einsieht. Da Heilbronn vielen Weingegenden durch Eisenbahn und Dampfschifffahrt nahe genug gerückt ist, so bietet die Reise dahin weder große Schwierigkeiten, noch Zeitverlust dar; es wäre daher zu wünschen, daß die Versammlung, namentlich von praktischen Weinbauern, welche Erfahrungen mittheilen, dabei aber auch selbst manches Neue sammeln können, in größerer Anzahl besucht würde. Es wäre vielleicht wünschenswerth gewesen, wenn die Versammlung einige Tage früher gehalten worden wäre. Der Wunsch wurde auch mehrfällig geäußert; leider aber scheinen sich der Erfüllung desselben mehrere unübersteigliche Hindernisse entgegengestellt zu haben, und so ward auch schon einem früheren Beschlusse der Gesellschaft genügt, daß die Zeit ihrer Versammlung nicht mit jener der Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe zusammenfalle, welche auf den 20. Sept. bestimmt ist. — Von dem Wein will ich auf das Brod übergehen. Die Getreideernte ist zwar nicht sehr reichlich, aber in der Qualität gut ausgefallen. Wird sie durch einen guten Ertrag der Kartoffelfelder unterstützt, so sind wir, wenigstens in hiesiger Gegend, vor Mangel geschützt. Die Kartoffeln selbst sind zwar im Knollenansatz noch klein; dafür haben sie aber noch Zeit, sich auszubilden, die von langer Zeit her erwärmte Erde wird das Ihrige beitragen und — der alte Herrgott lebt noch, er wird die Seinigen nicht verlassen! —

Hofheim am Taunus, 9. Sept.

Am verflossenen Sonntag fand dahier das von unserem Gesangverein „Concordia" veranstaltete Sängerfest und die damit verbundene Fahnenweihe unter dem Zudrang von Tausenden aus der Umgegend statt. Jeder der zahlreich eintreffenden Vereine wurde durch eine reitende Ehrengarde vor unserem an diesem Tage festlich geschmückten Städtchen eingeholt, bis zu der Triumphpforte geleitet und von da durch eine Deputation in die für ihn bestimmten Localitäten geführt. Nachdem sämmtliche Vereine eingetroffen, begann die Abholung derselben vor das Haus des hiesigen Vereinspräsidenten, Hrn. Stadtschultheiß Wohmann. Hier übergab, nach Absingung eines Chorals, der Geistliche von Lorsbach, Hr. Pfarrer C. Kurz, der dem deßhalb an ihn gestellten Ansuchen freundlich entsprochen hatte, die mit dem Stadtwappen und der Concordia gezierte Fahne den dazu bestimmten Fahnenträgern unter einem tausendstimmigen Vivat. Der Zug setzte sich hierauf nach dem Festplatz an der Bergkapelle in Bewegung; voraus ein Blechmusikcorps, dann folgte die neue Fahne, umgeben von einem Kranz, den acht junge Mädchen trugen, ihnen schloß sich ein Gefolge von 24 Jungfrauen an, alle weiß gekleidet und mit Kränzen geschmückt; nun kamen die Fahnen der auswärtigen Vereine, der Hr. Pfarrer, nebst dem Hrn. Präsidenten, die Ehrenmitglieder, die Sängerchöre, stimmenweise aufgestellt, und die übrigen Festtheilnehmer. Der Zug schloß die „Concordia." So bewegte sich Alles durch die mit Fahnen, Kränzen und Transparenten geschmückten Straßen unseres Städtchens nach der auf hohem Berge thronenden Kapelle. Die Volksmenge, die sich angeschlossen hatte, war so zahlreich, daß die Spitze des Zuges schon an der Kapelle angelangt war, als das Ende desselben erst aus unserem Städtchen hervortrat. Nachdem sich Alles versammelt hatte, trug der hiesige Verein einen Sängergruß vor und sodann begann die eigentliche Weihe der Fahne durch Hrn. Pfarrer Kurz, der vorher in einer feurig-kräftigen Rede den edlen Zweck der Sängerbünde angedeutet und namentlich auf heiße Vaterlandsliebe gedrungen hatte. — Der nun folgende Gesammtchor wurde von Hrn. J. Matthäs dirigirt, welcher erst kürzlich die Leitung unserer „Concordia" übernommen hat und dabei dieselbe Energie und Gewandheit bethätigt, die ihn von jeher beseelte, wenn es der Pflege des Gesanges galt. Jetzt begannen die Vorträge der einzelnen Vereine, unter denen sich besonders die von Mainz, Frankfurt, Castel, Sachsenhausen und Rödelheim auszeichneten. Gesänge und Toaste wechselten ab, bis man bei einbrechender Dämmerung den Rückweg nach Hofheim antrat. Hier angelangt, erwartete die Gäste eine brillante Illumination und dann ein Fackelzug, von den hiesigen Sängern ihrem Präsidenten dargebracht in Anerkennung der vielen Verdienste, die er sich schon um ihren Verein erworben. Zugleich wurde demselben von den noch anwesenden auswärtigen Vereinen ein solennes Ständchen gebracht. Erst spät in der Nacht trennten sich die letzten Sänger von uns und bei allen Theilnehmern wird die durch keinerlei Unordnung getrübte und durch eine seltene Gastfreundschaft erhöhte Feier in schöner Erinnerung fortleben.

D.

Frankfurt a. M.

Nächsten Dienstag den 15. d. M. wird Hr. Wilhelm Kuhe, Kammervirtuos Sr. Durchl. des reg. Fürsten von Hohenzollern, im Saale der Loge Sokrates (Döngesgasse) ein Konzert geben. Dieser geschätzte Pianist, durch seine Kunstreisen mit Pischek und seine Erfolge in London genugsam bekannt, nimmt unter den jetzigen Virtuosen seines Instrumentes eine so ausgezeichnete Stellung ein, daß den hiesigen Musikfreunden ein genußreicher Abend in Aussicht gestellt werden kann. Billets sind in der Musikalienhandlung des Hrn. C. A. André auf der Zeil und Abends an der Kasse zu haben.

Berichtigung.

Die in Nro. 244 der Didaskalia unter dem Artikel Mörfelden mitgetheilte Nachricht wird hiermit als unwahr widerrufen.

Main-Wasserwärme: 10 Sept., Morgens, 8 Uhr: 16 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 10. Sept. Steffen Langer aus Glogau, oder: Der holländische Kamin, Originallustspiel in 4 Abth., mit einem Vorspiel: Der Kaiser und der Seiler, in einem Act, von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Freitag, 11. Sept. Keine Jesuiten mehr! oder: der Jüngling, Originallustspiel in 4 Abth., von L. Schubar.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 252. Samstag den 12. September 1846.

Der Achtzehnhundertsechsundvierziger.

Schon zum Voraus ein Lebehoch gebracht
Dem achtzehnhundertsechsundvierz'ger Jahrgang!
So hat uns nie der Trauben Gold gelacht,
Solch' einen Herbst erharrten wir schon gar lang!
Das gibt ein Weinchen! Selbst der König Elfer
Wird seine Blumenkrone vor ihm lüpfen,
Und rasch vor einem solchen Herzenshelfer
Fern alle Noth und Sorge sich verschlüpfen.

Das gibt ein Weinchen! Freilich hat es schon
Uns viele Tropfen Schweiß gekostet heuer;
Schon seit dem Lenze goß von ihrem Thron
Die Sonne über uns ein Meer von Feuer!
Doch gerne steuern wir durch ihre Flammen,
Seh'n wir ja bald die kühle Bucht uns winken,
Wo jubelnd in der Freunde Kreis beisammen
Solch' einer Sonne Perlenfrucht wir trinken.

Das gibt ein Weinchen! Heißen Dankes Zoll
Wird manches wunde Herz geheilt ihm weihen;
In seiner Nektarsüße mancher Groll
Sich lösen unter feindlichen Parteien;
Der Heimath- und der Freiheitsliebe Funken
Wird schüren er zu Einem Opferbrande:
Nach all den Schatten, d'rin wir noch versunken,
Das schönste Morgenroth im Vaterlande!

Und Lieder wecken wird er im Gemüth
Der deutschen Sänger, feurig und befeuernd,
Daß ein ganz and'rer Liederwald erblüht,
Nicht mehr im kühlen Mondschein abenteuernd;
Die Blätter alle werden, Flammenzungen,
Beflügelt von dem Geiste seiner Trauben,
Erbrausen: „Millionen, seyd umschlungen
Von Einem Liebesband, von Einem Glauben!

„Trinkt auf des Volks und auf der Fürsten Heil,
Des Volks, daß immer lichter es sich bilde;
Der Fürsten, daß sie sich ihr besser Theil
Nur suchen in der Völker Liebesschilde!
Trinkt auf Vernichtung aller Geistesschranken,
Ob Kirche oder Staat sie aufgestellet;
Auf die Genesung aller Wahneskranken,
Die noch kein Strahl des wahren Lichts erhellet!"

Das gibt ein Weinchen! Seinem Würzeduft
Schon zum Voraus erschall' ein Hosianna!
O Himmel! streu' der Armuth, so dir ruft,
Zugleich auf Jahrelang dein reichstes Manna!
Der Wein ja nicht allein ist Sorgenbrecher,
Auch Brod gehört dazu, ein wucherreines!
Ein donnernd Lebehoch dann jedem Becher
Des achtzehnhundertsechsundvierz'ger Weines!

A. Schnezler.

Der Bauherr.

Historische Novelle von Anton Langer.

(Fortsetzung.)

So waren die Beiden vor die Schenke zur weißen Rose gelangt. Es war ein niederes aber weitläufiges Gebäude, da Reisende von zweideutiger Sorte sammt ihren Pferden dort am liebsten Unterstand fanden. Als die Zwei in die Trinkstube traten, war diese bereits überfüllt. Die dicke Wirthin stand im Schenkverschlage und leerte so eben ein ungeheures Glas ihres eigenen Getränkes, ein unfehlbares Zeichen von dessen Aechtheit und Güte; das Töchterlein der Wirthin, ein sechzehnjähriges Mädchen mit einem schönen, aber vor der Zeit alternden Gesichte, saß auf dem Knie eines rothröckigen lustigen Studenten mit einer Kupfernase, der ihr allerlei Schnacken in's Ohr plauderte, worüber die Kleine sich todt lachen wollte; ein großer Zottelhund fing mit der ernsthaftesten Miene Fliegen von der Wand; aus den Gläsern auf den Tischen dampfte Glühwein, und ringsherum saßen und lagen junge Kaufherren mit vollen und Studenten mit leeren Beuteln, Stutzer und andere nicht zu bestimmende Charaktere. Es war ein mährchenhaftes Schreien und Fluchen, ein unentwirrbares Gewühl, über welches sich blauer Tabaksdampf hinzog, in welchem manchmal eine Hand mit einem Glase sichtbar wurde. Als die beiden Herren eintraten, entstand eben eine kleine Pause, denn ein bleicher Bruder Studiosus hatte die Mandoline ergriffen, um eines jener Lieder zu singen, die, obwohl damals von der regelfixen Zunft der Meistersänger strenge verbannt, dennoch im Munde des Volkes fortlebten. Eine Stentorstimme, einem riesigen Saufaus zugehörig, brüllte ein gebieterisches „Maul gehalten!" das letzte Murmeln erstarb, und der bleiche Student sang:

Flieg' mein Lied in stiller Nacht
An der Liebsten Lagerstatt;
Frage sie, wenn sie noch wacht,
Ob sie meiner wohl gedacht,
Oder mich vergessen hat?

Schläft sie, kling ihr leis' in's Ohr,
Hauche Gruß und Kuß ihr zu,
Heb' ihr süß die Brust empor,
Zaub're ihr mein Bildniß vor,
Aber stör' nicht ihre Ruh.

Klinge fort in ihrem Herz
Durch die liebe, traute Nacht,
Halte ferne jeden Schmerz,
Trag' sie träumend himmelwärts,
Daß sie glücklich spät erwacht.

Der Studiosus legte die Mandoline weg; beifällig lärmten die Andern, nur der lange Saufaus rief: „O weh! Bruder Heinz, glaubte ich doch, Du würdest ein lustig Lied vom Weine singen, und nun kommst Du mit einer solchen Jammergeschichte. Ich habe im letzten März einen Kater gehört, der sang beinahe eben so schön, und hätte es vielleicht noch besser gemacht, wenn ihm einer auf den Schweif getreten hätte."

Ein allgemeines Gelächter erfolgte, und der bleiche Student war gutmüthig genug, mit zu lachen. Vogelsang und Scomparini setzten sich zu den lärmenden Gesellen und wurden mit Handschlag und jubelndem Willkommruf begrüßt. Die Wirthin brachte mit eigner Hand Wein herbei, und der Lange rief: „Gut, daß Ihr kommt, unsere dicke Herbergsmutter hat längst ihre Augen nach der Thüre geworfen; einer von Euch muß in absonderlicher Gunst stehen."

„Ah pah," scherzte ein Anderer, „hinter der Thüre steht der Besen und die Nacht ist schön; wer weiß, ob Frau Marthe nicht noch heute einen Spazierritt zu machen gedenkt."

Abermaliges jubelndes Gelächter, während die Wirthin halb lachend, halb zornig brüllte: „O Ihr Lumpenpack! Hinter der Thüre steht gar nichts, als eine Unzahl von Ziffern mit der Kreide, und da muß ich wohl hinsehen, daß keiner von den werthen Herren hinschleicht und mit der Hand einen Strich durch seine eigene Rechnung macht!" — Der Witz der Wirthin erhielt den schallendsten Beifall. Als sich der Lärm etwas legte, rief Scomparini: „Ich denke, Ihr Herren, Ihr hättet schon genug getrunken. —"

„Ich habe all' mein Lebtag mir noch nicht genug getrunken," brummte der lange Saufaus.

„Und so meine ich denn," fuhr der Italiener fort, „es wäre Zeit, die Becher ein wenig bei Seite zu schieben und nach den beinernen Vierecken zu greifen!"

„Bravo," johlte der Haufe, „der Welsche soll Würfelkönig seyn!"

Schnell wurden Gläser und Schüsseln zur Seite geschafft, jedoch nicht ohne daß man einige unter den Tisch geschlagen hätte. Scomparini nahm seinen Platz am obern Ende des Tisches, und vor ihm ward ein zinnerner Becher aufgepflanzt. Drei Würfel wurden dazu gelegt, und während die Gesellschaft sich's bequem machte, vertauschte der Italiener mit der Schnelligkeit eines Taschenspielers die Würfel der Wirthin mit eigenen, die er im Sacke führte. Ein anderer Becher sammt Würfeln wurde der ehrenwerthen Gesellschaft gebracht.

„Ich will anfangen," schrie der Riese, „mein Alter hat Moos geschickt, und ich will sehen, ob die Vögel fliegen können."

Er schüttelte in seiner Goliathfaust den Becher und warf die Würfel klappernd auf den Tisch. „Vierzehn!" brüllte er, „das ist ein guter Berg, steigt hinüber, drei Thaler, wenn's beliebt!"

Der Italiener nickte mit dem Kopfe und warf mit zierlicher Hand den Becher. „Sechzehn!" sagte er kaltblütig, und strich die drei Thaler ein.

„Zehn Thaler!" rief hitzig der Lange, und schüttelte den Becher wie ein Rasender. „Siebzehn!" donnerte er, „macht Ihr mir das auch nach, Herr Scomparini?"

Gleichgültig ergriff dieser die Würfel und ließ sie auf den Tisch kollern. „Achtzehn," sagte er mit derselben Ruhe, und streifte die zehn Thaler zusammen.

„Mit dem spiel der Teufel," sagte der Studiosus, „wir wollen doch sehen, ob Meister Beelzebub ihn gar nicht im Stiche läßt." Und wieder warf er und verlor wieder; so ging es eine Viertelstunde fort, dann stand er verdrießlich auf, einem Andern Platz machend, und setzte sich hinter den Kachelofen auf die Bank.

Die Wirthin nahte sich, und der Lange sprach: „Reite nur hinter die Thüre, liebe Alte, und mache zu den Hasenfüßen hinten noch einige dazu!" und dabei kehrte er seine leeren Säcke um.

„Werdet nur nicht unwirsch, Herr Edelberger," sagte die Wirthin, „und macht kein Aufhebens von den paar lumpigen Gulden, die Ihr auf dem Brette habt. Glaubt Ihr, ich werde Euch angehen darum; Gott bewahre, ich habe von jeher großen Respekt gehabt vor unsern lustigen Leuten auf der Universität, besonders aber, wenn es so ein lieber, scharmanter Herr ist, wie Ihr, Herr Edelberger."

Der Lange war Philosoph genug, um einzusehen, daß seine riesige Persönlichkeit einen bedeutenden Eindruck auf das Herz der dicken Wirthin gemacht habe. Er schlang seinen Arm um ihren schlanken Leib und flüsterte ihr gar zärtlich und beweglich in's Ohr, wie ihm das Geld ausgegangen, und daß ihm ein paar Thaler sehr zu gute kommen würden.

(Fortsetzung folgt.)

Der preußische Wachtmeister.

An einem Vormittage des Jahres 1812 saßen in einer Billardstube am Roßgärtnermarkte zu Königsberg sieben französische Kürassiere und bramarbasirten von ihren Großthaten. Der neu zu eröffnende Feldzug gegen Rußland und die freudigen Hoffnungen, die sie hiervon hegten, nahmen die Lebhaftigkeit ihres Gesprächs in Anspruch, das mit jedem neuen Labetrunk, den die kleine niedliche Schänkerin reichte, immer lebendiger und lauter wurde. Die Stadt war damals von französischem Militär überfüllt und nur wenige preußische Truppen befanden sich in derselben.

Da trat plötzlich ein Mann ins Zimmer und unterbrach durch seine Erscheinung die Lebhaftigkeit des Gesprächs. Eine große Gestalt, eine breite Brust und ein kräftiges Aeußere contrastirten mit der angeborenen Gutmüthigkeit, die in dem Gesicht lag, das ein mächtiger Schnurrbart beschattete. Der Mann trug die Uniform des westpreußischen Dragoner-Regiments, und der Säbel an seiner Seite war mit dem Porte-Epée eines Wachtmeisters geziert. Freundlich näherte er sich dem Mädchen, das ihn zu kennen schien, und bat um einen Imbiß, ohne weiter auf seine Umgebung zu achten. Die Franzosen, theils durch die Unterbrechung, theils durch die anscheinende Nichtachtung des preußischen Soldaten unangenehm berührt, wandten sich mit der Frage: „Was das für ein kurios Mann?" an die Schänkerin, worauf diese bemerkte: „Er ist preußischer Wachtmeister."

Hierüber spöttelten sie nun, äußerten, wie er das Abzeichen derselben, die goldenen Litzen am Arme, nicht habe, die doch jeder Sergeantmajor trage, und ließen ihrer satyrischen Laune freien Lauf. So tief sich auch der Preuße durch ihre Spöttereien verletzt fühlte, so schien er sie doch nicht zu beachten, und war eben im Begriff, die Zeche zu bezahlen, als einer der Franzosen, der so eben von dem Mädchen über das Abzeichen der preußischen Wachtmeister belehrt worden, herantrat, das Porte-Epée ergriff und im verächtlich lachenden Tone sich mit den Worten: „Kleine König, pauvre Decoration!" zu seinen Kameraden wandte. Kaum aber hatte derselbe diese Aeußerung gethan, als er auch eine Ohrfeige empfing, die ihn über den Tisch hinüber unter die hinter demselben befindliche Bank streckte. Aeußerung und Ohrfeige waren das Werk eines Augenblicks. Sogleich sprangen die Kürassiere auf und drangen mit gezogenem Säbel auf den Wachtmeister ein, der gleichfalls den Säbel gezogen hatte und in eine Ecke gelehnt, die auf ihn gerichteten Hiebe mit vieler Kaltblütigkeit parirte.

In diesem kritischen Augenblick trat der Wachtmeister Schmidt von den litthauischen Dragonern ins Zimmer. Kaum erblickte ihn der Angegriffene, als er denselben bat, die Thür fest zuzuhalten

und Niemand hinaus zu lassen; er selbst aber drang jetzt auf die sieben Franzosen ein, die, zum Theil durch die unerwartete Hülfe, die dem Preußen wurde, zum Theil durch die Worte des Wachtmeisters frappirt, die Flucht zum Fenster hinaus nach der Straße ergriffen. Mehrere von ihnen waren blessirt, und es konnte nicht fehlen, daß diese Scene, bei welcher ein Franzose nach dem andern zum Fenster herauskam, großes Aufsehen auf der Straße erregte. Wunderbar genug war der Preuße von jeder Verwundung frei geblieben. Er eilte nun mit seinem Kameraden zu seinem Eskadron-Chef, um diesem von dem Ereignisse die nöthige Anzeige zu machen.

In den hohen geräumigen Gemächern des von Kühnheim'schen Hauses in der Königsstraße herrschte Tags darauf um die elfte Vormittagsstunde ein reges Leben. Offiziere gingen hin und her, Ordonnanzen brachten Rapporte und empfingen ihre Befehle; Alles, selbst die beiden bärtigen französischen Grenadiere vor der Thür, deutete an, daß hier ein Offizier höhern Ranges sein Quartier aufgeschlagen hatte. Eines der Vorzimmer schien dazu bestimmt, die Supplikanten aufzunehmen, denn man sah mehrere bürgerlich gekleidete Personen, welche ihre Beschwerden anbrachten und nach kurzem Bescheide wieder entlassen wurden. Ein niedliches Mädchen mit freundlichem Gesichte und ein ältlicher, ernster Mann in bürgerlicher Kleidung schienen gleichfalls auf ihre Abfertigung zu warten. Es war der Gastwirth und die Schänkerin jenes Wirthshauses, in welchem Tags vorher der Exzeß gegen den Wachtmeister verübt worden war. Auch dieser trat in Begleitung seines Offiziers nach einiger Zeit ins Zimmer, und es konnte nicht lange zweifelhaft bleiben, zu welchem Zwecke diese hierher beschieden, da auch in dem entfernten Theile des Zimmers jene sieben Kürassiere, theils mit verbundenen Köpfen und Armen, dastanden und auf ihre Vorladung warteten. Der Ausdruck, der sich auf den verschiedenen Gesichtern der Anwesenden aussprach, hätte einem Hogarth Stoff zu einem neuen Bilde geben können.

Mit gedemüthigtem Stolze und verhaltenem Grimme sahen die Franzosen auf die Preußen, in dessen Gesicht einige Besorgniß nicht zu verkennen war, während das Mädchen neugierig ihre Blicke auf jede neue Erscheinung sandte, dem alten mürrischen Manne aber die ganze Geschichte unangenehm zu seyn schien. Die Stille, welche während dieser gegenseitigen Betrachtung eingetreten war, währte jedoch nicht lange, als ein französischer Offizier heraustrat und nach einigen Worten zu den Kürassieren sich mit diesen in das anstoßende Zimmer begab.

Hier saßen an einem mit grünem Tuche beschlagenen Tische mehrere französische und preußische Offiziere; der General Loisson, damaliger Kommandant von Königsberg, präsidirte an demselben, und nachdem mit den Kürassieren das Nöthige verhandelt war, wurden die Zeugen vernommen und der Angeschuldigte vorgefordert. Mit einer ruhigen männlichen Haltung trat nun dieser ein, erzählte in kurzen Worten den Hergang der Sache, und da dieser mit der Aussage der Zeugen übereinstimmend befunden wurde, erhob sich der General, der bisher ernst und finster dagesessen hatte, wandte sich zu dem Wachtmeister und, indem er ihm freundlich auf die Schultern klopfte, sagte er in gebrochenem Deutsch: „Tüchtig Mann! gut Preuß, brav Soldat! — was für ein Straf soll'n die da" (er zeigte auf seine Franzosen) „haben? he!"

„Diese zu bestimmen, überlasse ich Ew. Excellenz", entgegnete der Befragte, „ich habe die empfangene Beleidigung bereits längst vergeben und vergessen."

„Gut, gut!" sagte der General; zu den Franzosen aber sprach er mehrere Worte in einem heftigen ernsten Tone, unter welchen die Benennungen Coquin und Coujon noch besonders bemerkbar waren.

Mit leichtem Herzen und von den freundlichen Blicken seiner Offiziere begleitet, verließ der Wachtmeister — der jetzige Lieutenant a. D. Hecht — das Haus des Commandanten. Einige Tage darauf fielen zwar drei Schüsse auf ihn, sie verfehlten jedoch ihr Ziel und Hecht ging stolz und ohne sich weiter um diese heimtückische Rache zu kümmern, vorüber.

Mr. Kn.

Mannichfaltigkeiten.

(Gotha, 5. Sept.) Am 3. hielt der Verein der deutschen Architekten und Ingenieure hier seine erste öffentliche Sitzung in dem halbrunden Saale des herzogl. Schauspielhauses, die auch von Laien zahlreich besucht war. Der Hofrath Ewald begrüßte als herzogl. Commissarius die Anwesenden mit einer kurzen Geschichte der Erbauung des herzogl. Residenzschlosses und anderer berühmten Bauten des Landes. Weitere Vorträge hielt der Hofrath und Münz-Direktor Schulz aus Gotha und der Professor Wolf aus Kassel (über den gegenwärtigen Geschmack in der Baukunst). Am 4. fand die zweite Sitzung statt, welche noch zahlreicher besucht war als die erste.

Die Weinberge auf der linken sowohl wie auf der rechten Rheinseite sind so mit Trauben beladen, wie dieses seit Menschengedenken nicht der Fall war. Alte und junge Rebstöcke prangen in einer Fülle, welche die kühnsten Hoffnungen der Winzer überbietet. Auf unserer Rheinseite sind die Weinberge seit zehn Tagen, im Nassauischen schon seit längerer Zeit geschlossen, da die Trauben sichtbarlich der Reife entgegensehen. Die kleinen Weinschenken setzen seit einiger Zeit die Weine im Preise herab. Man braucht leere Fässer für den 46r. Unsere Schoppenstecher lechzen schon nach dieser Crescenz. Das seither in die Mode gekommene Bier wird dann nicht mehr munden, und Theuerung, Hitze, Ruhr, Erdbeben und so viel heuriges Ungemach vergessen werden.

Eine für diese Jahreszeit seltene Erscheinung ist, daß Aepfel- und Birnbäume, auch Weinstöcke, wiederholt blühen. Vor dem Mainzerthore zu Koblenz steht nicht nur ein Kirschbaum in zweiter Blüthe, sondern ein Weinstock (eine Frühtraube) trägt als zweite Frucht hangende Trauben, welche so weit gediehen, daß sie, wenn die jetzige günstige Witterung anhält, noch im heurigen Herbst zur Reife kommen werden.

Am 5. d., Morgens in der Frühe, wurde ein Nachen aus Boppard, worin drei Mann sich befanden, durch den angeschwollenen Strom quer gegen das kölnische Dampfboot getrieben, welches an der koblenzer Landungsbrücke ankerte; er schlug um, und die drei Männer stürzten in den Rhein. Zwei von diesen wurden durch den schnell zu Hülfe eilenden Capitain des Dampfers und einen Schürger aus den Fluthen gezogen, der dritte vom Strome fortgetrieben. Da sprang ein unerschrockener Mann, Namens Nikolaus Witzler, ihm nach, und war so glücklich, auch diesen, dem Ertrinken Nahen, zu retten, der, obschon kein Lebenszeichen mehr von sich gebend, doch durch gute Behandlung wieder zu sich kam.

(München, 1. Sept.) Durch k. Ministerialentschließung wurde genehmigt, daß Eltern oder deren Stellvertretern in einzelnen Fällen und auf jedesmaliges besonderes Ansuchen von den einschlägigen Rektoren gestattet werde, ihre an den Lateinschulen studirenden Söhne oder Pflegbefohlenen an anständige Vergnügungsorte mitzunehmen.

(Zwingenberg, 8. Sept.) Obersteuerbote Köchel dahier hat bereits seit länger als acht Tagen an in Töpfen gezogenen Rebstöcken (frühe blaue) vollkommen reife Trauben zweiter Blüthe (sog. Martinstrauben) wovon Einsender sich am verflossenen Sonntage durch Augenschein überzeugte.

(Eine deutsche Briefaufschrift aus der Zopfzeit.) Am 30. Dez. 1739 richteten die evangelischen Stände des fränkischen Kreises ein Schreiben an das Reichskammergericht, dem sie folgende Aufschrift gaben: „Denen Hoch und Wohlgebornen, Edlen, Vest- und Hochgelahrten, dann resp. Hochgebornen, Wohl und Hochedelgebornen, resp. Ihre Röm. kaiserl. und königl. katholischen Majestät verordneten wirklichen Geheimen Räthen, dann des löblich kaiserl. und Reichs-Cammergerichts zu Wetzlar, Hochverordneten Cammerrichter, Präsidenten und Beisitzern, Unsere besonders lieben Herren und lieben Besondren, dann Hochgeehrtest auch resp. freundlich vielgeliebten und Hochgeehrten Herrn Vettern, dann Hoch und Vielgeehrten wie auch weiters resp. insonders Hochgeneigt und Hochgeehrtesten Herrn.“ Wetzlar.

(München, 6. Sept.) Wegen der, ungeachtet der trefflichen Ernte durch mancherlei Einwirkungen künstlich gesteigerten Kartoffelpreise hat der Magistrat der Stadt Fürth durch Beschluß vom 25. August einen Kartoffelmarkt mit sehr zweckmäßigen Bestimmungen errichtet. Insbesondere ist den Höckern bei namhafter Strafe verboten, den Landleuten Kartoffeln in der Stadt selbst abzukaufen; vielmehr haben sie sich mit ihrem Bedarf auf dem Lande selbst zu versehen. Das Hausiren mit Kartoffeln darf nicht mehr stattfinden, und aller Import muß auf dem Markte feil gehalten werden. Diese Einrichtung dürfte sich bei dem Wucher, welcher sich auch der genannten Fruchtgattung mehr und mehr bemächtigt, zu allgemeiner Nachahmung empfehlen.

Ein Beispiel, in welchem Verhältnisse der Werth eines Stoffes durch die Bearbeitung steigt, führt ein englisches Blatt Folgendes an: Eine Quantität Eisen in Barren, welches ein Pfd. kostet, ist, zu Hufeisen verarbeitet, 2 Pfd. 10 Sch., als Tischmesser 36 Pfd., als Nähnadeln 70 Pfd., als Federmesserklingen 600 Pfd., als Schnallen und Stahlknöpfe 867 Pfd. und als Uhrfedern 50,000 Pfd. werth.

Vor einigen Abenden steigt eine wohlgekleidete, von einer Kammerjungfer begleitete Dame auf dem Boulevard in einen Omnibus. Als das Fuhrwerk hält, reicht ein Herr, der mitgefahren war, der Dame bei'm Aussteigen galant den Arm. Kaum hat sie sich aber entfernt, so gewahrt der Herr zu seinem Schrecken, daß ihm seine Brieftasche fehlt, in der er, außer andern Papiren, eine 500 Francs-Note aufbewahrt hatte. Ohne Zweifel hatte die Dame dieselbe mitgenommen, damit ihr freundlicher Geleiter diese Bekanntschaft nicht eben so schnell wieder vergessen möge, als sie sich gebildet hatte.

(Deutschland ist gerettet!) Bei Palm in Erlangen ist eine Schrift erschienen, die den Titel: „Weckstimme eines Deutschen, zur allgemeinen Belebung des deutschen Volks“ führt und für 54 kr. Wunder leisten soll. So wenigstens schließen wir aus der Anzeige, welche nicht mehr als Folgendes rühmt: „Deutscher Sinn und christliches Leben soll durch diese Stimme in allen Deutschen geweckt werden. Sie erfaßt das Leben in allen Beziehungen — zum Hause, zur Schule, zur Kirche, zum Staate — vom Werden bis zum Grabe, erhebt den Geist, veredelt das Herz, belebt den Menschen und Christen, begeistert den Deutschen, zeigt die offenen Wunden der Zeit, gießt heilenden Balsam in dieselben und kämpft mit aller Freimüthigkeit, jedoch in angemessener Weise, für Wahrheit, Recht, Freiheit und Glauben.“

Sinnspruch.

Drei Menschen auf einmal verdirbt Verläumdungsgift:
Den, der sie spricht, Den, der sie hört, Den, so sie trifft.

Korrespondenz.

Stuttgart, 9. Sept.

Ich habe Ihnen in meinem Letzten versprochen, einiges Nähere über den am 21. d. stattfindenden Einzug des Kronprinzen und seiner Gemahlin, der russischen Großfürstin Olga, zu melden. Es dürfte dies schon darum viele Ihrer Leser interessiren, da der Hofstyl hier es nicht zuläßt, daß die hiesigen Blätter, ehe das offizielle Programm ausgegeben ist, etwas darüber bringen. Nun weiß man, daß sehr viele Fremde um diese Zeit hieher zu kommen beabsichtigen, daher ich Ihnen alles Dasjenige mittheile, was bis jetzt Zuverlässiges verlautet. — Das hohe Brautpaar betritt bei Mergentheim die Landesgränze und wird deshalb in den verschiedenen Städten auf dem Wege von dort festlich empfangen werden; besonders machen die Ludwigsburger und Cannstatter große Vorbereitungen zum Empfang. Das letzte Absteigquartier vor Stuttgart und die erste Begrüßung durch die königlichen Eltern findet auf dem Schlosse Rosenstein, 3/4 Stunden von hier, bei Cannstatt statt, wo ein Frühstück eingenommen wird. 60 der angesehensten Bürger haben sich vereinigt, den Kronprinzen und seine Gemahlin, deren Bild hier allenthalben zu sehen ist, zu Pferde vom Rosenstein abzuholen. Sie Alle werden sich gleich kleiden, schwarzen Frack und Beinkleider, weiße Weste und schwarze Halsbinde, auch gleiches Sattelzeug für ihre Pferde anlegen; an der Gränze der Stuttgarter Gemarkung wird sich die bürgerliche Ehrengarde, das Stadtreitercorps mit Musik und Fahne dem Zuge anschließen, der am Neckarthor erstmals Halt machen wird, wo eben eine große Ehrenpforte im Bau begriffen ist. Dort werden die Stadtbehörden, Civil- und Militärbehörden sich zur Bewillkommnung einfinden, Musik und Gesang erschallen. In der ganzen Neckarstraße, Eßlinger-, Hauptstätter-, Tübinger- und Königsstraße, durch welche sodann der Zug nach dem königl. Residenzschlosse sich bewegt, werden die Häuser festlich geschmückt werden, was insbesondere bei den königl. Gebäuden des Museums der bildenden Künste, der Münze, dem königl. Reithause, der öffentlichen Bibliothek, dem Naturaliencabinet und Staatsarchiv, dem königl. Leibstall, Schloßkirche und Akademiegebäude, dem Palais der Prinzessin Marie, Gemahlin des Grafen v. Neipperg, dem Kriegsministerium u. s. w. der Fall seyn wird. Der zweite Halt soll auf dem Wilhelmsplatze stattfinden, wo die Weingärtner sich einfinden werden, um die hohen Reisenden durch Musik, die der Janitscharia, und Gesang, so wie das sogenannte Blättlen zu begrüßen, eine bei den Weingärtnern des würtembergischen Unterlands einheimische Musik, die mit Hülfe eines Obstbaumblattes, meist eines vom Birnbaum, das man in den Mund nimmt, gemacht wird und die, bei dem Jubiläumsfest 1841 ausgeführt, große Sensation wegen ihres eigenthümlich ländlichen Charakters erregte. Winzerinnen in weißen Kleidern überreichen Obst und Trauben, die Erzeugnisse des Fleißes der Weingärtner. Der dritte und letzte Halt ist auf dem Schloßplatze, wo vor dem gänzlich durch eine Art Tempelvorbau maskirten Redoutensaal und dessen Nebengebäuden Tribünen für Zuschauer errichtet sind, wofür der Ertrag den Armen zu Gute kommt. Hier empfängt abermals Musik und Gesang das künftige Herrscherpaar; so wie eine Anzahl weiß gekleideter Jungfrauen der Stadt ihnen Blumen streuen bis zum Schlosse. Der Zug wird folgendermaßen arrangirt seyn: Im ersten Wagen befindet sich an der Seite Ih. Maj. der Königin die Neuvermählte, die Großfürstin Olga; zur Seite des Wagens reiten Se. Maj. der König mit Sr. k. Hoh. dem Kronprinzen und der Bruder der jungen Kronprinzessin, Großfürst Constantin von Rußland. In den folgenden Wagen befindet sich das weibliche Gefolge der Königin und der Kronprinzessin, während das männliche des Königs und des Kronprinzen, so wie des Großfürsten Constantin zu Pferde dieses umgibt. Im Schlosse ist sodann große Gratulations-Cour.

(Schluß folgt.)

Main-Wasserwärme: 11. Sept., Morgens, 8 Uhr: 16 Grad.
M. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Freitag, 11. Sept. Keine Jesuiten mehr! oder: der Günstling, Originallustspiel in 4 Abth., von L. Schubar.

Samstag, 12. Sept. Die Jüdin, große romantische Oper in 5 Abth., nach dem Französischen von Fr. Ellmenreich, Musik von Halevy.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rehm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 253. Sonntag, den 13. September 1846.

Der Bauherr.

Historische Novelle von Anton Langer.

(Fortsetzung.)

Die Wirthin drückte dem Langen bedeutungsvoll die Hand, aber als sie eben aufstand, um in die Seitenkammer zu schleichen, wurde heftig an die Thüre gepocht. Da man Niemand mehr erwartete, so hielt die Gesellschaft überrascht im Spiele inne. Die Wirthin öffnete unwillig, und herein traten ein paar zerlumpte Kerls, die Mützen tief in's Gesicht gedrückt, und der Eine sprach: „Nichts für ungut, Ihr Herren, aber 's ist elf und die Schenken sind geschlossen, und so mußten wir hier einkehren auf unserem Wege mit unserer Last. He, ein Glas, Frau Wirthin!"

„Was tragt Ihr denn?" fragte Einer.

„S' ist da ein Weib gestorben in des Juden Ascher Haus," sagte der Gefragte gleichgültig, „und der Jude will den Leichnam nicht bei sich dulden in den warmen Junitagen, und so tragen wir jetzt das Weib in die Todtenkammer," und einen tüchtigen Zug thuend, reichte er das Glas seinem Gefährten.

Scomparini lehnte sich kraftlos in seinem Stuhle zurück, auf seine Stirne trat kalter Schweiß. „Macht, daß Ihr fortkommt," schrieen Einige den Trägern zu, „wir brauchen keine Todten hier! Wir wollen weiter spielen!"

„Nun, nun," murrte der Träger, „ist das ein Gezetter; wir gehen schon." Und ein paar Pfennige hinwerfend, schritt er mit seinen Gefährten hinaus, und gleich darauf sah man die Träger mit ihrer Last am Fenster vorüber ziehen, einige scheue Blicke flogen hin, aber die meisten vertieften sich wieder in's Spiel, und ein junger Kaufherr warf die Würfel: „Dreizehn," sagte er, „ist's gefällig, Herr Scomparini."

Dieser hatte sich noch immer nicht von seinem Entsetzen erholt; mit unsicherer Hand langte er nach dem Becher, und ohne ihn zu schütteln, warf er die Würfel. Allein seine zitternde Hand verfehlte den Tisch und schwer fielen die Würfel auf den Boden. Eines zerbrach, der Lange bückte sich schnell darum und brüllte: „Höll' und Teufel, was ist das; die Würfel sind mit Blei ausgegossen; verfluchter Welscher, Du spielst falsch!"

„Falsch!" lärmte der Haufe, „nieder mit ihm, stecht ihn todt."

Im Nu waren alle Klingen blank; auch Scomparini zog seinen Degen und lehnte sich gegen die Wand. Die Größe der Gefahr hatte ihm alle seine Entschlossenheit zurückgegeben. Inzwischen knackte Edelberger mit seinen Wolfszähnen die beiden andern Würfel so leicht auf, als ob es Nüsse wären, und sprach, sie auf den Tisch werfend: „Da seht her, auch die zwei sind falsch."

„Nieder!" brüllte der Haufe, und die Klingen blitzten drohend, während die Wirthin aus Leibeskräften kreischte und der Hund lustig darein bellte.

„Da habt Ihr uns einen saubern Kumpan gebracht, Herr Vogelsang," rief Einer aus dem Haufen. Dieser erglühte vor Zorn und Unwillen; er fühlte es wohl, welch übles Licht auf ihn fiel, da er immer in Gesellschaft des Italieners erschienen war; er rief gebieterisch um Ruhe, und fragte dann den Welschen, der mit kunstgerecht vorgehaltenem Degen an der Mauer lehnte: „Erklärt Euch, Herr Scomparini, was soll das bedeuten? Was ist's mit den Würfeln?"

„Nichts," versetzte dieser höhnisch, „als daß ich das ungetreue Glück durch ein wenig Blei beständig machen wollte; immer noch Ehre genug für Euch, daß ich mich herablasse, mit Euch deutschen Tölpeln zu spielen."

„Niederträchtiger Schuft!" brüllte der Bauherr, während der ganze Haufe durch des Welschen Worte auf's äußerste gebracht, wüthend auf ihn eindrang. Allein mit unbeschreiblicher Gewandtheit parirte dieser die Hiebe, während er trotzig rief: „Kommt nur an; schöne Manieren das! Dreißig gegen Einen! O Ihr tapfern Deutschen!"

Vogelsang warf sich zwischen die Streitenden. „Ruhe, ihr Herren!" donnerte er; „dieser Bube gehört mir allein; ich will Euch Alle an ihm rächen, laßt ihn mir."

„Mir recht," brummte Scomparini, „habe ohnehin ein Hühnchen mit Dir zu pflücken."

Hier trat eine neue Person hinzu. Aus einer Seitenthüre erschien nämlich plötzlich der Herr Marquis Jean d'Auvers, im eleganten Nachthabit, ein Licht in der linken, den bloßen Degen in der rechten Hand. „Ei, Ihr Herren," sprach er, „macht Ihr doch einen Lärm, als ob Ihr die Todten aus den Gräbern wecken wolltet; vielweniger einen schlummernden Reisenden wie mich; was giebt's denn?"

„Der Hallunke hat falsch gespielt!" rief die Wirthin, mit dem Finger auf Scomparini weisend.

„Kenne den Herrn nicht," sagte der Marquis kaltblütig, „wenn es aber eine Ehrensache gilt, so stehe ich zu Diensten."

„Nicht Ehrensache," rief Vogelsang, „es gilt nur, diesen Gauner zu züchtigen!"

„Je eher, desto lieber," sagte Scomparini höhnisch.

„Schön, schön," fuhr der Marquis fort, „wann und wo? wenn's beliebt, meine Herren."

„Die Duellgesetze sind streng," rief ein Student, „es heißt paragrapho decimo —"

„Zum Teufel den Paragraphus," sagte der Marquis, „wer wird bei einem solchen Handel nach den Paragraphen fragen; beliebt es vielleicht gleich hier vom Leder zu ziehen."

„Ein Asyl muß in der Nähe seyn," meinte Einer, „ich schlage den Stephansfreidhof vor."

„Gut," sagte Vogelsang, „so wäre die Sache abgemacht; und bald, wenn es Euch gefällig."

„Erlaubt nur, daß ich Wamms und Hut nehme; denn, da

der Herr hier ganz allein steht, so wird er mir wohl erlauben, seinen Sekundanten zu machen."

Scomparini verneigte sich. Im Nu war der Marquis vollständig angekleidet zurück. „Der Mond ist hell," sagte er, „'s ist jetzt elf Uhr, um zwölf denke ich, treffen wir uns. Habt Ihr vielleicht noch einige Anordnungen zu machen, mein Herr?"

„Ich wünsche," sagte Scomparini, „in einem Hause in der Nachbarschaft Einiges zu bestellen."

„Ganz wohl, mein Herr, ich werde die Ehre haben, Euch zu begleiten," sagte der Marquis, „Ich hoffe, Ihr werdet Alle, meine Herren, was auch geschehen mag, strenges Stillschweigen beobachten; denn, wie vorhin Einer von den Herren bemerkte, die Duellgesetze sind streng. Beliebts Euch zu folgen, mein Herr. Gut Abend, allerseits, auf Wiedersehen, um zwölf Uhr."

Und mitten durch das Gedränge, aus dem mancher Schimpf, mancher Fluch Scomparini traf, führte der Herr Marquis, der sich hier zum Sekundanten aufgeworfen hatte, seinen Mann. Kaum war er jedoch vor der Thüre, so änderte er seinen höflichen Ton und wandte sich zornig an Scomparini. „Was Teufel fällt Euch ein, Händel anzufangen, Ihr tölpischer Brausekopf!"

„Nicht meine Schuld," brummte dieser, „übrigens eine gute Gelegenheit, mir den Nebenbuhler vom Halse zu schaffen."

„Ah so, ich verstehe, und in der Führung des Degens thut's Euch keiner gleich. Ihr macht dem Meister Strozzi in Padua Ehre; ich hoffe, Ihr werdet mit dem deutschen Michel fertig werden."

„Ich habe nur mit Ascher ein paar Worte zu reden," sagte der Italiener, „man kann nicht wissen, was geschieht. Die Andern werden um ihrer eigenen Haut willen schweigen, und Ihr, Herr Marquis, sollt sehen, daß ich Meister Strozzi's würdiger Schüler bin."

(Fortsetzung folgt.)

Alexander Dumas in St. Germain.

Es geschehen schreckliche Dinge in der Umgegend von Paris — Dinge, von denen sich, wie der Dänenprinz sagt, die menschliche Philosophie nichts träumen läßt. Sie haben gewiß von St. Germain gehört, einem anmuthigen Dörfchen, zwei Stunden von Paris, einer friedlichen Oase, wo vor kurzem noch idyllische Unschuld und Geßner'sche Naivetät ihren Wohnsitz hatten. Jetzt hat man eine Eisenbahn nach diesem patriarchalischen Erdenwinkel geführt, und die Unschuld von St. Germain ist dahin! denn hier haust seit einiger Zeit der unheimliche, gespenstige Graf von Monte-Cristo, in Paris und im gewöhnlichen Leben: Alexander Dumas genannt. Er hat sich eine Villa bauen lassen, um seine guten Freunde und den Bösen zu empfangen, mit dem er einen Pakt hat, und der jährlich für ihn sechsunddreißig Bände Romane, vierundzwanzig Theaterstücke und eine Legion anderer schriftstellerischer Kleinigkeiten schreiben muß; er hat ferner das Theater von St. Germain gekauft, um darauf die Schauspieler zu probiren, die er für sein fabelhaftes Theater Montpensier zu engagiren gedenkt. Von seiner Villa erzählt man Wunderdinge: ein Speisesaal für 500 Personen, hundert Gastzimmer, ein römisches Bad mit allen Raffinements eines Caligula, Ställe für hundert Pferde mit silbernen Krippen und Trögen aus Carrara-Marmor sind das Wenigste, von dem die Welt spricht. Seitdem Dumas in St. Germain wohnt, sind die Aktien der dortigen Bahn um $27\frac{3}{8}$ pCt. gestiegen, und sein Name ist in Aller Munde. In hundert Jahren werden die Großmütter ihren Enkelinnen wunderbare Legenden von ihm erzählen, und reisende Schriftsteller werden sie gierig sammeln und Feuilleton-Romane und Melodramen daraus machen, wie aus dem „ewigen Juden." Man berechnet die Zahl der Reisenden, die täglich ankommen, um eine Audienz bei Alexander Dumas zu erhalten, durchschnittlich auf zweihundert. Diese Reisenden theilen sich in drei Klassen, erstens seine Freunde, zweitens die Schauspieler und Schauspielerinnen, die ein Engagement bei dem Theater Montpensier haben wollen, und drittens die tragischen Dichter, die ihre Trauerspiele für sein neues Theater bringen. Die Ersten werden sogleich empfangen, die Zweiten und Dritten müssen im Vorzimmer warten. Was vorauszusehen war trat ein: das fürchterliche Gedränge erzeugte Unglücksfälle, die Tiraden, die die Dichter losließen, die Seufzer der Schauspielerinnen machten Dumas' Vorzimmer zur Hölle, und ein Melancholiker schrieb auf die Thüre: Lasciate voi ch' entrate, ogni speranza. Dumas mit seiner unerschöpflichen Erfindungsgabe fand ein Auskunftsmittel. Er errichtete ein Supplementar-Vorzimmer im Walde von St. Germain — der ganze Wald ist zu diesem Zwecke hergerichtet. Dahin begeben sich jetzt die engagementslustigen Schauspieler und Schauspielerinnen, dahin die tragödienschwangeren Poeten; die Quarantaine, die sie durchzumachen haben, bis sie zu einer Audienz gelangen, dauert oft drei Wochen. Um die Zeit zu tödten, spielen sie bei Tage Pfänderspiele, und wenn die Nacht ihre dunklen Schatten über die Erde breitet, klettern sie auf Bäume und schlafen dort. Manchmal dringen die zweihundert Hoffnungslosen in das Dorf St. Germain, um sich mit Lebensmitteln zu versehen. Wenn Dumas Zeit findet, Audienzen zu ertheilen, schickt er seinen Piqueur in den Wald, der eine eigene Fanfare bläst; da kommen die Hoffnungslosen athemlos von allen Seiten herbeigestürzt, und nun beginnt ein Wettrennen auf Leben und Tod, es gilt, wer zuerst im wirklichen Vorzimmer anlangt. Die zu spät Gekommenen kehren trostlos in den Wald zurück, denn sie müssen nun abermals drei Wochen warten. Mehrere Heldenspieler und naive Liebhaberinnen haben sich bereits im Walde angesiedelt, bauen sich Hütten aus Baumzweigen, machen sich Kleider aus Feigenblättern und zähmen Llama's. — Und Das geschieht zwei Stunden von Paris, Das duldet die Polizei! Schrecklich!!! Ich selbst bin von der bloßen Erzählung so erschüttert, daß ich wenigstens drei Tage lang keine französische Komödie werde übersetzen können. Leben Sie wild! Nicht doch, ich wollte sagen: Leben Sie wohl! Felix Cito, privilegirter Detailverschleißer in französischer Literatur für Deutschland.

(Nürnb. Korr.)

Mannichfaltigkeiten.

(Düsseldorf, 7. Sept.) Am gestrigen Tage fuhren zwei hiesige Bürger in Elberfeld mit einer Vigilante vom Bahnhofe zur Stadt. Auf der Wupperbrücke geriethen sie zwischen anderes Fuhrwerk, wodurch die Pferde scheu wurden und mit dem Wagen in einer Höhe von 60 Fuß herunter in die Wupper stürzten. Der Kutscher blieb auf der Stelle todt, die beiden Passagiere aber wurden sehr stark, jedoch nicht lebensgefährlich verletzt.

(Große Höflichkeit.) Eine Obristin und eine Hauptmännin, Beide sehr ceremoniös, kamen zusammen in eine Gesellschaft. „Ach, Liebe!" sagte die Obristin zur Hauptmännin, „stellen Sie sich vor, ich habe diese Nacht von Ihnen geträumt." — „Ach!" erwiederte die Hauptmännin mit vielen Bücklingen, „diese Ehre! — es wäre ja eigentlich unsere Schuldigkeit gewesen, von Ihnen zu träumen."

Der Komponist Halevy hat einen Bruder, der Schriftsteller ist und Heine kann beide nicht leiden. Einst saß er in einem Kaffeehause in Paris mit einem Freunde, als der fade und eingebildete Schriftsteller Halevy eintrat. „Sieht der Mensch nicht aus, als hätte ihn sein Bruder componirt?" flüsterte Heine dem Freunde zu.

Einen Begriff von der Größe der Handelsgeschäfte in London auch in Artikeln, die uns unbedeutend erscheinen, wird man sich machen können, wenn man hört, daß ein Gemüsehändler, dessen Geschäft keineswegs das ausgebreitetste ist, zur Spargelzeit täglich zwei Wagenladungen Spargel empfängt, und Nachmittags oft keinen Stengel mehr besitzt. Er schlägt, was er jährlich umsetzt, auf 700,000 Thaler an.

„Paris“, meldet ein Correspondent von dorther, „wächst jede Stunde mit außerordentlicher Schnelligkeit. Häuser steigen wie Pilze aus der Erde auf, während Gärten, Hofräume, ja selbst Alleen, Gänge und Corridors verschwinden. Die Bauwuth kennt keine Gränzen, aber noch weit bedenklicher und gefahrdrohender ist die Sorglosigkeit, womit man baut; nach einem kürzlich eingegangenen polizeilichen Berichte haben mehr als zweihundert neue Häuser von ansehnlicher Größe, welche noch vor ihrer Vollendung bezogen wurden, auf jede Weise gestützt werden müssen, um den Vorübergehenden nicht auf die Köpfe zu fallen; freilich nimmt auch die Bevölkerung reißend zu, sie ist seit 1840 von 912,033 bis jetzt auf 1,003,236 Köpfe angewachsen. Häuser von prächtigem Aeußern und in den vornehmsten Stadttheilen sind von dieser Baufälligkeit nicht ausgenommen. Nur erst vor wenigen Tagen senkte sich in der Rue Laffitte ein neues Hotel dergestalt nach vorn, daß es den Einsturz drohete und schleunige Vorkehrungen zur Abwendung der Gefahr nöthig machte.

(Berlin, 29. Aug.) Wie man erfährt, ist an Se. Majestät den König vor kurzem ein eigenthümliches Gesuch von einer angesehenen Dame des fernen Auslandes gerichtet worden. Dieselbe berichtet nämlich, daß ihr Gemahl in eine Geisteskrankheit verfallen sey, in welcher er unaufhörlich Opern komponire. Die Aerzte hätten ihre Meinung dahin ausgesprochen, daß, wenn vielleicht eine dieser Opern zur Aufführung gelangen könnte, der Eindruck auf den Kranken ein solcher seyn würde, daß die Genesung desselben zu hoffen sey. Da die Herzensgüte und innige Menschenliebe Sr. Majestät auch im Auslande bekannt sey, so richte sie an Se. Majestät das Gesuch, veranlassen zu wollen, daß eine der hier übersandten Opern auf dem königlichen Theater in Berlin zur Aufführung käme. Wie man nun hört, soll Se. Majestät, um der so inständigen Bittstellerin wenigstens den guten Willen kund zu thun, die eingesandten Opern der Beurtheilung hiesiger Tonkünstler übergeben haben. Zugleich soll der König aber gegen Näherstehende die scherzhafte Bemerkung nicht haben unterdrücken können, daß die Aufführung einer solchen Oper befürchten lasse, daß sein Berlin den Kopf darüber verliere.

Im September 1845 wurde ein Schleswiger, Dr. Niessen aus Altona, bei der Ankunft des Bahnzuges von Aachen in Brüssel von einer Reisegefährtin, einer Spanierin, die mit Modewaaren handelte, beschuldigt, ihr während der Reise eine bedeutende Summe Geldes entwendet zu haben. Der der Art Beschuldigte, ein übrigens unbescholtener, allgemein geachteter Mann, konnte sich in Brüssel, wo er fremd war, nicht legitimiren, und sollte auf die gegen ihn erhobene Anklage verhaftet werden, als der Wirth des Hotels zum Sächsischen Hofe, Hr. Kervant-Obermeyer, bei welchem er einzukehren gedachte, sich seiner annahm und für ihn Bürgschaft leistete. Es gelang darauf dem Hrn. Dr. Nissen, seine Unschuld darzuthun, und da sich überdies herausstellte, daß der Diebstahl nur fingirt war, um ein ausgebrochenes Falliment zu bemänteln, so wurde der Anklage keine weitere Folge gegeben. Se. Majestät der König von Dänemark haben nun in diesen Tagen in Anerkennung des einem seiner Unterthanen erwiesenen Schutzes dem Hrn. Kervant-Obermeyer durch den dänischen Gesandten in Brüssel eine mit Brillanten reich besetzte goldene Uhr nebst Kette und einem huldvollen Kabinetsschreiben zustellen zu lassen geruht.

Korrespondenz.

Stuttgart, 9. Sept.

(Schluß.)

Eigentlich öffentliche Festlichkeiten, die dem Publikum Ausgaben verursachen, als Illuminationen, Feuerwerke u. dgl. hat sich der König in Berücksichtigung der ernsten Zeitumstände verbeten und auch die hiesige Stadt sollte, nach seinem ausdrücklichen Willen, was sie zu opfern gedenkt, nur zum Besten der Armen aufwenden. Dennoch sah sich der Stadtrath veranlaßt, den Anstand wenigstens in so weit zu wahren, daß er 2000 fl. zur Errichtung der Ehrenpforte am Neckarthor u. s. w. bestimmte und weitere 2000 fl. den Armen zuwendet, welche an diesem Tage gespeist werden und Geld erhalten. Dagegen reihen sich am Hof Fest an Fest, wobei zum Theil ihrer Natur nach das Publikum mit sein Vergnügen finden wird. Am Abend soll das Schloß prachtvoll beleuchtet werden, einige Festvorstellungen im Theater stattfinden, ein großes Carroussel im königl. großen Reithause abgehalten werden, wobei auch Damen reiten und unter den Costümen sich auch russische, tscherkessische, tartarische u. s. w. zeigen, eine große Truppenschau stattfinden, weshalb die vom jetzt abgehalten werdenden Manöver zurückkehrenden Truppen einige Tage in hiesiger Gegend cantonniren werden. Hofbälle, Konzerte, ein Souper auf dem neuen bis jetzt allen Blicken streng verborgen gebliebenen, von der Fama aber zu einem wahren Feentempel aus Tausend und Eine Nacht an Pracht und Herrlichkeit gestempelten maurischen Bad, das den Namen Wilhelmia erhalten soll, mit einer Prachtillumination dieses Wunderbauwesens mit 40,000 farbigen Lampen, Feuerwerk auf dem Neckar und dergleichen Dinge sollen sich in schneller Folge anreihen und sich an das Geburtsfest des Königs, 27. Sept., und das Volksfest nebst dem Pferdewettrennen, 28. und 29. Sept., anschließen. Man glaubt, die Festlichkeiten bei Hofe werden vom 21. Sept. bis in den Oct. hinein währen. Für's Theater werden als Gäste Jenny Lind und ein berühmtes Tänzerpaar aus Berlin erwartet. Einem stark verbreiteten Gerücht zufolge, zweifelt man nicht an gleichzeitiger Hierherkunft des Kaisers Nicolaus. — Unsere Gasthöfe freuen sich bereits darauf und auf die vielen Fremden. Einer der sonst besuchtesten, der König von England, ist indeß seither schlafen gegangen, hat aber in der Vergrößerung und neuen Einrichtung des Petersburger Hofes, von dessen beiden Plattformen man das herrlichste Panorama von Stuttgart, dem Nesenbachthale bis zum Neckarthale mit der Villa des Kronprinzen und dem Rosenstein genießt, einen tüchtigen Nachfolger und Ersatz gefunden. — Unser Hoftheater geht kräftig einer Verbesserung und Vervollkommnung unter der neuen Intendanz entgegen. Unter den neuengagirten Mitgliedern nennt man den Komiker Gerstel, welcher im „Liebestrank“ als Dulcamara, in Goldoni's „Diener zweier Herren“ als Truffaldino und in „List und Phlegma“ als Baron Palm mit bestem Erfolg gastirte, und vom 1. April kommenden Jahres an hier eintreten wird. Im Schauspiel ist neuengagirt Fräul. Schwelle, früher in Bremen, und für untergeordnetere Rollen ein Hr. Stemmler, früher in Wiesbaden. Für Ballet und Oper sollen noch mehrere neue Erwerbungen in Aussicht stehen. — Für das bevorstehende Geburtsfest des Königs wird Auber's „Feensee“ eben einstudirt.

Bechtheim (Kreis Worms), 28. August.

So wie es einerseits höchst betrübend erscheinen muß, hie und da die verschiedenen Religionsgläubigen, von blindem Fanatismus und Zelotengeiste getrieben, sich schroff einander gegenüberstehend zu finden, so erfreulich ist es andererseits, die durch ihren Cultus äußerlich getrennten Confessionen in Eintracht und Liebe harmonisch im Leben wirken zu sehen. — Als gestern Nachmittag am 27. d. Mts. der allgemein durch seine Rechtlichkeit im Handel und Wandel bekannte israelitische Bürger Joseph Frank, Mitglied des isr. Vorstandes dahier, welcher leider der Liebe seiner Familie, dem Kreise seiner zahlreichen Freunde und Bekannten im 36. Lebensjahre, nach einem kurzen Krankenlager, durch den unerbittlichen Tod zu frühe entrissen worden, zur Ruhestätte gebracht wurde, schlossen sich dem Leichenzuge nicht nur seine Glaubensgenossen aus der Nähe und Ferne in großer Anzahl an, sondern auch der Bürgermeister, Beigeordnete, Gemeinderath, der ev. Geistliche, der Kirchenvorstand und eine zahlreiche Menge aller Stände der christlichen Einwohnerschaft gaben dem Verblichenen das Geleit bis auf den ¾ Stunden von hier entfernten Friedhof bei Osthofen, um dem so frühe Dahingeschiedenen ihre Theilnahme und Achtung, die sich derselbe im Leben im vollsten Maße erworben bis in das Grab zu bethätigen. Auch hatte der wohllöbliche Gemeinderath im Einverständnisse mit den beiden Herren Geistlichen und dem Kirchenvorstande auf Ansuchen der Familie des Verstorbenen denselben den christlichen Todtenwagen zur Disposition gestellt. Dieses schöne Beispiel wahrer religiöser Liebe, wie sie gewiß im eigentlichen Geiste aller Confessionen gelegen ist, das vielleicht einzig in seiner Art auf dem

glatten Lande besteht, zeigt wohl klar, wie bei der fortschreitenden Intelligenz und Aufklärung nach und nach veraltete Vorurtheile schwinden und Scheidewände, welche den Menschen noch vom Menschen trennen, allmählig niedersinken. Möge die Zeit nicht ferne seyn, wo man Achtung und Liebe für den Nebenmenschen nach seinen Handlungen und seinem innern Werthe und nicht nach den Zufälligkeiten der Geburt und des Glaubens abmesse, auf daß ein Band der Liebe und Eintracht die ganze Menschheit umschlinge.

Wiesbaden, 8. Sept.

Alles läßt ein äußerst erwünschtes Gelingen unserer Gewerbe-Ausstellung erwarten, welche als eine ehrenvolle That in unserer Geschichte glänzen wird, und der mit jedem Tage steigende Besuch und der alle Erwartung übersteigende Absatz von Loosen tragen wesentlich dazu bei, den practischen Nutzen der Sache Jedermann einleuchtend zu machen. Namentlich ist die Verloosung und der durch sie zu bewirkende Ankauf von Waaren von der äußersten Wichtigkeit und alle die zahlreichen Freunde der Sache in den Landstädten könnten die schöne Anstalt nicht wirksamer fördern, sie könnten sich nicht besser als wahre werkthätige Freunde des Landes und der einheimischen Gewerbe beweisen, als dadurch, daß sie sich dem ehrenvollen Beispiele der Städte Limburg, Usingen und Weilburg anschließen und sich auf großartige Weise beim Absatz von Loosen betheiligen.

Seligenstadt, 1. Sept.

Die neue protestantische Kirche neben der uralten Abtei, wo der königliche Held Gustav Adolph an der Spitze seines Heeres stand und dann feierlich in die Stadt einzog, ist jetzt ihrer Vollendung nahe. Diese Kirche, welche mehr nach byzantinischem als gothischem Style gebaut ist zieht die Aufmerksamkeit Aller, welche durch diese Gegend reisen, auf sich wird als ein Muster der Bauart gerühmt und gereicht unserer Stadt zur wahren Zierde und Ehre, welches nicht zu verkennen ist. Besonders bietet sie eine herrliche Ansicht von dem Maine aus. Bei den Schwierigkeiten des Baues dieser neuen Kirche kann es nur rühmlichst erwähnt werden, daß der Fond des Gustav-Adolph-Vereins keine Opfer gescheut hat in Aufbringung der erforderlichen Mittel, und dazu dürfen wir noch in gleicher Beziehung die Herren Landrichter Berchelmann und Rentamtmann Melchior vorzugsweise hier nennen, welche mit unermüdlichem Eifer dafür thätig waren.

Frankfurt a. M., 11. Sept.

Eine der wichtigsten Erfindungen für das bürgerliche Leben wurde am verflossenen 31. August der Academie der Wissenschaften in Paris durch Hrn. Fauvelle mitgetheilt. Sie betrifft die Verbesserung im Bohren nach Trinkwasser, wodurch es jetzt möglich ist, Quellen zu einem Preise zu erreichen, der niedriger ist, als das Graben gewöhnlicher Brunnen. Die bisher befolgte Methode erforderte viel Zeit- und Geldaufwand; denn es war nöthig, nachdem ein paar Zoll tief gebohrt war, das Gestänge, um es von Sand und Steinen zu befreien, wieder herauszunehmen. Durch Hrn. Fauvelle's Methode wird das Bohren nie unterbrochen, indem das Gestänge, während es tiefer eindringt, sich selbst reinigt. Dieses wird durch eine kräftige Einspritzung von Wasser durch eine hohle Röhre bewirkt, welches unter dem Bohrer in mächtigem Strome die zerbohrten Stücke wegführt und auf die Oberfläche wirft. Die Einspritzung geschieht mittelst einer Druckpumpe, die gemeinschaftlich mit dem Gestänge in Bewegung erhalten wird. Es ist augenfällig, daß das Bohrgeschäft auf diese Weise sehr beschleunigt wird, indem die Schneide des Bohrers immer frei arbeiten kann und das Gestänge beständig in Thätigkeit bleibt. Die von dieser neuen Einrichtung gegebene Nachricht würde fabelhaft klingen, wenn sie nicht so wohl bewährt wäre. Hr. Fauvelle bohrte in Perpignan in Gegenwart des Hrn. Arago zu einer Tiefe von 170 Metres in der kurzen Zeit von 15 Tagen, wo an demselben Orte Arbeiter 11 Monate beschäftigt waren, um zu derselben Tiefe zu kommen. Diese ist bestimmt eine der werthvollsten Entdeckungen der gegenwärtigen Zeit; denn sie setzt Privatleute in den Stand, artesische Brunnen zu geringerem Preise anzulegen, als gewöhnliche Brunnen, und zu so viel Tiefe nieder zu gehen, bis reines Wasser erreicht wird. Es wird die Hoffnung ausgesprochen, daß dieses Experiment in Paris in großem Maßstab ausgeführt wird. (Mitgetheilt von Dr. Boegner.)

Nachruf

unserer früh vollendeten Anna Lampe,

(beerdigt den 8. September 1846, im kaum vollendeten 18ten Jahre.)

Aus dem Herzen einiger Freundinnen der Verklärten.

„Du winkst, wann mir die letzte Thrän' entfliehet,
„Mich zur Vergötterung hinauf;
„Ein Mensch, ein kranker Pilger schließet,
„Ein Engel, der beginnt den Lauf."

Tiedge.

So bist Du denn für uns verloren, theure Anna! entschwunden ist uns, ist Deinem trostlosen Vater, Deiner in unsäglichem Schmerze dahin siechenden Mutter, all' Deinen Lieben, die Anmuth Deines Wesens, Dein frommer Sinn, die Freundlichkeit, mit der Du die Herzen gewannst? „Entschwunden wohl für eine Spanne Zeit! aber verloren für immer? gewiß nicht"; so ruft Dein Geist uns tröstend zu, „denn was Euch eine Ferne von Tausend Sonnen zu seyn scheint, das überschaut er auf den Höhen des Himmels, wie Blumenbeete im Garten, unter gleichem Gesichtspunkte. Christus lebt, und wer an Ihn glaubt der weiß, daß seine verstorbenen Lieben nicht verloren sind! Dort komme ich Euch, theuere Eltern, Geschwister, Verwandte, Freundinnen und Freunde! mit dem vorangegangenen, so heiß beweinten Bruder entgegen, und kein Schmerz der Trennung wird dann mehr Euer Herz zerreißen." So Anna's Geist zu unsern Seelen! — Noch einmal schwebt ihr Bild mit seiner Fülle von Keimen und Blüthen, die hier so schnell welkten, uns vor, da flüstert der Engel des Trostes den Weinenden zu:

„Was sie in Frühlingstagen säete,
„Ist für die bess're Welt gesäet,
„Die heh're Gluth für Pflicht und Glauben
„Wird von dem Staube nicht verweht;
„Sie lodert fort in lichter'n Räumen,
„Umstrahlet sie an Gottes Thron,
„Und reift in Paradieses-Auen
„Die Frucht zum süßen Erntelohn."

„D'rum wisset, seine liebsten Kinder
„Ruft Gott schon frühe himmelan,
„Noch ehe sie den Kampf des Lebens,
„Die Gluth der Leiden ängsten kann.
„Allein der Geist, die Kraft der Seele,
„Des Herzens Reinheit, Glaubens Glück,
„Was nur der Heimath angehöret,
„Bleibt auf der Erde nicht zurück.
„Es bildet sich in schöner'n Welten
„Zu höherer Vollendung aus,
„Erhellt, beglückt als Geistersonne
„Die Seligen im Vaterhaus." —

O holdes Bild von Anna's Leben,
Dem heiligsten Gefühl verwandt,
Du knüpfst die Ahnung schöner Seelen
So freundlich an das bess're Land!
Senkt auch des Leibes zarte Hülle
Früh welkend, in das düst're Grab,
So sinkt mit ihr doch nicht die Liebe,
Nicht Glaub' und Hoffnung mit hinab.

Du lebest, Anna! nach dem Tode;
Jetzt erst beginnt Dein wahres Sein,
Und freu'st Dich, als des Himmels Erbe,
Bald mit uns Allen im Verein!

Theater-Anzeige.

Samstag, 12. Sept. Die Jüdin, große romantische Oper in 5 Abth., nach dem Französischen von Fr. Elmenreich, Musik von Halevy.

Sonntag, 13 Sept. Stadt und Land, oder: Der Viehhändler aus Oberösterreich. Posse mit Gesang in 2 Abth., von F. Kaiser, Musik von A. Müller. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 251. Montag, den 14. September 1846.

Der Bauherr.

Historische Novelle von Anton Langer.

(Fortsetzung.)

6. Auf dem Stephansfreidhof.

Auftritte, wie der, den wir so eben beschrieben haben, waren in der damaligen Zeit nichts seltenes. Eine gewisse Rohheit, vielleicht ein Ueberrest aus den Tagen des dreißigjährigen Krieges, eine tolle Rauflust beherrschte alle Stände, und nicht nur die Kavaliere, sondern Soldaten, Handwerker und Studenten griffen bei der geringfügigsten Veranlassung auf offener Straße zum Degen, und der Unfug wurde endlich so groß, daß man genöthigt war, die Duellgesetze auf's äußerste zu schärfen und mit Verlust der rechten Hand durch des Henkers Beil denjenigen zu drohen, welche innerhalb des Weichbildes der Stadt die Wehre zum Streite zogen. Damit war aber das Uebel keineswegs abgestellt, und die rauflustigen Gesellen, die ihrem Vergnügen keineswegs entsagen wollten, wählten nun Klosterhöfe, Gottesäcker und ähnliche durch das Asylrecht gefreite Orte und die schweigende Stunde der Nacht zur Ausgleichung ihrer Händel. Von solcher Art war auch das Duell, welches zwischen Vogelsang und Scomparini verabredet worden war.

Zu jener Zeit war der Dom zu St. Stephan nicht frei hingestellt auf den Platz, wie heut zu Tage, so daß von allen Seiten das staunende Auge dies mächtige Wunderwerk gothischer Baukunst ungehindert beobachten kann; noch lag die uralte Kirche in dem Friedhofe, wie eine Insel im Meere, und wer in die heiligen Hallen trat, der mußte durch Kreuze und Grabsteine seinen Weg nehmen. Eine ziemlich hohe Mauer umfing den Feldhof, und in diesem rasteten Generationen. Als die Josephinischen Reformen die Kirchhöfe außer die Stadt verlegten, da sank diese Mauer; aus dem Friedhof wurde der geräumige Platz, den wir jetzt sehen, und die Grabsteine wurden den Wänden der Kirche angefügt; im Jahre 1660 war aber noch alles in seiner alten Gestalt.

Der Todtengräber von St. Stephan, der bei seiner matt brennenden Lampe schlummernd in seinem kleinen Häuschen lag, war nicht wenig verwundert, als er durch ein lautes Klopfen am Fenster aus seinem Schlummer geweckt wurde. Unwillig die Augen reibend, fuhr er empor, öffnete das Fensterlein und fragte: „Nun, was soll's in der späten Nacht? Habe ich etwa bei Tage nicht genug zu thun, daß Ihr mich auch noch um den Schlaf bringen wollt."

„Oeffnet uns nur die Freidhof-Thüre, Meister Grub, und legt Euch dann wieder in's Nest," sagte eine Stimme draußen.

„Soll mich Gott strafen," meinte der Todtengräber, „wenn das nicht Herr Edelberger ist."

„Ei freilich ist er's," sagte der Studiosus, „mach' auf, alter Nachtvogel, und laß uns ein."

„Was wollet Ihr denn machen in dem Freidhof?" fragte Meister Grub.

„Stelle Dich nicht, als ob Du nicht deutsch verständest, der Kirschner soll vom Leder." *)

„Gott bewahre," sagte der Todtengräber, „was fällt Euch ein, Ihr wißt am besten, wie streng die Gesetze sind; ich könnte von Amt und Brot kommen in meinen alten Tagen, wenn ich's thäte."

„O Du alter Hallunke!" eiferte Edelberger, „meinst Du, ich wisse nicht, daß am vorigen Freitag hier drei Paare auf ein Mal gerauft haben. Ich verstehe, was Dir fehlt."

Und man hörte plötzlich auf dem Fensterbrette etwas hell klingen, so wie wenn Geld auffällt, dieser Klang mußte für Meister Grub einen besondern Reiz haben, denn seine Stimme war sichtlich freundlicher, als er fragte: „Sind der Herren viele?"

„Etwa dreißig," brummte Edelberger.

Der Todtengräber schlug die Hände zusammen: „Nun, das gäbe ein schönes Gezetter, wenn einer fiele; der Schläger mag herein und sein Helfebruder, aber sonst keiner; wollen die Andern zusehen, so sollen sie hinten auf die Hollerbäume an der Mauer steigen."

„Einverstanden!" sagte Edelberger. Der Todtengräber schritt, nachdem er seinen schwarzen Mantel umgeworfen, hinaus und öffnete leise die Freidhof-Thüre. Edelberger und Vogelsang traten allein in die Stätte der Todten, der Meister Grub bestand hartnäckig darauf, daß die Andern draußen bleiben sollten. „Schlagt Ihr Euch selbst, Herr Edelberger?" fragte er den Studenten.

„Nein," sagte dieser, „ich bin des Herrn Helfebruder."

Schweigend führte nun der Todtengräber die beiden hinüber auf die Nordseite der Kirche, an welcher sich der nicht ausgebaute Thurm erhebt. Hier sprach er leise: „Beliebt es Euch, so wartet hier, Ihr Herren, ich will an der Pforte harren, und wenn der Gegner kommt, so werde ich ihn zuführen; gute Nacht indessen!" Der Todtengräber ging und ließ die beiden allein. Vogelsang lehnte sich mit ernster Miene an einen Grabstein; auch Edelberger schritt gedankenvoll auf und nieder. In Vogelsangs Brust wogten seltsame Gedanken. Noch stand der Mond so klar und mild am Himmel, wie vor einer Stunde, als sie hinaus gingen zu dem fröhlichen Gelage, und jetzt sollte er binnen wenig Minuten den Mord eines Menschen beleuchten. Dazu kam noch die schauerliche Umgebung. Die alte Kirche mit ihrem abenteuerlichen Schnitzwerk und den spitz zulaufenden Fenstern, in deren bunten Scheiben das Mondlicht zitterte; der Kirchhof mit seinen ernsten Steinen und Kreuzen, und hie und da im thaufeuchten Grase ein kahler ausgegrabener Schädel, der dem scheuen Aug höhnisch entgegengrinste; es war in der That genug, einen Menschen ernst zu machen.

Es schlug zwölf, als der Todtengräber zwei Herren rück-

*) Alter Ausdruck für: sich schlagen.

wärts um die Kirche herumführte, in welchen die Harrenden den Marquis Jean d'Auvers und Scomparini erkannten. Die beiden traten näher, und zogen höflich grüßend die Hüte, das gleiche thaten auch Vogelsang und Edelberger.

„Sind die Herren noch immer der Meinung," fragte der Marquis, „daß zur Ausgleichung des vorgefallenen Streites kein anderes Mittel möglich sey, als der blanke Degen."

„Wir sind es," versetzte Edelberger, „und wollen daher gebeten haben, weiter zu machen."

„Schön!" sagte der Marquis, und gab dem Todtengräber einen Wink, der sich sachte wie eine Spinne hinter den gothischen Bogen verkroch; der Marquis zog nochmal den Hut vor Edelberger, auch dieser grüßte, und die beiden Herren traten zwischen die Gegner. „Da wir die Sonne nicht theilen können zwischen unsern Männern," meinte der Marquis, „so wollen wir wenigstens den Mond ehrlich theilen. Vom Staub ist ohnehin nichts zu fürchten; ich besorge nur, daß ich von diesem infernalischen Thau den Schnupfen bekomme.

(Fortsetzung folgt.)

An Pius den Neunten.

Neunter Pius! das Jauchzen Deines Volkes umschallet Dich, wenn Du niedersteigst von den Höhen des Vatikans in die Straßen der Stadt, durch welche einst die Triumphatoren fuhren, gefangene Könige vor ihre Siegeswagen gespannt. Ein Triumphator wandelst auch Du umher; aber der Sieg, den Du errungen, ist der Sieg der Menschlichkeit. Jene alten Sieger prunkten mit Schaaren gefesselter Sklaven, Du hast Fesseln zerbrochen, Du hast Kerkern ihr Opfer entrissen, und indem Du Befreite in die Arme ihrer Weiber und Kinder zurückführtest, hast Du durch den Himmelssegen der Freiheit Glückliche gemacht. Thränen hast Du getrocknet, deren Quell erst dann hätte versiegen sollen, wenn die Augen, welche sie weinten, sich zum letzten Male schlossen; Wunden hast Du geheilt, die von Geschlecht zu Geschlecht hatten offen bleiben sollen, bis die edelste Lebenskraft Deines Volkes d'raus verblutet war. Als ein rechter Fürst bist Du aufgetreten, und Dein Volk hat Dich an Deinem ersten fürstlichen Auftreten als Vater erkannt. Deinen Segen hast Du dem Volke Roms gegeben, nicht bloß durch Friedens- und Versöhnungszeichen Deiner erhobenen Rechten, sondern durch das Wort Deines Mundes, welches die Kerker zersprengte und den Verbannten in die theure Heimath zurückrief, durch die That Deines Herzens; Deine That war der dreifache Nachhall Deines Wortes, es war das verkörperte Wort selbst. So hast Du begonnen, Dein Volk zu segnen, und Gott helfe Dir, daß Du damit fortfahrest. Aber wie Du Dein Volk, so segnet Dein Volk auch Dich. Die Welt sieht auf's neue, wie lohnend es für einen Fürsten ist, Fürstenpflichten zu erfüllen, und Dein Herz sagt Dir, wie leicht und süß es ist, Fürst zu seyn, wenn man Mensch ist. Mögen jene finstern Gewalten, welche Fürsten um dieses Entzücken bringen, welche das schöne, rein menschliche Verhältniß zwischen Fürst und Volk trüben, welche beide trennen wollen, damit sie selber über Fürst und Volk herrschen können — mögen jene finstern Gewalten Dir grollen! Immerhin, laß sie grollen! Willst Du redlich und unerschütterlich das Beste Deines Volkes, so stehen die Besten Deines Volkes jetzt und immerdar für Dich, und behüten Dich mit derselben Treue, die Du dem Volke widmest, gegen alle Gefahren, welche Dein fürstliches Werk bedrohen. Mit neuen Hoffnungen, mit größerer Zuversicht als je, blickt ganz Italien auf Dich, menschlicher Fürst des Kirchenstaates!

Aber auf Dich, Pius der Neunte, blicket mit Erwartung auch ganz Europa. Angebrochen ist der Morgen einer großen Zeit; die Entscheidung muß endlich vollbracht werden, und der Anfang dazu ist gemacht; schon hat die Geschichte ihn in ihre Tafeln eingezeichnet und keine Macht der Welt wird wieder ungeschrieben machen, was auf diesen Tafeln bereits geschrieben steht. Erkenne diese Zeit! Das heilige Morgenroth, das allerorten aufflammt, mahnend steigt es auch über die sieben Hügel empor. Nach langem Schlafe voll blutiger Fieberträume von Glaubenshaß ist die Menschheit jetzt erwacht, und der erste Gedanke der erwachenden Menschheit war der an Versöhnung. Je eifriger der Haß seine alte entsetzliche Herrschaft behaupten will, um so begeisterter ringt die Liebe darnach, das Reich Gottes auf Erden herzustellen durch wechselseitige Duldung aller Gottes-Kinder unter einander, durch wechselseitiges Aufrichten zu der einen Freiheit in jener Wahrheit, die da Eine ist für Alle, und die da verkündet worden ist für alle Geschlechter der Menschen und für alle Zeiten durch den einen Jesus Christus. Ein Feind ist's, der seit drei Jahrhunderten diesem Streben entgegenwirkt, der die Wahrheit der Christus-Religion verdüstert, den christlichen Frieden stört, Menschen den Menschen entfrembet, Fürsten von Völkern, Völker von Fürsten trennt, hier zum Absolutismus, dort zur Anarchie räth. Du kennst diesen Feind, die Menschheit kennt ihn, die Geschichte hat ihn gezeichnet. Die Menschheit harret nach allem Dem, was Du bis jetzt als weltlicher Fürst für Dein Volk gethan, auf eine große That Deines Geistes; die Geschichte hält Dir ihre ewigen Tafeln entgegen und wartet des Augenblicks, in welchem sie Deinen Namen in die Reihe der Wohlthäter des Menschengeschlechts eingraben soll. — Pius der Neunte! Ganganelli blickt aus lichten Höhen auf Dich herab, und die Menschheit fordert Dich auf: Sey Du ein zweiter Ganganelli! In dem Augenblicke, da Du eine Bulle unterzeichnest, die zweite Bulle, welche den Jesuiten-Orden aufhebt, in dem Augenblick segnest Du Millionen und segnen Millionen Dich! Das neunzehnte Jahrhundert verlangt seine größte Thatsache von Dir, vollbringe sie!

Ueber die Mittel, der Theuerung abzuhelfen.

Es ist unverkennbar, daß der Stand der Preise der Frucht unmittelbar nach der Ernte höchst bedenklich erscheint und Besorgnisse für die nächste Zukunft erregen muß. Deßwegen haben einige Regierungen, wie Bayern und Darmstadt, durch Verordnungen diesem Uebel abzuhelfen gesucht; auch in Frankreich ist diesem Gegenstande von Seiten der Regierung jetzt eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet worden, sämmtliche Präfecten des Königreichs haben nämlich den Auftrag erhalten, über die Ergebnisse der Getraideernte von diesem Jahre zu berichten.

Es sind in einem Aufsatze dieser Didaskalia, Nro. 245, Vorschläge über die Mittel, der Theurung abzuhelfen, gemacht. Indessen sind wir der Ueberzeugung, daß bei dem einmal ohnedies schon sehr besteuerten Preise der Früchte man sich von Verordnungen, wie die angeführten, nur sehr wenig versprechen kann, keinenfalls können sie die Wirkung haben, die sehr hohen Preise wieder herabzudrücken. Eben so wenig kann dem Uebel durch die Vorschläge in besagtem Aufsatze dieser Didaskalia abgeholfen werden, wiewohl wir der Ansicht sind, daß nach den jetzigen Verhältnissen freie Einfuhr der Mehlfrüchte unbedingt zu gestatten sey, denn was kann die Gestattung der freien Einfuhr helfen, wenn die Preise der Früchte in den benachbarten Staaten eben so hoch sind?

Das einzige Mittel ist daher, Mehlfrüchte aus entfernten Ländern, wo dieselben zu billigen Preisen zu haben sind, kommen zu lassen. Einzelne werden aber nicht leicht große Fonds hierzu anwenden, und eben so wenig Gesellschaften ohne die Hoffnung auf bedeutenden Gewinn, hierdurch würde aber gerade der Zweck, der

Theuerung und dem allgemeinen Nothstande abzuhelfen, größtentheils wieder verloren gehen.

Der Staat hat aber nicht nur ein wesentliches Interesse dabei, einem solchen Nothstande abzuhelfen, sondern er ist auch hierzu verpflichtet. Nur dem Staate stehen auch hierzu die Mittel zu Gebote. Er kann Mehlfrüchte aus entfernten Ländern (wohl am besten aus Nord-Amerika, wo jetzt ein Ueberfluß an denselben seyn soll) kommen lassen; ohne Aussicht auf zu hoffenden Gewinn im öffentlichen Interesse, Capital anlegen, wovon er keine Zinsen verlangt. Statt der leeren Worte sollten daher die Staaten handeln, Mehlfrüchte in großen Quantitäten aus Nord-Amerika kommen lassen und dieselben im Lande ohne Gewinn zu einem billigen Preise verkaufen. Dies wäre das sicherste Mittel, der Theuerung und dem allgemeinen Nothstande abzuhelfen.

Endlich wäre es überhaupt auch von Wichtigkeit, den großen Schwankungen der Preise vor und nach der Ernte von Seiten des Staats abzuhelfen, denn hauptsächlich verliert dadurch die ärmere Klasse, der sehr gedrückte Mittelstand, welcher seine Früchte nicht für das ganze Jahr zieht, oder nicht im Stande ist, nach der Ernte den Fruchtbedarf für das ganze Jahr aufzubewahren oder sich anzuschaffen. Wie verderblich wirkte in dieser Beziehung z. B. die Theuerung im Jahr 1843; hier fielen die Fruchtpreise nach der Ernte beinahe bis auf den dritten Theil, es mußte also der Landmann, welcher seinen Jahresbedarf im Jahre 1842 nicht vollständig gezogen oder davon so viel verbrauchen mußte, daß der Ueberrest zu seinen Bedürfnissen das Jahr hindurch nicht ausreichte, das im Jahr 1843 vor der Ernte Genossene nach der Ernte in dem dreifachen Betrag der Früchte zurückgeben, und dieses war bei einem sehr großen Theile der Bevölkerung beinahe durchgängig bei dem Mittelstande der Fall, der durch dieses Schwanken nothwendig zu Grunde gerichtet wird. Diesen Schwankungen der Fruchtpreise ließe sich dadurch abhelfen, daß der Staat sich in den Besitz einer bedeutenden Quantität Mehlfrüchte setzte und im Lande Vorrathshäuser errichtete, woraus, wenn die Früchte einen bestimmt festzusetzenden hohen Preis erreichten, verkauft würde. Würde aber der Preis nach der Ernte zu sehr gedrückt, so kaufte der Staat zu einem gewissen Preis bedeutende Vorräthe ein. Dieses hätte für den ärmeren Producenten, der bei den jetzigen Verhältnissen ein Opfer der Speculation wird, den doppelten Vortheil, daß er nach der Ernte, wo er einen großen Theil derselben gewöhnlich aus Noth verkaufen muß, seine Produkte nicht nöthig hätte unter dem Preis wegzugeben, auf der andern Seite aber, vor der Ernte, wenn seine Früchte aufgezehrt sind, sich nicht in die Nothwendigkeit versetzt sähe, dieselbe wieder zu einem übermäßig hohen Preise einzukaufen.

Dr. Freiherr von Preuschen.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt, 12. Sept.) Je öfter wir Gelegenheit haben, Hrn. Miljaiba Frikel, den griechischen Zauberer, der zur Messe hier verweilt, in seinen Darstellungen zu beobachten, desto mehr gewinnen wir die Ueberzeugung, daß er von allen Tausendkünstlern ersten Ranges der gewandteste, im Vortrage der liebenswürdigste und in Betreff seiner Leistungen der reichhaltigst ausgestattete ist. Seinem ganzen Wesen ist auch jene Noblesse eigen, die selbst in den höchsten Cirkeln angenehm macht.

(Mannheim, 9. Sept.) Das hiesige Journal bemerkt: „Wir haben jetzt in unserm lieben Vaterlande Versammlungen aller Art. Unter andern wird am 28. l. J. auch eine solche in Angelegenheiten der Pönitentiar-Reform zusammentreten. Die Nummer 247 der „Didaskalia" theilt das Programm derselben mit. Uns scheint, daß Strafgesetzgebung, Strafanwendung und Strafvollziehung in einem untrennbaren Zusammenhange stehen. Die Strafvollziehung läßt sich nicht durchgreifend reformiren ohne vorhergehende Reformation der Strafanwendung und der Strafvollziehung. Alle diese Fragen, welche das Programm der Pönitentiar-Reform-Versammlung aufstellt, beziehen sich nur auf einen Zweig der Strafvollziehung. Dieser kann, unseres Erachtens, getrennt von dem großen Stamme des Strafrechts überhaupt, nicht gedeihen. Die Mängel unsers Gefängnißwesens sind die Folgen unserer durchaus verkehrten Strafgesetzgebung und Strafanwendung. Würden unsere Gesetze Rücksicht auf die Bedürfnisse unserer Zeit und auf die Anforderungen der Humanität, würden sie angewendet statt von bezahlten, versetzbaren, pensionirbaren und absetzbaren, folgeweise durchaus abhängigen Staatsdienern, von unabhängigen Richtern in Verbindung mit unabhängigen Bürgern, wäre die Untersuchung öffentlich und mündlich, statt geheim und schriftlich, — dann würde die Strafvollziehung bald von selbst einen andern Charakter annehmen. So lange übrigens das Joch der Bureaukraten auf Deutschland lastet, gleichen die Arbeiten der Schriftsteller und Gebildeten denjenigen des Sisyphus. Sobald eine Arbeit fertig, sobald der Stein oben auf dem Bogen angelegt ist, vernichtet sie ein Bureaukrat mit einem Federstrich; der Stein rollt den Berg wieder herunter. Nichts desto weniger wollen wir die Männer nicht entmuthigen, welche am 28. l. M. zu Frankfurt zusammentreten. Wir bedauern sehr, daß wir an den Verhandlungen derselben nicht Theil nehmen können. Wir wünschten, daß dort auch die von uns hier angeregten Punkte zur Sprache gebracht werden möchten, namentlich die Frage: „auf welche Weise ist eine auf die Reform unserer Strafgesetzgebung und unseres Strafverfahrens gegründete Reform unsers Gefängnißwesens in's praktische Leben überzuführen?"

Korrespondenz.

Dresden, 7. Sept.

Die Kunstausstellung ist beendet und zeigte überwiegend viel Mittelgut und Schlechtes. Der hiesige Kunstverein, eine Versorgungsanstalt für hiesige Maler, kauft nur Einheimisches und darunter mit auffallend schlechtem Geschmack und zu theuern Preisen; z. B. ein theatralisch-moderner Rinald und Armidenabschied für 800 Rthlr.; eine Scene aus dem sächsischen Prinzenraub, Kalendercomposition, für 600 rc. rc. Und dann klagen die Künstler noch über Mangel an Unterstützung: nie sind unbedeutende Machwerke so theuer bezahlt. Der Zustand der Malerkunst ist hier so ermattet, daß mit Recht Frankfurt's Reichthum durch Schwind, Lessing, Veit rc. beneidet wird. — Sachsen hat sich der Uebereinkunft Englands mit Preußen in Betreff des literarischen und künstlerischen Eigenthums angeschlossen — Ein Buch, „Dresden und die Dresdener", bei Wigand in Leipzig erschienen, erregt hier das größte Aufsehen und manches Aergerniß; die Dresdener sind seit dem Erscheinen dieser Charakteristik des hiesigen Lebens entschiedene Gegner der Preßfreiheit geworden

Würzburg, im Sept.

Der historische Verein für Unterfranken und Aschaffenburg hat am 27. v. M. sein sechzehnjähriges Bestehen durch eine öffentliche General-Versammlung gefeiert und zugleich die Wahl eines neuen Vorstandes vorgenommen. Durch unbefugte Eingriffe in das Wahlgeschäft sind jedoch bedauerliche Dissidien hervorgerufen worden. Nach dem stattgefundenen Ausscheiden des bisherigen Direktors jedoch steht zu erwarten, daß der Verein, welcher so viele ausgezeichnete und wissenschaftlich gebildete Männer unter seinen Mitglieder zählt, in der Folge einen regeren Aufschwung nehmen und seinem vorgesetzten Zwecke vollkommen entsprechen werde. Die Wahl eines künftigen Direktors soll auf den 20. d. M. angesetzt seyn.

Wiesbaden, 9. Sept.

In einigen der letzten Blätter der Didaskalia geschieht der hiesigen Gewerbausstellung in einer solchen übertrieben lobenden Weise Erwähnung, daß man unwillkürlich an das Sprüchwort erinnert wird: „Zu wenig und zu viel verdirbt jedes Spiel." Wer mit solchen Erwartungen,

wie sie jene, wenn auch gut gemeinte Schilderung in jedem Leser erwecken muß, unsere erste, bescheidene Ausstellung besucht, wird enttäuscht sich kaum eines Lächelns erwehren können bei dem Gedanken an die glänzenden Worte, womit ein übertriebener Patriotismus der guten Sache mehr schadet als nützt. Einfach können wir nur dies zum Lobe unserer Gewerbausstellung erwähnen, daß sie als der erste ehrenwerthe Versuch eines kleinen Landes alle Aufmunterung verdient und daß jeder unparteiische Kenner, der mit nicht größeren Erwartungen, als man naturgemäß hegen kann, dieselbe besucht, ihr seine Anerkennung nicht versagen wird.

Darmstadt, 8. Sept.

Das stets kunsteifrige Streben unserer Vereine für Musik und Gesang hat auch während der drückenden Sommerhitze sich probebeständig gezeigt. Das tropische Klima und der beständig heitere Himmel an dem ein Regen ein überraschendes Phänomen war, schien eher die Kräfte anzufeuern, als zu erschlaffen, und bei diesem entschiedenen Hange zu künstlerischen Productionen konnte es nicht fehlen, daß dieselben zu gelegener Stunde in der erfreulichsten Weise zu Stande kamen. Aus der glühenden Salonluft flüchtete man hinaus in den kühlenden Schatten der Wälder, auf Burgruinen und in andere Gegenden, wo Silvan herrscht und seine lieblichen Gaben an Alle, die Erquickung und Kühlung an seinen Altären suchen, mit freigebiger Hand auszutheilen pflegt. Schön ist das Leben, wenn eine Anzahl gleichgesinnter Menschen in Eintracht und heiterer Geselligkeit nach einem und demselben schönen künstlerischen Ziele hinstrebt! Erst gestern Abend hatten wir Gelegenheit, uns davon zu überzeugen, als der „Sängerkranz" in dem Garten des Chausseehauses zu einer Soirée zusammen getreten war. Die Chöre, dirigirt von Hrn. Watzinger, gingen vortrefflich, und ein junges Kunsttalent, Hr. Fr. Thomas, gab uns wiederholt Gelegenheit, sein exactes Spiel auf der Violine bewundern zu können. Die Compositionen von Beriot und Ernst, welche er vortrug, bewiesen, daß er sein Instrument zu behandeln und ihm Töne zu entlocken weiß, welche das Gehör jener beiden berühmten Meister nicht beleidigen würden. Unter mehrerem Schönen, was wir sonst noch hörten, erwähnen wir nur noch einer von Fräul. Groskopff mit viel Gefühl und Action declamirten Dichtung, welche ihres Eindrucks nicht verfehlte. — Vor Kurzem sind in einem Garten bei Kleingeran eine Menge zinnerner Gefäße, insbesondere Flaschen und Kannen, außerdem aber auch Schüsseln, Teller und Löffel ausgegraben worden, deren Gesammtgewicht etwa 60 — 70 Pfund betragen mag. Nach ihrer äußeren Beschaffenheit zu urtheilen, müssen sie schon vor Jahrhunderten dort vergraben worden seyn, und nicht ohne Grund vermuthet man, daß dies etwa im dreißigjährigen Krieg geschehen seyn möge. Mehrere dieser Gefäße scheinen zu kirchlichem Gebrauche gedient zu haben. Dieselben sind dahier bei Hrn. J. P. Beyer (Schützenstraße) aufgestellt, welcher eine sehenswerthe kleine Sammlung von deutschen Alterthümern besitzt, unter denen wir besonders ältere Schießwaffen (Flinten, Büchsen und Standrohr), Helme, Panzer und dergleichen interessante Alterthümlichkeiten (auch einen wohlerhaltenen sehr alten Schild) namhaft zu machen uns erlauben.

Mainz, 10. Sept. — Eingef.

Heute fand an unserem Handelsgerichte eine sehr feierliche Sitzung statt. Nachdem nämlich der Handelsgerichtschreiber Hr. J. J. Sieglitz auf sein Nachsuchen wegen Alter und Kränklichkeit durch Allerhöchstes Decret vom 17. August in Ruhestand versetzt worden und heute der Vicar für diese Stelle in seine Functionen eingewiesen wurde, ergriff der Hr. Präsident die Gelegenheit, in öffentlicher Sitzung der langjährigen Verdienste des austretenden Beamten auf das rühmlichste zu erwähnen, der während 33 Jahren dasselbe Amt mit musterhafter Thätigkeit, gründlicher Rechtskenntniß, strengster Rechtlichkeit und großer Liebe für das Institut des Handelsgerichts zur allgemeinsten Zufriedenheit an einem Gericht verwaltet hat, wo das Richterpersonal jährlich wechselt, also im Laufe der Zeit 33mal durch Wahl aus den Notabeln erneuert worden war. Er blieb sich immer gleich und hat die Liebe Aller errungen. — Dieser Vortrag wurde von den Anwesenden mit lebhaftem Beifall angehört. Der Hr. Präsident hat mit warmem Gefühle, mit der Kraft der Wahrheit gesprochen. Das Lob war groß, aber doch nur nach Verdienst, und die Bescheidenheit des Gelobten ist noch größer. Möge er der bewilligten Ruhe mit bestem Erfolge genießen.

Frankfurt a. M., 12. Sept.

Unter den Sehenswürdigkeiten der diesjährigen Herbstmesse verdient die Sammlung lebender Schlangen und Krokodille von Egenolf und die Riesendame Schmidt besondere Aufmerksamkeit. Die ausnehmende Schönheit der Farben der ersteren wird den Beschauer nicht unbefriedigt lassen, insbesondere aber der Jugend eine nützliche Belehrung gewähren. Möge diese Sammlung auch hier den Beifall finden, wie dies bereits in vielen andern großen Städten der Fall war. — Der seit einer Reihe von Jahren mit seiner Marionettenbude die hiesige Messe beziehende und nicht allein bei der Kinderwelt in freundlichem Andenken stehende Fr. Lorgie hat sich auch zu dieser Messe eingefunden und belustigt durch seine drolligen Vorstellungen, die an jedem Abende zweimal stattfinden, die Kleinen eben so sehr, als er auch durch seine Darstellungen im Welttheater mit niedlichen beweglichen Figuren auch den älteren Begleitern derselben einen angenehmen Abend verschafft. Nebstdem sind die damit verbundenen Vorstellungen des Zauberkünstlers Hrn. Bergheer in der Magie und unterhaltenden Physik allein schon hinreichend, einen Besuch lohnend zu machen, da die außerordentliche Behendigkeit desselben in der That staunenerregend ist. Wenn man einmal auf der Wanderung durch diese Buden begriffen ist, so versäume man nicht, die des Hrn. Löw zu besuchen, dessen Kunstsammlung eben so viel Unterhaltung als Belehrung gewährt.
B.

Die Kunstleistungen der Gesellschaft des Hrn. Rudolf Knie haben sich beifälliger Aufnahme zu erfreuen. Hr. Rudolf Knie, der Direktor der Gesellschaft, ist in jeder Beziehung als ein Meister seines Faches hervorzuheben und bewährt den Ruf, welcher ihm vorausgegangen ist. Die von ihm ausgeführten Stücke werden mit Sicherheit und seltener Gewandtheit executirt und überraschen den Beschauer. Mademoiselle Leonore Knie bewährt sich als graciöse Tänzerin und führt ihre Pas mit Anmuth und Leichtigkeit aus. Hr. Herrmann Hollandek als Grotesktänzer leistet in seinen Evolutionen Ueberraschendes. Ferner bieten die durch Kraft ausgezeichneten Darstellungen des Komikers Hrn. Franz Marke viel Unterhaltung. Hr. Fridl zeichnet sich durch seine neuen chinesischen Balançen und vorzüglich durch seine meisterhaften und überraschenden Spiele mit den eisernen Kanonenkugeln aus. Auch die übrigen Mitglieder unterhalten das Publikum auf's Angenehmste. Die gutgewählten Costüme und die sorgfältige Ausführung der Productionen der genannten Gesellschaft haben ihr bis jetzt einen zahlreichen Besuch zugeführt und es steht zu erwarten, daß derselbe auch für die fernere Dauer ihrer Vorstellungen fortwähren wird.

Charade.

(Dreisylbig.)

Hoch wird die Erst' gepriesen
In Prosa und Gedicht,
Und daraus ist zu schließen,
Daß sie unedel nicht.

Es stellt ein plumpes Wesen
Sich dar mit Haut und Haar,
Wenn rückwärts wird gelesen
Das letzte Sylbenpaar.

Gar reich oft wird belohnet
Durch's Ganze Fleiß und Müh':
Wo Boreas stets thronet,
Da wirst du's finden nie.

B. — W. S.

Main-Wasserwärme: 13. Sept., Morgens, 8 Uhr: 16 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 13. Sept. Stadt und Land, oder: Der Viehhändler aus Oberösterreich, Posse mit Gesang in 2 Abth., von F. Kaiser, Musik von A. Müller. Mit aufgehobenem Abonnement.

Montag, 14. Sept. (Auf Verlangen): Der Freischütz, große Oper in 4 Abth., Musik von C. M. Weber.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 255. Dienstag, den 15. September 1846.

Der Bauherr.

Historische Novelle von Anton Langer.

(Fortsetzung.)

Ohne auf diese affektirte Aeußerung des Marquis zu achten, versetzte Edelberger: „Da der Mond über der Schulenstraße steht, so thun wir am besten, wenn wir den Einen mit dem Rücken gegen die Mauer, den Andern gegen die Kirche zu, aufstellen.“

„Gut,“ sagte Jean d'Auvers, „so ist das Licht vertheilt. Auch ist es bei uns Sitte, daß man den Gegnern im Rücken einen Punkt giebt, über den nicht retirirt werden darf.“

„Mein Mann wird schwerlich die Absicht haben, davonzulaufen,“ sagte Edelberger.

„Auch nicht der meine,“ versetzte mit ernster Miene der Marquis. „Aber die Sitte hat ihr Gutes, man hindert, daß durch allerlei Wendungen die Gegner in eine andere Lichtstellung kommen, denn früher; und so stelle ich denn hier meinen Mann gegen dieses offene Grab; wenn er drei Schritte rückwärts macht, so purzelt er in die Grube. Tretet hierher, wenn's Euch beliebt, Herr Scomparini.“

Dieser folgte der Aufforderung und trat an die bezeichnete Stelle, so daß wenig Schritte hinter ihm das offene Grab, und weiter rückwärts die Mauer des Friedhofs war, über welche das alterthümliche Thürmchen des Zwettelhofes, der in unsern Tagen gleichfalls verschwunden ist, im Mondenlicht glänzend herübersah. Edelberger, der seinem Freunde gleichfalls einen Rückanhalt geben mußte, wählte dazu die Thüre der Todtenkammer, so daß Vogelsang zur Rechten die Kanzel des h. Capistranus hatte, auf der einst der berühmte Mönch das Kreuz gegen die Ungläubigen gepredigt hatte, und welche damals ohne die sie jetzt schmückenden Gruppe in ihrer ursprünglichen Einfachheit dastand, während zur Linken des jungen Meisters das Grabmal Konrad Celtes, des gekrönten ostfränkischen Poeten sich erhob, dem einst Deutschland huldigte, und Kaiser Friedrich IV. den Lorbeer aufsetzte, während heut zu Tage, außer den Gelehrten, blutwenige von ihm wissen.

„Und nun, ihr Herren,“ sprach mit ernster Stimme Edelberger, „überlassen wir Euch dem allgerechten Gotte und dem Glücke Eurer Waffen.“

Die beiden Gegner verneigten sich vor ihren Sekundanten, wie zum Dank für die geleisteten Dienste, und diese entfernten sich; kaum jedoch hatten sie ein paar Schritte die Mauer zwischen sich und den Duellanten, als der Herr Marquis sich mit der verbindlichsten Miene an den Studenten wendete: „Ich versichere Euch, werther Herr, daß ich wirklich von diesem Höllenthau den Schnupfen davon tragen werde. Wollt darum den Gefallen haben, ein paar Gänge mit mir zu machen, natürlich nur zum Scherz und Glimpf; so was wahrt prächtig vor der Nachtluft.“

Edelberger, der, wenn er ein Mal den Ernst abgeschüttelt, der lustigste Bruder von der Welt war, hatte gegen das Begehren des Herrn Marquis nicht das geringste einzuwenden, sondern dem Beispiele des Franzosen folgend, zog er lachend den Degen, und die beiden Herren begannen im lichten Mondstrahl ein lustiges Kampfspiel, und erschöpften sich in kunstgerechten Paraden, wobei das fröhliche Klirren ihrer Schwerter nur von Zeit zu Zeit durch ein lautes Lachen unterbrochen wurde, wenn einer mitten im schönsten Schlage über ein morsches Grabkreuz stolperte, oder mit dem Kopfe an die Sense eines steinernen Knöchlers stieß.

Indessen war den beiden Gegnern, die sich mit finsteren Mienen an der Capistranuskanzel gegenüber standen, weit ernsthafter zu Muthe. Sie hatten Wamms, Mantel und Hut abgeworfen, auch die Scheide bei Seite gelegt, und sahen sich nun, den Degen trotzig in der Faust haltend, schweigend in's bleiche Antlitz. Es war nicht Furcht, sondern der ingrimmigste Haß, der ihre Züge verzerrte, es war die Kampflust, die auch den friedliebendsten Menschen im Augenblicke der Schlacht zum Tieger macht. Noch hatten sie kein Wort gewechselt, aber da es eben Viertel auf Eins schlug, lief eine leichte Wolke über den Mond, daß verdüsternde Schatten über die Gräber hinflogen, und Scomparini sprach: „Beliebt es anzufangen?“

„Vorwärts!“ sagte der Meister.

„Wann ist der erste Gang zu Ende?“

„Sobald einer todt ist,“ versetzte Vogelsang.

„Gut; allons,“ sprach kaltblütig der Italiener.

Im nächsten Augenblicke kreuzten sich die Degen; Vogelsang war ein tüchtiger Schläger, aber bei den ersten Hieben schon sah er, daß ihm der Italiener in der Führung des Degens weit überlegen war, und er beschloß darum, sich auf die Vertheidigung zu beschränken. Die bleichen Züge des Italieners überfuhr ein Zucken des ingrimmigsten Hohns, als er dieses bemerkte, und mit verdoppelter Wuth drang er auf seinen Gegner ein; wie zwei züngelnde Schlangen zischten die Degen durch die dämmrige Nachtluft, daß rothglühende Funken von den Klingen hinweg sprangen; von Zeit zu Zeit zürnte ein wilder Fluch über die Lippen Scomparini's, wenn Vogelsang, der die ganze Kraft seines Auges und Armes aufbot, einen wüthenden Angriff vereitelt hatte; aber immer deutlicher sah der junge Meister, daß er den kunstvollen, von Rache geleiteten Angriffen seines Gegners erliegen müsse. Dorothea's Bild tauchte wehmüthig einen Augenblick in seiner Seele auf, bald aber schwand es und machte der ingrimmigsten Wuth Platz, daß er sein Leben auf das Theuerste zu verkaufen beschloß. Nur ein Spiel war es bis jetzt gewesen gegen den Kampf, der nun entglühte; so gewaltig schlugen die Degen zusammen, als wollten sie die Todten aufwecken aus der Ruhe ihrer Gräber. Aber allgemach erlahmte Vogelsangs Kraft, und er konnte nichts, als dem Gegner, der mit immer wachsender Wuth auf ihn eindrang, den Degen gerade entgegen halten, und so mit bereits zitterndem Arme die eigene Brust decken. Plötzlich mitten im Ausholen blieb Scom-

parini, wie versteinert stehen, seine Augen traten weit aus den Höhlen hervor, sein Haar sträubte sich, sein bleiches Gesicht bekam etwas Todtenartiges, eine Sekunde starrte er so, dann plötzlich, wie von einem Wetterstreich getroffen, stürzte er in Vogelsangs vorgehaltenen Degen, daß das helle rothe Blut darüber spritzte, und sank nieder in's thaufeuchte Gras der Gräber. Es schlug halb eins.

Der Uebergang aus der beinahe sicheren Todesgefahr zum plötzlichen Bewußtseyn der Rettung war ein so schneller, daß Vogelsang seiner Sinne nicht gleich Meister werden konnte, und einige Sekunden lang starr auf den in seinem Blute Liegenden hinsah; aber plötzlich wurde es ihm klar, daß Scompariai durch etwas, was hinter des Meisters Rücken war, in jenen Zustand des Entsetzens versetzt worden seyn mußte, und ein fröstelndes Grauen überlief ihn, wenn er an den Ort dachte, an welchem er sich befand, denn wenn auch von den Aergsten, war er doch keineswegs frei von allen Vorurtheilen seiner Zeit. Aber er war ein muthiger Mann und wandte sich entschlossen um; doch nahm seine Miene plötzlich denselben Ausdruck des Schreckens an, wie die Scomparini's, denn an der Thüre der Todtenkammer, die weit aufgerissen den Anblick gestattete in ein geheimnißvolles Dunkel, in welches sich gespenstische Schatten zu bewegen schienen, lehnte eine Gestalt, den Arm den fleischlosen, drohend erhoben, bedeckt mit dem schaurigen Leichentuche und das verglas'te Auge stier herüber gerichtet. Nur einen Moment ertrug Vogelsang den furchtbaren Anblick, dann überwältigt von der fieberglühenden Aufregung des Kampfes, dem der stillfröstelnde Hauch der Nacht und der noch eisigere des Schreckens folgte, stürzte er sinnlos neben Scomparini's Leiche zu Boden.

(Fortsetzung folgt.)

L i e d. *)

Es rauscht das rothe Laub zu meinen Füßen,
Doch sprich, wo weil' ich, wenn es wieder blüht?
Wo werden mich die ersten Schwalben grüßen?
Ach ferne, fern der Süßen;
Und nimmer steht in Freuden mein Gemüth.

Sonst sang ich wohl durch Flur und Bergeshalde
Im braunen Herbst, in flock'ger Winterzeit:
„O Frühling, schöner, komm' zu deinem Walde,
Komm balde, balde, balde!“
Nun sing' ich: „Schöner Frühling, bleibe weit!“

Umsonst! Wie jetzt sich Haid' und Forst entkleiden,
So blüh'n sie neu, was kümmert sie mein Gram?
Das Veilchen kommt, ich muß es eben leiden,
Muß wandern und muß scheiden,
Doch o! wie leb' ich, wenn ich Abschied nahm?

E. Geibel.

Der Herzog von Nemours.

Heinrich Heine theilt in der „Allg. Ztg.“ ein interessantes Charakterbild des Herzogs von Nemours mit, welcher dermalen in Barèges verweilt, wo sich bekanntlich auch der Dichter der „Reisebilder“ aufhält. Er sagt von dem Prinzen: Da diesem designirten Regenten eine große Zukunft bevorsteht, und seine Persönlichkeit auf das Schicksal von ganz Europa Einfluß haben kann, betrachtete ich ihn mit etwas geschärfter Aufmerksamkeit, und ich suchte in seiner äußern Erscheinung die Signatur der inneren Gemüthsart zu erspähen. Bei diesem etwas mißtrauischen Geschäfte entwaffnete mich zunächst die stille Grazie, welche jene schlankzierliche Jünglingsgestalt gleichsam umfloß, und dann der schöne mitleidige Blick, womit das Auge auf den Leibesgestalten ruhte, die hier in betrübsamer Menge versammelt waren. Dieser Blick hatte durchaus nichts Offizielles, nichts Einstudirtes, es war ein reiner, wahrhafter Strahl aus einer edlen, menschenfreundlichen Seele. Das Mitleid, das sich hier im Auge des Nemours verrieth, hatte dabei etwas rührend Bescheidenes, wie denn überhaupt die Bescheidenheit der auffallend schönste Zug in seinem Charakter seyn soll. Diese Bescheidenheit fanden wir auch bei seinem Bruder, dem Herzog von Orleans, der auf dem Schlachtfelde des Lebens so bedauerlich früh gefallen. Der Herzog von Nemours ist nicht so beliebt als sein verstorbener Bruder, dessen herrliche Eigenschaften sich mit mehr Offenheit kund gaben. Dieser herrliche Mensch, oder besser gesagt, dieses herrliche Menschengedicht, welches Ferdinand Orleans hieß, war gleichsam in einem populären allgemein faßlichen Styl gedichtet, während der Nemours, der ihm an innerem Werthe gewiß gleichsteht, in einer für die große Menge minder leicht faßlichen Kunstform abgefaßt ist. Beide Prinzen bildeten immer einen Gegensatz in ihrer äußeren Erscheinung. Die des Orleans war nonchalant ritterlich; der andere hat vielmehr etwas von seiner Patrizierart. Ersterer war ganz ein junger französischer Offizier, übersprudelnd von leichtsinnigster Bravour, ganz die Sorte, die gegen Festungsmauern und Frauenherzen mit gleicher Lust Sturm läuft; der Nemours sieht vielmehr aus wie ein Staatsmann, aber wie einer, der ein Gewissen hat und mit der Besonnenheit auch den edelsten Willen verbindet. Soll ich mich durch Beispiele verständlichen, so wähle ich dieselben am liebsten im Gebiete der Dichtung, und es will mich bedünken, als habe Goethe die beiden Fürsten schon so halbwegs geschildert unter dem Namen Egmont und Oranien. Personen, die ihm nahe stehen, sagen mir, der Prinz von Nemours besitze sehr viele Kenntnisse und eine klare Uebersicht aller heimischen und ausländischen Zustände; eifrig sey er bemüht, sich bei jedem Sachverständigen zu unterrichten, er selbst aber zeige sich wenig mittheilend, und man wisse nicht ob aus Schüchternheit oder Verschlossenheit. Als hervorstechende Eigenschaft loben sie an ihm seine hohe Zuverlässigkeit; er verspreche selten, mit der größten Zurückhaltung, aber man könne sich auf sein Wort verlassen wie auf einen Felsen. Er sey ein guter Soldat, von dem kaltblütigsten Muthe, aber nicht sehr kriegslustig. Er liebe seine Familie leidenschaftlich, und der kluge Vater habe wohl gewußt, in wessen Hände er das Heil des Hauses Orleans gelegt. Welche Bürgschaft aber bietet der Mann für die Interessen Frankreichs und der Menschheit überhaupt? Ich glaube die beste; jedenfalls, wir wollen es aussprechen, eine weit bessere als sein seliger Bruder uns geboten hätte. Er ist weniger populär als dieser es war, und er darf also weniger wagen, wenn einmal die Errungenschaften der Revolution mit den Bedürfnissen der Regierung in Conflict geriethen. Geliebte Regenten, die ein blindes Zutrauen genießen, sind der Freiheit mitunter sehr gefährlich. Der Nemours weiß, daß man ihn argwöhnisch beaufsichtigt, und er wird sich in Acht nehmen vor jedem verfänglichen Akt. Auch wird er sich nicht so leicht von der Trompete Bellona's verlocken lassen, wie sein Bruder dessen fähig war, was uns sehr lieb ist, da wir wohl ahnen, welches theure Land der Kriegsschauplatz seyn würde, und welches naive Volk am Ende die Kriegskosten bezahlen müßte. Nur Eins möchte ich gerne wissen, ob nämlich der Herzog von Nemours auch so viel Geduld besitzt wie sein glorreicher Vater,

*) Aus: „Gedichte, zur Preisbewerbung eingesendet an den norddeutschen Musik-Verein in Hamburg. Herausgegeben mit Bewilligung der resp. Dichter von E. Krebs, Präses des norddeutschen Musik-Vereins. Hamburg und Leipzig. Verlag von Schuberth u. Comp.“

der durch diese Eigenschaft, die allen seinen französischen Gegnern fehlt, unermüdlich gesiegt, und dem schönen Frankreich und der Welt den Frieden erhalten hat.

Mannichfaltigkeiten.

(Dem Verdienste seine Kronen.) Man lies't in der W. Ztg. Einen Korb mit Eiern tragend, kam unlängst ein Landmann nach Gießen. Das Unglück wollte, daß ihm einige — wahrscheinlich faule — Eier zerbrachen, und sich die Eiersubstanz über seine Böese ergoß, in welcher Geld zur Zahlung von Steuern u. dgl. war. Als nun unser Eiermann seine Börse zum Zahlen öffnete, so waren sämmtliche Silbermünzen, in Folge der Berührung mit Schwefelwasserstoffgas, das sich bekanntlich in faulen Eiern entwickeit, schwarz gefärbt, und der Steuereinnehmer nahm das Geld nicht an. Daß jetzt die Verlegenheit des Bauern nicht klein war, ist natürlich. Bald aber wurde sie wieder gehoben. — Im Scherz sagte Jemand zu ihm, er möge nur in jenes Haus dort gehen (hierbei zeigte er auf des berühmten Chemikers, Professor von Liebig's Wohnung), darin wohne ein Mann, welcher das schwarz gewordene Geld wieder weiß machen könne. Ohne Säumen wurde auch dieser Rath befolgt, und als eben Liebig in seinem Laboratorium beschäftigt ist, kommt unser guter Bauer mit seiner Angelegenheit angerückt, fragend: „Seyd Ihr der Mann, der das schwarze Geld wieder weiß färben kann?“ — Durch Aufgießung einiger Säure war in wenigen Minuten das schwarze Geld wieder weiß gemacht. — Schmunzelnd fragte jetzt der Bauer, was er schuldig sey. Man bedeutete ihm, er möge jetzt wieder gehen, es koste Nichts. Damit nicht zufrieden, fragte er abermals, und setzte noch hinzu, der Herr möge sich nicht geniren, sondern es nur sagen, was es koste. Als ihm die nämliche Antwort wurde, griff er in die Tasche und sagte: „Nun, so will ich Euch da einen Sechser hinlegen, dafür könnt Ihr Eurem Gesellen dort“ — hiermit meinte er den Assistenten Dr. N. — „einen Schnaps kaufen!“

(Frankfurt, 12. Sept.) Dem hier domicilirenden allgemein geachteten Componisten Bernhard Schädel, einem gebornen Hanauer, ist kürzlich eine ehrende Auszeichnung zu Theil geworden, indem er von der Contrapuntist Society in London zu deren Mitglied ernannt wurde und zwar in Folge einer größeren contrapunktischen Arbeit im strengen Style.

(Detmold, 7. Sept.) In der uns benachbarten preußischen Stadt Oldendorf, Kreises Lübbecke, hat sich ein Verein gebildet, dessen Zweck es ist, streitige Sachen zu schlichten, Prozesse zu verhüten, Frieden zu stiften, und somit eine der vorzüglichsten Quellen der Verarmung und Zerrüttung zu verstopfen. Es führt dieser Verein den Namen „Friedensbund“. Die Statuten desselben sind so einfach, daß jede Landgemeinde sie ohne Weiteres sich aneignen kann. Aus den sechs Ortschaften, die zum Kirchspiele gehören, wählen die Verbundenen aus je einer einen Schiedsrichter; diese sechs versammeln sich monatlich in einem kirchlichen Lokale (Katechisirstube), unter dem Vorsitze eines der beiden Pfarrer, welcher aber durchaus an keiner Abstimmung Theil nimmt. Die Bundesglieder verpflichten sich, alle Streitigkeiten unter einander, bevor sie dieselben vor die öffentlichen Gerichte bringen, diesem Schiedsgerichte vorzulegen, dürfen aber, falls ihnen das Urtheil derselben nicht genügt, den Rechtsweg immer später noch einschlagen. Die Zeugen werden durch Handschlag verpflichtet; Kosten nicht bezahlt; die Ladungen geschehen von Dem, der zu klagen hat; Schuldforderungen, welche der Schuldner als richtig eingesteht, sind von diesem Schiedsgerichte ausgeschlossen, eben so Klagen eines Nichtmitgliedes gegen ein Mitglied; das Nichtmitglied muß zuvor dem Bunde beitreten. So einfach dieser Bund dasteht, so glänzend sind seine Resultate; alle seit einem Jahre vorgetragenen Streitigkeiten sind friedlich geschlichtet. Unter ihnen waren bittere Injurienklagen, verwickelte Streitigkeiten über Mein und Dein, die durch gegenseitigen Eigensinn vor Gericht zu Jahre langen Prozessen geführt haben würden.

Nach dem amtlichen Bericht über die Verwüstungen des Erdbebens vom 14. August in Toscana haben durch dasselbe außer den Städten Livorno, Pisa und Volterra 27 Ortschaften gelitten; 70 Personen wurden getödtet, 521 verwundet und 4000 sind ohne Obdach.

(Stettin, 10. Sept.) Das Haus Joest in Köln beabsichtigt ein ihm gehörendes, in Antwerpen liegendes Schiff nach Amerika zu senden, um Roggen für die Arbeiter in seiner Zuckerfabrik kommen zu lassen und ihnen denselben zum Einkaufspreise zu übermachen. Dem Schiffe wurde eine glänzende Fracht mit Auswanderern nach Amerika angeboten, Hr. Joest lehnte jedoch das Anerbieten ab, da er nichts mit diesem unglücklichen Menschen-Transport zu thun haben wollte.

(Stuttgart, 30. Aug.) Gestern wurde auf der Silberburg die angekündigte Gedächtnißfeier Herder's vom Liederkranze bei einer des zweifelhaften Wetters wegen nur mäßigen Zahl von Zuhörern begangen. Ein Prolog von Gustav Schwab, Rede von Prof. Gieß und eine Zahl Chöre folgten sich in passendem Wechsel. Den Schluß machte das beliebte: „Schleswig-Holstein meerumschlungen.“ Eine am Eingange aufgestellte Schale lud zu Beiträgen für Herder's Denkmal in Weimar ein.

(Posen, 30. August.) Ein Gutsbesitzer des Fraustädter Kreises sah eines Tages, daß einer seiner Knechte die Pferde durch Schlagen mit dem Peitschenstock an den Kopf erbarmungslos antrieb, einen überladenen Düngerwagen aus der Düngergrube zu ziehen. Dafür ließ der Gutsbesitzer, als der Wagen von dem Felde heimkehrete, diesen in die Grube bringen, ihn verhältnißmäßig mit Dünger beladen, dem Knechte Zaum und Zügel anlegen, und ergriff nun selbst die Peitsche. So zwang er den Knecht durch gleiche Mißhandlungen, wie er an den Pferden verübt, den Wagen aus der Grube zu ziehen. Die Demonstration war ad hominem, aber sie war eben so grausam als das Verfahren des Knechts, also um nichts besser. Dem Knecht wurde durch den Zaum der Mund aufgerissen, und er ist durch die Mißhandlung arbeitsunfähig beschädigt worden.

Die „Barmer Zeitung“ erzählt aus Düsseldorf: Einem oberen Beamten an der Eisenbahn verschwand vor einigen Tagen aus seiner Wohnung eine Chatoulle mit mehreren hundert Thalern. Der Verdacht fiel Anfangs auf mehrere Unschuldige, doch die Nachsuchung im ganzen Hause ergab kein Resultat, bis man, von dem durch den fälschlichen Verdacht Gekränkten veranlaßt, auch bei einer Dame aus den gebildeten Ständen, der Gattin eines königlichen Beamten, Recherche anstellt, weil diese am betreffenden Tage zum Besuch bei der ihr befreundeten bestohlenen Familie und zwar allein in dem Zimmer gewesen war. Leider ergab diese Nachsuchung das traurige Resultat, daß der Diebstahl wirklich von dieser Dame vollführt und das gestohlene Geld noch in ihrem Besitze war. Man kann sich die schreckliche Lage, namentlich des Gatten, denken. Die Frau, jung, gebildet, aus guter Familie, muß von einer fixen Idee oder noch unbekannten Gründen zu der That, die jedenfalls nur eine Geburt des Augenblicks war, verführt worden seyn. Die Entdeckung hat sie in einen Geisteszustand versetzt, der befürchten oder — so traurig es klingt — hoffen läßt, daß sie wenigstens für einige Zeit geisteskrank ist. Wie man hört, ist sie nach dem Auslande geflüchtet, da die Polizei mit der Verhaftung über 24 Stunden zögerte.

(Seltene Erscheinung.) In dem englischen Kirchspiel Mindtown ist im Verlauf des letzten Jahres weder Hochzeit noch Taufe oder Begräbniß vorgekommen. Das klingt fast eben so schlimm, wie der bekannte klägliche Bericht jenes Pfarrers:

„Getauft war meins,
Gestorben keins,
Getraut ein Paar,
Wobei des Schulmeisters Tochter war."

Korrespondenz.

Nürnberg, im Sept.

Die Zeit des Schlusses unserer Bühne naht sich ihrem Ende und unter neuen günstigeren Auspicien wird die Direktion die Wintersaison beginnen. Günstiger müssen sie seyn, wenn nicht das ganze Gebäude der dramatischen Kunst zusammenbrechen und Nürnberg, das kunstliebende Nürnberg! eine Beute vagirender Marionetten und Hogarth'scher Truppen werden soll. Läßt sich auch von unserem lauen Publikum keine vergrößerte Theilnahme an den Theaterinteressen erwarten, so hat Direktor Röder's unerschöpfliche Taktik und rastlose Thätigkeit dafür gesorgt, daß er seine Rechnung und sein undankbares Publikum den gewünschten Genuß finde. Er hat Bamberg, wie schon früher Erlangen und Fürth mit der hiesigen Bühne vereinigt und ist so der Lenker vier getrennter, aber durch Eisenbahnen eng verbundener Theater geworden. Gewiß kein leichtes Kunststück, den Ansprüchen von vier bedeutenden Städten zu genügen, keine zu vernachlässigen, jeder Alles zu bieten und sich in die Launen eines so heterogenen Publikums zu finden und zu schicken. Ohne Hrn. Röder näher zu kennen, glauben wir, daß es ihm gelingen werde, denn seit zwei Jahren hat er uns hinlänglich bewiesen, daß es für ihn keine Unmöglichkeit, den billigen Anforderungen eines Jeden zu genügen, gibt. Und wahrlich! das Nürnberger Publikum hat kaum solche Aufmerksamkeit verdient. Natürlicherweise wird das neue Personal an Größe und Tüchtigkeit einem so bedeutenden Wirkungskreise angemessen seyn und deshalb dürfen wir wohl mit Recht einer fortgesetzten Reihe ächter Kunstgenüsse entgegensehen. Röder hat zu diesem Zwecke eine größere Reise gemacht und sich mit eigenen Augen von den Leistungen seiner heiligen Schaar zu überzeugen und, wie verlautet, sollen sich achtbare Namen unter derselben befinden. Gefällt es Ihnen, so möge später eine detaillirte Beschreibung derselben folgen. — Unsere Kunstausstellung bringt des Guten sehr wenig, des Mittelmäßigen genug, des Schlechten eine Masse, eine Folge der Lauheit des Albrecht-Dürervereins, der seine geschmälerte Einnahme an zwecklose Kunstblätter hängt und den Ankauf der Gemälde vernachlässigt. Kein Wunder, daß gute Künstler, die bei dem jetzigen Stand der Kunst meist auf die Unterstützung der Vereine angewiesen sind, zögern, ihre Arbeiten nutzlos einzusenden. — Um den übrigen Städten Bayerns nicht nachzustehen, circulirt seit einigen Tagen auch hier eine Adresse an die Schleswig-Holsteiner.

Darmstadt, im Sept.

In den kleineren Residenzstädten herrscht noch immer ein großer Kastengeist. Statt ihm entschieden entgegen zu treten, wird ihm sogar noch Vorschub geleistet. Nicht selten finden wir in den Wochenblättern Anzeigen mit folgendem Eingang: „Einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum." Wozu dieser Unterschied? Gehört etwa der Adel nicht zu dem Publikum oder steht er über demselben? Könnte man diese dem Publikum gemachte Sottise dem nach Nahrung kriechenden Gewerbsmann, der es nicht besser versteht, allenfalls zu Gute halten, so muß man sich doch wundern, wenn man sogar von Leuten, die sich dem Künstlerstande zuzählen, dem Hochmuthe der Aristokratie huldigen sieht. So finden wir z. B. in einer vor uns liegenden Tanzunterrichtsanzeige den Wunsch ausgesprochen: die jungen Damen möchten sich nicht zu spät melden, damit man Zeit habe, Alles nach ihrem Wunsche einzurichten, falls sie etwa unter sich Gesellschaften zu bilden beabsichtigten. Solche den Kastengeist nährende Einrichtungen sind verwerflich. Mögen sich die höheren Stände in ihrem Hochmuthe unter sich halten, so viel sie wollen; in öffentlichen Unterrichtsanstalten aber, wo das Geld des Einen so gut ist als des Andern, sollte so Etwas nicht vorkommen. Die allgemeine Volksbildung ist so weit vorgeschritten, daß sich Keiner mehr des Andern zu schämen hat; so lange aber solche Zugeständnisse gemacht werden, ist es kein Wunder, wenn der „hohe Adel" geringschätzig auf den Bürgerstand herabsieht. Die Selbstachtung ist das sicherste Mittel, die aristokratische Anmaßung auf ihr Nichts zurück zu weisen. — Fräul. Maria Neukäufler hat auf unserer Bühne seit der Wiedereröffnung derselben zweimal gastirt und besonders als Amine in der Nachtwandlerin lebhaften Beifall gefunden.

Mainz, 4. Sept. — Eingeſ.

Seitdem das Baugerüst an unserem Dome abgetragen ist, gewährt derselbe mit seinem imposanten Hauptthurme dem Beschauer eine herrliche, wohlthuende Ansicht. Aber auch das Innere desselben ist im Laufe der letzten Jahre mit neuen und erneuerten Kunstwerken so bereichert worden, daß der seit Kurzem durch Ein- und Auswärtige vermehrte Besuch dieses prachtvollen Baudenkmals unserer Stadt als ein Zeichen seiner gerechten Würdigung betrachtet werden kann. So sehr aber der Beschauer dieses Tempels des Interessanten viel zu betrachten hat, desto mehr muß denselben das von dem darin angestellten Dienstpersonal häufig an ihn gestellte Fragen und Antragen, ihm Dies oder Jenes zu zeigen, was mehr das auf Verdienst ausgehende Geschäft eines Cicerone durchblicken läßt, als der Würde und Heiligkeit eines solchen Orts angemessen scheint, stören und belästigen. Wer sich einen Führer für Kirche oder Thurm nehmen will, wird wohl seinen Wunsch schon von selbst zu erkennen geben.

Frankfurt a. M., 4. Sept.

Köln, welches für den Fremden in seinen Baumonumenten reichen Stoff zur Belehrung und Unterhaltung bietet, beginnt, wie die größeren Städte Deutschlands und Brabants, auch durch seinen Kunstverein den anderen schönen Künsten, namentlich der Malerei, Vorschub zu leisten. Die von dem Kunstverein veranstalteten jährlichen Ausstellungen von Gemälden lebender Meister werden von Jahr zu Jahr interessanter und werden von den Fremden und Einheimischen mit Zufriedenheit besucht; sie haben die Veranlassung zu Privatsammlungen gegeben, welche die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde um so mehr verdienen, als deren Besitzer den Zutritt mit der größten Freundlichkeit gewähren. Es zeichnen sich in dieser Hinsicht außer den Sammlungen der Frau Wittwe Scharffhausen, der Herren Neven, Katz, Essing, Willmes, Merlo diejenigen der Herren Ph. Engels, Glockengasse Nro. 8, mit Gemälden lebender Meister und des Hrn Weyer, Rothgerberbach Nro. 1, mit Gemälden älterer Meister um so mehr aus, als dafür passende, von oben beleuchtete Lokalien zugerichtet sind, welche zeigen, auch auf welcher hohen Stufe die Decorationskünstler und Maler Kölns stehen. Die Gemälde all dieser Sammlungen enthalten Werke der ersten Meister, wie deren in den größeren Gallerien nur anzutreffen sind, und es wäre zu wünschen, daß auch endlich die städtische Verwaltung eben so ernstlich für die würdige Aufstellung der Walleaf'schen Sammlung Sorge nehme und nicht, wie bisher, es bei dem Projectiren belasse. Frankfurt hat in dieser Hinsicht mit dem Nachlaß des verehrungswürdigen Städel besser seine Aufgabe zu lösen verstanden; es ist diese Sammlung die Veranlassung zur Bildung eines Kunstinstituts geworden, an welchem zu wirken die ersten Künstler als eine Ehre erkennen. Köln, welches in jeder anderen Beziehung aufblüht, wird noch große Kraftanstrengung bedürfen, um auch durch neuere Kunstanlagen dem Besucher den Aufenthalt so angenehm gemacht zu haben, wie dieses bei uns in Frankfurt geschehen ist. Ein fester Wille und Aufschwung aus dem Alltäglichen kann nur Gewährung und Befriedigung der Wünsche hoffen lassen.

Main-Wasserwärme: 14. Sept., Morgens, 6 Uhr: 16 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Montag, 14. Sept. (Auf Verlangen): Der Freischütz, große Oper in 4 Abth., Musik von C. M. Weber.

Dienstag, 15. Sept. Der Vetter aus Bremen, oder: die drei Schulmeister, Lustspiel in einem Act, von Th. Körner. Hierauf: Production der 4 ungarischen Sänger. Zum Schluß: Ein Arzt, Lustspiel in einem Act, von Wages.

Mittwoch, 16. Sept. Titus, Oper in 2 Abth., von Mozart.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 256. Mittwoch, den 16. September 1846.

Der Bauherr.

Historische Novelle von Anton Langer.

(Fortsetzung.)

Draußen war Lärm entstanden, die Rumorwache, wahrscheinlich durch das Geklirre der Degen und das lustige Kampfgeschrei der Sekundanten herbeigelockt, stand vor der Friedhofthüre und begehrte polternd Einlaß. Die Herren auf den Hollunderbäumen machten sich schnell auf die Beine, auch der Herr Marquis und Edelberger thaten ihrem Spiele plötzlich Einhalt und bequemten sich, zusammt hinter einem dichten Cypressengebüsche Platz zu nehmen, das an einem alten Grabe wuchernd, sie den ungebetenen Augen der Häscher entzog. Meister Grub, der bei'm ersten Lärm sich in's Häuschen zurückgezogen hatte, stülpte schnell zur Vermeidung alles Verdachtes eine Schlafmütze auf und fragte, den Kopf durch's Fenster steckend, was es gäbe?

„Mach' auf, Alter," donnerte der Rottmeister, „bist Du taub, daß Du nicht hörst, wie man sich auf Deinem Kirchhofe schlägt."

„Da sey Gott für!" sagte Meister Grub scheinheilig, „daß die ewige Ruhe, die hier herrscht, unterbrochen werde."

„S' ist aber dennoch so," sagte der Soldat, seinen grimmigen Schnurrbart drehend, „also aufgemacht, oder wir schlagen das Thor in Trümmer."

„Nu, nu," brummte der Todtengräber, „werde doch den Befehlen der Obrigkeit den gebührenden Respekt nicht versagen." Und er suchte nach den Schlüsseln, zündete eine Laterne an, alles so langsam als möglich, um den Duellanten Zeit zu geben, sich zu verstecken. Endlich, nachdem der Rottmeister ihm schon ein Dutzend ungeduldige Flüche entgegengeschickt hatte, öffnete er das Thor und ließ die Wache herein, die etwa zehn Mann stark, mit Partisanen bewaffnet, sogleich zwei am Thore zurückließ, während die übrigen ihrem Rottmeister folgten, und der Todtengräber mürrisch mit der Laterne voranging, die ihr mattrothes Licht seltsam über die Kreuze und Steine des Friedhofes hinspielen ließ.

„Ist mir nicht lieb, daß Ihr gerade heute kommt mit dem Gezetter," sagte Meister Grub, „'s ist St. Raineri-Tag, da heben die Todten die Häupter und gucken aus den Gräbern und schauen herum, ob's Mondlicht ist. Uebrigens mir kann's Recht seyn, unsereins ist an so was gewöhnt und auf Alles gefaßt."

Die ganze Rumorwache machte ohne Kommando Halt; der nächste im Gliede, ein ehrlicher Schwabe, dessen Gesicht bei Meister Grub's Worten unter der schwarzen Pikelhaube mächtig weiß geworden war, gab dem Rottmeister einen Rippenstoß und flüsterte: „Habt Ihr's gehört, lieber Herre! der versteht's, und der Lärm, den wir hörten, war vielleicht das Gepolter von Koboldten und Geistern; schaut Euch nur um, 's graust einem ehrlichen Kriegsknecht ja, wenn er sich befindet in solcher Umgebung."

„Dummkopf, wir sind Soldaten," sagte der Rottmeister im verweisenden Tone, konnte jedoch nicht umhin, einen Blick rechts und links zu werfen, den selbst ein schlechter Menschenkenner für keinen kühnen ausgegeben hätte.

Da während des Gesprächs Meister Grub mit der Laterne einen ziemlichen Vorsprung erhalten hatte, so setzte sich plötzlich der Haufe dieser mannhaften Helden in eilige Bewegung, denn das kleine Licht in der Todtengräberlaterne war für ihre, von finsterer Furcht ergriffenen Herzen ein wahrer Schatz. Der Voranschreitende war klug genug, seinen Weg rechts um die Kirche zu nehmen und durch alle möglichen Krümmungen zwischen den Gräbern sich durchzuwinden; allerdings hatte auch er gerechte Furcht vor Entdeckung, doch beruhigte ihn die tiefe Ruhe, die auf dem Friedhofe herrschte. So gelangten sie um die Kirche herum und standen mit einem Male an der Capistranuskanzel vor dem auf dem Boden liegenden Leichnam Scomparini's.

„Aha!" rief der Rottmeister, „ich habe mich also doch nicht getäuscht, hier liegt der eine von den Duellanten und hier der andere," indem er auf den ohnmächtigen Vogelsang deutete.

„S' ist richtig," brummte der Schwabe, „und alle zwei mausetodt."

„Müssen über die Mauer herein seyn," meinte der Todtengräber, „ich ließ sie nicht ein."

„Das werden wir schon sehen," fuhr der Rottmeister fort, „der hier hat einen Stich in der Brust und ist so gut a's todt; den holen wir morgen; aber halt, der hier ist ja gar nicht verwundet, der lebt ja! He Bursche, nehmt ihn auf die Schultern, den nehmen wir mit!"

Während die Soldaten den ohnmächtigen Vogelsang aufhoben, flüsterte der Rottmeister dem Schwaben in's Ohr: „Hannes, sehst Du nicht dort etwas an der Todtenkammer hocken?"

„Jesus Maria!" stotterte der Schwabe, „laßt liegen und macht, daß wir fortkommen; das ist der Blutahr *), der hält sich auf Freidhöfen und in Todtenkammern auf."

Der Rottmeister schien der Meinung, daß er heute schon hinlängliche Beweise seines Muthes abgelegt habe, und trat deshalb mit seinen Gesellen den Rückzug an, während sie als gute Beute Meister Vogelsang mitnahmen. Kaum hatte der Todtengräber die Friedhofthüre hinter ihnen zugeschlagen, so krochen der Marquis Jean d'Auvers und Herr Edelberger aus ihrem Cypressenverstecke hervor.

„Der arme Michel!" sagte der Studiosus, „sie haben ihn mitgenommen; ich muß auf der Stelle zu seinem Schwiegervater, dem Rathsherrn Preinhuber, der wird am besten wissen, was zu machen ist."

„Thut das," sagte der Marquis, „ich will aber noch sehen, wie es mit Scomparini steht."

*) Unter dieser Benennung kommt der Vampyr in jenen Zeiten vor.

Während Edelberger sich entfernte, begab sich Jean d'Auvers auf den Platz des Zweikampfes und mit verschränkten Armen vor Scomparini stehen bleibend, murmelte er: „Da hast Du's nun, Hitzkopf! Uebrigens Schade um ihn, 's war ein entschlossener Kerl. Sein Leichnam muß aus dem Wege; gut, daß ich auf alle Fälle bedacht war."

Der Herr Marquis stieß einen leisen Pfiff aus, und eine Minute darauf erschien über der Kirchhofmauer der Kopf eines Mannes; eine Leiter ward herabgesenkt, und auf ihren Sprossen stieg er Jude Ascher mit drei rüstigen Gefährten in den Friedhof. „Hier des Lebens," sagte der Jude, „ist's möglich, Herr Scomparini ist gefallen."

„So ist's," antwortete der Marquis.

Ascher kniete bei dem Leichnam nieder, untersuchte ihn und rief: „Ah pah! er lebt, Herr Marquis, wir nehmen ihn mit, wer weiß, ob er nicht geheilt werden kann."

„Sollte mich nicht wundern," sagte der Marquis, „in Mantua ist er gehenkt und einen Tag später abgeschnitten wieder in's Leben gebracht worden. Der Bursche hat ein Leben wie neun Katzen!" Und rasch Hand anlegend, hoben sie den Körper auf und brachten ihn die Leiter hinauf in Sicherheit. Ascher blieb zurück; seine scharfen grauen Augen hatten etwas erspäht, was ihm auffiel. Kaum war also der Marquis mit seinen Leuten über die Mauer verschwunden, so trat er näher gegen die Thüre der Todtenkammer, wo der geheimnißvolle Gegenstand lag; aber ein grimmiges Entsetzen durchrieselte ihn, als er den Leichnam Bianca Neri erkannte. Schnell aber war er wieder gefaßt und murmelte für sich hin: „Also waren drei Tropfen doch nicht genug? Muß die verliebte Närrin noch ein Mal erwachen und heraus aus der Kammer, mich zu erschrecken. Nun aber ist sie todt, ganz todt, hm! Wahrscheinlich die Nachtluft d'ean Schuld gewesen."

Und nachdem er sich auf das genaueste überzeugt, daß die Donna wirklich todt, ergriff er sie mit starken Armen, schleppte sie wieder in die Todtenkammer hinein und legte sie auf den Schragen, den die Arme kaum verlassen hatte. „So," murmelte er, während er, ohne sich umzusehen, die Leiter hinaufstieg; „so, nun wird sie kein zweites Mal erwachen, das hätte eine hübsche Geschichte geben können; übrigens bin ich froh, daß ich von dem Orte hier fortkomme; 's ist hier gar so stille, wirklich schauerlich still." Und er verschwand jenseits der Friedhofmauer.

(Fortsetzung folgt.)

Die Synode zu Torgau vom Jahr 1576 und die Landessynode zu Berlin 1846.

Man behauptet, die Menschheit sey in einem beständigen Vorwärtsschreiten begriffen und vervollkomme sich von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr. Mag der Ausspruch dieser Behauptung in mancher Hinsicht wahr seyn, in religiöser Hinsicht ist er es unseres Erachtens nach, nicht. Jeder Unbefangene wird eingestehen müssen, daß die religiösen Verhältnisse unseres Vaterlandes gegenwärtig — auffallend genug! — ganz dieselben sind, wie sie sich vor dreihundert Jahren gestaltet hatten. Wir sind hierin um nichts weiter gekommen, und zum Belege dieser unserer Behauptung diene allein schon ein kurzer Rückblick auf die Synode zu Torgau im Jahre 1576, deren Resultat die bekannte Concordienformel war. Wir werden finden, daß die gegenwärtig zusammenberufene Landessynode zu Berlin sich im Wesentlichen von jener zu Torgau vor dreihundert Jahren gehaltenen Synode um nichts unterscheidet, vielmehr dieselbe Veranlassung hat und zweifelsohne auch von denselben Folgen für die protestantische Kirche werden wird.

Es handelte sich nämlich schon zu den Zeiten des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg um eine solche Organisation des protestantischen Kirchenthums, wodurch der gesellschaftliche Friede bewahrt würde. Je mehr Luther, dieser ausgezeichnete Rationalist seines Zeitalters, es von sich abgelehnt hatte, in Glaubenssachen eine Autorität zu bilden, desto größer war die Verlegenheit aller derjenigen Geistlichen, die sich durch sich selbst über ihre wahre Bestimmung zurecht finden wollten. Da die leitende Wissenschaft streng theologisch geblieben war, so lag es in der Natur der Sache, daß sich bei der Frage, was man glauben sollte, die höchste Mannichfaltigkeit der Meinungen entwickelte. Dies ging so weit, daß es darüber nicht selten zu den unanständigsten Zänkereien kam unter Personen, die nicht mehr für Priester, sondern für Geistliche gelten wollten. In der Nikolaikirche zu Berlin gedieh der Streit zu einer förmlichen Schlägerei mit Leuchtern, und bei einer andern Gelegenheit vergaßen die Prediger von St. Marien ihre Würde in einem so hohen Maße, daß sie sich auf dem neuen Markt mit Steinen angriffen und nur mit Mühe aus einander gebracht werden konnten: ein auffallender Beweis, daß in Glaubensmeinungen keine bildende Kraft enthalten ist. Aus diesem Grunde nun mußte der Churfürst darauf bedacht seyn, wie er so viele Disziplin in das Kirchenthum zurückführen wollte, daß zum wenigsten der Anstoß vermieden wurde, der aus so groben Beziehungen hervorging.

Zum Wesen der Reformation gehörte, daß sie mit der hergebrachten Hierarchie die verschiedenen Bewegungen aufhob, wodurch die Abstufungen der katholisch-kirchlichen Autorität bezeichnet waren. So waren denn aus den Bischöfen, durch eine freie Uebersetzung dieses ursprünglich griechischen Wortes ins Lateinische, Superintendenten oder Inspektoren geworden, von welchen jeder Einzelne die Aufsicht über die Pfarrer seines Kirchensprengels hatte. Für die Einheit des Organismus war hierdurch jedoch nur in sofern gesorgt, als dem Landesfürsten das Prädikat eines obersten Bischofs (summus episcopus) beigelegt war: eine Einrichtung, wodurch nur wenig geleistet werden konnte, weil man im Stillen den Unterschied zwischen Laien und Priestern beibehielt und von dem weltlichen Fürsten nicht wohl vorauszusetzen war, daß er in Glaubenssachen den Ausschlag zu geben den Beruf finden könne. Johann Georg nun suchte diesem Uebelstande dadurch abzuhelfen, daß er, unter der Benennung eines General-Superintendenten, eine Art von protestantischen Primas setzte, die Provinzial-Superintendenten in Inspektoren verwandelte und diesen die Aufsicht über die einzelnen Pfarrer ertheilte. Unterstützt von einem weltlichen Rath und Schreibern, sollte jener alle zehn Jahre eine allgemeine Kirchenvisitation durch das ganze Land anstellen, diese aber alljährlich eine Schul- und Kirchenvisitation in ihren Sprengeln halten.

Johann Georg blieb jedoch hierbei nicht stehen. Zu den Eigenthümlichkeiten seines Zeitalters gehörte, daß man an eine bleibende Vereinigung in Glaubensmeinungen glaubte, wenn diese auf eine feierliche Weise zu Stande gebracht würde. Die Glaubensdifferenz aber war um so stärker, weil es unter den Protestanten zwei Hauptparteien gab, von welchen jede die Wahrheit mit gleichem Eifer für sich in Anspruch nahm, nämlich die Lutheraner und die Kalvinisten, die Letzteren so genannt von Johann Kalvin oder Chauvin, einem Franzosen der Piccardie, der in Ulrich Zwingli's Fußstapfen getreten war und die Schweiz reformirt hatte. Der Unterschied zwischen den beiden Hauptparteien bestand wesentlich darin, daß die Kalvinisten nachgiebiger waren, als die Lutheraner; doch wurden jene deßhalb nicht weniger von diesen verabscheut, denn wer nur im mindesten von den Thesen der Wittenbergischen Schule abwich, galt für einen Krypto-Kalvinisten und wurde schonungslos verdammt. Eine von den Hauptfragen dieser Zeit war: „Ob der Mensch zu seiner Besserung mitwirken könne, oder ob diese das Werk der reinen Gnade sey?" Die, welche die Freiheit des menschlichen Willens behaupteten, führten die Benennung der Sy-

vergiften; aber, obwohl sie sich auf die Aussprüche Melanchton's beriefen, galten sie doch für bloße Freigeister, weil Flacius, ein angesehener Professor der theologischen Fakultät zu Wittenberg, es über diesen Punkt mit Luthern hielt, der die Freiheit des Willens stets bestritten hatte. Was dem ganzen Streit zu Grunde lag, ist bald durchschaut, wenn man erwägt, wie weit man am Schlusse des sechzehnten Jahrhunderts noch von jeder physiologischen Anschauung des Menschen und der menschlichen Gesellschaft entfernt war. Mit einem Worte: es war die alte Unwissenheit, die bei diesem Streit den Vorsitz führte. Nichts desto weniger war der Ingrimm, womit man sich bekämpfte, nur allzu bedenklich, denn es war wahrlich nicht die Schuld der Theologen, wenn sich die ganze Gesellschaft nicht um sie her gruppirte, um, wäre es auch mit Blutvergießen, der einen oder der andern Partei den Sieg zu verschaffen. Angeregt nun von diesen Erscheinungen, kam Johann Georg auf den Gedanken, sich mit mehreren deutschen Fürsten zu vereinigen, um von den berühmtesten Theologen ihrer Zeit eine Lehrformel ausarbeiten zu lassen, welche als Inbegriff der Rechtgläubigkeit von jedem Geistlichen angenommen werden sollte. Da nun die Einigkeit der Geistlichen ein Bedürfniß für sämmtliche protestantische Staaten Deutschlands war, so kam zu Torgau in Sachsen der gewünschte Zusammentritt der vornehmsten Theologen zu Stande, und nach einer sechswöchentlichen Berathung war eine Schrift entworfen, deren Bestimmung keine geringere war, als aus der theologischen Philosophie jeden Widerstreit für immer zu verbannen. Sie erhielt die Benennung der Eintrachtsformel (formula concordiae) und wurde, nachdem sie zu Klosterbergen noch einmal durchgesehen war, von den drei Churfürsten von Brandenburg, Sachsen und der Pfalz, von zweiundzwanzig andern Fürsten, sechsundzwanzig Grafen und fünfunddreißig Städten angenommen. Was sie leistete, läßt sich nur durch die zweite Frage beantworten: „Was konnte sie leisten, da man in ihr das Unmögliche forderte — nämlich Einigkeit in Dingen, welche vermöge der Natur des menschlichen Geistes von jeher jede Einigkeit ausgeschlossen haben?"

In den übrigen Staaten und Gebieten Deutschlands wirkte die Eintrachtsformel mit der vollen Kraft eines Gesetzes, das die Freiheit in ihrer Wurzel zerstören möchte, und die ganz natürliche Folge davon war eine so lebhafte Opposition des Gelehrtenstandes, daß zur Wiederherstellung des öffentlichen Friedens Absetzungen über Absetzungen erfolgen mußten. Wenn Dem in den Brandenburgischen Staaten nicht so war, so läßt sich die Ursache dieser abweichenden Erscheinung nur darin auffinden, daß Johann Georg dem Kirchenthum eine Organisation gegeben hatte, welche jede Opposition zu Boden schlug. Die Autorität des General-Superintendenten, verstärkt durch die des Churfürsten, bewahrte, wo nicht den Frieden, doch den Schein desselben, wobei noch der besondere Umstand zu Hülfe kam, daß Johann Georg sich bei jeder Gelegenheit gegen die Kalvinisten als Irrlehrer erklärte, um seinen Lutheranern desto mehr Gewicht zu verschaffen.

Also geschah es im Jahre 1576. Wir schreiben heute 1846. Sind wir in religiöser Hinsicht vorwärts oder rückwärts geschritten?

Mr. Rn.

Nachträgliches zur Erwiederung in Nro. 254 der Didaskalia.

Der in Nro. 254 der Didask. gemachte beifallswürdige Vorschlag des Frhrn. v. Preuschen könnte auf zwei Einwürfe stoßen, auf einen nationalökonomischen und auf einen finanziellen. Der erstere wäre der: Da in Deutschland hinreichendes Korn für den inländischen Bedarf gewachsen ist, so wird zum Nachtheil der zahlreichen Klasse der Ackerbauer, sonach mittelbar zur Beeinträchtigung des Nationalreichthums durch Ankauf ausländischer Mehlfrüchte deutsches Geld unnöthiger Weise in's Ausland geworfen. Die Antwort auf diesen Einwand wäre die: Die Schuld der herrschenden Theurung liegt an dem wucherischen Zurückhalten mit den Früchten. Der Wucher wird entweder von den Ackerbauern selbst oder von Aufkäufern getrieben, und wer ihn treibt, verdient erstlich den Schaden zu leiden, der ihn durch die Einfuhr aus dem Ausland trifft, und zweitens den Vorwurf zu hören, daß er den Abzug deutschen Geldes in's Ausland nothwendig macht. Zu wünschen wäre, daß Schimpf und Schaden lediglich auf die Aufkäufer fiele. Die Bauern mögen sich deshalb vorsehen. Bereits haben Frankfurt und mehrere andere Zollvereinsstaaten die freie Mehleinfuhr möglich gemacht. Höchstwahrscheinlich werden diese Staaten auch auf eigne Rechnung fremdes Mehl kommen lassen, und dann müssen die Preise weichen. Diejenigen Bauern, welche bisher von Aufkäufern die übertriebenen Preise wirklich bezahlt erhalten haben, mögen sich Glück dazu wünschen. Diejenigen hingegen, welche für mehrere hundert Thaler Frucht vielleicht einen Thaler Draufgeld erhalten haben, mögen sich eine genügende Bürgschaft für die Richtigkeit ihres Handels geben und dann die Aufkäufer zusehen lassen; wofern sie aber diese Bürgschaft nicht erhalten, mögen sie mit ihren Früchten ungesäumt zu Markt kommen, so lange die Preise noch gut sind. — Der finanzielle Einwand gegen den Vorschlag des ehrenwerthen Freiherrn könnte die Stelle treffen, wo er sagt: „Der Staat kann ohne Aussicht auf zu hoffenden Gewinn im öffentlichen Interesse Kapital anlegen, wovon er keine Zinsen verlangt." — Da im Staatshaushalt nicht auf Ankauf von Mehlfrüchten gerechnet ist, da die verfügbaren Gelder ihre feste Bestimmung haben, so ist das anzulegende unverzinsliche Capital nicht vorhanden. So können die Gegner des Vorschlags sagen, und vielleicht haben sie Recht. Unrecht aber haben sie, wenn sie damit glauben machen wollen, das Capital (freilich verzinslich, aber auch ohne Verzug wieder rückzahlbar) ließe sich nicht aufbringen. Frankfurt hat in einem Tag sein Eisenbahnanlehen zu mäßigem Zinsfuß aufgebracht. Leichter, eben so leicht oder nicht viel schwerer würde es für die verschiedenen Staaten seyn, die erforderlichen Darlehen zum Ankauf von Frucht oder Mehl zu erhalten. Da das Angekaufte sofort wieder abgesetzt würde, so könnte die Rückzahlung schon nach wenigen Wochen beginnen, und die Zinsen würden sich so gering stellen, daß die Consumenten sie vernünftiger Weise selber auf sich nehmen könnten, ohne das Budget ausnahmsweise zu belasten. Die Zinsen brauchten nur auf ein halbes Jahr zu laufen (denn es handelt sich ja nur um Einfuhr des Winterbedarfs, um die künstlich hinaufgeschraubten Preise auf den natürlichen Stand herabzudrücken), und diese Zinsen, zu drei Prozent gerechnet, wären gedeckt durch einen Aufschlag von einem Heller auf sechs Pfund Brod — einen Aufschlag, den sich Jeder gern gefallen lassen wird.

Funck.

Mannichfaltigkeiten.

Fragen.

Ohne Arbeit, was gewinnst du?
Ohne Einsicht, was beginnst du?
Ohne Weisheit, was vereinst du?
Ohne Würde, wie erscheinst du?
Ohne Anmuth, wen erbaust du?
Ohne Demuth, wem vertraust du?
Ohne Glauben, was erstrebst du?
Ohne Hoffnung, was erlebst du?
Ohne Liebe, was erringst du?
Ohne Tugend, was vollbringst du?

Nägeli.

Schiffslieutenant Tardy de Montravel soll im Auftrage der französischen Regierung mit dem Dampfer Alecto und Corvette

Astrelabe den schiffbaren Theil des Amazonenstromes seiner ganzen Länge nach untersuchen.

Korrespondenz.

Aus dem Osten Preußens.

Es ist hier eine so ereignißlose Zeit, daß man beinahe versucht werden könnte, über diese Ereignißlosigkeit der Zeit ein Werk „über 20 Bogen" zu schreiben. Da nun aber die Mode, dicke Bücher zu lesen, längst abgekommen, weil die Leser bei den sich täglich vermehrenden Brochüren, Journalen und Zeitungen nur von der Oberfläche schöpfen und der Berichterstatter Breites und Gründliches nicht liefern kann, so nehmen Sie diesmal mit den kleinen Gaben vorlieb, wie sie die Gegenwart erzeugt. — Betrachten wir die Zeitungen, — was finden wir? — Zunächst und vor Allem Nachrichten aus dem „himmlischen Reiche" und reichhaltige Betrachtungen über den Himmel. Fangen wir also auch mit solchen an! Die frei-evangelische Gemeinde zu Königsberg wundert sich, daß ihr die vom Magistrate eingeräumte Hospitalkirche (eigentlich nur ein Betsaal im vorstädtischen Georgshospitale) eben, als sie im Begriff war, ihren Gottesdienst zu halten, polizeilich geschlossen wurde. Da ist aber eben nichts zu verwundern! Hat doch das geistliche Consistorium sich noch nicht einmal veranlaßt gefunden, die Anerkennung der neuen Secte nachzusuchen, geschweige sie „als eine Gemeinde" zu dulden. Wie kann man unter solchen Umständen die Genehmigung zur Einrichtung einer Kirche erwarten? — Der im Schloßgefängniß sitzende Buchhändler Theile erregt die Theilnahme des Publikums in hohem Grade. Nicht nur Einheimische, sondern auch Fremde besuchen ihn. Die Frauen der Stadt versehen ihn täglich mit frischen Kränzen; er wird angesungen und angedichtet, beschenkt und dedicirt, — kurz, Theodor Theile ist der Tagesheld von Königsberg und macht von seinem bekränzten Traillenfenster täglich neue Herzenseroberungen. Sein Geschäft geräth nun erst recht in Flor, seitdem sein Schicksal weltberühmt geworden. Uebrigens ist er auch als Buchhändler ein anerkannt reger, unternehmender Mann. — Der Lehrer Rögind, der beim Königsberger Pestalozzifeste schon einmal eine Störung dadurch veranlaßte, daß er das von Dr. Motherby auf den Polizeipräsident Dr. Abegg ausgebrachte Vivat vergebens zu hindern suchte, hat neuerdings im servilen „Freimüthigen" den Dr. Motherby wieder verklagt, daß dieser sich Hrn. Rögind's Begrüßungen und zwar in der „städtischen Ressource" verbeten hat. — Nicht minder interessant ist der Umstand, daß ein Kaufmann in Königsberg beim Inquisitoriate Diebstahls wegen zur Untersuchung gezogen worden, weil er aus Liebhaberei im Schloßteiche ein paarmal geangelt hatte. — Hinsichtlich der Getreide-Ernte gehen aus allen Theilen der Provinz erfreuliche Nachrichten ein. Die Speculations-Manövres der reichen Kaufleute beginnen von neuem. Noch auf dem Halme sind schon Hunderttausende von Scheffeln contractlich in Beschlag genommen worden und somit dürfte den übrigen Consumenten eben kein Vortheil daraus erwachsen. Ueberdies besorgen unsere Provinzen, einer traurigen Zukunft entgegen zu gehen. Seitdem die Kornbill die Concurrenz für Amerika und die fruchtbaren Küsten des Mittelmeeres möglich gemacht hat, fürchtet man, daß der einzige großartige Handelszweig der Ostseehäfen, der Getreidehandel, durch diese Concurrenz verdorren werde. Es ist nicht zu läugnen, daß der Weizenhandel durch die Art, wie er bisher betrieben wurde, indirect verderblich für die Provinz gewesen ist; es war ein Pharospiel auf Leben und Tod, aber in der Möglichkeit eines schnellen Reichthumes lag ein Reiz für die Geldleute, vermöge deren sie alle ihre Kräfte nur diesem einen Geschäft zuwandten. Die natürliche Folge dieses reizenden Hazards war die Vernachlässigung jeder andern Industrie, und wenn man unsern Geldleuten von industriellen Unternehmungen sprach, so war die mit vornehmem Achselzucken gegebene Antwort die: „es lohnt nicht!" Die Folgen davon werden sich jetzt grell genug herausstellen, und wenn der Ausfall im Getreidehandel mit der Zeit zur Industrie zwingen wird, so wird diese Zwischenzeit doch sicher reich mit Tagen gesegnet seyn, von denen wir sagen werden, sie gefallen uns nicht. Die Abneigung gegen die industrielle Speculation, gegen eine lebendige, über die Gränzen des status quo hinausgehende Strebsamkeit, hat einen Zustand hervorgerufen, der mit gewöhnlichen Mitteln nicht zu gewinnen ist. Aber woher sollen die außergewöhnlichen Mittel kommen? Wird Rußland sich zur Oeffnung der Schlagbäume bequemen? Ich glaube es nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Seligenstadt, 13. Sept.

Die hiesige junge evangelische Gemeinde hat fortwährend der liebevollen Theilnahme ihrer Mitbürger aller Confessionen sich zu erfreuen. Unter der Mitwirkung derselben geht der Bau ihres schönen Kirchleins, das erste, welches aus den segensvollen Spenden des Gustav-Adolf-Vereins ersteht, seiner äußeren Vollendung entgegen. Nicht allein mehrere evangelische Gemeinden der Umgegend hatten sich zur Anfuhr der Baumaterialien erboten, auch Glieder der hiesigen und naheliegender katholischer Gemeinden hatten sich in wahrhaft brüderlichem Sinne bei derselben betheiligt. Aber auch auf andere Weise noch ward bisher und wird fast täglich noch an die junge Gemeinde gedacht. Zu dem silbernen Kelche, den die Muttergemeinde Badenhausen derselben zum Weihgeschenke darbrachte, verehrte ein Privatmann in der Nähe ihr eine silberne Patene. In den jüngsten Tagen ließ die evangelische Gemeinde Freyershausen ihrer jungen Schwester, als Beitrag zu dem Orgelbaue, Einhundert Gulden zufließen und gestern noch, nach beendigter Sabbathsfeier, überraschte der Vorstand der hiesigen israelitischen Kultgemeinde, der schon bei der Feier der Grundsteinlegung des neuen Tempels durch seine Anwohnung der entstehenden Gemeinde seine Theilnahme bewiesen hatte, diese durch Darreichung eines silbernen, schön und sinnreich verzierten Ciboriums. Solche Beweise christlicher Theilnahme und wahrer Humanität lassen die junge Gemeinde die lieblosen Ausfälle wohl verschmerzen, welche am zwölften Sonntage nach Trinitatis von der Kanzel der hiesigen katholischen Kirche herab der Benefiziats-Verwalter Zöll auf das jetzt herrlich erstehende Kirchlein durch die versuchte Durchführung des Satzes sich erlaubte, daß nur die römisch katholische Kirche im Besitze wahrer Gotteshäuser seyn könne, daß die Tempel der Nichtkatholiken nur Privatgebäuden gleich zu achten seyen, denn diesen ginge ja die Weihe ab; sie hätten ja weder geweihte Altäre, noch geweihte Priester! Diese bedauerlichen Nachklänge einer jüngst vergangenen Zeit haben grade nicht wenige Katholiken um so unangenehmer berührt, als des Sonntags vorher der allgemein verehrte großherzogl. Stadtpfarrer von derselben Kanzel herab die Pflicht der Liebe und Verträglichkeit in ächt christlichen Worten seinen Zuhörern an's Herz gelegt hatte.

Bad Homburg, 16. Sept.

Die ungarischen Instrumentalsänger.

Jetzt, wo die langen Abende die noch zahlreich anwesenden Kurgäste nöthigen, sich in den Salons mehr als im Freien aufzuhalten, wird von Seiten der hiesigen Kurpächter Alles gethan, um dieselben gut und angenehm zu unterhalten, und so ward uns denn diese Woche ein großer Genuß durch die Productionen der ungarischen National- und Instrumentalsänger geboten. Die Leistungen derselben sind wirklich überraschend, pikant und interessant und werden überall, wie es auch hier der Fall war, den lebhaftesten Anklang finden. Die schönen, wehmüthigen Klagen, die alle Volkslieder der Slaven durchwehen, tönen uns hier in reicher Abwechslung in melodischen Quartetten entgegen; während zwei der Sänger die Vocalstimme im Baß singen, werden sie von zwei andern in Fisteltönen instrumentalisch begleitet. Das Ganze macht, durch eine geschmackvolle Nationaltracht gehoben, einen eigenen, aber höchst angenehmen Eindruck und wir sind überzeugt, daß sie auch im Frankfurter Theater, wo sie für einige Abende engagirt sind, sehr ansprechen werden. Hier war der große Kursaal ganz gefüllt und der Beifall allgemein und laut. — Es stehen uns noch einige interessante Konzert- und Ballabende bevor, und auch während der Wintersaison werden die Bälle fortdauern, da die Kurkapelle nun permanent hier bleibt und die Salons nicht geschlossen werden.

[illegible]wärme: 15. Sept., Morgens, 8 Uhr: 14 Grad.
M. Gerlach, Schwimmlehrer.

[illegible]eater-Anzeige.

Dienstag, 1[illegible]. Der Vetter aus Bremen, oder: die drei Schulmeister, Lustspiel in einem Act, von Th. Körner. Hierauf: Production der [illegible] Sänger. Zum Schluß: Ein Arzt, Lustspiel in einem [illegible] von Weges.

Mittwoch, 1[illegible]. Die Musketiere der Königin, große Oper in 3 Abth., von St. Georges, in's Deutsche übertragen von Carl Gollmick, Musik von Halevy. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 257. Donnerstag, den 17. September 1846.

Der Bauherr.

Historische Novelle von Anton Langer.

(Fortsetzung.)

7. Im Kerker.

Im Armensünder-Stübchen des Rathhauses saß Meister Vogelsang, das bleiche Haupt voll banger Sorgen gestützt auf beide Hände, und wenn auch nicht mit Fesseln, doch mit der seelenkettenden Angst beladen, denkend über seines Glückes früh erfolgte Aenderung und über den schnellverblaßten Schimmer seiner Träume von Ehre und Ruhm. So schwebt ein stolzer Aar empor zu seiner Sonnenheimath, den Blick emporgerichtet, mit rauschendem Gefieder, einsam erhaben über der Erde dunkle Schollen; doch aus sicherem Verstecke knallt plötzlich ein Schuß, es fliegt das weithin reichende Blei und er sinkt gelähmt und verzweifelnd zurück zur Erde, preisgegeben dem Gelächter und Spotte der Einfältigen und Buben. Solche Bilder tauchten in des jungen Meisters Brust auf, wenn er sein Glück von gestern mit seiner heutigen Lage verglich. Gestern noch geehrt von Jedermann, ausgezeichnet durch des Kaisers sichtbare Gunst, im Besitze der Liebe des edelsten Herzens, saß er heute zwischen den kahlen Wänden einer Armensünderstube, angeklagt des Mordes, und keine Aussicht, wie er der drohenden Gefahr entgehen sollte.

Das alte Schloß der Thüre knarrte, schwerfällig öffnete sich die Pforte und der Schließer ließ den Rathsherrn Preinhuber ein. Die Miene des alten Herrn war aber nicht lustig, wie ehedem, in tiefen Falten lag die ehrwürdige Stirne und die Augen gingen ihm über, als er vor dem jungen Meister, der sein schamglühendes Haupt nicht empor zu heben wagte, stehen bleibend mit unsicherer, sanfter Stimme rief: „Michael!"

Bei dem weichen, traurigen Klange dieser Stimme richtete sich Vogelsang auf, aber schnell fiel er vor dem Alten auf die Knie und rief: „O mein Vater!"

„Stehe auf, lieber Sohn," sagte der Rathsherr, und zerzupfte in seines Herzens Bewegung die mächtige spanische Halskrause, „steh' auf und laß ein ernstes Wort mit Dir reden."

Der Meister erhob sich, und der Rathsherr, sich neben ihn auf die Steinbank setzend und die matt brennende Lampe anfachend, — denn es war bereits später Abend — begann: „Die Rumorwache, die Dich gestern hieher gebracht, hat ausgesagt, daß sie Dich am Stephansfreidhof mit dem Degen in der Hand neben dem Leichnam eines gleichfalls bewaffneten Mannes gefunden, dessen Mörder Du also zu seyn scheinst."

„Er stürzte selbst in meine Klinge."

„Wie willst Du das beweisen? Es scheint ein ehrlicher Zweikampf gewesen zu seyn, aber Einer ist todt, und selbst wenn dies nicht der Fall wäre, wärest Du dennoch dem Gesetze verfallen. Das Raufen hat in unserer guten Stadt dermaßen überhand genommen, daß Kaisers Majestät sich bewogen gefunden, für Raufbolde und Händelsucher Ehrlosigkeit und den Verlust der rechten Hand zu bestimmen."

Vogelsang's Rechte zuckte, unwillkürlich sich zurückziehend, als ob des Freimanns Beil schon darüber blitzte, während der Rathsherr fortfuhr: „Der neuliche Streit zwischen dem Obersten Braida und dem Grafen Horn mit seinen unglücklichen Folgen hat die verschärfte Wirksamkeit des Gesetzes nothwendig gemacht."

„Heiliger Gott!" rief der Meister, „also keine Rettung; nehmt dem Künstler, der bilden und schaffen soll, die rechte Hand, und ihr habt ihm das Leben genommen."

„Geduld," sagte Preinhuber, „lasse mich zu Ende reden, Michael!"

Der Meister horchte hoch auf, und ein Strahl der Freude überschimmerte sein bleiches Gesicht, als der Rathsherr fortfuhr: „In Anbetracht der besondern Verdienste, welche Du Dir durch Plan und erste Gestaltung der neuen Burg erworben, in Anbetracht der besondern Gunst, die Dir kaiserliche Majestät vor kurzem noch widerfahren ließ, in Anbetracht auch des besondern Umstandes, daß Du kein Raufhanns und Polterknecht bist, hat der weise Magistrat in geheimer Sitzung, wie es scheint durch einen Wink von oben bestimmt, für gut befunden, sothane Strafe nicht in der vollsten Strenge gegen Dich in Anwendung zu bringen; daß ich in besagter Angelegenheit das bischen Ansehen, so mir lange treue Dienste und dies graue Haar erworben, zu Deinen Gunsten geltend gemacht habe, brauche ich wohl nicht zu sagen."

„Mein gütiger Vater," schluchzte der Meister, des Rathsherrn Hand küssend.

„Sehr zu statten kommt Dir der Umstand," sprach der Rathsherr weiter, indem er sich mit der Hand über die Augen fuhr und seine Rührung zu verbergen suchte, „daß man den Leichnam des Erschlagenen nicht mehr gefunden, als man ihn am andern Tage holen wollte; im Volke ist so viel als nichts von der ganzen Geschichte bekannt, und es wird sich demnach Alles mit dem Mantel des Schweigens decken lassen."

„Also frei!" jubelte der Meister.

„Freue Dich nicht zu früh," sagte der Rathsherr mit bekümmerter Miene, „nur dadurch, daß man Dich nicht vor Gericht zieht, kannst Du der Strafe entgehen, und so bin ich denn hier, Dir fortzuhelfen."

„Fort?" fragte der Meister erschrocken.

„Ich hätte so gerne in meinen alten Tagen noch Enkel um mich gesehen," rief der Rathsherr, und heiße Thränen rollten über sein Antlitz, „aber Du, Michael, mußt nun fort, und die Dorothea nimmt mir doch keinen andern Mann; nun wie Gott will; hier ist ein Paß, mit diesem gelangst Du sicher nach Ungarn zum Generalissimus Montecuculi; hier ist ein Empfehlungsschreiben an die Excellenz, laß Dich einschreiben unter die Fahnen mit dem schwarzen Adler, 's ist der beste Weg, um das Geschehene wieder

gut zu machen; wir wollen hier alles Mögliche thun, um zu bewirken, daß Dein Vergehen vergessen und Du begnadigt wirst; und wenn Dich keine Türkenkugel trifft, so kehre heim in die Arme derer, die Dich lieben."

(Fortsetzung folgt.)

Das Huttenthal bei Kreuznach.

Hier weiltest du, das Herz erfüllt mit Sorgen,
Mit Hoffnung für dein deutsches Vaterland.
Hier harrtest du mit Sehnsucht auf den Morgen
Der Freiheit, der du weihtest Herz und Hand.

Hier saßest du in deutscher Eichen Schatten
Und träumtest von des Volkes Glück und Heil.
Und drohte deine Seele zu ermatten,
Verwundet von der Feinde gift'gem Pfeil:

Dann trat zu dir der Freund mit Trosteswortenten,
Auf's neu belebend deinen Jugendmuth;
Und seiner freien Veste stolze Pforten,
Sie leuchteten in Freiheits Morgengluth.

Wenn heut' zu deinem Volk du wiederkehrtest,
Es trübte sich wohl bald dein Feuerblick;
Gar Viele, die du Recht und Freiheit lehrtest,
Sie denken nur mit Scham an dich zurück.

Sie folgen nicht wie du dem hellen Sterne,
Sie bleiben nicht wie du dem Volke treu.
Sie blicken muthlos in die dunkle Ferne
Und meinen, daß ihr Hoffen Täuschung sey.

O kämen sie an diese heil'ge Stätte,
Die du geweiht, in der noch weilt dein Geist,
Daß dieser zürnend vor die Feigen träte,
Der uns den Sieg nach langem Kampf verheißt.

Und möchten sie vernehmen deine Mahnung:
„Das Vaterland, es braucht jetzt Herz und Hand
„Der Treuen, die beseelt von froher Ahnung,
„Es nahe schon das Heil von Gott gesandt.

„Bald weht das Freiheitsbanner in der Linken
„Und in der Rechten glänzt das blanke Schwert.
„Schon seh' ich eure Siegespalmen winken,
„Bald ist errungen, was das Herz begehrt.

„Nur müßt ihr wacker kämpfen, nicht ermüden,
„Die Freiheit braucht wohl euer Schwert und Wort.
„„Durch Nacht zum Licht, durch heißen Kampf zum Frieden!""
„Dies sey der Wahlspruch; Gott sey euer Hort!"

Im Alsenzthale.

(Eine Mai-Wanderung von W. O. von Horn.)

Wenn der Mai mit Tausenden von Blüthenglocken die Frühlingslust einläutet, wenn die Duftwellen überall durch die Lüfte wogen, wenn das frische Grün die Berge kleidet und die Wiesen und Felder in aller Blüthenpracht schillern, wenn der große Chor der Sänger in Busch und Wald flötet und triviliret, und endlich, wenn das Herz froh und die Brust frisch und frei ist — sagt an, wer mag da zu Hause bleiben? Wen ziehts da nicht hinaus in Gottes schöne Welt, einmal aller Sorgen und Mühen los zu werden?

Wer solche Fragen stellt, hat schon sich selber die Antwort gegeben und zaudert nicht lange, zum Wanderstabe zu greifen.

So ging mir's.

Wohin? das war die Frage.

Ich saß in stiller Lust am Pfälzerhofe in Kreuznach bei einem guten Freunde und redete eben von meiner Wanderlust; verhehlte aber auch gar nicht, daß mir das „Wohin?" einiges Kopfbrechen mache.

„Fahren Sie hinab nach Köln und sehen Sie den Dom in seiner Palingenesie!" sagte er.

„Hab's gesehen!" war meine Antwort, und: „Im Städteleben find' ich keinen Genuß."

„Fahren Sie nach Düsseldorf und huldigen Sie der Kunst!" fuhr er fort.

„Hab's gethan!" war meine Antwort, „und bin für's Erste gesättiget."

„Nun, so gehen Sie nach Mainz, dort ist die Blumenausstellung", setzte er seine Rede fort.

„Da komm' ich ja eben her und bin noch voll der Herrlichkeit, die ich sah; aber dort sah ich, was menschliche Kunst an den lieblichen Kindern Flora's vermag; ich möchte sehen, was denn die Natur in reichster Fülle vermag ohne Glasfenster und künstliche Wärme; möchte nicht die Bewohner fremder Zonen ansehen, die man weis' gemacht, sie seyen daheim, und die aus Dank für diesen Trug, den freilich die Liebe beging, ihre schönste Pracht entfalteten; unsre Blumen und Blüthen möcht' mal wieder sehen in einem hübschen Thale, an schönen Bergabhängen, auf frischen Wiesen."

„Ach so", dehnte der gute Freund, „Sie wollen, um mit weiland Matthisson zu reden, am Busen der Natur schwelgen?"

Dabei verzog er seinen Mund, über dessen Oberlippe ein königlich baierischer, wohlconditionirter, schwarzer Schnurrbart prangte, der die weißen Haare des Kopfes zu ironisiren schien, und dies Verziehen ging etwas stark in's Spöttische. Mein guter Freund war ein fashionabler Mensch, der, das baierische Bier ausgenommen, auf den Höhen der modernen Menschheit stand. Kein Wunder, daß er eine so plebeisch-böotische Idee mit verzogenem Munde und Schnurrbarte hinnahm, mich mitleidig ansah, seufzte, die Achseln zuckte und sagte: „Nun, da können Sie's ganz nahe haben. Wenn Sie nämlich die Güte haben wollen, sich durch das etwas finst're, nach Brom und Jod riechende Salinenthal hindurch zu arbeiten und bei Münster am Steine rechts kehrt zu machen, werden Sie bei der Fähre zu observiren belieben, daß links ein kleines Flüßlein in die Nah mündet, welches die Alsenz heißt und ein allerliebstes Thal durchfließt; wandern Sie da hinein, so werden Sie vollkömmlich Ihre idyllische Idee verwirklicht finden. Da ich dies Thal zu bewohnen die Ehre habe, werde ich mich glücklich preisen, Sie zu bewillkommnen und bei einem Glase köstlichen Biers aus Lautern Ihre Abenteuer entgegennehmen." D'rauf machte er seinen Knix und ging zu Bette.

Ich saß noch einige Zeit in meinem Sinnen, bis ich merkte, daß es spät sey.

Warum nicht! rief ich endlich aus, und der Kellner reichte mir mein Licht und wünschte mir gute Nacht, innig froh, daß endlich der letzte Gast zur Ruhe ging, nachdem das Corps der Schoppenstecher längst sich verzogen hatte, denn nun konnte der gute Junge auch einmal der Ruhe pflegen.

Wenn ich etwas vorhabe, ist's mit dem Schlafen so eigentlich nichts. Ich war alle Stunde wach, weil ich um vier Uhr aufstehen wollte; allein so kam es denn ganz natürlich, daß ich gegen Tag dem tiefsten Schlafe in die Arme sank und erst um sechs Uhr erwachte.

Rasch fuhr ich in meinen leichten Sack, den Wanderstab nahm ich zur Hand und bald lag Kreuznach mit seinen engen, nicht all zu reinlichen Gassen, seinem Badewörth, zu deutsch Badeinsel, und den neuen Häusern, die alle aussehen, als hätten sie's auf guten Fang angelegt, hinter mir, und als die Brücke passirt, that sich das kühle Salinenthal auf. Die Höhe der Gaas hielt die Sonne ab, ihre schon recht heißen Strahlen in das Thal zu senden. Bis zur Fähre bei **Münster am Steine** war's kühl, weil die Höhen Schatten hielten; aber hier, wo auch nicht einmal Baumschatten den Harrenden erquickt, der durch populus alta so leicht zu erzielen wäre, hier fielen die Sonnenstrahlen sengend heiß auf den Wanderer, denn der weite, herrliche Thalkessel ließ sie ungehemmt hereinströmen. Kein Lüftchen kühlte die heiße Stirne. Dort also das kleine Flüßchen, das so anspruchslos, so stille in die Nahe hereintritt, ist die Alsenz? Und dort oben hat sie den stattlichen Wächter, die Ebernburg, und weiter oben heben sich die Ruinen der alten Baumburg am lichten Blau des Himmels empor, als wollten sie sich mit der Ebernburg in den Schutz des Thales theilen!

Halb gebraten vom sengenden Strahle, lud mich endlich der Ferge ein, zu den diversen Gruppen, die Juden mit käuflichem Viehe, zurückkehrende Markt- oder Milchweiber und Mädchen, zwei königlich baierische Polizeisoldaten, sehr undeutlich: Gensd'armes genannt, die einen armen Sünder in der Mitte hatten, einige Bauern, ein wandernder Handwerksbursche, ein fürnehmer Herr, der die Sünden seiner Jugend im Bade von Kreuznach bereits abzuwaschen begonnen hatte, und meine Wenigkeit bildeten.

(Fortsetzung folgt.)

Cardinal Gizzi.

(Rom, 3. Sept.) Da der Staatsminister des Papstes, Cardinal Gizzi, bei den Völkerschaften beinahe eben so sehr die Aufmerksamkeit auf sich zieht und wahrscheinlich zu dem großen Reformations-Werke seines Souverains eben so viel beitragen wird als der Papst selbst, dürfte eine kleine Lebensskizze dieses Mannes willkommen seyn. Er wurde den 22. September 1787 zu Ceccano, eine kleine Stadt in der Diöcese Ferentino, in jenem Theile der römischen Staaten, der an Neapel gränzt, und Terra di Campagna heißt, geboren. Ohne von Adel zu seyn, nimmt die Familie Gizzi einen ausgezeichneten Rang zu Ceccano ein. Sie widmete der Erziehung und Ausbildung des jungen Pascal die größte Sorgfalt und sandte ihn später auf das Collegium zu Ferentino, wo er unter der Leitung frommer und gelehrter Professoren die schönen Wissenschaften, Philosophie und Theologie studirte. Der junge Mann machte große Fortschritte und seine Lehrer hegten die schönsten Hoffnungen von ihm. Seine Mitschüler bewunderten nicht weniger seine schönen Eigenschaften als seine Talente; er selbst übte einen solchen Einfluß auf sie aus, daß sie ihn gewöhnlich in ihren Streitigkeiten zu ihrem Schiedsrichter nahmen. Großer Feind von Feindseligkeiten, sanft, herzlich, offen, frei und seinen Kameraden immer zu Diensten stehend, hatte er sich den Beinamen: „Alles Allen" (Tutto a tutti), erworben. Nach Beendigung seiner theologischen Studien empfing er die Weihe und ging nach Rom, um dort die Rechte zu studiren. Als Nasalli 1819 zum Nuntius in Luzern ernannt wurde, schlug er Gizzi vor, um ihn als Auditor der Nuntiatur zu begleiten. Diesen wichtigen Posten versah Gizzi mit solcher Auszeichnung und leistete der Kirche solche Dienste, daß er 1829 vom päpstlichen Stuhle zum Internuntius in Turin ernannt wurde. Dort blieb er bis 1834 und wurde von dort nach Brüssel gesandt, wo 1837 Hr. Fornari an seine Stelle trat. Am 18. Februar 1839 zum Erzbischof von Theben geweiht, kehrte er nach der Schweiz zurück, wo er in Schwyz seinen Sitz nahm und den päpstlichen Stuhl als Nuntius beim Schweizer-Bunde vertrat. Zum apostolischen Nuntius erhoben, lebte er von 1840 bis 1844 in Turin und wurde im Consistorium am 22. Jan. desselben Jahres zum Cardinal proclamirt. Bald darauf schickte ihn Papst Gregor XVI. als Legat nach Forli. Durch eine weise und gerechte Verwaltung erwarb er sich die Achtung des Volkes, das — was Rom allein ihm zu verdanken hatte — ruhig und zufrieden inmitten einer durch die traurigsten Unordnungen aufgeregten Provinz blieb. In Forli blieb der Cardinal Gizzi bis zur Zusammenberufung des Conclave. (Elberf. Z.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Sicherm Vernehmen nach wird Fräul. Lind am 23. d. M. hier eintreffen und am 25. d. M. ihre erste Gastrolle geben. Diesmal wird die Zahl ihrer Gastrollen nicht groß seyn. Der Andrang von Logen ist jetzt schon bedeutend und die Abonnenten, die allein mit Sicherheit auf Logenplätze zählen können, sind daher zu beneiden. Fräul. Lind ist nun einmal unter den Sängerinnen die Göttin des Tages, und da muß man sie hören um jeden Preis, oder man darf sich nicht rühmen, der feinen Welt anzugehören. — Hr. Lußberger, früher Mitglied der Frankfurter Bühne, gastirt gegenwärtig auf dem Hofburgtheater in Wien und ist bereits zwei Mal aufgetreten und zwar als Dominique im „Essighändler" und als Gerhard im „Portrait der Mutter". Im Essighändler wurde der Gast wiederholt applaudirt und am Schlusse mit entschiedener Majorität gerufen. — Fräul. Quandt, früher Mitglied des Hoftheaters in Mannheim, hat nach einem beifälligen Gastspiel in München einen Engagements-Antrag in Pesth angenommen, wo sie gegenwärtig debütirt.

Ein englisches Blatt hat die Impertinenz, zu behaupten, wenn die Menge der englischen Touristen nicht wäre, so würde das geringere Volk bei uns lediglich nichts zu essen haben, es müßte denn Einer den Andern auffessen. Hierauf giebt die A. Z. die gute Antwort: Verschone uns England mit seinen reisenden Gentlemen, zugleich aber mit seinen Baumwollenwaaren, dann wollen wir die Bilanz ziehen!

(Danzig, 9 Sept.) In einem Dorfe bei Graudenz ist jetzt ein Bauer eingezogen worden, der wahrscheinlich, denn eingestanden ist das Verbrechen noch nicht, von der Familie seiner Frau drei Personen vergiftet hat, um so dieselben zu beerben. Die Erbitterung gegen den Mörder ist gränzenlos.

(Mittel, zu verhüten, daß die Wespen die Trauben nicht zerstören.) Man thut ein Loth Syrup und 2 Loth Wasser in ein gewöhnliches Arzneiglas, schüttelt es auf und hängt es an die Weinstöcke. Die Wespen werden die Trauben verlassen, an den Syrup gehen, in das Glas hineinkriechen und nicht mehr heraus können.

Die Bierbrauerei scheint ihrer Vervollkommnung mit Riesenschritten entgegen zu gehen. Ein Chemiker in Neuwied will ein einfaches Mittel gefunden haben, Bierwürze auf dem Kühlschiff vor der nachtheiligen Einwirkung der Luft zu bewahren, und wirklich sprechen sich erfahrene Brauer äußerst vortheilhaft darüber aus. Möge daher die für die Bierbrauerei so wichtige Erfindung derselben nicht noch länger vorenthalten bleiben.

Es bereitet sich in Nürnberg gegenwärtig ein Prozeß eigener Art vor. In dem vier Stunden von dort entfernten Orte Feucht wurde die Kirche kürzlich ausgebessert, und dabei mögen vielleicht einige von den gemalten Fenstern (die Wappen von Nürnberger Patriziern, die einst das Amt von Zeidelmeistern [Forstmeistern] in

Feucht versahen, darstellend und von diesen Patriziern in die Kirche gestiftet) verletzt worden seyn. Statt nun diese von Veit Hirschvogel aus der Blüthezeit der älteren Glasmalerei herrührenden Kunstwerke von den Malern Kellner, deren Eindringen in den Geist der Alten sich vielfach bewährt und bewiesen hat, herstellen zu lassen, berieth sich der protestantische Pfarrer mit seinen Kirchenpflegern, und im Einverständniß mit diesen wurden auch die übrigen gemalten, unbeschädigt gebliebenen Gläser herausgenommen und ohne Genehmigung der vorgesetzten Curatelbehörde an ein Trödelweib für die geringe Summe von dreißig und einigen Gulden verkauft. Diese Schätze blieben natürlich nicht lange in den Händen der Trödlerin, welche sie um geringen Gewinnst an Antiquitätensammler und Kunsthändler wieder abließ. Als die Nachkommen der Stifter diesen unrechtmäßigen Verkauf des Pfarrers erfuhren, benahmen sie sich mit einem Rechts-Consulenten, der die Angelegenheit vor dem Forum des betreffenden Gerichts zur Entscheidung bringen soll, nachdem er Namens der Betheiligten eine ausführliche Klageschrift eingereicht, während der königl. Conservator Heideloff, ohne welchen nichts, auch nicht das Kleinste von den älteren Werken von seiner Stelle kommen, am allerwenigsten veräußert werden darf, sich in einer eigenen Schrift an den König gewendet haben soll, in welcher er den Vandalismus des Pfarrers und seiner Kirchenpfleger auseinandergesetzt hat. Muß der Pfarrer, was ganz wahrscheinlich ist, die veräußerten Glasgemälde wieder zur Stelle bringen, so möchte es ihm ein schön Stück Geld kosten; denn die beiden Käufer, beide hier ansässig, lassen ihre ohne jegliche Bedingung erstandenen Gegenstände wohl nicht um 700 — 800 Gulden wieder ab.

Korrespondenz.

Aus dem Osten Preußens.

(Fortsetzung.)

An Gelegenheit zur Arbeit fehlt es den Proletariern nicht, wenn gleich der erwartete Beginn der Eisenbahnbauten noch unterblieb und auch viele Chausseenbauten wegen Mangel an Fonds eingestellt worden. Nur allein auf der kurzen Strecke von Dirschau nach Elbing werden die Eisenbahnbauten fortgesetzt, doch sehr langsam, da der Tagelohn nur 10 Sgr. beträgt. Viele Schlesier sind unzufrieden nach ihrer Heimath zurückgekehrt. Die 2½ Meilen weite Strecke von Dirschau nach Marienburg, mit Einschluß der Brücken über die Weichsel und Nogat ist mit 7 Million Thalern veranschlagt worden. Auch mit dem Festungsbau in Königsberg geht es langsam vorwärts. An ihm arbeiten etwa 1500 Erdarbeiter und gegen 200 Maurer. Bereits fertig geworden ist die Defensiv-Kaserne, das Mittelreduct, die Hohltraverse, 4 Pulvermagazine und die Fundamente zu mehreren Batterien am Roßgärtner Thor. Das Königsthor mit dem Batardeaux soll erst im nächsten Jahre vollendet werden. Hieran arbeiten allein 50 Maurer, und vielgerühmt wird daran die saubere Feldsteinarbeit, wie man solche besonders an der Contre-Carpemauer gewahrt. Die architectonischen Zierrathen, von Stüler entworfen, sind im englisch-gothischen Styl und ganz vortrefflich gehalten. Das Thor enthält nach der Stadtseite zu drei Thürme mit Zinnen, im Fronton drei Broncefiguren in Lebensgröße, die in Berlin gegossen werden und folgende historische Personen darstellen: in der Mitte den ersten König von Preußen, Friedrich I., zur Rechten den Erbauer der Stadt, König Ottokar von Böhmen, und zur Linken den Stifter der Albertus-Universität, Markgraf Albrecht I., Herzog von Preußen. Das ganze Thor wird mit kolossalen Kreuzgewölben überwölbt. Uebrigens verschönert sich Königsberg seit Kurzem auf's Neue bedeutend, sowohl durch öffentliche Bauten, wie durch schöne Privatgebäude. Großartig macht sich das k. Proviantamts-Magazin am Pregel und das medicinische Klinikum auf dem Steindamm. Auch das altstädtische Gymnasium am Muckerplatz ist neu ausgebaut und ein schmuckes Turnhaus auf dem großen Jahrmarktsplatze unter Dach gekommen. Zwei Prachtgebäude, das Haus eines Kaufmanns in der Junkerstraße und das Café national auf Königsgarten, sind wahre Zierden der Stadt geworden. Letzteres wird in ein Hôtel de Russie umgewandelt, also wieder ein Beweis, wie man das „Russische" dem „Nationalen" vorzieht. Diese Neubauten zeichnen sich übrigens sowohl durch Festigkeit, als durch Eleganz aus und nicht leicht sind in Königsberg so viele „Einfälle" zu befürchten als in Hamburg. Die schwerfällig massive Kommoden- und Kastenform der Gebäude, die der Stadt alle architectonische Schönheit raubte, verschwindet nach und nach vor einer mehr gefälligen, modernen Stylform. Der Altan von den Gebäuden, der durch allmälige Fortschaffung verschwunden war, zeigt sich wieder und gibt namentlich den beiden letztgenannten Prachthäusern einen malerischen Anblick. Auch ist der Verschönerungsverein recht thätig; er sorgt für hübsche Promenaden, bepflanzt die sonst nutzlosen Plätze und Winkel, legt bequeme Trottoirs und wird jetzt endlich wieder einmal in Verbindung mit Polizei und Magistrat den versumpften, romantisch schönen, doch pestilenzialisch stinkenden Schloßteich reinigen lassen. — Nicht in Abrede zu stellen ist es, daß der neue Polizeipräsident Lauterbach mit großer Thätigkeit bemüht ist vorkommenden Uebelständen und Beschwerden dieser Art sofort nach Kräften abzuhelfen. Selbst die durch Zeitungen und Local-Tagesblätter zur Sprache gekommenen Ungehörigkeiten werden nicht, wie früher, ignorirt, sondern augenblicklich sorgsam geprüft und, wo es irgend möglich ist, abgestellt. Hr. Lauterbach ist bestrebt, sich Vertrauen und Liebe, kurz, Popularität zu erwerben, ohne welche die Polizei nicht mit Erfolg wirken kann, und hält's mit seinen Bürgern.

(Schluß folgt.)

Büdingen, im Sept.

Wer in diesem regenkargen Sommer aus staubigen und verbrannten Ebenen in ein lebendes Grün, aus dem Weltgetriebe in ein friedliches Thal zu flüchten wünschte, dem konnten wir das Städtchen Büdingen empfehlen, wo Labung und Ruhe und noch mehreres Andere zu finden war. Der Freund der Natur sieht sich von frischen Wiesen und Wäldern, von Obst- und Weinpflanzungen höchst anmuthig umgeben, und es lohnte sich wohl der Mühe, noch jetzt sich zur Traubenkur dorthin zu begeben. Auf vielen, an Wechsel reichen Spaziergängen gelangt man zu lieblichen und großartigen Fernsichten von den Waldhöhen nach dem Spessart, Odenwald, Taunus und den hessischen Bergen; auch die Rhön sieht man von nicht entfernten Punkten. Südlich an dem Städtchen mit seinen Mauern und dem Thore, das dem Schafthore zu Jerusalem nachgebildet seyn soll, erhebt sich der den Geognosten wohlbekannte wilde Stein; östlich stehen die schroffen Wände eines ausgedehnten Sandsteinbruchs. Von diesem letztern zieht sich ein durch die Bergwände eingefaßter Park bis zu dem fürstlichen Schlosse, das ehrwürdig aus den Anlagen hervorragt. In diesem Schlosse kann jetzt auch der Kunstfreund einen nachhaltigen Genuß finden, da die Herren des Schlosses ihren Rittersaal eben auf sehr entsprechende Weise von geschickter Künstlerhand malen und decoriren lassen. Jener Park, dem der edle Geschmack der Gebieterin in einer Reihe von Jahren geschaffen hat, schließt endlich noch einen Schatz ein, der dem Menschenfreunde von Wichtigkeit seyn wird, die erst jüngst aus der unverdienten Vergessenheit gezogene Heilquelle. Ihre wohlthätige, sanft und doch nachhaltig auflösende Kraft, vermöge deren sie den Lauf des Blutes belebt und Herz und Kopf erleichtert, findet in der Stadt und der ganzen Umgegend eine täglich zunehmende Anerkennung. Es fehlt nur noch an offizieller und wissenschaftlicher Anerkennung, und man hofft, daß bald eine ausführliche Prüfung des berühmten Chemikers zu Gießen das vorläufige günstige Urtheil, das er bereits ausgesprochen hat, noch vervollständigen und näher begründen werde.

Auflösung der Charade in Nro. 254:

Weinlese.

Main-Wasserwärme: 16. Sept., Morgens, 8 Uhr: 13 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 16. Sept. Die Musketiere der Königin, große Oper in 3 Abth., von St. Georges, in's Deutsche übertragen von Carl Gollmick. Musik von Halevy. Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 17. Sept. Der Spieler, Schauspiel in 5 Abth., von Iffland.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 258. — Freitag, den 18. September — 1846.

Der Bauherr.

Historische Novelle von Anton Langer.

(Fortsetzung.)

Der junge Meister stand sprachlos da; dieses plötzliche Losreißen von Allem, an dem seine Seele hing, erfüllte ihn mit namenlosem Schmerz; mit gebrochenem Herzen fragte er: „Und Dorothea?"

„Wird Dir treu bleiben," sagte Preinhuber mit dem Tone der festesten Ueberzeugung.

„Und mein Bau, mein armer Bau," jammerte der Meister.

„Nu, nu," begütigte der Rathsherr, „'s wird freilich ein Anderer kommen, als Baumeister; aber nach Deinem Plane wird der doch fortarbeiten müssen; besser, das bischen Ruhm verloren, als das edelste Glied des menschlichen Körpers."

„Ihr habt Recht, Vater," rief Vogelsang, ihm um den Hals fallend, „und so lebt wohl!"

„Halt, halt, Brausekopf," sprach Preinhuber, „glaubst Du, daß Du so leicht hinaus kannst. Der Beschließer ist unterrichtet, aber bei der Wache unten kannst Du nur dann vorbei, wenn ich Dich führe; auch wirst Du schwerlich ohne Geld nach Ungarn kommen; hier sind 300 Ducaten, mit denen wirst Du wohl ausreichen."

Dankbar nahm Vogelsang das Dargebotene, und der Rathsherr führte ihn hinaus; respectvoll präsentirten die Wache haltenden Stadtknechte, die Partisane vor dem stattlichen Rathsherrn mit der goldenen Kette und dem wallenden Federbusche auf dem breitkrämpigen Hute, die im rothen Lampenlichte der Gänge noch viel würdevoller aussahen. Ungehindert schritt Vogelsang an des Rathsherrn Seite den Wachen vorbei; sie standen auf der Straße; es war pechfinster*), ein feiner Regen rieselte nieder und fröstelnd wehte der Nachthauch durch die Gassen; rasch schritt der Rathsherr vorwärts, ihm folgte Vogelsang, schwankend zwischen dem frohen Gefühle der kaum wieder erlangten Freiheit und dem schmerzlichen Bewußtseyn, alles Liebe verlassen zu müssen. So kamen sie hinab zur Kirche, die damals „bei unserer Frau auf der Stiegen" hieß; dunkel ragte der gothische Thurm hinauf in die Nachtluft, an seinem Fuße standen zwei Gestalten. Der Rathsherr schritt rasch auf sie zu, und ehe der junge Meister noch recht zum Bewußtseyn gelangen konnte, hing Dorothea an seinem Halse und zu seinen Füßen lag der alte treue Konrad und bedeckte seine Hand mit Küssen. Der Meister wollte vergehen vor Wehmuth, lange fand er kein Wort; endlich sprach er leise: „Ach Dorothea, Du hattest Recht. Wäre ich weggeblieben von jenen nächtlichen Gelagen, so hätte ich Dir und mir nicht so namenloses Elend bereitet."

*) Erst am 5. Juni 1688 erfreute sich Wien zum ersten Male einer ordentlichen Straßenbeleuchtung.

„Lass' das, was geschehen," sagte das muthige Mädchen, sich an ihn schmiegend; „dunkel ist die Vergangenheit, aber rosenfarben die Zukunft, laß Deine starke Seele nicht von Zweifeln und Vorwürfen umnebeln, bringe Dich nicht selbst um den Muth, dessen Du so nöthig bedarfst."

„Ja, wohl bedarf ich desselben," sagte der Meister, „wenn ich Dich verlassen soll."

„Du wirst wiederkommen," meinte das Mädchen, „ich vertraue auf Gott, lebe wohl!"

„Lebe wohl," schluchzte Vogelsang, und hielt sie innig umschlossen, „lebe wohl und vergiß mich nicht."

„Wie könnte ich," sprach Dorothea, unter Thränen lächelnd, „wie die Blume vom Sonnenstrahl, so lebe ich im freundlichen Schimmer Deines Auges. Nun Du gehst, bricht die Nacht herein."

„Macht's kurz," mahnte der Rathsherr, „er muß scharf reiten, wenn er noch vor Tagesanbruch Preßburg erreichen will. Geh' Michael! vor dem Werderthor steht der Hanns mit meinem treuen Schecken; eile am Wasser hinab und dann fort über die Landstraße; ich hoffe, wir sehen uns bald und glücklich wieder."

Sprachlos reichte der junge Meister dem Rathsherrn die Hand, so wie dem weinenden Konrad; dunkler, immer dunkler ward der Himmel, als leide er mit den Menschen, und immer stärker schlug der prasselnde Regen gegen die verwitterten Mauern der alten Kirche; noch einen Kuß drückte er auf Dorothea's Lippen, dann verschwanden die Gestalten seiner Lieben zwischen den Häusern; einsam stand er in der Nacht und das Gefühl seiner trostlosen Verlassenheit überkam ihn dergestalt, daß er mit abgenommenem Hute, einen glühenden Seufzer hinauf sendete zum dunklen Himmel; erfrischend schlug der kalte Regen an seine heiße Stirne und in seine Seele zog der alte Muth wieder ein; rasch schritt er hinab zum Werderthore — dem heutigen Fischerthore — und klopfte an's Fenster des Wächterhäuschens. „Wer da!" fragte die Baßstimme des Thorwarts.

„Macht auf, Peter," sagte der Flüchtling, „ich bin's, Meister Vogelsang."

„Ihr seyd's, werther Herr?" sprach Peter, mit den klirrenden Schlüsseln heraustretend, „wohin noch in so wetterstürmischer Nacht?"

„Muß in den Werd, hab' was Liebes drüben," antwortete der Meister schnell gefaßt.

„So?" schmunzelte der Thorwart, sperrte auf, ließ den jungen Mann hinaus und mit einer tiefen Verbeugung den Sperrgroschen einsteckend, setzte er hinzu: „Schön Dank, werther Herr, und viel Glück auf Eurem nächtlichen Gange."

„Ja, wohl brauche ich Glück," sprach Vogelsang für sich, als er das Thor im Rücken hatte. Draußen im Freien sah man es erst, wie arg der Sturm war, der diese Nacht wüthete. Vom Regen troff der Schecke und der harrende Knecht, und selbst der mächtige Kirschbaum, unter dessen Schutz die Beiden sich begaben, vermochte mit seinen dichten Aesten sie nicht zu schützen vor der

niederströmenden Flut. Der treue Knecht hielt dem Meister die Steigbügel, als er sich auf den Gaul schwang und ihm demüthig die Hand küssend, wünschte er ihm glückliche Reise. Vogelsang mochte nicht antworten. Seine Brust war zu voll und als wollte er sich betäuben gegen all die stürmenden Eindrücke, klepperte er rasch am Ufer hinab. Noch einmal, als er die Stadt schon um etwa hundert Schritte hinter sich hatte, hob er sich im Sattel empor und sah zurück nach der Geliebten Stätte und, den Hut wie zum Gruße schwenkend, rief er ein lautes: „Ade, ade!" der dunklen Häusermasse zu. Dann aber gab er seinem Gaul die Sporen und jagte in die finstere Nacht hinein, daß rothglühende Funken von den Hufen seines Rosses wegsprangen.

(Fortsetzung folgt.)

Im Alsenzthale.

(Eine Mai-Wanderung von W. O. von Horn.)

(Fortsetzung.)

Während der trägen Ueberfahrt erzählte mir der Ferge, daß eine Brücke sollte gebaut werden, allein die oft so sehr reißende Nah und die Ebbe, die bisweilen im größten aller Säckel, dem Finanzsäckel, einträte, stelle die Sache zu seiner persönlichen Befriedigung noch etwas in Frage und er lächelte schalkig, als ich auf gut schwäbisch zusetzte: „**Bis zum Nimmerlestag**", oder gelehrt zu reden: ad calendas graecas. Uebrigens, meinte er, wenn die Eisenbahn fertig würde, wobei er freilich auch an den Nimmerlestag bisweilen gemahnt werde, könne die Sache für ihn dennoch eine sehr bedenkliche Wirklichkeit werden. Dabei sah er mit ganz merkwürdigem Ausdrucke in das Nahthal am Rothenfels und Lemberg hinauf, schnalzte dann mit Daumen und Mittelfinger in die Luft und sagte höflich:

„Der Fährlohn, meine Herren!" — denn wir waren eben gelandet — im Königreich Baiern.

Wo das Alsenzthal endet, mußte ich es zu durchwandern beginnen, halb und halb so ein französisches commencement de la fin.

Das Thal that sich höchst anziehend auf! Vor mir die Häusergruppe der sehr belebten Fähre; rechts droben die Ebernburg, die ich noch nicht gesehen hatte; links ein bewaldeter Berg mit einem schmalen Einschnitte, den man mir als „Huttenthälchen" bezeichnete; weiter zurück Wiesen im Grunde, herrlich schattirtes Grün an den Bergen und im Hintergrunde die alte Raugrafenburg: Alten-Baumberg, deren Berghöhe das dunkle Schwarzgrün des Nadelholzes, untermischt mit dem hellen, frischen der Maibuche, malerisch bekleidete.

Bleibt's so, dachte ich, so wirst du reich belohnt; bleibt's nicht so und sinkt's zur Unbedeutenheit herab — je nun — dann erfährst du hier wieder, was du so oft in der menschlichen Gesellschaft auch hinnehmen mußtest. Das nämlich, daß manche Menschen beim ersten Zusammentreffen so äußerst liebenswürdig und interessant sind und — wenn man sie näher kennen lernt, so sind's bocksledernе, triviale Seelen, die damals, als wir zuerst mit ihnen zusammentrafen, ihre Sonntagsseite heraushingen, auf der Werktagsseite aber eben werktägig aussahen.

Es sey gewagt! Und ob auch die Sonne schon Gluthen sandte, ich stieg dem Kurgaste nach den gewundenen Weg zur Burg hinan. Ueber den hochgewölbten Bogen schritten wir hinein. Ueberall ist's sauber und reinlich, Blumen, wenn auch kümmerlich auf dieser trockenen Höhe vegetirend, standen und blühten umher. Jetzt trat ich in den Burghof. Links der Rest der Kapelle, wo, wie wir hören, Bucer, Aquila und Magister Philippus, der edle Melanchthon, das Evangelium gepredigt, während im übrigen Lande umher, drüben am Rhein und droben an der Nah, die alte Lehre und Form noch so fest stand, als solle sie nimmer zerbrochen und erschüttert werden; rechts ein stattliches Gebäude, neu aufgeführt vor einer nicht langen Reihe von Jahren; im Vordergrunde der ungeheure Brunnen, der, wie man sagt, bis zur Alsenz hinabreicht; alle Mauern mit einer derben Ballustrade versehen; überall Plätze, um nach allen Richtungen die großartigen Ansichten der Umgebung zu betrachten, denn von Aussicht kann bei der Beschränktheit des Thalkessels nicht die Rede seyn.

In der That, ein glücklicher, ein dankenswerther Gedanke, dem Publikum diese historisch so bedeutsame, durch ihre natürliche Lage so reizende Burg in einen Lustort zu verwandeln! Das Verdienst gehört dem Herrn Günther, Bürgermeister von Feil-Bingart, dem die Burg eigen ist. Mit großem Kostenaufwande hat er das Alles hergestellt, gesäubert und erbaut. Betrübend war es, daß sich, als das Gebäude der Burg erbaut war, in der Gegend das Gerücht verbreitete, als beabsichtige derselbe, die dem Bade Kreuznach mangelnde Spielhölle, Bank genannt, hier zu etabliren. Ein solcher Gedanke war dem Manne, dessen wackere Gesinnung bekannt genug ist, um es offen aussprechen zu dürfen, durchaus fremd. Er war und ist viel zu sehr für den edlen Helden seiner Burg begeistert, als daß er hätte dem Gedanken huldigen können, die Stätte, welche Luther „die Herberge der Gerechtigkeit" nannte, die geweiht ist, weil große, edle Menschen hier weilten, wandelten und handelten, zu einer Tenne zu machen, wo der Waizen des Teufels gedroschen wird, an die sich der Fluch und das Elend Tausender knüpft. Es war eine schmähliche Nachrede, die längst verklungen ist, die wohl nur Neid und Mißgunst gebar und die schnell in Nichts zerfallen mußte, wenn man an die Institutionen Baierns denkt, die das Errichten einer Spielhölle an die Zustimmung der Stände knüpfen. Nein, wäre der Mann da gewesen, ich hätte ihm dankbar die Hand gedrückt!

Vorerst trat ich auf den hohen nordöstlichen Mauervorsprung. Welch' ein Panorama!

Zur Rechten das stille Thälchen, wo Ulrich von Hutten, der viel und hart verfolgte deutsche Mann, während er hier bei Franz von Sickingen Schutz und Obdach fand, lustwandelte und in seiner Seele die Lage seines theuren Vaterlandes und Volkes erwägte! Wo vielleicht in übersprudelnder Laune mancher jener geißelnden **Briefe der Dunkelmänner** entstand, welche die Kölner und andere Finsterlinge, die, wie fette Molche in ihrer Höhle, in den Klöstern lagen, aßen, tranken, verdauten und Alles, was freiere Regung des Geistes war, verdonnerten und verdammten, so sehr in Grimm und Harnisch brachten, und noch heute so ergötzlich sind; vielleicht entstanden hier manche jener Blitze, die er hinausschleuderte in die finstere Welt und Zeit, die leuchtend daherzuckten. Und hier oben auf der Burg stand eine Buchdruckerpresse, welche sie vervielfältigte, wie sie 1522 die beiden Briefe Caspar Hedio's und Johannes Oecolampad's über die Verlesung der epistolischen und evangelischen Perikopen bei der Messe in deutscher Sprache druckte und in die Welt hinaus sandte, die mir irgendwo zu Gesichte kamen. Wie manche Betrachtung knüpft sich an Hutten's Namen und Geschick, und nicht ohne tief bewegt zu werden, kann man sich sein Leben hier, wo er dem edlen Franz Latein und Griechisch dollmetschte, mit seinem trüben Ende auf der einsamen Insel des Alpensee's in das Andenken rufen. Doch darf das nicht wundern. Die Burg ist ja nicht arm an tragischen Effekten und Franzens Ende liefert den Beleg dazu.

Weiter abwärts thürmt sich der Kegel, auf dessen Spitze dürftige Ruinen von dem Rheingrafensteine zu sehen sind. Die allerplebeischste Modernität nennt einen Theil davon: „Die Kegelbahn". Dieser Bau war ein staunenswerthes Werk und fällt mit seinem Ursprunge in das elfte Jahrhundert, wo die Ritter vom Steine wohnten, die später sich weit verzweigten und noch einmal einen edlen Ast trieben, der an der Lahn Wurzel schlug, nachdem er in der Befreiungsperiode unseres Vaterlandes als gewaltige Keule gedient, den Erbfeind in seine Gränzen zu treiben. Das Bild ist

nicht edel, aber bezeichnend. Wer kennt nicht den alten, edlen, biderben Freiherrn vom Stein zum Stein, der Großes vollenden half mit Rath und That und ein Deutscher war von altem, ächtem Schrot und Korn?

Der Erste des Hauses ist Wolfram vom Steine, der im Jahre 1090 als Vogt des Sanct Alban's Klosters zu Mainz bei Joannis de reb. Mogunt. erscheint. Es müssen schon mehrere Wolframe des Stammes dagewesen seyn. Sein Enkel, wahrscheinlich Wolfram VI., wurde von seinem Oheim, dem Rheingrafen Embricho, in alle seine Lehen eingesetzt und folgte ihm in der Rheingrafschaft. Später ihrem Lehensherrn, dem Erzbischof von Mainz, durch ein Bündniß mit dem Grafen Johann von Sponheim untreu, und dadurch, daß sie diesem in der Schlacht von Sprendlingen gegen Mainz beistanden, aus dem Rheingau vertrieben, wohnten die Rheingrafen auf dieser Burg, welche bisher schlechthin der Stein geheißen und nun den Namen Rheingrafenstein annahm.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Politische Weltweisheit.) Ein wackerer toleranter Ungar philosophirte lange mit einem Kameraden über die religiösen und politischen Meinungsverschiedenheiten unter den Menschen, und kam endlich, indem er sich den Schnurrbart strich, zu folgendem Resultat: „Mir ist es ganz gleich, was der Mensch ist, ob er Christ oder Jude, republikanisch oder kaiserlich, Türke oder Preuße ist, wenn nur der Mensch gesund ist.“

Die Berliner wollen einen Verein gegen Menschenquälerei und zunächst gegen den Personalarrest gründen. Der Menschenfreund, der dazu auffordert, sagt: „Wir dürfen es nicht mehr ruhig ansehen, wie so viele gute und nützliche Menschen, betriebsame, würdige Staatsbürger oft von Gefühllosen hingeopfert werden, die unter günstigern äußern Verhältnissen leben. Wir können, wir dürfen es nicht länger ruhig mit ansehen, wie diese die ganze Schärfe der Gesetze anwenden, sey es aus Geld- oder Rachsucht, oder wie es am häufigsten vorkommt, aus falscher Auffassung und geringer Einsicht in die obwaltenden traurigen Verhältnisse rc., schuldlos ins Unglück gerathene Lebensgenossen zu peinigen, ihnen alle Mittel zur ferneren Existenz abzuschneiden und zahllose Familien ins Unglück zu stürzen, ja leider sehr oft durch die angewendeten Rechtsmittel zur Erlangung geltend gemachter Forderungen den sittlichen Verfall dieser Familien herbeiführen. Wohl könnte eine zeitgemäße Reform unsers Rechtsverfahrens hier schon so Manches mildern und Vieles ganz verhüten, es wird aber trotzdem einem solchen böswilligen Begüterten stets eine große Macht bleiben, den Armen, Verlassenen, Rathlosen zu verfolgen.“

Der Herausgeber der „Times“ hat kürzlich eine seiner Töchter verheirathet und ihr als Aussteuer eine Spalte seiner Zeitung, nämlich den Ertrag der Inserate auf derselben, mitgegeben. Dieses originelle Heirathsgut soll ungefähr eben so viel als eine mäßige Baronie an Renten abwerfen.

(Vom Main, 10. Sept.) Professor Böttcher in Frankfurt und Professor Schönbein in Basel, welche gleichzeitig, ein Jeder für sich, die wichtige Erfindung der explodirenden Baumwolle gemacht, haben sich zu dem Behufe vereinigt, die Verwerthung ihrer Erfindung gemeinschaftlich zu betreiben; und zwar in der Art, daß sie die Prämien für Mittheilung ihres Geheimnisses und den Ertrag der Patente, welche ihnen in den verschiedenen Staaten zu Theil werden, zu gleichen Hälften mit einander theilen. Dem Vernehmen nach haben die beiden Erfinder sich bereits mit einigen Nordamerikanern darüber vereinbart, daß sie denselben gegen Entrichtung einer Summe von 100 000 Dollars die Ausbeutung eines Patentes, welches bei der Vereinigten-Staaten-Regierung ausgewirkt werden wird, überlassen wollen, sobald sie die Nutzbarmachung ihrer Erfindung in den europäischen Staaten gesichert haben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Prof. Böttcher und Schönbein ihr Geheimniß bald in allen Staaten angemessen verwerthet haben werden; denn dasselbe hat sich bei allen Proben auf das Vollkommenste bewährt. Die explodirende Baumwolle kommt nicht nur um die Hälfte wohlfeiler, als Schießpulver, sondern sie besitzt auch eine sechsmal stärkere Triebkraft. Für die Baumwolle erzeugenden und verarbeitenden Länder ist die Erfindung noch um so mehr von Werth, da die Abfälle von Baumwolle, und selbst alte gebrauchte Baumwolle zur Anfertigung des explodirenden Stoffes unbeschadet der Triebkraft verwandt werden können. Die explodirende Baumwolle hat ganz das Ansehen gewöhnlicher Baumwolle, und selbst die berühmtesten Chemiker, welchen Proben zur Verfügung gestellt wurden, haben vergebens Versuche zu analytischer Auffindung des Geheimnisses angestellt. Die Ehre auch dieser hochwichtigen Erfindung gebührt ausschließlich Deutschen. Professor Böttcher ist ein Sachse, Professor Schönbein ein Würtemberger von Geburt. (N. C.)

(Renchen, 8. Sept. — Oberrh. Z.) Jagdaufseher Stölzel, Bürger von Bodersweiler, hat seit mehreren Jahren hier seinen Wohnsitz. Er wollte sich mit einer hiesigen Bürgerstochter verehelichen. Die Proclamationen waren erfolgt, der Tag der Trauung erschien. Da erklärte der hiesige Stadtpfarrer und Schuldecan des Bezirks, daß er nach einem höchsten erzbischöflichen Erlasse den protestantischen Bräutigam mit der katholischen Braut nicht ehelich und gültig einsegnen oder trauen könne — insofern sich der Bräutigam nicht vorerst vertragsmäßig verbindlich erkläre, seine Kinder in der römisch-katholischen Religion erziehen zu lassen. Da Stölzel dies verweigerte, half keine Gegenvorstellung, kein Berufen auf Gesetze und die gleichen Berechtigungen der beiden Religionen im Staate. Decan Sensburg verweigerte die Copulation des Ehepaares, und dieses sah sich genöthigt, sich in Bodersweier von dem dortigen protestantischen Priester trauen zu lassen. Hier wieder eine Thatsache der verfassungswidrigen Zuwiderhandlungen der katholischen Geistlichkeit, durch welche überall der Saamen der Zwietracht ausgestreut wird.

(Neapel, Ende August.) Wir haben während 5 Monaten eine ungeheure Hitze und leider keinen Tropfen Regen gehabt; die Campagna ist in einem kläglichen Zustand, indem sehr Vieles von der großen Hitze verbrannt wurde. Besonders drückend war der Wassermangel, indem man sowohl in der Stadt, als auf dem Lande nur Citronenwasser hat und die Citronen während einigen Monaten beinahe gänzlich vertrocknet waren; in einigen Gegenden war die Noth so groß, daß man Wasser gegen Wein vertauschte.

(Karlsruhe, 11. Sept.) Dieser Tage war Justinus Kerner bei seinen hiesigen Freunden zum Besuch, jugendlich heiter zwar aber leider beinahe erblindet. Ueber seinen Freund Lenau spricht er mit großem Bedauern von der Unheilbarkeit des unglücklichen, geisteskranken Poeten.

Sinnspruch.

Glaube nicht allzuschnell, nicht Keinem, nicht Allen, nicht Alles!
Forsche, vergleich', erwäg's! Finde die Wahrheit heraus.

Haug.

Korrespondenz.

Aus dem Osten Preußens.

(Schluß.)

Es geht jetzt in Königsberg ein Stückchen Emancipation spazieren, eine zweite George Sand, in der Figur der Frau Rittmeister Lehmann, die man stets in einem Herrenanzuge, das Haar à la George gescheitelt, mit einer glimmenden Cigarre im Munde in einer Droschke die Straßen durchfahren sieht. Sie hält wohl auch „literarisch nonchalant“ ein Mannscriptchen in der Hand, um den guten Königsbergern weiß zu machen, sie sey auch Schriftstellerin und also geistig emancipirt wie George Sand. Lieber Gott, wie würde die große Französin ein sardonisches Lächeln um ihre schalkhaften Lippen spielen lassen, wenn sie diese kleine deutsche Carricatur auf ihre große Weiblichkeit mit Königsberger Lions cequettiren sähe! — Die Bewohner der Stadt „der reinen Vernunft“ kritisiren die kleine „Emancipationsschmachtende“ mit nicht geringerer Unermüdlichkeit, als die Athener den abgeschnittenen Schwanz von Alcibiades Hund kritisirten. — Doch ich gehe auf wichtigere Begebenheiten über. In der städtischen Ressource hielt Buchbinder Matern einen Vortrag, in welchem er die schlimme Lage der kleinen Handwerker schilderte, die bei regem Willen und guten Kenntnissen aus Mangel an Mitteln außer Stande seyen, sich dem Publikum bemerkbar zu machen und sich dadurch in die Höhe zu arbeiten. Er glaubte, eine Abhülfe für dieselben darin zu finden, wenn ihnen Gelegenheit geboten würde, Arbeiten von ihrer Hand in einem bestimmten Locale zur Ansicht des Publikums und zum Verkaufe zu bringen, wodurch sich denn eine beständige Gewerbe-Ausstellung bilden würde. Zur Erreichung dieses Zweckes schlug Hr. M. die Bildung eines Vereins vor, aus dessen Mitteln Handwerker zugleich auf die ausgestellte Waare einen angemessenen Vorschuß erhalten sollen, damit sie die gehabten Auslagen ihrem Gewerbbetriebe nicht zu lange entzögen. Der Antrag fand allgemeinen Beifall. — Am 20. Aug. hatten die deutsch-katholischen Gemeinden von Ost- und Westpreußen ihre Provinzial-Synode zu Danzig. Der Landschaftsrath v. Strachowski ward einstimmig zum Präses erwählt. Prediger Dowiat ward für die Gemeinden Danzig, Stolpe, Rügenwalde, Stargard, Nakel und Bromberg bestimmt; Grabowski für Königsberg, Elbing und Wartenburg und Ruprecht für Marienburg, Marienwerder, Graudenz und Mewe. In Betreff des Schulwesens erkannte man an, daß die Einrichtung besonderer deutsch-katholischer Schulen nicht einmal wünschenswerth sey, da man in jeder Beziehung neuen confessionellen Spaltungen vorbeugen wolle; nur an den Orten, wo den deutsch-katholischen Kindern die Schulen verschlossen wären, sey die Einrichtung einer besonderen Schule nothwendig. — Erfreulich ist auch folgender Vorfall. Hr. Landschaftsrath v. Strachowski war auch zum Landtags-Deputirten erwählt worden, wurde als solcher jedoch von der Regierung nicht bestätigt, weil derselbe deutsch-katholisch sey und man noch nicht wissen könne, welcher Partei von Deutsch-Katholiken der volle Genuß der staatsbürgerlichen Rechte eingeräumt werden würde. Man hatte sich nun unmittelbar an den König mit der Bitte gewandt, die Wahl des Landschaftrathes v. St. zu gestatten. An dieser Petition haben selbst römisch-katholische Christen Theil genommen und dadurch ein erfreuliches Zeugniß abgelegt, wie sie, aller Aufforderung zur Intoleranz von Seiten römischer Geistlichen ungeachtet, ernstlich gewillt sind, mit ihren deutsch-katholischen Mitchristen in Eintracht zu leben und ihnen sogar ihre verfassungsmäßige Vertretung gönnen wollen. Wir begrüßen dies Zeugniß als den Anfang einer zur Erfüllung gewordenen Hoffnung, welche das Herz jedes Deutschen belebt, der sein Vaterland wahrhaft liebt. — Wie schlecht stimmt damit folgender Vorfall auf römisch-katholischem Territorio! In der Gemeinde bei Karthaus, unweit Danzig, ward der Johannistag unter strengem Fasten und Beten zugebracht, um ein mehr fruchtbares Jahr zu erflehen. Man entzog selbst den Säuglingen die Brust und das Vieh mußte hungern. Nachmittags — hört, welch ein Wunder! — regnete es plötzlich unter dem herzzerreißenden Geschrei der armen Kinder und unter dem Gebrüll des verhungerten Viehes. — Curios ist nachstehende Anecdote! Ein Gutsherr bei Lauenburg in Pommern bestand, trotz der anfänglichen Weigerung des Pfarrers darauf, daß sein Kind auf die Namen Deutschmann, Einheit, Freiheit getauft werde; er selbst nennt ihn „Einheit.“ Das Stettiner Consistorium hat dem Pfarrer sein Mißfallen bezeigt. Für solche Fälle fehlen noch genauere Amts-Instructionen. — Wie die braven Kolberger einen „Itzstein“ neulich von Stapel laufen ließen, so auch in diesem Monat die Pillauer einen „Dinter“. Professor Leo und Hengstenberg sind als Taufpathen eingeladen worden, haben die Einladung aber abgelehnt.

M. R.

Stolzenfels, 11. Sept.

Maler Stielke, der die Bilder der hiesigen Ritterhalle in diesen Tagen vollendet, hat blos noch die Einfassungsarabesken zuzufügen, welche erst mit dem künftigen Frühlinge begonnen werden können. Der Maler wird von hier nach München gehen. Es wäre zu bedauern, wenn auch dieser tüchtige Meister den Rheinlanden, die ihn seit lange als ihren Bürger schätzen und lieben gelernt, verloren gehen sollte, wenn das Ausland dessen Verdienste besser zu würdigen verstände.

Darmstadt, 9. Sept.

Wenn wir auch im Allgemeinen nur Löbliches aus unserer Stadt zu berichten haben, so machen sich doch dann und wann Einrichtungen bemerkbar, die unangenehm in das gewöhnliche Leben eingreifen. Hierher gehört unstreitig das Verbot des Tabak- und Cigarrenrauchens auf den Straßen unserer Residenz. Die Main-Neckar-Eisenbahn bringt uns täglich Reisende aus allen Gegenden, was zur Belebung unserer sonst ziemlich öden Straßen viel beiträgt. Wie unangenehm ist es nun für diese, wenn sie aus der Großstadt Frankfurt oder aus einer badischen Hauptstadt kommen, hier auf ihr vielleicht einziges Vergnügen — die Cigarre — Verzicht leisten zu müssen! Sie sehen sich dadurch veranlaßt, eben so wie der hiesige Bürger und Handwerksmann, um nicht mit der Polizei in Conflict zu gerathen, in's nächste beste Wirthshaus zu gehen, oder sich vor die Stadt zu begeben, und auf diese Weise bleibt's eben in der Stadt ganz still. Einsender dieses, der von vielen Seiten dazu aufgefordert wurde, räth einem hochlöbl. Gemeinderath zu Darmstadt, diese Sache in einer seiner Sitzungen vorzunehmen und die alsbaldige Erlaubniß, auf den Straßen hiesiger Stadt rauchen zu dürfen, zu bewirken. Dies würde zur größeren Belebung unserer Stadt gewiß viel beitragen.

Otto M.....

Meiningen, 10. Sept.

Am 10. Sept. ließ sich Hr. Organist Stade aus Arnstadt in hiesiger Stadtkirche hören und bewährte sich als ausgezeichneten Orgelvirtuosen. Er spielte mit vollendeter Meisterschaft Werke von S. Bach, Mendelssohn, J. Schneider und eigene Compositionen, entwickelte in den letztern einen reichen Schatz harmonischer Kenntnisse, mit blühender Phantasie verbunden, und riß durch seine großartigen Fugen und contrapunktischen Künste die anwesenden Musikkenner zu allgemeiner Bewunderung hin.

Guter Rath.

Wenn ein Mühlstein vom Berge rollt,
Kannst ohne Schande du zur Seite springen.
Wenn dir ein Unvernünftiger grollt;
Mit ihm zu streiten, soll dir's Ehre bringen?

Auf Ersuchen des Hrn. F. C. Keller, großh. Friedensgerichtsschreiber zu Osthofen, erklären wir hiermit öffentlich, daß derselbe weder der Verfasser, noch Einsender des in Nro. 230 der „Didaskalia“ enthaltenen Artikels über das landwirthschaftliche Fest zu Osthofen ist.

Die Red. der Didaskalia.

Main-Wasserwärme: 17. Sept., Morgens, 8 Uhr: 18 Grad.

M. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 17. Sept. Der Spieler, Schauspiel in 5 Abth., von Iffland.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rehm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 259. Samstag den 19. September 1846.

Der Bauherr.

Historische Novelle von Anton Langer.

(Fortsetzung.)

8. Der Spion.

Nicht wie das Drama ist die Erzählung gebunden an die Einheit des Ortes und der Handlung, frei bewegt sie sich und setzt im gewaltigen Sprunge über Länder und Jahre hinweg, die interesselos für die Leser und in denen nichts zur Entwickelung des Ganzen geschehen ist. Von diesem Vorrechte muß ich wohl nur auch Gebrauch machen und eine spätere Zeit, ein anderes Land vorführen. Vier Jahre sind verflossen, seit Meister Vogelsang flüchtig Wien verließ. Es ist am 30. Juli 1664. Eine weite Ebene dehnt sich aus von einem krümmenden Flusse durchzogen, Felder, üppige Wiesen und Gärten, Weinberge und dunkle Kastanienwälder in sanfter Abwechslung, eine Landschaft, wie sie nur das gesegnete Ungarn den staunenden Blicken entrollt.

Die Ebene, die ich meine, war jene, welche sich von der Leitha ostwärts bis an die Donau zieht, der Fluß war die Raab, und an seinen Ufern standen sich an dem ebengenannten Tage zwei mächtige Heere gegenüber. Der Großvezier Achmet Kiuprili war mit einem gewaltigen Heere heraufgezogen, über Raab und Oedenburg wollte er auf die Neustadt und dann auf Wien selbst losgehen. Montecuculi war beordnet, mit der kaiserlichen Armee den überlegenen Gegner aufzuhalten, und zog sich vor ihm langsam bis an die Raab zurück, Eilboten entsendend jeden Tag um schleunige Hülfe, denn er kannte die Tüchtigkeit seines Feindes, der, wenn er ein Mal vor Wien stand, sicher jene Fehler nicht gemacht hätte, in die neunzehn Jahre später Kara Mustapha verfiel, daß er zum schimpflichen Abzuge genöthigt wurde. Endlich nach langem Zaudern kam die Reichsarmee, ein bunter Haufe, unter Hohenlohes Kommando, und die etwas zweideutige Hülfe der Franzosen, geführt von Jean Coligny, einem Großneffen jenes Kaspars, der in der Bartholomäusnacht gefallen war, und François de la Feuillade, aus dem Hause Aubusson. Zwischen dem 18. und 26. Juli hatten sie sich vereinigt, und hart am Ufer der Raab Lager geschlagen, wiederholte Angriffe der Türken mit der Reiterei wurden mit Glück zurückgewiesen.

So stand es im kaiserlichen Lager, die Soldaten waren guter Dinge, und wenn sich auch die Franzosen und Oesterreicher mit etwas scheelen Augen betrachteten, so hielten sie doch in Folge der strengen Befehle gute Ordnung. Die weißen Zelte standen in regelmäßigen Reihen, die Fahnen wehten lustig im Abendwinde, der Zapfenstreich war geschlagen, die Krieger schliefen bereits in ihren Leinwandhäusern oder spielten mit der Karte oder mit Würfeln im Zelte der braunen Marketenderin. Bei'm Generalissimus Montecuculi waren die sämmtlichen Oberoffiziere versammelt, denn man vermuthete, daß es bald Ernst werden würde, und die Oesterreicher brannten vor Verlangen, einen entscheidenden Schlag gegen den Erbfeind zu thun.

Die Reihen der Gezelte entlang schritt ein französischer Offizier mit leichtem lustigen Schritt, den Hut mit den wallenden Federn schief gegen das Gesicht gedrückt und mit Degen und Sporen klirrend, daß mancher aus seinem ersten Schlummer gestörte Kriegsmann dem Lärmschlager einen derben Fluch nachschickte. Der Offizier ging wohlvertraut mit der Ortsgelegenheit auf das Lager der Kaiserlichen los und fragte einen wachstehenden bärtigen Soldaten, der das Gewehr präsentirte: „Weiß Er nicht, wo der Spion sitzt, den man heute Morgens ergriffen?“

„Ja, Herr Capitain,“ versetzte der Soldat, „dort, wo die Trommeln stehen, hinter der Fahne in dem alten Todtengräberhäuschen hat der Profos seinen Thron aufgeschlagen, und dort findet Ihr auch den Hallunken.“

„Ist er schon abgeurtheilt?“ fragte der Offizier.

„Morgen Früh baumelt er,“ versetzte kaltblütig der Mann.

„Gut,“ sagte der Offizier, und verfügte sich nach dem bezeichneten Platze. Das Todtengräberhäuschen von St. Gotthard stand allein noch, die übrigen Häuser waren zur Ruine geschossen, und in diese Hütte hatte man den Spion gebracht, den man Morgens, als er durch das Lager schlich, ertappt hatte. Der Spitzbube trug aber so viel wichtige Papiere bei sich, daß der General für gut fand, ihn nicht augenblicklich an den nächsten Baum knüpfen zu lassen, sondern am nächsten Tage noch ein Verhör mit ihm anzustellen, um durch Güte oder Gewalt irgend etwas über den Feind aus ihm herauszubringen. Das Häuschen, in welchem der Spion festgehalten wurde, war rings mit Wachen umgeben, gleich daneben haus'te der Profos, und dem anschreitenden Offiziere streckte sich Partisane und Gewehre entgegen.

„Im Auftrage Sr. Excellenz,“ sprach der Franzose, „ruft den Profosen.“

Der Profos erschien auf das „Gewehr aus!“ der Wache; der Franzose zeigte eine von Montecuculi unterschriebene Ordre vor, und der Profos geleitete ihn ehrerbietig in's Haus. In der Küche, die von der Kammer, in welcher der Delinquent saß, durch eine schwere, eichene, mit Eisen beschlagene Thüre getrennt war, saß ein Cornet vom Sporkischen Dragonerregimente im vollen Zeug, den schweren Pallasch zwischen den Füßen; bei'm Eintritte des Offiziers erhob er sich und salutirte; der Profos bedeutete ihm, daß der Herr Capitain Ordre habe, mit dem Spion zu sprechen und demnach ungestört später wieder hinausgelassen werden solle. Der Cornet verneigte sich, der Profos ging, und der Franzose trat durch die Eichenthüre ein, welche er sorgfältig wieder hinter sich zu machte.

Der Spion lag auf einer Schütte Stroh, das Gesicht abwärts gekehrt, als ob er schliefe, er wendete sich erst rasch um, als ihm der Franzose leise den Namen Scompanini zuflüsterte.

„Was soll's!“ fragte er rasch sich aufsetzend.

„Kennst Du mich nicht?“ fragte der Franzose.

Der Spion strengte seine Augen an; denn der Abend war bereits vorgerückt, und durch das kleine Gitterfenster fiel nur kärgliches Licht herein. Nach einer Pause sagte er: „Ich glaube fast, Ihr seyd der Marquis Jean d'Auvers.“

„Errathen, mein Bürschchen,“ versetzte der Herr Marquis, „ich bin gekommen, Dir eine Condolenzvisite zu machen. Ich habe es dazumal dem Juden Aschee gesagt, als er Dich von Deiner am Stephans Freidhofe erhaltenen Wunde kurirte. Was zum Hängen geboren ist, kann weder ersaufen, noch an einem Stiche sterben; und es ist alle Wahrscheinlichkeit, daß Dein liebenswürdiger Leichnam morgen jenes hochaufgerichtete Holz zieren wird, welches gemeine Menschen den Galgen nennen.“

„So!“ höhnte Scomparini, „also, das sind die Belohnungen für meine langen, treuen Dienste; darum also habe ich, seit ich jener Narrensache wegen Wien verließ, mich herumgetrieben in der halben Welt, und die Türken aufgehetzt, für meine vierjährigen Bemühungen in Konstantinopel die Pforte zum Bruche mit Oesterreich zu bewegen, sollte ich jetzt das Vergnügen haben, zu baumeln. Schöner Lohn!“

„Warum ließest Du Dich ertappen, Narr!“

„Höll' und Teufel, ist denn unter all' den Türkenhunden Einer, der es versteht, einen Plan zu zeichnen; können sie mit ihren geschornen Köpfen sich herüber wagen, wenn sie jedes alte Weib erkennen würde. Kann ich dafür, daß der Wind jenes Zelt umwarf, in welchem ich zeichnete, und alle Welt auf mich hinsehen konnte. Ich sage Euch, Herr Marquis, wenn ich gehängt werde, so werde ich früher noch Einiges erzählen, wobei gewisse Leute ebenfalls in halsgefährliche Untersuchungen gerathen könnten.“

„Da seht mir den Hitzkopf,“ lachte der Capitain, „glaubst Du, wir würden Dich stecken lassen. Narr, ich scherzte nur. Erstens weißt Du zu viel von unsern Planen, und zweitens wachsen so brauchbare Sujets wie Du nicht auf den Feldern wie die Erdäpfel. Also bin ich eigentlich da, um Dich zu retten.“

„Das erwartete ich.“

(Fortsetzung folgt.)

Im Alsenzthale.

(Eine Mai-Wanderung von W. O. von Horn.)

(Fortsetzung.)

Schon um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts gingen gewisse Theile dieses Schlosses durch Verheirathung der Töchter des Stammes an andere Rittergeschlechter über, und so entstanden die Ganerben oder Gemeinherren. Unter diesen waren die vom Obersteine und die Winter von Alzei und Andere. Durch diese Verzweigung des Stammes wurde auch die Burg erweitert und es entstanden neue Bäue auf den Felszacken der nächsten Umgebung. Diese Ganerben, und vielleicht auch ihre Verwandten, die Rheingrafen selbst, begannen zeitig der edlen Passion des „Aerntens, wo man nicht gesäet“, zu fröhnen, so, daß der Städtebund, der Erzbischof von Mainz und der Graf von Sponheim 1327 die Burg belagerten. Obwohl sie sie nicht erobern konnten, so fügten sie doch den Besitzern solchen Schaden zu, daß sie sich sühnten, ihre Burg öffneten und dem Wegelagern entsagten.

Nach mancherlei Geschicken sprengten 1688 die Franzosen die stolze, jungfräuliche Burg. Die Rheingrafen besaßen noch zwei Burgen.

Der Affenstein hieß eine, die man am Fuße des Rheingrafensteines suchen will; allein sie lag gegen dem Rheingrafensteine über, hinter den Salinenwerken Münsters, auf dem linken Ufer der Nah. Keine Spur ist mehr übrig. Groß war sie aber auch nicht. Sie wurde von den Rittern vom Steine im zwölften Jahrhundert erbaut. In der Folge waren auch an ihr mehrere Geschlechter belehnt, obwohl eine Familie von Affenstein vorkommt, welche das Hauptlehen von Denen vom Steine trug. Ein edler Affenstein war noch Sickingens Freund und Genosse. In der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts empfing Henne von Lohnsheim hier ein Mannleben vom Rheingrafen Johann zu Dhaun. Eben so waren betheiligt die Löwenstein, die Rackheim und andere Geschlechter. Wahrscheinlich sank die Burg noch vor dem Rheingrafensteine in Trümmern und wurde vertilgt bis zum letzte Steine im Laufe der Zeit. Die Bewohner Münsters wissen kaum mehr die Stätte, wo die Burg gestanden.

Die Burg Rodenfels oder Rothenfels war die zweite, welche zum Rheingrafenstein gehörte. Sie stand nahe bei dem Hofe Sulzer, nicht weit vom Affensteine, gegen den Rothenfels zu. Heinrich von Sulzen trug es um das Jahr 1202 von den Rheingrafen zu Lehen. Rheingraf Siegfried II. bestellte im Jahre 1314 den Ritter Gerhard von Bleinich (Planig) zum Burgmanne auf Rodenfels und versprach ihm jährlich acht Pfund Heller, die er von seiner Beed zu Osterburg erheben sollte. Von seinem Untergange ist nichts bekannt. Vielleicht hatte 1327 der Städtebund beide Schlösser zerstört und dadurch die vom Steine zur Capitulation genöthigt. Auch von dieser Burg ist nichts mehr übrig.

Wendet sich der Blick zum Salmenthale, so treten in der Ferne die Häuser und Thürme Kreuznachs hervor. Auf dem freiern Raume des Thalgrundes liegen die nun dem preußischen Staate gehörenden Münsterer Salinen und das Dörfchen Münster am Steine. Das Dorf ist alt, denn schon im dreizehnten Jahrhundert ward sein gedacht, ohne daß eines Klosters (Monasterium) Erwähnung geschähe, von dem es doch sicherlich den Namen führt. Die Saline legte 1576 Rheingraf Friedrich an. Sie scheint eingegangen zu seyn, wurde aber später doch wieder hergestellt und von Privatleuten gepachtet und betrieben. Napoleon verlieh sie der Prinzessin Borghese für eine schöne Gemäldesammlung, die das Musée Napoléon verherrlichte.

Um das Panorama nach der linken Seite hin noch reicher sich entfalten zu sehen, trat ich in den Saal der neuen Burg, wo Mancherlei, Altes und Neues, an Franz von Sickingen Erinnerndes vereinigt ist. Aus dem Hauptfenster ist der Anblick des Rothenfels prächtig.

Mehr denn neunhundert Fuß hoch steigt aus der Nah eine Porphyrwand von röthlicher Farbe auf, grausig und wild anzusehen in ihren kahlen, starren Wänden, die hin und wieder schauerlich zerklüftet sind, wo Zacken wie ungeheure Zähne aufstarren und mächtige Spalten gähnen.

So herrlich die Ansicht oben auf dem Rothenfels ist, so imposant ist der Ausblick von unten. Da reiset Ihr in die Schweiz und gerathet in ein Entzücken sonder gleichen über die Felswand bei dem Bade Leuk, und doch bekennt Jeder, der dort war, daß der Rothenfels großartiger sey!

Man kann stundenlang dastehen und diese Felsmassen betrachten ohne zu ermüden, so groß, so mächtig ist der Anblick!

Ist es ein Wunder, daß das Volk einen mächtigen Berggeist hier thronen läßt? Ist es ein Wunder, daß es diesen Geist mit dem edlen Sickingen in Verbindung bringt und sich eine Sage gestaltete, die ein Freund mir also mittheilte:

In der Sonne Abendgluthen schimmert dort die wilde Nah',
Und des Rothenfelses Zacken steh'n in dunkelm Purpur da,
Und die Abendwölkchen ziehen, goldumsäumt, am Himmel hin —
Ach, warum die bangen Sorgen nicht vom Mutterherzen flieh'n?
Mutter sucht mit Angst und Thränen ihren Knaben lange schon,
Der seit dieses Tages Sinken spielend ist der Burg entfloh'n.
Hat die Nah' ihn wohl verschlungen in der gelben, trüben Fluth?
Hat den kecken kleinen Fischer fortgerissen sie mit Wuth? —
Mutterthränen fließen heftig und die Angst wird zum Gebet,
Während dort der Vater ängstlich suchend mit den Knechten geht.

Doch auch er kehrt endlich wieder ohne ihn zur Burg zurück
Und die Mutter ringt die Hände — denn zertrümmert ist ihr Glück.
Mutterherz, o laß dein Klagen! All' dein Leid geht auf in Lust! —
Denn vom Rothenfels her naht er, sinket bald an deine Brust!

„Kind, wo warst du?"
„„Fraget nimmer mich, wo ich gewesen sey!
„„Freuet euch, daß eure Sorge, euer Leid nun ist vorbei.""
So der Knabe ernst und sinnig, und die Mutter ahnend schweigt.
Oft, wenn nun der Abend sinket, Franz sich aus dem Burgthor schleicht;
Und zum Rothenfels er eilet, der empor so grausig starret —
Wo der Berggeist seines Lieblings lange schon mit Sehnsucht harrt;
Folgt ihm in des Berges Tiefe, wo er Wunderbares schaut;
Und zurück zur Burg er kehret oft erst wenn der Morgen graut.
Und so hat ein Band der Liebe ihn verbunden mit dem Geist,
Das kein Zeitenwechsel löset und kein Mißgeschick zerreißt.
Franz wird Mann, und treu und bieder bleibt sein Herz im Sturm der Zeit,
Und die Liebe wanket nimmer, die er hat dem Geist geweiht.
Und der Geist umschwebt ihn schützend, beut ihm seine Schätze dar,
Stehet rathend ihm zur Seite, wenn dem Liebling droht Gefahr.
Einmal nur hat er mißachtet, was der Geist ihm liebend rieth,
Wilder Wahn hält ihn gefangen, als er hin gen Trier zieht.
Ach, der Strom des Unheils brauset unaufhaltsam nun daher —
Nimmer kann der Geist ihn retten, nicht den Strom beschwören mehr
Und als dort in Landstuhls Mauern Franzens Auge sterbend bricht,
Seufzt er leise: „Warum folgt' ich seinem treuen Rathe nicht!"

Auf der Ebernburg, der hohen, die der Feinde Macht zerstört,
Ward in dunkeln Sommernächten leises Klagen oft gehört.
Und die Klage, tief ergreifend, hallet um die Trümmer hin,
Wie des Abendwindes Hauche durch der Harfe Saiten zieh'n,
Wie des Kummers tiefer Wehlaut steiget aus der wunden Brust,
Wie ein sanftes Weinen tönet, schweren Leides sich bewußt.
Aus krystallenem Palaste, in der Felsen tiefstem Schacht,
Steigt der Geist, der drinnen waltet, in der stillen Mitternacht,
Schwebt in nebligem Gewande über dieses Thales Raum,
Wie um eine Menschenseele schwebt in dunkler Nacht der Traum.
„Franz von Sickingen, dein Namen klingt wie heller Glockenklang,
„Franz, der stets sein Schwert für Wahrheit und für's Recht so muthig schwang,
„Der in seiner Burg dem treuen Streiter für der Wahrheit Licht
„Bietet eine Zufluchtstätte, als die Treu' ihm Jeder bricht,
„Der du fest, wie meine Felsen, und wie Gold, so ächt und treu —
„Um dich wird mit jedem Abend meines Schmerzes Klage neu!"

Also klagt der Geist, wenn leise um die Ebernburg er schwebt;
Was auf Erden, ach, so selten noch in seinem Busen lebt:
Treue, gold'ne, heil'ge Treue, Liebe, die nicht endet mehr!
Aber Franz ist längst gefallen, seine Burg ist öd' und leer.
Und der Geist, wenn's taget, kehret zu dem Rothenfels zurück,
Aber an der Burg in Trümmern hänget liebend noch sein Blick.
Drunten in der Blumen Kelchen perlen Thränen an den Strand,
Die der Berggeist hat geweinet, weil den Liebling er nicht fand,
Den er sucht mit heißer Sehnsucht und um den die Thräne floß,
Franz, den edeln, ach, den letzten Ritter, den die Burg umschloß.

(Fortsetzung folgt.)

Der Consul und sein Pfeifer.

Es gab vormals in Rom, zur Zeit der Republik, ich weiß nicht mehr in welchem Jahre, einen Consul, der wie Heinrich IV. die Gewohnheit hatte, die Nacht die Straßen zu durchstreifen. Dieser Consul nun ward gegen die Carthaginenser gesandt. Er erfand eine Kriegsmaschine, mittels welcher er in einer Seeschlacht einen so glänzenden Sieg davon trug, daß er bei seiner Rückkehr nach Rom auf den angenehmsten Empfang hoffte. Er hatte sich nicht getäuscht: ganz Rom erwartete ihn vor den Thoren und führte ihn im Triumph zum Capitol, wo der Senat seiner harrte.

Als er dort erschien, verkündigte ihm der Letztere, daß er ihm zur Belohnung seines Siegs eine Auszeichnung zugedacht habe, die seinem Stolze ungemein schmeicheln würde; er sollte nämlich niemals seine Wohnung verlassen, ohne daß ihm ein Musiker voranginge, der unter Pfeifenklang der Menge verkündete, daß Derjenige, welcher ihm folge, „der berühmte Duilius, der Besieger der Carthaginenser sey."

Duilius war, wie man leicht denken kann, über diese Ehre ungemein glücklich. Er kehrte in seine Behausung zurück, vorgetreten von dem Pfeifer, welcher mit lauter Stimme verkündete, wer er sey und was er Alles vollbracht, und jubelnd schrie das Volk: „Es lebe Duilius, der Besieger der Carthaginenser, der Befreier Roms!" Der Consul war trunken vor Entzücken und mehrmals verließ er täglich seine Wohnung, wenn er auch außer derselben nichts zu thun hatte, um sich der ruhmvollen Auszeichnung zu erfreuen.

So ging Alles vortrefflich bis zum Abend. Nun aber hatte besagter Consul eine Geliebte, die er anbetete und nach deren Anblick ihn verlangte, deren Gemahl aber sehr eifersüchtig war.

Der Consul begab sich also ins Bad, machte seine Toilette, salbte sich, und als seine Sanduhr die elfte Stunde verkündete, schickte er sich an, insgeheim seinen Palast zu verlassen, um sich unbemerkt zu seiner Geliebten zu begeben. Er hatte aber die Rechnung ohne den Wirth, oder vielmehr ohne seinen Pfeifer gemacht. Kaum hatte er die Straße betreten, als auch sein Pfeifer, der beständig in seinem Dienste war und sein Heraustreten aus der Pforte bemerkt hatte, ihm voreilte und unter hellem Pfeifenton mit heller Stimme verkündete: „Seht her, hier kommt der Consul Duilius, der Besieger der Carthaginenser, der Befreier Roms!" Was noch auf den Straßen war, hemmte seine Schritte und starrte den Ruhmgekrönten an, alle Fenstern und Thüren thaten sich auf; Diejenigen, welche sich bereits zur Ruhe gelegt hatten, sprangen von ihrem Lager empor, kurz die ganze Bevölkerung des Stadtviertels kam auf die Beine und jubelte und schrie: „Hier kommt der Consul Duilius, der Besieger der Carthaginenser, der Befreier Roms!"

Das war nun sehr schmeichelhaft für ihn, aber auch sehr belästigend. Der Consul gebot seinem Pfeifer zu schweigen, dieser aber entgegnete, daß er viel zu strenge Befehle von dem Senate erhalten habe, und daß er pfeifen und rufen würde, bis ihm der Athem ausginge. Da der Consul endlich einsah, daß sein Musiker, gestützt auf das Gebot des Senats, keine Vernunft annehmen wollte, fing er an zu laufen, hoffend, seinem melodiösen Begleiter zu enteilen; dieser setzte sich jetzt aber gleichfalls in Lauf, und Alles, was der Consul erreichen konnte, war, daß er nunmehr von seinem Pfeifer gefolgt wurde, statt daß ihm dieser früher voranging. Dem armen berühmten Mann blieb nur noch eine einzige Hoffnung, die nämlich, daß in dem Hause seiner Geliebten Alles schlafen und daß es ihm gelingen würde, unbemerkt in das Nebenpförtchen zu schlüpfen, das, wie sie ihm versprochen hatte, für ihn offen bleiben sollte. Als er aber in der Nähe des theuern Hauses anlangte, war auch schon dort Alles munter und auf den Beinen, und er gewahrte zu seinem Schrecken in einem Fenster desselben den Gemahl seiner Geliebten, welcher, so wie er ihn erblickte, aus vollem Halse schrie: „Hier kommt der berühmte Consul Duilius, der Besieger der Carthaginenser, der Befreier Roms!" Verzweiflungsvoll kehrte der Befreite in seinen Palast zurück.

Während der beiden nächsten Abende wiederholte er seine Versuche, insgeheim zu seiner Geliebten zu gelangen, allein sie schlugen sämmtlich fehl, und ganz außer sich, niemals sein Incognito bewahren zu können, begab er sich wieder nach Sicilien, wo er seinen Zorn an den Carthaginensern ausließ und sie noch einmal schlug, und zwar so total, daß man glaubte, es wäre mit dem punischen Kriege auf immer zu Ende. Rom war vor Freude außer sich und man beschloß, den Sieger auf noch glänzendere Weise zu empfangen als das Letztemal. Der Senat versammelte sich, um sich in dieser Rücksicht zu berathen. Man wollte ihm eine Statue setzen, sein Haupt krönen und was dergleichen mehr war, da aber ver-

nahm man plötzlich den durchdringenden Schall der Pfeife und das Jubelgeschrei des Volks. Es war der Sieger, der früher als man erwartet hatte, heimkehrte. Da er vermuthete, daß man auf eine neue glänzende Auszeichnung für ihn bedacht sey, erschien er, um der Berathung beizuwohnen. Rasch trat er vor: „Ihr Väter Roms", sprach er, „nicht wahr, Ihr berathschlagt mit einander, was Ihr mir erzeigen könnt, das mir angenehm wäre?"

„Wir möchten", lautete die Antwort, „Dich gern zu dem glücklichsten Sterblichen machen." — „Wohlan", sprach Duillius, „wollt Ihr mir das gewähren, was ich am meisten wünsche?" — „Sprich, sprich", rief der ganze Senat wie mit einer Stimme. „Beim Jupiter, was Du verlangst, es soll Dir gewährt werden."

„Gut, Ihr Väter Rom's," entgegnete der Consul, „nehmt mir zur Belohnung dieses meines zweiten glorreichen Sieges den verwünschten Pfeifer wieder, den Ihr mir zur Belohnung meines ersten verliehen habt." M. K.

Mannichfaltigkeiten.

Der Erfinder der typographischen Setzmaschine, Hr. Tschulik in Wien, hat nun sein Patent an eine nordamerikanische Gesellschaft käuflich abgetreten, die auf die bloße Kunde von der Erfindung in deutschen Zeitungen sogleich einen Unterhändler an ihn abschickte, um den Kauf einzuleiten. Der Hrn. Tschulik bezahlte Preis ist 60,000 fl.

(Ein Schwabenstückchen außer Schwaben.) Gerade zu der Zeit, als aus der Zitadelle von Neisse in Schlesien vier Baugefangene entwichen, befand sich in einem Dorfe des Grottkauer Kreises ein herumreisender Mann mit Affen, die ihm und sich durch Kunststücke das Brod verdienen mußten. Eins dieser geplagten Thiere reißt, mit einem rothen Frack auf dem Leibe, aus, und verbirgt sich vorläufig und bis auf bessere Zeiten in dem damals noch ungemähten Getreide. Da wird die Flucht der Neisser Baugefangenen im Dorfe bekannt und männiglich zur Wachsamkeit aufgefordert; zu gleicher Zeit erzählte man sich, daß ein Kerl im Getreide versteckt, und dies wahrscheinlich ein Neisser Züchtling sey. Sie ziehen nun hinaus mit Spießen und Stangen, um den Bösewicht einzufangen. Der Affe, dem der entstehende Tumult außer allem Spaße ist, und der vermöge der hohen Halme nicht herausbekommen kann, was draußen passirt, macht von Zeit zu Zeit gewaltige Sätze nach Oben, um über die Aehren hinwegsehen zu können. Kaum aber erblicken ihn seine Verfolger, so schreien sie jubelnd: „dort ist er! dort ist er!" Nach langer vergeblicher Mühe, und nachdem man endlich in dem geschickten Gymnastiker einen Affen erkannt, bringt ein Bauer seinen Kettenhund herbei und hetzt ihn hinein in das Getreide. Das Feld umstellt, der Hund rasend und der Affe scheinbar verloren. Da wird er zum Aeußersten getrieben, ersieht plötzlich seinen Vortheil, springt dem erschrockenen Hunde auf den Rücken und reißt dem Heulenden dicht über den Augen die Stirnhaut so gefährlich auf, daß der Arme bereits an dieser Wunde verstorben ist. Der Affe aber soll sich noch in dem benachbarten Walde aufhalten. Sein Herr hat ihn bis jetzt noch nicht reklamirt — wahrscheinlich um Ansprüchen auf Schadenersatz zu entgehen.

Korrespondenz.

Stuttgart, 11. Sept.

Die längst erwartete Schrift Hermann Hauber's: „Gegen Dr. Wilhelm Binder und Dr. Heinrich Elsner. Eine Apologie und offene Erklärung, mit authentischem Aufschluß über den wahren Ursprung des Buches: „Der Protestantismus in seiner Selbstauflösung", ist dieser Tage hier erschienen und liefert darum einen um so interessanteren Beitrag zur Geschichte der Ueberläufer aus dem protestantischen Lager in das römische, als Hauber selbst ausdrücklich erklärt, daß seine Sympathien und Ueberzeugungen vollkommen der römischen Kirche angehören, also anzunehmen ist, daß nur Entrüstung über die Persönlichkeit seiner Gegner ihn gegen Leute so sprechen läßt, welche dieselbe Sache vertheidigen, die auch er zu vertheidigen fortfahren will. Er sagt dies ausdrücklich in seiner Vorrede, wie im Buche selbst. Diese Vertheidiger der katholischen Kirche stellen sich in dieser mit bemerkenswerthem Cynismus geschriebenen Schrift auf eine höchst erbauliche Weise gegenseitig an den Pranger. Zwar versucht es Hauber, des Decorums wegen, sein wüstes Leben in etwas zu beschönigen; doch gesteht er selber indirect und direct ein, daß er nur deshalb sich der römischen Kirche verbungen habe, weil bei dieser die meiste Consequenz, das meiste Zusammenhalten und die meiste Aussicht auf Gewinn, auf eine materielle Versorgung zu finden sey. Mit seinen beiden persönlichen Gegnern verfährt er mit gleicher Offenheit und charakterisirt ihr öffentliches Leben auf eine für sie keineswegs schmeichelhafte Weise, aber so, daß an der Wahrheit und Richtigkeit seiner Aussagen und Ansichten nicht wohl zu zweifeln ist. Er kennt seine Leute. Hauber gibt zuerst die Geschichte der Entstehung des so berüchtigt gewordenen Buches: „der Protestantismus in seiner Selbstauflösung." Die Idee dazu ging hiernach von Elsner aus, demjenigen unter unseren Journalisten, der gegen Alles, was kirchlicher oder politischer Fortschritt heißt, am leidenschaftlichsten und mit den verwerflichsten Waffen zu Felde zieht, der sich den Vertheidiger der beiden christlichen Hauptkirchen, der protestantischen und der römisch-katholischen, gegen ihre Angreifer und Zerstörer nennt. Nach Hauber's Erzählung wollte Binder, der schon längst seinen Uebertritt zum Katholizismus vorbereitete, diesen Uebertritt durch eine Schrift, die ihn als eine werthvolle Stütze des Katholizismus darstelle, bezeichnen und sich dadurch theuer erkaufen lassen; Elsner gab ihm den Plan dazu an die Hand. Binder, der jetzige Redacteur der Augsburger Postzeitung, besaß jedoch die wissenschaftlichen Kenntnisse und schriftstellerischen Talente nicht und Elsner selbst war auch nicht geneigt, selbst eine solche Schrift auszuarbeiten, wenn es ihm weniger an wissenschaftlicher Gründlichkeit gefehlt hätte, als seinem Freunde Binder. Da fand sich Hauber, der die Arbeit übernahm und Andern die Ehre überließ. Binder unterhandelte den Verlag und Druck mit Hurter und trat, als die Schrift großes Aufsehen gemacht hatte, als angeblicher Verfasser an's Licht. Elsner beneidete Binder gleichfalls um seinen Ruhm und renommirte nun überall herum mit „seiner Idee"; er gab zu verstehen, daß er der eigentliche Urheber und Verfasser der Schrift sey, wiewohl er letzteres nicht direct, sondern nur unter der Hand behauptete und durchblicken ließ. Auch suchte er damals durch den Minister v. Schlayer, dem Gegner der Ultramontanen und dem Schützer der protestantischen Kirche in Würtemberg, dem er seine Feder anbot, eine Anstellung im Staatsdienste zu erlangen, durfte daher keineswegs laut mit dem prahlen, was er den Katholiken und seines Ehrgeizes wegen doch nicht gerne verschwieg. Mittlerweile brach aber Zwietracht unter Urheber, Verfasser und Makler der Schrift aus. Der Verfasser (Hauber) scheint nicht genug von dem Gewinn erhalten zu haben; Binder hatte seinen Zweck erreicht und glaubte, seiner daher nicht mehr zu bedürfen; er schonte ihn daher nicht und so ward Hauber gereizt und erzählt jetzt das ganze saubere Stückchen, wie die Vertheidiger des römischen Katholizismus ihre Bücher machen. Ein sauberes Trio! Hierauf geht er zu einer Würdigung Elsner's über, mit dem er sich vorher schon öffentlich im „Beobachter" und anderen Blättern auf eine Weise herumgezankt hatte, daß sich nichts weiter darüber sagen läßt, als: „Pfui!" Es dürfte indeß Ihren Lesern ebenfalls interessant seyn, eine Schilderung dieses Antagonisten der kirchlichen Reform von einem ihn genau kennenden „Freunde" zu erhalten, daher ich nicht ermangeln werde, sie Ihnen in einem besondern Artikel zu geben, natürlich ganz nach Hauber.

Main-Wasserwärme: 18. Sept., Morgens, 8 Uhr: 18 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Freitag, 18. Sept. Johanna und Hannchen, Lustspiel in 2 Abth., nach Scribe und Varner, von B. A. Hermann. Hierauf: Ursprung des Korbgebens, dramatische Kleinigkeit in einem Act, nach einer Anecdote von L. Feldmann. In der Zwischenpause und zum Schluß: Production der 4 ungarischen Sänger.

Samstag, 19. Sept. Donna Diana, Lustspiel in 5 Abth., nach Calderon von West.

Redakteur: J. P. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 260. Sonntag, den 20. September 1846.

Der Bauherr.

Historische Novelle von Anton Langer.

(Fortsetzung.)

„S' ist übrigens nicht so leicht, als Du wohl denkst," sagte der Capitain, „also spanne Deine Ohren auf, und höre. Unser Kommandant Coligny ist ein Ehrenmann, und in der festen Ueberzeugung, daß die Allianz unsers Landes mit Oesterreich eine aufrichtige sey; dasselbe glauben die Soldaten und Offiziere; wenn der Kommandant daher erführe, daß einige von den Offizieren eine recht artige Gesellschaft bilden, um von Zeit zu Zeit den Türken kleine Details zu geben, wie der kaiserlichen Armee am besten beizukommen sey, und dafür türkisches und französisches Gold erhalten, so würde der gute Herr Coligny, der ein schlechter Rechenmeister ist, und sich nicht auf den Profit versteht, vielleicht uns alle neben einander aufknüpfen lassen."

Der Spion lachte.

„Du siehst also," fuhr der Capitain fort, „daß es in unserm Interesse ist, Dich zu retten. Den ersten Schritt dazu habe ich dadurch gethan, daß ich mir vom Kriegsgerichtsschreiber Menzinger, der gleichfalls in unserm Solde steht, diese von Montecuculi unterzeichnete Ordre verschaffen ließ, vermöge welcher es mir möglich wurde, zu Dir herein zu kommen, was Allen auf das strengste untersagt ist."

„Zweitens," fuhr der Marquis fort, aus einer in den tiefsten Falten seines Wamses verborgenen Tasche mehrere Instrumente hervorziehend, „bringe ich Dir einige Kleinigkeiten, die Dir zu Deinem Fortkommen behülflich seyn sollen. Hier eine Feile, um Deine Ketten los zu feilen; hier einen Dietrich, um die Thüre dort auszuheben. Den Cornet, der draußen sitzt, trunken zu machen, sey meine Sorge, Du schleichst an ihm vorüber; vor der Hausthüre werden von elf bis ein Uhr die Gemeinen Pirti und Emanuelli stehen; es sind Italiener, und in unserm Solde; sie werden Dich nicht aufhalten; die Nacht ist finster, und die Losung heißt: „Herr Christus gut kaiserlich!" verstanden?"

„Ja, seyd bedankt," sagte der Spion.

„Noch eins, und zwar das Wichtigste," fuhr der Marquis fort, „es wird morgen zur Schlacht kommen. Wir stehen am linken Flügel; die äußersten Vorposten kommandirt Colonel Savais; wenn Du Dich sputest, so kannst Du zeitlich in's türkische Lager kommen. Dort, wo der Colonel steht, ist die Raab seicht, und es könnten leicht in der Nacht einige Tausend Spahis herüber reiten. So sind wir in der Flanke angegriffen, und müssen uns wehren, während der Großvezir das Centrum angreift. Geschieht das nicht, so ist der Narr Coligny im Stande, und hilft den Oesterreichern allen Ernstes. Den Punkt, an welchem die Raab zu übersetzen, mußt Du genau wissen; Raketen dürfen wir nicht steigen lassen, wir wollen also den Raban als Posten hinstellen, und der soll Vive Henri quatre! singen. Wenn die Türken herüberkommen, so werden die Posten sich zurückziehen; das Feuern ist ihnen verboten, und Colonel Savais wird sicher keine Anzeige machen. Hast Du Alles begriffen?"

„Vollkommen," versetzte der Spion.

„So lebe wohl; s' ist jetzt neun Uhr, ich werde dafür Sorge tragen, daß der Cornet draußen Dich nicht bemerkt; also Versicht, und vergiß nicht, unsere muselmännischen Freunde herüber zu bringen."

Die beiden Ehrenmänner reichten sich schweigend die Hand, und der Marquis trat wieder hinaus in's Vorgemach, pflanzte sich vor den Cornet hin und sprach: „Das ist ein verstockter Sünder, der da drinnen. Seine Excellenz der Herr Generalissimus haben mich geschickt, weil ich ein alter Freund und Landsmann des Delinquenten bin; aber selbst die Erinnerung an unsere alte Spielkameradschaft hat ihn nicht bewegt, und er ist noch derselbe Starrkopf, wie zuvor."

Der Cornet hörte diese redselige Mittheilung schweigend an; er wußte nicht, was er daraus machen sollte, bis der Offizier fortfuhr: „Ihr habt da einen langweiligen, und für einen braven Soldaten nicht eben wünschenswerthen Posten. Seyd Ihr für die ganze Nacht zum Thürhüter des armen Sünders bestimmt?"

„Nein, Herr Capitain," versetzte der Cornet, „nur bis zwölf Uhr dauert mein Amt, dann habe ich es dem zweiten Cornet unserer Compagnie abzutreten, übrigens glaube ich, daß jeder Posten, in welchem man seine Pflicht thun kann, für den Soldaten ehrenvoll ist."

„Nun ja," brummte der Marquis, „Ihr möget Recht haben, übrigens werdet Ihr mir erlauben, diesen Posten ein wenig unheimlich zu finden. Auf dem Vorposten zu liegen, auf welchem man jeden Augenblick eine feindliche Kugel, einen lustigen Pikenstich erwarten muß, ist weit besser, als Wache zu stehen bei einem verzogenden Herzen, das des Galgens gewärtig für den nächstkommenden Tag."

Der Cornet lächelte, während der Capitain fortfuhr: „Ihr lacht; Ihr scheint mir so einer ganz von denen zu seyn, die gar nichts fürchten; schön, das gefällt mir von Euch; solche Männer braucht der Krieg; aber langweilig bleibt Euer Posten immer, und so erlaubt Ihr mir wohl, daß ich Euch zur bessern Verwendung Eurer Zeit eine Flasche Burgunder schicke; ich glaube, Euer deutsches Herz wird wohl nichts einzuwenden haben gegen den französischen Feuertrank."

„O nein," versetzte der Cornet lachend.

„Gut, mein Diener soll Euch das Bewußte bringen; laßt Euch's schmecken, s' wird mancher heut noch den Wein sich munden lassen, für den morgen nichts mehr seyn wird, als eine Schaufel voll Erde; bon soir, Herr Cornet."

Der Offizier ging; der Cornet sah ihm kopfschüttelnd nach. „Ein närrischer Kauz," brummte er vor sich hin, „man kann aus

diesen Franzosen nicht klug werden, ob sie's ächt oder schlecht meinen. Uebrigens mag dem seyn wie ihm wolle, ich sehe gar nicht ein, warum ich mir seinen Wein nicht schmecken lassen sollte."

Es war bereits finster geworden und ein Soldat brachte Licht; der Cornet ging gedankenvoll auf und nieder. „Möchte doch wissen," sprach er bei sich selbst, „wie dem armen Teufel da drinnen zu Muthe ist; nicht ein Mal sein Gesicht habe ich noch gesehen; fast wäre ich neugierig — doch er scheint zu schlafen, und es wäre Sünde, ihn aus seinem Schlummer, vielleicht dem letzten, zu wecken!"

Er horchte gegen die Thüre; der Spion war ganz ruhig und der Cornet setzte wieder seine einsame Wache fort, bis der Profos eintrat und ihm einen Brief überreichte mit den Worten: „Ein reitender Bote ist von Wien gekommen mit Depeschen an den Generalissimus und hat zugleich dieses Schreiben an Euch mitgebracht. Ihr müßt gute Freunde und mächtige Gönner haben in Wien, Herr Cornet; denn in gegenwärtigen Zeitläuften einen Brief an einen einzelnen Mann zu schicken, dazu gehört Geld, und der Mann, der ihn sendet, muß einer besondern Wichtigkeit sich erfreuen. —"

„Gebt her, gebt her," unterbrach der Cornet ungestüm den Redeseligen, und riß das Schreiben auf; während der Profos hinausging, las er mit glühenden Blicken:

„Lieber Michael!

Alle Noth und aller Kummer wird nun bald zu Ende seyn. Meinen und meiner Freunde absonderlichen Bemühungen ist es endlich gelungen, Deine Begnadigung auszuwirken, und es steht Deiner Rückkehr nach Wien nichts mehr im Wege, als der Umstand, daß Du noch als kaiserlicher Soldat im Dienste stehst; andererseits hat aber gerade besagter Umstand und die ehrenvollen Zeugnisse, so Hauptmann und Oberst über Dich abgegeben, das Wesentlichste zu Deiner Begnadigung beigetragen, und wird, so der allmächtige Gott uns bald den Frieden schenkt, Deiner Entlassung aus dem Kriegsdienst und Rückkehr in unsere Arme nichts mehr hinderlich seyn. Vertraue auf den Herrn; seine Hand, die so gnädig Dich bisher beschützet, wird noch ferner über Dir walten. Viel Tausend Grüße und Küsse von Dorothea; das Mädel ist vor Freude fast närrisch; kann ihr aber darob nicht gram seyn, da ich es fast selber bin, lebe wohl; herzlichen Gruß und Kuß, und verbleibe Dein getreuer Vater Johannes Preinhuber."

(Fortsetzung folgt.)

Im Alsenzthale.

(Eine Mai-Wanderung von W. O. von Horn.)

(Fortsetzung.)

Am Rothenfels weilte lange und gerne mein Blick, und diese Sage, die in ihrem mythischen Wesen etwas so ganz Eigenthümliches hat, fesselte ihn noch länger an die geheimnißvolle Bergwand; dann schweifte er weiter aufwärts, wo das alte Norheim liegt mit seinen herrlichen Reben, und wo dann tief im Hintergrunde die Berge das schöne Bild abschließen.

Ebernburg? Ein seltsamer Namen! Und der Eberkopf war ihr Sinnbild am Thore, wie der Eber d'runten am Thore des Dörfchens noch sichtbar ist. Folgendes berichtet die Sage über den Ursprung des Namens:

Wer hat dich „Ebernburg" genannt,
Du stolze Burg am Strand der Nah'?
An deren Burgthor ich das Zeichen
Des Eberkopfes sinnend sah?
Wer weiß das Zeichen mir zu deuten,
Und welch' Ereigniß liegt zum Grund?
Wer thut aus alten, dunkeln Zeiten
Die Sage mir, dem Fremdling, kund?

In Tagen, die schon längst verklungen —
Die Ebernburg war kaum erbaut —
Da lebt ein Raugraf dort auf Baumberg
Der wählt' in Montfort sich die Braut.
Schön Jutta hat er sich erkoren,
Schön Jutta, sanft und engelmild.
Doch Jutta konnt' ihn nimmer lieben —
Und wär er auch nicht rauh und wild!

Der schönste Jüngling in dem Gaue
Ist längst in Lieb' mit ihr vereint;
Ihm hat sie in dem düstern Montfort
Der Thränen viele schon geweint. —
Sie soll den finstern Rupert minnen,
So will's der Vater, droht und schilt. —
Kann sie aus ihrem Herzen reißen
Des Heißgeliebten theures Bild?

Er wohnt auf dem Rheingrafensteine,
Der in die Nah so trotzig blickt,
Und Rheingraf Heinrichs treue Liebe
Hat längst die Jungfrau hochbeglückt.
Jetzt bricht des Glückes Bau zusammen,
Ach, käm' der Tod, sie zu befrei'n!
Die Lippe soll das Jawort sprechen
Und in der Seele spricht's doch: Nein!

Wohl weiß der Raugraf, wen sie liebet,
Und hasset ihn mit wilder Gluth,
Die, unaustilgbar, seinem Herzen
Die Qual bereitet, die nicht ruht.
Einst, als mit finstern Racheplänen
Er rastlos durch den Forst sich treibt —
Stürzt sich auf ihn ein ries'ger Eber,
Der grimmig seine Borsten sträubt.

Der Raugraf will ihn muthig fällen —
Ihm ist das Morden süße Lust —
Doch — klingend bricht der Schaft des Speeres
An dieser starkbewehrten Brust.
Und schnaubend dringt das Thier des Waldes
Jetzt auf den Feind, der wehrlos, ein.
Er kann sein Schwert nicht mehr ergreifen,
Er muß des Unthiers Beute seyn!

Schon fühlt der Graf an seiner Wange
Den glüh'nden Hauch! — Wer rettet ihn?
Wie will er seinem wilden Feinde
Bei dieser Nähe noch entflieh'n?
Da blitzt's vor seinem dunkeln Blicke —
Es wälzt das Thier am Boden sich
Im Todeskampf. Er athmet wieder!
Und fragt erstaunt: Wer schützte mich? —

Der, den du hassest, spricht der Rheingraf,
Dem du das Lebensglück zerstört! —
So redend, eilt er schnell von dannen.
Doch Rupert hat das Wort gehört,
Das aus des Jünglings tiefster Seele
Als dumpfe, schwere Klage quoll.
Er steht betäubt und sinnt und sinnet,
Und weiß nicht, was er wählen soll.

Da siegt das Beff're im Gemüthe,
Er eilt dem edeln Feinde nach,
Der ihn gerettet von dem Tode,
Und dem das Herz er fühllos brach.
Vergib, o Heinrich, ruft er flehend;
Die Jungfrau, die dich liebt, sey dein!
Ich kann hinfort dich nicht mehr hassen,
O Heinrich, laß uns Freunde seyn!

Nimm hin die Burg auf hohem Felsen,
Die ich am Strand der Nah' erbaut,
Als Dank, daß du mich hast bewahret
Vor einer That, vor der mir graut.
Die Burg, sie sey, das ist mein Wille,
Die Ebernburg hinfort genannt,
Daß deine That, von ihr verkündet,
Der spät'sten Nachwelt werd' bekannt.

Und er vergibt, und Liebe sühnet
Den alten Haß, der wild geglüht;
Des Vaters Segen nun nicht fehlet
Und neu der Liebe Glück erblüht.
Des Ebers Kopf ist nun zu schauen
Am Thor der Burg, wo Heinrich wohnt,
Wo seiner Jutta reiche Liebe
Dem edeln Sinn des Gatten lohnt.

Auf diese stolze Burg waren einst die Blicke, man durfte wohl sagen, von Deutschland und selbst Frankreich gerichtet. Das that aber nicht ihre Größe, denn an Umfang gab's größere; nicht die Schönheit ihrer Lage, denn da könnte wohl unbedenklich der Rheingrafenstein mit ihr wettstreiten; nicht ihre Festigkeit, darin übertraf sie ihr Nachbar; das that der Mann, der hier gebot, der dem Reiche trotzte, um dessen Gunst Frankreichs König und Deutschlands Kaiser buhlte, der mit Fürsten des Reichs und der Kirche in Kämpfe trat, der die Geächteten herbergte, weil er sie ehrte, der dem Lichte huldigte und seinen Verbreitern eine Stätte bot, als noch eine furchtbare Macht über die Alpen herüber in Deutschland gebot und es unter den Scheffel setzen wollte, und noch volle Lust trug zu Auto da fé's, wie sie Constanz einst erlebt — mit Einem Worte, das that Franz von Sickingen! Doch zurück zu ihrem Ursprung. Als das Land hier herum noch Salisches Land, Kaisergut war, bauten die Kaiser Burgen zum Schutze. Solche Reichsburgen waren Vogtsberg, das jetzige Rheinstein, Klopp bei Bingen, die Ebernburg und die Burg Böckelheim, weiter oben an der Nah. Später kam das Land durch Schenkung in geistliche Hände, dann wahrscheinlich als Lehen an die weltlichen Grafen des Landes.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Gelehrten-Versammlung in Frankfurt am Main.

Es treten am 24. d. M., wie den Lesern dieses Blattes schon mehrfach bekannt geworden ist, eine Anzahl Männer dahier zusammen, die sich mit Erforschung und Pflege deutscher Sprache und Geschichte und deutschen Rechtes beschäftigen. Ueber die Zwecke dieser Zusammenkunft und die einstweilen getroffenen Anordnungen von Seiten der vorbereitenden Commission sprach sich ein neulicher kurzer Artikel dieses Blattes (Nro. 246) aus; der vorliegende hat die Aufgabe, diesen in Einigem näher zu modifiziren, namentlich Einiges über die Häupter der Versammlung mitzutheilen.

Es werden uns unter den Besuchern genannt: M. Arndt, der Verfasser des bekannten „Was ist des Deutschen Vaterland", ein ehrenwerther Beförderer der Turnkunst, und auch ohne dies schon wegen seines Patriotismus, den er in Schrift und That zeigt, würdig mit an der Spitze der Versammlung zu stehen; der Bonner Geschichtsprofessor Dahlmann, durch seine gründliche und in schönem Styl geschriebenen Geschichten der französischen und englischen Revolution von großem Ruf; die beiden Brüder Jakob und Wilhelm Grimm*), die wegen ihres Einflusses ausgezeichnet sind, den sie auf die historische Sprachforschung ausüben, und die auch als Belletristiker wegen ihrer Elfen- und Kinder- und Hausmährchen verdient sind. Sie leben jetzt in Berlin als Mitglieder der Akademie und lehren als solche an der Universität. Oben an steht ferner Pertz, der durch die Redaktion der Monumenta Germaniae historiae das Studium der älteren deutschen Geschichte fördert. Gegenwärtig wirkt er in Berlin als Oberbibliothekar, und hat sich in ganz neuester Zeit durch seine Herausgabe eines wichtigen Theils von Leibnitzen's Arbeiten bekannt gemacht. Dann Professor Ranke aus Berlin, Verfasser einer belobten deutschen Reformationsgeschichte; die beiden tüchtigen Kritiker Lachmann und Haupt aus Berlin und Leipzig, in der philologischen Welt mehrfach gerühmt; auch noch die beiden germanistischen Rechtslehrer Mittermaier und Wilde aus Heidelberg. Wer kennt aber unter den Gebildeten nicht Uhland's, des ächten deutschen Mannes, deutsche Gedichte (Uhland ist auch als Gelehrter in unserer älteren Literatur mehrmals aufgetreten), und des Gervinus Geschichte der deutschen poetischen Nationalliteratur. Auch die Verfasser dieser geschätzten Schriften kommen. Dann werden Böhmer, unser deutscher Geschichtsforscher, und der Münchner Schmeller, der in seinem gründlichen baierischen Wörterbuch den Werken über unsere Sprachen einen braven Genossen zugesellt hat, dem Vernehmen nach an der Versammlung Theil nehmen.

Es rückt die Zeit heran, daß sie und viele andere tüchtige Männer, über die uns der Raum nicht erlaubt zu sprechen, hierher kommen. Frankfurts Bürger werden sich nun der Ehre, die man ihnen zu Theil werden läßt, würdig zeigen. Sie werden gewiß die Männer, die dem vaterländischen Rechte und des Vaterlands Sprache, den edelsten Dingen, die es für den Menschen, besonders für einen Deutschen gibt, nachspüren, ja diese Männer werden sie freundlich empfangen und in ihren Mauern beherbergen, und den Männern freundlich entgegenkommen, die die Geschichte, in welcher Frankfurt so manchen schönen Glanzpunkt bildet, erforschen. Und wenn sie dies thun, dann werden die Gelehrten in unserer Stadt lebendig wiedererkennen, was sie daheim in der Studierstube an unsern Vorfahren so schön gefunden haben, nämlich jenen frischen, freien, biedern Sinn und jene Gastfreundschaft. Fr. S.

*) Sammler dieser Blätter verweise ich auf den Jahrgang 1838 Nro. 93 f., wo mehr über diese Männer gesagt ist.

Mannichfaltigkeiten.

(Basel, 16. Sept.) Wir erzählen, nach dem Intelligenzblatt, folgenden Vorfall, mit dem Wunsche, daß er in der Schweiz allgemein zur Warnung dienen möchte: „Gestern Morgens tritt ein mit schweren Geldrollen beladener Fremder, dem Accent nach zu urtheilen ein Italiener, in das Bureau eines Geldwechslers, und fragt, wie viel Napoleons vorräthig seyen, erklärt sich bereit, die ganze ihm genannte Anzahl einzuwechseln, äußert jedoch den Wunsch, deren noch einige hundert Stück zu erhalten. Der Geldwechsler erbietet sich, sie sofort herbeizuschaffen und der Fremde verspricht dessen Rückkehr abzuwarten. Kaum hat jedoch Jener das Bureau verlassen, so fällt es Diesem ein, daß er noch einen Gang in die Stadt zu machen habe. Er thut nun das eben eingewechselte Gold vor den Augen einer im Bureau befindlichen Person in ein Säcklein, empfiehlt dasselbe, sowie seine Geldrollen, zu sorgsamer Aufbewahrung, und verläßt das Zimmer. Man harrt seiner Rückkehr längere Zeit und öffnet endlich die Geldrollen, um in denselben — bleierne Thaler, und das Säcklein — um Zahlpfennige darin zu finden. Der Schelm hatte Gelegenheit gefunden, das Säcklein unvermerkt mit einem ganz gleich aussehenden zu vertauschen. Zur Habhaftmachung des Betrügers sind alle erdenkliche Schritte gethan worden; möchten sie zu erwünschtem Ziele führen, indem dem Vernehmen nach der Verlust sich auf Frcs. 3000 beläuft."

Der „Hamb. Korrespondent" berichtet aus Celle: „Vor kurzem fährt die junge Gattin eines Hildesheimer Kaufmannes mit dem Eisenbahnzuge von hier nach Hildesheim; in das Coupé, das sie eingenommen, steigt ein Beamter, ein verheiratheter Mann. Unterwegs hat die Dame von den Zudringlichkeiten dieses Mannes so sehr zu leiden, daß sie, in tödtlicher Angst bis zur Mittel-

station Lehrte gelangt, dort ein Billet zur ersten Wagenklasse löset, hoffend, daß sie so gegen fernere Angriffe sich schützen werde. In dem Augenblick, als der Zug sich wieder in Bewegung setzt, steigt jener Mensch in dasselbe Coupé erster Klasse ein, um seine Verfolgungen fortzusetzen. Der Hülferuf der Dame wird natürlich nicht gehört; nur unter Aufwendung ihrer ganzen Energie gelingt es ihr, sich der frechen Zudringlichkeit ihres Verführers zu erwehren. Am Eisenbahnhof in Hildesheim von ihrem Gemahl erwartet, überliefert sie diesem sofort ihren Beleidiger, der sich durch Nennung seines Namens und Standes gegen vorläufige polizeiliche Haft zu schützen sucht und auch mit einer auf der Polizeibehörde hinterlegten Kaution einstweilen davon kommt. Inzwischen ist der Gemahl der gekränkten Dame hierher gekommen, um sich auf dem Wege Rechtens Genugthuung zu verschaffen; schwerlich mit Erfolg, denn er hat es unglücklicher Weise mit einem in Rechtssachen wahrscheinlich ihm überlegenen Gegner zu thun, und kein Zeuge bestätigt jene empörenden Auftritte. Da bleibt denn keine andere Zuflucht als die Oeffentlichkeit.

Am 12. Sept., Abends zwischen 5 und 6 Uhr, in dem Augenblick, wo die Spaziergänger aus den Tuilerien zurückkehrten, um zu Mittag zu speisen, fiel ein wahrer Regen von Bankbillets von 1000 und 500 Frs. auf dem Vendome-Platze. Ein Windstoß hatte, wie man sagte, diesen Schatz aus dem Bureau eines der reichsten Hotels auf diesem großen Platze entführt und so die öffentliche Straße damit besäet. Alle diese Billets wurden, die meisten durch das Publikum, aufgesammelt und auf der Stelle dem rechtmäßigen Eigenthümer zurückgegeben. Nach stattgehabter Zählung fanden sich 123.500 Frs. wieder vor. Der Pack dieser Bankbillets hatte aus 125 000 Frs. bestanden, und es fehlten noch zwei Billets, eines von 1000, das andere von 500 Frs. Diese waren durch den Wind auf die Dächer der Häuser geführt worden, wo sie durch zwei ehrliche Kaminfeger aufgesucht und wieder gefunden wurden.

Konzert des Pianisten W. Kuhe.

Es ist eine bekannte Sache, daß in Folge der seit einer Reihe von Jahren sich überhäufenden Konzerte und der Ueberbietungen und Ausartungen der modernen Virtuosität die Konzertgeber sich nur noch einer geringen Beachtung von Seiten des größeren Publikums zu gewärtigen haben. Man hat zu viel gehört, um noch erstaunen und bewundern zu können und die technische Bravour ist fast zu einem Gemeinplatz geworden. Nichtsdestoweniger werden die reisenden Virtuosen nicht ausbleiben und die Gastfreundlichkeit erheischt es, ihnen wenigstens nicht hemmend in den Weg zu treten. Am 15. d. M. gab Hr. W. Kuhe, durch seine Erfolge in London und in andern Städten vortheilhaft bekannt, im Saale des Hauses Mozart ein von Musikfreunden zahlreich besuchtes Konzert. Derselbe ist im Besitz einer sehr bedeutenden Technik und die Fertigkeit und Bravour seines jede Art von Schwierigkeiten beseitigenden Spieles kann nicht in Abrede gestellt werden. Leichtigkeit in den Passagen, Präcision und Sicherheit des Vortrags zeichnen dasselbe besonders aus. Wenn er den Anforderungen, die man jetzt an renommirte Pianisten macht, sich nicht entzog, so wird man ihm daraus keinen Vorwurf machen, was aber gewiß geschehen wäre, wenn er sich von dieser Seite nicht gezeigt hätte. Die von ihm vorgetragenen Piecen wurden nach dem verschiedenen Charakter derselben aufgefaßt und so durchgeführt, daß der ihm gespendete Beifall gerechtfertigt war. — Das dritte Streich-Quartett von W. Speier, vorgetragen von den Herren Wolff, Röhrig, Posch und Bockmühl wurde mit besonderem Beifall aufgenommen. Es ist hier der Ort nicht, in eine Beurtheilung dieser gehaltvollen Composition einzugehen, und sey daher nur erwähnt, daß melodiöse Motive und kunstreich-harmonische Verknüpfungen auch dem Laien Genuß zu gewähren wohl geeignet waren. — Fräul. Oswald trug durch den schönen Vortrag zweier Lieder Dankenswerthes bei, eben so Hr. A. André, welcher bei guten Stimmmitteln und gehöriger Vorbildung zu erfreulichen Hoffnungen berechtigt. — Hr. Cäsario, fürstl. lippe-detmoldischer Kammermusikus, erfreute das Auditorium durch sein ausdrucksvolles Violoncellspiel. — Schließlich dürfen wir den trefflichen Flügel von Erard nicht unerwähnt lassen, den hier Kuhe spielte und der hinsichtlich der Kraft und Fülle, so wie auch der Anmuth und Lieblichkeit seines Tones zu den Instrumenten ersten Ranges gezählt werden darf und dem Salon eines Reichen zur Zierde dienen würde. — Um mehrseitigen Wünschen zu entsprechen, fand in demselben Locale und unter dem Protectorate des kunstsinnigen und stets gastfreundlichen Hrn. C. A. André am 17. d. M. ein zweites Konzert des genannten Virtuosen als Matinée musicale statt, in welchem Hr. Kuhe auf Verlangen seine Fantasie über W. Speier's beliebte Rheinsehnsucht wiederholte. Auch Hr. Cäsario mußte sein Ave Maria, das er wirklich meisterhaft vorträgt, wiederholen. Mad. Gleichauf hatte die Gefälligkeit, mitzuwirken. — Hr. Kuhe begibt sich nach Stuttgart, wo er Konzerte veranstalten und, wie man vernimmt, aus Veranlassung der demnächst stattfindenden Festlichkeiten bei Hofe spielen wird.

L—r.

Korrespondenz.

Weimar, 6. Sept.

Das diesjährige Vogelschießen, wo, wie gewöhnlich, eine große Anzahl Schau-, Spiel- und anderer Buden aufgestellt waren, hätte leicht durch ein Unglück seltener Art gestört werden können. Es gerieth nämlich das Zelt, worin ein Panorama sich befand, so plötzlich in Brand, daß auch nicht das Mindeste gerettet werden konnte. Bei einer möglichen Verbreitung der Flamme hätte die Gefahr hier um so größer werden können, da Bude dicht an Bude gereiht stand, keine Löschgeräthe vorhanden waren und in nur geringer Entfernung von dem Unglücksorte eine Menagerie sich befand, die mehrere der blutgierigsten Thiere in sich faßte. Glücklicherweise wurde das Feuer bald wieder erstickt. Für den bedauernswerthen Künstler sind Sammlungen von Beiträgen veranstaltet worden, die nicht ganz unbedeutend ausgefallen seyn sollen. — Der neue Aufschwung des hiesigen „Landes-Industrie-Comptoirs", bekannt durch seine ausgezeichneten Verlagswerke unter dem Legationsrath Bertuch, scheint hier ein literarisch-reges Leben hervorzurufen. Wenn dieses Institut in letzter Zeit hauptsächlich nur auf den Verlag medizinischer und geographischer Werke sich beschränkte, so scheint sein jetziger Besitzer, der Medizinalrath Robert Froriep, seine Thätigkeit auch auf andere Literaturzweige ausdehnen und den hiesigen Literaten Gelegenheit geben zu wollen, ihre Manuscripte der Lesewelt zugänglich zu machen. — Von dem Rath Dr. Sondershausen ist vor einiger Zeit ein „Belvedere-Album" begründet und bei einer passenden Gelegenheit dem Großherzoge eingehändigt worden. Unter den Beiträgen befinden sich Aufsätze von den bedeutendsten Männern der Gegenwart, so z. B. von Röhr (über Schiller's Götter Griechenlands); von dem Staatsminister von Gersdorf (Res publica res popull. — Cic.); Autographieen von Ronge, Jenny Lind &c.; Pikantes von Glasbrenner (die weißen Sklaven); von Anhalt (die Aufgabe der Philologie in unserer Zeit); von Deinhardt (der Kyffhäuser) u. m. a., welche Aufsätze später in einem besonderen Auszuge dem Druck übergeben werden sollen. Besonders eigenthümlich ist die Entstehung dieses Albums. Ein kleines Lied Sondershausens, das er bei Gelegenheit der blühenden Aloe in Belvedere gedichtet hatte, wurde von einer vornehmen, ihm ganz unbekannten Dame zu Dresden brieflich verlangt. In Erwiederung des überschickten Gedichts sandte sie ihm Gaben, die eben so bedeutsam, als selten sind: nämlich eine Blume aus den einstigen Gärten der Zenobia, die Thorwaldsen ihr an Ort und Stelle gepflückt hatte, und eine Reliquie von Dante's Grabe, die Lord Byron ihr aus Ravenna verehrt hatte. Diese Geschenke gaben die erste Veranlassung zu dem Album.

Main-Wasserwärme: 19. Sept., Morgens, 8 Uhr: 13 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samstag, 19. Sept. Donna Diana, Lustspiel in 5 Abth., nach Calderon von West.

Sonntag, 20. Sept. Die Favorite, große Oper in 4 Abth., Musik von Donizetti. (Gastrolle) Alphonse: Hr. Basse, vom k. k. Theater an der Wien. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. P. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 261. Montag, den 21. September 1846.

Der Bauherr.

Historische Novelle von Anton Langer.

(Fortsetzung.)

Der Cornet drückte die geliebten Züge an seine Lippen, und nicht viel hätte gefehlt, so wäre er in voller Rüstung in der Stube herumgetanzt, doch mäßigte er seine Freude, da der Profos auf's neue den Kopf durch die Thüre steckte und leise rief: „Ei, ei, Herr Cornet, was hat man doch mit Euch für Müh' und Plag'; kaum habe ich mich des einen Auftrages an Euch entledigt, so kommt schon ein neuer. —"

„Wollte Gott, es wäre ein freudiger, wie der erste," rief der Cornet herzlich.

„Nun, so übel ist er auch nicht;" schmunzelte der Profos, und seinen wohlbeleibten Leichnam zur Thüre hereinschiebend, zeigte er zwei dunkle Flaschen, während er mit der Zunge schnalzend fortfuhr: „Da bringt der Bursche eines französischen Offiziers die beiden Dinger da, mit einem herzlichen Gruß seines Herrn an Euch; sie sehen ganz prächtig aus, und Ihr seyd heute ein wahrer Glücksvogel, Herr Cornet. —"

„Da habt Ihr recht, Herr Profos," sagte der Reitersmann fröhlich, „freudige Botschaft von den Seinen und dazu ein gutes Glas, das wärmt das Herz und frischt das Blut. —"

„Ja wohl," meinte der Profos, und schielte lüstern nach der Flasche, „doch ist's hier etwas einsam und schauerlich, und Ihr habt schlechte Gesellschaft neben an!"

„Und darum meint Ihr," lachte der Cornet, „ich sollte mich um bessere umsehen, etwa um die Eure? He! hab' ich's getroffen Herr Profos. Ei, Ihr kennt mich ja, und wißt, daß, was ich habe, auch meinen Kameraden gehört. Seyd mein Gast."

„Zu viel Ehre, Herr Cornet;" schmunzelte der Profos, „und das muß wahr seyn, kein Mann trägt den Koller mit mehr Ehren, als Cornet Vogelsang, und das sage ich vor dem Generalstabe und dem hochpeinlichen Kriegsrecht."

Und mit verklärtem Gesichte eilte der Dicke hinaus und kam bald wieder zurück mit zwei ungleichen Gläsern und einem lahmen Feldstuhle. Die Beiden nahmen Platz, schnell ward die eine Flasche entstöpselt und der feurige Trank rauschte nieder in die Gläser. Der Cornet hob sein Glas, und dem Profos es entgegenhaltend, rief er: „Stoßt an, Herr Profos, es lebe, was wir lieben."

„Was wir lieben," jubelte der Dicke, und die Gläser klangen fröhlich zusammen, während daneben ein zum Tode Verurtheilter lag und im Schoße der Nacht sich eine Riesenschlacht vorbereitete. Die tollste Lust und das schauerlichste Grauen neben einander, das ist das rechte Bild vom Kriegsleben.

Bald machte der Feuertrank seine Rechte geltend, und wie der Geist der beiden Zecher immer aufgeregter wurde, so ward ihr Körper zusehends matter und matter. „Ich glaube, es wäre ein Werk christlicher Barmherzigkeit," sagte der Cornet, „dem armen Sünder da drinnen ein Glas zukommen zu lassen; 's wird ohnehin das letzte seyn in dieser Welt."

„Ich bin's zufrieden," sagte der Profos, und mit dem frisch gefüllten Glase an die Thüre sich begebend, rief er mit etwas unsicherer Stimme hinein: „He! Herr Spion, wollt Ihr trinken?"

„Dank' Euch, Herr Profos," versetzte die tiefe Stimme des Spions.

„Der Kerl thut noch spröde," versetzte der Dicke, „um so besser, auf die Art bleibt mehr für uns."

Die Beiden setzten ihr Zechgelage fort; aber es war eine dämonische Kraft in dem Weine; süß, wie eine lockende Buhlerin schmeichelnd, umstrickte er die Sinne, daß der Geist im wonnigen Taumel ermattend die Herrschaft verlor über den Sklaven-Körper. Der Cornet Vogelsang kämpfte mit aller Manneskraft gegen die überwältigende wollüstige Mattigkeit; er fühlte es dunkel, daß in dem Wein etwas seyn müsse, das ihn dergestalt umstrickt hatte, aber der Gedanke kam nicht mehr zum klaren Bewußtseyn, so daß er nach dem Glase griff, um durch einen feurigen Zug die überhandnehmende Schlafluft zu verscheuchen, und gerade dadurch eine immer größere Schwäche herbeiführte. Beide waren nachgerade stumm geworden; draußen wechselten die Wachen; der Profos hatte die Hände auf den Tisch, und auf die Hände sein schweres Haupt gelegt und schlummerte. Der Cornet kämpfte noch immer mit dem Schlummer, er wollte aufstehen und einen Gang durch die Kammer thun, aber es hing wie Blei an seinen Füßen und hielt ihn mit Riesengewalt fest.

Plötzlich vernahm sein Ohr, das am längsten von allen Sinnen wach blieb, ein leises Geräusch aus der Kammer des Spions, wie wenn eine Feile gehandhabt wird. Die letzten Kräfte aufbietend, rief er dem Schlafenden zu: „Profos, hört Ihr nichts?"

Der aber wäre nicht zu wecken gewesen, und wenn alle Tambours des Lagers Reveille geschlagen hätten, auch hörte das Geräusch augenblicklich auf. „Es ist nichts," sagte der Cornet, sich selbst beruhigend, und trank die letzte Neige des bösen Trankes aus. Allgemach ermattete seine letzte Kraft, und er versank in jenes Halbwachen, welches leicht über einen Ermatteten hereinbricht, wenn die Pflicht ihm zu wachen befiehlt, aber auch die Natur gebieterisch ihre Rechte fordert. Wirre Traumbilder umgaukelten seinen Geist; er sah sich daheim in der geliebten Stadt, zum festlich geschmückten Altar führte ihn der Rathsherr Preinhuber; Dorothea mit der bräutlichen Myrthe im braunen Haar trat ihm lächelnd entgegen, schon wollte sie in seine Arme sinken, da stellte sich drohend zwischen beide das blutige Gespenst Scompari-ni's; — in demselben Augenblick erwachte der Cornet durch ein lautes Gekrache. Sein Traum war aus, und es folgte einer jener lichten Momente, in denen der Geist zwar hell sieht, aber der Körper gefesselt von einer uns unbekannten geheimnißvollen Kraft nicht zu erwachen im Stande ist. So sah der Cornet jetzt deu-

lich, daß er im Todtengräberhäuschen von St. Gotthard zur Seite des schlafenden Profosen saß; er sah es, wie die Thüre, die zur Stube des Spions führte, langsam aus ihren Angeln wich, und der Spion selbst, tief in seinen Mantel gewickelt, langsam herausschlich. Eine entsetzliche Angst bemächtigte sich seiner, er wollte aufspringen, schreien, es war unmöglich, er konnte nur mit rollenden Augen dem Entweichenden folgen, der an der Thüre sich nach dem Cornet umwandte; da erkannte dieser die bleichen gespenstigen Züge Scomparini's, des Mannes, der von seiner Hand am Stephans Freidhof gefallen war; Traum und Wachen mischten sich wirr durcheinander und die Sinne vergingen ihm.

Der Spion schöpfte tief Athem, als er die freie, kühle Nachtluft einsog, die beiden Wachen, die mit gekreuzten Partisanen vor der Thüre standen, waren wirklich, wie es der Marquis vorausgesagt, die vertrauten Italiener. „Chi è là!“ fragte der Eine leise.

„Un amico in periglio,“ versetzte der Spion eben so sachte.

„Avanti!“ brummte der Soldat; die gekreuzten Partisanen trennten sich, und der Spion flog vorwärts. Wie ein flüchtiger Indianer rannte er geräuschlos durch die Zeltgassen des Lagers, und wo sein scharfes Ohr das kleinste Geräusch, sein helles Auge den geringsten Lichtschimmer bemerkte, da wich er instinktmäßig aus. So erreichte er nach etwa zehn Minuten die Raab; da plötzlich rief ihm ein aufgestellter Vorposten ein lautes: „Wer da!“ zu, und eine angeschlagene Muskete blinkte im Mondenschein. Aber schnell gefaßt, rief der Italiener: „Gut Freund!“

„Losung!“ rief der Soldat, den Hahn aufziehend.

„Herre Christus, gut kaiserlich!“ versetzte der Spion, eingedenk der Worte des Marquis.

„Passirt!“ brummte der Soldat.

Freier athmend, schlich Scomparini weiter zwischen den Weidenbüschen des Ufers, bis er eine günstige Stelle des Flusses fand. Da stürzte er sich rasch in die vom Mondschein versilberten Wellen der Raab, schwamm hinüber und erreichte in wenigen Minuten das türkische Lager.

(Fortsetzung folgt.)

Im Alsenzthale.

(Eine Mai-Wanderung von W. O. von Horn.)

(Fortsetzung.)

Ebernburg bildete mit den Dörfern Ebernburg, Feil, Bingart und Norheim eine Vogtei, deren Inhaber im zwölften Jahrhundert Graf Simon der Zweite von Saarbrücken war, welcher ein Drittheil gegen Ende dieses Jahrhunderts an Wolfram vom Steine verlieh. Die Zeit der Erbauung der Burg, wie fast der meisten, liegt im Dunkel einer Zeit, wo das Schreiben weder Sitte noch Gemeingut war. Daher fehlen die Daten. Daß sie aber so frühe schon urkundlich erscheint, deutet auf hohes Alter. Später war die Vogtei in den Händen der Grafen von Leiningen, dann der Raugrafen von Alten-Baumberg im vierzehnten Jahrhundert, die sie 1381 an den Grafen Simon von Sponheim-Kreuznach abtraten. Im Jahre 1430 überließ sie der Graf Johann, der letzte Zweig des edlen Stammes Sponheim dem Ritter Hans von Winterbach für 1200 Gulden, welche er ihm schuldete, als Pfand. Dieser trat die Pfandschaft an Dietrich Knebel von Katzenellenbogen ab und dieser mit Einstimmung der Sponheim'schen Erben an den Ritter Reinhart von Sickingen.

Obgleich Kurfürst Friedrich I., welcher auch den baden'schen Antheil der vordern Grafschaft Sponheim mit Einschluß der Vogtei Ebernburg erhielt, verordnet hatte, daß die Burg allezeit bei der Pfalz bleiben sollte, so übertrug dennoch Kurfürst Philipp, um nicht den Pfandschilling bezahlen zu müssen, die Burg und Vogtei Ebernburg seinem Obersthofmeister und Amtmanne in Kreuznach, Schweickhart von Sickingen, welchem er mit dem Pfandschilling Ebernburgs die Summe von 2100 Gulden schuldete, auf Wiederlösung mit dem Rechte der Forterbung auf männliche und weibliche Descendenten, und dieser Schweickhart, ein Mann von ausgezeichneten Talenten, war der Vater des Ritters Franz, Ebernburg seine Geburtsstätte, wie der Ort seines Ruhms und sein Lieblingsaufenthalt.

Der selbst für seine Zeit sehr gebildete Vater that Alles, was er vermochte, für seines Sohnes Bildung. Die ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit weckten und nährten seinen Geist mit edlem Wissen; die Tapfersten leiteten seine ritterlichen Uebungen und in Beiden wurde er ausgezeichnet.

Als er Mann geworden, vermählte er sich mit Hedwig von Flörsheim, einer Zierde ihres Geschlechts, eben so sich erhebend durch reine Weiblichkeit über viele ihrer Zeit, als durch Schönheit, häusliche Tugenden und geistige Bildung.

Sein Zug mit Kaiser Max gegen die Venetianer begründete den Ruf seiner Tapferkeit und Feldherrnkunst, weckte aber auch seinen Thatendurst. Seine für Recht und Gerechtigkeit glühende Seele, seine Freundestreue verwickelte ihn bald in Kämpfe und Fehden.

Seiner tapfern Hedwig die Wahrung der Burg anvertrauend, zog er gegen die Bürger von Worms. Der Landfriedensbruch mußte schlimme Folgen für ihn haben, die durch die Ränke des Rathes von Worms noch verschärft wurden. Er würde die Reichsacht nicht geachtet haben, hätten nicht die Wormser ihn um des Kaisers persönliche Achtung zu bringen keine Mühe gescheut.

In dieser Zeit traf ihn der herbste Schlag, der ihn treffen konnte. Seine geliebte Hedwig erlag der Gewalt einer schweren Krankheit. Er hatte sie geliebt mit seinem ganzen edeln, festen Herzen; darum konnte nie wieder eine Zweite in seinem Herzen Raum finden. Dieser Verlust beugte ihn tief.

Um ihn seinem Trübsinne, seinem tiefen Schmerze zu entreißen und den Kaiser zu versöhnen und zur Aufhebung der Reichsacht zu bewegen, bestimmten ihn seine Freunde, selbst nach Inspruck zu reisen, wo damals der Kaiser sich aufhielt.

Die Absicht gelang und Franz wurde wieder dem thätigen Leben, aber auch bald wieder kriegerischen Unternehmungen zugewendet.

Sein Zug gegen Lothringens Herzog, gegen die Stadt Metz mehrte seinen Ruhm. Man suchte seine Freundschaft, seinen Beistand. Pflanzte er sein Panier auf, so eilten die Landsknechte aus allen Gauen gen Ebernburg, um unter ihm zu kämpfen.

Nach Ebernburg sandte König Franz I. von Frankreich eine Gesandtschaft und ließ ihn an seinen Hof nach Amboise rufen, wo ihn französische List und Gewandtheit so sehr bethörte, daß er Frankreichs goldene Kette trug und als Feldherr in des Königs Dienste trat, wiewohl er möglichst ein freies Bewegen sich vorbehielt. Lange aber trug er diese Knechtschaft nicht. Er warf sie bald wieder ab.

Nach seiner Rückkehr fing er die Fehde mit der Reichsstadt Frankfurt am Maine an und mit Hessen; zog dann gegen Herzog Ulrich von Würtemberg, durch alle diese Fehden seinen Ruhm, seine Macht, seinen Einfluß und seinen Reichthum mehrend.

Doch nicht bloß mit dem Schwerte vermochte Franz zu handeln. Seine geistige Kraft, Gewandtheit und Umsicht bewies er auch auf dem diplomatischen Gebiete. Seiner Thätigkeit und seinem vielvermögenden Einflusse verdankte fast großentheils Kaiser Karl der Fünfte seine Erhebung auf den Kaiserthron deutscher Nation. Franz war nicht ehrgeizig genug, für sich selbst zu wirken, denn manches Auge war auf ihn bei der Kaiserwahl gerichtet.

Karl V. belohnte seine Dienste mit der kaiserlichen Feldhauptmannschaft.

Einem Geiste, wie dem seinen, konnten jene Regungen nicht fremd bleiben, die von Wittenberg aus die Welt zu bewegen begannen. Befreundet den edelsten Männern des deutschen Volkes, wurde er bald eingeweiht in jene Ideen, welche Luther vertrat. Ihm waren die Gebrechen der Kirche an Haupt und Gliedern nicht fremd; ihm war die unnatürliche Macht der Hierarchie ein Gräuel. Auf dem Gebiete des Glaubens einen Herrscher zu erkennen, widerstrebte seinem Geiste. Darum huldigte er Luther'n, darum bot er ihm eine Zufluchtstätte auf seiner Burg an, darum ließ er schon ihm Jahre 1523 in seiner Capelle die neue Lehre predigen, darum sah er Melanchthon, Aquila, Bucer, Schwebel und Ecolampadius bei sich auf der Burg und gab dem edeln Ulrich von Hutten in ihren Mauern eine Zufluchtstätte.

(Fortsetzung folgt.)

Die ungarischen Instrumental-Sänger.

Diese Virtuosen aus dem Magyarenlande sind im Besitz einer ganz eigenthümlichen Kunstfertigkeit. Sie singen nämlich Lieder ohne Worte, welche abwechselnd von dem Einen oder dem Andern derselben durch Imitationen von Instrumenten begleitet werden, indem sie mit dem Munde das Waldhorn, die Oboe, das Cello u. a. nachahmen. Diese Leistungen von Leuten, welche demnach Sänger und Instrumente in Einer Person vereinigen, sind neu und originell. Ihre Lieder ohne Worte, ungarische National-Weisen, sind bald ernst und getragen, bald leidenschaftlich und stürmisch, und werden mit eben so viel Kraft und Energie, als mit Zartheit und Anmuth vorgetragen, wobei die technische Fertigkeit, Präcision, Sicherheit und Reinheit ihrer meist vierstimmigen Produktionen kaum etwas zu wünschen übrig lassen, und ein höchst fleißiges und sorgfältiges Einstudiren bekunden. Das Ganze macht, durch eine geschmackvolle Nationaltracht der Sänger noch gehoben, einen recht befriedigenden Eindruck, der auch bei den bereits stattgehabten zwei Vorstellungen auf der Frankfurter Bühne, welche man mit der lebhaftesten Anerkennung entgegennahm, nicht verfehlt wurde. Gehören auch die Leistungen dieser Virtuosen, der HHn. Weiß, Zörer, Schwarz und Grunzwag nicht dem Gebiete der höheren Kunst an, sondern sind es nur Kunstfertigkeiten oder, wenn man will, musikalische Kuriositäten, so erhebt sie doch die Vollendung und Sorgfalt der Ausführung zu einer des Beifalls würdigen Beachtung. Wollte man einwenden, daß diese Produktionen zum Ueberflüssigen gehörten und der Kunst keinen Vorschub leisteten, so mag dies wahr seyn, aber auf wie Vieles noch wäre es mit gleichem Rechte anzuwenden in unserer Zeit der Uebervölkerung und des Luxus, der Vergnügungs- und der Neuerungssucht, in unserer Zeit, wo Tausende nach Erwerb und nach Ruhm ringen, von denen aber leider! nur Wenigen die launige Fortuna ihre Gunst zuwendet. Möge sie den ungarischen Instrumental-Sängern auf deren ferneren Kunstreise freundlich und gewogen seyn! W.

Mannichfaltigkeiten.

(Basel.) Laut Berichten aus Freiburg im B. ist der Gauner, welcher vorgestern den Diebstahl im Bureau eines hiesigen Geldwechslers verübte, daselbst nebst einem Gehülfen verhaftet worden.

In Elberfeld ward unlängst von dem vor allen deutschen Bühnenvorständen durch seinen Eifer für die Werke jüngerer Dichter rühmlichst sich auszeichnenden Theater-Unternehmer Brauer ein neues Lustspiel von R. Benedix, „Der Vetter" zur Aufführung gebracht.

Eines Morgens kam zu Haydn während seines Aufenthalts zu London ein Schiffskapitän und fragte: „Sind Sie Hr. Haydn?" Ja! „Können Sie mir einen Marsch zur Erheiterung meines Schiffsvolkes componiren? Ich zahle Ihnen dreißig Guineen für Ihre Mühe, allein ich muß ihn noch heute haben, weil ich morgen nach Calcutta abreise." Haydn versprach es. Als der Seefahrer sich entfernt hatte, setzte sich Haydn zum Klavier, und in einer Viertelstunde war der Marsch fertig. Er hielt aber eine so große Summe (!) für eine solche Kleinigkeit zu unbillig, ging Abends bei Zeiten nach Hause und schrieb noch zwei Märsche, um dem freigebigen Kapitän entweder die Wahl zu lassen oder sie ihm alle drei zu geben. Der Kapitän kam erst am Morgen des andern Tages. „Wo ist mein Marsch?" Hier. „Spielen Sie mir ihn doch ein Mal vor." Haydn spielte ihn. Der Kapitän zahlte dreißig Guineen auf das Fortepiano ab, nahm seinen Marsch, empfahl sich und ging die Treppe hinunter. Umsonst rief ihm Haydn nach: Ich habe noch zwei andere Märsche für Sie componirt, welche meiner Ansicht nach besser sind. Kommen Sie herauf, sie zu hören, und zu wählen. „Ich bin mit einem Marsche zufrieden," donnerte der Kapitän herauf und kehrte nicht um. Ich will sie Ihnen schenken, schrie Haydn. Der Kapitän ging desto schneller und ließ Haydn auf der Treppe stehen. Was that Haydn? Er ging auf die Börse, erkundigte sich nach dem Namen des Schiffes, welches nach Calcutta gehen sollte, rollte seine Märsche zusammen, und schickte sie mit einem höflichen Briefchen an den Kapitän desselben. Bald darauf empfing er das Päckchen unerbrochen von dem phlegmatischen Engländer wieder zurück. Der Componist zerriß alsogleich die Papiere in Stücken. Haydn wurde auch bei Hofe freundlich aufgenommen. Uebrigens trug er aus England fünfzehntausend Gulden weg. Mit der „Schöpfung" und den „Jahreszeiten" allein verdiente er sich beinahe tausend Pfund Sterling.

(Die Kunst, Bettler abzufertigen.) Niemand wußte besser die Armen mit einer Seifenblase abzuspeisen, als der Einnehmer N. in N. „Kann er vierundzwanzig Pfennige wiedergeben?" so fragte er den Ansprechenden und zeigte ein Zweigroschenstück. Doch wehe dem Armen, der sie, oder noch mehr hatte. Eine Fluth von Scheltworten ergoß sich über ihn, daß er es wage, bei so vielem Gelde zu betteln. Und der, der nicht so viel hatte? — Ihn entließ er mit Bedauern darüber, daß er nicht wechseln könne.

Nach einer der Generalstaaten gemachten Mittheilung betrug die Bevölkerung des Königreichs der Niederlande mit Limburg, aber ohne Luxemburg, Anfangs dieses Jahres 3 Millionen 19,766 Seelen, 32,196 mehr als Anfangs vorigen Jahres.

Ueber die Nichtzulassung des Hrn. Predigers Dr. Rupp als Abgeordneten bei der Generalversammlung des Gustav-Adolf-Vereins zu Berlin.

Von Dr. K. Zimmermann, Hofprediger.

Was zu erwarten war, ist geschehen: die Nichtzulassung des Hrn. Predigers Dr. Rupp als Abgeordneten hat unter vielen Mitgliedern des Gustav-Adolf-Vereins große Aufregung hervorgebracht. Wäre es daher nicht schon überhaupt die Pflicht eines Abgeordneten, bei der Zurückkunft von seiner Sendung Kunde zu geben von deren Erfolge, so erscheint es

mir diesmal doppelt als Pflicht. So oft mich bisher das Vertrauen der Vereinsmitglieder zu den Generalversammlungen sandte, habe ich nach meiner Rückkehr durch einen öffentlichen Vortrag meiner Pflicht zu genügen gesucht. Es sey mir diesmal vergönnt, diese Pflicht in Betreff des in der Ueberschrift genannten Gegenstandes durch das Mittel des Drucks zu erfüllen. Wenn ich dabei genöthigt bin, öfter von mir selbst zu reden, so möge man dies mit der Sache entschuldigen und mit dem mir natürlichen Wunsche, offen darzulegen, wie ich Alles gethan habe, um meiner Pflicht, meiner Liebe zu dem Vereine und meinem Gewissen zu genügen. Hiermit lege ich denn selbst die Rechenschaft ab, zu der nach der Mannheimer Abendzeitung die Mitglieder des Vereins in meinem nächsten Vaterlande mich ziehen wollen. Ob ich mich in dieser Rechenschaft auf die Hofkirchen verstehe und darin ihre Rechte zu wahren wisse, wie das genannte Blatt meint, das mögen Andere entscheiden. — Als im Jahr 1843 auf der Generalversammlung zu Frankfurt a. M. die Statuten des Gesammtvereines festgestellt wurden, hatte man die ausdrückliche Bestimmung vorgeschlagen: „sectirerische oder separatistische Gemeinden sind von der Unterstützung ausgeschlossen.“ Da man aber eine nähere Bezeichnung der zu unterstützenden Gemeinden (lutherische, reformirte und unirte) gab, so erklärte man ausdrücklich, daß hiermit die Secten schon an und für sich ausgeschlossen seyen, und ließ jede weitere Bezeichnung derselben weg. Um jedoch die Unterstützung der armen, bedrängten Waldenser, einst der Vorläufer der Reformation, möglich zu machen, wurde der Zusatz zu §. 2 beschlossen: die Wirksamkeit des Vereins umfaßt auch solche Gemeinden, „welche ihre Uebereinstimmung mit der evangelischen Kirche sonst glaubhaft nachweisen können“, (vgl. darüber den Bericht des Centralvorstandes über die Frankfurter Generalversammlung, S. 19, 20). Ich erwähne dies, um zu zeigen, theils daß jene Versammlung die Secten ausgeschlossen hat, theils daß sie, wenn in § 1 es heißt: „der Verein ist eine Vereinigung aller derjenigen Glieder der evangelisch-protestantischen Kirche, welchen die Noth ihrer Brüder zu Herzen geht“, unter der evangelischen Kirche nur die lutherische, reformirte und unirte verstanden wissen wollte. Als ich am 31. October 1841 den von Gott so wunderbar gesegneten Aufruf an meine evangelischen Glaubensbrüder richtete, damals freilich war das mir vorschwebende Ziel noch ein weiteres, es war die evangelische Kirche im weitesten Sinne des Worts, an die ich mich wendete, ich hatte auch die Secten im Auge. Die Frankfurter Generalversammlung entschied jedoch anders, schloß die Secten aus und bestimmte den Begriff der evangelisch-protestantischen Kirche durch den Zusatz „lutherische, reformirte und unirte Kirche“ auf's genaueste, nicht nach den in ihnen herrschenden verschiedenen Glaubensansichten, sondern danach wie sie nach diesen Namen in die äußere Erscheinung getreten sind. — Auf der Generalversammlung zu Göttingen im Jahre 1844 schlug man zwar eine nähere Erklärung, den Zusatz eines bestimmteren Erkennungszeichens für das vor, was evangelisch-protestantische Gemeinden seyen; allein weil dieß nur möglich gewesen seyn würde durch Bestimmungen über die Glaubensansichten, und weil solche Bestimmungen in den Statuten eines Vereins keine Stelle finden dürfen, welcher zu einem heiligen Werke der Liebe die Anhänger der verschiedenen auf dem Gebiete der evangelischen Kirche in dem oben angedeuteten Umfange bestehenden Glaubensansichten vereinigen will, so wurde jener vorgeschlagene Zusatz verworfen. — Im Jahre 1845 empfahl man auf der Versammlung zu Stuttgart die Deutsch-Katholiken zur Unterstützung des Vereins. Aber wenn auch dieselben in manchen Punkten ihre Uebereinstimmung mit der evangelischen Kirche nachweisen mögen, so konnte man sich doch nicht zur Annahme jenes Vorschlags bewogen finden, weil die Deutsch-Katholiken der evangelisch-protestantischen Kirche nicht angehören. Man konnte aber ebensowenig die Deutsch-Katholiken, wie die Anhänger protestantischer Secten als eigentliche Mitglieder des Vereins betrachten, wenn man nicht von dem einmal ausgesprochenen Grundsatze des Vereins abgehen wollte. — Somit blieb der Verein bisher immer auf seinen Statuten stehen, die er sich selbst gegeben und deren Bestätigung er erhalten hat. Nimmer hätte es der Verein gestattet, wenn auf einer seiner früheren Versammlungen der Anhänger einer Secte oder ein Glied der deutsch-katholischen Kirche als Abgeordneter eines Vereins erschienen wäre. Erst die jüngste Generalversammlung zu Berlin sollte in den Fall kommen, in dieser Beziehung eine Entscheidung abgeben zu müssen, eine Entscheidung, die gerade in unserer Zeit, da die Gemüther so erregt sind in Sachen des Glaubens, um so bedenklicher für den Verein erscheinen mußte! Der Hauptverein der Provinz Preußen zu Königsberg hatte den Hrn. Prediger Dr. Rupp zu einem seiner Abgeordneten erwählt. Derselbe ist bekanntlich in Folge von Streitigkeiten, in welche er mit dem Consistorium zu Königsberg gerathen ist, von seiner Stelle als Divisionsprediger entlassen worden, aus der evangelisch-protestantischen Kirche seines Landes ausgetreten und hat die Anhänger seiner Ansichten zu einer „freien evangelischen Kirche“ gesammelt, deren Prediger er ist. — Der Centralvorstand des Vereins zu Leipzig vernahm aus den öffentlichen Blättern diese Wahl und richtete durch Umschreiben an die außerhalb Leipzigs wohnenden Mitglieder des Centralvorstandes die Frage, was hierbei zu thun sey. Der von mir in meiner Eigenschaft als Centralvorstandsmitglied gemachte Vorschlag, an Hrn. Dr. Rupp, der mir immer als ein Ehrenmann sey geschildert worden, sich vertrauensvoll mit der Bitte zu wenden, in Rücksicht auf den Frieden in dem Vereine, dem auch er von Anfang an seine Liebe zugewandt und der sich bisher von allem Glaubensstreite glücklich ferne gehalten habe, der aber durch sein Erscheinen in seinem Frieden gefährdet sey, nicht als Abgeordneter aufzutreten, wurde angenommen. Dem Centralvorstandsmitglied zu Königsberg, Hrn. Prediger Dr. Voigdt, wurde der Auftrag ertheilt, mit Hrn. Dr. Rupp zu unterhandeln. Das betreffende Schreiben an Hrn. Dr. Voigdt, so wie ein anderes, das ich mir noch besonders an Hrn. Dr. Rupp zu richten erlaubte, trafen in Königsberg ein, als der Letztere bereits eine Reise an den Rhein angetreten hatte. — Am 7. Sept. Morgens hielt der Centralvorstand auf dem Berlinischen Rathhause seine erste Sitzung. Hier wurde nun die Angelegenheit, die Aller Herzen beschäftigte und deren Ausgang Alle um des Vereines willen mit Bangen entgegen sahen, mit der größten Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit nach allen Seiten hin besprochen und erwogen. Da von mehreren Vereinen Einspruch gethan worden war gegen die Wahl des Hrn. Dr. Rupp, so war es nicht möglich, wie Andere, wie namentlich auch die Mitglieder des engeren Verwaltungsrathes zu Darmstadt mit mir gewünscht hatten, die ganze Sache mit Stillschweigen zu umgehen, sie mußte zur Sprache kommen. Hr. Dr. Rupp hat eine außer der evangelisch-protestantischen Kirche seines Landes stehende Gemeinde gegründet, ist ihr Prediger, hatte zwar zu der Zeit, da die Wahl zum Abgeordneten auf ihn gefallen war, durch eine Einsprache gegen seine Entlassung als Divisionsprediger seine Trennung von der Kirche eine Zeit lang wieder aufgegeben, dann aber diese Einsprache, ehe Entscheidung erfolgt war, wieder zurückgenommen, hatte also auf's neue das Band mit der evangelisch-protestantischen Kirche gelöst. Dies Alles führte von den zwölf anwesenden Centralvorstandsmitgliedern zehn zu der Ueberzeugung, daß Hr. Dr. Rupp auf Grund der Statuten nicht als Abgeordneter zugelassen werden dürfe. Die beiden Männer, Hr. Prediger Dr. Voigdt aus Königsberg und Hr. Oberlandesgerichtsrath Weißenborn aus Halberstadt, welche für die Zulassung sprachen, faßten theils die evangelisch-protestantische Kirche in einer weiteren Bedeutung, als sie die Statuten gefaßt haben, auf deren Grund der Verein bestätigt ist, theils stellten sie in Abrede, daß Hr. Dr. Rupp mit dem Ausscheiden aus der evangelisch-protestantischen Kirche seines Landes auch aus der evangelischen Kirche im Allgemeinen ausgeschieden sey. Doch stimmten diese beiden Männer dem von mir gemachten Vorschlage bei, eine Deputation an Hrn. Dr. Rupp, der nun in Berlin angekommen war, zu senden und ihn zur Niederlegung seines Auftrags zu bewegen. Zu Deputirten wurden gewählt der Präsident des Centralvorstands, Superintendent Dr. Großmann aus Leipzig, Professor Dr. Suckow aus Breslau, Kirchenrath Schulz aus Wiesbaden und der Unterzeichnete. Die Deputation begab sich zu Hrn. Rupp. Superintendent Dr. Großmann eröffnete demselben die Absicht unseres Kommens, entwickelte die Besorgnisse des Centralvorstandes bei seinem Erscheinen und bat mit eben so großer Herzlichkeit, als Dringlichkeit, er möge im Interesse des Vereins seinen Auftrag nicht ausüben. Die übrigen Mitglieder der Deputation vereinigten ihre Bitten mit denen des Präsidenten und boten Alles auf, Hrn. Dr. Rupp zum Rücktritt zu vermögen. Hr. Dr. Rupp jedoch theilte die geäußerten Besorgnisse nicht, glaubte, einen Rücktritt mit der übernommenen Pflicht nicht vereinigen zu können und bat, ihm die Erfüllung dieser Pflicht nicht so schwer zu machen. So schieden wir von Hrn. Dr. Rupp mit tiefem Schmerze und überzeugt, daß, wie auch die Sache sich gestalten werde, dem Vereine eine große Gefahr bevorstehe, aber doch in der beruhigenden Ueberzeugung, alles Mögliche gethan zu haben, um diese Gefahr abzuwehren.

(Schluß folgt.)

Main-Wasserwärme: 20. Sept., Morgens, 8 Uhr: 13 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 20. Sept. Die Favorite, große Oper in 4 Abth., Musik von Donizetti. (Gastrolle) Alphonse: Hr. Basse, vom k. k. Theater an der Wien. Mit aufgehobenem Abonnement.

Montag, 21. Sept. Stadt und Land, oder: Der Viehhändler aus Oberösterreich, Posse mit Gesang in 2 Abth., von F. Kaiser, Musik von A. Müller.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 262. Dienstag, den 22. September 1846.

Der Bauherr.

Historische Novelle von Anton Langer.

(Fortsetzung.)

9. Die Schlacht von St. Gotthard.

Der Morgen des 1. August 1664 dämmerte herauf, und eine allgemeine Bewegung in beiden Lagern verrieth, daß endlich der entscheidende Tag gekommen war, von welchem Wiens und vielleicht der ganzen Christenheit Rettung abhing. Durch eine unbegreifliche Unvorsichtigkeit — besser Unterrichtete sagten durch Verrätherei, — hatten in der Nacht einige tausend Türken oberhalb des kaiserlichen Lagers die Raab übersetzt, und sich daselbst augenblicklich bis an die Zähne verschanzt. Als die ersten Strahlen der Sonne im Ost hervorblitzten, da stand bereits Alles gerüstet; die Zelte waren abgebrochen, Weiber und Kranke rückwärts zur Bagage gebracht, und schweigend, nur von Zeit zu Zeit durch einen Trommelschlag oder Trompetenruf die tiefe Ruhe störend, entfalteten sich die Regimenter, einrückend in die Schlachtlinie und des kommenden Kampfes gewärtig. Auf einem kleinen Hügel unweit St. Gotthard, hielt der kaiserliche Feldherr Graf Raimund von Montecucuii. Er war klein und mager, Gesichtsfarbe und Ausdruck italienisch, seine dunklen Augen hatten etwas Melancholisches, zugleich aber war über die ganze Gestalt eine gewisse Feinheit und Zierlichkeit ausgebreitet, die eher auf einen Staatsmann, als auf einen Krieger schließen ließ. Er sah mit ernsten Blicken auf die vor ihm ausgebreitete Karte, um ihn standen die beiden französischen Befehlshaber mit ihren Oberoffizieren, der Kommandant der Reichsarmee Hohenlohe, und die kaiserlichen Generale Heister, Souches, Colloredo, Altringer und Spork.

Montecuculi erhob das Haupt. „Wißt Ihr, Ihr Herren,“ fragte er, „daß der Spion, den man gestern eingebracht, und von dem wir wichtige Kunde mit Recht erwarteten, heute entwischt ist, und der Cornet und der Profos, denen seine unmittelbare Bewachung anvertraut war, im tiefsten, todtenähnlichen Schlaf gefunden wurden?“

„Die Kugel für die Hunde!“ braus'te der wilde Spork auf.

„Ruhig,“ versetzte Montecuculi, „ich ahne hier ganz andere Dinge, und nehme mir vor, nach der Schlacht den ganzen Hergang der Sache zu untersuchen.“

Spork verneigte sich. In diesem Augenblicke vernahm man gedämpft durch die beträchtliche Entfernung, den Schall der türkischen Heerpauken und das wilde Geschrei: „Allah il Allah!“ Montecuculi's Blicke funkelten, und mit bewegter Stimme sprach er zu den Generalen: „Meine Herren, zu spät wäre es, wenn ich jetzt noch Instruktionen im Detail geben wollte; also kann ich Ihnen nur ein paar Worte im Allgemeinen sagen. Bedenken Sie, daß die Augen der Christenheit auf uns gerichtet, daß wir bestimmt sind, das herrliche Wien und mit ihm ganz Deutschland zu retten vor den Gräueln viehischer Raub- und Zerstörungssucht. Bedenken Sie, daß wir bestimmt sind, den Ruhm der kaiserlichen und französischen Waffen, und was noch mehr ist, den Ruhm der Religion Christi zu verfechten, auf daß sein heiliges Kreuz nicht gezwungen werde, zu weichen vor dem Halbmonde der heidnischen Moslim. Ich kann nicht mehr sagen, als: Thun Sie Ihre Pflicht, meine Herren! Und nun mit Gott an unsere Posten!“

Die Generale flogen rechts und links davon, mit klingendem Spiele und geschwenkten Fahnen empfingen sie ihre Truppen. Also aber stand die Schlacht. Breit gegen die Raab, welche hier einen einwärts gebogenen Winkel bildete und durch das jenseitige etwas höhere Ufer den angreifenden Türken einen kleinen Vortheil gab, stand die Reichsarmee, ein stattliches aber etwas buntgewürfeltes Heer, zusammengetragen aus Nord und Süd. Sie bildeten das Centrum; aber Montecuculi, der die Unzuverlässigkeit dieser neu geworbenen Leute kannte, gab ihnen einen kräftigen Halt dadurch, daß er sich selbst als Kommandant zu ihnen stellte. Den rechten Flügel bildeten die Kaiserlichen, geführt von den oben genannten Generalen, ein tüchtiges Truppenkorps, gleichmäßig und eisern in jeder Bewegung, eingeübt in der schrecklichen Schule des dreißigjährigen Krieges; am linken Flügel kommandirten Coligny und Feuillade die Franzosen, junges, feuriges Volk, das sich vor Ungeduld nicht zu fassen wußte, und am liebsten dem Feind über die Raab entgegen gegangen wäre. Etwa eine Viertelstunde hinter der Schlachtlinie hielt der Markgraf Hermann von Baden, mit der aus kaiserlichen und Reichstruppen bestehenden Reserve. Die Haupttreffen sowohl, als das Reservekorps, war mit Feldgeschütz hinlänglich versehen, und zwischen den einzelnen Truppenabtheilungen hielten die beutelustigen Schaaren der Croaten und Husaren auf ihren flinken Rößlein, die übrige Kavallerie war regimenterweise eingetheilt. So geordnet und durch die Raab, welche am schmalsten Punkte noch wenigstens zwölf Schritte breit war, in der Fronte gedeckt, erwarteten die Kaiserlichen den Angriff der Türken.

Unter Vorpostengefechten verging die Zeit, bis gegen neun Uhr, da erschien der Großvezier Achmet Kiupelli mit der türkischen Hauptmacht auf der Höhe des jenseitigen Ufers. Es war ein furchtbarer Anblick, diese zahllosen Schwärme mit den fremdorientalischen, fanatischen, todesmuthigen Gesichtern zu schauen, die unter wildem Allahruf, nicht scheuend das mörderische Feuer, das sie von allen Seiten empfing, den Fluß übersetzten und mit rasender Wuth das Centrum des christlichen Heeres angriffen. Eine Zeitlang hielten die Reichstruppen den ungestümen Angriff aus; aber die Uebermacht ist auf der Seite des Großveziers; schnell und ununterbrochen wechselt er die Reihen seiner Janitscharen mit frischen kampflustigen Truppen, während die Reichsarmee mehr und mehr ermüdend jeden neuen Angriff immer schwächer zurückweist und endlich sich langsam, bald aber immer schneller und schneller zurückzieht, daß endlich das Centrum wankt und sich auflös't in ra-

sende Flucht. Vergebens opfern sich die kaiserlichen Regimenter Nassau und Schmidt, indem sie sich dem Feinde entgegenstürzen; umsonst werden ihre wackersten Männer von den feindlichen Kugeln niedergerissen; die Flucht der Reichstruppen wird immer allgemeiner; Feuillade auf schaumbedecktem Rappen sprengt laut fluchend an Montecuculi heran, und ruft ihm zu: „Diese feigen Deutschen bringen uns um den Tag. Alles ist verloren!" Montecuculi's Miene war todtenbleich, er wußte nur zu gut, was auf dem Spiele stand, und daß man, wenn dieses Heer geschlagen war, dem Feinde kein zweites entgegen zu setzen hatte; dennoch antwortete er ruhig und kalt dem lärmenden Franzosen: „Noch nicht, Monsieur! Gott wird uns schützen!"

(Fortsetzung folgt.)

Im Alsenzthale.

(Eine Mai-Wanderung von W. O. von Horn.)

(Fortsetzung.)

Eine der letzten, aber auch die unglücklichste Fehde Franzen's war die gegen den Erzbischof von Trier. Sein Heer betrug zehntausend Mann Fußvolk und fünftausend Reiter. Die Fehde wandte sich für Franz unglücklich. In Landstuhl, seiner festen Burg, belagerten ihn die verbündeten Helfer des Trierer's, und dort fand Franz seinen Tod.

Die Ebernburg belagerten sie darauf, welche der Schenk von Tautenberg vertheidigte. Die Burg erlag der Uebermacht und die Herberge der Gerechtigkeit, wie Luther Ebernburg genannt, fiel und wurde verbrannt. Erst nach zwanzig Jahren erhielten Sickingens Söhne sie zurück und bauten sie wieder auf; aber nach manchen Geschicken kam die Burg an die Pfalz, nachdem die rechte Erblinie des Hauses ausgestorben war. Im Orleans'schen Verheerungskriege nahmen sie die Franzosen und befestigten sie mit neuen Bastionen; aber nach dem Kriege wurde sie geschleift. Als französische Domaine wurde sie in der Revolutionsperiode veräußert und kam so in Privatbesitz.

Durch Herrn Günther's Restauration ist sie ein Lieblingsaufenthalt der Kurgäste des nahen Kreuznacher Bades und ein schönes Ziel für Ausflüge der Bewohner der Umgegend geworden.

Als vor kurzem der Bischof Arnoldi von Trier in Kreuznach firmelte und die Huldigungen empfing, die um so brillanter waren, als gerade dort der Deutschkatholizismus an der Nah eine feste Wurzel geschlagen und die römische Hierarchie sich in ihrem vollen Glanze und in ihrer Macht zeigen wollte, besuchte derselbe, wie man mir hier erzählte, auch die Ebernburg.

Welche Gedanken mögen da in der Seele des Trierer Bischofs sich bewegt haben! Trat doch sein Fuß auf die zerstörte Wohnstätte des Mannes, der einst Trier erbeben gemacht.

Wenn auch die weltliche Macht des Trierer Stuhles zertrümmert ist, welch' ein hierarchischer Triumph lag doch in dem Momente! Item — es liegt viel Stoff zu Betrachtungen anderer Art daneben und ich hab' ihn in meiner Seele ausgesponnen nach Länge, Breite und Tiefe, und habe die Zeit gesegnet, in der wir leben. — —

Nachdem ich mich bei dem Wirthe erquickt, stieg ich von der Höhe herab, um im heißen Sonnenstrahle weiter zu wandern.

Ein liebliches Thal nahm mich auf. An der Mühle vorüber, die so heimlich im Baumgrün liegt, zur Seite der sanfthinschleichenden Alsenz, erreichte ich das Dörfchen Alten-Baumberg, das zu den Füßen der stolzen Burg gleichen Namens liegt, welche jenseits der Alsenz auf hohem Bergesgipfel thront. Dunkles Nadelholz beginnt die sterile Höhe zu bedecken, aus dessen tiefgesättigtem Frühlingsgrün das frische Hellgrün der Buchen und anderen Gesträuchs freundlich heraus sah.

Von der Westseite ist der Burg nicht beizukommen. Man muß aber die Alsenz (ihr mittelalterlicher Namen ist urkundlich „Alisontia") am Ende des Ortes hinüber, läßt auf mäßiger Anhöhe die Ruinen der Burg Treuenfels rechts liegen und steigt dann von der Südostseite die bedeutende Höhe hinan, was in diesen heißen Tagen eben kein Kinderspiel zu nennen ist.

Auch jetzt noch, in ihren Trümmern, ist ihr nicht leicht beizukommen, und doch wird keine Steinkugel geschleudert, kein Pfeil schwirrt, kein Feind, es seyen denn neidische Schlehenbüsche und tapfere Brombeerranken, die sich mit unbesiegbarem Muthe mit ihren spitzigen, gekrümmten Dornen in die Kleider einkrallen, macht sonst ihn den Eingang streitig. Wie mag es erst gewesen seyn, als da oben Tapferkeit und Muth mit allen Hülfsmitteln jeweiliger kriegerischer Kunst den Zugang streitig machte? Ich stellte mir beim Anblicke dieser festern Mauern recht lebendig die Kriegsweise jener Tage vor und maß den persönlichen Muth jener Zeit gegen die Kanonen unserer Tage ab — und — uns're Zeit gewann nichts bei der Parallele.

Drei einzelne Burgen sind noch deutlich zu unterscheiden, die in sich verbunden und von thurmbewehrten, riesigen Mauern umschlossen, die Familien der Raugrafen herbergten, die einst hier, um mit Luther zu reden, „ihr Wesen hatten". Und was mag das für ein Wesen gewesen seyn? Roh, wie die Zeit, die Sitte, die Menschen! Aber dennoch hat es ihnen wohl an Gemüthlichkeit nicht gefehlt und — wenn man zwischen unsern verfeinerten, übertünchten Formen, unserer nur nach Comfort und Genuß ringenden, rasch lebenden, die Zeit todtschlagenden Menschlein und jenen Kraftmensch abermals parallelisiren wollte, gerecht und rücksichtslos — wie möchte das Urtheil ausfallen? Und doch — ist's wie der Dichter sagt: „Der Lebende hat Recht!"

Es sind noch immer mächtige Mauerwerke, die hier dem Zahne der Zeit trotzten, der nun schon so manches Jahrhundert d'ran nagt und noch wenig ausgerichtet hat, abgesehen von jener gewaltsamen Zerstörung, welche die Menschenhand ausübt.

Der Ursprung der Burg liegt in grauer Vorzeit. Ihr Namen hat manchen Wechsel in der Schreibart erfahren, ehe er sich feststellte. Sie hieß: Boimeburg, Boimeneburg, Boimburg, Boineburg.

Daß dieser bedeutende Complex von Bauten nicht auf einmal, nicht in Einem der Zeiträume ihres Daseyns entstand, bedarf keiner Erwähnung. Familienerweiterung forderte gebieterisch Raumerweiterung. Unschwer ist's auch, die ältesten Theile von den spätern auf den ersten Anblick zu unterscheiden.

Im Jahr 1129 wird zuerst der Burg gedacht. Damals bewohnte sie Emich VI., Oberrichter des Nahgau's und Graf desselben. Daß er sie erbaut, ist nicht gesagt, und vielmehr zu vermuthen, daß schon seine Vorväter, die fünf frühern Emiche, die gleiche Würde besaßen, hier, wenn auch nur theilweise, gewohnt, vielleicht Einer derselben sie erbaut. Er nannte sich: Graf von Boymeneburg.

Dieser Emich starb bald nach dem Jahre 1139 und die Burg fiel seinem zweiten Sohne Emich VII. zu, welcher um das Jahr 1146 die Raumburg Neueburg bei Kirn verließ und diese Burg bezog, welche damals Bomeneburg genannt wurde. Er wurde der Stifter der sogenannten Ru- oder Raugrafen (comites hirsuti im mittelalterlichen Lateine genannt, daß aber die Bedeutung des Namens eine ganz andere war, versteht sich von selbst) indem seine Enkel, Rupert und Gerhard, jener der Stammvater der Neu-Baumbergischen, dieser der Alten-Baumbergischen Linie dieses Grafengeschlechts wurde.

Dieser Rugraf oder Raugraf Gerhard, dessen Vater, Conrad I., Emich's VII. ältester Sohn gewesen zu seyn scheint, der im Jahre 1208 urkundlich vorkommt, hatte zwei Söhne, Conrad II. und Gerhard und eine Tochter Namens Jutta, welche an einen Grafen von Homburg vermählt war. Sie wurde mit einem Theile der Burg

Alten-Baumberg ausgestattet, und von diesem Zeitpunkte beginnt auch hier die sich mehr und mehr fortab erweiternde Ganerbschaft oder der Gemeinbesitz mehrerer verwandter Geschlechter an der Burg durch eigene Wohnsitze, „Burgseß" genannt. Gerhard wurde Domherr zu Worms und Propst des dortigen Sanct-Pauls-Stiftes, und Conrad pflanzte diese Linie des alten Stammes fort. Sein Sohn Conrad III. bewittumte im Jahre 1257 seine Gemahlin Ida, eine Wildgräfin von Kyrburg, unter Anderem mit dreihundert und fünfzig Pfund Heller auf die Gefälle des Schlosses Alten-Baumberg. Er hatte drei Söhne, Georg I., Conrad IV. und Johann, welcher Domherr zu Mainz und Propst zu Aschaffenburg war und zwei Töchter, deren Namen jedoch unbekannt sind, von denen Eine mit dem Raugrafen Rupert V. von Neuen-Baumberg, die Andere mit (dessen Bruder) dem Grafen Heinrich V. von Homburg vermählt war und wahrscheinlich wieder alle Zweie mit Theilen der Burg und ihrer Gefälle ausgestattet waren.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

In dem letzten Rechnungsjahr vom 6. Nov. 1844 bis dahin 1845 betrugen die in die Centralkasse des Gustav-Adolph-Vereins geflossenen Jahresbeiträge der Vereine, worunter die Kapitalzinsen und zum größeren Theil auch die von den Vereinen unmittelbar zu vertheilenden Drittheile ihrer Einnahmen nicht mit eingeschlossen sind, 95,000 fl. Vom 6. Nov. 1845 bis zum 15. Aug. 1846 waren bei der Centralkasse bereits eingegangen 95,600 fl., wobei zu bemerken ist, daß die Jahresbeiträge von mehreren bedeutenden Vereinen noch nicht abgeliefert waren, welche nach den vorjährigen Beiträgen zu urtheilen, sich ungefähr auf 18,000 fl. belaufen werden. Die höchsten Beiträge liefern die Hauptvereine zu Berlin, Leipzig, Stuttgart und in der preußischen Provinz Sachsen. Die reichsten Gaben erhielten im letzten Rechnungsjahr die Gemeinden zu Boschin Ribnick und Deutsch Gablenz in Böhmen, zu Brünn, Groß-Lhotta in Mähren, zu Laoz und Oberschützen in Ungarn, zu Hallstadt, Linz und Wels in Oesterreich, zu Boppard in Rheinpreußen. Im Ganzen wurden 65 Gemeinden unterstützt. Der Kapitalfond des Vereins beläuft sich auf 46,768 fl.

Als Scala der Glaubwürdigkeit von Zeitungsnachrichten dürfte folgende Zusammenstellung von beliebten Einleitungsworten dienen: Eine krasse Zeitungsente ist folgende Geschichte.. — Wohl nur auf einer Mystification beruht es.. — Etwas fabelhaft klingt..— Dunkle Gerüchte gehen von Mund zu Mund...... — Hier und da munkelt man.. — Unverbürgten Nachrichten zufolge.. — Einem on dit zufolge.. — Es soll sich zugetragen haben.. — Es geht das Gerücht.. — Man erzählt sich.. — Einige Zeitungen wollen wissen..— Einer Privatmittheilung zufolge..— Es verlautet.. — Einigen Glauben findet hier und da das Gerücht.. — Aus glaubwürdigem Munde wird uns die Mittheilung.. — In wohlunterrichteten Kreisen spricht man.. — Sicherm Vernehmen nach.. — Von guter Hand erfahren wir.. — Zuverlässigen Nachrichten zufolge.. — Aus guter Quelle kann versichert werden.. — Als Thatsache gilt, daß.. — Es bestätigt sich, daß..— Wir sind ermächtigt, hiermit zu erklären.. —

(Wien.) In der Umgebung von Baden hat die Weinlese bereits ihren Anfang genommen. Man verspricht sich zwar eine vorzügliche Qualität, aber man fürchtet, daß der Wein durch die vielen faulen Trauben nicht haltbar seyn werde. — Dies scheint auch die Ursache, warum die Preise ziemlich nieder stehen.

Man lies't in der „Wiener Theater-Zeitung": „Laut eines Privatschreibens aus Stuttgart wird Pischek schwerlich vor anderthalb Jahren nach Wien kommen, da er für das künftige Jahr wieder an London, und dann wahrscheinlich auch an St. Petersburg gebunden seyn wird. Der Direktor der italienischen Oper in London, Hr. Lumley, hat ihm einen Contract angeboten, vermöge dessen er sechs Jahre, vom 1. März bis Ende August, denn so lange dauert dort die italienische Saison — auf seinem Theater singen soll, wofür er ihm ein Honorar von 2500 Pfd. St. (circa 25 000 fl. C.-M.) für jede Saison zusicherte.

Der Municipalrath zu Lyon hat für eine große Oper, welche ein Componist dieser Stadt schreiben und zur Aufführung bringen wird, eine Summe von 20,000 Franken ausgesetzt. Dieser Beschluß wird gewiß einen günstigen Einfluß auf die musikalische Entwickelung dieser großen Stadt ausüben, und die Componisten zu einem edlen Wetteifer anfeuern. (W. Th.-Z.)

Ueber die Nichtzulassung des Hrn. Predigers Dr. Rupp als Abgeordneten bei der Generalversammlung des Gustav-Adolf-Vereins zu Berlin.

Von Dr. K. Zimmermann, Hofprediger.

(Schluß.)

Um 4 Uhr des Abends versammelte man sich an dem zur Begrüßung bestimmten Orte, wo nach einigen Stunden des freundschaftlichen Zusammenseyns die Vorberathungssitzung der Abgeordneten stattfinden sollte. Aber die Frage: Wie wird es an diesem Abende werden? lag drückend auf jedem Herzen und verscheuchte aus ihm die Heiterkeit, die in solchen Stunden des Wiederfindens und des Bekanntwerdens mit Männern, denen man bisher nur brieflich oder durch ihre Geisteswerke nahe stand, so natürlich ist. Kurz vor dem Ablaufe dieser Stunden trat ein Mann zu mir, allgemein verehrt und geliebt bei allen Parteien um seiner Milde willen, ein Mann, der schon auf einer der früheren Versammlungen einen drohenden Sturm durch sein mildes Wort beschworen hatte, und bat mich, noch einmal mit Hrn Dr. Rupp zu sprechen, um ihn zum Rücktritte zu bewegen. Es geschah. Hr. Dr. Rupp wandelte mit mir durch die Laubgänge des Gartens, und noch einmal legte ich ihm meine Bitten, meine Besorgnisse, meinen Kummer an's Herz. Sichtbar ergriffen waren wir Beide. Rupp's herzlicher Händedruck zeigte mir sein Inneres. Aber er stellte meinen Bitten seine Pflicht, seine Ueberzeugung entgegen. Dies legte mir zuletzt Schweigen auf. Wir schieden, um uns in den Versammlungssaal zu begeben. — Nach einem Gebete, dem der Superintendent Dr. Großmann Worte lieh, begann die Legitimation der erschienenen Abgeordneten. Bei der Nennung des Hrn. Dr. Rupp wurde bemerkt: es hätten sich gegen diese Wahl Anstände erhoben, welche die Mehrzahl der anwesenden Centralvorstandsmitglieder zu der Ansicht gebracht hätten, daß er als Abgeordneter nicht zugelassen werden könne. Einsprache dagegen stehe dem Hrn. Dr. Rupp natürlich frei in der am zweiten Tage stattfindenden beschließenden Versammlung der Abgeordneten. Gegen diesen Aufschub sprach sich aber sogleich die Mehrheit der Versammlung aus. Man schritt daher zur Wahl eines Präsidenten und der Secretäre. Schon diese Wahl rief eine lebhafte Discussion hervor. Zwar nicht zweifelhaft war man, auf wen die Wahl des Präsidenten fallen werde; aber ob Hr. Dr. Rupp mitstimmen könne bei dieser Wahl, das war Gegenstand des Streites. Viele nahmen dieses Recht für ihn in Anspruch, unter Andern auch der Unterzeichnete, von der Ueberzeugung geleitet, daß, so lange es noch unentschieden bleibe, ob die Ansicht des Centralvorstandes die der Mehrzahl der Versammlung sey, keinem der Abgeordneten ein Recht entzogen werden könne, das ihm statutengemäß zustehe. Die Meinung der Andern dagegen ging dahin, daß einem Abgeordneten, dessen Wahl beanstandet sey, auch das Recht der Betheiligung bei der Wahl der Beamten nicht zustehen könne. Diesem Kampfe der Ansichten machte der Vorschlag ein Ende, durch Zuruf den Präsidenten und die Secretäre der vorigen Versammlung wieder zu erwählen. Dieß geschah. Und nun schritt man zur Besprechung der Wahl des Hrn. Predigers Dr. Rupp. Es sey mir erlassen, den einzelnen Rednern für oder gegen zu folgen, zumal da nach dem Beschlusse des Centralvorstandes die Protocolle vollständig gedruckt werden. Nachdem der Präsident der Versammlung mitgetheilt, daß von mehreren Vereinen

und einzelnen Mitgliedern Einsprache gegen die betreffende Wahl eingelaufen sey, legte er zuvörderst die Schritte dar, welche der Centralvorstand gethan von dem Augenblicke an, da ihm diese Wahl bekannt geworden, so wie die Ansicht, die er sich in seiner Mehrzahl von der Sache, von der von mehreren Seiten her beanstandeten Wahl gebildet. Dem wurde entgegnet, die Wahl sey nicht zu beanstanden, da ihre Form ganz richtig stehe. Es wurde darauf hingewiesen, Hr. Dr. Rupp sey aus der evangelisch-protestantischen Kirche ausgetreten und könne deßhalb nicht Abgeordneter bei der Versammlung eines Vereins seyn, der auf dem Boden der evangelisch-protestantischen Kirche stehe. Dagegen erklärte man, unter Andern Hr. Dr. Rupp selbst, er sey nicht ausgeschieden aus der allgemein evangelisch-protestantischen Kirche, sondern nur aus der preußischen Consistorial- oder Landeskirche. Dem wurde wieder entgegengesetzt, daß man keine andere Kirche kenne, als die, wie sie in den einzelnen Ländern verfassungsmäßig bestehe, was man auch bei Abfassung der Statuten unter „evang. prot. Kirche" allein verstanden habe. Die Kirche der Zukunft, d. h. die Kirche, wie sie im Laufe der Zeit sich entwickeln könne, oder die Kirche, wie sie in der Idee gedacht werde, sey nicht Gegenstand der Sorge des Vereins. Er müsse sich an das Wirkliche halten. Auf Grund seiner Statuten sey der Verein bestätigt. Die Staatsregierungen hätten dem Vereine das Recht des Bestehens gegeben, damit habe er auch die Pflicht auf sich genommen, unter der ev. protest. Kirche nur das zu verstehen, was die Staatsregierungen laut seinen Statuten darunter hätten verstehen können. Man suchte dagegen wieder geltend zu machen, daß ja der §. 2 der Statuten durch den Zusatz „auch solche Gemeinden, die ihre Uebereinstimmung" rc. (s. oben) einen weiteren Begriff der evang. Kirche zulasse. Aber der Bericht über die Frankfurter Versammlung wurde zum Beweise angeführt, daß dieser Zusatz nur in Betreff der Waldenser sey beigefügt worden. Man wies ferner darauf hin, daß der Verein neben der Unterstützung der leidenden Brüder auch die Darstellung der Einheit der Kirche zum Zwecke habe. Dem aber widersprach man wieder von anderer Seite, indem man darauf hinwies, daß hier Zweck und Segen verwechselt werde. Der Zweck des Vereins könne nur der eine seyn — die Unterstützung der Glaubensgenossen — der Segen, der sich unter Gottes Beistand daraus entwickeln werde, sey das Bewußtseyn der Einheit in der Liebe bei aller Verschiedenheit in Glaubensansichten. Mehrmals versuchte man von der einen, wie von der andern Seite auch den Glaubenspunkt zu berühren, aber mit der größten Entschiedenheit und jedesmal unter Zustimmung der Versammlung wies der Präsident diese Versuche zurück. Man erkannte es allgemein als Nothwendigkeit, daß hier Glaubensansichten nicht entscheiden dürften, sondern das auf den Statuten begründete Recht. Ist Hr. Dr. Rupp — das war die Ansicht gewiß Aller — Glied der ev. protestantischen Kirche nach dem Sinne der Statuten, und ist mit ihm, der bei seiner Wahl seine Trennung von der Kirche wieder aufgegeben hatte, seitdem keine Veränderung der Person vorgegangen, so ist seine Wahl nicht einen Augenblick zu beanstanden, seine Glaubesrichtung mag diese oder jene seyn. Ist aber Hr. Dr. Rupp seit seiner Wahl wieder ausgeschieden aus der ev. prot. Kirche im Sinne der Statuten, so kann er in einem Vereine kein Abgeordneter seyn, der von Gliedern der ev. prot. Kirche in dem angegebenen Sinne für arme Gemeinden dieser Kirche gegründet ist, mag Hr. Dr. Rupp noch so fest stehen im Glauben an die Lehren der ev. prot. Kirche. Nicht der Glaube des Mannes — denn es ist schon öfter auf das nachdrücklichste hervorgehoben worden, daß derselbe weit mehr auf dem Boden der Kirchenlehre stehe, als z. B. viele protestantische Freunde, — nicht der Glaube des Mannes, sondern der Schritt, durch welchen er außerhalb der ev. prot. Kirche getreten ist, das war es, was bei seiner Nichtzulassung zur Sprache kam. Zum Beweise, daß es nur diese Thatsache war, was die Beanstandung seiner Wahl hervorrief, dient unwiderleglich der Hinblick auf die Männer der freiesten Richtung in unserer Kirche, auf Uhlich aus Magdeburg, Dr. Schwarz und Schwetschke aus Halle, Fischer und Krause aus Breslau, Dr. Wechsler aus Königsberg. Alle diese Männer waren Abgeordnete. Diese Männer gehen (nach wiederholter Erklärung) zum Theil weiter in ihren freien Glaubensansichten, als Dr. Rupp, aber Niemand dachte auch nur im entferntesten daran, ihre Wahl zu beanstanden, und ich bekenne es laut und offen, hätte man die Wahl dieser Männer — die mit mir von Einer Mutter genährt worden und ihr treu geblieben sind, wenn auch ihre Ansichten von den meinigen abweichen — beanstandet, hätte man diese Männer zu Abgeordneten nicht zugelassen, so wäre mit ihrem Ausscheiden auch ich, trotz der mir wohl natürlichen Liebe zu dem Vereine, ausgeschieden, weil er dann dem obersten Grundsatze untreu geworden wäre, den ich von Anfang an für sein segensreiches Bestehen für unerläßlich gehalten habe, dem Grundsatze evangelischer Glaubensfreiheit. Aber so war die Sache nicht, es galt hier nicht den Glauben, es galt die Trennung von der Kirche. Diese Ansicht ging durch die ganze Versammlung am 7. September hindurch. — Mitternacht war nahe, und noch währte die Debatte. Noch einmal erlaubte ich mir, von mehreren Seiten dazu aufgefordert, an Hrn. Dr. Rupp die laute Bitte, diesem Kampfe ein Ende zu machen und durch seinen freiwilligen Rücktritt den Verein der drohenden Gefahr zu entziehen, mehrere der Abgeordneten, namentlich Abt Dr. Lücke aus Göttingen, Kirchenrath Schulz aus Wiesbaden, vereinigten ihre Bitten mit der meinigen. Vergeblich. Hier hieß es: Ein solcher Rücktritt werde Hrn. Dr. Rupp die Achtung entziehen; dort wurde entgegnet: Gerade das verdiene die höchste Achtung, wenn Jemand auf das Recht, das er begründet halte, zum Heil einer guten Sache verzichte. Man mahnte zur Abstimmung. Ehe sie stattfand, forderte einer der Anwesenden auf, man möge sich das Wort darauf geben, dem Vereine, wie auch die Abstimmung falle, treu zu bleiben. Die Mehrzahl bekannte sich dazu mit Ja. Nur Wenige erklärten, sie behielten sich ihre Freiheit vor. Die Abstimmung ergab 39 Stimmen gegen und 31 Stimmen für die Zulassung. Sogleich nach der Abstimmung verließ Hr. Dr. Rupp, der an der Versammlung bis jetzt Antheil genommen hatte, den Saal mit einigen kurzen Worten des Abschieds und mit dem Wunsche, daß das Ergebniß dieses Abends dem Vereine keinen Nachtheil bringen möge. Mehrere derjenigen, die für ihn gestimmt hatten, legten sofort ihren Auftrag nieder. An sie und an die Andern, die ihnen folgen zu wollen schienen, wendete ich mich in diesem Augenblicke mit der Bitte, eine Sache nicht zu verlassen, welche sie liebten, und, statt ihren Auftrag nieder-, vielmehr Protest gegen den Beschluß einzulegen. Das Wort fand Anklang, und nur drei Männer beharrten auf ihrem Entschluß. Ein tiefer Schmerz ging durch die ganze Versammlung, und mit Sorge blickte Jeder auf die möglichen Folgen dieses Abends. Sie stehen in dessen Hand, der Alles herrlich hinausführt. — Am zweiten Tage nach diesem Abende wurde dem Kirchenrath Schulz und mir noch die Gelegenheit, in der Mitte derer zu seyn, die für Hrn. Dr. Rupp gestimmt hatten. Rupp war selbst anwesend. Uhlich, der, trotz der Verschiedenheit unserer Ansichten, mir immer mit Vertrauen entgegengekommen ist und dessen Auftreten auf dem Gebiete des Vereins mich immer mit Achtung gegen ihn erfüllt hat, forderte mich auf, die Gründe meiner Abstimmung vor den Versammelten zu entwickeln. Ich habe es frei und offen gethan. Ich gestand, ich hätte gewünscht, nicht stimmen zu müssen, ich gestand, ich hätte gewünscht, meinem Herzen folgen zu dürfen, aber ich erklärte auch, daß es mir um des Vereins willen, der seine Statuten und die Gränzen, die er sich gezogen, festhalten müsse, Pflicht gewesen wäre, gegen Hrn. Dr. Rupp zu stimmen. Und die Versammelten haben mir Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie haben sich überzeugt, daß es nicht der Glaube, daß es nur der Schritt Rupp's war, was meine Abstimmung leitete. Und diese Gerechtigkeit nehme ich auch von den Mitgliedern des Vereins in meinem Vaterlande in Anspruch für die Männer, die gegen Dr. Rupp gestimmt haben, ich nehme sie namentlich für mich in Anspruch.

Darmstadt, 16. Sept. 1846. Dr. K. Zimmermann.

Berichtigung.

In Nro. 260 der Didaskalia, S. 3, Spalte 2, Zeile 6 lese man statt: Mittermaier und Wilde aus Heidelberg — Mittermaier und Wilda aus Heidelberg und Breslau. Fr. S.

Main-Wasserwärme: 21. Sept., Morgens, 8 Uhr: 13 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Montag, 21. Sept. Stadt und Land, oder: Der Viehhändler aus Oberösterreich, Posse mit Gesang in 2 Abth., von F. Kaiser, Musik von A. Müller.

Dienstag, 22. Sept. Der Weltumsegler wider Willen, abenteuerliche Posse mit Gesang in vier Bildern von Räder, Musik von Cantal.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 263. Mittwoch, den 23. September 1846.

Der Bauherr.

Historische Novelle von Anton Langer.

(Fortsetzung.)

Bis an die Bagage flohen die Reichstruppen und wurden erst durch die Regimenter des Markgrafen Hermann von Baden aufgehalten, der mit der gesammten Reserve losbrechend, den vorstürmenden Feind in die Flanke nahm und bis an's Wasser zurückwarf. Da erkannte der Großvezier, daß es höchste Zeit sey, den bereits errungenen Vortheil nicht zu verlieren, mit dem Säbel in der Faust führt er selbst seine besten Janitscharen vor, immer neue und neue Truppen stürmen gegen das noch nicht wieder geordnete Centrum, und oberhalb und unterhalb schwimmen Schwärme türkischer Kavallerie über den Strom; gelang es diesen, das christliche Heer in den Flanken und im Rücken anzugreifen, so war die Schlacht verloren. Montecuculi fliegt längs den Reihen hin; sein Herz pocht wild; es ist ein Augenblick der höchsten Gefahr; da ersieht er zwei Regimenter, die noch nicht im Feuer gewesen waren und ungeduldig das Kommando zum Angriff erwarten; es ist sein eigenes Cuirassier- und das Sporkische Dragoner-Regiment. Auf seinen Befehl rasseln diese Eisenmänner aufwärts an den Fluß den türkischen Reitern entgegen; die Franzosen erhalten Ordre, den untern Theil des Flusses zu vertheidigen; er selbst fliegt wieder zum Mitteltreffen zurück. Hier war die größte Verwirrung eingerissen. Matt und verzagt erwehren sich die Reichstruppen nur mit Mühe des siegtrunkenen Feindes, immer größer und größer wird die Verwirrung, Montecuculi's Stimme verhallt im tosenden Kampfgeschrei und im Donner der Kanonen; unter Trommelschlag rücken die kaiserlichen Regimenter zur Deckung des Centrums heran; diese sind des Feldherrn letzte Hoffnung, er fliegt ihnen entgegen, und während die haltmachenden Regimenter einen Augenblick Athem schöpfen und das mörderische Feuer ringsum, wie aus Ermattung nachläßt, spricht er mit Thränen in den Augen zu seinen Soldaten: „Kinder! keine feige Flucht; nur unsere Fäuste können uns retten; angreifen müssen wir, schlagen oder fallen, hier auf dieser Stelle uns mit Lorbern krönen oder mit Cypressen; den Sieg finden oder das Grab." In diesem Augenblicke tödtet eine Kugel sein Pferd, stärker beginnt das Feuer des Feindes, und der greise Feldherr kniet nieder, hebt den Degen hoch empor und ruft mit lauter Stimme: „Herrgott in Deinem Himmel oben, wenn Du schon uns nicht helfen willst, so hilf doch auch nicht den Türkenhunden, und Du sollst Deine Wunder sehen!"

Begeistert von seiner Rede, vom feurigen Funkeln seines Auges, beschließen die alten Kriegsmänner, um jeden Preis zu siegen. Offiziere und Gemeine reichen sich die Hände, noch ein Mal wird Muskete und Sponton untersucht, ein wildes: „Vorwärts, Vater Montecuculi!" schallt aus den Reihen, die Tambours schlagen, und heulend vor Wuth, stürzen sich die Regimenter Koppach, Schneidau, Spik, Pio, Tasso und Lothringen auf den ob so unerwartetem Angriffe bestürzten Feind, während die Reichstruppen, beschämt von der Tapferkeit der kaiserlichen Regimenter, stutzend Halt machen auf ihrer Flucht, dann aber in wildem Ingrimm auf die Türken losstürmen, zu retten die Ehre des deutschen Namens, und die Schmach, die sie früher erlitten, furchtbar rächend, heim zu zahlen im Blute des Feindes.

Inzwischen ritten die Dragoner aufwärts an das Ufer des Flusses, an welchem die Spahis unter gellendem Geschrei auf ihren kleinen, dichthaarigen Rossen herüberschwammen. Schweigend, mit finsterer Miene trabte der Cornet Vogelsang an der Seite seiner Waffengefährten; sein Erwachen am Morgen, als man ihm berichtete, daß der Spion durch seine Fahrlässigkeit entkommen, war ein gräßliches. Er wußte nur zu gut, was die strengen Kriegsgesetze gegen ihn verhängen konnten, und nur dem Umstande, daß der grauende Morgen auch die Schlacht brachte, hatte er es zu danken, daß er nicht bereits dem Kriegsgerichte anheim gefallen war. Der Rittmeister an seiner Seite, ein alter lustiger Dragoner, war fröhlich und guter Dinge, pfiff ein Reiterlied zum Schmettern der Trompeten, lachte und schwatzte, und fragte den mißmuthigen Vogelsang: „Ei, lieber Cornet, was macht Er für ein trutzig Gesicht, wollen Ihm vielleicht die Türken nicht gefallen?"

„Hab' oft genug mitgethan," meinte der Cornet, „und bewiesen, wie ich glaube, daß mein Herz die Furcht nicht kennt, und ich ledig bin engherziger Bangigkeit."

„Das ist wahr," meinte der Rittmeister, „Er ist ein braver Soldat, und s' ist eine Teufelsgeschichte, daß Er auf seinem Posten geschlafen, zumalen jener Hallunke dadurch Gelegenheit gefunden, sich zu salviren."

Der Cornet antwortete nicht, und der Rittmeister fuhr fort: „S' wird eine böse Wäsche geben vor dem Kriegsgericht; Montecuculi ist gerecht aber streng; übrigens ist Er ein braver Kerl, und kann auf meine Protektion und wohl affektionirtes Zeugniß rechnen; das Beste wäre freilich, wenn er sich kopfüber in's Treffen stürzte und einen ehrlichen Reitertod suchte."

Vogelsang seufzte; er dachte an Dorothea. „Donnerwetter!" fluchte der Rittmeister und griff nach dem Fuße, „die Hunde haben mich in's Bein geschossen; na, Gott sey Dank, der Knochen ist ganz, und das bischen Blut erspart einen Aderlaß. Aber jetzt ist keine Zeit zum Plaudern mehr; vorwärts Kinder, und tüchtig darauf losgesäbelt."

Die Trompeten riefen Apell, die Dragoner saus'ten in die dichten, wilden Schaaren der Muselmänner, und es begann ein hitziges Reitergefecht, mit all' seiner tollen Lust und den grimmen Schrecken, wobei die hartnäckig kämpfenden Spahis nach und nach bis an's Raabufer zurückgedrängt wurden.

Die Kaiserlichen thaten Wunder der Tapferkeit, aber auch die Türken wehrten sich mit fanatischem Muthe. Es gelang ihnen,

ein kaiserliches Fähnlein, um welches sich etwa zehn Mann geschaart hatten, abzuschneiden von dem übrigen Heerhaufen, und ganz und gar mit ihren Schwärmen zu umschließen. Wie Eisen standen die Dragoner um ihre Fahne, hageldicht fielen die Hiebe; aber Einer nach dem Andern sank vom Rosse, getroffen von der Kugel oder dem Pfeile oder hingemäht von des krummen Säbels scharfer Schneide. Endlich sank auch der Fahnenjunker, und unter wildem Jubel bemächtigte sich ein riesiger Aga der eroberten Fahne. In diesem Augenblicke kamen etwa fünfzig Reiter der Kaiserlichen dazu, welche, als sie kaum das Fähnlein in des Feindes Hand erblickt hatten, auf das hitzigste den dichtgedrängten Schwarm der Türken angriffen. Trotzig wehrten sich die Muselmänner, zogen sich aber doch langsam an das Wasser zurück. Da setzte mit einem gewaltigen Sprunge Vogelsang mitten in den Haufen der Türken, rechts und links flogen wie Blitze seine Streiche, und sanken auf die Feinde, daß diese erschreckt Platz machten und der Cornet den Aga erreichte, der noch immer seine Fahne jubelnd schwang. Der Cornet drang mit erhobenem Sponton auf ihn ein, aber der Türke, einen wilden Fluch ausstoßend, zog ein Pistol und drückte es gegen den Anstürmenden ab. Vom Kopfe riß die Kugel des Corneten Pikelhaube, aber im nächsten Augenblick sank auch der Aga mit gespaltenem Haupt vom Rosse; mit starkem Arm ergriff der Cornet die sinkende Fahne und schleuderte sie in den Haufen seiner nachrückenden Waffenbrüder; aber die ganze Wuth der Türken kehrte sich nun gegen ihn; heulend packten sie ihn von allen Seiten, zwar mußten noch einige dem Aga folgen, aber endlich raubte ein Schlag auf den Kopf dem mit Verzweiflung sich wehrenden Cornet die Besinnung; wüthend hieben seine Freunde ein, um ihn zu befreien, immer neue Schaaren sprengten herbei, und ringsum schmetterten die Trompeten Viktoria; aber mit starrer Wuth schlossen die Türken sich fest um Vogelsang, einige hielten ihn mit starken Armen, daß er nicht vom Pferde sinken konnte, und während die letzten mit vorgehaltenen Säbeln das Nachdringen verwehrten, erreichten die ersten den Fluß, stürzten sich sammt ihrem Gefangenen hinein, daß die Wellen über ihre Häupter zusammen schlugen und schwammen an's jenseitige Ufer hinüber.

(Fortsetzung folgt.)

Im Alsenzthale.

(Eine Mai-Wanderung von W. O. von Horn.)

(Fortsetzung.)

Die Söhne der obgedachten Jutta, die Grafen Philipp und Theodor von Homburg waren zu ihrem Antheil „die Burghut“ auf Alten-Baumberg zu leisten verpflichtet; ihre Vettern, die Raugrafen Georg I. und dessen Bruder Johann verzichteten im Jahre 1279 darauf und versprachen, sie in ihren Zehnten zu Wörrstadt, der wahrscheinlich ihrer Mutter zugetheilt worden war, nicht zu beeinträchtigen. Indessen gerieth Raugraf Georg dennoch in die unangenehme Lage, bei seinem Vetter, dem Grafen Philipp II. von Falkenstein und dessen Gemahlin Gisela, zweihundert und fünfzig Mark Köllnischer Heller leihen und die „Hälfte seines Schlosses Alten-Baumberg“ versetzen zu müssen. Er war es, welcher der alten Burg gegenüber die neue Burg und dann zwischen beiden die Mittelburg innerhalb der Ringmauer Alten-Baumberg's erbaute. Die Mittelburg kam an den Grafen Heinrich IV. von Homburg, dessen Stamm, seit das Blut der Raugrafen in seinen Adern floß, auch den Stammes-Titel der Raugrafen angenommen hatte, als er aber 1311 starb, theilten sich seine beiden Kinder, Raugraf Conrad, der Alte, welcher sich von Landstuhl nannte, und Elisabeth, die mit Emich von Dhaun und Oberstein vermählt war, in seine Homburgischen und Alten-Baumbergischen Güter. Sein Sohn Conrad starb kinderlos 1341, und sein Antheil an der Burg, besonders das „hinterste Hus“, fiel wieder an seinen Vetter, den Raugrafen Georg, zurück. An dieser Burg innerhalb des Burgrings, oder besser, an diesem Burgseß, waren übrigens auch noch Andere, namentlich Raugraf Heinrich V. betheiligt.

Die Linie der Raugrafen von Alten-Baumberg erlosch mit dem Raugrafen Wilhelm im Jahr 1358. Seine Gemahlin Cunigunde vermählte sich wieder mit dem Grafen Ludwig V. von Rheineck und versetzte im Jahre 1376 dem Pfalzgrafen Ruprecht I. ihren Antheil an dem Schlosse Alten-Baumberg, nämlich das „hinterste Hus“, auf welches sie bewittumt war.

Die Lande, Burgen und Einkünfte des kinderlos verstorbenen Raugrafen Wilhelm von Alten-Baumberg fielen nun an die Schwestersöhne seines Vaters, die Ritter Philipp und Conrad von Bolanden, und Beide unterzeichneten seither als „Herren von Alten-Baumberg“ in ihren Urkunden. Da indessen die der Raugrafen der Linie von Neuen-Baumberg auch noch bedeutend an Alten-Baumberg betheiligt waren, so führten auch Glieder dieses Stammes den Namen, wie Rupprecht VII. 1362 als Raugraf von Alten-Baumberg wieder vorkommt.

Philipp von Bolanden erbte noch besonders durch seine Gattin Mena, die Schwester Ruprechts VII., einen weitern Theil von Alten-Baumberg und vereinigte den bei weitem größern Theil der Burg in seinem Besitze. Im Jahre 1371 versetzte er dem Pfalzgrafen Ruprecht I. um 7000 Gulden die Mittelburg, nachdem er ihm zuvor das Schloß Bolanden zu Lehen aufgetragen hatte. Er starb 1376 und sein Bruder Conrad verkaufte nun Bolanden, die Raugrafschaft und Alles, was er an den Burgen Alten-Baumberg, Ruhenburg und Stolzenberg besessen hatte, dem Pfalzgrafen Ruprecht I.

Was noch von den Herrschaften übrig blieb, als Philipps von Bolanden Erbantheil, das ging auf seine Tochter Anna über, welche an den Raugrafen Philipp II. von Neuen-Baumberg vermählt war. Philipp starb um das Jahr 1398 und hinterließ einen Sohn, Otto, und eine Tochter, Mena, die an Philipp von Dhaun und Oberstein vermählt war. Beide theilten das väterliche Erbe; allein schon 1412 und zuletzt 1456 verkaufte Otto Alles, was ihm an der Raugrafschaft Alten-Baumberg und Bolanden zustand, an den Pfalzgrafen Friedrich I. Mit diesem Verkaufe waren indessen die Söhne Otto's, Engelbert, Georg und Reinhard, unzufrieden, denn sie gaben 1458 in einem Briefe an ihrem Vasallen Johann von Piemont kund, daß ihr Vater, der Raugraf Otto, die Mannschaft sonder ihr Wissen und Willen an den Pfalzgrafen und Kurfürsten Friedrich verkauft habe, und sie ihn daher aufforderten, diese Lehen, welche er von ihnen trage, nur und lediglich von ihnen zu empfangen.

Die Pfalz belehnte nun ihre Vasallen mit der Burg und ihren Einkünften und Gebieten, während das Geschlecht der Raugrafen nach den Niederlanden auswanderte.

Wie und durch welche Geschicke die Burg in Trümmer fiel, ist unbekannt. Vielleicht war es auch nur der älteste Theil der Burggebäude, welcher verfallen war, als 1482 Kurfürst Philipp von der Pfalz und dessen Vetter, Pfalzgraf Johann von Simmern, dem Schweickhart von Sickingen die Burg und Vogtei Ebernburg übergaben und ihm urkundlich gestatteten: Das Holz zum Wiederherstellungsbau der Burg in ihrem Walde Soon und die Steine zu Alten-Baumberg von dem alten zerfallenen Bau unbehindert zu holen.

Für die Wahrscheinlichkeit dieser Vermuthung spricht, daß von einem Wiederaufbau durchaus nichts verlautet und doch die Burg im Besitze der Pfalz ihre Burgmannen hatte, die sie als Lehen inne hatten. Es ist nicht eben bekannt, ob welche den Namen davon geführt haben und die in Anspruch genommene Abstammung der Familie von Boineburg dürfte sehr in Frage stehen.

Unter den Lehensträgern der Burg erscheinen im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts die Freiherrn von Mudersbach. Die Erb-

tochter Elisabeth, die letzte dieses Geschlechts, war an Hartmann von Kronberg verheirathet und brachte diesem das Lehen zu. Im Besitze dieses am Taunus wohnenden Geschlechts blieb die Burg bis 1704, in welchem Jahre das Geschlecht ausstarb. Hiervon mag es kommen, daß die Burg fälschlich mitunter auch Kronberg genannt wird. Der edle Hartmuth von Kronberg lebte oft hier, und von diesem Zusammenleben, mehr aber noch von der Uebereinstimmung des Geistes und Herzens kam es, daß er und Franz von Sickingen so eng und innig verbunden waren.

Als das Lehen an die Pfalz heimfiel, übergab es der Kurfürst seinem Generale Kempt von Waldecker, und als 1755 diese Familie ebenfalls ausstarb und das Lehen abermals heimfiel, trat der Kurfürst es an den Herzog von Zweibrücken ab.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Wink für Auswanderer nach Texas.

Gewisse lockende Ankündigungen für Auswanderer nach Texas schleichen wieder durch die Inseratspalten deutscher Zeitungen; bald widerlegen sie die Gerüchte dort stattgefundener Unruhen, bald die notorische Hülflosigkeit der getäuschten Ankömmlinge, bald erzählen sie, daß der weit größere Theil der in Galveston Angekommenen, nach eingezogenen Erkundigungen und aus freier Wahl, sich nach der Colonie Castroville befördern ließen. Diese Annoncen, welche als bezahlte Inserate nicht zurückgewiesen werden können, sind unterzeichnet vom „Verein zum Schutze der Einwanderer in Texas", datirt von Antwerpen, und sind spekulativ darauf berechnet, mit den Publikationen des „Vereins zum Schutze deutscher Auswanderer in Texas" verwechselt zu werden. Das Publikum, welches dadurch angelockt werden soll, kennt die feinen Unterscheidungen solcher Annoncen nicht, geht in die Falle, und erfährt erst jenseits des Oceans, daß es in die Hände gewissenloser Spekulanten gerathen ist. Thatsachen sprechen am Ueberzeugendsten, und so sey denn hier eine Stelle aus dem jüngst erschienenen Buche des Prinzen Carl zu Solms-Braunfels angeführt, welche über die Verhältnisse der Colonie Castroville Auskunft giebt. Der Prinz selbst war Direktor der texanischen Colonial-Niederlassungen des „Vereins zum Schutze deutscher Auswanderer", hat sich an Ort und Stelle von der Lage der Dinge sattsam überzeugt; sein Buch ist eine wahrheitgemäße und gewissenhafte Darstellung dortiger Zustände, und die bezügliche Stelle ist folgende (S. 26.):

„In San Antonio de Bexar war es auch, wo ich viele jener beklagenswerthen Deutschen, Schweizer und Elsässer fand, welche den Vorspiegelungen eines gewissen Henri Castro vertrauend, nach Texas gekommen waren. Mit Versprechungen reichlich versehen, waren sie von Antwerpen abgesegelt, und statt in Galveston Mittel zur Weiterreise zu finden, setzte man sie dort an's Land und überließ sie ihrem Schicksale. Einige blieben auf der Insel, Andere gingen über Houston bis an den Brazos, wo mitleidige Seelen sie aufnahmen. Die Meisten schossen ihr letztes Geld zusammen, um nach dem Westen zu gelangen, und zu diesem Ende einen Schooner zu miethen, der sie nach Port La Vacca bringen sollte. In ihrem Kontrakt stand zwar freie Reise bis in die Colonie; sie hatten schweres Geld dafür erlegt; aber in Galveston angekommen, erklärte ein Agent des Hrn. Castro dies für ein Mißverständniß. Die dem Hrn. Castro gehörende Concession der von der Regierung ihm übergebenen Ländereien liegt südwestlich von San Antonio de Bexar, und ist noch heute eine Wüste; denn die von ihm gegründete Stadt Castroville liegt 30 Meilen westlich auf dem Hrn. M'Mullen gehörigen Lande, welches theilweise durch Kontrakt an Hrn. Castro übergegangen ist. Wie sollten also die Emigranten ohne Führung und Leitung sich dahin finden, wie dort ohne Lebensmittel existiren? Nach Ostern landeten sie in Port la Vacca, von allen Mitteln gänzlich entblößt, und verweilten hier einige Wochen, sich von unreifen Cactus-Aepfeln und anderm unreifen Obste nährend. Mittlerweile hatte man in San Antonio de Bexar Kunde von dem Zustande dieser Unglücklichen erhalten, und ein in der Truppe des Majors Hays dienender Soldat, Johann Rahm aus dem Kanton Schaffhausen, obgleich selbst arm und von seinem Solde lebend, verschaffte durch seinen und seines Majors Kredit sich die Mittel, seine unglücklichen europäischen Landsleute in Karren abholen und bis nach San Antonio bringen zu können. Schon unterwegs brach das Gallenfieber aus, und am Tage nach ihrer Ankunft und den folgenden starben 23 dieser armen Leute. Die Uebrigen siechten an Zehr- und Wechselfiebern bis in den Winter hinein. Ich habe viel Elend unter den Zigeunern in Ungarn und der niedern Klasse der Juden in Polen gesehen, aber dies Alles fand ich, ist Kinderspiel gegen das Elend dieser Unglücklichen. Ganze Familien lagen in den Ruinen des Alamo hingestreckt, keines im Stande, auch nur einen Trunk Wasser zu holen, um ihre trockene Zunge anzufeuchten, ihren fieberhaften Durst zu stillen. Was zur Erleichterung dieser leidenden Menschen gethan werden konnte, das thaten einige der Bewohner von San Antonio. Hr. Castro, welcher persönlich in San Antonio anwesend war, und an welche sich diese von ihm verführten Menschen natürlich zuerst, um Hülfe bittend, wandten, stieß sie mit einer Herzlosigkeit zurück, die Alle empörte. Sein ganzes Verfahren ist von den französischen Assisen (im Elsaß) gewürdigt, und er sammt seinen Helfershelfern schuldig befunden und verurtheilt worden."

So spricht ein Ehrenmann, ein deutscher Fürst, nach persönlicher Ueberzeugung von der Handlungsweise Castro's und seiner Agenten. Die Texaslustigen deutschen Auswanderer entnehmen daraus, was sie von den Ankündigungen dieses „Vereins zum Schutze (!) der Einwanderer in Texas" zu halten haben, und welcher Unterschied zwischen der Stadt Castroville und der problematischen Colonie Castroville obwaltet, was in den spekulativen Annoncen gern durcheinander gemengt wird. Mögen diese Worte dazu beitragen, blindvertrauende Opfer aus den Netzen eigennütziger Betrüger zu retten, und mögen sich rechtliche Redaktionen veranlaßt sehen, zur möglichen Verbreitung dieser Zeilen beizutragen.

Dräxler-Manfred.

Mannichfaltigkeiten.

Hr. Lußberger, früher Mitglied der Frankfurter und Stuttgarter Bühnen, ist nach beifällig beendigtem Gastspiele auf dem Wiener Hofburgtheater für dasselbe unter vortheilhaften Bedingungen engagirt worden. — Hr. Karl Joseph Habern, Professor am Conservatorium in Prag, als Theoretiker und Komponist für das Pianoforte rühmlich bekannt, befindet sich auf einer Kunstreise gegenwärtig in Frankfurt am Main, wo er demnächst ein Konzert zu geben beabsichtigt, worüber Näheres bekannt gemacht werden wird.

(Aus dem Mittelrheinkreis, 18. Sept.) Aus mehreren Gemeinden geht die überraschende Nachricht ein, daß man jetzt schon Anstalten zum Herbsten ergreift, und daß damit schon dieser Tage begonnen werden soll. Eine solche Maßregel müßte nur zum Nachtheil dieser Gemeinden ausfallen, wenn die Weinkäufer in Erfahrung brächten, daß man jetzt schon die Herbstlese begonnen habe, wo gerade die beste Zeit für die eigentliche Reife der Trauben beginnt. Die Trauben sind dieses Jahr in den meisten Gegenden mast, voll und gedrungen, was die Folge hat, daß die gänzliche Reife erst später vor sich gehen kann, und daß ein Austrocknen der überfüllten Beeren und ein Verflüchtigen der da-

ein enthaltenen Wassertheilchen sehr nothwendig ist, wenn ein Wein erzielt werden soll, welcher diesem Jahrgange entspricht. Aller Wahrscheinlichkeit nach hält die jetzige für die Trauben so günstige Witterung noch mehrere Wochen an, und die Witterungsverständigen versichern, daß anhaltender Regen vor Ende Oktobers nicht zu erwarten stünde. Unter diesen Umständen wäre ein zu frühes Herbsten wirklich unverantwortlich, und es wäre wünschenswerth, daß man diejenigen Gemeinden, welche noch in diesem Monate September mit der Weinlese beginnen, zur öffentlichen Kenntniß brächte auf daß Weinhändler, Wirthe und alle Diejenigen, welche Wein zu kaufen beabsichtigen, sich gehörig hüten können, in solchen Gemeinden Ankäufe zu machen. Die Güte des Weins läßt sich zur Herbstzeit noch nicht erkennen, daher doppelte Vorsicht nothwendig ist, daß man, sich nicht auf den Jahrgang verlassend, Ankäufe in Gemeinden mache, die zu frühe die Weinlese festgesetzt haben, daß die Anordnung der Weinlese, auch nach Ablösung des Zehntens, nur vom Gemeinderathe vermöge seines Gemarkungsrechts ausgehen könne, braucht hier nicht ausgeführt zu werden.

(Karls. Ztg.)

(Amerikanisches Recht.) Ein betrunkener Civilist gerieth vor kurzem in Prairie de Chien (Vereinigten Staaten) auf einen Wall, dessen Betretung verboten ist. Die Schildwache rief den Mann an und da er keine Antwort gab oder vielleicht den Ruf nicht hörte, gab sie Feuer und erschoß den Mann. Die Civilbehörden verhafteten den Soldaten und verurtheilten ihn als Mörder zum Tode unter dieser Sachlage. Der Advokat führte bei der Vertheidigung an, daß der Betrunkene den Ermahnungen der Schildwache nicht Folge geleistet habe und daß dieselbe also gezwungen wurde, Gebrauch von ihrem Schießgewehr zu machen. „In diesem Falle brauchte sie nur die Wache zu rufen oder ihr Gewehr in die Luft zu feuern", erwiederte darauf der Richter, „das hätte die Wachtmannschaft allarmirt und man hätte den Betrunkenen fortschleppen können. Nur Nothwehr rechtfertigt, unserem Nächsten das Leben zu nehmen." Ein Offizier, der zugegen war und für den beschuldigten Soldaten sprach, führte an, daß der „Ehre des Militärs zu nahe getreten sey, wenn man jedem Betrunkenen erlaube, ungestraft eine Schildwache zu insultiren." „Suchet eure Ehre in Vertheidigung eures Vaterlandes", antwortete derselbe Richter, „und nicht darin, Bürgerblut zu vergießen!"

Korrespondenz.

Wiesbaden, 15. Sept.

Am 13. d. sahen wir die letzte der drei Gastdarstellungen des Hrn. Hofballetmeisters Tescher mit dem aus 28 Personen bestehenden großh. hessischen Balletpersonal aus Darmstadt. Diesen Darstellungen ward die beifälligste Aufnahme zu Theil und es darf behauptet werden, daß dem hiesigen Publikum seit Jahren nichts Besseres im Gebiete der höheren Tanzkunst geboten wurde. Das Ballet besitzt in dem Grotesktänzer Hrn. Doernwaß und den Solotänzerinnen Dem. Dittmann I. und II. sehr talentvolle Subjecte; für den seriösen Tanz ist die zehnjährige E. Vogel eine liebliche Erscheinung, die zu großen Erwartungen berechtigt. Was bei diesem kleinen Balletcorps, das ungefähr 10 Kinder unter 14 Jahren zählt, besonders hervorgehoben zu werden verdient, ist die Gewandtheit und Präcision womit es alle Bewegungen und Gruppirungen ausführt, so wie die Schnelligkeit in den Travestissements. In diesen Erfolgen bekundet sich das Talent des Hrn. Tescher und die Disciplin, welche derselbe auf sehr humane Weise zu handhaben versteht. Die schönen und geschmackvollen Costüme befriedigten nicht minder, wie die Leistungen des Balletpersonals. In dem großen demselben zu Theil gewordenen Beifall möge Hr. Tescher eine Veranlassung finden, seine Besuche demnächst dahier zu wiederholen! — Wie sehr die Aufführung fast aller größeren französischen Opern durch mangelndes Ballet verliert, davon überzeugte man sich in der letzten Vorstellung der Stummen von Portici, worin der hier sehr beliebte Tenorist Streitt, als Masaniello, vom Publikum Abschied nahm, um sein neues Engagement als herzogl. sachsen-meiningenscher Hofopernsänger anzutreten. Die Aufführung gedachter Oper geschah zum Vortheil der hier das Fach der Anstands- und Salondamen begleitenden Mad. Flindt, welche die Fenella gab — eine Rolle, die anderwärts, und wohl mit Recht, das Erbtheil der Priesterinnen Terpsichore's geworden ist. Das zahlreiche Publikum hatte nur Auge und Ohr für den gastirenden Masaniello, und beachtete wenig die hoffentlich nur als vorübergehend zu betrachtende neue Besetzung einiger Rollen. Hr. Streitt wurde während und nach der Vorstellung hervorgerufen, und verdiente diese Auszeichnung durch sein gewandtes Spiel, so wie seinen kräftig-vollen, das Gemüth ansprechenden Gesangsvortrag. Im Uebrigen war die Aufführung der Oper ungefähr wie sonst ungeachtet der pomphaften Ankündigung neuer Scenerie und Tänze; denn diese bestanden lediglich in den sehr bescheidenen Tanzpas einer Ex-Balletfigurantin und den Purzelbäumen eines Knaben, jene aber in der Versetzung einiger Bäume und Felsstücke. — Seit einigen Monaten hat sich dahier ein zweiter Männergesangverein gebildet, der bereits dreißig zum Theil mit schöner Stimme begabte Mitglieder zählt und sich das Einstudieren von Chören und Quartetten zur Hauptaufgabe macht. Die unentgeltliche Leitung desselben hat der in der Theaterwelt als gut geschulter Sänger bekannte Tenorist Adler übernommen, welcher — nachdem er die Bühne verlassen — ein bürgerliches Geschäft dahier gründete. Nach zwei öffentlichen Productionen zu urtheilen, hat dieser Verein die kurze Zeit seines Bestehens fleißig benutzt, und dürfte bei fernerer Liberalität, womit der Zutritt zu jenen Productionen Jedermann gestattet war, zur Hebung des socialen Lebens seinerseits beitragen.

Frankfurt a. M., 19. Sept.

Ueber unsere diesjährige Herbstmesse vernimmt man von Seiten der Verkäufer nur laute Klagen. Sie soll die schlechteste ihrer Erinnerung seyn. Nichtsdestoweniger fehlt es nicht an Fremden. Ihre Frequenz zeigen die stets überfüllten Gasthäuser, so daß nicht selten das nahe Offenbach zur nächtlichen Unterkunft aushelfen muß. — Das Repertoire unseres Theaters zeichnet sich diese Messe durch manche Abwechselung aus und enthielt manche Novität, wozu die Halevy'sche Oper: „die beiden Musketiere der Königin" gehört. — Die Sehenswürdigkeiten auf dem Paradeplatz bieten nur Vorzügliches in den Kunst-Soiréen des Hrn. Wiljalba Frikel. Dieser Künstler, der in Konstantinopel, Petersburg und mehreren bedeutenden Städten Deutschlands mit großem Beifall und Anerkennung debütirte, übt in seinen Productionen auch hier eine steigende Anziehungskraft aus, die sich namentlich in wiederholten Besuchen von Seiten unserer haute volée kund gibt. Seine Zaubereien bieten stets neue Abwechselungen und werden mit einer Leichtigkeit, Gewandtheit und Sicherheit ausgeführt, die Erstaunen erregt und an das Uebernatürliche zu gränzen scheint. Um übrigens ein richtiges Urtheil über Frikel's Leistungen fassen zu können, muß man jene eines Bosko, Döbler rc. gesehen haben. Man wird alsdann nicht zweifelhaft seyn, ihm die Palme zuzuerkennen. Dem Vernehmen nach wird Hr. Frikel nach dem Schluß der Messe zunächst Köln und wohl auch Elberfeld besuchen, wohin er eine ehrenvolle Einladung erhalten haben soll. Möge er allenthalben eine freundliche Aufnahme finden und seinem ausgezeichneten Künstlertalent die verdiente Anerkennung zu Theil werden.

Der mit Fr. G. unterzeichnete, „die deutsche Gelehrtenversammlung" betreffende Artikel in Nro. 260 der Didaskalia rührt von keinem Mitgliede des Comité her. Die Redaction der Didaskalia.

Main-Wasserwärme: 22. Sept., Morgens, 8 Uhr: 12 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 22. Sept. Der Weltumsegler wider Willen, abenteuerliche Posse mit Gesang in vier Bildern von Räder, Musik von Cantat.

Mittwoch, 23. Sept. Die Musketiere der Königin, romantische Oper in 3 Abth., von St. Georges, in's Deutsche übertragen von Carl Gollmick, Musik von Halevy.

Redakteur: J. P. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 264. Donnerstag, den 24. September 1846.

Zum 24. September 1846.

An die erste Versammlung der deutschen Sprach-, Geschichts- und Rechtsforscher.

Seyd willkommen, deutsche Männer! in der alten Mainesstadt,
Die solch' Nationales selten noch bei sich geschauet hat,
Das auch noch in spätern Tagen, in der Enkel freiern Zeit,
Denkmal seyn wird von dem Streben, dem ihr ruhmvoll euch geweiht.

Seyd willkommen, Vorversammlung! die ihr richtig habt erkannt,
Was einst Keim zur wahren Einheit in dem deutschen Vaterland,
Wo bis jetzt noch, trotz der Bessern Streben, leider allzumal,
Nichts als Sprache und Geschichte ganz allein nur national.

Wenn dem Volke frei entwachsen, blühten beide kräftig auf,
Wie dereinst im Mittelalter, so in neu'rer Zeiten Lauf.
Blüh' nun auch aus freiem Boden uns'res Volk's ein Recht hervor,
Von des Volkes öffentlichen Räthen treu gepflegt im Chor!

Recht und Sprache und Geschichte herrlich werden sie gedeih'n,
Wenn vereint solch' wack're Förd'rer ihnen Rath und Thatkraft weih'n.
Mög' der Geist, der euch belebt, auch durch das ganze Vaterland
Dringend, immer stärker kräft'gen deutschen Volkes Einheitsband!

L. D.

Der Bauherr.

Historische Novelle von Anton Langer.

(Fortsetzung.)

Inzwischen ging die Schlacht ihren Gang. Durch den hitzigen Angriff der sechs kaiserlichen Regimenter und durch das Umkehren der Reichstruppen waren die Janitscharen mitten im Siege aufgehalten worden, und mit verzweifelter Wuth schlugen sie sich nun mit den Kaiserlichen. Die Franzosen hatten am untern Ufer die wiederholten Angriffe Oglu Paschas mit Glück zurückgeschlagen, und ihn endlich mit der ihrer Nation eigenen Bravour und Hitze in den Fluß geworfen. Jetzt rückten sie mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen herauf und nahmen die Türken in die Flanke. Das vollendete die Niederlage der Feinde; aber noch wollten sie nicht weichen; die fanatische Tapferkeit der Janitscharen überstieg jeden Begriff. schaarenweise ließen sie sich, wie sie im Gliede standen, niederhauen, jeder Schritt vorwärts mußte bezahlt werden mit Strömen von Blute; als aber endlich auch die Sporkischen Dragoner und die Croaten zurück kamen und siegjauchzend dem Feinde in die Flanke fielen, da brach der Türken letzte Kraft zusammen, ein panischer Schrecken reißt ihre Glieder fort zur Flucht, aber die Wenigsten entkommen, denn was der Pike und dem Pallasch entrinnt, das findet in den angeschwollenen Wellen der Raab seinen Tod; viele werden erdrückt im Gedränge; lustig flattern die kaiserlichen Fahnen, die Trommeln schlagen, die Trompeten jubeln und der Kanonen letzte Ladung wird verwendet, um Viktoria zu schießen, aber ihren Donner übertönt der begeisterte Siegesruf des kaiserlichen Heeres. Von neun Uhr Morgens bis vier Uhr Nachmittags hatte die Schlacht gedauert, der Sieg gewankt. Der gesammte Verlust des Feindes wurde auf 16,000 Mann geschätzt.

Auf der Höhe von St. Gotthard hielt Montecuculi mit seinem Generalstabe; aller Gesichter glänzten vor Freude über den errungenen Sieg; die beiden Feldherrn der Franzosen kamen, die Degen lustig schwenkend, herangesprengt. „Ich danke Euch, Ihr Herren," sagte der alte Generalissimus mit bewegter Stimme, „ich danke Euch für den wackern Beistand, den Ihr mir heute geleistet; Eure Bravour und Tapferkeit hat sich in dieser Affaire auf das glänzendste bewiesen; wir wollen morgen auf freiem Felde ein Tedeum halten zu Ehren des himmlischen Herrn, der uns so eine glänzende Viktoria über die Feinde seines Namens verliehen. Ich ersuche Euch sämmtlich, Ihr Herren, Euren Regimentern meinen Dank und die Versicherung zu bringen, daß mich ihr heutiges Verhalten vollkommen contentirt hat. In dem Berichte, der bereits an kaiserliche Majestät aufgesetzt wird, soll desselben die ehrenvollste Erwähnung geschehen."

Ein Adjutant sprengte heran und berichtete, daß sich am jenseitigen Ufer ein bedeutender Haufe Spahis zeige.

„Die sind wohl nur da, um den Rückzug zu decken," versetzte der kriegskundige Montecuculi, „unsere Truppen sind zu ermüdet, um gegen den Feind zu agiren; darum Herr General Nadasdy, mögt Ihr allein mit den Husaren und Croaten dem fliehenden Feinde nachsetzen, jedoch habt Ihr auf keinen Fall Euch auf etwas Ernstliches einzulassen.

Nadasdy verneigte sich und ging. Montecuculi wandte sich an Spork: „Und nun, Herr General, haben wir noch etwas abzumachen. Ich sehe mich genöthigt, strenge zu untersuchen, wie es zugegangen, daß jener Spion, den wir gestern gefangen, in der Nacht entkommen. Ich glaube, daß wir es blos diesem Halunken zu danken haben, daß die paar tausend Spahis in der Nacht herüber gekommen. —"

„Der Profos ist bereits in Prison," versetzte Spork.

„Und der Andere?" fragte Montecuculi.

„Der Cornet Vogelsang —"

„Ist's der?" fragte Montecuculi, „da thut es mir leid, ich habe heute ein Schreiben vom Hofkriegsrath erhalten, worin mir die Entlassung des Cornets Vogelsang zur Pflicht gemacht wird."

„Besagter Cornet," sprach Spork, „ist bis auf die gegenwärtige Fahrlässigkeit ein wackerer Bursche und braver Soldat, und hat auch in der heutigen Affaire eine glänzende Tapferkeit bewiesen, indem er die Fahne seines Regiments, die bereits in den Hän-

den der Helden war, wieder zurückeroberte und eine beträchtliche Anzahl Feinde erlegt hat."

„So?" sprach Montecuculi, „das freuet mich, und alle diese Umstände werden ihm bei seiner Vertheidigung wesentlich nützen."

„Sie werden ihm weder nützen, noch schaden," versetzte Spork, „der Cornet Vogelsang hat, nachdem er die kaiserliche Fahne wieder zurückgenommen, unter den Händen der Feinde einem ehrlichen Reitertod gefunden."

10. Der Garten des Pascha von Ofen.

Abermals sehe ich mich bemüssigt, einen Sprung in meiner Erzählung zu thun und vier Jahre hinter uns zu lassen. Auch der Schauplatz ist ein anderer fremdländischer geworden; es ist die alte Königsstadt Ofen, wohin ich meine Leser führe, in's Innere der Gärten des Pascha's, der dort residirte. Denn zur Hauptstadt eines Paschaliks war die herrliche Donaustadt erhoben worden, seit sie durch Verrath in die Hände der Türken gefallen, und blieb es, bis sie nach dem glorreichen Entsatze von Wien, von dem heldenmüthigen Herzog von Lothringen am 2. September 1686 wieder zurück erobert wurde.

Der Garten des Pascha's bot dem entzückten Auge zur Frühlings- und Sommerszeit einen wunderbaren Anblick dar. Es war aber im Jänner, und aus der freien Luft hatte man die duftigen Kinder einer schönen Zone in die prächtigen Glashäuser geflüchtet, die mit dem Serail des mächtigen Veziers in unmittelbarem Zusammenhange standen. Mit buntem Marmor aus Paros und Ancyra war der Boden belegt, Springbrunnen rauschten, umringt von den buntesten Blumen, bis an die Decke reichte die stachlichte, blühende Aloe, die träumerische Cypresse; das Rhododendron und die poetische Azalee schimmerten in ihrer Farbenpracht zwischen den dunkeln Blättern, neugierig lauschte die Blüthe des Cactus und der Orchis hervor, auf goldenen Stangen wiegten sich Sittiche, und ihre kreischenden Stimmen verstummten vor dem lieblichen Gesange zahlloser Vögel, die in diesen orientalisch prächtigen Gartenhäusern frei herumflogen; keine Statue stand darinnen, aber prächtige Trophäen waren aufgebaut aus Küraßen und Helmen und Fahnen, die erobert worden waren in den siegreichen Schlachten gegen die Christen, und über sie, wie zum Zeichen des Triumphes war der grüne Turban gelegt, prangte der Roßschweif, geziert mit dem blinkendem Halbmonde.

Unter einem Gebüsche, das sich, von Schlingpflanzen durchzogen, duftig wölbte, lag ein bleicher Mann und schlief; sein Schlaf war aber kein glücklicher, sondern ein matter, todtenähnlicher, wie ihn die Natur über ihre ärmsten Kinder verhängt, damit sie vergessen das Elend ihrer Tage, und auch im Traume nicht daran erinnert werden. Er war noch jung, aber seine gramvollen Züge, der lange Bart und der ärmliche Sklavenkittel ließen ihn älter erscheinen, als er war. Die Schaufel, die er noch schlummernd in der Hand hielt, schien darauf hinzudeuten, daß er wohl ermüdet von der schweren Arbeit niedergesunken war im duftigen Gebüsche; auch arbeiteten ringsum zahlreiche Christensklaven emsig und schweigend, denn sie fürchteten die Peitsche des Sklavenaufsehers Hassan, der mit Omar, dem Haupte der Verschnittenen, plaudernd auf und niederging.

„Nun, was meinst Du, Omar?" fragte der Aufseher, und sein breites, dummes Gesicht verzog sich zu einem behaglichen Lächeln, „habe ich die Christenhunde nicht wohl dressirt."

„Mögen ihre Väter verdammt seyn," antwortete der schwarze Verschnittene, und zeigte zwei Reihen der glänzendsten Zähne, „mein Freund Hassan ist über sie gekommen, wie der Berglöwe über die Schafe vom Caucasus, und ihre Gebeine sind verdorrt."

„Gott ist weise!" schmunzelte Hassan, „ich glaube, der Vezier wird zufrieden seyn. Die Leute arbeiten tüchtig, und wenn der Sidi (Herr) sein Gärtchen besucht, so wird der Balsam seines Lobes auf das Haupt seines unwürdigen Sklaven fallen und träufeln."

„Gott ist gnädig," versetzte Omar, „ich möchte wissen, ob die Christen, deren Gräber die Hunde besudeln mögen, auch so prächtige Städte haben, wie wir."

„Nicht so ganz wie wir," belehrte ihn der weise Hassan, „da ist zum Beispiel Wien, die Stadt des deutschen Sultans, welche der große Solimann einst belagert hat, aber nicht erobern konnte, weil sie auf einem hohen Berge liegt, welcher die Schweiz heißt."

(Fortsetzung folgt.)

Im Alsenzthale.

(Eine Mai-Wanderung von W. O. von Horn.)

(Fortsetzung.)

Herzog Friedrich von Zweibrücken vertauschte Burg und Herrschaft, welche auch das Dorf Alten-Baumberg umschloß, an die Fürstin von Isenburg gegen das Dorf Rosenheim. Bis zur französischen Revolution, deren Hereinbrechen in die rheinischen Lande noch mehr als den alten rechtmäßigen Besitz, die alten Sitten und den alten festen Glauben zertrümmerte, blieb die Fürstin im Besitze, dann wurde die Burg als Domaine veräußert.

Im dreißigjährigen Kriege hatte Spinola mit seinen Spaniern die Burg besetzt, als er 1620 in die Rheinpfalz einrückte, um das schuldlose Land büßen zu lassen für die Thorheit seines Herrschers, der, gestachelt vom Ehrgeize seines Weibes, Böhmens nicht beneidenswerthe Krone leichtsinnig angenommen.

Zu schwach war jedoch die Besatzung, als daß sie hätte eine ernstliche Vertheidigung wagen können, als der schwedische General, Graf Sparre, sie zu belagern begann. Durch Capitulation ging sie an die Schweden über.

Im Jahre 1689, dem Jahre des Schreckens und Jammers, in dem die Franzosen das schöne Pfälzer Land verwüsteten, vollzog Bouflers den Befehl Montal's, der auf Montroyal an der Mosel hauste, und zerstörte die Burg, jedoch nicht in dem Grade, daß nicht ihre Ruinen heute noch einen vielfach ansprechenden Anblick darbieten und der Ueberzeugung Raum gönnen, wie groß und fest einst diese so günstig gelegene Burg gewesen.

Die Aussicht von der Burg ist zwar nicht umfangreich, aber dennoch lohnend.

Nördlich öffnet sich dem Blicke das Alsenzthal bis zu seiner Mündung in das Nahthal. Ein Theil des Rothenfels, und besonders sein über die Ebernburg wegsehender, abgeflachter Gipfel, schaut herüber. Die Ebernburg thront stolz auf ihrer Höhe und die belebte Fähre an ihrem Fuße gibt der Landschaft Leben. Der Rheingrafenstein sieht nachbarlich herüber, an dessen Fuß sich Münster schmiegt.

Gegen Westen senkt sich der Blick auf das malerisch gelegene Dorf Alten-Baumberg; dann, sich erhebend, treten ihm bewaldete Gipfel entgegen, über welche der Lemberg, des Donnersbergs demüthiger Bruder, sein Haupt, in dunkles Grün gehüllt, erhebt. Südlich überblickt man einen Theil des sich windenden Alsenzthales, wo im blumenreichen Wiesengrunde das Flüßchen sich im Weidengrün und Erlendunkel verbirgt. Näher erblickt man die Ruinen der Burg Treuenfels auf mäßiger Höhe.

Zwei Sagen, die Eine dem Gebiete der Poesie des Volkes, die Zweite aber den Tafeln der Geschichte entnommen, knüpfen sich an die Mauern von Alten-Baumberg.

Die Erste entlehne ich dem bei L. Ch. Kehr in Kreuznach erschienenen Buche: Bilder aus dem Nahthale, Kreuznach 1838, wo sie Seite 76 bis 79 also zu lesen steht:

„Im grauen Alterthume, als in diesen Räumen noch die stolzen Raugrafen herrschten, trug sich etwas absonderlich Wunderbares

zu. Alljährlich wuchs mitten im Burghofe, an einer Stelle, wo es gar schauerlich hohl klang, obwohl Keiner wußte, daß dorten ein Kellergewölbe sey, ein Lilienstengel auf, der nicht mehr als zwei große, herrlich duftende Blumenkelche trieb. Auf der Stelle aber war schweres Steinpflaster, zwischen dem sich die Lilie herauswand. Und wurde sie auch wohl hundert Mal abgeknickt, immer schoß wieder ein neuer Stengel auf. Rohe Gesellen wollten sie tilgen, gruben das Pflaster auf, aber die Wurzel fanden sie nicht und arger Modergeruch trieb sie von dannen.

Was aber noch wunderbarer war und Allen ein seltsam Räthsel dünkte, das war der uralte Raugraf, dessen Abkunft und Verwandtschaft mit den auf einander folgenden Geschlechtern Niemand auf der Burg mehr kannte, von dem sie sich wohl erzählten, er sey älter denn zweihundert Jahre und — könne nicht sterben. Er selber aber konnte nichts melden von sich und nicht klagen sein Leid, das so tief in seinen Zügen gegraben stand, denn er war stumm und taub. Daß er ein ungeheures Alter erreicht, das gab seine verdorrte Gestalt kund und die gelbe Haut, die in unzähligen Falten um die gebeugte Knochengestalt hing, und der silberne Bart, der bis zum Knie reichte und der kahle Schädel. Jedermann sah ihn mit Scheu an, aber Jedermann fühlte Mitleid mit ihm und diente ihm gerne, der im großen Lehnstuhle saß und die Hände schier immer gefaltet hatte, und, leise die Lippen bewegend, betete.

An jedem Abende, wenn die Sonne hinter dem Lemberg untergegangen war, ergriff der Greis, der kaum noch zu gehen vermochte, seinen Stab und wankte der Thüre der Halle zu. Wer es zuerst sah, der eilte, ihm die Thüre zu öffnen, trat ihm aber dann auch scheu aus dem Wege, und ein Jeglicher wich, wenn er kam.

Der Greis wankte nun hinaus in den Burghof, wo die Lilie stand, kniete nieder und benetzte mit einem Thränenstrome die Stätte. Es war gar traurig anzusehen, wenn er so da kniete, der uralte Mann, und weinte und die Hände zum Himmel rang und die stummen Lippen bewegte. Wenn dann die ersten Sterne am Himmelszelte zu glänzen begannen, schlich er zurück in die Halle und seine Thränen rannen und schwere Seufzer lös'ten sich aus der Tiefe seiner Brust.

So war es alle Tage und so blieb es. Die Aeltern erzählten's ihren Kindern und die Enkel erlebten's grade so, und die Lilie blühte jedes Jahr und der Raugraf starb nicht.

Wie sie sich auch die Köpfe zerbrachen, sie konnten nicht erfahren, wie es sich eigentlich damit verhielt; aber das wußte Jeder, daß es ein schauerlich Geheimniß war und ein schwerer Fluch auf dem Greise ruhe.

(Fortsetzung folgt.)

Die billigen amerikanischen Getreidepreise.

Nach den neusten, bis Ende August dieses Jahrs reichenden Nachrichten aus Amerika waren daselbst die Preise des Getreides und Mehls folgende:

Zu New-Orleans, den 22. August:

Mehl: Ohio und Illinois, pr. Barrel — $3\frac{1}{2}$ Doll. bis 3 Doll. $62\frac{1}{2}$ Cts., oder das Darmstädter Malter (128 Liters) 7 fl. 10 kr. bis 7 fl. 25 kr.
St. Louis, pr. Barrel — 3 Doll. $52\frac{1}{2}$ Cts. bis 4 Doll., oder das Darmst. Malter — 7 fl. 12 kr. bis 8 fl. 12 kr.

Zu New-York, den 31. August.

Mehl: Michigan und Oswego, pr. Barrel — 4 Doll., oder das Darmst. Malter 8 fl. 12 kr.
Genessee, pr. Barrel — 4 Doll. 6 Cts., oder das Darmst. Malter — 8 fl. 19 kr.

Waizen: weißer, pr. Bushel — 90 Cts., oder das Darmst Malter — 6 fl. 18 kr.
Western, pr. Bushel — 80 bis 85 Cts., oder das Darmst. Malter — 5 fl. 36 kr. bis 5 fl. 58 kr.

Mais: gemischter, pr Bushel — 53 Cts., oder das Darmst. Malter — 3 fl. 44 kr.

Rocken: Northern, pr. Bushel — 75 Cts., oder das Darmst. Malter — 5 fl 16 kr.
Neuer, pr. Bushel — 68 bis 70 Cts., oder das Darmst. Malter — 4 fl. 45 kr. bis 4 fl. 54 kr.

Hafer: pr. Bushel — 28 bis 30 Cts., oder das Darmst. Malter — 1 fl 57 kr. bis 2 fl. 6 kr.

Auf dem letzten Fruchtmarkt zu Mainz kostete dagegen:

Waizen:	pr. Malter	15 fl.	2 kr.
Rocken:	„ „	14 „	10 „
Hafer:	„ „	4 „	47 „
Weißmehl:	pr. 70 Kil.	13 „	— „

Da sich die Wassertransportkosten für Getreide und Mehl aus Amerika bis Mainz nicht viel über 1 fl. pr. Malter belaufen werden, so leuchtet ein, mit welchem Vortheil diese Gegenstände jetzt aus Amerika zu beziehen sind.

Mannichfaltigkeiten.

(Neues Mittel gegen das Podagra.) Am letzten Donnerstag hielt in Berlin ein Sohn des berühmten Luftschiffers Green aus London eine Luftfahrt, und hatte sich erboten, gegen eine Hand voll Doppellouisd'ors Liebhaber mit hinauf zu nehmen. Der alte schwedische Gesandte war wegen eines bekannten Fußübels lange Zeit nicht ausgekommen; seine Frau redete ihm daher zu, die Luftfahrt mit anzusehen. Er wurde in den Wagen getragen, die Fenster geschlossen, und so kam er seufzend an und betrachtete den Ballon und die Anstalten. „Lieber Schatz," sagte er endlich zu seiner Frau, „ich hätte wohl Lust, die Luftreise mitzumachen, es muß sanft gehen." Vergeblich protestirte die Frau Gemahlin; der Herr Gesandte stieg ein, sah hoch herab auf Berlin, und trank mit Hrn. Green auf das Wohl des Königs eine Bouteille Champagner. So kamen sie glücklich fünf Meilen weit davon wieder zur Erde, und als die Frau Gesandtin mit dem Wagen ankam, bemerkte sie zu ihrem Erstaunen, daß das Podagra in der Luft verschwunden war.] [illegible]

Wir machen die radikalen Blätter auf folgende „staatsgefährliche" Anzeige aus München in der „Allg. Z." aufmerksam: [„In den letzten Tagen begegnete man in den Straßen unserer Stadt sehr häufig einer Anzahl wohlgekleideter Jünglinge, die durch ihr lebensfrisches Aussehen, ihre ungezwungene Haltung und den kecken Muth, der aus ihren Augen blitzte, angenehm auffielen. Auch dem feinsten Jesuitenriecher möchte es schwer geworden seyn, in diesen „flotten" jungen Leuten Zöglinge des Freiburger Instituts zu erkennen, die mit zweien ihrer Professoren auf einer Ferienreise begriffen sind. Eine bekannte Stelle in Goethe's „Faust" möchte hier wohl eine Anwendung finden."

Dr. Rupp zu Königsberg kann sich füglich mit Paulus von Tarsen trösten, welcher die Vierzig weniger Einen fünf Mal bekommen. 2 Kor. 11, 24. G. in W.

Korrespondenz.

Weimar, im Sept.

Das hiesige Theater ist vor einigen Tagen erst mit „Marie Anna, oder ein Weib aus dem Volke“ nach der Bearbeitung von Dräxler-Manfred wieder eröffnet worden. Das Repertoir scheint diesmal eine Reihe von neuen und interessanten Erzeugnissen bieten zu wollen, von denen „König Roderich“, eine Tragödie von Emanuel Geibel, in diesen Tagen schon über die Bühne gehen wird.

Darmstadt, im Sept.

Ein alter Philosoph sagt, daß ohne Nahrungsmittel kein irdisches Leben möglich sey. Wenn je ein Philosoph eine einleuchtende Wahrheit ausgesprochen hat (ach, der Alp des Irrthums drückt sie alle mehr oder weniger!), so ist es gewiß diese, und man braucht eben kein Seneca zu seyn, um sie einzusehen und etwa als These in einer academischen Doctorpromotion gegen Jedermänniglich vertheidigen zu können. Kaum hat die Sichel die Felder abgemäht, kaum füllt der Ernte Segen die Scheunen, so beschäftigt auch schon diese Lebensfrage die Gemüther mehr als je, und mit ängstlich forschendem Blick vergleicht man die Vorräthe der Scheune und des Speichers mit dem Bedürfniß der Consumenten, ungewiß, ob jene dieses bis zum Eintritt der nächstjährigen Ernte decken werde. Diese ängstliche Voraussicht ist nicht ganz ohne Grund, wiewohl wir sie, verglichen mit den wirklichen und annoch zu hoffenden Erträgnissen der diesjährigen Ernte, für zu weit gehend halten. Zur Epoche des Monatswechsels hatten wir in hiesiger Gegend durchdringende Regen, welche, wie mit Gewißheit zu erwarten, den Ertrag der Kartoffeln und anderer Knollengewächse um Vieles vermehren werden. Ein demnächstiges Sinken der Getraidepreise dürfte dadurch wesentlich bedingt werden. — In Europa, selbst in den von der Natur durch Boden und Klima minder begünstigten Ländern dieses Welttheils, ist der Hunger mit seinen erschreckenden Folgen ein ziemlich seltener Gast, während man in dem Heimathlande des Paradieses, in Asien, wo die Natur ihre Güter mit verschwenderischer Hand ausgestreut hat, daran gewöhnt ist. Die Geschichte von China, Indien und andern schönen und fruchtbaren Ländern des Orients liefern zahlreiche Belege zu dieser traurigen Wahrheit. Die Ursache liegt ohne Zweifel in der schlecht geleiteten Regierung und Verwaltung dieser asiatischen Staaten, in dem Fluche des Despotismus, der in seiner traurigen Ueberfülle von Macht widrigen Elementarereignissen rath- und thatlos gegenüber steht, und der von den soliden Grundlagen einer wahren Civilisation, der durch Intelligenz geleiteten Arbeit auf dem Felde und in den Werkstätten kaum einen schwachen Begriff hat. Welches auch die politischen Uebel seyn mögen, an denen Staaten unseres Welttheils noch zur Zeit mehr oder weniger zu leiden scheinen, so sind doch diese Staaten, was den eben erwähnten Punkt betrifft, dem an Naturproducten so reichen Asien unendlich weit überlegen, und darin liegt Europa's Stärke und Macht, welche keine tartarische Reiter mehr überwältigen werden. — Daß die Post und die Eisenbahn einander nicht entbehren können, sondern gegenseitig sich unterstützen müssen, dies beweis't die Organisation des Dienstes auf der Main-Neckar-Bahn, der nunmehr so eingerichtet ist, daß die Postfahrten nach dem Innern der Provinz Starkenburg oder nach Rheinhessen nach der Bewegung auf der Eisenbahn geregelt sind, so daß man z. B. bei der Ankunft zu Bensheim oder Heppenheim in beiderlei Richtung zu Wagen gleich weiter reisen kann. Der Fahrdienst zwischen beiden Orten und Worms wird von dem, in seinen Functionen wohl orientirten Hrn. Postmeister Doll daselbst sorgfältig überwacht, und ist die Beförderung von beiden Stationen der Eisenbahn dahin so prompt, daß man in wenig mehr als zwei Stunden an den Rhein gelangt. — Hr. Adolph Lindheim von hier, der schon seit mehreren Jahren als Musiker zu Paris lebt und dessen Versuche im Fache der Composition dort eine günstige Aufnahme fanden, ist kürzlich bei der königlichen Oper als Violonist, nach ehrenvoll bestandener Prüfung unter vielen Mitbewerbern, angestellt worden.

Frankfurt a. M., 20. Sept.

(Ausstellung in den Sälen der königlichen Academie der Künste zu Berlin.) Die „Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen“ enthalten über die gegenwärtige große Kunstausstellung der königl. Academie zu Berlin eine Reihe ausführlicher und gediegener Berichte. — In einem derselben, Nro 211 jenes Blattes, wird unter andern ein dort ausgestelltes, hier in Frankfurt entstandenes Kunstwerk besprochen, weshalb wir den betreffenden Auszug des Berichtes hier folgen lassen, indem wir zugleich unser lebhaftes Bedauern nicht unterdrücken können, daß Werke von einer Bedeutung, wie das erwähnte, aus den Ateliers unserer Künstler in solcher Stille und so unbeachtet von hier in die Ferne wandern, daß wir erst durch Berliner Blätter Kunde von ihrer Existenz erhalten.

„Die diesjährige Ausstellung“ sagen die Berlinischen Nachrichten, „bringt bis jetzt nur ein einziges Bild, das in jeder Hinsicht den Namen eines historischen verdient: es ist Nro. 737, Petrus, welcher die Lahmen heilt, von Rethel in Frankfurt a. M., vermuthlich, da der Katalog keine nähere Angabe enthält, aus der Apostel-Geschichte Cap. 9. V. 31 — 35 entnommen, wo es also heißt: „Es geschah aber, da Petrus durchzog allenthalben, daß er auch zu den Heiligen kam, die zu Lydda wohnten. Daselbst fand er einen Mann, mit Namen Eneas, acht Jahre lang auf dem Bette gelegen, der war gichtbrüchig. Und Petrus sprach zu ihm: Enea, Jesus Christus mache Dich gesund, stehe auf und bette Dir selber, und alsobald stund er auf. — Und es sahen ihn alle, die zu Lydda und zu Sarona wohnten, und bekehrten sich zu dem Herrn.“ An dem Eingange einer prachtvollen Säulenhalle steht Petrus, begleitet von einem jüngeren Apostel, und reicht dem Lahmen die Hand, um ihm bei dem Aufstehen zu helfen, indessen er ihn mit der anderen im Namen Christi segnet; eine Gruppe von Männern sieht staunend dem Wunderwerke zu. Gewiß werden sich Viele noch eines Bildes von Rethel entsinnen, mit welchem er hier zuerst auftrat und welches er auch in Düsseldorf gemalt, nämlich: der heilige Bonifacius das Christenthum in Deutschland einführend. Beurkundete sich schon in diesem Jugendwerke ein bedeutendes Talent für das Historische, so entwickelte sich dasselbe in den folgenden Arbeiten immer schöner, besonders in Frankfurt, wo die schöne Gallerie des Städel'schen Instituts und die dortige bedeutende Miniaturen-Sammlung nicht ohne Einfluß auf ihn blieben und namentlich seiner Darstellungsweise eine viel ernstere Richtung gaben, als er in seinen Düsseldorfer Werken gezeigt. Das schöne Bild seiner Nemesis, welche mit Schwert und Sanduhr in den Händen einem Mörder hart auf der Ferse durch die Lüfte folgt und den Fliehenden ereilt, sobald seine Stunde gekommen — leider nur in einer schlechten Lithographie verbreitet — ist eine ganz eigenthümliche Composition, so wie seine Entwürfe zum Kaisersaal in Aachen und sein Uebergang Hannibals über die Alpen voll glücklicher Gedanken. (Diese letzteren hatte Rethel voriges Jahr hier Sr. Maj. dem Könige vorgelegt.) Die Heilung des Lahmen erinnert in der Auffassung an die Tapeten des Raphael und zwar sehr glücklich, denn nicht sind es Reminiscenzen, welche diesen Eindruck hervorbringen. Als die glücklichste Figur des Bildes ist der arme Lahme zu bezeichnen, welcher mit gläubigem Ausdruck zum helfenden Apostel aufblickt und schon die Wirkung des heiligen Wortes fühlt; denn er vermag aufzustehen. Eben so gelungen sind die Männer von Lydda, ernste, würdige Gestalten, voll Ausdruck und großartig in den Bewegungen, wogegen die beiden Apostel etwas verlieren. Etwas weniger Reichthum der Architectur, deren vergoldete Säulenbasen den Köpfen sehr nahe stehen, wäre den Figuren gewiß günstiger gewesen, da sie jetzt von denselben ein wenig gedrückt erscheinen. Die Malerei ist, obschon Oel, freskoartig gehalten, fast zu hart und an das Rohe streifend, aber mit einem freien entschiedenen Pinsel gleichsam hingeschrieben: sie ist männlich und tüchtig, außerordentlich glücklich im Costüm des Lahmen, wo die Aermlichkeit und das Abgerissene wunderbar schön mit dem großen Styl des Uebrigen harmoniren. Eben so vollendet ist der antike Mosaik-Fußboden und die kräftige Gestalt eines Mädchens, welche im Mittelgrunde die Stufe hinansteigt. Gewiß kann man dem Künstler zu diesem Bilde, das einen auffallenden Contrast zu R's. früheren Düsseldorfer Arbeiten, von deren weichem Schmelz vielleicht Einiges zurückzuwünschen wäre, bildet, nur Glück wünschen und hoffen, daß er glänzend fortschreiten möge auf einer Bahn, die jetzt so Wenige betreten.“

Main-Wasserwärme: 23. Sept., Morgens, 6 Uhr: 12 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 23. Sept. Das Nachtlager in Granada, romantische Oper in 2 Abth., von Fr. Kind, Musik von Conradin Kreutzer.

Donnerstag, 24. Sept. Moritz von Sachsen, Schauspiel in 5 Abth., von R. E. Prutz.

Freitag, 25. Sept. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. (Gastrolle) Amine: Fräul. Jenny Lind, königl. schwedische Hofopernsängerin. Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreisen.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 265. Freitag, den 25. September 1846.

Der Bauherr.

Historische Novelle von Anton Langer.

(Fortsetzung.)

Nachdem Hassan so einen glänzenden Beweis seiner geographischen Kenntnisse gegeben, nahm er, wie erschöpft von dieser Anstrengung, Platz auf einem seidenen Polster, und ließ sich und seinem Freunde durch einen Sklaven den Tschubuk voll köstlichen Tabaks anzünden. Auch Omar setzte sich, und beide begannen in der wonnevollsten Gedankenlosigkeit kleine, blaue, duftige Wölkchen auszustoßen.

So saßen sie, ohne ein Wort zu reden, eine halbe Stunde lang, da brachte ein kleiner, schwarzer Sklave einen Befehl an Omar, daß dieser schnell aufsprang und rief: „Freund Hassan, treibe dieses Gesindel schnell hinweg; unsere Herrin, die strahlende Sobeïda, wird Deine Gärten mit ihrem Besuche beehren, und zwar augenblicklich.“

So schnell er es vermochte, verließ Hassan seinen Platz und rief mit hochgeschwungener Peitsche: „Fort, Ihr Hunde, Euer Leber würde wie Staub zerfallen, wenn Ihr in das Antlitz der Sonne kämet; fort, sage ich, fort mit Euch!“

Die Sklaven eilten hinaus, mit ihnen Hassan; Omar aber stellte sich mit dem ehrfurchtvollsten Gesichte zur Thüre des Serails, die in das Gartenhaus mündete, und den breiten, purpurnen Teppichvorhang wegziehend, ließ er eine Frau ein von der vollendetsten Formenschönheit, deren Antlitz mit einem langen, weißen Schleier bedeckt war. „Ich will allein seyn,“ herrschte sie dem Demüthigen zu, und mit über die Brust gekreuzten Händen entfernte sich der Sklave.

Die herrliche Gestalt schritt schweigend vorwärts, nicht achtend auf den lieblichen Duft der zahllosen Purpurblüthen ringsum und auf das liebliche Gezwitscher der Vögel, die sie zutraulich umflatterten. Auf einer von blühenden Pflanzen thronartig überwölbten Rasenbank setzte sie sich endlich und warf den Schleier ab. Das schönste Antlitz zeigte sich von der edelsten, fast antiken Reinheit und jener Zartheit des Teints, wie sie nur den im Harem versperrten Frauen des Orients eigen zu seyn pflegt. Lange braune Locken flossen auf die blendend weißen Schultern nieder, kühn blitzte das feurig dunkle Auge, aber auf der weißen Stirne lag eine Wolke trüben Kummers. Sie stützte den Kopf auf die kleine weiße Hand, und als sie so da saß, schweigend und ernst, in der prachtvollen fremdartigen Tracht des Orients, in der mährchenhaften Umgebung dieses Ortes, da schien sie eine jener lieblichen Feen zu seyn, die zum Schutze armer Sterblicher bestimmt, eine so wichtige Rolle spielen in den phantastischen Mährchen des Morgenlandes.

Nach einiger Zeit warf die Dame den Kopf unmuthig zurück und gleichsam, als wolle sie sich zerstreuen, begann sie ein liebliches, deutsches Liedchen zu singen, kaum aber waren die ersten Worte ihren Lippen entflohen, so wurde sie durch einen lauten Ausruf des Erstaunens im Gebüsche neben ihr überrascht. Eben so erstaunt erhob sich die Schöne, ihre erste Bewegung war nach der Thüre zu, um zu fliehen oder ihre Leute zu rufen, aber schnell besann sie sich eines bessern, ein leises Lächeln flog über ihre schönen Züge, und mit dem Schleier sich verhüllend, trat sie entschlossen auf den Ort zu, von welchem der Ausruf gekommen war. Jener Mann im Sklavenkittel, den wir im Anfange dieses Kapitels schlafend gefunden haben, trat, die Schaufel in der Hand, aus dem Gebüsche hervor und verneigte sich tief vor der schönen Favoritin.

„Weißt Du nicht, Unglücklicher,“ fragte die Dame in strengem Tone, „daß die härtesten Strafen Dem drohen, der es wagt, das Frauengemach oder den Ort, an welchem die Frauen sind, zu betreten? Ich könnte Dich dem augenblicklichen Tode überliefern.“

Sie hatte türkisch gesprochen; aber keineswegs entmuthigt durch diese Anrede, hob der Sklave sein Haupt ganz zutraulich empor, sah sie treuherzig lächelnd an und versetzte in deutscher Sprache: „Ei, Herrin, ich fürchte Euch nicht. Ihr habt mir das Deutsch zu gut gesungen für eine Türkin, und so will ich Euch getrost meine liebe Landsmännin heißen und nicht glauben, daß Ihr gesonnen, mich meinen Henkern zu überliefern.“

Schnell hatte die Dame sich wieder entschleiert und ließ den Sklaven ihr herrliches Antlitz schauen, das in diesem Augenblicke noch verklärt war vom Schimmer einer unnennbaren Freude. Sie reichte ihm schnell die Hand und rief: „Ihr seyd mein Landsmann, nun gelobt sey Gott; klingt mir doch der Laut der lieben, deutschen Sprache so süß, wie Harfengetön; Euch hat mir der Himmel gesandt, auf daß ich nicht verzweifle in der glänzenden Oede meines Kerkers.“

„Was soll ich Euch frommen, der arme, verachtete Sklave!“

„Wenigstens kann ich mit Euch in meiner Muttersprache reden, und für mich ist das ein unendlicher Trost. Ihr mögt wohl öfter die Gelegenheit haben deutsch zu sprechen im Sklavenhause; aber ich arme Gefangene entbehre ganz und gar diesen süßen Trost. Von woher seyd Ihr?“

„Von Wien,“ versetzte der Sklave.

„Aus Wien!“ rief die Dame entzückt, „das ist ja auch meine Vaterstadt, und ich heiße Euch doppelt willkommen, lieber, lieber Landsmann.“

Die Dame sah sich überrascht von ihren eigenen Worten um, und sprach dann leise: „Was thue ich, mir und Euch brächte es die höchste Gefahr, wenn man uns hier träfe, also kommt und setzt Euch hier in's Gebüsch, ich will mich auf die Rasenbank setzen und Ihr sollt mir zuhören, denn Wichtiges habe ich Euch zu sagen.“

Der Sklave gehorchte. Die Dame setzte sich, und er kauerte sich zwischen das blühende Gebüsch, nur den Kopf lauschend erho-

ben und versteckt von breiten dunkeln Blättern, während die Dame, bald den Eingang bewachend, bald gegen ihn gewandt, leise flüsternd redete. Es war eine Scene, wie in einem Mährchen aus uralten Zeiten, da die Töchter des Himmels herabstiegen zu den Söhnen der Erde, und sie liebten und ihnen wunderbare Geheimnisse lehrten.

„Vor allem," sprach die Dame, „muß ich Euch fragen, ob Ihr treu und ehrlich seyd und kein Falsch in Euch ist."

„Ich bin ein Deutscher, ich bin ein Wiener," sagte der Sklave gekränkt.

„Verzeiht!" fuhr die Dame fort. „Aber ich habe Euch ein Geheimniß von gar wichtiger und absonderlicher Art zu vertrauen. Ich muß wohl bei mir selbst anfangen und etwas weiter ausholen. So wisset denn, daß ich aus dem untern Werd, und Lea, die Tochter des Juden Ascher Ben Israel bin."

„Wahrhaftig!" fragte der Sklave überrascht.

(Fortsetzung folgt.)

Im Alsenzthale.

(Eine Mai-Wanderung von W. O. von Horn.)

(Fortsetzung.)

Nach vielen, vielen Jahren traf es sich einst, daß in den schönen Maitagen, als die Lilie wieder blühte und der Greis bei ihr kniete und mehr denn je weinte, ein Pilger in die Burg trat. Es war keiner von den gewöhnlichen, die mit Muschelhut und Pilgerstab umher wanderten von Kloster zu Kloster und von Burg zu Burg, nach Jerusalem ziehen wollten und doch nie aus den Gauen des Vaterlandes kamen, sondern ein Jüngling von tiefer Demuth und wunderbar lieblichem Antlitz. Seine Worte drangen hinab bis in des Herzens Grund und bewegten wunderbar seine Tiefen.

Als der junge Raugraf hörte, daß ein so liebenswerther Pilger da sey, ließ er ihn zu sich kommen, und er mußte bei ihm weilen; und als der Pilger den Greis erblickte, verklärte sich noch wunderbarer sein Antlitz, daß es in seiner Schönheit anzuschauen war, wie das eines Engels vom Himmel.

„Auch Dir wird bald die Stunde des Friedens und der Erlösung schlagen!" sprach der Pilger zu dem Stummen, „denn Du hast gebüßet wie Wenige vor Dir."

Da durchbebte ein Schauer den jungen Raugrafen und seine Gemahlin, die bei ihm saß, und er fragte den schönen Pilgersmann, ob er wisse von dem Greise und seiner Noth?

Da setzte sich der Pilger und erzählte, daß vor grauen Jahren ein Raugraf hinausgezogen sey mit Roß und Speer wohl in die weite Welt, in jugendlichem Uebermuthe Abenteuer zu suchen. Da habe er denn ein Fräulein im Schwabenlande gefunden, als der Kaiser in Ulm Hof gehalten, die er liebgewonnen und als Gattin heimgeführet habe.

„Sie war", sprach der Pilger, „rein wie ein Engel Gottes und treu wie Gold, so sie am Trauringe hatte.

„Bald darauf zog der Raugraf mit dem Lothringer nach dem Morgenlande, um zu streiten für des Herrn heiliges Grab. Seine Gattin hatte aber früher ein Schwabenritter geliebt, ein böser Mensch, der Sturmfeder hieß. Dieser mochte es der Lieblichen nimmer verzeihen, daß sie seine Liebe verschmäht, und trug Groll im Herzen gegen sie und Rache.

„Ehe denn er nach Jerusalem zog, ging er an den Rhein und kam nach Alten-Baumberg, hoffend, das Herz der schönen Frau zu berücken und sie treulos zu machen gegen den Gatten, der ferne war, aber alle Höllenkünste blieben erfolglos, und es wuchs sein Zorn und Grimm über die Maßen.

„Da fiel ihm ein junger Knappe auf, der schön war und hoch stand in der Gunst der Raugräfin, und alsobald war das teuflische Mährlein erdacht. Von dannen zog er, kam, und fand den Raugrafen in Jerusalem auf hartem Krankenlager.

„Liebreich nahm er sich seiner an und pflegte sein, aber in das Herz flößte er ihm das ätzende Gift des Verdachts gegen das geliebte Weib, das wachend und im Traume sein Herz beschäftigte. Als er in den Verräther drang, ihm ganz Das zu enthüllen, was er nur in einzelnen Worten ihm angedeutet, da redete der Verworfene frei heraus seine höllische Lüge, und wußte sie, mit der Burg selber bekannt, so auszuschmücken, daß jeder Zweifel an ihrer Wahrheit schwand."

„Von nun an brannte ein Feuer in dem Raugrafen, das ihn rastlos umhertrieb. Er verließ die heilige Stadt und das heilige Land und kehrte heim. Und je näher er der Heimath kam, je wilder sein Zorn und seine Rachsucht wurden, je mehr er lechzte nach dem Blute Derer, die seinen Glauben und sein Vertrauen so schnöde mißbraucht; denn der Edelknecht war eine arme Waise gewesen, die er aus Erbarmen zu sich genommen.

„Die Sonne war hinabgesunken und der Schimmer der Abendröthe vergoldete die Burg seiner Väter, als er ungekannt, im Pilgergewande, in die Burg trat. Ohne bemerkt zu werden, gelangte er bis zum Gemache der Raugräfin. Eben, als er eintreten will, öffnet der Edelknecht die Thüre und tritt heraus, ein Geräthe tragend, so die Herrin von dannen schickte. Mit Entsetzen wich der Diener zurück und — tief in sein Herz senkte der wüthende Raugraf seinen Dolch, daß das warme Blut die erschrockene Frau bespritzte, die herzugeeilt war. Wüthender noch wurde der Raugraf, als er sahe, wie sie den Sinkenden in ihren Armen auffing und hielt. Da traf sein blutiger Dolch auch ihr Herz, daß sie leblos hinsank.

„Als die Diener und Reisigen nun herbeiströmten, da rief er, ihnen entgegentretend: Ich bin der Raugraf und habe Gericht gehalten über die Ehebrecherin und ihren Buhlen!

„Niemand wagte es, dem Wüthenden den Irrthum zu nehmen, der so schlimme Frucht getragen. Ein Grab ließ er nun bereiten, in einem kleinen Gewölbe, wohin einst die Raugrafen in früheren, kriegerischen Zeiten ihre Schätze zu verbergen pflegten und ließ die Leichname ohne Sarg und ohne Priestersegen hinabstürzen, und alsdann fest zumauern die Grube; aber wie erschrak er am andern Morgen, als er eine Lilie aus dem Grab hervorsprießen sah, die zwei schöne Glockenblüthen trug. Er selbst eilte hinab und riß den Stengel aus; aber er wuchs wieder in der folgenden Nacht und war unvertilgbar.

„Da dämmerte der Gedanke in seiner Seele, er könne unschuldig Blut gemordet haben. Jetzt forschte er genauer, und siehe, es stellte sich ihre Unschuld heraus, so fleckenlos, wie das Weiß der Lilie, die aus ihrem Grabe hervorwuchs. Wie auch die Reue sein Herz zerriß, sein Urtheil — es war schon gesprochen: Leben sollte er und büßen, bis einst ein glücklich Ehepaar aus seinen Nachkommen der Schuldlosen Gebeine christlich bestatten würde. Wenn dann der Lilienstengel welke, so sollte auch ihm der Frieden werden; bis dahin aber müsse er stumm sein Weh in der eigenen Brust tragen."

„Und wie lange ist es her?" fragte der Raugraf, an den sich seine schöne Hausfrau schmiegte.

„Dreihundert Jahre!" sprach feierlich der Pilger.

„Und kein glücklich Ehepaar lebte seitdem in diesen Mauern?" fragte Jener.

„Manches gewiß", sagte der Pilger, „aber sie kannten nicht die Art der Erlösung des Armen."

„Sind wir denn kein glücklich Paar?" fragte die Raugräfin und sah in des Gatten Auge mit dem thränenfeuchten Blick der Liebe. —

Er zog sie an seine Brust.

„Wohl hast Du wahr geredet, Pilger. Es soll Erlösung finden, der arme Büßer!" sprach der Raugraf.

Als aber der Raugraf dies Wort gesprochen und sich wieder zu

dem Pilger wenden wollte, da war er verschwunden. Furcht und Angst kam sie an, denn sie erkannten, daß es ein Engel gewesen der die Botschaft gebracht. Kaum graute der Morgen, so begannen die Knechte die Arbeit. Der Raugraf ließ das Gewölbe öffnen, und als die Sonne sich neigte, da fanden sie vermoderte Gebeine und sammelten sie sorglich. Da sie solche an das Licht brachten, welkte der Lilienstengel alsbald. Und als nach seiner Weise der alte Raugraf an seinem Stabe daher wankte und sah, was geschehen war, da faltete er die Hände und die Stimme kehrte wieder und er rief: „Dank Dir, o Richter, nun darf ich Armer Gnade hoffen!“

Er sank mit diesen Worten nieder und fand den Frieden im Tode.

Tief erschütterte das Ereigniß Alle, die Zeugen waren. Am andern Tage segnete der Priester das Grab, in dem der alte Raugraf und die Gebeine seiner Opfer zusammen ruhten in der Kirche von Alten-Baumberg.“

Soweit die Sage.

(Fortsetzung folgt.)

Die Theuerung und das Papiergeld.

(Aus Hessen, 14. Sept.) Wenn wir die Aeußerungen der Presse im vorigen und heurigen Jahre betrachten, so rechtfertigt sich wohl die Ansicht, daß wir ihr manchen Schaden hinsichtlich der Theuerung verdanken. Im vorigen Jahre übertrieb die Presse die Noth und heuer wollte sie dies gut machen und tröstete zu viel. Nirgends ist aber rücksichtslose Mehrheit ruhiger als in solchen Dingen, denn sie beregen Millionen Gulden und Seufzer. Unsere diesjährige Korn- und Haferernte ist eine unzulängliche zu einem Sechstheile fast in ganz Deutschland, vielleicht zu einem Fünftheile; dagegen sind die drei übrigen Körnerfrüchte reichlich. Die Kartoffelernte ist zweifelhaft aber sicher nicht überreich. Es ist daher Gebot da, Korn im nicht deutschen Auslande anzukaufen. Nicht allein der Taglöhner und Arme leidet darunter, sondern auch der Mittel-Bauernstand, der jetzt in der Geldklemme kein Capital auf Hypothek geliehen bekommt, und sich bloß für die theure Nahrung mit 70—100 fl. Schulden belasten muß. Was dies dem Staate überhaupt schadet, ist Jedem klar. Dagegen würde eine Staatsschuld von einigen 100,000 fl. mehr — zum Rückzahlen auf 10—15 Jahre nach dem Steuerfuß vertheilt, woran Jeder Antheil nehme, gar wenig schaden. Man nehme einen Staat an, der 800,000 Seelen umfasse; er bräuchte etwa 120,000 Malter Roggen, die wohl bis nach Mainz für 1,200,000 fl. herzuschaffen wären. Der Staat selbst liehe also etwa 800 000 fl., die Gemeinden (etwa für Jedes 100 Seelen) 15 fl. die übrigen 400,000 fl. Sie drückten damit die Getreidepreise, selbst wenn man einen Verlust dabei hätte, bis auf 10 fl. pr. hess. Malter (was wegfiele, wenn das Malter gut 10 fl. bis Mainz geschafft werden könnte), und deckten durch die Steuern in 10—15 Jahren den Ausfall, der höchstens 3—400,000 fl. betragen könnte. Alle Luxusausgaben in den Gemeinden, selbst mit einiger Verzögerung chaussirten Wegbaus, müßten dann freilich beschränkt werden, was ohnedies kein Schaden, sondern jetzt schon ein Nutzen wäre. Unsere Zeit leidet an drei Gebrechen, 1) an schlechten Ernten, 2) an zu viel Geld, 3) an zu wenig Geld. Das erste ist oben behandelt, den Widerspruch in Nro. 2 und 3 wollen wir jetzt lösen. Als vor 3—4 Jahren das wohlfeile München und überhaupt Altbayern plötzlich Theurung spürte, schimpfte Alles über Wucherer u. dergl.; aber eigentlich machte die Theuerung die mit circa 8 Mill. Gulden durch Bankbillette vermehrte Geldmasse. Es war plötzlich mehr Geld da, und es schlug Getreide und Holz auf. Der Bauer befand sich wohl dabei, schlecht der Beamte. Der Fiscus, der kein Korn und sein Holz verkaufte, gewann mehr als 1/4 seiner frühern Einnahme. Wenn man ganz Bayern nun verkaufen könnte, so wäre es gegen früher 1/3 mehr werth im Geldwerth; da aber die Leute ihre Güter behalten, so haben die Besitzenden so viel gewonnen, als die Nichtbesitzenden verloren haben. Blos der nicht essende Fiscus gewann ohne zu verlieren, da er ja dieselben Besoldungen bezahlte. Anschaffung von Papiergeld ist daher blos eine einseitige Hülfe für ein Land, die den Reichen nützt und die Armen noch ärmer macht. Wie es in Bayern ging, ging es auch anderwärts. Da aber die großen Unternehmungen der Eisenbahnen viele kleine Kapitalien den Gewerben und dem Landbau entzogen haben, so fordern diese jetzt überall zu 5% Geld und können keins erhalten, weil immer mehr Bauten unternommen werden sollen. Daß hierbei die Zinnsfüße nicht über 5% steigen, ist schon ein Beweis, daß zu viel Geld vorhanden ist, und daß man Papiergeld zu Eisenbahnen brauchte, ein Beweis, daß man zu viel Bauten unternahm. Es ist daher zu viel Geld vorhanden gewesen, wodurch die Produkte stiegen, dieses Geld wurde durch viele große Bauten sehr in Anspruch genommen und verringerte sich beim Mittelstande, indem es sich oben anhäufte. Um dem Mittelstande aufzuhelfen, verlangte man nach Papiergeld (wie jetzt in Preußen), und das ist wirklich für den Augenblick eine Hülfe, wird aber beim Aufhören der Neubauten ein Vertheuerungsmittel seyn. Was ist nun in dieser Krise zu thun? Wir antworten: 1) Einstellung aller unnöthigen Eisenbahnen bis nach Vollendung der Hauptbahnen. 2) Allmählige Wiederverminderung des Papiergelds, und statt dessen, trotz Zinsenverlust's, Anleihen im Auslande, denn diese vermehren die Geldmasse nicht, weil das Ausland dafür nicht neues Papiergeld macht. Daß der Pauperismus mehr durch zu vieles Geld als durch Verschwendung Einzelner entsteht, ist leicht nachzuweisen. In einer Stadt von 8000 Familien sollen 1000 blos eine Einnahme von 240 fl. für die Familien haben; davon braucht sie etwa 120 fl. für Essen, 40 für Holz. Das Malter Korn (wonach sich die Victualien richten) kostet nun 1840 6 fl., das Holz 8 fl. 1845 kostet aber das Malter Korn 9 fl. und das Holz 10 fl. Jede Familie braucht also mehr als sie hat jährlich, an Korn 60 fl., an Holz 10 fl. oder 70 fl. Dies auf ganz Deutschland angewendet (und wir haben lauter niedere Preise angenommen), macht für 1,300 000 Familien mit je 240 fl. Einkünfte einen jährlichen Verlust von 90 Millionen Gulden, womit man allen Wein und Branntwein, der in Deutschland lagert, aufkaufen könnte.

B. W.

Mannichfaltigkeiten.

(Aschaffenburg, 21. Sept.) Unsere Zeitung berichtet: „Am 19. d. Mts. hatten wir das Vergnügen, im Kasino dahier die Gebrüder Möhrenschlager aus Erlangen in einem Konzerte zu hören. Ueberraschte und befriedigte der ältere Bruder als Violinspieler schon auf's höchste durch die meisterhafteste Beherrschung seines Instrumentes in den schwierigsten Stücken eines Vieuxtemps, Beriot, Pechatschek, so war dies noch mehr der Fall bei dem jüngeren Bruder, welcher auf der Klarinette eine eigenthümliche, feine Behandlung, eine technische Fertigkeit und einen gediegenen, seelenvollen Vortrag entwickelte, wie wir dies seit J. van Müller nicht mehr zu hören die Freude hatten. Das Gesammtpublikum verließ aber auch, auf das angenehmste unterhalten und auf's höchste befriedigt, diesen Abend den Konzertsaal, und jene der Gesellschaftsmitglieder haben sich um einen großen Genuß gebracht, welche dem Konzerte nicht beiwohnten.“ (Beide Künstler haben von hier ihre Kunstreise über Homburg, Gießen und Kassel fortgesetzt, und werden später auch Frankfurt berühren).

Das „Vaterland“ giebt folgende interessante Erscheinung zum Besten: „Unverbürgten Nachrichten aus Erbach im Odenwalde zufolge, sollen vor ungefähr 14 Tagen mehrere Reisende, welche Abends den dasigen Rittelsaal besuchten, wahrgenommen haben, daß der berühmte Schwedenkönig Gustav Adolf, dessen Rüstung bekanntlich daselbst aufgestellt, und dessen Gesicht dem Original auf täuschende Weise nachgebildet ist, mehrmals mit dem Kopfe schüttelte. Scharfsichtigere wollen bemerkt haben, daß seine Augenbrauen sich finster zusammenzogen und seine Lippen sich bewegten. Andern Nachrichten zu Folge, welche gleichfalls nicht verbürgt werden können, wurde am Morgen nach jenem Abende der Panzerhandschuh, den Gustav Adolf an der rechten Hand trägt, mitten im Rittersaale gefunden, als wenn er mit Heftigkeit dorthin geschleudert worden wäre.“

Hr. Johnson, Landwirth in England, Verfasser des Handbuches der neuen Gärtnerei, hat so eben ein Schriftchen heraus gegeben, in welchem derselbe nachweis't, ein unfehlbares Mittel gefunden zu haben, die Kartoffeln vor der Krankheit, von welcher sie voriges, und wie von mehreren Orten verlautet, auch dieses Jahr befallen worden sind, zu schützen. Die Entdeckung beruht auf einer Reihe von Erfahrungen; das Verfahren ist sehr einfach und eher preventiv als curativ, und besteht darin, daß man die Kartoffeln im Monat Oktober, statt in den Monaten März und April legt. Der Verfasser führt eine Menge Beispiele an, sowohl von England als auch von außerhalb, daß, wer diese Methode befolgte, eine reiche Ernte von gesunden Kartoffeln erhielt, und zwar auf dem nämlichen Felde, welches die kranken Kartoffeln, die im Frühjahr in dasselbe gelegt worden waren, produzirt hatte.

Korrespondenz.

Mainz, im Sept.

Eine Bekanntmachung des Vorstandes des hier bestehenden Vereins zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer enthält so practische, allgemein anwendbare Bestimmungen über Auffindung, Erhaltung und Erkennung von Gegenständen, welche aus der Vorzeit herrühren, daß eine weitere Verbreitung derselben im Interesse der Geschichte jedes Landes von Bedeutung ist, weshalb dieselben wohl eine Stelle in Ihrem vielgelesenen Blatte verdienen. Nach einer freundlichen Bitte an die Bewohner unserer Provinz, dem Vereine zu Verfolgung seines Zweckes behülflich zu seyn, lies't man in der desfallsigen Bekanntmachung: Beim Graben von Fundamenten und Kartoffellöchern, beim Abtragen von Hecken und Erhebungen, beim Baue von Landstraßen, beim Aufwerfen von Gräben, beim Roden, Zackern und überhaupt bei allen Grundarbeiten stößt man häufig auf alte Fundamente von Gebäuden, auf Särge von Stein oder auf Brandgräben, in denen öfter die Asche der daselbst verbrannten Todten, nebst ihrem Lieblingsgeschirre, Waffen, Schmuck u. s. w. begraben sind; hat man solche Spuren so muß mit Behutsamkeit gearbeitet werden, damit die Gefäße darin nicht zerschlagen oder zerstochen werden. Ist letzteres aber zufällig geschehen, so sammle man ja sorgfältig die Stückchen davon, damit man sie wenn es sich der Mühe lohnt, wieder zusammensetzen kann. Man soll die aufgefundenen Stückchen nicht reinigen oder putzen, was nur Der thun kann, der damit umzugehen weiß. Gegenstände von Kupfer, Silber oder Eisen dürfen nicht vom Rost oder Grünspan befreit werden, sonst verlieren sie das Zeichen ihres Alters und allen Werth. (Hier müssen wir bemerken, daß Gold und gutes Silber nie Grünspan bildet oder ansetzt; liegt dasselbe auch Tausende von Jahren in der Erde, so wird es dennoch stets wie neu aussehen; daher kann man sicher seyn, daß Alles, was mit Grünspan überzogen ist, kein Gold oder gutes Silber ist.) Gehauene Steine untersucht man genau, ob keine Inschriften oder Figuren darauf sind; denn diese sind für die Geschichte am wichtigsten. Die gewöhnlichen Funde sind: Urnen, Töpfe, Krüge, Schüsseln und sonstige Gefäße von schwarzer, gelber, weißer und rother Erde, von Glas und Kupfer; Waffen und Handwerkszeug von Eisen und Kupfer; Figuren von Gottheiten, Menschen und Thieren aus Kupfer, Silber, Gold, Stein oder gebrannter Erde geformt; Spiegel von Metall; Schmucksachen, Arm- und Fingerringe, Spangen und Schnallen, Löffelchen, Kämme, Scheeren von Silber, Elfenbein und Kupfer, Korallen und Perlen von Glas, Bernstein oder gebrannter Erde; Griffel, Haarnadeln von Metall und Knochen; Münzen von Gold, Silber und Kupfer; steinerne Altäre und Denksteine mit Inschriften, Figuren oder sonstigen Verzierungen. Auch alte Urkunden, Handschriften, gedruckte und geschriebene sehr alte Bücher sind uns willkommen; überhaupt Alles, was den alten Zeiten angehörte und uns Aufschluß über Religion, Sitten und Gebräuche der früheren Zeiten zu geben im Stande ist u. s. w. — Der Verein besteht nun erst seit zwei Jahren und hat in dieser Zeit schon eine so zahlreiche Sammlung von Gegenständen, die zu seinem Zwecke gehören, durch Kauf, Tausch und die ihm gemachten Geschenke zusammengebracht, daß, wenn ihm von Seiten der städtischen Behörde, die ihm bisher Unterstützungen aller Art und besonders einen jährlichen bedeutenden Zuschuß an Geld bewilligte, ein Ausstellungslocal im ehemaligen kurfürstlichen Residenzschlosse zugewiesen wird, auswärtige Kenner mit Zufriedenheit den Erfolg seiner Thätigkeit betrachten werden. Den Mitgliedern und hiesigen Bewohnern wurden die Sammlungen schon öfter vorgezeigt.

Darmstadt, im Sept.

Es ist immer eine erfreuliche Erscheinung, wenn Männer irgend eines Faches auch in andern Zweigen der Wissenschaft und Kunst, als gerade in dem Kreise ihres Dienstberufes, sich versuchen. Es beweis't dieses stets eine vielseitige Bildung, ein Streben nach Vervollkommnung. So begrüßen wir auch hier ein Werkchen aus der Feder eines vaterländischen Militärs, welches, wie der Verfasser im Vorwort bescheiden erwähnt, anfänglich nur für einen geliebten Vater bestimmt war. Das Buch führt den Titel: Historisch-artistische Briefe während einer Reise nach Rom.“ Der Verfasser ist der hiesige Hauptmann und Ordonnanzoffizier Sr. königl. Hoh. des Erbgroßherzogs, Freihr. W. v. Löw zu Steinfurth. — Schon die Eingangsworte in der kurzen Vorrede deuten an, daß neben Thatsachen auch das Gemüth seinen Platz findet. Und wirklich durchzieht Gemüthlichkeit, scharfe Auffassungsgabe, Kunstsinn, Empfänglichkeit für Naturschönheiten mit ächtem Humor die auf eigener Anschauung bei einem reichen Schatz von Kenntnissen basirte Reisebeschreibung. Unser Standpunkt ist nicht der eines Recensenten; wir fühlen uns aber doch gedrungen, zum Danke für das beim Lesen dieser angenehmen und belehrenden, reichen Lectüre gehabten Genuß unsere Ansicht hier auf freundliche Weise niederzulegen.

Frankfurt a. M.

Seit kurzer Zeit ist in den Räumen unseres Städel'schen Kunstinstituts ein treffliches Schnitzwerk aus Elfenbein ausgestellt, welches seinem Verfertiger, dem Hrn. Christian Heyl von Darmstadt, viel Ehre macht. Es ist ein 2' hoher Pokal, der Deckel aus einem Stücke, eben so der mittlere Theil und desgleichen der Fuß. Die Germania auf dem Deckel wurde besonders geschnitzt und ebenso die acht Kaiserbilder in ganzer Figur, welche, neben einander stehend, den Fuß des Pokals zieren. Sowohl diese Arbeit, als auch die gut angebrachten Verzierungen sind sehr schön, aber der gelungenste Theil des Ganzen ist die Mitte des Pokals, um welche rundum die Hermannsschlacht ihre Darstellung gefunden hat. Hier ist in Menschen, Thieren, Waffen, Bäumen, Pflanzen u. s. w. eine Technik angebracht, welche den Kunstfleiß ihres Verfertigers bewundern läßt. Hr. Heyl, ein Schüler des Galleriedirektors Hrn. Seeger in Darmstadt hat drei Jahre seines Lebens an die Ausarbeitung seines Kunstwerkes gewandt und es wäre ihm daher zu wünschen, daß ihm diese Mühe sowohl, wie auch seine seltene Kunstfertigkeit von reicher Hand vergütet werden möchte. Jedenfalls ist die Arbeit sehr beachtenswerth und wir halten es für Pflicht, unser kunstsinniges Publikum darauf aufmerksam zu machen.

Main-Wasserwärme: 24. Sept., Morgens, 8 Uhr: 12 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 24. Sept. (Auf Verlangen): Stadt und Land, oder: Der Viehhändler aus Oberösterreich, Posse mit Gesang in 3 Abth., von F. Kaiser, Musik von A. Müller.

Freitag, 25. Sept. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. (Gastrolle) Amine: Fräul. Jenny Lind, königl. schwedische Hofopernsängerin. Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreisen.

Redakteur: J. P. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 266. Samstag den 26. September 1846.

Der Bauherr.

Historische Novelle von Anton Langer.

(Fortsetzung.)

„Vor ungefähr acht Jahren," fuhr die Dame fort, „wurde ich durch einen Zufall zur Mitwisserin eines politischen Geheimnisses gemacht, dessen Entdeckung meinem Vater höchst gefährlich hätte werden können. Ascher blieb jedoch freundlich gegen mich, wie zuvor, bewachte aber alle meine Schritte streng, so, daß, wenn ich auch die Absicht des Verrathes gehabt hätte, es mir dennoch unmöglich gewesen wäre. Er beredete mich, eine Reise nach Neusatz zu einer Muhme zu machen. Auf dem Wege aber wurden wir von einer türkischen Streifpartei überfallen, mich nahmen sie mit fort; aus der Schonung aber, mit der sie gegen meinen Vater verfuhren, sah ich, daß das Ganze planmäßig verabredet war, und ich das Opfer der engherzigsten Furcht, oder noch niederträchtigeren Eigennutzes war."

„Unnatürlicher Vater," brauf'te der Sklave auf.

„Leider kann ich Euch nicht widersprechen," fuhr die Dame fort, „aber hört weiter. Ich wurde hierher in den Harem des Pascha's von Ofen gebracht. Der Pascha ist ein wackerer Mann, und mit der den Frauen unseres Stammes eigenen Unterwürfigkeit fügte ich mich in mein hartes Loos, und wenn ich auch nie die goldne Freiheit und meine Heimath, das schöne Oesterreich, vergaß, so wurde ich doch von Tag zu Tag ruhiger. Da hat vor einigen Tagen ein Umstand alle meine alten Gefühle erwachen lassen. Ich saß bei'm Pascha, und spielte ihm auf der Laute vor, als einer Namens Scomparini angemeldet wurde."

„Ein bleicher Italiener, mit dunklem Haar und Bart?" fragte rasch der Sklave.

„So ist's. Kennt Ihr ihn?" sprach die Dame erstaunt.

„Nur zu gut; doch erzählt weiter."

„Auch ich erbebte bei der Nennung dieses Namens; denn er war einer der Hauptagenten bei jenen politischen Umtrieben, deren geheime Werkstätte in meines Vaters Hause war. Auch hatte seine Untreue einem der edelsten Wesen das Herz gebrochen; der Pascha ist ein ziemlich vorurtheilsfreier Mann, und da er gegen mich besonders wohlgesinnt, so mag ich, den Franken gegenüber, wohl bleiben. Ich verschleierte mich also, und entfernte mich nicht, als man den Welschen einließ. Er grüßte den Pascha als einen alten Bekannten, und beide beredeten sich in italienischer Sprache. Ich hatte aber von einer Dame in meiner Jugend welsch genug gelernt, und meine ganze Aufmerksamkeit aufbietend, vernahm ich Dinge, die mich schaudern machten."

„Sprecht, sprecht!" drängte der Sklave.

„Scomparini ist das Haupt einer Bande von Spitzbuben, die in fremdem Solde als Spione und Agenten dienen. Stets in Deutschland und Italien vertheilt, unterhalten sie eine immerwährende Korrespondenz zwischen der Türkei und Frankreich. Die riesigen Anstrengungen, die Oesterreich gegen diese beiden Gegner macht, scheitern an dem Verrathe dieser Buben. Zugleich haben sie eine Mordbrenner-Bande organisirt, und ihr nächster Plan ist, Prag und Wien in Brand zu stecken, damit, wenn abermal die Türken vor diese Städte rücken, die erschöpften Einwohner nicht lange auf Widerstand denken."

„Entsetzlich!" rief der Sklave schaudernd.

„Als der Pasche und Scomparini sich entfernten, ließen sie, da sie auf mich gar nicht achteten, einen in lateinischer Sprache verfaßten ausführlichen Plan auf dem Tische liegen; ich habe mich desselben bemächtigt, und Niemand ahnt es, weil Niemand glaubt, daß ich mich für so etwas interessiren könnte. Versteht Ihr Latein?"

„Zur Genüge, um jene Buben zu entlarven."

„Ich trage den Plan immer bei mir, um nicht der Gefahr einer Entdeckung ausgesetzt zu seyn," und bei diesen Worten streifte die Dame ihr faltiges Gewand am linken Arme in die Höhe. Wie vom Blitze getroffen, starrte der Sklave auf ein erdbeerförmiges Mal, das sich glänzend auf seiner weißen Fläche abzeichnete. Seine Seele zuckte auf in freudiger Erregung; jenes Mal war ganz gleich mit dem, welches Dorothea trug, und kein Zweifel blieb, die gefangene Lea war Margaretha, Dorothea's Schwester, des Rathsherrn Preinhuber Tochter. Schnell fragte er: „Sagt, schöne Frau, habt Ihr keine Erinnerung aus früher Jugendzeit; war't Ihr immer in des Juden Haus?"

„Seltsame Frage," versetzte Lea verwundert, „wie kommt Ihr darauf? Habe ich doch selbst schon manchmal gerungen mit Bildern, die in nebliger Dämmerung schwimmen, als ob ich nicht immer in unserm einsamen Hause im Werd gewesen, sondern gewohnt hätte mitten in der Stadt, unter fröhlichen, freundlichen Menschen."

„Dann ist's kein Zweifel," jubelte Michael, (denn überflüssig wäre es zu sagen, daß er der Sklave war) „Ihr seyd nicht des Juden Kind."

„Heiliger Gott, wär's möglich!" rief Lea, „aber wessen Kind bin ich denn?"

„Ihr seyd Margaretha, die Tochter des Rathsherrn Preinhuber, eines der edelsten Männer von Wien; Ihr habt eine liebe Schwester, die mit offenen Armen Euch empfangen wird."

„Gott, Gott!" sprach Margaratha, so wollen wir sie nun nennen, und die Hände vor die überströmenden Augen haltend, blieb sie eine Zeitlang sprachlos sitzen. Dann sagte sie: „Ihr habt Recht, ich fühle es in der tiefsten Seele, daß es so ist, daß es so seyn muß. Wäre Ascher mein wahrer Vater gewesen, so hätte er nicht so unnatürlich grausam gegen mich gehandelt, und so mag ich auftreten und zeugen gegen ihn, jedes Band zwischen uns ist gelöf't."

„Was soll das?" fragte Michael verwundert.

„Hört zu, und Ihr werdet mich begreifen. Als mich Scomparini an jenem Tage neben dem Pascha erblickte, blieb er keinesweges so gleichgültig, als es den Anschein hatte. Es gelang ihm, eine meiner Dienerinnen zu bestechen; durch diese beförderte er einen Brief an mich, und forderte mich auf, mit ihm zu fliehen; so sehr ich nun die Freiheit liebe, so ziehe ich doch die Sklaverei einem solchen Manne vor. Ich antwortete nicht; nichts desto weniger fuhr er fort, mir Briefe zu schicken und mich zur Flucht aufzufordern. Allerdings wäre es durch ihn am leichtesten möglich zu entkommen, auch wäre es nun doppelt nothwendig, um den drohenden Verrath abzuwenden von den Häuptern unserer Landsleute und unsers Kaisers. Scomparini ist immer hinlänglich mit Papieren versehen, um als Agent rasch und unaufgehalten passiren zu können. Ich gedenke also, mich zum Scheine in die Absichten Scomparini's zu fügen, um so mehr, da ich jetzt eine Stütze an Euch habe. —"

„Sagt einen Bruder —" fiel Michael treuherzig ein.

„Einen Bruder!" rief Margaretha entzückt, „doch wir dürfen uns nicht so sehr von unsern Gefühlen übermannen lassen. Wir müssen schlau und entschlossen seyn. Hier in diesem Gebüsch sollt Ihr täglich einen Brief von mir finden, legt einen andern an dessen Stelle, so Ihr mir etwas zu antworten habt. Wenn ich Euch den Tag zur Flucht beraume, so seyd vorsichtig, denn ich muß es Tags zuvor thun, über Nacht kann sich manches ereignen. Als Zeichen aber, daß wir sicher sind, werde ich dem albernen Hassan auftragen lassen, purpurnen Wegerich zu suchen, er wird in seines Herzens Verlegenheit sich sicher an Euch wenden, und Ihr bekommt dadurch Gelegenheit, Euch aus dem Sklavenhause zu entfernen, und nun lebt wohl!"

Ihm innig die Hand drückend, schritt die Dame von hinnen. Michael aber stand da, und in seiner Brust wogten die Gedanken baldiger Rettung, die Freude, Dorothea's Schwester wiedergefunden zu haben, und Scomparini's Verrath vereiteln zu können. Aber die Klugheit verließ ihn nicht, er legte sich wieder hinter das Gebüsch und that, als ob er schliefe. Langsam kamen nach der Entfernung der Favorite die Sklaven zurück, an ihrer Spitze der weise Hassan, und begaben sich wieder an ihre Arbeit. Langsam erhob sich Vogelsang aus seinem Versteck und mischte sich unter die Arbeitenden, so daß Niemand den geringsten Verdacht hegte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Trostes-Quell.

(Aus Zittel's „Sonntagsmorgen.")

Es fließen bitt're Quellen viel auf dem Erdenrund,
Sie suchen Bahn zum Herzen, sie ätzen oft es wund.
Du kannst sie nimmer halten in ihrem raschen Lauf,
Und unter ihren Fluthen blüht keine Rose auf.
Sie dringen oft verheerend zum Garten uns'rer Lust,
Und unter ihrem Brausen erseufzt die bange Brust.
Doch im verborg'nen Thale rauscht noch ein and'rer Quell,
Und ob der Himmel trübe, so bleibt er dennoch hell.
In seinen heil'gen Fluthen erglänzt ein göttlich Licht,
Und wenn die Stürme sausen, doch trübet er sich nicht;
Viel schwere Herzen kommen und Augen, thränenfeucht,
Und wenn sie von ihm trinken, so ist der Gram verscheucht.
Wie schwer vom Druck der Erde die Brust beklommen sey,
Hast du aus ihm getrunken, sie athmet wieder frei.
Ihn hat uns Gott gegeben zum Trost in jeder Noth,
Und will es Abend werden, er glüht im Morgenroth —
Im Morgenroth des Himmels, das nimmermehr verglüht,
An dessen mildem Lichte der Friede uns erblüht.
Willst du die Quelle kennen? Es ist der Andacht Fluth,
In deren heil'gem Schooße des Friedens Perle ruht.
Willst du die Quelle finden? Ich nenne dir den Pfad,
Gebet aus vollem Herzen sie stets gefunden hat.
Es spülen ihre Wellen vom Herzen jeden Gram,
Und lächelnd geht von dannen, wer weinend zu ihr kam.
Ist auch das Leben öde, ist auch die Seele wund,
Es spiegelt sich der Himmel so sanft auf ihrem Grund.
Und sendet seine Pfeile zum Herzen das Geschick:
Zur Erde fällt die Thräne, zum Himmel schaut der Blick.

G. W. C.

Im Alsenzthale.

(Eine Mai-Wanderung von W. O. von Horn.)

(Fortsetzung.)

Es ist wunderbar, daß die Geschichte, die ich nun nach historischen Angaben erzählen will, ganz eine ähnliche Katastrophe hat, so daß man sich versucht fühlen möchte, zu glauben, die Volksphantasie habe den Stoff sich angeeignet und ihn in seiner Weise also verarbeitet. Dennoch liegt das Verwandte nur in der Katastrophe und ihren Motiven. Jener mährchenhaft poetische Schmelz, der auf der Sage liegt, ist der Geschichte fremd. Nach meinem Dafürhalten entwächst aber jede Sage einem historischen Boden — aber dadurch eben ist sie Sage, daß sie das historische Ereigniß hinüberzieht in das weite lustige Feld phantastischer Bildnerei und poetischer Malerei.

Die Geschichte ist dem poetischen Schöpfungstriebe des Volkes zu einfach, zu nackt. Er muß das Ereigniß schmücken mit Blüthen, daß es duftet; malen mit frischen, glänzenden Farben, daß es lustig anzuschauen ist. Da muß sich der Stoff fügen dem Willen des dichtenden Volkes, und hat es den Stoff gebildet, wie er seinem innersten Wesen zusagt, so hat's ihn lieb und trägt ihn auf seinem Herzen und erzählt ihn von Geschlecht zu Geschlecht mit einer Treue, die auch kein Jota ändert, und jedes nachfolgende freut sich des Gebildes, das aus seinem Marke erwachsen ist, und knüpft's fest an die Trümmer, wo es seinen Anhaltpunkt hat, weil die Anschauung hier dem Gemüthe zu Hülfe kommt.

Kind und Volk, wie unendlich viel Verwandtes haben sie! O daß es erhalten bliebe! daß nicht die jammervolle Leihbibliotheken-Cultur an ihm leckte! Wie freveln Die, welche dem harmlosen Volke politische Agitation einimpfen! Wie nothwendig müßte es der Staat erachten, die kleinen und großen Leihbibliotheken zu überwachen, deren Gift in Strömen fließt und zuckersüß. Was hilft die Censur der Zeitungen, was helfen Censurgerichte? — Dort will man dämmen, wo nichts mehr zu dämmen ist; aber hier an der Quelle ist's noch möglich, daß sie ungetrübt erhalten werde.

Das sind so fromme, aphoristische Gedanken, Spähne, an der Hobelbank des Lebens abgefallen, die manchem O'Connelchen mit der Cigarre im Munde ein feines Nasenrümpfen verursachen. Tant mieux! Philisterseelen, wie ich und meines Gleichen, haben so ihre hausbackene Politik und so weiter, ihre engherzigen Ansichten, während das Herz unserer Zeitleute so weit ist, daß eine „Welt Raum d'rinnen hat", aber nicht im Sinne des Marquis Posa! —

Doch zu uns'rer Geschichte!

Einer des Stammes der Raugrafen, der auf der alten Baumburg seinen Sitz hatte, Raugraf Heinrich, war um das Jahr 1255 Vogt des Gerichtes zu Alzei, Erbtruchseß und Hofrichter des Pfalzgrafen Ludwig des Strengen. Ludwig schätzte den jungen bildungsreichen Raugrafen sehr, sowohl wegen seiner Tüchtigkeit als wegen seiner Sittenreinheit, Gerechtigkeit und Tapferkeit. Darum hatte

er ihm vor Tausend Andern zu hohem Amte und hoher Würde berufen, trug ihm die schwersten und verwickeltesten Geschäfte seines Hauses und seiner Regierung auf und pflegte ihn häufig um sich zu haben, wenn nicht des Landes Wohl es ausdrücklich anders erheischte.

Der Raugraf hatte eine für seine Zeit ausgezeichnete Erziehung und Bildung genossen, war lange Zeit im Auslande gewesen, namentlich in Italien, Frankreich und Brabant, an dessen Hofe er länger als irgendwo geweilt. Manche Kunst, die das Leben schmückt und erheitert, namentlich die des Lautenspiels und des Gesanges, verstand er eben so tüchtig, als er in höhern Dingen erfahren war; überdies war er jung und unstreitig einer der schönsten Männer seiner Zeit. Gar manches holde Fräulein am Hofe des Pfalzgrafen trug Liebe zu dem schönen und ausgezeichneten Raugrafen in ihrem Herzen, aber ihr Gefühl blieb unerwiedert. Was in seiner Brust lebte, war ein Geheimniß, und das Gerede ging, er liebe eine Dame weit über seinem Stande, und sey eine alte Liebe von der Zeit seiner Reisen im Auslande her, und diese alte Liebe roste nicht. Er blieb unbeweibt und keine der schönen Frauen seiner Bekanntschaft mochte sich rühmen, der Raugraf habe sie ausgezeichnet.

Pfalzgraf Ludwig, Otto's des Erlauchten Sohn, war Einer der seltenen Fürsten jener Zeit, denen des Volkes und Landes Wohl am Herzen lag, der bedacht war, dem Raubwesen der wegelagernden Ritterschaft zu wehren und einen gesicherten Rechtszustand zu schaffen. Unerbittlich handhabte er die Gerechtigkeit. An Einem Tage ließ er einst fünfzig Raubrittern die Köpfe abschlagen, weil sie frevelnd den Landfrieden gebrochen und den friedlich ziehenden Kaufmann, den ruhig lebenden Bürger und Bauer mißhandelt und beraubt hatten. Daher hieß er der Strenge. Sein Wesen war ernst, hart und kalt; aber wurde die Flamme seines Zornes angefacht, so glich er dem fressenden, Alles verzehrenden Elemente, das ihn bildlich bezeichnet. Das Volk achtete ihn, aber Jedermann fürchtete ihn auch, und Jedermann erachtete es für ein großes Unglück, Gegenstand seines Zornmuthes zu werden.

Schon in reifen Jahren stehend, hatte er sich erst vermählt. Der Himmel hatte ihm in Maria von Brabant ein Kleinod bescheert, das köstlicher war als Alles, ein holdseliges, mit allen Reizen des Geistes, des Herzens und des Leibes geschmücktes Wesen; aber ihre Gemüthsart paßte nicht zusammen. Maria war an dem heitern Hofe ihres Vaters, unter den Einflüssen der heitersten Geselligkeit und stets wechselnder Lust, aufgewachsen, selber ein heit'res, lebenslustiges Wesen, mit allen Ansprüchen der Jugend an das Leben. Ach, wie täuschte sie ihre Hoffnung, das Alles wieder zu finden am Hofe des Gatten!

Auf dem hohen Schlosse zu Donauwörth war's stille, denn da lebte die vom Leben und Schicksal schwergeprüfte Mutter des edeln, hingeopferten Conradin's von Schwaben ihrem tiefen Schmerze, in strenger Wittweneinsamkeit; da lebte, wenn er nicht draußen in seinen Landen am Rheine lebte, der ernste, strenge Ludwig, jedem Tändeln abhold, nur seinen Herrschersorgen und Werken sich widmend, und kein Ton heit'rer Lebenslust drang in die einsamen Mauern der Burg.

Ein sehr kleiner Kreis von Hofleuten umgab sie, aber meist Männer, die nie das heit're Leben von Brabant kennen gelernt, nur am Fehde- und Waidwerk ihre Lust hatten; deren Frauen, in strenger, deutscher Zucht lebend, zu sündigen glaubten, wenn sie aus dem von deutscher Sittenstrenge gebotenen Kreise heraustraten, ohne daß darin noch irgend die Gränze der Sittlichkeit berührt zu werden drohte.

Innig liebte und verehrte Maria den edlen Gatten, aber er stand ihr fern in seinem Ernste, und jene romantische Liebe vermißte sie, deren Bedürfniß sie in sich trug. Sie war nicht glücklich.

Ludwig kannte den Schatz, den ihm der Himmel in Maria gegeben. Er liebte sie mit aller Aufrichtigkeit seines edlen Herzens, aber jenen romantischen Anflug hatte er nicht und hinschmachtende Empfindelei war ihm zuwider.

Wenn auch in der bessern Jahreszeit Maria ihren Eheherrn auf seinen Reisen im Lande begleitete, so war das doch in den übeln des Herbstes, Winters und Vorfrühlings nicht möglich. Sie empfand tödtliche Langeweile.

Allmählig zog sie, arglos und heiter, das Leben sich nach heimischer Weise zu verschönern, und ihres reinen Willens sich bewußt, die Hofleute mehr und mehr an sich. Sie hoffte, die Rohheit der Männer zu mildern. Hatte sie doch wenigstens eine Unterhaltung. Da erst lernte sie den Raugrafen Heinrich, den sie am Hofe ihres Vaters schon gekannt, recht würdigen. Mit ihm konnte sie in der heimischen Sprache von der theuren Heimath reden. Er wußte Manches, was sie ansprach; manches schöne Lied, in dessen Wort und Weise die theure Heimath zu ihrem Herzen redete.

War es ein Wunder, daß Maria ihn auszeichnete? Ein Wunder, daß sie mit ihm am liebsten verkehrte? Er verstand ihren zarten Sinn. Er ging in ihren Ideenkreis ein, und sein Lautenspiel war ein zu schönes Erheiterungsmittel ihrer Einsamkeit, daß sie es hätte vergessen können. Wie ihn der ganze Hof werth hielt, so auch Elisabeth, die unglückliche Königin von Sizilien. Sie selbst hörte gerne sein Spiel, und oft war er in ihrer Gesellschaft. Sie war Zeuge des tadellosen Verhältnisses, das auf gegenseitiger Achtung und Wohlwollen ruhte — und doch scheint von ihr der erste Keim des Argwohns in Ludwigs, ihres Bruders, Seele gepflanzt worden zu seyn.

Die zarte Freundschaft zwischen Maria und dem Raugrafen wuchs fort und Beide fühlten das Bedürfniß der Mittheilung.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Man schreibt aus Danzig, den 9. September: Einer der hiesigen Justizkommissarien, Kriminalrath Skerle, hat Vollmacht zur Einleitung eines Prozesses, der ein Seitenstück zu dem bekannten Drama: „Marie Anne", oder „eine Mutter aus dem Volke" bilden dürfte. Es handelt sich bei der Klage ebenfalls um nichts mehr und um nichts weniger als ein Kind, das man seiner Mutter streitig macht. Die Frau des Kaufmannes W. sieht bei einer Vorstellung in der Kunstreiterbude ein etwa 12jähriges Mädchen, welches sie sofort nicht für ihr eigenes, wohl aber für das Kind ihres Ehemanns hält. Vergebens sind die Vorstellungen der Mutter, einer armen, rechtlichen Schneiderwittwe; die Frau des Kaufmanns besteht auf ihrer Behauptung und weiß auch für dieselbe manche Gründe geltend zu machen, die ich hier besser verschweige, als erzähle. Der Schmerz und die Angst der armen Mutter, welche der bloße Gedanke an den möglichen Verlust ihres einzigen Kleinods, ihres Kindes, zur Verzweiflung treibt, hat etwas Tragisches. Hoffentlich kommt es nicht zum wirklichen Prozesse, da die Wittwe sich doch durch Zeugen als die rechtmäßige Mutter ihres Kindes wird ausweisen können.

(Zeitungsstyl.) Der Voss. Ztg. schreibt man aus Frankfurt: Gutzkow wird im Oktober von hier nach Berlin abgehen und die Literatenversammlung in Weimar an sich vorübergehen lassen.

(Augsburg, 20. Sept.) Die „Allg. Ztg." sagt in einem Artikel über die Mittel zur Abhülfe der Getreidetheuerung: Nur ein Weg scheint uns noch zu wenig versucht, der der Privatassociation. Bekanntlich ist das Größte von materiellen Dingen in

neuerer Zeit wieder auf diesem Wege entstanden, unterstützt vom Staat und dessen Behörden, wird er auch diesmal seine Kraft bewähren. Man braucht nicht kommunistisch zu denken, um eine Verpflichtung der Reichen anzunehmen, der Armuth zu helfen. Um so mehr besteht diese im Augenblick, als der Wohlstand unserer Städte bei einer ausdauernden Höhe der Fruchtpreise auf dem Spiele steht. Der Kapitalist darf dabei unmöglich ruhig zusehen, die Gesellschaft fordert ein Opfer von ihm, und wird das momentane ihm vergüten, und auch nicht blos mit dem dankenden Blick gestillten Hungers. Nur scheint uns, muß ein Verein der Reichen gegen die Theuerung über das Weichbild einer einzelnen Stadt hinausreichen und nach größerem Plan organisirt seyn. Einestheils haben nicht alle Städte disponible Kapitale und reiche Bürger in großer Zahl, anderntheils rechnen wir auch auf den moralischen Effekt einer Association, die ausgebreitet über ein und mehrere Länder, dem Steigen der Fruchtpreise mit gemeinsamer Kraft entgegentrete. Mancher Wucherer wird sich Angesichts ihrer scheuen, auf die Noth der Armen noch ferner zu spekuliren, die Spekulation in Frucht wird wie die Stockjobberei an Kredit in der öffentlichen Meinung verlieren, damit aber vielleicht eben so viel geholfen seyn, als mit den Operationen gegen die Theurung selbst. Allerdings bleibt für die letztere im Augenblick nichts übrig, als Getreide im Ausland zu kaufen.

In dem Berliner s. g. Intelligenzblatte findet man nicht selten in den Dienstanerbietungen, Familien-Nachrichten u. dgl. m. einen ergötzlichen Styl. So las man unlängst unter den Todes-Anzeigen diejenige einer Wittwe von ihrem Manne, der auf der Reise, und zwar im Danziger Postwagen sitzend, vom Schlage gerührt worden war, folgendermaßen: „Bei seiner Durchreise durch Danzig hat es dem lieben Gott gefallen, meinen Mann N. N. von dieser Zeitlichkeit abzurufen. Um stille Theilnahme bittet ..... die zurückgebliebene nun Wittwe N. N.

Korrespondenz.

Würzburg, 21. Sept.

Auf den unlängst in der Didaskalia erschienenen Aufsatz über den historischen Verein in Würzburg erwidere ich folgende Thatsachen. Der Direktor, von dessen Abdankung sich der Hr. Korrespondent so große Dinge verspricht, ist einer der Gründer des Vereins und seit sechzehn Jahren sein thätigster Mitarbeiter, da er als unabhängiger Mann seine ganze Zeit demselben widmen kann. Dissidien sind keine entstanden; denn einstimmig wurde bei der letzten Wahl der Direktor wieder erwählt; die einzigen Dissidenten sind die drei übrigen Mitglieder des Ausschusses, die fast eben so einstimmig nicht wieder gewählt wurden, da ihre Geschäftsführung die wenige Aufmerksamkeit verrieth, die sie dem Vereine widmeten. Denn es ist Thatsache, daß 1) der briefliche Verkehr sehr abnahm, 2) viele werthvollen Bücher, worunter ein unersetzliches Lieder-Manuscript, welches Uhland benützte, abhanden gekommen, 3) der Cassier verstorbene Mitglieder neben lebenden in seiner Liste aufführte und dergleichen mehr, was alles kein Beweis von großer Sorgfalt ist, womit man doch die Interessen eines gemeinnützigen Vereins wahren sollte. Auch konnte man Nichts haben, Alles war verschlossen, der Conservator ließ sich sehr selten sehen, ein längst versprochener Catalog wurde nicht angefertigt. Dies bewog den größeren Theil der Mitglieder, andere Ausschuß-Mitglieder zu wählen, die zwar nicht alle Professoren sind, jedoch mehr Eifer mitzubringen schienen. Die Wahl ging unter Beaufsichtigung vor sich, die Wählenden schrieben sich ein und gaben dann ihre Stimmen ab. Eine Woche, nachdem die fraglichen Ausschuß-Mitglieder die Neu-Gewählten durch die Zeitung bekannt gemacht hatten, fiel es ihnen plötzlich ein, die Wahl für ungültig zu erklären und zwar durch die Vermittlung eines höheren Beamten. Dieser Schritt erregte allgemeine Indignation; jetzt, wo man überhaupt aus dem Leben die geheime Kabinetsjustiz zu verdrängen sucht, jetzt substituirt man solche Maßregeln Einzelner dem Wunsche einer ganzen Gesellschaft? fragte man. Die neue Wahl, an der übrigens sehr viele Mitglieder nicht Theil nahmen, da sie die eigenmächtig angeordneten Wahlgesetze nicht billigten, muß dennoch nicht nach dem Wunsche der drei Herren ausgefallen seyn, da sie jetzt nach Verlauf von zwei Tagen noch immer Anstand nehmen, sie zu veröffentlichen. Wie dem auch sey, ein Jeder, dem das Wohl dieser Gesellschaft am Herzen liegt, muß wünschen, daß keine bureaukratischen Gewaltmaßregeln mehr in Zukunft die Entwicklung eines freieren Lebens in ihr hindern möchten.

Mainz, 19. Sept.

Unter den Theatern in den bedeutenderen Rheinstädten befindet sich kaum eins in einer so schwierigen Stellung als das unsrige. Der Hauptübelstand für dasselbe liegt darin, daß es nur acht Monate hindurch geöffnet ist, und daß demnach das bei demselben engagirte Personal, wenn dem Direktor sich nicht Gelegenheit bietet, es auf fremden Bühnen während der Sommermonate zu beschäftigen, mit dem Schlusse der Vorstellungen sich überall hin zerstreut und zu den näheren und entfernteren Bühnen, die sich fast alle in Mainz rekrutiren, übergeht. Welche Kräfte also auch der Direktor während der acht Monate von Anfang Septembers bis Ende Aprils zusammengebracht, welche Mühe und Kosten er auch aufgewendet haben mag, um den Anforderungen an ein Kunstinstitut zu genügen, so sind mit dem Aufhören der Vorstellungen doch alle diese Kräfte zersplittert, und mit dem Beginne jeder Theatersaison muß er dieselben Anstrengungen machen, dieselben Opfer bringen und sehr oft ohne die Aussicht, das wieder ersetzt zu erhalten, was er am Personale selbst und an den dabei aufgewendeten Mitteln eingebüßt. Die ersten sechs oder acht Vorstellungen bei dem Eröffnen der Bühne sind deshalb auch kaum etwas Anderes als Debüts im eigentlichen Sinne des Worts, Debüts, bei denen es sich um Annahme oder Verwerfung des Debütanten von Seiten des Publikums handelt welches sich aber in der Regel in diesen ersten Vorstellungen so sparsam einfindet, daß man die von ihm ausgehenden Urtheile über die neuen Bühnenmitglieder durchaus nicht für Urtheile des gesammten Publikums halten kann. Man wird einräumen daß ein solcher Zustand eine Calamität ist, ganz dazu geeignet, Theaterdirektoren abzuschrecken, die Leitung der hiesigen Bühne zu übernehmen. So sind diejenigen Vorstellungen, die bei der diesjährigen Eröffnung des Theaters den Abonnements-Vorstellungen voraus gingen, so spärlich besucht worden, daß der Direktor bis zur Mitte des Monats bereits eine wesentliche Einbuße gehabt haben muß. Hr. Löwe hat alle Fächer in der Oper vollständig, einige sogar doppelt besetzt, was übrigens nothwendig ist, da fast alle Mitglieder der Oper (4 Sängerinnen, 3 Tenore, 2 Bässe und 2 Baritons) dem Publikum neu und ihm selbst theils unbekannt sind. Eben so sind im Schauspiel 4 Liebhaber und 3 Liebhaberinnen engagirt, und während der Chor aus 36 zum Theil neuen Stimmen besteht, hat auch das Orchesterpersonal neu gebildet werden müssen und ist, wie das leicht erklärlich erscheint, noch nicht vollständig eingeübt. Alle diese Anstrengungen sollen den diesjährigen Gagenetat im Vergleiche zu dem vorjährigen um monatlich 400 fl. gesteigert haben und da die Ausgaben des jetzigen Direktors, wie wir hören, schon im vorigen Jahre 8 bis 9000 Gulden mehr betragen als in früheren Jahren, so werden dieselben in diesem Jahre noch bei weitem höher steigen. Dies sind, wie schon oben angedeutet, die Folgen der nur acht Monate dauernden Theatersaison; da hierin aber eine Aenderung nicht möglich ist, so sollte das Publikum die Anstrengungen des Direktors durch fleißigen Besuch unterstützen und bei seinen nicht selten überspannten Ansprüchen die Mittel berücksichtigen, die der hiesigen Bühne zu Gebote stehen. Eine Berufung auf die „schlechten Zeiten“ kann hier nicht entschuldigen, da man trotz denselben doch ein Theater haben will.

Main-Wasserwärme: 25. Sept., Morgens, 8 Uhr: 12 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Freitag, 25. Sept. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. (Gastrolle) Amine: Fräul. Jenny Lind, königl. schwedische Hofopernsängerin. Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreisen.

Samstag, 26. Sept. Idomeneus, König von Kreta, große Oper in 3 Abth., das Buch neu bearbeitet von Lenz. Musik von Mozart.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 267. Sonntag, den 27. September 1846.

Der Bauherr.

Historische Novelle von Anton Langer.

(Fortsetzung.)

11. Die Flucht.

Im Sklavenhause bei'm Schimmer der Lampe saß Meister Vogelsang ungeduldig harrend. Vierzehn Tage waren vergangen, in welchen er täglich Briefe von Margaretha erhalten hatte, ohne daß jedoch die Vorbereitungen zur Flucht gefördert worden wären. Vogelsang hatte aber den lateinischen Plan der Verräther gelesen, und daraus ersehen, daß man schon in der Mitte Februars beschlossen habe, Wien in Brand zu stecken; die grimmigste Angst nagte an seinem Herzen, wenn er sich die geliebte Vaterstadt in solcher Gefahr dachte. Eben gestern hatte er im Gebüsche einen neuen Brief gefunden, worin die Flucht für den heutigen Tag festgesetzt, und alle Details über die Art und Weise angegeben waren; allein vergebens hatte er bis jetzt auf das verabredete Losungswort geharrt, und mußte demnach glauben, daß neue Hindernisse sich der Flucht in den Weg gestellt hätten.

Während er noch so von Angst und Zweifeln hin und her geworfen wurde, trat Hassan, der Sklavenaufseher, in das von einer einzigen Lampe schwach erleuchtete Gemach, aber selbst in diesen matten Strahlen konnte man deutlich sehen,' daß das Gesicht des Aufsehers höchst quälende Besorgnisse ausdrückte.

„Auf! auf! Ihr Hallunken," brüllte er über die Häupter der bereits im Stroh entschlummerten Sklaven hin, daß diese erschrokken empor taumelten und sich schnell und ehrfurchtsvoll um den Aufseher reihten; dieser fuhr fort:] „Sagt, Ihr Hunde, habe ich Euch nicht immer gut behandelt und wie ein Vater für Euch gesorgt! Wollt Ihr antworten, Ihr verdammten Ungläubigen!" und bei diesen väterlichen Worten schwang Hassan so drohend seine Peitsche, daß die sämmtlichen Sklaven augenblicklich in ein lautes Ja! ausbrachen.

„Nun denn," fuhr der Aufseher fort, indem er sich mit höchst bedenklicher Miene hinter den Ohren kraute, „so ist es denn offenbar Eure Pflicht, Euch für so viele Wohlthaten dankbar zu zeigen und nach Euren besten Kräften für mich zu wirken."

Hassan seufzte tief auf; die Sklaven sahen ihn alle in gespannter Erwartung an.

„Es hat mir," fuhr der Dicke fort, „unsere leuchtende Gebieterin, die unvergleichliche Sobeide, den Auftrag gegeben, ihr binnen zwölf Stunden einen purpurnen Wegerich zu verschaffen, welches ein sehr merkwürdiges Kraut seyn soll. Nun bin ich aber weder ein Derwisch noch ein Arzt, um jedwedes Kräutlein zu kennen. Ich habe so viel Anderes zu lernen gehabt, daß ich mich gerade mit der Kräuterkunde nicht befassen konnte. Bringe ich den verdammten Wegerich nicht, so harret meiner die Bastonnade und nun frage ich Euch, Ihr Lumpen, kennt einer von Euch das unglückselige Kräutlein?"

Die Sklaven schwiegen und sahen Einer den Andern an; Hassans Miene nahm einen Ausdruck der Verzweiflung an, da trat Vogelsang an ihn heran und sprach: „Mit Gunst, Herr, ich kenne den purpurnen Wegerich."

„Goldmichel!" jubelte der Aufseher, und hätte seine Würde beinahe so weit vergessen, daß er dem Sklaven um den Hals gefallen wäre, „Du bist doch der Einzige, der Grütze im Kopfe hat, unter all' diesen Taugenichtsen hier. Wo wächst denn das Teufelskraut, daß ich es schnell hole."

„Hm!" versetzte Michael, „Ihr werdet es schwer finden. Im Gartenhause ist es nicht, und draußen —"

„Draußen," seufzte Hassan, „ist ja der Winter."

„Das thut nichts," antwortete Vogelsang, „der purpurne Wegerich wächst mitten im Schnee, auf Kirchhöfen aus dem Herzen einer Jungfrau, die an der Liebe starb, und muß gepflückt werden schweigend, in der Nacht!"

„Kirchhof? Nacht?" frägte Hassan mit ersterbender Stimme, „nun das ginge mir noch ab, mich mit Vampyren und Nachtgespenstern herumzubalgen."

„Ich gehe für Euch!" sagte Michael.

„Willst Du das? und mich von der Bastonnade retten? Du bist ein wackerer Bursche, und nie will ich Dir's vergessen."

„Uebrigens wäre es mir lieb, wenn ich Waffen hätte, denn die Zigeuner streifen zahlreich, und so ein nächtlicher Gang ist gefährlich."

„So komm' nur, komm' nur," rief Hassan, und zog ihn, nachdem er rasch seinen groben Mantel umgeworfen, mit sich fort. In seiner eigenen Behausung zeigte er ihm einen Vorrath prächtiger Waffen, und Vogelsang wählte sich aus ihnen eine tüchtige krumme Damascenerklinge und ein paar langläufige Pistolen, die er einsteckte. Sodann wünschte er dem hocherfreuten Hassan eine gute Nacht und begab sich hinaus in die Dunkelheit, um den purpurnen Wegerich zu suchen.

Es war eine wildstürmische Winternacht. Der Schnee bedeckte den Boden und gab das einzige spärliche Licht, denn jeder Sternenschimmer war verglommen; manchmal heulte der Wind und trieb Schneemassen vor sich her, wenn er aber wie ein tiefer Seufzer erstorben, dann fielen wieder die weißen Flocken dicht und langsam nieder. Vogelsang schritt rasch vorwärts; er bebte vor Freude, daß er wieder nach langer Zeit ein gutes Schwert an seiner Seite trug; noch ein Mal ging er im Kopfe Alles durch, was ihm Margarethe über die Art und Weise der Flucht geschrieben, und erreichte nach wenig Minuten das Donauufer. Die Wellen des Stromes wälzten sich langsam und träge vorwärts, wie sie es zu thun pflegen, wenn sie bald gefrieren wollen, und nur leise murmelnd schlugen sie an die Felsen des Ufers.

Vogelsang ging gerade auf eine alte Kapelle los, die dem heil. Stephan geweiht, hart am Strande stand. Dort rannte ein Knecht, pustend und in die Hände schlagend auf und nieder im Schnee, von Zeit zu Zeit einen leisen Fluch ausstoßend. Vogelsang sah, daß Alles so sey, wie ihm Margarethe geschrieben hatte; denn angebunden am eisernen Gitter der Kapelle standen zwei hohe Rosse, ungeduldig im Schnee scharrend. Vogelsang trat auf den Knecht zu und sprach: „Was machst Du hier?"

„Kümmert's Euch?" versetzte der Knecht mürrisch, und griff in den Gürtel nach einer Pistole.

„Narr, ich möchte wissen, ob Du der rechte bist."

„Und wer müßte ich denn seyn, wenn ich der rechte wäre?"

„Ein treuer Diener, der die Pferde hält, wenn der Herr eine schöne Dame holt."

„Das könnt Ihr zufällig getroffen haben," sagte der Knecht, mißtrauisch, „wenn Ihr der rechte seyd, so werdet Ihr wohl den Namen des Herrn und der Dame wissen."

„Der Herr heißt Scomparini und die Dame hat viele Namen, hier nennt man sie Sobride."

„'S ist Alles in Ordnung," sagte der Knecht, „und nun redet, was wollt Ihr?"

„Euer Herr liegt bei'm Hunyady in der Schloßgasse, hat bei'm Wein Händel bekommen mit einem Franzosen, und nun sollt Ihr die Sache ausmachen."

„Aha, ich verstehe, auf gut bergamaskisch!" und er führte einen Stoß in die Luft.

„Richtig, und ich soll einstweilen bei den Pferden bleiben, daß der Herr nicht aufgehalten wird."

„Nun ich gehe, Gott befohlen, bin wahrhaftig froh, daß ich aus diesem Höllenwetter losgekommen bin." Der Knecht eilte fort und Vogelsang war voll Freude, daß es ihm so leicht gelungen war, den Tölpel zu überlisten. Bald darauf sah er im Dunkel zwei Gestalten auf sich zukommen, es war Scomparini und Margarethe. Scomparini hatte durch Bestechungen und tausend kleine Listen, in denen er Meister war, es dahin gebracht, daß es ihm möglich wurde, Margarethe zu entführen, indem er auf Strickleitern bis auf das flache Dach des Hauses und von da hinab in das Serail gekommen und in den Harem eingedrungen war. Mit Gold brachte er die Eunuchen zum Schweigen, und führte die zitternde Dame glücklich heraus.

„Bist Du es, Pietro?" fragte Scomparini, als er herangekommen war, allein Vogelsang antwortete nicht, sondern nestelte geschäftig an den Steigbügeln herum. Scomparini gab der Dame galant die Hand und half ihr in den Sattel. In diesem Augenblick fühlte er, wie eine eiserne Faust ihn im Nacken packte und zu Boden zog. Er machte eine verzweifelte Anstrengung, denn seine Blicke starrten in das finstere Antlitz Vogelsangs, der ihn höhnisch fragte: „Kennst Du mich, Scomparini?"

Der Italiener wollte sprechen, aber die Eisenfaust seines Gegners schnürte ihm die Kehle so fest zusammen, daß er nicht antworten konnte. Finster fuhr Vogelsang fort: „Kennst Du mich? Ich bin jener Mann, der wegen Dir fort mußte aus der Heimath und sich Jahre lang herum trieb in der Fremde; der durch Dich in der kaiserlichen Armee Ehre und Reputation verlor, daß er den Tod suchte, und da er ihn nicht fand, vier Jahre Sklavenketten trug. Bete einen Stoßseufzer, denn ich greife dem Arme der Gerechtigkeit vor und verurtheile Dich, den Spion, Landesverräther und Mordbrenner, zum Tode."

Noch ein Mal machte Scomparini eine verzweifelte Anstrengung, aber er vermochte nichts gegen die Riesenkraft seines Gegners. Dieser hob ihn wie ein Kind empor und schleuderte ihn über die klafterhohen Felsen hinab in die Donau, daß die Wellen lautrauschend empor schlugen und schäumend in immer größeren Ringen allmählig sich wieder verloren. Vogelsang schwang sich auf's Roß, ergriff das Pferd der schaudernden Margarethe am Zügel und sprengte mit ihr auf der schneebedeckten Straße gegen Gran zu.

(Fortsetzung folgt.)

Im Alsenzthale.

(Eine Mai-Wanderung von W. O. von Horn.)

(Fortsetzung.)

Dem strengen, ernsten Ludwig mißfiel indessen die freiere, mit deutscher, strenger Zucht, absonderlich aber mit seinem strengen, in sich abgeschlossenen Wesen nicht übereinstimmende Weise, die an seinem kleinen Hofhalt aufkam. Er erblickte darin das Einreißen fremder Sitten. Das Abweichen von der väterlichen Weise dünkte ihm Heraustreten aus den engen Gränzen, welche deutscher Brauch um die Frauen, vorab um die Fürstinnen jener Tage zog.

Er wurde ernster, kühler, abgemessener in seinem Benehmen gegen seine Maria. Die Arglose ahnete den Grund nicht, bis er ihr darüber bestimmt sich äußerte. Sie gegenredete in liebevoller Weise, wies das Schuldlose nach; aber Ludwig gebot und sie schwieg und weinte.

Die Entfernung des Raugrafen auf seinen Richterstuhl nach Alzei war die unabweisliche Folge der Mißstimmung des Pfalzgrafen und seines aufkeimenden Verdachtes.

Ludwig ging in den Tagen des Herbstes nach Bacharach an den Rhein, wo er auf der Burg Stahleck bis gegen Weihnachten sich aufhielt.

Maria, mehr als je das Einsame ihres Lebens fühlend, bat schriftlich den Gemahl, zu ihm kommen zu dürfen. Er wies die Bitte weg und untersagte ihr den freieren Verkehr mit den Hofleuten. Grade dies strenge Verbot schmerzte sie um so tiefer, je reiner sich ihr Gewissen wußte.

Sie besaß nur Eine Seele, der sie sich ganz hingab. Es war ihr Hoffräulein, Helika von Brennenberg. In ihre Brust ergoß sich ihr tiefes Weh.

Helika theilte Maria's Schmerz, aber wenn ihre verletzte Seele die Behandlung des Gatten stille trug, lieh Helika ihren Empfindungen Worte; tadelte das Benehmen Ludwigs; nannte es Härte und Sklaverei den Zustand ihrer Herrin. Sie meinte, es habe der Gatte nicht das Recht, also die junge Gattin zu beschränken, zumal er selbst sie vernachlässige und ihm die Landesangelegenheiten höher stünden als ihr Werth. Worte dieser Art erweckten zuerst in Maria's Seele den Unmuth und mit ihm den Widerstand. Durch Helika's Vermittelung wurde nun ein Briefwechsel mit dem Raugrafen eingeleitet, allein eben dieser Briefwechsel war redender Beweis, wie rein das Verhältniß war, denn er drehte sich um nicht bedeutende Ereignisse in Donauwörth. Selten waren es leise Klagen, die er zu dem Manne trug, der Theil an ihr nahm.

Unverkennbar lag eine große Gefahr in dem Briefwechsel selbst und, wenn er fortdauerte, durfte leicht eine Verirrung zu einem sittlich strafbaren Uebertreten heiliger Pflichten führen. Dies blieb auch nicht ganz aus. Der Briefwechsel wurde vertrauter, inniger. Die Klagen wurden häufiger. Die Sehnsucht nach Wiedervereinigung mit dem Raugrafen trat entschieden und heißer hervor.

Niemand ahnete dies Verhältniß. Helika war schlau und gewandt. Der Bote, der die Briefe trug, nahm sie als die Briefe Helika's und ihre reichen Gaben schlossen seine Lippen.

Raugraf Heinrich war auf dem Steine zu Alzei. Der Bote des Pfalzgrafen brachte die Briefe stets über Stahleck nach Alzei. Damit aber der Bote die Briefe unterscheide, da er nicht lesen konnte, so wurden sie dadurch ihm kenntlich gemacht, daß Maria's Briefe an den Pfalzgrafen mit einem rothen Bande verschlos-

sen waren und die an den Raugrafen mit einem blauen umschlungen wurden.

Gegen Weihnachten war Raugraf Heinrich auf Stahleck, allein der Tod seines Vaters rief ihn plötzlich nach Alten-Baumberg ab. Sehnsüchtig hatte er geharret, daß der Bote käme mit Briefen von der Freundin; aber er blieb aus und Heinrich mußte weg. Zwar gab er einem Vertrauten die nöthige Weisung — doch seine Seele zagte. —

Eines Tages saß Pfalzgraf Ludwig an dem Fenster der Burg, das auf den Weg hinabging, der von der Sanct Wernerskirche zum Schlosse führte. Seine Gedanken waren droben in Donauwörth bei Marien. In seinem Herzen regte sich die Reue ob der Strenge, die er sie fühlen ließ, und fest wurde sein Vorsatz, der Lieblichen den Umgang mit den Hofleuten wieder zu gestatten, damit sie sich nicht härme. Schon eine ganze Woche harrte er auf Briefe von ihr. Die Ungunst der Witterung aber ließ es kaum dem Boten zu, die Reise zu machen.

Da erblickte er den Erwarteten, wie er reisemüde den Burgweg heraufstieg.

Sehnsucht nach der theuren Gattin ergriff ihn jetzt mächtig. Er sprang auf und eilte dem Boten entgegen.

Nicht ferne vom Thore ereilte er ihn.

„Ist Alles wohlauf?“ rief er dem Ueberraschten entgegen, und als dieser es bejahte, riß er ihm die Ledertasche auf, voll Begierde, die Kunde von ihr selbst zu empfangen, und holte die Briefe heraus.

Der Bote stand todtenbleich da, denn er hatte in seiner Zerstreutheit den Brief mit dem blauen Bande nicht herausgenommen.

Der Erste, welcher Ludwigen in die Hand fiel — war dieser.

Der Pfalzgraf erstarrte, als er die Aufschrift las. Eine entsetzliche Gewißheit trat jetzt vor seine Seele.

„Was ist Das?“ rief er den zitternden Boten an und sein Auge glühte in dunklem Feuer.

„Ach!“ seufzte der Bote — „es ist ein Brief von Fräulein Helika an den Raugrafen. Gebt mir ihn doch wieder. Er ist mir auf die Seele gebunden.“

Aber der Pfalzgraf hatte ihn schon erbrochen, und las, wie Maria die Tage selig prieß, als sie in Heinrichs Nähe des Lebens Freude genossen; las, wie sie ihre Einsamkeit beklagte, ihn zu sich wünschte, um wieder froh zu werden.

Das Herz hat den Brief geschrieben, und es lag mehr in den Worten, als sie mit Bewußtseyn hatte hineinlegen wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Zeitungsstyl.) Die „Bremer Zeitung“ rügte dieser Tage den musterhaften Styl eines Frankfurter Korrespondenten der Berliner Vossischen Zeitung. Derselbe Korrespondent hatte im Monat Juni d. J. genanntem Blatte gemeldet: „Die Pfingstfeiertage spendeten unsern lebenslustigen Frankfurtern ungeheure Heiterkeit durch die heiße Witterung. Sie (die Pfingstfeiertage?) verbreiteten sich wie Ameisen in der ganzen Umgegend und sammelten sich wie Sand am Meer am dritten Feiertage bei'm Nationalfest im „Wäldchen.“ Ein klassischer Staub hüllte die sämmtlichen Waldfreunde ein.“

(Berlin, 20. Sept.) Gestern kam hier zum ersten Male die Tragödie „Struensee“ von Michael Beer, zu welcher der Bruder des Verfassers, General-Musikdirektor Meyerbeer, eine sehr wirksame Musik componirt hatte, zur Aufführung auf der königlichen Bühne, wo sich das Stück, wegen seiner edlen Tendenz und seiner poetischen Diction, die sich fern von allem Haschen nach jenem leicht erworbenen, auf einige politische Schlagwörter begründeten Beifall hält, eine außerordentliche Theilnahme erwarb. Das Stück ist zwar bereits vor 17 Jahren geschrieben und der Dichter seit 14 Jahren nicht mehr unter den Lebenden; gleichwohl konnte seine Tragödie doch erst jetzt zur Aufführung kommen, weil im Jahre 1820, als sie hier einstudirt und gegeben werden sollte, der dänische Gesandte wegen der nahen Verwandtschaft des damals regierenden Königs Friedrich VI. mit den im Stücke vorkommenden Personen Einspruch dagegen that. Gegenwärtig, da Friedrich VI. seit sieben Jahren todt ist, hat Se. Majestät unser König befohlen, daß das Stück nicht länger der Bühne entzogen werden soll. Bekanntlich hat auch Dr. Heinrich Laube in neuerer Zeit ein Stück geschrieben, das denselben Stoff behandelt, doch hat dieses nicht den poetischen Werth, der dem Beer'schen Drama zuerkannt werden muß. Auch der Kronprinz von Schweden und sein Bruder wohnten sichtlich mit großem Vergnügen der Vorstellung dieses Trauerspiels bei, das ein Stück scandinavischer Geschichte behandelt.

Korrespondenz.

Mainz, 21. Sept.

Nachdem die Stadtrathwahlen vorüber, auf deren endliches Resultat man übrigens nicht wenig gespannt ist, nimmt das wieder begonnene Theater ganz besonders die Aufmerksamkeit in Anspruch und bildet großentheils den Gegenstand der Unterhaltung. Leider besteht hier noch immer der Gebrauch, daß das Theater nur acht Monate geöffnet bleibt und während der vier Sommermonate geschlossen ist, wodurch für das Publikum, wie für die Direktion Uebelstände entstehen, die auf dem seither betretenen Wege niemals vollständig beseitigt werden können, und zwar aus verschiedenen Gründen, welche wir einer näheren Beleuchtung unterziehen wollen. 1) Gehen tüchtige Mitglieder keine anderen als Jahres-Contracte ein, da es ihnen nicht conveniren kann, vier Monate ohne Gage und ohne Beschäftigung zu bleiben; 2) kann es der Direktion nicht zugemuthet werden, Sommer-Gagen zu bezahlen, während sie diese Zeit über nichts einnimmt und dabei auch unmöglich bestehen könnte; 3) tritt der so fühlbare Uebelstand ein, daß auf diese Weise fast jedes Jahr eine ganz neue Gesellschaft zusammentritt, welche erst nöthig hat, sich einzuspielen, wodurch das Ensemble der Vorstellungen leiden muß und eine geraume Zeit durch das ewige Probiren verloren geht; 4) hat das Publikum sich an Mitglieder gewöhnt und sie lieb gewonnen, so gehen sie am Ende der Saison weg, um neuen Ankömmlingen Platz zu machen, mit denen dann das Probiren von neuem beginnt. Diesen Mißständen auszuweichen, dürfte es nur ein Mittel geben: nämlich das seitherige Abonnement für 120 auf 150 — 180 Vorstellungen auszudehnen und das ganze Jahr hindurch zu spielen, wobei die Direktion um so weniger verlieren dürfte, als die während der Sommersaison in Masse sich hier aufhaltenden Fremden den Minderbesuch der hiesigen Bewohner großentheils ausgleichen würden; zudem sind nicht alle Sommer so heiß und beständig schön wie der von 1846, die Theaterlust der Mainzer ist groß und gern würde das Publikum bereit seyn, einen derartigen Versuch zu unterstützen. Dies vorausgeschickt, wollen wir zu einer näheren Besprechung des neuen Personals übergehen und dabei erwägen, was wir verloren, was wir gewonnen haben. Daß es der Direktion schwer fallen würde, unsere frühere Primadonna, Mad. Mittermayer, genügend zu ersetzen, war voraus zu sehen, da solche mit einer sehr schönen und klangvollen Stimme und guter Schule ein tief durchdachtes Spiel verband und der erklärte Liebling des Publikums war; die neu eingetretene Dem. Löw bietet dafür keinen Ersatz, da ihre Stimme nicht mehr sehr frisch und ohne Stärke, die Coloratur sehr mangelhaft erscheint, während ihr Spiel ohne alles Feuer ist. Eine sehr gute Acquisition ist dagegen Dem. Welly, unsere neu engagirte erste jugendliche Sängerin, welche sich durch ihre seitherigen Leistungen als Adalgisa, Pamina, Romeo und ganz besonders als Elvira in Don Juan die Gunst des Publikums in hohem Grade errungen hat; Dem. Welly hat eine sehr hübsche, klangvolle Mezzo-Sopranstimme, spielt recht gut und ist eine reizende Erscheinung auf der Bühne. In Fräul. v. Wittenau besitzen wir eine allerliebste Soubrette welche als Papagena, Zerline in Don Juan und als Marie in Czaar und Zimmermann bis jetzt auftrat und allgemein angesprochen hat. Als erster Heldentenor ist Hr. Lehmann engagirt, welcher schon früher hier sehr beliebt war und seitdem unverkennbare Fortschritte gemacht hat; Hr. Lehmann hat in den seither gegebenen Par-

tiero, Othello, Sever, Eleazar und Chateauneuf, seinen alten Ruf be- währt; er ist die erste Stütze der Oper und besitzt die Gunst des Publi- kums in hohem Grade. Weniger glücklich war die Direktion bei der Ac- quisition eines Repräsentanten für lyrische Tenorpartieen, indem die bis jetzt aufgetretenen Herren Schaller und Khayda in keiner Weise ge- nügten; Hrn. Schaller fehlt noch viel, um dieses Fach hier ausfüllen zu können, und seine Leistungen als Rodrigo in Othello und als Alessan- dro Stradella waren mangelhaft; eben so wenig hat Hr. Khayda als Octavio in Don Juan und als Leopold in der Jüdin angesprochen. In ähnlicher Weise erging es der Direktion bei der Wahl eines ersten Baß- listen, und sind die bis jetzt aufgetretenen Herren Dehrlein und Tau- senbach glücklich wieder beseitigt worden. Der erste Bariton, Hr. Brandes, hat schöne Mittel und hat als Don Juan, Czaar und Pa- pageno allgemein angesprochen. Hr. Klein, zweiter Bassist, und Hr. Collin, zweiter Bariton, waren voriges Jahr bereits hier und sind recht brauchbare Mitglieder. Die Chöre sind zahlreich und gut, das Orchester dagegen läßt noch Manches zu wünschen übrig; bald werden übrigens mehrere jetzt noch provisorisch besetzte Stellen durch ihre früheren Besitzer wieder ausgefüllt seyn und wird sich dann gewiß das Orchester bestreben, die im vorigen Jahre besessene Gunst des Publikums wieder zu erlangen. Gelingt es der Direktion, eine tüchtige Primadonna, einen ersten Bassisten und einen lyrischen Tenor zu engagiren, dann wäre allen Wünschen genügt und das Publikum vollständig zufrieden gestellt. Ueber das Schauspiel, welches allgemein anspricht, behalten wir uns die Beurtheilung auf einen weiteren Artikel vor.

Mannheim, im Sept.

Es dürfte nicht ohne Interesse seyn, zu erfahren, mit welch' schönem Erfolge der von Gustav v. Struve hier gegründete Turnverein in der kurzen Zeit seiner Entstehung die Bemühung seines Stifters lohnt; die Theilnahme für denselben wird immer allgemeiner, so daß zur Zeit bereits über 700 wirkliche Mitglieder gezählt wurden, was natürlich das Bedürfniß eines größeren Turnlocals immer fühlbarer machte. Daher werden nun geeignete Vorkehrungen getroffen, wo möglich noch für nächsten Winter ein neues einzurichten, wozu die Stadt sehr willfährig einen Platz (auf 50 Jahre) gratis angeboten haben soll. Der Verein gestattet der Jugend aus den Volksschulen täglich eine Stunde freien Unterricht; eine zweite ähnliche Stunde jener aus der höheren Bürgerschule; von beiden Seiten ist der Besuch immer ein recht lebhafter, was ein neuer Beweis des großen Interesses ist, welches die gute Sache gewinnt. Der Versuch, auch Mädchen an solchen körperlichen Uebungen Theil nehmen zu lassen, glückte vollkommen; denselben ist für den Unterricht die Morgenstunde von 7 — 8 Uhr gewidmet, während welcher außer den Turnlehrern der Zutritt zur Anstalt für andere Personen verschlossen bleibt. Kürzlich erschienen vier Turnlieder von Ph. J. Düringer, in Musik gesetzt von Vincenz Lachner, dem Mannheimer Turnverein gewidmet (Verlag der Hof-Lithographie von W. Beyer in Mannheim); es gehören diese gewiß zu den schönsten, welche in neuerer Zeit entstanden, und wir sind überzeugt, daß dieselben nicht allein allen Turngemeinden, sondern auch allen Freunden eines frischen und regen Lebens eine willkommene Erscheinung seyn werden. Für den Werth der Composition bürgt der Name des Tonsetzers.

Darmstadt, 15. Sept.

Es ist über die Mittel, der Theuerung abzuhelfen, bereits viel geschrieben und manche Verordnungen gegen den Kornwucher erlassen worden. Dennoch scheint dieser Gegenstand nicht erschöpft zu seyn. Die Verordnungen haben insofern ihren Nutzen, daß die Kornwucherer ihre sauberen Geschäfte mit mehr Zurückhaltung treiben müssen, also auf Märkten 2c. nicht mehr so rücksichtslos verfahren können. Viel Heil wird aber damit nicht gestiftet. Gedeihlicher würde die Befreiung der Einfuhr des Mehls, der Mehl- und Hülsenfrüchte von allen Abgaben, als Rhein- und städtische Octrois, Eingangszölle 2c., seyn. Diese darf aber nicht von den laufenden Preisen abhängig seyn, daß sie nämlich nur so lange bestehen soll, als ein gewisser Fruchtpreis überstiegen wird, weil letzterer zu schwankend ist und kein Handelsmann deshalb sicher ist, daß nicht bei dem Erscheinen seines Transportes aus fernen Ländern die Befreiung aufhören und sein Ruin dadurch herbei geführt wird, sondern sie muß auf eine geraume Zeit, allenfalls bis Ende des Monats Julius k. J. zugesichert werden. Aber auch dies wird nur eine halbe Maßregel seyn, wenn nicht auch die Lieferungen für Proviant- und öffentliche Anstalten von den Regierungen und Municipalitäten auf's baldigste und auf eben so lange Zeit hinaus vergeben werden, damit die Lieferanten im Stande sind, ihre Bezüge aus fernen Ländern zu machen. Jene Anstalten verschlingen große Massen von Getreide, deren Ankauf äußerst merklich auf den Fruchthandel wirkte. Bei Vergebung solcher Lieferungen auf ferne Termine wird von Seiten der Verwaltungen nichts riskirt, weil plötzliches Sinken der Preise den öffentlichen Kassen doch äußerst selten, vielmehr den Lieferanten zu gute kommen, denen die jedenfalls früher accordirten Preise bezahlt werden müssen. Ist die Jahreszeit gegenwärtig leider auch schon so weit vorgerückt, daß kein Handelsmann oder wohlthätige Gesellschaften, die sich zu diesem Zwecke bilden sollten, noch für diesen Winter uns von den amerikanischen Vorräthen verschaffen können, was nur unter den besprochenen Begünstigungen möglich ist, so könnten dieselben doch noch im nächsten Frühjahr bei der Wiedereröffnung der Schifffahrt von wesentlichem Nutzen seyn und noch immer a tempo erscheinen.

Darmstadt, 21. Sept.

Die neue Saison unseres Hoftheaters hatte am 25. August mit Rossini's „Belagerung von Korinth“ begonnen und vorgestern schloß die erste Abonnementsabtheilung mit Göthe's „Egmont“; die zweite wird morgen mit Beethoven's „Fidelio“ eröffnet. Man dürfte schon aus der Bezeichnung dieser Vorstellungen entnehmen, daß die Intendanz beflissen ist, dem hiesigen Publikum nur würdige Werke der dramatischen Muse vorzuführen und auf die Geschmacksrichtung hiesiger Residenz vortheilhaft einzuwirken. Es scheint, daß die Intendanz sich jene Epoche der hiesigen Bühne zum Muster genommen hat, in welcher unser Hoftheater weit und breit als eine wahre Normalbühne betrachtet wurde, und es dürfte keinem Zweifel unterliegen, daß die Intendanz, wenn sie dies schöne Ziel beharrlich verfolgt, den Wünschen des Hofes und des Publikums entsprechen werde. Unter den Vorstellungen von klassischen älteren und neueren Werken der dramatischen Dichtkunst und Musik, welchen wir bisher beiwohnten, dürfte insbesondere die der „Stummen von Portici“, der „Belagerung von Korinth“, des „Prinzen von Homburg“ und des „Egmont“ hervorgehoben werden. Dem Vernehmen nach sollen auch mehrere gehaltvolle Novitäten im Fache des Schauspiels und der Oper demnächst zur Darstellung gebracht werden, welche bei den zahlreich vorhandenen ausgezeichneten Kräften im Dienste Melpomene's, Thalia's und Terpsichore's, welche die Intendanz zu vereinigen verstand und zu erhalten und zu completiren bemüht ist, sich günstiger Aufnahme zu erfreuen haben dürften. Je mehr die längeren Herbstabende unser kunstsinniges Publikum vom Genusse der Natur abhalten, um so geneigter dürfte dasselbe seyn, den freundlichen Einladungen der Kunst in unseren heiteren und würdigen Musentempel zu folgen. Die vielen Reisenden, welche uns die Main-Neckar-Eisenbahn jetzt zuführt, werden denselben gewiß mit ästhetischer Befriedigung verlassen, und unsere Intendanz wird schon dafür besorgt seyn, ihnen denselben zu einem Anziehungspunkt zu machen. Daß übrigens auch die Kasse durch eine Berücksichtigung des ästhetischen Interesses gewinnt, dafür kann wenigstens die hiesige Intendanz durch die Resultate ihrer Verwaltung ein günstiges Zeugniß ablegen. — Mit Interesse sieht man in unserer Residenz einem journalistischen Unternehmen entgegen, welches für die wichtige Sache der Auswanderung ein erfolgreiches Organ zu werden verspricht. Es haben sich die Herren Fr. Haas und Dr. Künzel dahier und Dr. Matten in Mainz an die Spitze gestellt und erscheint das Blatt im Verlag der thätigen Leske'schen Buchhandlung dahier. — Unserer Wintersaison scheint ein reges ästhetisches Leben bevorzustehen, da sich zu den anderen hier bereits bestehenden wissenschaftlichen und Kunst-Vereinen seit kurzem nun auch noch ein neuer „literarischer“ gesellt hat, welcher auch Vorlesungen u. s. w. begründen will. — Neben diesem innerlichen Interesse gewinnt übrigens unsere Residenz fortwährend auch an äußerem durch die vielen geschmackvollen Neubauten, welche den zahlreichen Fremden, die sie besuchen, die angenehme Versicherung geben, daß sie, wenn sie sich hier häuslich niederlassen wollen, nicht blos mannigfaltige Unterhaltung für Geist und Gemüth, sondern auch die freundlichsten Räume für ein häusliches Leben finden werden.

Theater-Anzeige.

Samstag, 26. Sept. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart.

Sonntag, 27. Sept. Hamlet, Prinz von Dänemark, Schauspiel in 5 Abth., von Shakespeare, übersetzt von Schlegel.

Redakteur J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 268. | Montag, den 28. September | 1846.

Der Bauherr.

Historische Novelle von Anton Langer.

(Fortsetzung.)

12. Die Heimkehr.

In seinem Hause am Graben ging am Abende des 22. Februar 1668 der Rathsherr Preinhuber in der alterthümlichen Stube gedankenvoll auf und nieder. Etwelche Male blieb er stehen und warf einen Blick voll Bekümmerniß auf sein Töchterlein, welches, am Erker des Eckfensters sitzend, emsig mit einer jener zarten Stickereien beschäftigt war, wie sie jene Zeit erzeugte, und die man noch jetzt in seltsamen Gestalten und verblichenen Farben in den Heiligthümern katholischer Kirchen prangen sieht. Mit wunderbaren Reizen prangte Dorothea, welche in den acht Jahren von Meister Vogelsangs Abwesenheit zur vollendeten Jungfrau erblüht war, aber ihr Antlitz, wenn auch immer noch in seiner Vollkommenheit den einstigen Zug von Muth und Entschlossenheit tragend, war nicht mehr so heiter wie ehedem, und auch der Rathsherr war sichtlich gealtert, daß es sich weiß wie Frühreif über sein ehrwürdiges Haupt hinzog.

Der Rathsherr blieb stehen und sprach: „Mach' ein Mal ein Ende, mein Kind, mit der feinen Arbeit, im Februar soll man nicht länger als bis zwei arbeiten und werkthätig seyn; auch ziehen Schneewolken am Himmel und werfen trübe Schatten herein in die alte Stube, ich denke, mein lieb' Mädchen, Du ließest das Ding seyn, oder hast Du Dir etwa mit dem Weinen die Augen nicht genug geschwächt?"

Dorothea erhob das schöne Haupt, und sah recht treuherzig ihrem Vater in die Augen. — „Ei lieb' Väterlein," sagte sie, „das klingt ja beinahe wie ein Vorwurf, und Du weißt es nur zu gut, daß ich nicht anders kann. Einst nanntest Du mich Dein starkes, entschlossenes Kind, und ich habe mir recht viel darauf eingebildet, aber als jenes Unglück kam, da war es aus mit meiner Kraft, und ich mußte weinen, lieb Väterlein, ich mochte wollen oder nicht."

Der Rathsherr seufzte. „Ich hätte so gerne," sprach er wehmüthig, „noch Enkel in meinen alten Tagen um mich gesehen, und wäre dann lächelnd hinüber gegangen; sieh Dorothea, 's giebt der wackern jungen Männer so viele in der Stadt; was hängst Du Dein thöricht Herz an den Todten, der kommt doch nicht wieder, und gar Mancher wäre überglücklich, wenn er Deine Hand bekäme."

Dorothea sprach jedoch mit tiefem Ernste: „Vater, was steht in dem alten Wappen unseres Geschlechtes: Halt Dein Wort und Gott walte. Glaubt Ihr denn, daß ich allein dem Spruche sollte untreu werden. Ich denke, Lieb' ist wie die Aloe, sie blüht nur ein Mal, aber dann mit wunderbarer Blüthenpracht, mit Aufbietung der besten Säfte, daß sie davon sterben muß, wenn sie verblüht. Ich habe jenem Manne, der in der Schlacht gefallen, mein ehrlich Wort verpfändet und mein Herz obenein, und so ich auch das erstere gelös't betrachten wollte, so würde doch das Herz nimmer und nimmer fähig seyn den zu vergessen, den es so unendlich geliebt hat."

„Also beharrst Du bei Deinem Entschlusse?" fragte Preinhuber wehmüthig ernst.

„Ja, Vater," antwortete das entschlossene Mädchen, „'s ist ein wohl überlegt Ding, und nicht fürwitzig thue ich den großen Schritt. Ueber einen Monat ist Mariä Verkündigungs-Tag, da nehme ich den Schleier im Kloster der Karmeliterinnen; die Aebtissin, unsere alte Muhme, hat mir schon den Platz im Chore bezeichnet, den ich einzunehmen habe, und so will ich denn bis an's Ende meines Lebens beten und weinen um den Mann, den mir das Schicksal versagt hat."

Der Rathsherr faltete die Hände und sprach leise: „Die Eine in den Fluthen der Donau, die Andere im Kloster; nun, der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, des Herren Name sey gebenedeit."

In diesem Augenblicke stürzte Hanns, der Knecht, zur Thüre herein, mit gesträubtem Haare, weit aufgerissenen Augen und leichenblassem Antlitze, alle Ehrfurcht so weit vergessend, daß er den schmutzigen Pferdestriegel, mit dem er wahrscheinlich gearbeitet, noch in der Hand hielt.

„Was giebts?" fragte der Rathsherr.

„Jesus Christus!" keuchte Hanns, „ich möcht' es sagen, und weiß nicht wie."

„Bist Du bei Troste, toller Knecht," schalt der Rathsherr, „oder hast Du des Weines zu viel genossen, daß Du mir in die Stube polterst, wie ein Klotz in den Kachelofen."

Der Hanns schüttelte den Kopf. „Bin nicht toll, bin nicht trunken," brummte er, „aber 's wäre kein Wunder, wenn man dergleichen sieht, und es würde Einem das Hirn wirblich darob, und die Sinnen gingen Einem um."

„Nun, was hast Du denn gesehen?" fragte der Rathsherr, halb ärgerlich, halb lachend; „wirst Du ein Mal reden, Du leibhaftiger Hanns Dampf!"

„Hört erst, dann scheltet mich," sagte der Knecht, der, wie alle alten Diener in etwas verwöhntem Tone mit seiner Herrschaft sprach, „ich stehe vor dem Thore und zäume den Schecken, da Ihr hinüber reiten wolltet gegen Lachsenburg zum Doktor Seibersdorfer, und wie ich denn so stehe, schaue ich hinauf gen oben, ob's Schnee geben wird, damit ich den großen Mantel auch aufgebunden hätte, und da werfe ich zufällig auch einen Blick hinab den Graben entlang, und wer glaubt Ihr, kommt da von St. Stephan herauf —"

„Nun?" fragte der Rathsherr, während auch Dorothea neugierig vom Stickrahmen aufsah.

„Meister Vogelsang, wie er leibt und lebt," platzte Hanns heraus.

Dorothea wurde leichenblaß, und der Rathsherr rief unwillig: „Sagt' ich's doch gleich, daß der Tölpel betrunken ist; da erschreckt er mir das Mädchen da. —"

„Ich bin auch erschrocken," überschrie ihn der Knecht, „aber er ist's, er ist's, und laßt mich in den Narrenkotter sperren, wenn er's nicht ist."

(Fortsetzung folgt.)

Die Germanistenversammlung in Frankfurt.

An Gelehrtenversammlungen fehlt es bei uns in Deutschland eben so wenig als an Gelehrsamkeit. Aber oft fehlt die Brücke, die von der Schule zum Leben führt. Deutsche Wissenschaft hat viel erleuchtet, aber weniger befruchtet. Desto erfreulicher ist es, daß die Versammlung unserer Germanisten ihren Beruf richtig erkannt hat. In ihren Plenarsitzungen erscheint sie als ein Nationalcongreß, als eine Vertretung Germaniens im edelsten Sinne des Wortes. Nicht leere Sylbenstecherei, nicht einzelne Punkte einzelner Spezialgeschichten, nicht verwickelte Fragen über schwierige Rechtsfälle werden hier verhandelt. Das Schicksal der Bruderstämme im Norden, die öffentlichen Schwurgerichte, die Abwerfung des ultramontanen Rechtes, das bei allem Scharfsinne, Gründlichkeit und Vollständigkeit, doch anderen Zeiten und Volkszuständen angehört — das sind die großen Fragen, welche hier von Männern behandelt werden, die nicht nur ihre Wissenschaft, sondern auch ihre Zeit und ihr Volk kennen. Schön blicken die alten Kaiser auf die Männer der Neuzeit herab, und ein zahlreiches Publikum hört sie in unserem der Oeffentlichkeit entwöhnten Lande mit um so höherem Interesse. Lange genug hat man den Puls unserer Deutschheit an Becker's Rheinlied oder an abgeschmackten Wortbildungen gemessen, die deutsches Undeutsch in undeutsches Deutsch verwandeln; lange genug hat man Den für einen Patrioten erklärt, der bestehenden Mißbräuchen huldigt und die edelsten Institutionen schmäht, welche, wenn auch deutschen Ursprungs, jetzt im Auslande bestehn. **Jacob Grimm** lächelt über den Purismus, der deutsches Kauderwelsch schafft, um verständliche Fremdwörter nicht hören zu müssen; **Mittermaier** beschwört den ritterlichen Kaiser Maximilian herauf, um die Römlinge mit ihrem Rechte zu verjagen, das er so nicht einzuführen gedachte; **Dahlmann** zeigt uns in den Recken des Nordlandes die Väter der Geschwornengerichte, und erklärt wie ohne freie politische Institutionen auch die Institutionen des Rechts verkümmern müssen. Werden sie nun endlich schweigen die Zwerge, die von jenen Nordlandsrecken nichts entlehnen als die Berserkerwuth, und diese an den Edelsten ihres Volkes auslassen wollen, welche das Gute zu schätzen wissen, das, Germanien entsprossen, jetzt leider mehr in fremden Gauen zu finden ist? Wir wünschen es mehr als wir es glauben; doch wird das Beispiel nicht verloren seyn. Man wird immer mehr einsehen lernen, daß Gelehrtenversammlungen nicht in der Vergangenheit allein, auch in der Gegenwart ihre Wurzel suchen müssen, daß wahrer deutscher Sinn nicht in der Negation, im Hasse, in dünkelhaftem Verwerfen alles Ausländischen, in blinder Schmeichelei gegen alles bei uns Bestehende, daß er vielmehr bei den rechten Männern in freiem Wahrheitssinne, in kühnem männlichen Freimuthe, in gründlicher wissenschaftlicher Forschung sich bewähre.

Eins nur ist uns bei diesem wissenschaftlichen Nationalkongresse zu wünschen übrig geblieben. Seine Gränzen schienen uns nicht weit genug gezogen. Mit Recht hat man, wie uns scheint, im Streite über deutsches Recht die Romanisten, im Streite über geschichtliche und sprachliche Fragen die Historiker und Philologen vermißt, welche, vorzugsweise anderen Richtungen zugewandt, durch Gegensätze die Sätze selbst nur schärfer hätten hervortreten lassen. Eine ewige Wahlverwandtschaft einigt alle Männer der Wissenschaft. Scharf soll die Aufgabe bezeichnet seyn, aber zu ihrer Lösung scheint uns von Germaniens Söhnen Jeder berufen, der zu seinen Denkern, zu seinen Gelehrten, zu seinen erleuchteten Freunden gehört.

Doch wie wenig ist was zu wünschen übrig geblieben, gegen das was die Erwartungen noch übertroffen hat. An **fester** Gelehrsamkeit hat es Deutschland nie gefehlt. Gott sey Dank, sie wird endlich flüssig. Immer haben die Heroen unserer Literatur die Vorzeit verstanden, mit Freude muß es das Herz des Vaterlandsfreundes erfüllen, daß sie nun auch die Jetztwelt verstehen. Lange schon hat mit Recht das **Publikum** sie bewundert, mehr erlangen sie jetzt durch die Liebe des **Volks**.

25. September. J. W.

Im Alsenzthale.

(Eine Mai-Wanderung von W. O. von Horn.)

(Fortsetzung und Schluß der ersten Abtheilung.)

Ludwig's Antlitz erbleichte bald, bald schwollen die Adern seiner Stirne furchtbar auf und das Auge schien aus seiner Höhle treten zu wollen. Seine Hand, seine Stimme zitterte. Der gewaltige Zorn war nahe, der keines Dammes bei ihm achtete.

„Wer gab Dir den Brief?" herrschte er dem fast besinnungslosen Boten zu.

„Seyd gnädig, Herr Pfalzgraf!" rief er, „Fräulein Helika."

„Ist's der Erste, den Du trugst?" fragte er noch einmal.

„Nein", sagte zitternd der Bote, „ich habe deren schon viele getragen."

Da riß der rasende Pfalzgraf sein Schwert aus der Scheide und stieß es dem Boten in die Brust, daß mit dem Blutstrahle das Leben entwich.

Zum Schlosse rannte darauf der Pfalzgraf, donnerte den Knechten zu, daß sie mit Blitzeseile die Pferde sattelten. Jeder wich ihm scheu aus. Jeder bebte vor dem wuthentstellten Antlitze des Gebieters, denn er war schrecklich anzusehen in solcher Wuth, die Alles vernichtete, was ihm entgegentrat.

Mit Windeseile waren die Rosse geschirrt. Von wenigen Getreuen begleitet, verließ der Pfalzgraf Stableck und eilte mit unsäglicher Hast gen Donauwörth. Nicht ein Wort sprach er. Kaum gönnte er sich die nöthige Rast. Kaum so viel Speise nahm er zu sich, daß er leben konnte.

Unerwartet erschien er auf der Burg über Donauwörth. Sogleich ließ er den Scharfrichter und seine Knechte holen; allein es währte ihm schon zu lange für seine lodernde Rachsucht. Er eilte hinauf in Helika's Gemach, riß die Erschrockene aus dem Bette und stürzte sie mit eigner Hand zum Fenster hinaus, daß des Mädchens schöner Leib an den Felsen zerschellte. Es war am frühen Morgen. Der Stricker kam.

„Geh' hinauf", befahl er mit einem Tone, der keine Widerrede duldete, „und stürze der Pfalzgräfin Kammermägde von der Höhe des Wartthurms in die felsige Tiefe."

Unbeschreiblich war das Jammergeschrei der beiden schuldlosen Opfer fürstlicher Wuth, bis es endlich in der Tiefe verstummte.

Alles Hofgesinde, die Räthe, selbst seine Schwester waren herbeigeeilt, den Zornigen zu besänftigen; aber jeder Versuch blieb fruchtlos. Donnernd gebot er Allen Schweigen. Niemand aber ahnete, was seine Seele Gräßliches bewegte.

Als sein Kanzler, vor ihm knieend, Milde erflehte, rief er:

„Wollt Ihr den Arm der Gerechtigkeit hemmen? Hütet Euch, daß nicht mein Zorn auch Euch ereile, denn mein Gericht ist noch nicht zu Ende!"

„Wer waren die Unglücklichen, die sein Racheschwert treffen

wollte?" fragte sich Jeder und Keiner wußte die Antwort; Jeder bebte für das eigene Leben.

Als der Stöcker mit seinen Knechten von der schauderhaften Vollziehung der Befehle Ludwigs zurückkehrte, sprach er: „Nun folget mir, daß ich die Schmach an der Verbrecherin strafe, die sie auf mein Haupt und auf meinen Stamm gehäuft hat."

Er schritt vor den Zitternden her, daß der Boden dröhnte, und mit wachsendem Entsetzen folgten ihm Alle.

Am Gemache Maria's angelangt, stieß er es auf mit einem heftigen Fußtritt.

Im Morgengewande, schön wie ein Engel aber bleich vor Entsetzen bei seinem Antlitz, stand sie vor ihm.

„Um Gott, was beginnt Ihr?" rief sie. „Welche entsetzliche Mähr hat mein Ohr erreicht?" Sie wollte sich ihm nahen, den Sturm liebkosend zu beschwören.

„Hinweg, Schlange!" rief er und der ganze entsetzliche Zorn brach hervor, wie verzehrend Feuer. „An meiner Brust", rief er, „habe ich die Otter genährt, deren Zahn mir ins Herz fuhr und mich auf den Tod traf!"

Maria trat einen Schritt zurück.

„Mir sagt Ihr Das?" fragte sie ihn mit der Hand auf dem Herzen und ihr Blick ruhte furchtlos auf seinem rollenden Auge.

Aus seinem Wamms zog er jetzt ihren Brief an den Raugrafen Heinrich und schleuderte ihr ihn vor die Füße.

„Ist das Weibes Treue, die sie am Altare gelobte?" rief er. „Während ich am Rheine Recht sprach und die Räuber strafe mit dem Schwerte, die meines Volkes Wohlstand zerstören, führst Du sie hier durch heimliche Botschaft in mein Schloß — ja, daß ich es sage, in mein Bette. Dein Aegiß," rief er, „hat den Fürstenmord von seinem Ahnherrn gelernt; ihn wolltest auch Du, eine and're Klytemnestra, an mir versuchen und mit Deinem Buhlen über meinen blutigen Leichnam mein Bette besteigen; aber die gerechte Vergeltung ist Euch zuvorgekommen und hat Euch in Euren eignen Schlingen gefangen. Dieser Brief klagt Dich der Untreue und des Ehebruchs an. Nach meinem Haus- und Fürstenrechte bist Du des Todes schuldig. Bereite Dich zu Deiner Strafe vor. Und Du", wandte er sich zum Stöcker, „vollziehe sogleich hier Dein Amt."

Als Maria aus dieser Rede vernahm, daß es des Pfalzgrafen furchtbarer Ernst sey, erwachte ihr ganzer Stolz.

Kräftig vertheidigte sie sich gegen die schweren Anschuldigungen. Ihre Beredsamkeit war hinreißend und voll siegender Macht der Wahrheit; allein Ludwig hörte ihre Worte nicht an. Umsonst umklammerte seine unglückliche Schwester seine Kniee und beschwor Maria's Unschuld. Umsonst fielen die Räthe, der Kanzler, die Diener des Schlosses vor ihm nieder und flehten unter Thränenströmen um schonende Milde. Umsonst boten sie ihr Leben zur Sühne an; Alles, Alles blieb fruchtlos. Wie Eisen so fest stand der Pfalzgraf da, stieß die Jammernden weg und befahl dem Stöcker, sie zu enthaupten.

Als dieser erbleichend selber flehte, schrie er: „Thue Deine Pflicht oder ich entweihe mein Schwert und vertrete Deine Stelle — aber wehe dann Dir!"

Zitternd ergriffen die Scharfrichter das lautlose Opfer, banden sie — und kaum hatte sie ausgerufen: „Ludwig, Gott vergebe Dir, ich sterbe unschuldig" — da fiel ihr schönes Haupt.

Ein Schrei des Entsetzens erfüllte den Saal; aber kalt und wie ein Steinbild schritt der Pfalzgraf durch die weichende Menge und verließ das Schloß, das er nie wieder betrat.

Aber die entsetzliche Kunde lief blitzschnell durch alle Gaue der Pfalz und erreichte des Raugrafen Ohr. Er war der Verzweiflung hingegeben, denn sich klagte er als Mörder des edlen Weibes an. Er verließ Alten-Baumberg und eilte zu allen Fürsten des Reiches, zu dem Kaiser, Rache zu suchen und schwere Vergeltung für den Herzlosen und Maria's Unschuld zu betheuern. Aber kein strafender Arm erhob sich gegen den Pfalzgrafen, der altes, deutsches Recht geübt.

Doch — Maria's Unschuld wurde klar und ein Rächer erwachte in der eignen Brust, dem kein Schweigen zu gebieten ist, den kein Klosterbau besänftigte.

Der Raugraf blieb verschollen.

Nach vielen, vielen Jahren erschien am Thore des Schlosses zu Donauwörth ein Mönch, den Niemand kannte. Er war alt und lebensmüde. Kaum konnte er am eignen Stabe sich fortbewegen. Willig nahm ihn der Schloßvogt auf; aber nicht Speise, nicht Trank, nicht einmal ein Nachtlager erbat er sich, sondern nur die Erlaubniß, in der Schloßkapelle beten zu dürfen, wo Maria's Leichnam ruhte.

Als am Morgen der Schloßvogt in die Kapelle schlich, um den Mönch zum Frühimbiß zu rufen, da lag er kalt und starr auf dem Steine, der Maria's Hülle deckte. Er war todt. —

Und an einer Schnur an seinem Halse hing ein Siegelring, in dessen edlen Stein das Wappen der Raugrafen geschnitten war.

Jenny Lind in Frankfurt am Main.

Die gefeierte Sängerin des Tages hat ihr erneuertes und nun zweites Gastspiel auf der hiesigen Bühne begonnen. Es war nicht zu bezweifeln, daß auch dieses seine Anziehungskraft bewähren und von den Freunden des Schönen mit lebhaftem Beifalle begrüßt werden würde. Trotz der stark erhöhten und mehr als verdoppelten Eintrittspreise war das Schauspielhaus in allen Räumen gefüllt, und der Beifall nicht minder enthusiastisch als früher. Wo ein solcher Ruf vorausgeht, da ist das Spiel im Voraus gewonnen, und alle Herzen stehen zur Huldigung offen, ohne irgend einen Einspruch oder eine Widerrede zu wagen. So sehr man gewöhnt ist, an dem noch unberühmten Künstler zu mäkeln und ihn mit oft ungerechter Strenge zu bekritteln, so mächtig und siegreich wirkt der Glanz eines gepriesenen Namens, und so sehr erhöht hier die Illusion und die Voraussetzung, daß Alles unbedingt vortrefflich seyn müsse, die Vorzüge der Kunstleistung und unterstützt den unverkümmerten Genuß derselben. Es ist unendlich schwer, einen weitausgreifenden Ruf zu erlangen, aber der einmal erlangte gleicht einer Lawine, die Alles mit sich fortreißt und sich immer wachsend vergrößert. Jenny Lind gehört zu den Auserwählten, denen die Muse und die Fortuna ihre Gunst in reichem Maße zugewendet haben, und die gewiß auch gerechte Ansprüche auf außergewöhnliche Anerkennung zu machen hat. Es giebt im Bereiche des Schönen der Ansichten und Systeme viele, und über Dies und Jenes wird von den Kunstrichtern gestritten, aber eine Schule hat immer Geltung und freudige Begrüßung gefunden, nämlich die der Wahrheit und der Natur. Wo die Kunst sich in dieser Sphäre bewegt, wo sie nach diesen Vorbildern gestrebt hat, und wo Schönheit und Wahrheit in harmonischer Vereinigung erscheinen, da ist sie die rechte, da bedarf sie keiner langen Bevorwortung, und da findet sie Sympathie und willige Aufnahme. Das unverkennbar Charakteristische in den Leistungen der Jenny Lind ist eben diese Natur und Wahrheit. Ihre Kunstgebilde sind nicht auf Effekthaschereien, nicht auf verblüffende Contraste, nicht auf theatralische Kunstgriffe, nicht auf die Absicht, imponiren und überraschen zu wollen, begründet, sondern im Gegentheil ganz einfach und anspruchslos, ganz frei von Uebertreibung und von dem gewöhnlichen Coulissenkram. Sie spielt und singt nicht anders, als es eben die Natur der Sache bedingt, und thut nicht mehr und nicht weniger, als gerade für die Situation und den Charakter erforderlich ist. Dies ist jene Kunst, von welcher Boileau in Be-

zug auf den Dichter gesagt hat — l'art difficile de faire des vers faciles — und auch jene, die wir in Mozarts unsterblichen Klängen bewundern, jene, die Jedem so nahe liegt, von Jedem verstanden und mitempfunden wird, und zu deren Ausübung doch nur so Wenige gelangen, weil sie ein kindliches Gemüth und eine hohe Weihe bedingt. Diese Kindlichkeit, oder noch besser gesagt, diese jungfräuliche Milde und Anmuth, dieser friedliche und sinnige Ausdruck, diese schöne Einfachheit und Naivetät, sie treten bei Jenny Lind so liebenswürdig hervor, daß man nicht umhin kann, sich ungemein wohlthuend angeregt und mehr zur Mitempfindung hingezogen, als eigentlich zur Bewunderung hingerissen zu fühlen. Die letztere mögen andere Darstellerinnen in höherem Maße erzielen, die erstere dürfte keine noch so sehr gewonnen haben, als Jenny Lind. — Ihre Virtuosität anbelangend, so haben wir auch in dieser Beziehung schon Sängerinnen gehört, die ihr hinsichtlich der technischen Ausbildung nicht nachstanden, und Andere, die sie an Stimmenfond sogar übertrafen, denn die Stimmmittel der Fräul. Lind sind, ihre höhren Töne abgerechnet, nicht außerordentlich; aber von ihrer Virtuosität gilt wiederum dasselbe, was wir eben von ihren Darstellungen gesagt haben. Sie jagt nicht nach Bravour, nicht nach unerhörten Kunststücken, fällt nicht aus einer Schnörkelei in die andere, kokettirt nicht mit ihrer Kehlfertigkeit, sucht nicht durch Contraste und Sprünge zu imponiren, sondern im Gegentheile bewahrt sie bei aller Bravour und Geläufigkeit des Gesanges immer jene Einfachheit und Ruhe, welche nicht mehr ausführt, als nöthig ist und nicht mehr bietet, als erfordert wird. Sie überschüttet den Hörer nicht mit einem Wuste von unnöthigen künstlichen Blumen, sondern reicht ihm nur da eine duftige und liebliche Blüthe, wo sie weiß, daß er diese gern entgegennehmen wird. Weil sie ihren Gesang nicht überbietet, so mißglückt ihr auch nichts, und darum ist derselbe in so harmonischer Einheit und so schön abgerundet. Was ihm dazu noch einen ganz besondern Reiz verleiht, ist die Deutlichkeit und Klarheit der Aussprache, wodurch sie den Dichter und den Componisten so glücklich zu vermitteln und den Zuhörer im geistigen Rapport mit dem dramatischen Kunstgebilde zu erhalten weiß; man hört hier nicht nur Töne, sondern auch Worte, und dieser Vorzug muß um so rühmlicher hervorgehoben werden, je seltener er sich vorfindet. Die Leistungen der Fräul. L. als Amine in der Nachtwandlerin halten wir in sofern für eine ihrer besten, als sie der Eigenthümlichkeit der Darstellerin so ganz angemessen ist, und als Fräulein Lind im Gebiete des lyrischen Gesanges und der zarten, man könnte sagen elegischen Empfindung mehr heimisch ist, als in den des heroischen, und als der Ausdruck der weiblichen Anmuth und der jungfräulichen Naivetät ihr unseres Bedünkens besser gelingt als denjenigen der leidenschaftlichen und hochtragischen Erregungen. Schließlich bedarf es kaum Erwähnung, daß der lebhafteste Beifall und wiederholte Hervorrufungen der gefeierten Sängerin gespendet wurden. Wie könnte es anders seyn und wer hätte es anders erwartet? Die nächsten Rollen werden die der Norma und der Marie in der Regimentstochter seyn.

M.

Mannichfaltigkeiten.

Der „Pesther Spiegel" schreibt: Wir hören aus ziemlich verläßlicher Quelle, daß unser berühmter Landsmann Franz Lißt gesonnen wäre, eine Tochter unseres Landes als Gattin heimzuführen. Er soll bereits schon früher entschieden geäußert haben, wenn er je heirathen sollte, so müßte es nur eine Ungarin seyn.

Die Amerikaner stellen stolz allerlei Berechnungen auf, um zu zeigen, wie groß ihr Vaterland ist; wir haben eine Grenzlinie von 10,000 Meilen, heißt es, und eine Seeküste von 4000 Meilen. Einer unserer Flüsse ist zwei Mal so breit als die Donau, der größte Fluß in Europa; der Ohio ist sechshundert Mal länger als der Rhein; der einzelne Staat Virginien ist um ein Drittel größer als England; Ohio enthält 5 Millionen Acker Land mehr als Schottland; vom Maine nach Ohio ist es weiter als von London nach Constantinopel.

Korrespondenz.

Bad Gleisweiler, im Sept.

Das schöne Bad Gleisweiler mit seinen Umgebungen, die mit Recht
als ein Prachtstück des pfälzischen Landes gepriesen werden, hat bereits
an Hrn. L. Hoffmeister seinen Darsteller, an Hrn. Dr. Gußmann
seinen Beschreiber gefunden. Die 7 Stahlstiche mit den beigegebenen
Schilderungen sind für die zahlreichen Kurgäste eine freundliche Gabe ge-
worden. Sie sind außerdem vielen Freunden des pfälzischen Landes will-
kommen gewesen, und haben in weiter Ferne sicherlich den Wunsch er-
regt, unsere pfälzischen Thäler und Hügel, unsere Berge und Burgen zu
beschauen. Eins fehlte noch, ein großes Bild, das alle die Herrlichkeiten
umfaßte, die dem Auge von nah und fern entgegen treten, sobald es von
einer der nächsten Höhen hinaus in das offene Land des Rheins, oder
hinein in das zauberische Bergland, in dieses Wunderland der grünen
Thäler, der waldigen fels- und burggekrönten Berge schaut. Auch solch
ein großes Bild herzustellen, hat der nämliche Künstler unternommen. Es
liegt vor uns in dem „Panorama von Bad Gleisweiler", einem wohlge-
lungenen Rundgemälde, welches das ganze Land der Rebhügel und der
Ebene des Rheins und jenen Theil des pfälzischen Gebirgs entfaltet, der
von allen Freunden der Natur, die je hineingeschaut, als der an Zauber
reichste gepriesen wird. Was das erwähnte Werkchen: „Bad Gleisweiler
und seine Umgebungen" in Beziehung auf einzelne Punkte, das soll die-
ses Panorama im großen Ganzen für Kurgäste und Reisende leisten. Es
soll das Auge wie ein Führer leiten, es soll Erinnerungen frisch und wach,
Bilder lebendig erhalten, und dem noch Unbekannten einen Schatten je-
ner tausend Reize geben, welche die Natur über diesen Theil des pfälzi-
schen Landes so freigebig ausgeschüttet hat. Der gegen 6 Fuß lange und
17 Zoll breite, sehr rein gearbeitete Stahlstich gibt uns die Ansicht der
Rheinebene von Worms bis Straßburg, deren beide Dome das unbe-
waffnete Auge vom Kurorte aus bei hellem Wetter mit Leichtigkeit er-
blickt. Ueber 100 der zunächst gelegenen Städte, Dörfer und Berge sind
genau veranschaulicht und deren Namen auf dem beigegebenen Umrisse
verzeichnet. Zur Linken und Rechten begränzen die Vogesen und das
Annweiler Thal mit dem bekannten Trifels das Ganze, während aus der
Ferne die ganze Ausdehnung des Odenwalds und des Schwarzwalds, von
Darmstadt an bis Freiburg, und der einem Silberstreifen ähnliche Rhein-
strom auf das Freundlichste herüberblicken. Den vielen Fremden, welche
grade jetzt die Traubenkur im Bad Gleisweiler gebrauchen, ist das Pa-
norama bereits ein treuer Begleiter auf den verschiedensten Ausflügen ge-
worden; und so gehe denn dieses von Meisterhand ausgefertigte Rund-
bild hinaus in die Welt, und erhalte jener reich geschmückten und geseg-
neten Gegend, die es so treu darstellt, die alten Freunde und erwerbe
ihr neue!

Theater-Anzeige.

Sonntag, 27. Sept. Hamlet, Prinz von Dänemark, Schauspiel in 5 Abth., von Shakespeare, nach der Uebersetzung von A. W. Schlegel.

Montag, 28. Sept. Norma, große Oper in 3 Abtheilungen, Musik von Bellini. (Gastrolle) Norma: Fräul. Jenny Lind, königl. schwedische Hofopernsängerin. Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreisen.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 269. Dienstag, den 29. September 1846.

Der Bauherr.

Historische Novelle von Anton Langer.

(Fortsetzung.)

Preinhuber wußte nicht, was er denken sollte, bald aber überzeugte er sich, daß Hanns nicht falsch gesehen, denn die Thüre öffnete sich und herein trat Michael Vogelsang; an seinem Arme hing ein bleiches wunderschönes Frauenbild.

Der Rathsherr setzte sich kraftlos in einen Stuhl, Dorothea aber flog wie der Blitz empor, und mit dem jubelnden Ausrufe: „Gelobt sey Gott!" stürzte sie an den Hals des Geliebten. Wiedersehen! du wunderbare, geheimnißvolle Zaubermacht, du Himmelsbalsam, der mild und lieblich in der Seele Wunden träufelt, daß sie aufhören zu bluten, und das glückliche Herz mit einem Male vergißt Jahre lange Leiden, weil es wieder an einem geliebten Herzen schlagen kann; Wiedersehen, du herrliche Blume, die der Allmächtige gepflanzt in den öden Sand des Lebens; Wiedersehen, du, dem wir des Lebens schönste Augenblicke danken, von dem wir jenseits ewige Freude erwarten, wenn geendet der Jammer der Erde, Wiedersehen, ich wage es nicht, dich zu schildern und lege die Feder weg. —

Der erste Taumel der Freude war vorüber und Dorothea's und des Rathsherrn Blicke wendeten sich neugierig nach der schönen, bleichen Frau, die bescheiden an der Thüre stehen geblieben war, und sich nicht in den Jubel der Glücklichen gedrängt hatte. Nun aber wendete sich der Rathsherr, ehrfurchtsvoll gegen sie und sprach: „Verzeiht, schöne Frau, daß wir Euch im brausenden Drang der Freude übersehen und unbeachtet gelassen; nun aber seyd uns herzlich willkommen, und wiewohl wir Euch nicht kennen, so grüßen wir Euch doch von ganzer Seele, da Ihr mit unserem lieben Michael kommt, und mögt Ihr dies Haus ansehen als das Eure."

Bei diesen Worten reichte ihr der alte Mann treuherzig die Hand, die schöne Frau aber neigte sich auf dieselbe nieder und küßte sie zu wiederholten Malen unter einem Strom von Thränen, daß Preinhuber sie schnell zurückzog, während er rief: „Was fällt Euch ein, edle Frau, Euch also zu gebaren; sollte man nicht glauben —"

Vogelsang fiel ihm in's Wort: „Entschuldigt, Vater, daß ich Euch unterbreche; wir müssen eine alte Geschichte wieder aufwärmen. Ihr habt vor vielen Jahren ein Töchterlein verloren, allwelches ertrunken in den reißenden Fluthen der Donau."

„Laß' das," sagte der Rathsherr, „'s hat mir viel Kummer bereitet, aber ich habe nicht gemurrt, und Gott hat mir's vergolten, indem er mir heute einen Sohn zurückgab, den ich längst verloren glaubte."

„Wir müssen aber dennoch darauf zurückkommen," sagte Vogelsang ernst, „seht ein Mal diese Dame an. —"

„Das thue ich schon seit ein paar Minuten," sagte der Rathsherr, „und finde eine merkwürdige Aehnlichkeit zwischen ihren Zügen und denen meines Weibes, meiner lieben Margarethe, der Gott eine selige Urständ verleihen möge."

„Wirklich, findet Ihr das?" fragte Vogelsang, „und wie nun, wenn Euer Töchterlein noch lebte und nicht ertrunken wäre? —"

„Heiliger Gott!" rief Dorothea, während der Rathsherr wehmüthig den Kopf schüttelte. Aber mit kräftiger Stimme fuhr Vogelsang fort: „Freuet Euch, Vater, denn Glück und Frieden ist Euren alten Tagen aufbehalten, Gott hat Euch viel geprüft, aber er wird Euch's lohnen an Euren Kindern. Seht her, nicht umsonst hat die Natur die Züge dieses Mädchens, denen Eurer verstorbenen Gattin gleichgebildet, denn sie ist's, die Ihr ertrunken glaubt in den Wellen der Donau."

Und bei diesen Worten enthüllte er den Arm der Dame, daß sich jenes bezeichnende Merkmal der Familie zeigte, lautweinend sank Margarethe vor ihrem Vater auf die Knie, der segnend die zitternde Hand auf ihr schönes Haupt legte, während Dorothea mit einem Schrei des Entzückens der Schwester um den Hals fiel, und Vogelsang, dem die Augen übergingen, schweigend die Gruppe der Glücklichen betrachtete, die ihn für die Leiden von acht Jahren vollkommen entschädigte.

„Aber nun sollt Ihr auch erzählen, wie Alles so wunderbar gekommen ist," sagte der Rathsherr, „setzt Euch um mich, Kinder, und laßt mir die Freude, daß ich Euch Jedes recht nahe habe, und Du Hanns, lege einen frischen Block in den Ofen, denn s' ist kalt, und ich will meine alten Knochen noch pflegen, da mir der liebe Herrgott so ein fröhlich Alter bescheren will."

Die beiden Schwestern umschlangen den Greis und führten ihn zum behaglichen Großvaterstuhl, an welchem sie nächst dem Feuer an seiner Seite Platz nahmen; auch Vogelsang schob sich einen Stuhl heran, und Hanns, der Knecht, nachdem er den Ofen mit einem tüchtigen Blocke versorgt, blieb an der Thüre stehen, ohne daß man es ihm wehrte, denn auch der alte Diener sollte Theil nehmen an den Freuden der Familie.

Vogelsang begann zu erzählen, wie er nach seiner eiligen Flucht von Wien unter den kaiserlichen Fahnen in Ungarn Dienste genommen, Cornet geworden, den Türkenkrieg und die Schlacht von St. Gotthard mitgemacht, wie er dabei gefangen und nach Belgrad geschleppt, dort aber verkauft in den Dienst des Pascha von Ofen gekommen sey; er berichtete treulich seine Bekanntschaft mit Margarethen und die Entdeckung des Geheimnisses, daß sie Preinhubers Tochter sey, ingleichen seine Flucht von Ofen, und fuhr dann fort: „Wohl wären wir schon vor vierzehn Tagen in Wien angekommen, aber schon außerhalb Gran klagte Margarethe über Unwohlseyn, und als wir die alte Stadt erreichten, mußte sie schnell zu Bette und verfiel in ein heftig Fieber, woran wohl der scharfe Ritt in der ungewohnten kalten Luft, so wie auch die heftige Aufregung und Angst Schuld war. Ich hatte

Mühe genug, um in der Herberge, in welcher ich Margarethen für meine Schwester ausgab, keinen Verdacht zu erregen. Ihre gesunde Natur siegte aber bald, sie genas, und langsam gegen Wien heraufziehend, langten wir nach verschiedenen kleinen Abenteuern mit Zigeunern und Räubern glücklich hier an, und Gott möge unsern Eingang segnen."

„Ja, das möge er," sagte der Rathsherr, „und nun sollten wir Dir erzählen, was sich inzwischen bei uns zugetragen, in unserer Stadt so manches, was Du ohnehin wissen wirst, in unserer Familie aber blutwenig; es ging recht still und traurig her, und das Einzige ist, daß dieses Mägdlein hier, weil sie denn doch ein Mal nicht heirathen mag, am nächsten Marientag in's Kloster zu den Karmelitterinnen gehen wird."

„Dorothea!" rief der junge Mann erschrocken.

„Ei, Vater," versetzte diese hocherröthend, „Ihr treibt gewaltig Scherz mit mir. Hab' ich Euch nicht vor kurzem noch erklärt, daß ich in's Kloster gehe, weil ich mein ehrlich Wort an einen Mann verpfändet hatte, den ich für todt hielt, nun aber dieser noch lebt, so hängt es blos von ihm ab, ob er dieses Wort mir zurück zu geben oder zu halten gedenkt."

„Dorothea, meine Braut!" jubelte Vogelsang entzückt.

Der alte Rathsherr legte die Hände der Glücklichen segnend ineinander. Margarethe aber war leichenblaß geworden; sie erhob sich rasch und trat an's Fenster, sah hinaus in die immer dunkler werdende Abendluft und die ziehenden Schneewolken, und die bittre Thräne, die sie hier weinte, war eine von denen, die einst schwer wiegen werden am Tage des Gerichtes, daß tausend Vergehungen dadurch aufgewogen werden; es war die bittre Thräne der getäuschten Liebe, der Entsagung. Ja, sie hatte ihn geliebt mit aller Gluth, sie nahm die zärtliche Aufmerksamkeit, die er ihr als Dorothea's Schwester widmete, für Liebe, und sah erst jetzt, wie furchtbar sie sich getäuscht. Sie kämpfte einen schrecklichen Kampf, aber auch in ihr ruhte jene muthige Stärke, die den Frauen dieses Geschlechtes eigen war, nach wenigen Augenblicken hatte sie gesiegt, und als sie die Thräne aus den Augen wischend sich umwandte, trug ihr bleiches Antlitz den Stempel ruhiger Verklärung.

(Fortsetzung folgt.)

Turnlieder

von Ph. J. Düringer, in Musik gesetzt von Vincenz Lachner, dem Mannheimer Turnverein gewidmet. (Verlag der Hof-Lithographie von M. Beyer in Mannheim.)

1. Der Turner Gruß.
(Gut Heil!)

Bahn frei! wo kräft'ge Bursche zieh'n
Im schlichten Linnenkleid; —
Die Augen schweifen froh und kühn,
Zu Lied und Kampf bereit!
Es schmückt der Eiche Laub den Hut,
Und jeder grüßt mit frischem Muth:
Gut Heil, gut Heil, gut Heil!

Bahn frei! die deutschen Turner nah'n!
Wir nah'n aus allen Gau'n,
Zur Freiheit leitet uns're Bahn,
Zur Liebe keuscher Frau'n!
Nur vorwärts, kräft'ge Bursche, auf!
Nicht stille steht im kühnen Lauf!
Gut Heil, gut Heil, gut Heil!

Bahn frei! das Ziel ist nicht mehr weit,
Wo Lieb' und Freiheit glüh'n,
Wo Rosen wahrer Frömmigkeit
In Aller Herzen blüh'n.
Und ist's erreicht das heil'ge Pfand,
Dann jauchzt dem theuern Vaterland:
Gut Heil, gut Heil, gut Heil!

2. Der Turner Wahlspruch.
(Frisch, fromm, froh, frei!)

Ihr Turner, seyd frisch!
Und laßt euch nicht beugen
Durch Mißgunst und Streit,
Ihr kräftigen Zeugen
Der kräftigen Zeit!
Es wurzle im grünen, im uralten Recht
Das frische, nie welkende Turnergeschlecht!
Ihr Turner, seyd frisch!

Ihr Turner, seyd fromm!
Nicht braucht ihr den Tempel
Im marmornen Saal,
Die Welt ist ein Tempel,
Und Gott überall.
Schwört Treu' auf das heilige Buch der Natur,
Mit Werken der Tugend besiegelt den Schwur!
Ihr Turner, seyd fromm!

Ihr Turner, seyd froh!
Bei Frohsinn ist Tugend,
Nur Heuchler sind scheu!
Die fröhliche Jugend
Ist stark und ist treu!
Seyd ihr euch der Kraft, der gesunden, bewußt,
Keimt Freude im ewigen Lenz eurer Brust!
Ihr Turner, seyd froh!

Ihr Turner, seyd frei!
Die Leidenschaft nieder!
Sie schändet den Mann,
Die Selbstsucht, ihr Brüder,
Ist auch ein Tyrann!
Beherrschet euch selber, dann seyd ihr erst werth,
Zu kämpfen für Freiheit und eigenen Herd.
Ihr Turner, seyd frei!

3. Turnfahrt.

Der Morgen bricht an! —
Zieht aus, ihr Genossen,
Mit fröhlichem Sang,
Durch Felder und Berge,
Die Wälder entlang.
Die Vögelein grüßen
Die Sonne und euch, —
Das heitere Völkchen,
So glücklich und reich!

Im Walde ist's schön! —
Wir athmen im Grünen
Balsamischen Duft.
Wie stärket die Glieder
Die reinere Luft!

Die Stadt in dem Rücken,
Das dumpfe Gewühl —
Nur Himmel und Frühling,
Welch' Freiheitsgefühl!

Wie sind wir so froh! —
Setzt über die Graben
Mit flüchtigem Fuß, —
Erklettert die Eichen,
Den Wolken zum Gruß!
Es sey euch kein Gipfel
Zu hoch und zu steil, —
Ruft, näher dem Himmel,
Dem Adler: Gut Heil!

4. Der Turner Einigkeit.

Erkräftigt den Körper, den Tempel der Seele,
Daß würdig sie throne im irdischen Haus!
Erkräftigt den Fuß, daß in Kampf und Beschwerde
Er wurzle in deutscher, in heimischer Erde!
Ihr haltet, ihr Brüder, im Vaterland aus!
Die Liebe zur Heimath wird fest euch vereinen,
Steht Einer für Alle und Alle für Einen!

Seyd einig, ihr Brüder, und haltet zusammen!
Ein unüberwindlicher Phalanx wir sind!
Erkräftigt den Arm, auf daß stählern er werde,
Wird einst er gezwungen zu greifen zum Schwerte
Für's Land eurer Väter, für Weib und für Kind!
Und allwärts in Vaterlands Turnergemeinen
Steh' Einer für Alle und Alle für Einen!

Mannichfaltigkeiten

(Goldminen in Südaustralien.) Die Colonial-Gazette vom 29. August enthält Berichte über die Entdeckung von Goldminen im Distrikt der Viktoria-Bergwerkgesellschaft, deren Aktien in Folge dessen von 2 Pfd. St. auf 100 gestiegen sind. Bergleute, deren Anführer Finke heißt, sind beschäftigt, diese Minen auszubeuten, und haben bereits, wie das Australian-Register vom 8. Mai anzeigt, daselbst Proben von gediegenem Golde ausgestellt. Die Kupferausbeute wird jetzt zu 15 Sch. pr. Tonne verdungen, und dieser Lohn der Minenarbeiter wirft einen so schönen Nutzen ab, daß die Dörfer und Wohnungen bei den südaustralischen Minen den schönsten in West-England gleichen. — Dies ist das Land für Bergleute, und der Bergbau läßt viel Geld hierher fließen, indem die Ausfuhr an Metallen monatlich 10,000 Pfd. St. an Werth beträgt.

(Jena, 23. Sept.) Das rohe Wesen, welches früher den Studenten von Jena charakterisirte, ist in neuester Zeit fast durchgängig auf unserer Universität verschwunden und hat theils einer ernsten Gesetztheit, theils sogar einer gewissen Feinheit in der äußern Erscheinung Platz gemacht. Der Grund hiervon ist hauptsächlich darin zu suchen, daß auch hier jene neue Richtung im deutschen Studentenleben, welche es sich zur Aufgabe gemacht hat, der bisher gewöhnlichen Abgeschlossenheit gegen andere Stände entgegen zu wirken und den händelsüchtigen Sinn, der dem starren Festhalten am Duell und seinem Comment zu Grunde liegt, aus der Studentenwelt zu verbannen, immer mehr Boden gewinnt und Das, was sie im Geiste erfaßt hat, äußerlich zur That werden läßt. Selbst die Gegner dieser Richtung haben bewußt und unbewußt schon Vieles von ihr angenommen, wenn sie auch zuweilen noch das Bestreben zeigen, das Eigenthümliche im Studentenleben, wie sie es nennen, aufrecht zu erhalten. Nur ist es zu bedauern, daß einige sonst achtbare Professoren der neuen Gestaltung der Dinge offen und noch mehr im Stillen entgegen wirken. Mögen die Folgen dieser Gegenwirkung nur vorübergehend seyn, und mögen die Professoren durch eigne Anschauung sich von der Wahrheit und Redlichkeit der neuen Bestrebungen überzeugen.

Der vielbekannten Madame Lehmann, welche die Königsberger durch ihr öffentliches Auftreten in Männerkleidung, Cigarrenrauchen rc. ergötzte, ist von der Polizei unter Strafandrohung verboten worden, fernerhin in so abnormer Tracht zu erscheinen, weil dadurch Straßenauflauf u. dergl. entstehen könnte. Mad. Lehmann hat hierauf eine Beschwerdeschrift gegen den Polizeipräsidenten Lauterbach bei der Regierung eingereicht, worin sie sowohl die viermonatliche Haft, die sie wegen der ihr zur Last gelegten Theilnahme an den polnischen Umtrieben ausgestanden, als auch die gegenwärtig wegen des Tragens von Beinkleidern gegen sie ergriffene Maßregel einer persönlichen mit frühern Verhältnissen zusammenhängenden Animosität des Hrn. Lauterbach zuschreibt und die Regierung bittet, sie gegen die weitern Eingriffe dieses Herrn in ihre Menschenrechte zu schützen. Die Beschwerdeschrift erregt wegen ihrer naiven Fassung und wegen der betreffenden Personen mannichfaches Interesse und circulirt in vielen Abschriften.

Nie ist wohl eine gefährlichere Erfindung gemacht worden, als die Schießbaumwolle des Professors Schönbein in Basel, 8 Loth derselben entwickeln beim Entzünden eine Kraft, die der von 64 Loth Schießpulver gleich ist, wenn damit Kanonen geladen werden. Aber auch beim Entzünden an freier Luft ist ihre Wirkung eine gewaltige, und kann wegen ihrer anderen Eigenschaften sehr gefährlich werden, denn sie läßt sich spinnen und weben, färben, drucken und zu Kleider verarbeiten. Und was ist nun ein damit bekleidetes weibliches Wesen? Eine lebendige Pulverkammer, die aber das Pulver nicht in sich verbirgt, sondern um und auf sich hat, also tausend Mal leichter Feuer fängt, und wenn dies geschieht, fliegt das Frauenzimmer wie eine minirte Festung in die Luft. — Eine Gesellschaft ist zu einem Gastmahle versammelt und wartet mit Sehnsucht der Dinge, die da kommen sollen; aber die Schießbaumwolle bringt sie um allen Genuß. Die Sache geht so zu. Die Köchin ist von ihrem Liebhaber, dem sie untreu geworden, ein schöner, starkwattirter Unterrock zu wohlfeilem Preise in die Hände gespielt worden. Sie zieht ihn an und geht an die Arbeit. Aber wehe! die Watte ist von Schießbaumwolle und es geschieht Folgendes: Als sie sich dem Heerde nähert, um anzurichten, sprüht ein feuchtes Stück Holz Funken, und einer derselben fällt auf den Saum des unseligen Unterrocks. Man hört einen furchtbaren Knall, Köchin, Heerd, Speisen, Küche, alles ist verschwunden und die Gäste stehen erstaunt und hungrig da! —
Oranienburg. Runge.

Die Hirten und Jäger prophezeien einen sehr strengen Winter; das Haidekraut blühe bis auf die oberste Spitze und die Hamster hätten sich ihre Winterlager $2^1/_2$ — 3 Ellen tief unter der Erde angelegt, was man als untrügliche Zeichen annehmen könne.

(Aus der Baar, 12. Sept.) Vor einigen Tagen hat eine fürstlich hechingische Baucommission den Zollerberg erstiegen, um das Gemäuer und die Fundamente der dortigen Ruinen zu untersuchen, und zu entscheiden, in wiefern eine Restauration dieses geschichtlich so merkwürdigen Schlosses thunlich sey. Es ist dieses wie allen Freunden vaterländischen Alterthums, so insbesondere dem Einsender sehr erfreulich — diesem um so mehr, je we-

niger erwünscht ihm seyn konnte, wenn Jemand, was er tadelnd gegen das begrabene Jahrhundert im letzten Berichte über dieses Schloß aussprach, gegen seinen Willen und den Sinn und Wortlaut seiner Einsendung auf die Gegenwart beziehen wollte.

Eine vergleichende Statistik einiger deutscher Bäder am 15. September ergibt folgende Zahlen: **Baden** 29,579 Badegäste, im vorigen Jahre 27,770. **Wiesbaden** 12,750 Kurgäste, 17,703 Durchgereiste, zusammen 30,453 Personen, 3122 Personen mehr als voriges Jahr. **Ems** 6163 Personen, 627 Personen weniger als im vorigen Jahr.

(**Dankbarkeit eines Hundes.**) Der Hofhund eines Lohgerbers konnte einen Mann, der häufig in Geschäften zu seinem Herrn kam, durchaus nicht leiden. Besorgt, daß diese Feindschaft einmal üble Folgen für ihn haben könnte, bat der Mann den Lohgerber, er möge doch versuchen, seinem Hunde die Abneigung gegen ihn zu benehmen, was dieser auch versprach und auf folgende Weise ausführte. Eines Tages stieß er wie zufällig seinen Hund in einen Brunnen, in welchem er ihn so lange herumschwimmen ließ bis er dem Ertrinken nahe war; nun mußte sein Feind kommen und ihn herausziehen. Kaum sah sich der Hund gerettet, so wedelte er schon um seinen Lebensretter herum und belästigte ihn von nun an niemals mehr; im Gegentheil, er empfing ihn jetzt immer mit der größten Freundlichkeit und begleitete ihn oft eine, oder zwei Meilen weit auf seinem Heimwege.

(**Der Erfinder der Dampfschiffe.**) Mehrmals ist bereits davon die Rede gewesen, daß die bewegende Kraft des Dampfes schon in einem früheren Jahrhundert von einem begabten Geiste entdeckt, durch die Ungunst der Verhältnisse aber wieder vergessen oder vielmehr gar nie zur Geltung gekommen war, so daß es dem Amerikaner Fulton vorbehalten blieb, dieselbe vor wenigen Decennien neu zu entdecken und in Anwendung zu bringen. Don Blasco de Garay, Kapitän in der spanischen Flotte (so erzählt der geachtete Geschichtschreiber Navarette) legte dem Kaiser Karl V. eine Maschine zur Prüfung vor, durch welche Schiffe jeder Größe bei Windstille, und ohne Segel oder Ruder, in Bewegung gesetzt werden könnten. Auf Befehl des Kaisers wurde wenige Tage darauf (am 17. Juni) in Barcelona eine Probe damit angestellt und mit vollkommenem Erfolge gekrönt. Allein der Schatzmeister Ravigo sprach sich gegen die Erfindung aus, hauptsächlich der großen Kosten wegen, die ihre Anwendung nach sich ziehen würden, und auch wegen der Gefahr des Springens des Kessels. So wurde durch die Beschränktheit dieses Geldmenschen der Menschheit der Nutzen einer Erfindung, die seit den wenigen Decennien ihres nunmehrigen Bestandes schon so gewaltig in alle materiellen und geistigen Verhältnisse der civilisirten Welt eingegriffen hat, nahe an drei Jahrhunderte lang vorenthalten. Blasco de Garay's Erfindung bestand, wie aus Navarette's Beschreibung hervorgeht, in einem Kessel mit erhitztem Wasser zur Erzeugung des Dampfes und in zwei beweglichen Rädern an den Seiten des Schiffes. Ein Volkslied, das im Jahre 1543 zu Ehren Garay's und seiner Erfindung in Barcelona aufkam, soll noch vorhanden seyn.

Der würtembergische Verein für Verbreitung von Volksschriften leistet Gutes; in dreijähriger Wirksamkeit hat er 57,478 Exemplare von belehrenden Schriften unter das Volk vertheilt. Aus dem Absatz ergibt sich, daß Bücher, welche die Fragen der Zeit faßlich behandeln, die begehrtesten sind.

Korrespondenz.

Mainz, 21. Sept.

Geht unser Gymnasium voran in Sitte und Unterricht? geht es zurück? bleibt es stehen? Diese Fragen werden jetzt häufiger verhandelt, neben den Gemeinderathswahlen und der Stadtschulenfrage. Jene Fragen scheinen aber auf **eine** sich beschränken zu lassen. Geht unsere höchste hiesige Lehr- (und Erziehungs-) Anstalt nicht voran, so geht sie schon an und für sich selbst zurück. Denn Stillstand gibt es im geistigen und sittlichen Bereich eigentlich keinen, da die **Zeit** keinen Stillstand kennt und nur diejenige Corporation, so wie dasjenige Individuum, besonders wenn es an der Spitze eines Geschäftes oder einer Institution steht, Recht und den wahren Standpunkt haben, welche die Zeichen der Zeit kennen, ihren Forderungen Buch und Rechnung tragen und denselben in leisen, vernünftigen und ununterbrochenen Maßnahmen entsprechen. Kränkelt aber das Gymnasium, wo bleiben denn die Menschenfreunde in einer so großen und wichtigen Stadt, wo die Aerzte, die da des Patienten sich mit Ernst, Liebe und Einsicht annähmen? Hierin scheint der Hauptknoten zu liegen: das Wesen des Unwohlseyns, die Art der Heilung müßten bald gefunden werden. Der Mainzer Bürger, der Vater oder überhaupt der Betheiligte, der städtische Vorstand und Rath müßten nur mehr das heutzutage oft ausgesprochene Wort: „ich bin ein Mensch und halte nichts, was die Menschheit betrifft, für eine Sache, die **mich** nichts angeht", einmal bestimmter so fassen und zu Herzen nehmen: „ich bin ein Mainzer und halte nichts, was das Wohl und Wehe von Mainz berührt, für ein mir fernes Anliegen." Ich wünsche nur, in den folgenden bescheidenen Angaben einige Winke über das Gymnasium zu geben, wie ich sie, als Vater, aus den Reden meiner Kinder und ihrer Kameraden entnommen habe und wie jeder Vater, ich glaube, in ziemlicher Aehnlichkeit und Uebereinstimmung hat entnehmen können. — Der **Zeichenunterricht**, welcher in diesem Sommer ganz cessirt und durch dessen Ausfall auch in der geregelten Aufeinanderfolge der Lehrstunden eine für Zucht und Haltung der Schüler wahrscheinlich nachtheilige Wirkung entstanden, ganz abgesehen von dem ästhetisch-technischen Gewinn; der Zeichenunterricht, sag' ich, ließ, um mich gelind auszudrücken, bisher gar Manches zu wünschen übrig in seiner Beschränkung und noch anders. Das „Bisher" umfaßt aber eine Reihe von Jahren. Die pädagogische Seite dieses Unterrichts zu würdigen, überlasse ich den Lehrern, den Kundigeren, den Näherstehenden, und deute nur auf Mainz als einen Sitz des Gewerbfleißes, der Technik und Mechanik und auf die gebieterischen Anforderungen unserer Zeit. Eben so verhält es sich mit dem französischen Unterricht. Mit aller Mühe, Sorgfalt und Emsigkeit kann **Ein** Lehrer für acht gesonderte Klassen, jede zu 20 — 70 Schülern, nicht genügen zur durchgreifenden Uebung im guten Lesen, in der festen Regel des mündlichen und schriftlichen Ausdrucks. Von einiger französischen Literatur kann, meines Erachtens, bei solcher Zahl der Köpfe und der Klassen, keine Rede seyn. Einen, wie allgemein verlautet, sehr brauch- und schätzbaren Gehülfen wußte man nicht zu firiren; er sey an die Realschule übergegangen, worüber wir uns zwar im Interesse dieser und des jungen Mannes freuen, aber dem Gymnasium nützt das nichts. Und Mainz, ein Knotenpunkt des Handels, des **Völkerverkehrs**, des Zuflusses der Fremden, entbehrt am Gymnasium den **englischen** Unterricht vollends! — Der **katholische Religionslehrer** hatte bis zu diesem Sommer, in **sechs** Wochenstunden die 8 Klassen, zu Gruppen von 40 und 50 bis 120 Köpfen, vor sich, seit **vielen** Jahren unter den Augen der bischöfl. Behörde und mit katholischen Geistlichen an der Spitze des Gymnasiums und als Oberstudienräthen. Welche wohlverdiente Vorwürfe hätte da ein Laie, in gleicher Stellung, sich zugezogen.

(Schluß folgt.)

Theater-Anzeige.

Montag, 28. Sept. **Norma**, große Oper in 3 Abtheilungen, Musik von Bellini. (Gastrolle) Norma: Fräul. **Jenny Lind**, königl. schwedische Hofopernsängerin. Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreisen.

Dienstag, 29. Sept. **Moritz von Sachsen**, Schauspiel in 5 Abth., von R. E. Prutz.

Mittwoch, 30. Sept. **Marie**, oder: die Regimentstochter, komische Oper in 2 Abth., Musik von Donizetti. (Gastrolle) Marie: Fräul. **Jenny Lind**, königl. schwedische Hofopernsängerin. Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreisen.

[Redakteur: J. P. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.]

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 270. | Mittwoch, den 30. September | 1846.

Der Bauherr.

Historische Novelle von Anton Langer.

(Fortsetzung.)

„Ei, Schwesterlein," rief Dorothea, „freust Du Dich denn nicht mit mir?"

„Ei freilich, liebe Schwester," antwortete Margarethe, wehmüthig lächelnd, „ich freue mich von ganzer Seele über Dein Glück, denn Du verdienst es gewiß."

„Ach nein, ich verdiene es nicht," meinte die schöne Braut, „was hätte ich wohl gethan, um es zu verdienen; Du bist zu gut gegen mich, Margarethe."

„Nun ja," sagte der Rathsherr, „unsere werthe Frau Muhme, die Aebtissin von den Karmeliterinnen, hat sogar schon den Stuhl im Chore für sie bestimmt, auf welchem sie sitzen sollte; wie bin ich nun in Verlegenheit, wenn die ehrwürdige Frau erfährt, daß aus der Einkleidung Dorothea's nichts wird."

„Ei, meine Zurückkunft ändert die Sache," meinte Vogelsang.

„Ei freilich," versetzte der Rathsherr, „aber dennoch —"

„Vater," fiel ihm Margarethe in's Wort, „ich weiß ein Mittel, wodurch dieser Umstand zu allseitiger Zufriedenheit wird ausgeglichen werden."

„Wirklich?" fragte der Rathsherr, „nun, das sollte mir wahrhaftig lieb seyn. So laß uns Dein Mittel hören, mein Kind."

„Ich gehe," sagte Margarethe mit fester Stimme, „statt Dorothea in's Kloster."

„Wie, was fällt Euch ein," fragte Vogelsang bestürzt.

„Margarethe, mein Kind," klagte der alte Mann, „habe ich Dich kaum doch gefunden, und soll Dich schon wieder verlieren, warum willst Du nicht bei Deinem alten Vater bleiben?""

„Nein, Schwesterlein, Du sollst nicht für mich gehen," rief Dorothea, und fiel ihr weinend um den Hals, aber Margarethe machte sich sanft von ihr los und sagte mit bewegtem, ernstem Tone: „Seht, Vater, ich will Euch ja nicht verlassen, und wenn ich in's Kloster gehe, mag ich Euch und die Schwester sehen, wie zuvor. Meine Jugend war eine verfehlte; aufgewachsen in Aschers Hause, verlebte ich meine späteren Tage, die Tage meiner blühendsten Jugend im Harem eines ungläubigen Pascha's. Ich habe also viel gut zu machen, und nun, da ich weiß, daß ich eine Christin bin, brenne ich vor Verlangen, zurückzukehren in den Schoß des Glaubens meiner Väter, und den Rest meines Lebens hinzubringen in heiliger Andacht. Könnt Ihr mir darum wohl zürnen?"

„Nein, mein Kind," rief der Greis, und drückte sie gerührt an's Herz, „ich will Dich nicht aufhalten, es wäre Sünde, einem so frommen Wunsche nicht zu willfahren."

„Ihr aber," sagte Margarethe zu Vogelsang, und reichte ihm wehmüthig die Hand, „seyd bedankt dafür, daß Ihr mich so treu geleitet und mich zurückgeführt in den Schoß der Meinigen; ich will Euch's nie vergessen und Euer stets gedenken in meinem Gebete."

Der Blick, den sie bei diesen Worten dem jungen Manne zuwarf, sagte so viel, daß ihm mit einem Male Vieles klar wurde; er blickte mit schweigender Verehrung auf dieses edle Wesen, das einer solchen Resignation fähig war, und sprach zu Preinhuber: „Kommt Vater, denn noch habe ich Euch manches Wichtige mitzutheilen, was nicht taugt für die Ohren der Weiber."

Er begab sich mit dem Rathsherrn hinaus in ein anderes Gemach, und dort eröffnete er ihm, was er in seiner Erzählung verschwiegen, nämlich den Anschlag der Mordbrennerbande gegen Wien, und daß das frevelhafte Unternehmen auf die Mitte Februars festgesetzt sey.

„Heiliger Gott!" rief der Rathsherr, „da ist ja keine Zeit zu verlieren."

„Ich glaube," sprach Vogelsang, „daß sobald kein entscheidender Streich geschehen wird, da ich das Haupt der Bande, den Mordbrenner Scomparini, zu Ofen in die Donau geschleudert; bis nun ein neuer Rädelsführer kommt, der gleichen Muth und gleiche Entschlossenheit hat, dürfte wohl einige Zeit vergehen, und wir können unsere Anstalten treffen."

„Wer weiß, wer weiß," meinte der Rathsherr, „wer zum Hängen geboren, ersäuft nicht, wir müssen schnell seyn, ehe es zu spät wird. Gott schütze unsere gute Stadt."

„Ich schlage vor, sogleich zum Magistrate zu gehen, die ganze Sache anzuzeigen und die Rumorwache und die Stadtquardia aufzubieten; mit dieser ziehen wir hinüber in den Werd, umzingeln das Haus des Juden, ergreifen, wen wir dort finden, und sollte es uns auch nicht gelingen, der Spitzbuben habhaft zu werden, so fallen uns doch gewiß ihre sämmtliche Papiere in die Hände, und wir können ihr Unternehmen vereiteln."

„Dein Rath ist gut, mein Sohn, nur Hut und Degen nehme ich, dann schnell zum Bürgermeister und Magistrate."

Der Rathsherr flog davon, als wäre er erst zwanzig Jahre alt; denn die drohende Gefahr gab ihm Jugendkräfte; es war ein herrliches Volk, jene Bürger von Wien, die Gut und Blut hergaben für ihre Vaterstadt; daß das wilde Heer der Türken zu wiederholten Malen an ihrer eisernen Männerkraft sich brach.

Ein alter Mann kam in die Stube geeilt, es war Konrad, Vogelsangs treuer Diener; laut weinend fiel er seinem Herrn zu Füßen und küßte seine Hände, während er leise murmelte: „Herr, nun lasse Deinen Diener in Frieden fahren, weil meine Augen ihn gesehen haben."

„Ei mein treuer Konrad," sagte der Meister innig bewegt, „lebst Du auch noch?"

„Ei freilich," versetzte der alte Knecht, „ich konnte ja nicht sterben, bevor ich Euch nochmal gesehen hatte."

Der Rathsherr kam gerüstet zurück; auch Vogelsang umgür-

tete sich, und Konrad bediente geschäftig, wie ehemals, seinen Herrn. „Was habt Ihr denn vor," fragte er neugierig.

„Wir werden einen Strauß bekommen," sagte Vogelsang, „mit den Spießgesellen Scomparini's."

„Da muß ich mit," jubelte der Knecht.

„Aber werden Deine alten Knochen noch halten?" fragte der Rathsherr.

„Sie werden, Ew. Gestrenger," versetzte Konrad, „und ich will einmal um keinen Preis mehr meinen Herrn verlassen."

„Nun, so kommt in Gottes Namen," sagte Preinhuber, und sie brachen auf.

33. Der Anschlag. Des Juden Tod.

Die größte Stube in Ascher Ben Israels Hause war am Abende desselben Tages angefüllt mit zahlreichen unheimlichen Gästen; einige trugen die eleganteste Stutzertracht, während andere um ihre markigen Glieder eine rauhe Widschur oder einen zottigen Wolfsmantel gehängt hatten, aber alle Gesichter trugen den Stempel einer wilden Rohheit, eines tollkühnen Muthes, der nicht vor den Feuerschlünden der Feinde, aber auch — vor dem Galgen sich nicht scheut. Unter ihren Mänteln blitzten Waffen hervor, beinahe die meisten rauchten, und in verschiedenen Gruppen hatten sie sich theils in die Brüstung der Fenster, theils um das lustig lodernde Kaminfeuer gesetzt und gelehnt, und unterhielten sich im leise flüsternden Tone.

Nach einiger Zeit wurde die Thüre geöffnet und die sämmtlichen Herrn erhoben sich, denn mit dem Juden Ascher Ben Israel traten Scomparini und der Marquis Jean d'Auvers ein. Man darf sich nicht wundern, daß der Italiener hier abermals zum Vorscheine kommt, denn Scomparini, der bei seinem halsgefährlichen Handwerke kein Mittel, keine Kunst unbeachtet lassen durfte, die im Falle der Noth zu seiner Vertheidigung oder Rettung beitragen konnte, war auch in der edlen Kunst des Schwimmens so wohl erfahren, daß er von der Riesenfaust Vogelsangs in den Fluß geschleudert, zwar auf einen Augenblick die Besinnung verlor, aber durch das eiskalte Gewässer schnell wieder geweckt, Geistesgegenwart genug besaß, mit ein paar kräftigen Stößen das Ufer zu erreichen und die Felsen hinanzuklimmen, so daß er keine weiteren Folgen jenes nächtlichen Bades verspürte, als ein tüchtiges Fieber, welches ihn auch durch längere Zeit zu Ofen zurückhielt und dem flüchtigen Paaar zu folgen verhinderte.

Es schien, daß vor dem Marquis und dem Italiener eine gewisse Ehrfurcht unter jener rohen Bande herrsche, denn das Flüstern, das man früher in allen Mundarten, vom Zigeunerjargon bis zur eleganten Constructionsweise des Franzosen, vernommen hatte, erstarb plötzlich, und die Hüte, die früher die wilden, sonn- und wettergebräunten Gesichter verdeckt hatten, flogen ehrfurchtsvoll herab. Der Marquis nahm seinen Platz in einem weiten Lehnstuhle, und obwohl ihn seine unverwüstliche Laune nicht ganz verlassen hatte, so hätte man doch in seinem Antlitze einen Zug ernster Besorgniß erblicken können, wenn nicht das Kaminfeuer die einzige Beleuchtung in dem dunkeln, von Tabakqualm angefüllten Gemache gewesen wäre. Der Jude und Scomparini standen zur Seite des sehr ehrenwerthen Herrn Marquis, der die Versammlung also anredete: „Der Tag, den wir Alle längst herbeigewünscht und berechnet haben, ist endlich gekommen. Ihr habt, meine wackern Bursche, am Rhein und der Pfalz gezeigt, daß es kein Mensch besser, als Ihr versteht, wie man eine Stadt niederbrennt. Diesmal geht es über eine große, reiche Stadt, und obwohl das Plündern hier keineswegs unser Hauptzweck seyn kann, so will ich es Euch doch keineswegs wehren, wenn Ihr im Taumel hie und da eine Kleinigkeit einsteckt. Schon seit zwei Tagen sind die Rollen ausgetheilt, und es bleibt nichts anders übrig, als daß ich Euch meinen Plan nochmal im Kurzen mittheile. Bis ein Uhr Nachts streifen die Wachen, dann aber wird es sicher; um zwei Uhr muß die kaiserliche Burg in Flammen stehen; lärmt nun die Feuerglocke und die Sturmkanone, so werden die erschrockenen Bürger über Hals und Kopf herbeieilen, denn das Kaiserhaus in Gefahr zu wissen, geht ihnen über Alles, und sie werden sich selbst darüber vergessen. Dies wollen wir, denn die Löschanstalten sind hier so gut, daß man unser Unternehmen noch vereiteln könnte; wie aber die Leute aus den Häusern, so werfen wir ihnen Pechkränze in dieselben, und an zwanzig Orten geht die Stadt zugleich auf."

Der Marquis hielt inne, schweigend hatte ihm die Versammlung zugehört, nur ein Schimmer raubgieriger Freude zuckte über das Antlitz dieser wilden Männer; einer von ihnen, ein baumstarker Zigeuner, trat vor und fragte: „Darf man fragen, Herr, in wessen Namen Ihr handelt? Ihr wißt, ich fürchte den Galgen nicht, aber ich meine, wir spielen hier denn doch ein keckes Spiel."

(Fortsetzung folgt.)

Die Londoner Neuigkeitsjäger.

In London gibt es Neuigkeitsfabrikanten, die für ihre Berichte in den Zeitungen zeilenweise bezahlt werden. In der Regel bekommen sie für eine Zeile $1^1/_2$ Pfennig ($4^1/_2$ kr.) und werden deßhalb „Penny-a-liners" (d. h. einen Pfennig für die Zeile) genannt. Diese Leute sind auf die Begebenheiten des Tages angewiesen, und wenn auch in der Weltstadt London an Tagesneuigkeiten kein Mangel seyn kann, so tritt doch oft der Fall ein, daß die Ereignisse des Tages für die Bedürfnisse eines „Penny-a-liners" nicht ausreichen, und dann nimmt dieser seine Zuflucht zur Phantasie und erfindet auf eigene Faust die schrecklichsten Begebenheiten. Die Leute wollen, wie die anderen Sterblichen, essen und trinken, wollen sich bekleiden und wohnen, und das Alles sollen die Tagesneuigkeiten einbringen. Sie leben wirklich nach dem Spruche: „Sorget nicht für den nächsten Morgen, denn es ist genug, daß jeder Tag seine eigene Plage habe"; — und wiederum kann man von ihnen sagen: sie gleichen den Lilien auf dem Felde; sie säen nicht, sie ärnten nicht, sie sammeln nicht in die Scheuern, und ihr himmlischer Vater ernährt sie doch. Sie sind Eintagsfliegen, die heute nicht mehr wissen, was ihnen gestern begegnete, und ohne die geringste Sorge dem kommenden Tage entgegensehen. Diese Neuigkeitskrämer bedienen sich stehender Phrasen, und eben deßhalb kann man es den Berichten über Tagesereignisse alsbald ansehen, ob sie aus der Feder eines „Penny-a-liners" geflossen. Wird z. B. über eine Feuersbrunst berichtet, gewiß ist von „Feuer" nicht die Rede, sondern es wird immer von dem „verschlingenden (verzehrenden) Element" (devoring element) gesprochen. So wird ein „Penny-a-liner", wenn vom Blitz die Rede ist, nie schlechtweg „Blitz" (ligtning) sagen, sondern er spricht von der „elektrischen Flüssigkeit" (electric fluid) und malt mit zierlichen Phrasen aus, wenn der Blitz in einen Baum gefahren ist. Eine Hauptredensart der „Penny-a-liners" ist: „Dies ist leichter zu denken, als zu beschreiben." Wenn z. B. ein Taschendieb Jemand bestohlen hat, so erzählt es der Neuigkeitskrämer in folgender Weise: „Als Hr. Alfred Spoony mit der Hand in die Tasche fuhr und, ihren Inhalt untersuchend, keinen Pfennig mehr fand, so bemächtigte sich seiner ein Gefühl, das leichter gedacht als beschrieben werden kann." — Eine andere Redensart ist die: „Ein Ungeheuer in menschlicher Gestalt." — Dies Ungeheuer ist in der Regel ein Bube, der eine Scheibe eingeworfen oder Einem einen Stoß gegeben hat und davon gelaufen ist. Jedes geringfügige Ereigniß fließt aus der Feder eines Penny-a-liners als etwas Ungeheueres, Unerhörtes. Als z. B. vor einigen Jahren der Bube Jones im Palast der Königin gefunden wurde, beschrieben ihn die Neuigkeitserstatter als „ein

Ungeheuer in menschlicher Gestalt." Jedes Polizeibureau ist ein großer Markt für „Ungeheuer". Und man kann sicher seyn, daß, sollte die Themse einmal in Brand gerathen, dies jedenfalls als das Werk einiger „Ungeheuer in menschlicher Gestalt" beschrieben würde. Zwischen einem „Schurken" und einem „Ungeheuer" ist der Unterschied sehr gering. Wer z. B. einen Polizeimann schlägt, ist ein „Ungeheuer", wer aber eine Frau schlägt, ist ein „Schurke" (miscreant). Ein Mann ist ein „Ungeheuer", wenn er sein Weib verläßt; hinterläßt er aber dem Kirchspiele drei Kinder zur Versorgung, oder nimmt er den Schlüssel zum Zuckerkasten mit sich, so ist es nur ein „Schurke." — Das Wort „Lebensfunke" (vital spark) bringen diese Eintagsfliegen in der Regel zu wiederholten Malen bei Mord- und Unglücksfällen an, so daß es ein eben solcher Lieblingsausdruck von ihnen zu seyn scheint, wie „in die Ewigkeit gehen" (launch into eternity), welche letztere Phrase bei allen Executionen angewendet wird, so daß, wenn von irgend Einem gesagt wird: „er ging in die Ewigkeit", dies nichts Anderes heißt, als er ist „gehängt worden". So wissen die Neuigkeitsjäger auch dem Schrecklichen einen soliden Anstrich zu geben. (Solche Neuigkeitskrämer finden sich auch in fast allen größeren und selbst in den meisten mittleren Städten von Deutschland.)

Rose Chéri.

In Paris macht in diesem Augenblicke eine junge, schöne Schauspielerin außerordentliches Aufsehen und hat in kurzem einen Ruf erlangt, der sie fast der Rachel gleichstellt. — Sie heißt eigentlich Rose Ciseaux (Scheere) und spielte seit einigen Jahren auf Provinzialbühnen, wo sie ein Schriftsteller sah, der den Direktor des Gymnase in Paris auf sie aufmerksam machte, welcher sie für kleine Rollen wirklich engagirte. Eines Abends wurde die erste Liebhaberin dieses Theaters plötzlich unwohl; das Publikum war bereits versammelt und der Direktor wußte nicht, was er anfangen sollte. Da erklärte die unbeachtete niedliche Rose, sie sey bereit, die Rolle der ersten Liebhaberin zu spielen. Obgleich man über den kecken Antrag lachte, wurde doch sofort Rath gehalten und beschlossen, den Versuch zu wagen. Der Regisseur zeigte dem bereits ungeduldig werdenden Publikum an, Mademoiselle Nathalie sey plötzlich erkrankt, eine junge Künstlerin habe sich aber erboten, die Rolle derselben zu übernehmen. Mademoiselle Nathalie war allgemein beliebt und die Anzeige des Regisseurs wurde mit lautem Pfeifen aufgenommen. Die junge Künstlerin achtete auf diese Aeußerungen des Unwillens nicht, trat heraus und sprach trotz des immer heftiger tobenden Sturmes. Allmählig indeß hörte man das junge Mädchen an, man begann sie zu bewundern, man wurde begeistert und klatschte nun so stark, wie man vorher gepfiffen hatte. Endlich rief man sie heraus, aber da geschah etwas, was vielleicht noch nicht dagewesen ist; das Publikum kannte den Namen der jungen Künstlerin nicht, die plötzlich sein Günstling geworden war und verlangte laut, ihn zu erfahren. Hinter den Coulissen war man in der größten Verlegenheit; sollte man den prosaischen Namen Rose Ciseaux nennen oder geschwind einen besser klingenden erfinden? Der Vater Rose's umarmte unterdeß sein Kind und nannte sie son enfant chéri (sein liebes Kind). „Chéri!" rief der Regisseur aus; „das klingt vortrefflich" und Rose wurde dem Publikum unter dem Namen „Rose Chéri" vorgestellt. — Den höchsten Gipfel des Ruhmes hat sie durch ihre Darstellung der „Clarisse Harlowe" in dem gleichnamigen Stücke erstiegen und als solche das ganze Pariser Publikum wahrhaft begeistert. Das „Theater français" trug ihr sofort ein Engagement mit sehr hohem Gehalte an, aber Rose gehört auch zu den dankbaren Künstlerinnen, die bekanntlich noch viel seltener sind als die talentvollen. Sie antwortete, sie verdanke dem Gymnase den Beifall des Publikums und werde ihm trotz des geringen Gehaltes treu bleiben. Daß sie wirklich eine Künstlerin ist, geht auch daraus hervor, daß sie ihre Kunst selbst über die Liebe stellt.

Mannichfaltigkeiten.

Das Comité des Theatre français hat, als Dem. Rachel ihm ihren Entschluß anzeigte, sich auf längere Zeit von der Bühne zurück zu ziehen, beschlossen, den Gehalt derselben so lange einzustellen und während ihrer Abwesenheit eine andere Künstlerin für ihr Fach zu engagiren. Der Minister Graf Duchatel hat diesen Beschluß bestätigt und Dem. Rachel hat nun plötzlich erklärt, schon am 15. November wieder auftreten zu können. Diese Bestätigung beweist, daß das Ministerium des Innern nicht gesonnen ist, gewissenloses und ungerechtes Verfahren großer Künstler gegen die Direktionen zu unterstützen. Freilich ist es auch die königliche Kasse, die dadurch leidet; doch sind auch Privat-Directionen in Frankreich mehr oder weniger durch die Gesetze gegen Prätentionen der Schauspieler geschützt, welches in Deutschland, außer Oesterreich, wo in solchen Fällen polizeilich eingeschritten wird, nicht der Fall ist.

(Die Deutsche, die Italienerin, die Französin und die Engländerin als Hausfrau.) „Um den Mann am heimischen Herde festzuhalten", bemerkt Faucher, „bringt die Deutsche ihre Kenntnisse und die Schmiegsamkeit ihres Charakters mit; die Italienerin eine Phantasie, die sich auf das Schöne und den äußerlichen Glanz wendet; die Französin Wirthschaftlichkeit und Lebhaftigkeit des Geistes. Aber die Engländerin weiß bei all' ihrer Schönheit und ihren soliden Eigenschaften weder zu verwalten noch zu gefallen. Unwissend und linkisch tritt sie die Hauswirthschaft an, kann oft weder einen Knopf annähen, noch Brod backen und sieht Entbehrungen, wo eine Andere noch Ueberfluß zu haben glaubt. Wie soll es auch anders seyn? Man weiht die Frauen nicht in das häusliche Leben ein; sie wachsen selten unter den Augen ihrer Mütter auf; man erzieht sie nicht für die Familie, sondern für die Fabrik, nicht um Gefährtinnen, sondern um Nebenbuhlerinnen der Männer zu seyn, um ihnen die Arbeit streitig zu machen. Das junge Mädchen bringt zehn Jahre ihres Lebens damit zu, die Baumwollenfäden zusammenzuknüpfen und die Maschinen zu beaufsichtigen, die der Dampf in Bewegung setzt. Kommt die Zeit zu heirathen, so ist sie für die Industrie gebildet, in der sie Erfahrung hat und die ihr einen Lohn verbürgt; aber sie hat nichts von dem gelernt, was sie wissen muß, um ihre Kinder zu erziehen und ihren Haushalt zu führen. Auch wählt sie der Mann mit Rücksicht auf ihren Verdienst, mehr um ihre Einkünfte als ihre Schicksale zu theilen. Wenn dann Kinder kommen oder Krankheiten sich einstellen, beginnt der Lohn der Frau zu schwinden und die Wirthschaft geht rückwärts. Bald gibt es keinen heimathlichen Heerd und keine Familie mehr; die Frau hat die ganze Last zu tragen und entwickelt jetzt jene Kraft im Dulden, die das englische Volk im Unglück auszeichnet. Der Mann sitzt in der Schenke und betäubt sich im Rausche."

(Kornpreise.) Wie ungemein niedrig die Kornpreise um die Mitte des vorigen Jahrhunderts im Vergleich zu den jetzigen standen, mag man aus nachfolgender Angabe ersehen, welcher aus einer uns vorliegenden alten Handschrift gezogen ist: „Anno 1761 hat das Malter Korn nach Wormser Maasung gegoldten 4 fl. Anno 1762 hat das Korn per Malter gegoldten 3 fl. 40 kr. Pro Anno 1763 ist per Malter verkauft worden um 2 fl. 50. kr."

Vor einigen Tagen schlugen sich in **Königsberg** auf einem Bau der dasigen Stadt zwei Waschfrauen, und obgleich sie nichts hatten als die nasse Wäsche, so schlug doch die eine die andere damit todt.

Korrespondenz.

Mainz, 21. Sept.

(Schluß.)

Vor mehreren Jahren wurde der Gymnasialjugend und, ich darf wohl sagen, ihren Vätern und Freunden, die Aussicht auf **Turnübungen** gegeben. Aber seit damals ist auch das Wort verklungen. Diese Uebungen müßten, meines Erachtens, den Gymnasiasten gesondert von anderen Vereinen werden, aus mehrfachen Gründen. Das Mannheimer Lyceum fällt mir hier als etwaiges Vorbild ein. Der Vater kann hierbei nur alle mögliche Vor- und Aufsicht wünschen. Das Gymnasial**gebäude** scheint uns auch mehrerer Reparaturen und Veränderungen bedürftig, z. B. hinsichtlich gewisser Oertlichkeiten — inexpressibles für Korrespondenzartikel eines Blattes, das vor so viele Augen kommt; hinsichtlich mehrerer übelgelegenen Säle, und namentlich des Zeichensaals, in welchem die Affluenz und der Lärm der nahen Fruchthalle, des Marktes u. s. w. an den Markttagen gewiß die Aufmerksamkeit und Stille beeinträchtigen; hinsichtlich der Küfer- und Kellereiscenen, des Gerolls der Fässer und der Fuhren in und nahe dem Gymnasialhofe. Ein wenig civilisirtes Volk des Alterthums hat die Lehr- und Erziehungshäuser seiner Jugend in stille Regionen der Gemeinde verlegt, damit das Gewühl und die Scenen des Marktes den Sinn des zarten Alters nicht befangen und schädigen möchten. Mancher Vorübergehende schüttelte hier bedenklich den Kopf bei dem Anblicke des fremdartigen Getümmels um das und in dem Heiligthum unserer Studienanstalt. Was müssen erst die Lehrer fühlen und leiden? Ueberhaupt aber will und muß ich glauben, daß die Lehrer alle diese und noch viele andere Dinge bei den Oberbehörden beklagt haben; wenn nicht, so haben sie, nach meinem Ermessen, Schuld an den Mängeln; wenn aber wirklich, so sind sie als Mitleidende, als zunächst Betroffene, zu beklagen. Und wer verantwortet in diesem letzteren Falle, gegenüber der Anstalt, dem Staate, dem Fürsten, die Abspannung, die Entmuthigung, das Versickern und Versauern der edelsten Geistes- und Willenskräfte? wer möchte das Gewicht der nicht gestillten gerechten, bescheidenen Anzeigen und Wünsche nicht mit in die Wagschale legen, wenn er manchmal über diesen und jenen Lehrer Unerfreuliches vernimmt? Ja, wir Väter hätten auch in diesem Betreff Verschiedenes zu bemerken und zu wünschen. Dagegen aber auch Ehre und Anerkennung den Tüchtigen und Standhaften, welche in würdigem Tact und Ton, in stets regem Eifer und in ungeschwächter Liebe zur Sache und zur Jugend unter so vielerlei ungünstigen Verhältnissen fortwandeln. Die Jugend und die Väter kennen, achten und lieben sie; sie sind die Anker unserer Hoffnungen. Ich habe bei weitem den Stoff, der mir zu Gebote stünde, nicht erschöpft, aber ich eile zum Ende. Wer mich verstehen und wer helfen will, kann es nun, und meine Stimme ist nur eine von vielen. Darum vereiniget euch, ihr Väter, auch ihr Männer des städtischen Vorstandes und Raths, zur Prüfung und Sichtung meiner Worte: ich schrieb sie nur aus mir, aus dem Fond, welchen ich den Gesprächen meiner Kinder und ihrer Gesellschafter, auch wohl anderer Väter entnommen habe; ich schrieb sie als bloße bescheidene Angaben und bloße Thatsachen, sine ira et studio, ohne anzuklagen, oder gar zu verunglimpfen. Der Oberschulrath hat auf das Schreiben der großh. Bezirks-Schulcommission des Stadtkreises Mainz vom 23. Oct. v. J. am 15. April l. J. geantwortet. Wie ich höre, sind die Antworten des großh. Oberstudienrathes auch nicht rascher. Sind nun meine Angaben wahr, und ist eine Abhülfe **nothwendig** und **dringend**, so würde ich unmaßgeblich eine Immediat-Eingabe an unseres gnädigsten und wahrhaften **Landesvaters** königl. Hoheit anrathen.

Langen, im Sept.

Unsere Gegend und namentlich unser Marktflecken Langen hat, seit der Eröffnung der Main-Neckar-Eisenbahn, eine ganz andere Gestaltung gewonnen. Statt der seitherigen zahlreichen Post-, Familien- und Transportwägen auf der Heerstraße sieht man jetzt Morgens, Mittags und Abends stolze Dampfwägen mit Blitzesschnelle unsere Fluren durcheilen und Menschen aus allen Gegenden im buntesten Gemisch an uns **vorüberführen**. Und wer wollte sich nicht herzlich freuen über diese preiswürdige Fahrgelegenheiten, die uns leichter, schneller und wohlfeiler als die seitherigen an unsern Bestimmungsort bringen und uns namentlich ein wesentliches Ersparniß an dem kostbarsten aller Güter, an der **Zeit**, erwirken? Gewiß, jeder Freund des materiellen Fortschrittes und der allgemeinen Wohlfahrt begrüßt mit Freuden diese neue Erscheinung. — Aber mit eben so gerechtem Unmuthe muß es auch jeden Bewohner unserer Gegend, und namentlich unseres Ortes, erfüllen, wenn er alle diese stolzen Wagenzüge nur an seiner heimathlichen Gegend **vorüber** fliegen sieht; wenn er in einer halbstündigen Entfernung von Langen ein kolossales Stationshaus erblickt, das auch weiter keinen Zweck und Nutzen trägt, als ein paar ein- oder aussteigende Passagiere durch seine prunkvollen, geräumigen Hallen passiren zu lassen. Einsender dieses erlaubt sich, die Frage aufzuwerfen, ob es wirklich in der Absicht einer erleuchteten Regierung, im Interesse des Staates hat liegen können, einen so bedeutenden Ort wie Langen durch die unzweckmäßige Lage der Bahnlinie und respec. des Stationshauses für immer **todt** zu legen. Jedermann, der nur einigermaßen mit den hiesigen Localverhältnissen bekannt ist, weiß, wie viel dieser bevölkerte Ort, als Zwischenstation zwischen Frankfurt und Darmstadt, durch das Eingehen der Post-, Familien- und Transportwägen verliert und bereits verloren hat; weiß, wie sich ein großer Theil seiner Einwohner, als: Handwerker, Bäcker, Metzger, Wirthe rc. meist nur von diesen Durchfahrten ernährten. Ueberdies hat Langen und seine nächste Umgebung zu dem Staatsstraßenbau, der es nach den vier Himmelsgegenden durchzieht, und neuerdings zu dem der Eisenbahn ein so bedeutendes Quantum von Gelände abgetreten, daß der zeitige Flächengehalt seiner Felder durchaus nicht hinreichende Vegetabilien für seine 3,300 Einwohner zu erzeugen vermag. — War man also bei Anlegung der fraglichen Bahn diesem Orte nicht mehr Rücksicht schuldig? Mußte es nicht in dem Interesse des Staates selbst liegen, einem bedeutenden Flecken wie Langen, der durch eine neue Einrichtung des Transportwesens an seinen seitherigen Subsistenzquellen stark benachtheiligt wird, durch eben diese Einrichtung, wenn möglich, auch wieder neue Erwerbsquellen zuzuführen? Und daß es möglich war und keine Schwierigkeiten darbot, die Bahnlinie ganz nahe an Langen vorbeizuführen, dafür spricht das Terrain, dasselbe dort, wie hier. Langen wäre durch eine günstigere Lage der Bahn zur Vorstadt von Darmstadt und Frankfurt geworden, ein Umstand, der namentlich zur Meßzeit manchen fremden, wie hiesigen Geschäftsleuten von gleichem Nutzen gewesen seyn würde; für Langen war eine nähere Lage der Bahnlinie eine Lebensfrage. Aber wenn von so bedeutender Wichtigkeit für seine künftige Existenz, warum hat sich die Ortsbehörde nicht zur rechten Zeit an den Tag gelegt und durch eine sachgemäße Vorstellung der Sache eine andere Wendung gegeben? Sie hat es gethan, aber nur in einer einmaligen Eingabe, welche, wie man hört, nicht einmal einer Verfügung gewürdigt wurde. Summa, wer die Schuld daran trägt, der hat eine schwere Verantwortung auf sich geladen, welche keine Zeit zu tilgen vermag. Hier heißt's: „quod factum, non est mutandum." Langen liegt für immer brach und seine ohnehin schon zum Theil verarmte Bevölkerung wird einer immer mehr steigenden Verarmung entgegen gehen. — Es erscheint in der That als eine wahre Ironie auf den gesunden Menschenverstand, ein Prachtgebäude von circa 50,000 fl. Kosten wie das hiesige Stationshaus mitten in ein ödes Feld hineinzustellen, noch nicht einmal vergleichbar einer Oase in der Wüste, weil ihm die lebende Quelle fehlt. Und welchen Zweck hat es? Täglich, wie bemerkt, ein paar ein- oder aussteigende Passagiere verwundernd oder mißlaunig durch seine prunkende Räume passiren zu lassen. Reichte hier nicht ein einfaches, um $^9/_{10}$ wohlfeileres Gebäude hin? Nahe an Langen gelegen, wäre dieses Stationshaus allerdings mit seiner eben so geschmack- als prachtvollen Einrichtung und Ausstattung eine Zierde unseres Ortes und würde nicht nur Einheimische, sondern auch Fremde von nah und fern in größerer Menge herbeiführen, um sie tauschweise von hier nach Nord und Süd und umgekehrt, von dorten her zu uns bringen.

B.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 29. Sept. **Moritz von Sachsen**, Schauspiel in 5 Abth., von R. E. Prutz.

Mittwoch, 30. Sept. **Marie, oder: die Regimentstochter**, komische Oper in 2 Abth., Musik von Donizetti. (Gastrolle) Marie: Fräul. **Jenny Lind**, königl. schwedische Hofopernsängerin. Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreisen.

Redakteur: J. L. Helzer. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

